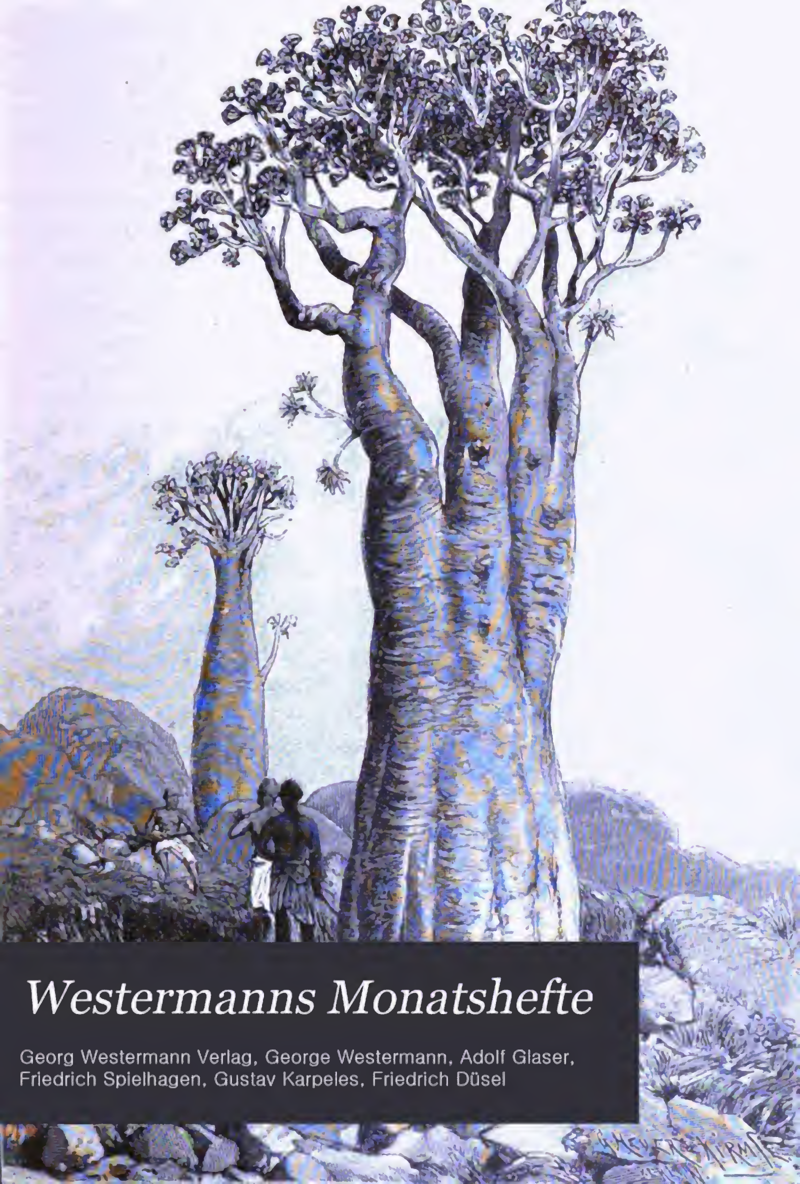


Westermanns Monatshefte
Georg Westermann Verlag, George Westermann, Adolf Glaser,
Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel

P Germ 413.1



Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL,

(Class of 1815).

This fund is $20,000, and of its income three quarters
shall be spent for books and one quarter
be added to the principal.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebzigster Band.

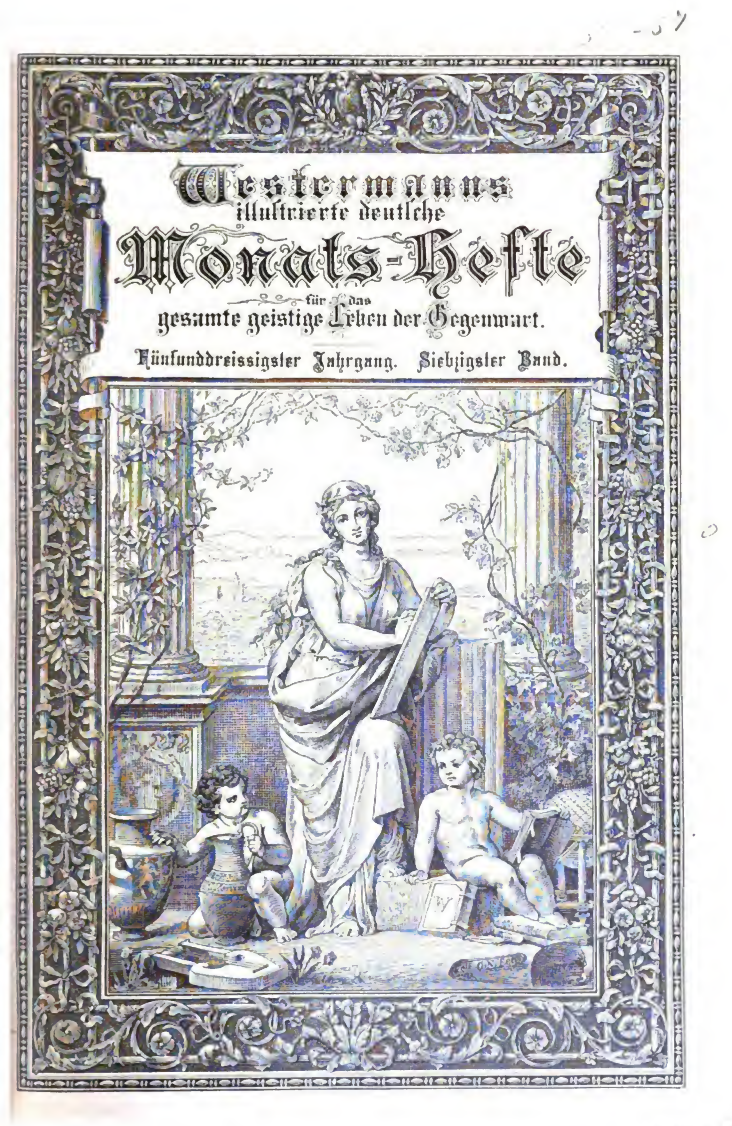
April 1891 bis September 1891.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1891.

Digitized by Google



Digitized by Google

~~IX.242~~
P Germ 413.1
1891, Apr. 8 – Sept. 14.
Turkey, [illegible]

Digitized by Google

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

siebzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Digitized by Google

Inhalt
des siebzigsten Bandes.

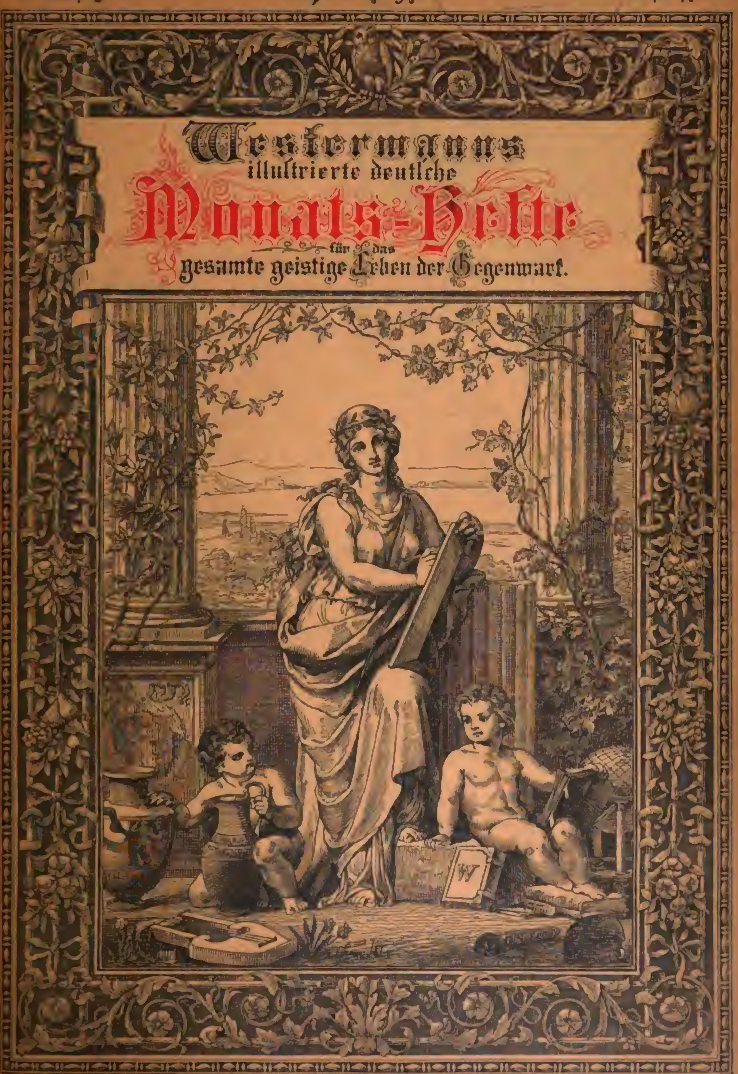
Digitized by Google

Namen- und Sachregister
zum siebzigsten Bande.

Digitized by Google

Digitized by Google

35. Jahrg. April 1891. Heft 415.



Braunschweig

Inhalt.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Digitized by Google



Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre.

Roman

von

Ossip Schubin.

I.



Der Ritter von Strachinsky lag in seinem Rauchzimmer auf einer Chaiselongue und ruhte aus von der jüngsten pekuniären Kalamität, welche er an den Haaren herbeigezogen hatte. Er hatte nämlich eine Zuckerfabrik gebaut in einer Gegend, wo noch nie eine Rübe gewachsen war außer einer gelben im Mistbeet, und dieses Unternehmen hatte die natürlichen Folgen gehabt.

Er ertrug sein Unglück mit hervorragender Geistesstärke und vertrieb sich die Zeit mit einem gefühlvollen Roman, auf dessen Umschlag eine händeringende Frau neben einem Champagner trinkenden Offizier abgebildet war. Manchmal weinte er über diese Dichtung, zu anderen Malen schlief er darüber ein und kümmerte sich weiter um nichts.

Er nannte das sich mit Würde in die geheimnisvollen Beschlüsse des Schicksals fügen und feierte sich selbst als Märtyrer.

Seine Frau befand sich nicht zu Hause. Während er sich auf dem Ruhebette in wehmütiger Selbstverherrlichung erging, widmete sie sich der demütigenden Beschäftigung, von einem ihrer reichen Verwandten zum anderen zu reisen und das zum Weiterbestand des schönen Unternehmens ihres Gatten nötige Kapital zusammenzubetteln.

„Es ist sehr traurig — aber ... das bringen die Verhältnisse mit sich,“ seufzte der Ritter, wenn seine Gedanken von seiner Lektüre zu seiner Gattin hinüberschweiften, und dabei steckte er den Finger ins Auge.

Es war Ende August und die Astern fingen an zu blühen. Fröhliche Geschäftigkeit herrschte ringsum im Dorf. Der Ritter beklagte sich zwar über eine Mißernte — aber so nannte er jede Ernte, deren Erträgnis nicht genügte, die hohen Zinsen seiner zahlreichen Schulden zu decken — die Bauern, die ihre Ansprüche an die Ergiebigkeit ihrer Hutweidenfelder

Digitized by Google

nicht so hoch spannten wie er, waren fröhlich und zufrieden, und aus den Stoppeln ragte bereits eine stattliche Anzahl von Schobern empor.

Im Garten draußen spielte ein kleines Mädchen in einem verwaschenen und ausgewachsenen Kleid Begräbnis — sie bestattete ihren Kanarienvogel, den sie heute früh tot in seinem Käfig gefunden. Sie war sehr traurig; der Kanarienvogel war ihr bester Freund gewesen. Kein Mensch kümmerte sich um sie. Die Mutter war verreist, und die Engländerin, der es eigentlich oblag, ihre Erziehung zu leiten, beschäftigte sich soeben damit, in Gesellschaft des Verwalters, eines strebsamen jungen Mannes, der durch den Verkehr mit ihr seine Sprachkenntnisse erweiterte — die Evolutionen einer neuen Mähmaschine zu beobachten. Die Kleine war sich selbst überlassen. Von Zeit zu Zeit blickte sie durch den weit offen stehenden Haupteingang des Schlosses in den Flur, einen ziemlich kahlen Flur, dessen Boden mit roten Ziegeln gepflastert und dessen hochgewölbte Wände weiß getüncht und mit zahlreichen großen und kleinen Hirschgeweihen verziert waren. Der Ritter von Strachinsky hatte letztere en bloc bei einer Auktion gekauft, doch hegte er bereits seit langem die Überzeugung, sie stammten alle aus seinem Forst. Er hatte eine ausgesprochene Vorliebe für schöne, volltönende Ausdrücke und bezeichnete seinen Wald stets als „seinen Forst“, sein Gut als eine „Herrschaft“ und seinen Garten als seinen „Park“.

Ein Aufwaschweib mit einem verschwitzten, roten, stumpfen Gesicht und dünnem, ruppigem Zopf auf dem Hinterkopf, von welchem ihr das gelbe Kattuntuch in den Nacken herabgeglitten war, rutschte in hochgeschürztem blauem Zwilchrock und bis an die Waden bloßen roten Beinen auf Händen und Knien über das von vielen Fußspuren beschmutzte Ziegelpflaster des Flures, welches sie sich bemühte, mit einem Strohwisch rein zu reiben.

Ein Dunst von heißem Wasser und Seifenschaum drang aus einem Holzkübel neben ihr.

Die Kleine draußen pflanzte gerade ein ganzes Regiment von rosa Astern auf den Grabhügel, den sie mit einem rostigen Blechlöffel ausgehöhlt und wieder eingefüllt hatte, als das Kratzen mit dem Strohwisch plötzlich aufhörte.

Ein junger Mensch stand in dem Flur, sehr jung, kaum sechzehn Jahre alt, und mit einer Mappe unter dem Arm. Sein Anzug war der eines wandernden Handwerksburschen, seine Haltung jedoch hatte etwas Besonderes und sein Gesicht war auffallend hübsch geschnitten, schmal, sehr bleich, die großen dunklen Augen fast schwarz, mit grünlichem Licht darin, das braune Haar leicht gelockt. Ähnlichen Gesichtern begegnet man häufig bei den neapolitanischen Knaben, die in Rom auf dem spanischen Platz Orangen verkaufen — Augen, wie sie der junge Mensch hatte, sieht man im Leben selbst im bevorzugtesten Falle kaum zwei- bis dreimal.

Die Kleine im Garten betrachtete den Burschen wohlgefällig. Offenbar mußte er durch die rückwärtige Thür in das Schloß gedrungen sein — den Eingang für das Gesinde und die Bettler.

Die Aufwaschfrau wischte sich eben die nassen roten Hände an ihrer Schürze ab und klopfte an einer der grauen Thüren, die in den Flur mündeten. Sie war neu im Hause und wußte noch nicht, daß man den Ritter von Strachinsky keines geringfügigen Anlasses halber stören dürfe.

Sie pochte mehrmals. Endlich kam's schlaftrunken, übellaunig: „Was giebt's?“

„Euer Gnaden, ein junger Herr ... möcht mit Euer Gnaden sprechen.“

Die Augen noch halb zugepappt, das Muster des gestickten Polsters, auf dem er geschlafen, an der rechten Wange abgedrückt, trat der Ritter von Strachinsky auf den Flur.

Er war mittelgroß, mit einem hübsch gewesenen Gesicht, das von zu gutem Leben rot und aufgedunsen geworden war, fing an kahl zu werden und hatte einen am Kinn ausrasierten, starken brau-

Digitized by Google

nen Backenbart. In seinem Anzug verriet sich ein mit großer Schlampigkeit gepaarter Hang zur Stutzerei. Er trug rote türkische Schnabelschuhe, die an den Fersen niedergetreten waren, graue Beinkleider und ein sehr fleckiges Smokingjackett, dunkelblau, mit roten Knöpfen und Aufschlägen.

„Was wollt Ihr?“ fuhr er, wütend darüber, solch unbedeutender Ursache halber gestört worden zu sein, den Fremden an.

Der Bursche zuckte zusammen. Dann murmelte er mit heiserer, zitternder Stimme, der Stimme eines sehr jungen Menschen, der schnell wächst und schlecht genährt ist: „Ich bin auf dem Weg nach Hause.“

„Was geht mich das an!“ donnerte nicht ohne Berechtigung der Strachinsky.

Der Bursche wurde blutrot. Linkisch und schüchtern reichte er dem verschlafenen Gutsbesitzer seine Mappe hin. Offenbar enthielt dieselbe Zeichnungen, die er gern verkauft hätte und nicht den Mut finden konnte anzubieten.

„Gebt ihm ein Almosen!“ rief Herr von Strachinsky der Köchin zu, die über den Lärm herbeigelaufen kam; dann sich zu dem Aufwaschweib wendend, das den zahnlosen Mund weit aufgerissen, verlegen neben dem dampfenden Wasserkübel stand, herrschte er dasselbe an: „Wenn du dich noch einmal unterstehst, mich eines lumpigen vazierenden Zimmermalergesellen wegen um die wenigen Augenblicke der Ruhe zu bringen, deren ich bei meiner geplagten und angestrengten Existenz so dringend bedarf, so jag ich dich auf der Stelle aus dem Dienst.“ Hiermit kehrte er in sein Gemach zurück und schlug die Thür hinter sich zu.

Die Köchin reichte dem Burschen zwei Kreuzer. Seine Hand zitterte, eine lange schmale Knabenhand war's, fast durchsichtig mager.

Er berührte das Geld kaum, schlenderte es heftig auf die Erde und ging.

Die Kleine im Garten hatte die Scene aufmerksam beobachtet; ihr zartes Körperchen zitterte vor Entrüstung. Sie war aufgesprungen und heftete jetzt, die kleinen Fäuste geballt, die Arme straff niedergestreckt, mit etwas dramatischer Pose die Augen auf die Thür, hinter welcher der Ritter verschwunden war. Sie hatte sehr helle Augen für ein Kind von neun Jahren und einen sehr durchdringenden Blick darin — einen Blick, der dem Ritter nicht hold war. Nachdem sie so ein Weilchen seine Thür angestarrt, stemmte sie die Hände in die Seiten, zog das Stirnchen in Falten und dachte nach. Es dauerte nicht lange, dann zuckte sie mit einer komisch-altklugen kleinen Gebärde die Achseln, ließ ihren soeben begrabenen Kanarienvogel im Stich und eilte ins Haus auf die Vorratskammer zu.

Die Thür war offen. Suchend sah sie sich um. Dem strengen Befehl des Ritters gemäß wurden in Abwesenheit der Hausfrau alle Speisereste mißgünstig und pedantisch aufbewahrt, freilich nur sehr selten verwendet. Infolge dieser unwirtschaftlichen Knauserigkeit fand die Kleine einen großen Vorrat von fettigen Schüsseln mit abgelüfteten und verschimmelten Fleischüberbleibseln, trockenen Semmeln und in Gärung übergegangenen Aprikosenkompotts. Es dauerte eine längere Weile, ehe sie etwas entdeckte, das ihrem Zweck entsprach — ein kaltes gebratenes Rebhuhn, ein paar Stückchen appetitlichen Mandelkuchens, die vom heutigen Frühstück übrig geblieben waren. Sie packte alles eilig in einen Korb, zugleich mit einer angebrochenen Flasche Wein, einem Glas, einem Besteck und einem niedlichen Theeserviettchen. Dann putzte sie den Korb mit rosa Astern auf und huschte mit ihrer Beute davon, beim Bettlereingang hinaus, sehr eilig und völlig aufgehend in ihrer Rolle einer beglückenden Fee.

Tief in ihrem Herzen versteckt, trug sie einen dringenden Hang zur Romantik, der mit dem scharfen Verstand, welcher aus ihren bereits damals unheimlich hellen Kinderaugen hervorblickte, im seltsamsten Widerspruch stand.

Digitized by Google

Sie hatte sich ganz außer Atem gelaufen und spähte noch immer vergeblich nach ihrem hübschen Landstreicher aus. Sollte sie vielleicht jemand fragen, ob er nicht einen jungen Menschen gesehen habe mit einer Mappe unterm Arm? Ihr Herz klopfte, sie genierte sich ein wenig. Von fern trug ihr die kaum bewegte Sommerluft ein keck hingepfiffenes Liedchen zu, eine fremdländische Melodie, die ihr auffiel.

Sie lenkte ihre kleinen hüpfenden Schritte nach der Richtung, von wo es herklang.

Ach dort! — ja in der That ...

Neben der Straße floß dem an der anderen Seite des Dorfes vorüber rauschenden Strome ein Bächlein zu — so schmal, daß ein zwölfjähriger Schuljunge bequem hinüber hätte hüpfen können. Nichtsdestoweniger hatte der Ritter von Strachinsky es für nötig erachtet, dasselbe mit einer großartigen, aus drei steinernen Bogen bestehenden Brücke zu überwölben. Im Schatten dieses Monuments, für dessen Errichtung der betriebsame Gutsbesitzer vergeblich einen Orden zu erhalten gehofft, kauerte der junge Mensch. Er war jetzt noch bleicher als früher und die Thränen hingen ihm an den Wangen, dabei aber pfiff er so recht herausfordernd gleichgültig vor sich hin, mit angestrengtem Leichtsinn, wie man pfeift, wenn man nichts zu essen hat und vergessen will, daß man hungrig ist.

Der Kleinen wurde ganz weinerlich zu Mut. Da blickte er auf und ihr gerade in die Augen. Plötzlich eingeschüchtert, stand sie wie angewurzelt. Nach einem Weilchen machte sie eine unbeholfene Bewegung mit dem Korbe: „Willst du?" stotterte sie. Als er nichts antwortete, stellte sie den Korb einfach vor ihn auf die Erde hin und wollte, jeglichen weiteren Auseinandersetzungen ausweichend, beschämt und aufgeregt davonlaufen.

Eine warme junge Hand hielt sie am Arm zurück, fest und einschmeichelnd zugleich. „Du kommst von dort her?" rief der Bursche, nach dem Schloß deutend. „Zu wessen Auftrag?"

Seine Stimme war angenehm, seine Art zu sprechen die eines jungen Menschen aus gutem Hause.

„Es weiß niemand, daß ich hier bin," erwiderte sie verlegen, und wie er dazu unzufrieden die Stirn runzelte, setzte sie, sich eifrig entschuldigend, hinzu: „Aber wenn Mama zu Hause gewesen wäre, so hätte sie mich gewiß geschickt; die läßt keinen Bettler vom Hause fort, ohne ihm etwas zu essen zu geben."

Bei dem Worte Bettler wendete er sich ab; sie aber fing plötzlich an laut zu heulen. Sie heulte so laut, daß er darüber lachen mußte. „Ja, warum weinst du denn eigentlich?" frug er, und sie erwiderte in heller Verzweiflung: „Ich weine, weil du nichts essen willst."

„So ... ist das dein ganzer Kummer?"

„Ja ... iß doch ... iß!" stieß sie immer noch schluchzend heraus.

„Nun, wenn dir ein gar so großer Gefallen damit geschieht," neckte er sie, „aber dann setz dich neben mich und hilf mir." Er blickte ihr mit seinem einschmeichelnden Taugenichtslächeln voll in die Augen, dann nahm er ihre kleine, schmale Hand in die seine und drückte seine Lippen darauf recht voll und warm, zweimal.

Sie freute sich über diese ritterliche Huldigung, vielleicht auch über die Liebkosung, denn derlei wurde ihr selten zu teil. Daß der junge Mensch kein Handwerksbursch, sondern irgend ein verkappter Prinz sein müsse, hatte sie längst mit sich ausgemacht, und in diesem erhebenden Bewußtsein setzte sie sich neben ihn in das Gras und kramte ihre Schätze vor ihm aus. Wie gut es ihm schmeckte, und mit was für weißen Zähnen er anbiß! Dabei legte er gewisse wohlerzogene Gewohnheiten an den Tag, einen Widerwillen dagegen, sich die Finger schmutzig zu machen, der auch einem älteren, lebensreiferen Beobachter als der kleinen Schwärmerin betreffs seiner eigentlichen Lebens-

stellung zu denken gegeben hätte. Seine Mappe lag neben ihm. Sie streckte den zarten Zeigefinger zwischen die mit grünen baumwollenen Bändchen zusammengeknüpften braunen Pappendeckel und flüsterte ernsthaft: „Darf ich da hineinschauen?"

„Wenn's dir Spaß macht," erwiderte er.

Mit wichtigthuerischer Umständlichkeit, als handle es sich um die Enthüllung eines Heiligtums, knüpfte sie die Bänder auf und schlug die Deckel auseinander. Ihre Augen wurden sehr groß und ein „O!" der Begeisterung entfuhr ihren Lippen. Ein so hochgradiges Entzücken wie bei dem noch nicht zehnjährigen kleinen Mädchen hätten die Zeichnungen bei einem kritischeren Beschauer kaum erweckt. Sie waren teilweise recht steif und linkisch. Achtlos an ihnen vorübergehen hätte jedoch kein wahrhaft Kunstverständiger können, dazu verrieten sie zu deutlich ein großes Talent. Die Hand folgte noch nicht, aber die Augen des Burschen sahen gut.

Die Kleine war ganz aufgeregt vor Bewunderung. Nach einer Weile blickte sie feierlich zu ihrem neuen Freunde auf, ihr Mitleid hatte sich in Ehrfurcht verwandelt. „Jetzt weiß ich, was du bist — ein Künstler!"

„Meinst du?" erwiderte der Bursche, dem die Andacht, womit sie das Wort aussprach, schmeichelte; er hatte indessen das Rebhuhn verzehrt und sah jetzt bedeutend weniger bleich aus als früher.

„Kannst du alles malen, was du siehst?" fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ich kann gar nichts," antwortete er mit einem lustigen Mutwillen, der, kaum daß er sich von seiner verhungerten Mattigkeit etwas erholt, an allen Ecken und Enden seines Wesens hervorguckte. „Gar nichts kann ich malen," wiederholte er, ihr komisch zunickend, „aber ich versuche alles zu malen, was mir gefällt."

Sie sahen einander in die Augen, er mit verhaltenem Lachen, sie beklommen. Endlich brachte sie's heraus: „Gefall ich dir denn gar nicht?"

„Soll ich dich malen?"

Sie nickte.

„Was giebst du mir dafür?"

Sie griff in ihre Tasche und zog ein sehr abgeschundenes Portemonnaie daraus hervor, ein pensioniertes Möbel des Ritters von Strachinsky, das ihr dieser in einem großmütigen Moment geschenkt hatte und in dem sich fünf blanke Silbergulden breit machten. „Ist das genug?" fragte sie ihn.

„Geld will ich nicht," erwiderte er.

Schon wieder hatte sie eine Dummheit gesagt. Sie fühlte es, das Bewußtsein war ihr bitter. Um sich zu rehabilitieren, wurde sie plötzlich sehr weise.

„Was bist du für ein komischer Künstler," predigte sie ihn an, „der sich seine Bilder nicht bezahlen läßt. Kein Wunder, daß du dann beinahe verhungerst."

Er nahm noch einmal ihre Hand samt den verschmähten fünf Silbergulden in die seine und küßte sie zwei-, dreimal. „Ich will schon Geld nehmen für meine Malerei," versicherte er, „nur von dir nicht, aber dein Bild will ich dir machen, und von Herzen gern."

„Umsonst?"

„Nein — einen Kuß mußt du mir geben dafür, willst du?" Er beobachtete sie, ohne sie anzusehen. Wieder huschte ihm das einschmeichelnde Taugenichtslächeln um die Lippen — das hübsche, weiche Lächeln, das er irgendwo von einer gutherzigen und leichtsinnigen Frau geerbt haben mußte.

Völlig überzeugt von der Richtigkeit ihres Vorgehens war sie nicht, ihr Herz hämmerte ihr sogar ziemlich unruhig in der Brust, fast als ob sie im Begriffe gewesen wäre, einen kleinen Teufelspakt einzugehen, aber schließlich ...

„Wenn du's nicht anders thust," sagte sie seufzend und zerrte an ihren sehr hübschen, wenn auch verwahrlosten Händen.

Er nickte lustig: „Schon gut."

Damit mußte sie sich vor ihn ins Gras hinsetzen und er packte seinen kleinen blechernen Aquarellkasten aus, nagelte ein Stück rauhen, grauen Papiers auf den

Digitized by Google

Deckel der Mappe, und die Sache war eingefädelt.

So saß sie ihm ganz ernsthaft, die Füße gerade vor sich hingestreckt und sich mit beiden Händen festhaltend im Gras. Ringsum leichte Augustluft, alles sommerlich hell, glitzernder Sonnenschein auf den seichten, durchsichtigen Wassern des schmalen Bächleins, über das sich die steinerne Brücke mit unnützer Wichtigthuerei hinüber wölbte und dessen Ufer mit blauen Vergißmeinnicht und gelben Wasserlilien umkränzt waren, daneben Weidenstämme zerrissen, weit aufklaffend mit aus ihren Wunden herauswachsenden Wiesenblumen, und sich grau und weich gegen das Grün der sanft ansteigenden Hutweide abhebendem silberigem Laub an gerade aufstarrenden glatten rötlichen Ästen, nebenan das träumerische Murmeln des Bachs und aus der Ferne herüberdröhnend das rhythmische Auf- und Niederhageln der Dreschflegel. Die Dampfdreschmaschinen waren damals noch nicht allgemein.

Sie waren beide stumm — er vor jugendlichem Künstlereifer und sie vor Erwartung.

Plötzlich klang von fern eine schrille, zänkische Glockenstimme mitten in das Schweigen der beiden hinein. „Das ist die Tischglocke!" rief das kleine Mädchen, verzweifelt mit den Achseln zuckend, und sprang auf. Sie wußte, daß es nun mit ihrer Freude und Freiheit vorbei war, daß man sie vermissen, suchen und holen würde.

„Ich muß nach Haus!" rief sie, „bist du fertig?"

„So ziemlich, ja!"

Sie lief auf ihn zu und blickte ihm über die Schulter. Ihr blieb der Atem aus vor Überraschung über das, was sie auf dem grauen Papierbogen sah — ein kleines Mädchen in einem verwaschenen, sehr kurzen Kleid und mit langen, ebenfalls verwaschenen roten Strümpfen, ein sehr schlankes, gestrecktes Figürchen und ein kleines, rundes Gesicht, ein schmales Stumpfnäschen, zwei ernst und erstaunt ins Leben blickende helle, dunkelumsäumte Augen, eine kurze Oberlippe, ein rundes Kinn, eine sehr weiße Haut und leuchtendes rotbraunes Haar, das lang und seidig um die schmalen Kinderschultern herabhing und am Hinterkopf mit einem blauen Band zusammengeknüpft war.

Er hatte die Skizze von dem Mappendeckel heruntergenommen, sie hielt sich dieselbe jetzt mit beiden Händen in entsprechender Sehweite vor die Augen und betrachtete sie prüfend.

„Ist das Bild aber auch ähnlich?" fragte sie, und dann, an sich niedersehend, setzte sie hinzu: „Das Kleid ist ähnlich und die Strümpfe sind ähnlich, aber das Gesicht — ist das ähnlich?" Sie sah gespannt zu ihm auf.

„Ich kann's nicht besser," entgegnete er ihr etwas abweisend.

„Aber du darfst doch nicht gleich böse sein," ereiferte sie sich, „ich wollte nur wissen — ob — so etwas weiß man nicht selbst — ob — nun — es kommt mir zu hübsch vor, dein Bild."

Er sah sie komisch von der Seite an. „Ein wenig schmeicheln muß jeder Maler, der bei den Damen Erfolg haben will!" gab er ihr zur Antwort.

„Du schenkst mir das Bild?" fragte sie nach einer kleinen Pause beklommen.

„Du hast dir's ja bestellt," erwiderte er.

„Da—da—anke!" stotterte sie zitternd, damit wendete sie sich um und wollte forteilen.

Er aber war gar nicht gesonnen, sie so kurzweg davon zu lassen. „Und mein Honorar?" rief er, indem er sie fest um den schlanken Leib packte, so fest, daß er ihre kleinen Füße aus dem von Gänseblümchen durchwucherten Gras heraushob. „Wortbrüchige!" setzte er vorwurfsvoll hinzu.

Sie wurde sehr rot, obzwar sie erst neun Jahre alt war, dann schlang sie den Arm um seinen Hals und küßte ihn gerade auf den Mund. Er hatte selber noch Lippen wie ein Mädchen. — Dann ging sie, kam aber nicht recht vom Fleck, ihre Füße waren schwer und hafteten am Boden; ihr war's, als ob sie etwas am

Digitized by Google

Kleid zurückzöge zu ihm. Sie blieb stehen und sah sich um.

Er beschäftigte sich damit, seine kleinen Habseligkeiten zusammenzupacken — alle Heiterkeit war aus seinem Gesicht geschwunden, er sah wieder sehr blaß aus und traurig. Ein schreckliches Mitleid riß ihr am Herzen, sie lief auf ihn zu.

„Du hast deinen Korb vergessen," meinte er gutmütig, indem er ihr denselben reichte.

„Nein, das ist es nicht," erwiderte sie kopfschüttelnd, damit legte sie ihr Bild auf einen großen Weidenstumpf und schlich sich ganz nah an ihn heran.

Etwas überrascht lächelte er zu ihr nieder. „Noch ein Wunsch, meine kleine Prinzessin?"

„Nein ... das heißt ja ..." Sie zupfte ihn am Ärmel. „Siehst du," begann sie verlegen und zuthunlich, „sei nur nicht böse — aber — es ist mir nur so eingefallen — wie schlimm das wäre, wenn du, eh du zu Hause ankommst, dich ein zweites Mal von jemand anfahren lassen müßtest, wie von dem dort" — sie deutete nach dem Schlosse — „und da ... und da ... ach, ich weiß es am besten, wie schrecklich das ist, kein Geld zu haben. Ich ... ich bitte dich, nimm die Gulden mit — wenn du ein großer Künstler geworden bist, bringst du mir sie!" ... Und ehe er sich's versah, hatte sie ihm das Portemonnaie in die Rocktasche gesteckt.

Ihm standen die Augen voll Thränen; er hielt sie fest im Arm und sah sie an, als wollte er ihr Gesichtchen auswendig lernen.

„Es ist möglich," murmelte er, „vielleicht bringst du mir Glück — und es wird noch etwas aus mir, und wenn du dann noch so lieb und hübsch bist wie jetzt ..." Er küßte sie auf beide Augen.

„Rika!" kreischte es aus der Ferne.

„Heißt du so?" fragte er.

„Ja."

„Und wie heißt du mit dem Zunamen?"

„Mein Stiefvater heißt Strachinsky, und wie ich heiß, weiß ich nicht."

„Rika!" hörte man's noch einmal von etwas näher herkreischen.

„Und wie heißt du?" fragte sie ihn.

Doch ehe er noch geantwortet, zeigte sich die bis in alle Kleiderfalten hinein zitternde Gestalt der Engländerin, die, plötzlich zum Bewußtsein ihrer Gouvernantenpflichten erwacht, ihren Schützling auf der Landstraße suchte.

Hastig griff die Kleine nach ihrem Bilde und floh.

— — — — — — — — — — — —

Ins Haus zurückgekehrt, sprang sie noch eilig die Treppe hinauf, um ihr Konterfei in Sicherheit zu bringen und sich von der sehr erregten Engländerin, die übrigens Fräulein Sophy Lange hieß und die Tochter ehrlicher deutscher Eltern aus Hamburg war, eine frische Schürze umbinden zu lassen, worauf sie sehr kaltblütig, als ob sie sich nicht des mindesten Fehlers schuldig fühle, das Speisezimmer betrat.

Ihr Stiefvater empfing sie mit den heftigsten Vorwürfen und erkundigte sich sofort, wo sie denn eigentlich gewesen war. Sie erwiderte kurz: „Im Dorf!" worauf er ihr eine erschütternde Predigt hielt wegen unbefugter Landstreicherei, und auch gegen die Engländerin aus Hamburg ein paar vernichtende Worte fallen ließ. Er hatte seine buntscheckige Morgentracht mit einer hellfarbigen Sommertoilette vertauscht, in welcher er sich bedeutend besser ausnahm. Seiner Stieftochter gefiel er übrigens in hellem Havannabraun ebenso schlecht wie in Grellblau mit roten Aufschlägen. Sie machte sich aus allen seinen Reden nichts und aß ruhig weiter. Miß Sophy vergoß indessen Thränen. Der Ritter von Strachinsky imponierte ihr ungemein, ja mehr als das, sie verehrte ihn geradezu wie ein höheres Wesen. Er hatte überhaupt Glück bei Frauen, von den niedrigsten bis in die höchsten Regionen hinauf. Aus welchem Grund? — das ist schwer zu sagen. Er besaß das magnetische Fluidum; nur auf seine Stieftochter wirkte dasselbe nicht.

Digitized by Google

Sie vertrugen sich auffallend schlecht miteinander, der Ritter von Strachinsky und sein helläugiges Stieftöchterchen. Was sie an ihm ärgerte, war so heikler und verwickelter Natur, daß es sich schwer in Worte kleiden läßt. Ihn ärgerte an ihr hauptsächlich der Umstand, daß sie ihn trotz ihrer zarten Jahre bereits durchschaute, daß sie sich mit einem Worte keine Illusionen machte über ihn.

Es erhöht stets unsere Zuneigung für unseren Nächsten, wenn dieser uns mit verschönernden Augen anblickt. Ein paar Illusionen verlangen wir von unserer Umgebung, sie sind unbedingt nötig zur Annehmlichkeit des täglichen Verkehrs. Aber die Forderungen des Ritters überstiegen in dieser Richtung jedes Maß, während die Leistungsfähigkeit seiner Tochter ganz ungewöhnlich gering war.

Das Mittagessen hatte seinen Lauf genommen.

Der Strachinsky hatte sich predigend, Miß Sophy Thränen vergießend, die kleine Rika stillschweigend bis zum Nachtisch durchgegessen. Da erkundigte sich der Ritter, für den das Essen immer eine der wichtigsten Beschäftigungen des Lebens ausmachte, nach dem Mandelkuchen, von dem, wie er den Diener auf das bestimmteste versicherte, bei der Frühmahlzeit noch fünf Stück übrig geblieben waren ... ja, fünf Stück und ein kleines, er habe sie gezählt.

Der Diener lief in die Küche zurück, um Erkundigungen einzuholen; die Köchin vermochte nichts anderes auszusagen, als daß sie den Mandelkuchen am Vormittag selber in der Speisekammer aufbewahrt habe, von wo er jedoch inzwischen spurlos verschwunden sei. Herr von Strachinsky war empört, er ließ den ganzen Haushalt zusammentrommeln, verdächtigte jeden einzelnen des Diebstahls, von der Hausdienerschaft angefangen bis zum Stallgesinde, und sprach von neuen Gitterfenstern. Die kleine Rika ließ ihn ein Weilchen wüten, sie weidete sich an seiner Aufregung; endlich bemerkte sie gleichmütig: „Zu was von Gitterfenstern reden, da jeder durch die Thür hineinkann, sie ist ja nie verschlossen.“

„Schweig, was weißt du davon,“ donnerte der Ritter.

„Und ob ich davon weiß!“ sagte die Kleine ruhig, „ich weiß auch, wo der Kuchen hingekommen ist.“

„Wohin?“ brüllte der Ritter.

„Ich hab ihn weggenommen. Ich hab ihn dem Maler nachgetragen, den du hinausgejagt hast.“

Die Augenbrauen des Gutsbesitzers fuhren ihm bei diesem Geständnis seiner Stieftochter bis in die Stirn hinauf. „Du — bist — dem — Lackierergesellen auf die Straße nachgelaufen?“ rief er atemlos und indem er jedes Wort einzeln hervorstieß, aus.

„Ja,“ erwiderte die Kleine gelassen; „und er war auch gar kein Lackierergeselle, sondern ein junger Künstler, aber wenn's auch nur ein Lackierergeselle gewesen wäre, ich wär ihm dennoch nachgelaufen!“

„So, und warum?“ fragte er schneidend.

Sie blickte ihm voll in die Augen. „Warum? weil du ihn so schlecht behandelt hast und er mich dauerte.“

Einen Moment lang blieb er sprachlos, dann stand er auf, packte die Kleine beim Arm und schob sie zur Thür hinaus. Während sie dann, ohne sich zu wehren, gleichmütig vor sich hinsingend die Treppe hinaufhüpfte, eine Treppe, deren Biegung einen rechten Winkel beschrieb und deren flache ausgetretene Holzstufen einen Geruch von feuchtem Moder ausströmten, wendete sich der Strachinsky zu der Engländerin aus Hamburg und stöhnte: „Meine Stieftochter ist eine Geißel für mich, ich bin überzeugt, daß sie für die Galeeren bestimmt ist.“

Die Galeeren lagen etwas weit ab von den gewöhnlichen österreichischen Verhältnissen, der Ritter von Strachinsky aber hatte eine Vorliebe für alles Exotische und kürzlich einen Roman gelesen, in welchem die Galeeren eine Rolle spielten.

Digitized by Google

Die kleine Erika begab sich indessen aus dem Speisezimmer in den Salon, einen sehr großen, aber nichts weniger als prunkhaften Raum, dessen Einrichtung hauptsächlich aus Bücherschränken und einem Klavier bestand. An dieses Klavier setzte sie sich und vertiefte sich sofort in das Studium einer Sonate von Mozart, die sie sich vorgenommen, zur Feier der Rückkehr ihrer Mutter einzuüben. Sie war musikalisch ungewöhnlich begabt, ihre zierlichen Fingerchen bewegten sich mit unglaublich weicher Geschmeidigkeit über die Tasten hin, und ihre sonst ziemlich blassen Wangen glühten vor Eifer; es ging sehr gut, sie streckte das Füßchen aus, um das Pedal zu treten, was ihrer Ansicht nach ihrer musikalischen Produktion erst die höchste Weihe verlieh, als ihr plötzlich eine große Aufregung auffiel, die das ganze Haus zu erfüllen schien. Hunde bellten, Dienstboten liefen durcheinander, ein Wagen fuhr über den Kies und hielt vor dem Haupteingang des Schlosses. Frau von Strachinsky war unerwartet zurückgekehrt.

Die Kleine eilte die Treppe hinab — sie kam gerade dazu, wie der Ritter seine Frau aus dem Wagen hob. Sie küßten sich wie Brautleute, was der Kleinen einen ärgerlichen Eindruck zu machen schien; es fiel ihr auch ein, daß sie ja gar nicht wisse, ob sie sich unter den obwaltenden Umständen weiter vorwagen dürfe. Da hörte sie ihre Mutter fragen: „Und wo ist denn Rika?“

Ohne die Antwort des Ritters abzuwarten, stürzte sie hinunter und der Mutter in die Arme.

„Nun, aussehen thust du prächtig, meine Alte,“ rief die Mutter, indem sie ihrem Töchterchen die Wange streichelte, „warst du auch recht brav?“

Rika schwieg. Das Gesicht Frau von Strachinskys nahm einen betrübten und bekümmerten Ausdruck an, der Ritter zog die Brauen zusammen und machte seine hochmütigen Nasenflügel. Seine Frau blickte von ihm zu dem Kinde hinüber, das jetzt ihre Hand ergriffen hatte und küssen wollte. „Was hat sie denn schon wieder gethan?“ rief sie, sich an ihren Gatten wendend.

„Abgesehen von ihrem Benehmen gegen mich, das geradezu unqualifizierbar ist — ich sage unqualifizierbar,“ rief Strachinsky, „abgesehen davon, hat sich das Mädchen wieder in einer Weise vergessen ... nun, ich will dir's später mitteilen!“

„Gleich jetzt!“ stieß die Kleine heraus, „lieber gleich!“

„Schweig, freches Ding!“ herrschte der Ritter sie an; dann sich zu seiner Gattin wendend, fragte er: „Bringst du mir gute Nachrichten? Hat sich der Onkel bereit erklärt?“

Frau von Strachinsky schüttelte betrübt mit dem Kopfe. „Leider nicht — nicht ganz,“ murmelte sie ängstlich; „aber er war sehr lieb, er war entzückt von Bubi.“ Bubi war das Stiefbrüderchen Rikas, das die arme Frau auf ihrer peinlichen Reise mitgenommen hatte, vielleicht um sich eine Haltung zu geben, oder auch, um die Herzen der Verwandten weicher zu stimmen. Dazu schien er freilich wie geschaffen, denn er war ein allerliebster kleiner Kerl mit dem herzigsten braunumlockten Milch- und Blutgesichtchen und gar so lieben dicken bloßen Ärmchen. Die Hände hatte er voll Spielsachen, mit denen er auf seine Schwester zukam, um dieselbe zu trösten, da er sofort gemerkt, daß es ihr wieder einmal recht schlecht ging.

„Das begreife ich nicht,“ murmelte Strachinsky, „von Onkel Nicki hätte ich ein chevalereskeres Benehmen erwartet,“ und er blickte seine Frau so streng an, als ob sie für den Mangel an Erfolg ihrer Mission verantwortlich wäre. Sie legte ihm sanft die Hand auf den Arm und sagte: „Du bist eben ein unverbesserlicher Idealist, mein armer Jello, du beurteilst alle Menschen nach dir!“

Und der Strachinsky fuhr sich mit dem Zeigefinger in die Augen und hauchte sentimental: „Ja, ich bin nun einmal ein Idealist, ein unverbesserlicher Idealist — der reinste Don Quixote.“

— — — — — — — — — — —

Den Rest des Nachmittags verbrachten die beiden Eheleute damit, in dem großen Salon beisammen zu sitzen und zu versuchen, sich den Stand der Geschäftsverhältnisse des Ritters klar zu machen, was sich als schwierig herausstellte.

Sie hielt den Bleistift in der Hand und rechnete. Er ging mit einer tragischen Miene auf und ab und rauchte Cigaretten dazu. Von Zeit zu Zeit stieß er eine effektvolle Phrase hervor, wie: „Ich passe nicht in diese Welt!" oder: „Freilich, so ein Marquis Posa wie ich!"

Sie saß indes ruhig vor dem sich immer dichter mit Ziffern füllenden Bogen Papier. Ihr Gesicht hatte sich verdüstert, das des Ritters sich im Gegenteil aufgehellt. Da es ihm glücklich gelungen, alle seine Sorgen auf ihre Schultern abzuwälzen, fühlte er sich sehr vergnügt.

„Von diesen zehntausend Gulden, die du da schuldest, hatte ich ja keine Ahnung!" rief mit plötzlich aufflammender Heftigkeit die gequälte Frau.

„Nicht?" fragte unbefangen der Ritter, „ich muß dir doch davon geschrieben haben, oder hätte ich diese Kleinigkeit vergessen? ... Ja, jetzt erinnere ich mich. Du warst damals mit den Kindern in Johannisbad. Der Löwy kam und redete in mich hinein, daß die Vermögen in der Luft hingen — daß es Gewissenssache wäre, die Gelegenheit nicht beim Schopf zu packen; so kaufte ich denn hundert Stück Schönfelder. Mein Gott! was verstehe ich denn von Geschäften, so etwas kann man von einem Kavalier nicht verlangen. Bei der Armee lernt man dergleichen auch nicht — unsereins ist darauf angewiesen, seinen Ratgebern zu vertrauen. Ich vertraue zu leicht, du hast mir's immer gesagt, es ist dies in der Großmütigkeit meiner Natur begründet. Ich mache es mir zum Vorwurf. Der ganze Egmont bin ich! Ja, armer Egmont! Es bleibt mir nichts weiter übrig, als auch meinerseits zu seufzen: Oranien! Oranien!"

Durch dieses mit unglaublich elegischer Betonung ausgesprochene Geständnis glaubte der Ritter seine mißglückte Spekulation vollständig gesühnt zu haben. Zu seiner großen Überraschung verfehlte er jedoch die beabsichtigte Wirkung. Frau von Strachinsky schob ihr dichtes, glatt um die Stirn gescheiteltes dunkles Haar von den Schläfen zurück und rief: „Ich begreife dich nicht, du hattest mir doch so fest versprochen, nicht mehr an der Börse zu spekulieren!"

„Aber liebe Emma, das Geschäft schien so glänzend, daß ich mir wie ein Elender vorgekommen wäre, wenn ich nicht wenigstens versucht hätte ..."

„Du siehst, was daraus geworden ist!"

„Wenn ein Mensch etwas nach bestem Wissen und Gewissen thut, darf man es ihm nicht zum Vorwurf machen, selbst wenn sein Unternehmen mißglückt," predigte er, „nein, liebe Emma, nicht ein Wort, rede jetzt nichts, es würde dir nachträglich nur leid thun ..."

Aber Emma Strachinsky ließ sich diesmal nicht so mir nichts, dir nichts die Rede abschneiden, sie war überreizt und verzweifelt. „Du hast immer alles mit dem besten Willen gethan," schrie sie fast heiser vor Erregung, „und das schöne Ende von deinem guten Willen wird sein, daß meine Kinder eines Tages betteln gehen können! Willst du mir's vielleicht verübeln, wenn ich meine letzten Heller verteidige, um den Kindern eine Existenz zu sichern?"

Jagello von Strachinsky maß sie vom Kopf bis zu den Füßen. „D e i n e paar Heller ...!" sprach er streng, vernichtend, „du bist von einer Unzartheit! ... Nun, ich werde mich danach richten, thue von nun an, was du willst, ich habe nichts mehr zu sagen!" Dann den Kopf hochmütig zurückwerfend, jeder Zoll Märtyrer und Kavalier, verließ er das Zimmer.

Sie blickte ihm nach — sie war zu weit gegangen, ihre Heftigkeit hatte ihr wieder einmal einen Streich gespielt. Ihr Herz klopfte, sie war ganz wund vor Aufregung, Beschämung und Reue.

Als die kleine Erika gegen Abend mit

Digitized by Google

ihrem Brüderchen im Garten draußen Verstecken spielte, sah sie ihre Mutter und den Stiefvater einträchtig die von Fliederbüschen besetzten Sandwege entlang wandeln, er bereits etwas kahl, schlaff mit vollem Backenbart und schmachtendem Blick, noch immer hübsch, aber mit verwischten, aufgedunsenen Zügen; sie kräftig, schlank und stramm mit großen dunklen Augen in einem edlen, blassen, aber nicht schönen Gesicht. Sie gingen eng aneinander geschmiegt, für einen oberflächlichen Beobachter gaben sie das Bild eines zärtlichen und glücklichen Ehepaares ab. Und doch, wenn man näher zusah ...

Er hatte den Arm um ihre Schulter geschlungen und lehnte auf ihr, anstatt daß sie sich auf ihn gestützt hätte. Das Sichgehenlassen seines schweren Körpers, der süß hinduselnde, schläfrige Ausdruck seines Gesichts — alles sprach selbstzufriedene, seichte, weichliche Bequemlichkeitsliebe aus, während sie ...

In ihren Augen war ein Schatten, eine Unruhe, eine Sorge, und ihre Gestalt sah aus, als würde sie langsam zu Boden gedrückt von einer Last, die sie abzuschütteln nicht gewagt oder nicht vermocht.

Mit geduldig regelmäßigem Schritt ging die Frau unter ihrer schwer auf ihr lastenden Bürde einher. Plötzlich schien sie unruhig zu werden — ein Schauder durchlief sie.

„Was hast du, mein Herz?" fragte der Strachinsky, sich enger an sie schmiegend.

„Nichts," murmelte sie, „nichts," und ging weiter.

Sie waren an den Verstecken spielenden kleinen Geschwistern vorübergekommen. Durch das glanzlose Zwielicht hatte sie der Blick von ein Paar hellen, dunkelumsäumten Kinderaugen getroffen, der zu fragen schien: „Wie kann sie den lieben?"

Es waren unheimliche Kinderaugen!

— — — — — — — — — — — —

Die Abneigung des Kindes datierte weit zurück, war im Grunde eine der ersten deutlich ausgesprochenen Empfindungen seines kleinen Herzens gewesen. In den ersten Jahren ihrer zweiten Ehe hatte die Mutter es ihrer Tochter aus zärtlicher Überspanntheit möglichst lange verschwiegen, daß Strachinsky nicht ihr Vater sei, ein Zufall hatte die Kleine darüber aufgeklärt. Als diese sofort herbeisprang, die Mutter um Bestätigung des von anderen Mitgeteilten anzusprechen, zog sie die Ärmste an ihre Brust und küßte und streichelte sie, als ob sie ihr einen großen Schmerz wegliebkosen sollte. Sie bat die Kleine, sich keine traurigen Gedanken zu machen, versicherte ihr, daß „der Papa" ein viel zu edler Mensch sei, um je einen Unterschied zu machen zwischen ihr und seinen eigenen Kindern, daß er sie sehr lieb habe u. s. w.

Die Liebkosungen der Mutter waren der Kleinen immer teuer, um so mehr, als dieselben verhältnismäßig selten waren. Damals aber entrang sie sich denselben. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, sich für etwas bemitleiden zu lassen, was sie als eine ungeheure Erleichterung empfand.

Die Mutter hatte es gemerkt und dem Kinde gezürnt, zugleich aber hatte die offen, wenngleich schweigend kundgegebene Empfindung des Kindes einen großen Eindruck auf sie gemacht. Vielleicht hatte der Anblick dieses unbefangen zur Schau getragenen, beinahe verächtlichen Kindesgefühls Anlaß gegeben zu der Erschütterung jener schrecklichen Wahnliebe, der die ganze Existenz der begabten Frau zum Opfer gefallen war.

— — — — — — — — — — — —

Frau von Strachinsky pflegte jeden Abend in dem großen luftigen Zimmer, wo die beiden Kinder schliefen, nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Mit ihrem lautlosen Schritt schwebte sie von einem der kleinen Betten zum anderen, zeichnete den Kindern ein Kreuz auf die Stirn — eine altmodische Gewohnheit, der sie treu geblieben war, trotzdem sie sich längst einer sehr philosophischen Weltauffassung ergeben — und schmeichelte sie mit einer letzten Liebkosung in den Schlaf.

Digitized by Google

Den Abend nach ihrer Rückkehr erschien sie um die gewohnte Stunde in der Kinderstube, doch hielt sie sich nur bei dem bereits fest schlafenden kleinen Jungen auf, an dem Bett ihrer Tochter ging sie mit abgewendetem Gesicht vorüber. Rika setzte sich auf und blickte ihr nach. Die Mutter hatte die Thür erreicht, nicht ein einziges Mal hatte sie sich umgesehen. Das hielt die Kleine nicht aus. Sie sprang aus ihrem Bettchen, eilte auf die Mutter zu und packte sie beim Kleid.

„Mutter! Mutter!“ rief sie außer sich, „du willst doch nicht fort, ohne mir gute Nacht gesagt zu haben?“

„Laß mich!“ rief Frau von Strachinsky mit scharfer, von einer peinlichen inneren Aufregung entstellten Stimme.

„Aber was habe ich denn gethan, Mutter?“ rief das Kind, sich leidenschaftlich an sie anklammernd.

„Du fragst noch?“ entgegnete ihr die Mutter streng.

„Wie soll ich nicht fragen — was weiß ich denn davon, was er dir gesagt, ich war ja nicht zugegen, als er mich angeklagt hat.“

„Erika! ist das die Art von deinem Vater zu reden!“ verwies ihr die Mutter heftig.

Die Kleine runzelte die Brauen. „Er ist nicht mein Vater,“ entgegnete sie trotzig.

Frau von Strachinsky atmete mühsam. „Du bist von einer empörenden Undankbarkeit,“ rief sie aus, dann sich mühsam mäßigend, setzte sie hinzu: „Nun laß es gut sein, darin wirst du dich nicht ändern, du bist ein unnatürliches, kaltherziges, hartes Kind. Dein Herz kann ich nicht weich machen, aber ich kann darauf bestehen, daß du dich anständig benimmst, und ich verbiete dir ein für allemal, einem Vagabunden auf der Straße nachzulaufen. Und jetzt geh zu Bett!“

„Ich geh nicht zu Bett, eh du mir gute Nacht gesagt hast!“ rief die Kleine. Sie stand noch immer vor ihrer Mutter mit nackten, schmalen Füßchen und in ihrem weißen Nachtkleid, um das ihr leuchtendes, rotbraunes Haar lang herunterhing. „Und ich war auch gar nicht so schlimm, wie du's denkst, du solltest mich nicht verurteilen, ohne mir Zeit zu gönnen, mich zu verteidigen!“

Sie war so verblüffend vernünftig, die Kleine — die Mutter konnte ihr nicht unrecht geben, so sehr sie momentan mit Groll gegen sie erfüllt war. Ihr Fuß haftete am Boden. Ein Gedanke durchzuckte die Kleine. „Wart nur einen Augenblick, warte!“ rief sie. Damit flog sie über das Zimmer hinüber auf eine alte Lade zu, in der sie ihre Spielsachen aufzubewahren pflegte; das Aquarell ihres Schützlings in den Händen, kehrte sie zurück und hielt es triumphierend der Mutter vor. „Sieh dir das an!“ rief sie.

Unwillkürlich heftete Emma den Blick darauf. „Wo hast du das her?“ rief sie leicht erregbar, wie sie war, ihren Verdruß vergessend und von einem plötzlich geweckten Interesse belebt.

„Erkennst du's?“ fragte Erika und streckte ihren langen, schmalen Hals aus der gestickten Krause ihres Nachthemdchens heraus.

„Nun freilich, es ist dein Bild; es ist reizend. Wer hat das gemacht?“

„Der Vagabund, dem ich nachgelaufen bin, der Lackierergesell!“ erwiderte Erika beißend; „nun siehst du wenigstens, daß er kein Lackierergesell, sondern ein junger Künstler war.“

Die Mutter schwieg.

„Ach, wenn du nur zu Hause gewesen wärst!“ ereiferte sich die Kleine — ihre bloßen Füße wurden immer kälter und ihre Wangen immer heißer vor Aufregung — „da hättest du gerade dasselbe gethan wie ich. Wenn du ihn nur gesehen hättest! hübsch war er und so blaß und mager und so matt vor Hunger — ich hätte ihn umwerfen können — und er hat ja nicht einmal gebettelt, dazu war er zu stolz, nur dem Papa die Mappe hingereicht mit seinen Bildchen, und dabei hat ihm die Hand gezittert —“ Plötzlich schnürte sich der Kleinen, die eine große Erregbarkeit von ihrer Mutter geerbt

Digitized by Google

hatte, die Kehle zu, sie fing an zu schluchzen, daß ihr ganzes schmales Körperchen davon zuckte: „Und der Papa hat ihn hinausgejagt ... und hat ihm zwei ... zwei Kreuzer geben lassen von der Köchin ... die hat er weggeworfen — und da ... da bin ich ihm nachgelaufen!“

Frau von Strachinsky war totenblaß geworden; die stürmische Erzählung der Kleinen hatte offenbar Eindruck auf sie gemacht; dennoch trachtete sie ihre strenge Miene beizubehalten. „Dafür giebt es keine Entschuldigung,“ rief sie, „man läuft einem fremden Menschen nicht auf die Straße nach, du bist zu alt dazu.“

Die Kleine senkte das Köpfchen beschämt und nachdenklich. „Aber ich hätte es gewiß nicht gethan, wenn ihn der Papa nicht mißhandelt hätte,“ fuhr sie fort, sich zu entschuldigen, „nur aus Mitleid hab ich's gethan!“

„Das Mitleid ist ein schlechter Ratgeber!“ Diese Worte sprach die Mutter mit einer Betonung, die Erika nie vergaß und die ihr noch um Jahre später in der Seele nachklingen sollte. Damit verließ sie, das Kind von sich abschüttelnd, das Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

Nur wenige Minuten später öffnete sie die Thür von neuem — die kleine Erika stand noch immer auf demselben Fleck.

„Geh zu Bett,“ sagte die Mutter, sich zu ihr niederbeugend, in merklich sanfterem Ton, „und ein andermal sei vernünftig!“

Da sprang ihr das Kind an den Hals und umschlang sie mit seinen dünnen Armen, daß ihr fast der Atem verging. „O Mutter, Mutter, hast du mich doch noch lieb?“ Die blasse Frau gab keine Antwort auf die Frage, sie küßte die Kleine, wartete, bis diese sich in ihr Bettchen verkrochen, zog die Decke um ihre Achseln hinauf, dann nahm sie den Handleuchter, welchen sie indessen niedergestellt hatte, und ging.

Ein sonderbares Gemisch von verschiedenen Gefühlen durchzuckte die altkluge Erika. Sie hatte einen großen Sieg über ihren Stiefvater errungen, das merkte sie, zugleich aber hatte sie ihre Mutter tief gekränkt. Mit einemmal fuhr eine heftige Reue über ihren heutigen Geniestreich, mitten zwischen ihre anderen Gefühle hinein. Solange ihr die Mutter streng begegnet, war sie fest davon überzeugt gewesen, im Recht zu sein. Jetzt schwankte plötzlich alles in ihr. „Es schickt sich nicht, einem fremden Menschen auf die Straße nachzulaufen, du bist schon zu alt dazu,“ wiederholte sie sich kleinlaut, dann wurde ihr ganz heiß. „Und wenn die Mutter erst wüßte, daß ich ihn geküßt hab!“

Mitten in ihre Unruhe hinein fühlte sie eine große Müdigkeit, die ihr die Augenlider schwer machte, worauf sie, ihr kleines Gebet noch auf den Lippen, sich ausstreckte und einschlief.

— — — — — — — — — — — — —

Emma von Strachinsky schlief nicht; sie saß in dem kahlen Zimmer, das an die Schlafstube der Kinder stieß und in dem sie Erika Unterricht zu erteilen pflegte. Sie hatte soeben zwei sehr unangenehme Briefe an Gläubiger ihres Mannes geschrieben, jetzt nähte sie an einem Kleidchen für ihre Tochter. Sie war stolz auf die Schönheit der Kleinen, wie nur eine Mutter stolz darauf sein kann, die ihr Leben lang das demütigende Gefühl gehabt, die Schönheit entbehren zu müssen. Sie liebte das Kind abgöttisch, das Kind, gegen das sie streng war, fast bis zur Ungerechtigkeit, dem sie oft tagelang aus dem Wege ging, weil der Blick seiner hellen, unheimlichen Augen ihr wehe that.

Die Fenster des Zimmers gingen auf die Landstraße hinaus. Sie standen offen. Von draußen drang der nach reifem Getreide duftende Hauch der von ihrer Fruchtbarkeit ausruhenden, von Sonnenschein gesättigten Augusterde. Ein Lied klang in die schweigende Nacht hinein. Die Schnitter arbeiteten im Mondlicht, das leise Murmeln des Baches musizierte eine Begleitung dazu, schwach aber vernehmlich hörte man von Zeit zu Zeit das Aufrauschen des neben dem Sensen-

Digitized by Google

schnitt hinsinkenden Getreides. Eine Grille zirpte.

Emmas Hände ruhten in ihrem Schoß; sie sah starr vor sich hin.

Plötzlich fuhr sie zusammen — ein Schritt näherte sich der Thür. Mit einem süß-duseligen Lächeln trat der Strachinsky ein. „Emma," sagte er zärtlich, auf sie zugehend, „hast du bereits an Frank und Ziegler geschrieben?"

„Ja," erwiderte sie und ihre Stimme klang heiser, „da liegen die Briefe, lies sie durch, damit du siehst, ob sie dir recht sind."

„Fällt mir nicht ein," rief der Ritter spaßhaft, „ich setze das unbedingteste Vertrauen in deinen Takt. Hm! hm! Dergleichen Briefe zu lesen, ist eine traurige Unterhaltung!"

„Glaubst du, daß es ein Vergnügen war, sie zu schreiben?" rief Emma etwas bitter.

Der Ritter nahm sofort eine verletzte Miene an. „Du bist schon wieder aufgeregt — man kann wirklich nicht den geringsten Scherz machen. Glaubst du denn, daß es mir angenehm ist, dich auffordern zu müssen, die Briefe zu schreiben? Mein Gott, es ist ja sehr traurig, aber — das bringen die Verhältnisse mit sich." Und er fuhr sich mit dem Finger in die Augen, dann streichelte er würdevoll seinen Backenbart.

Sie blieb stumm. Er beobachtete sie ein Weilchen, dann sagte er: „Das ewige Gestocher ist dir ungesund, komm schlafen!"

„Ich kann nicht, ich bin nicht schläfrig," erwiderte sie und zog den Faden rascher; „übrigens muß ich das Kleid fertig machen — laß mich nur!" Und sie beugte sich über ihre Arbeit mit der Miene einer Frau, die sich fest vorgenommen hat, eine Aufgabe zu vollenden.

Der Ritter blieb noch ein Weilchen neben ihr stehen, weichlich und unschlüssig — er tastete nach allem, was auf dem Tische lag, hob es auf und legte es wieder nieder wie ein Mensch, der nicht weiß, was er mit sich anfangen soll, dann seufzte er einmal tief, gähnte, seufzte noch einmal und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, mit schweren, trägen Schritten das Zimmer.

Als er gegangen war, legte sie die Arbeit nieder und trat an das offene Fenster, um die frische Luft zu atmen. Der Mondschein lag bläulich grell auf den weißgetünchten Wänden der Bauernhütten, über denen die Strohdächer schwerfällig schwarz emporragten, in der Ferne sah man das blinkende Geschlängel des schmalen, quer durch das Dorf dem Strome zu plätschernden Baches, an dessen Ufer die kurios verstutzten Weiden wie kauernde, lauernde Kobolde aussahen und über den sich die große unnütze Brücke spannte. Die Brücke, die Weiden und die Hütten — alles warf scharfe, abgegrenzte, pechschwarze Schatten in den von keinem Nebeldunst gedämpften, fast grellen Glanz der Mondnacht hinein. Hinter dem Dorf streckten sich die Stoppel- und Getreidefelder endlos lang wie leicht geschwärztes mattes Gold.

Das ferne Lied tönte noch immer in die Nachtstille.

Endlich verklang's. Kurz darauf hörte man schwere, regelmäßige Schritte die Landstraße entlang gehen. Die Schnitter kamen von der Arbeit heim — sie gingen an Emmas Fenstern vorüber, eine kleine geschlossene Gruppe von Männern, farblos grau, über der Schulter die Sensen, die weißlich im Mondschein flimmerten, dann ein paar Weiber, die eine Hand in die Seite gestemmt, den Kopf vorgebeugt, matt, schwer, fast im Gehen einschlafend, endlich die Nachzügler — ein Bursche, der ein junges Mädchen an der Hand hielt. Wie er sich zu ihr niederbeugte! — ein leises weiches Flüstern schwebte durch die trockene, von der Nacht kaum gekühlte Augustluft zu Emma. Sie wendete sich ab, runzelte die Brauen. „Wie glücklich die beiden aussehen! und für was?" murmelte sie vor sich hin. Plötzlich zuckte ein unsäglich bitteres Lächeln um ihren Mund. Sie spottete jetzt über die anderen — hatte sie denn das Recht dazu? ... sie ... wenn eine

Digitized by Google

an die Liebe geglaubt, wenn eine Frau ihren Mann aus Liebe geheiratet, so war sie's.

Und wen hatte sie geliebt — einen lauen Schwächling, der nie wert gewesen, ihr die Schuhriemen zu lösen!

Nicht nur die altkluge Erika, nein, alle vernünftigen Menschen, die je mit dem Ehepaar zusammengekommen waren, fragten sich's — wie war das möglich? Und doch war es eine so einfache Geschichte, eine einfache, alltägliche Geschichte! die Geschichte einer begabten, schwungvollen, aber häßlichen Frau, einer romantischen, begeisterungs- und verblendungsfähigen Natur, die sich in ihrem Sehnen nach Liebe vergriffen!

— — — — — — — — — — — —

Ihre Eltern gehörten zum ältesten, wenn auch nicht zum vornehmsten landangesessenen Adel Böhmens; er war von zweifelhafter Herkunft. Sie war von Haus aus reich; er besaß nichts als seinen spekulativen Kopf und seine ihn über alle Unannehmlichkeiten des Lebens siegreich hinweghebende Selbstgefälligkeit.

Ganz unbegabt war er nicht, hatte gut gelernt und war überhaupt vor seiner Verbindung mit Emma Lenzdorff weder schlaff noch faul, sondern mit einer sich auch außerhalb seiner Studien an das Licht drängenden Bildungsbetriebsamkeit behaftet gewesen, deren geheime Triebfedern freilich aus einem dringenden socialen Ehrgeiz bestanden. Achtzehnjährig trat er in die Armee; da er für die Kavallerie zu arm, für die einfache Infanterie zu hochmütig war, diente er bei den Jägern. Er hatte sich bereits bis zum Hauptmann hinauf gedient, als er im schleswig-holsteinischen Krieg bei der Schlacht von Oversee verwundet wurde. Seine Frau lernte er kennen in einem Privatlazarett in Berlin, das diese in ihrer eigenen Wohnung für die Märtyrer des schleswig-holsteinischen Feldzuges eingerichtet.

Sie war sehr jung, sehr feurig und Witwe — Witwe eines kalten, ungeliebten norddeutschen Mannes, der sie, einem Familienübereinkommen gemäß, noch als traumbefangenes Kind geheiratet. Die Erinnerung an ihre kalte formelle Ehe flößte ihr nachträglich Grauen ein.

Ehe sie Strachinsky kennen gelernt, hatte sie dem ihr innewohnenden Bedürfnis nach Romantik durch allerhand überspannte Wohlthätigkeitsveranstaltungen, durch einen fanatischen Kultus für Kunst und Poesie Rechnung getragen. Daß ihr Durst nach Liebe unbefriedigt bleiben würde, davon war sie längst überzeugt.

Niemand hatte ihr je Huldigungen dargebracht, in denen sich leidenschaftliche Gefühle verraten hätten; nicht schön, wie sie war, hatte sie sich traurig hineingefunden, die Zahl jener Frauen zu vermehren, die man wohl aus Vernunft heiratet, aber die niemand einfallen würde, der Vernunft zum Trotz zu lieben.

Der Pole hatte sehr leichtes Spiel. Ein hübscher Mann war er, das mußten ihm seine Feinde lassen. Auch verstand er etwas aus sich zu machen. Um ein Jahrhundert früher hätte man ihn für einen Poniatowsky gehalten mit direkter Anwartschaft auf den Thron von Polen. Seine Flausen standen ihm damals gut, und ein Verwundeter ist leicht interessant. Sobald er die Schwäche der jungen Witwe erraten, warb er um sie mit Gedichten, mit heißen, überschwenglichen Liebesworten.

Arme Emma! Die ganze gewitterschwüle Unruhe eines lange zurückgehaltenen, plötzlich erwachten Frühlingsblühens durchzog ihr durstiges Herz! Ihre Eltern, die sie allenfalls vor dem verhängnisvollen Schritte hätten warnen können, waren tot; auf ihre Schwiegermutter, die sich ihrer Heirat leidenschaftlich widersetzte, horchte sie nicht. Als ihr Emma mit glühender Wange und bis in jede Fingerspitze hinein vor Aufregung fiebernd, die unter den poetischsten Umständen vor sich gegangene, in die überschwenglichsten Liebesworte gekleidete Werbung des Polen wiederholte, erwiderte die ältere Frau kalt: „Und du glaubst den Firlefanz?“

Digitized by Google

Die Worte trafen Emma wie ein Peitschenhieb. „Und warum sollte ich an seine Neigung nicht glauben?“ fragte sie scharf; „vielleicht weil ... deiner Ansicht nach überhaupt kein Mann mich lieben kann!“

„Unsinn!“ hatte die vernünftige Schwiegermutter darauf geantwortet; „jeder tüchtige Mann, der ein Herz im Leibe hat, sollte dich lieben können, aber dieser schale Pole, dieser Stutzer zweiter Kategorie, der kann es nicht.“

„Hältst du ihn etwa für einen Abenteurer, der sich meines Vermögens halber um mich bewirbt?“ rief Emma auffahrend.

„Nein, ich halt ihn für einen oberflächlichen Menschen, dem es schmeichelt, einer großen Dame einen Eindruck gemacht zu haben, und der einen Versuch macht, seine Lage zu verbessern. Abenteurer! — Unsinn! Er hat gar nicht das Zeug dazu. Der Haupttreffer bietet sich ihm, und er steckt ihn ein. Voilà tout. Ihm ist dabei nichts zu verübeln; deiner aber ist diese Neigung nicht wert und die Verbindung mit ihm wäre für dich ein Unglück — ganz abgesehen davon, daß du deine Familie dadurch diskreditierst.“

Wenn man einen Kranken dazu bringen will, eine Medizin zu nehmen, darf man sie ihm nicht in abschreckender Form bieten.

Die Vorstellungen der alten Frau waren richtig, aber sie waren demütigend. Emma wandte sich ab — empört und eigensinnig — einen Monat später heiratete sie den Strachinsky — und schied von ihrer Schwiegermutter auf ewig.

Acht Jahre waren seither verflossen — erst ein paar Monate, in denen Emma ganz aufging in dem Gefühl zu lieben und geliebt zu werden, und dann — nun, die Zärtlichkeit spann sich weiter, aber ein ganz kleiner Schatten war darauf gefallen, verdunkelnd, erkältend, ein nergelndes Mißbehagen, aus dem plötzlich die Erinnerung an die schonungslosen Prophezeiungen der allzu vernünftigen Schwiegermutter deutlich emporstieg.

Mit seiner Heirat war die ehemalige Strebsamkeit Strachinskys in sich zusammengefallen; diese Heirat hatte ihn mit einem Schlage so hoch über alle Ziele hinausgehoben, die er seinem Ehrgeiz gesteckt, daß er nach gar nichts mehr trachtete als danach, sein Leben in möglichst vornehmer Gesellschaft zu genießen. Von der Mitgift seiner Frau kaufte er sich eine Herrschaft in dem unfruchtbarsten Teil von Böhmen, aber sehr groß im Ausmaß, was sich vortrefflich ausnahm in der Landtafel, und entfaltete nun eine glänzende Gastfreundschaft; alle Gutsbesitzer der Umgegend und besonders die Kavallerieoffiziere aus der nächsten Garnison gingen in Luzana — so hieß die Herrschaft — aus und ein. Die Selbstherrlichkeit des Ritters wuchs mit der unermüdlichen Verwöhnung seiner Frau — seine Rücksicht für sie nahm ab. Sie war da, um für seine Bequemlichkeit zu sorgen — zu etwas anderem nicht. Das ganze Haus mußte auf den Kopf gestellt werden, wenn sich die Gäste des Ritters ansagten oder auch wenn sie unangesagt erschienen. Strachinsky bewirtete sie mit exquisiten Soupers, bei denen seine Frau nicht zum Vorschein kam und der Champagner in Strömen floß. Nach dem Souper wurde gespielt. Oft war es vier Uhr früh, ehe man die Herren vom Schlosse hinwegtraben hörte, zu anderen Malen blieben die Herren über Nacht.

Eines schönen Tages standen auf des Schlosses Hauptwand mit Kohle die Worte geschrieben: „Gasthof zum polnischen Fex!“

Um weniges später hörte Luzana auf, eine Filiale des Offizierkasinos von K ... zu sein.

Das Leben gestaltete sich mit einemmal sehr still und aus dieser Stille tauchten deutlich verschiedene Unannehmlichkeiten hervor, über die man während des polternden Strudels im unklaren verblieben war. Damals sah's die kleine Erika zum erstenmal, wie ihre Mutter, den Bleistift in der Hand, geduldig die Schulden ihres Mannes zusammenzählte,

Digitized by Google

während der Ritter, die Hände auf dem Rücken, eine Cigarette zwischen den Zähnen, auf und nieder wandernd ihr die Summen diktierte.

Abgesehen von dem, was er im Spiele verloren und in unfruchtbare Spekulationen hineingesteckt, hatte er in schwungvoller Großmut seinen Namen unter mehr als einen Wechsel seiner vornehmen Freunde gesetzt.

Emma verzog damals nicht das Gesicht, sondern strengte sich nach allen Seiten an, verkaufte ihren Schmuck, ja fast jedes irgendwie wertvolle Möbelstück, damit ihr Mann seinen Verpflichtungen gerecht werden möchte, und behandelte ihn zugleich mit der in solchen Fällen bei musterhaften Gattinnen traditionellen Zartheit und Güte, um ihn das Drückende seiner Lage nicht empfinden zu lassen.

Ob er es je empfand? ... Nun, wenn es der Fall war, gelang es ihm unbedingt, seine traurigen Gefühle zu verbergen. Den Tag nach der peinlichen Abwickelung seiner Geschäfte tänzelte er mit besonders vergnügter Miene in das Speisezimmer hinein, wo die Familie bereits um das Frühstück versammelt saß, forderte alle Anwesenden auf zu sparen und besonders die Butter nicht zu stark aufs Brot zu streichen, und machte sehr viele Witze über das Thema „Armut und Edelsinn“.

Um ihm seine Lage zu erleichtern, ja vielleicht um seine Gewissenlosigkeiten vor ihrem eigenen Herzen zu beschönigen, redete Emma ihm ein, daß seine Handlungsweise einzig und allein der warmherzigen Unvorsichtigkeit eines überstürzten edlen Menschen entsprungen sei.

Dieser Auffassung der Sachlage bemächtigte sich seine Eitelkeit gierig. Von da ab hüllte er sich mit Leidenschaft in seinen Märtyrernimbus ein und nannte sich selbstgefällig seufzend einen Don Quixote!

Im Grunde aber war nichts der idealistischen und selbstlosen Verrücktheit Don Quixotes unähnlicher als sein von ein wenig weichlicher Sentimentalität dürftig verschleierter Egoismus. Und was nun das Märtyrertum anbelangte, so sah es damit schon gar windig aus. Den Kern seines Lebens sollten die verschiedenen gewaltsam von ihm herbeigeführten Schicksalsschläge nie angreifen. Er besaß eine Art schlauen Nebenverstandes, der mit all seiner konfusen Gebarung parallel lief und ihm inmitten des ihn umgebenden Ruins seine persönlichen Bequemlichkeiten und Lebensbedürfnisse sicherte.

Aber wie hätte es Emma aushalten sollen, wenn sie ihn schon damals gesehen hätte, wie er wirklich war. Sie griff nach Entschuldigungen für ihn, wie sie konnte, sie flickte ihre bereits arg mitgenommenen Illusionen zusammen, wie es ging, sie nahm sich vor, ihn zu stützen, zu halten, das wirklich Edle in ihm zur Blüte zu bringen.

Mit einer Art ehrgeiziger Eifersucht wollte sie ihn nun ganz an sein Heim fesseln, es ihm darin so behaglich machen, daß er nach keiner außerhalb seiner Familie liegenden Zerstreuung streben sollte. Sie berücksichtigte seine Liebhabereien im Essen, kochte selber, weil sie der Einschränkung ihrer Verhältnisse halber keine seinem Geschmack entsprechende Köchin halten konnte, störte ihn nie in seinen Gewohnheiten, bemühte sich auch, ihre geistigen Interessen den seinen zu nähern, alles, alles — um das Band zwischen sich und ihm recht fest zu knüpfen. Es gelang ihr vollständig — sie knüpfte das Band so fest — daß der Knoten nicht mehr zu lösen war.

Sie hatte sich bemüht, ihn jedem auswärtigen Einfluß zu entfremden, ihn ganz zurückzuerobern für sich. Es war ihr gelungen, ihre Nähe, ihre Zärtlichkeit war ihm dringendes Lebensbedürfnis geworden — in den Flitterwochen hatte er ihr nicht dermaßen gehuldigt.

Mein Gott! alles in der Welt hätte sie nun darum gegeben, die Kluft zwischen sich und ihm von neuem aufzureißen — ja, zu erweitern, so daß keine Brücke mehr darüber reichte. Es war zu spät — sie mußte die Last, die sie auf

Digitized by Google

sich genommen hatte, weiter schleppen — es war ihre Pflicht — sie wollte nicht zusammenbrechen, sie hatte kein Recht dazu.

Aber so sehr sie sich dagegen wehrte, ihre Nerven hielten nicht mehr stand. Ihre Gereiztheit machte sich öfter und immer öfter Luft. Bisweilen grämte sie sich über die Veränderung, die sich an ihm vollzogen hatte; zu anderen Malen kam ihr der Gedanke, daß diese Veränderung rein äußerlich war, daß er im Grunde genommen nie anders gewesen war als jetzt. Dann kroch's ihr kalt durch alle Glieder, sie hätte aufschreien mögen! — Nein, nein, sie wollte nicht sehen!

Es giebt nichts Traurigeres auf der Welt als das qualvolle, pflichtgetreue Hinleben einer Frau neben einem Mann, den sie aufgehört hat zu lieben.

— — — — — — — — — — — —

Volle vier Jahre waren verstrichen, seitdem die kleine Erika den jungen Maler geküßt hatte. Sie gedachte des anmutigen Abenteuers, welches, von ihrer reichen Phantasie immer neu belebt, die großartigsten Dimensionen angenommen hatte, noch immer mit heimlicher Freude und etwas unklarer Beschämung.

Emma schleppte noch weiter an ihrem Kreuz. Aber — sie konnte nicht mehr weiter — sie brach zusammen beinah bei jedem Schritt. Immer öfter machte sich die durch ihre innere Wundheit bedingte Irritation Luft. Ihre Heftigkeit artete manchmal aus bis ins Unschöne, so daß ihr nichts übrig blieb, als sie zu bereuen und abzubüßen.

Ihr Verhältnis zu ihrer Tochter, die jetzt ein hoch aufgeschossenes, schlankes, ungewöhnlich fähiges Mädchen von vierzehn Jahren war, wurde durch die in ihr gärende Aufregung mitunter getrübt. Noch immer liebte sie das Kind zärtlich — aber noch immer thaten ihr die hellen, beobachtenden Augen des Mädchens weh. Sie waren auch noch so viel heller und durchblickender geworden mit den Jahren.

Etwas Schweres, Drückendes lastete damals auf Luzana, etwas wie die Ahnung einer herannahenden Katastrophe.

Der einzige Sonnenstrahl in dem verdüsterten Leben der unglücklichen Frau war ihr kleiner Sohn. Von mehreren Kindern aus der zweiten Ehe war er allein ihr übrig geblieben. Recht frisch und kräftig wuchs er heran, der Liebling von allen, der Abgott seiner Schwester. Da — er hatte kaum sein siebentes Jahr überschritten, starb auch er. So kam's.

An einem Feiertag war's im Herbst, an Allerheiligen — die beiden Kinder hatten soeben ihr Lieblingsspiel in Scene gesetzt — Eisenbahnunglück. Alle Möbel des Schulzimmers standen auf dem Kopf, als Bubi plötzlich schweigsam wurde und anfing, sich von einem Sessel auf den anderen zu legen. Die gutgemeinten Zerstreuungsversuche seiner jetzt fast vierzehnjährigen Schwester verfingen nicht mehr. Sie drang in ihn mit Fragen, ob ihm etwas fehle; er erwiderte zwar nein, aber in einem verdrießlichen, abwehrenden Tone, den niemand an ihm kannte. Miß Sophy schlug vor, ihm den Robinson vorlesen zu wollen. Er nickte gleichgültig und setzte sich neben sein Schwesterchen auf das Sofa, während die Engländerin aus Hamburg zu lesen begann. Aber er hörte nicht recht zu. Sie hatte kaum eine Seite umgeblättert, so legte er seinem Schwesterchen den Kopf in den Schoß und schlief ein.

Sie verhielten sich still, Miß Sophy und Erika, um ihn nicht zu stören. Die Dämmerung schlich braun, grau, farbenverwischend durch das kahle Zimmer. Das Mädchen — Diener gab es keinen mehr in Luzana — brachte eine Petroleumlampe, deren grüner Papierschirm oben von der Hitze des Cylinders braun abgefressen war, dann brachte sie eine Schüssel rotbackiger Äpfel als Vesperbrot für die Kinder. Der Kleine öffnete die Augen, sie waren trüb und verschwommen. Mit einem ungeduldigen Wimmern schloß er sie wieder und wendete sein Köpfchen vom Licht ab.

Digitized by Google

Da trat Emma in das Zimmer. Nur einen Blick warf sie auf das Kind, merkte, daß nicht alles in Ordnung war, und brachte es sofort zu Bett.

Den Abend erschien sie nicht beim Essen, und als Erika, welche die Schlafstube des Knaben schon seit längerem nicht mehr teilte, dem Brüderchen gute Nacht sagen wollte, ließ man sie nicht zu ihm. Den nächsten Morgen kam der Doktor.

Während er sich in dem Krankenzimmer aufhielt, nahm Erika ihre englische Lektion bei Miß Sophy wie alle Tage. Jede wirkliche Besorgnis lag ihr fern. Während sie noch ihre tägliche Portion Shakespeare auswendig lernte, steckte plötzlich die Mutter den Kopf zur Thür herein und rief: „Diphtheritis!" Der Ton ihrer Stimme, der Ausdruck ihres Gesichts war hart, wie erstarrt vor Entsetzen. Als Erika, vor Schrecken zitternd, auf sie zueilen wollte, machte sie eine abwehrende Bewegung mit beiden Händen und verschwand.

Miß Sophy, nach welcher der Kleine noch in den ersten Stadien seines Leidens verlangt, half im Krankenzimmer bei der Pflege. Erika ließ man nicht hinein. Müßig, unbewacht und angstvoll umschlich sie stundenlang die Thür, hinter welcher sich das Gräßliche vollzog und die auf einen langen öden Gang voll grauen, nüchternen Herbstlichts mündete. Wenn jemand sie sah, wurde sie fortgeschickt, bald aber hatte niemand im Hause mehr Kopf genug, um ihrer zu achten.

Es mochte etwa elf Uhr vormittags sein, am fünften Tage nach Ausbruch der Krankheit. Wieder stand Erika vor der Thür des Krankenzimmers spähend und horchend.

Etwas Besonderes ging da drinnen vor; sie spürte es in allen Gliedern, ohne daß sie zu sagen gewußt hätte, warum. Mit einemmal öffnete sich die Thür, die Mutter trat heraus in schlotternden Kleidern, denen man es ansah, daß sie dieselben seit mehr als einer Nacht nicht mehr vom Leibe gethan, und die einen durchdringenden Geruch nach Essig und Äther ausströmten.

Ihr Mund war verzerrt und breit gezogen, durch ihre Wangen zogen sich tiefe Furchen. Sie schleppte sich kaum und brach bei jedem Schritt in die Knie. Die ehemalige Kinderfrau Bubis, eine treue, schlichte Person, hielt sie bei einem Ellenbogen aufrecht, hinter ihr ging Strachinsky, sein Taschentuch an den Augen.

Entsetzt blickte Erika der Mutter nach, die an ihr vorübergegangen war, ja sie mit dem Kleide gestreift hatte, ohne sie zu sehen. Dann trat sie in das Zimmer, welches die verzweifelnde Frau soeben verlassen. Das Bettchen war mit einem weißen Laken zugedeckt, unter dem sich ein kleiner Körper deutlich abzeichnete. Das Herz klopfte dem Mädchen bis zum Zerspringen. Sie hob den Zipfel des Lakens empor — da lag der tote Bruder so weiß, so süß mit seinem lieben kleinen Gesicht, das die Krankheit kaum Zeit gefunden hatte zu entstellen. Nur das arme Mündchen, aus dem kein Hauch mehr hervordrang, war, vom Fieber gesprungen, der reine Umriß desselben etwas verwischt — es hatte die bläulich rosa Farbe einer vom Frost verdorbenen Rosenknospe. Die abgemagerten Händchen ruhten halboffen auf der Decke, schwach und machtlos, so wie ihnen das Leben entglitten. Über der ganzen Leiche schwebte unbefangene Todesanmut. Der Blick der Schwester heftete sich darauf starr staunend, erschüttert, aber thränenlos. Sie konnte nicht weinen, sie fühlte keinen ausgesprochenen Schmerz, nur eine gräßliche Schwere in den Gliedern, und auf der Brust eine Last, die ihren Atem hemmte. Sie beugte sich vor, um die Leiche zu küssen, da stürzte Miß Sophy in das Zimmer; außer sich vor Schrecken nahm sie das Mädchen beim Arm und schob es zur Thür hinaus.

Natürlich war das erste, wonach Erika jetzt suchte, ihre Mutter. Sie fand dieselbe in dem Wohnzimmer, wo sie, an allen Gliedern zitternd, in einem großen Lehnstuhl saß. Minna, so hieß die ehe-

Digitized by Google

malige Kinderfrau, beugte sich über sie und befeuchtete ihre Stirn mit Essig, ohne daß sie es zu merken schien. Sie hielt die gefalteten Hände im Schoß und starrte stumm vor sich hin. Erika fand nicht den Mut, sich ihr zu nähern.

Der Ritter von Strachinsky ging indessen mit großen Schritten auf und ab, er hatte bereits aufgehört zu weinen; von Zeit zu Zeit hielt er in seiner Wanderung inne und seufzte. Anfänglich merkte Emma nichts davon. Plötzlich aber erwachte sie aus ihrer Starrheit, und sich mit einem unheimlichen schwachwimmernden Laut über die Stirn fahrend, rief sie: „Um Gottes willen, Jello!“

Er blieb stehen, räusperte sich ein paarmal, zog ein englisches Federmesser aus der Tasche und fing an, seine Nägel damit zu putzen, dann ging er auf seine Frau zu und streichelte ihr die Wangen. Mit einer scheuen Gebärde wehrte sie ihn von sich ab.

Er ächzte gefühlvoll, trat von ihr zurück und stellte sich an ein Fenster; mit der einen Hand streichelte er seinen Backenbart, mit der anderen klimperte er in seiner Rocktasche mit seinen Schlüsseln.

Nach einem Weilchen begann er halblaut vor sich hinzureden, erzählte, vielleicht in der blödsinnigen Absicht, die Verzweifelte zu zerstreuen, was draußen vorging, alles in einem süßlich wehmütigen Tonfall, der gesunde Nerven hätte krank machen müssen: „Ei! ei! sieh da ein Spätzlein, es trägt einen großen Strohhalm im Schnabel, tapeziert sich sein Winternest aus.“

Das Röcheln, mit dem die Unglückliche von Zeit zu Zeit die Last, die ihr auf der Brust lag, von sich zu wälzen versucht hatte, war verstummt. Sie saß sehr gerade, nur den Kopf etwas vorgebeugt, und starrte nach dem Manne am Fenster.

Plötzlich stieß sie einen kurzen, schrillen Schrei aus und stürzte, sich die Schläfen mit beiden Händen haltend, hinaus.

Als sie verschwunden war, zuckte der Ritter die Achseln, seufzte, als ob ihm ein großes Unrecht geschehen sei, worauf er sich in sein Zimmer verfügte, um sich die Namen aller seiner Bekannten aufzunotieren, denen er die Trauerbotschaft mitzuteilen für nötig erachtete.

— — — — — — — — — — — —

Am dritten Tage nach dem Tode wurde die Leiche beerdigt.

Sie setzten sich den Tag zu Tisch wie an jedem anderen Tage. Die arme Mutter aß nichts und Erika konnte ebenfalls keinen Bissen hinunterschlingen. Die Thränen, die sie anfänglich nicht hatte finden können, flossen ihr jetzt um so reichlicher aus den Augen, eine nach der anderen, schneller, immer schneller fielen sie auf ihr neues schwarzes Kleid herab.

Der Ritter aß. Nach kurzer Zeit schob auch er seinen Teller von sich. Zum erstenmal in ihrem Leben empfand seine Stieftochter ihm gegenüber eine herzliche und mitleidige Regung. Sie dachte, der Kummer habe ihm den Hals zugeschnürt — da ... Er räusperte sich, dann ... „Das ist unerträglich!“ wimmerte er, „ich habe ja ohnehin keinen Appetit und nun noch Tomatensauce! Du weißt doch, daß ich keine Tomatensauce esse!“

Seine Frau erwiderte nichts, sie sah ihn nur an mit ihren neuen unheimlichen Augen — Augen, von denen der letzte Schleier gefallen war, und denen das Licht wehe that. Es überlief einen kalt beim Anblick dieser Augen.

Die Uhr am Schloßturm schlug eine Viertelstunde hinter der anderen, immer näher rückte der Zeitpunkt der Einsegnung. Die kleine Leiche ruhte bereits im Sarg, der Sargdeckel lehnte gegen die Wand. Eine rasende Unruhe — die gespannte Erwartung eines Zeitpunktes, der die Kulmination einer unerträglichen Lage ausmachen soll, hatte Erika befallen, sie konnte es nicht auf dem Fleck aushalten und nicht auf jenem, endlich lief sie ihrer Mutter nach, die in den Garten hinausgegangen war.

Es war kalt und stürmisch. Der Herbst war spät und plötzlich gekommen. An einigen Büschen hing noch deren ganzes

Digitized by Google

Laub, aber schwärzlich grün und verschrumpft, an anderen nur hier und da eine Handvoll roter oder gelber Blätter, die im Winde zitterten. Im Gegensatz zu dem Buschwerk waren die Bäume fast gänzlich kahl. Dunkelgrau oder violettbraun zeichnete sich das nackte Astwerk ab gegen den schiefergrauen Himmel — nur an den Birken schimmerten die Blättchen noch goldgelb. Auf den feuchten Sandwegen und dem aufgeweichten giftgrünen Herbstrasen lag nasses braunes Laub zugleich mit noch frisch aussehenden, erst kürzlich abgefallenen Blättern. Vom ersten Reif geknickt, ließen die Astern und Georginen ihre Köpfe hängen, und zwischen dem öden Herbststerben schlich die trostlose Mutter einher und suchte ein paar frische Blumen, um sie ihrem toten Kinde mitzugeben ins Grab. Mit versagenden Schritten, immer wieder über ihr Kleid stolpernd, wankte sie von einem zerstörten Blumenbeet zum anderen. Der scharfe Herbstwind trieb ihr die Kleider gegen die abgemagerten Glieder. Von ihren Lippen floß ein schwaches Wimmern, in das sich Liebkosungsworte mischten. Sie küßte die paar armseligen vom Frost geschwärzten Blumen, die sie in der Hand hielt. Erika ging knapp hinter ihr. Einmal, zweimal streckte sie die Hand nach dem Kleide der Mutter; doch ohne es berührt zu haben, erschrocken, als habe sie Angst, ihr auch mit der zärtlichsten Berührung weh zu thun, zog sie dieselbe wieder zurück.

Zehn Minuten später tönten scharfe Hammerschläge durch das Schloß, die unglückliche Frau kauerte im äußersten Winkel ihres Zimmers und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht nach dem Begräbnis schreckte ein leiser Wehlaut Erika aus dem Schlaf. Sie fuhr auf. Im verschwommenen Licht des ersten Morgengrauens, das die Fenstervierecke bereits weißlich in dies Dunkel malte, sah sie etwas Schwarzes neben ihrem Bette auf dem Boden liegen. Sie schrie laut auf vor Schrecken. Da regte sich's. Es war ihre Mutter, die neben ihr auf der harten Diele lag. Sie mußte lange da gelegen haben, denn als Erika sie berührte, war alles an ihr eiskalt. Erika streckte die Arme nach ihr aus und zog sie zu sich in ihr warmes, weiches Bettchen. Sie sprachen beide kein Wort, aber ihre Herzen schlugen aneinander — der letzte Mißklang zwischen ihnen beiden war verschwunden.

— — — — — — — — — — — —

Sie hatte ihr Kreuz von sich geworfen, sie atmete auf, sie wollte sich aufrichten. Da merkte sie, daß sie eine Last schwerer als je zu Boden zog, daß ein neues Band sie an den Mann knüpfte, den sie jetzt, die letzte beschönigende Täuschung fallen lassend, verabscheute. Das Bewußtsein ihres Unglücks kam ihr langsam, sie wollte erst nicht daran glauben, und als sie daran glauben mußte, da war ihr's, als sollte sie wahnsinnig werden davon.

Erika merkte sehr bald, daß es nicht allein der Schmerz um den toten Knaben war, der ihr Unglück ausmachte. Nein, der Schmerz stimmte sie mild und weich. Ein anderer Druck lastete auf ihr, etwas, gegen das sich ihr Innerstes zornig aufbäumte, etwas, unter dessen Einfluß ihr Wesen sich verfinsterte und eine krankhafte Härte und Feindseligkeit annahm, unter der ihre Tochter allein nie zu leiden hatte. Dieser bezeigte sie seit dem Tode ihres Söhnchens eine unsagbare Zärtlichkeit, und das heranwachsende, liebebedürftige Mädchen wurde es nicht satt, sich an sie zu schmiegen, sich von ihr liebkosen zu lassen, mit tiefer Dankbarkeit, fast mit Andacht. Manchmal lächelte ihr die Mutter zu, mitten aus ihrer Trauer heraus, strich ihr die leuchtenden Haare aus dem blassen, großäugigen Gesichtchen. „Sie sehen es alle nicht," murmelte sie, „aber ich seh's, wie hübsch du wirst. Arme Erika! Du hast eine traurige Jugend gehabt, aber das Leben wird dir's einbringen, wenn ich nicht mehr bin!"

„Sag nur das nicht," rief das Mäd-

chen und umschlang die Mutter mit ihren langen, schlanken Armen, „als ob ich das Leben aushalten könnte ohne dich! Mutter! Mutter ...!“

„Du ahnst nicht, was man alles aushält!“ sagte die Mutter bitter. „Man fügt sich — lern dich fügen, lern's sobald als möglich. Verlang nicht zuviel vom Leben, kein ganzes, in sich abgeschlossenes Glück — das ist Verblendung. Du wirst freilich einmal berechtigt sein, andere Ansprüche zu machen als eine arme, häßliche Frau, wie's deine Mutter war, mein schönes, begabtes Kind!“ Sie sprach die Worte fast feierlich. Etwas von der Romantik, die sie quer durch alle Stadien ihrer prosaischen und erniedrigenden Existenz schleppen sollte bis ans Ende, brach sich jetzt Bahn in dem Kultus, den sie mit ihrer Tochter trieb.

Sie vor allen anderen impfte der jungen Erika die Überzeugung ein, daß sie ein Ausnahmegeschöpf sei, und obgleich sie dem Mädchen von früh bis Abend predigte, daß es nichts vom Leben verlangen solle, gab sie ihr doch zugleich zu verstehen, daß das Leben eigentlich verpflichtet sei, ihr etwas durchaus Besonderes zu bieten. Im ganzen hätte sich damals Erika, trotz des Schmerzes, den ihr der Tod des kleinen Bruders bereitet hatte, glücklich gefühlt wie noch nie, hätte sie nicht eine täglich wachsende Besorgnis um die Mutter gequält. Die Gesundheit derselben wurde mit einemmal sehr schlecht. Ihre Thatkraft war gänzlich gebrochen. Sie, die sonst vom frühen Morgen an bis spät in die Nacht hinein geschafft, die Zügel, welche der Ritter lässig aus seiner Hand hatte gleiten lassen, so sicher und energisch geführt, die am Gut und im Hauswesen überall gleich thätig aufmunternd und fördernd die Arbeit von fünf anderen geleistet, kümmerte sich um nichts mehr.

Ein häßliches Angstgefühl bemächtigte sich Erikas, ein Angstgefühl, das um so peinlicher war, als das junge Mädchen sich nicht klar darüber wurde, auf was es sich eigentlich bezog.

Gegen ihren Gatten legte Emma eine peinliche, mit jedem Tage wachsende Reizbarkeit an den Tag. Er ließ sich dadurch in seinem bequemen Lebensgleichmut nicht stören. Dank seiner in selbstbeschönigender Richtung allezeit ergiebigen Phantasie, wußte er für seiner Frau feindseliges Wesen tausend Gründe herbeizuschaffen, die seine bedrohte Selbstgefälligkeit vor jeder Verletzung schützten. Dies alles, so teilte er seiner Vertrauten, Miß Sophy, mit, erkläre sich hinlänglich aus ihrem Zustand! Hierauf ließ er sich von Miß Sophy bewundern und bedauern, was übrigens schon seit langer Zeit seine Lieblingsbeschäftigung geworden war.

Emma wohnte jetzt allein in einem großen Zimmer, in dem sich außer ihrem Bett und Waschkasten nichts als ein paar Bücherschränke befanden, ein paar steiflehnige Roßhaarstühle und ein runder Kachelofen, um den sich ein in rohem Basrelief ausgeführter Zug irrsinniger Bacchantinnen herumschlang, während sein plattes Dach mit einer großen Graburne geziert war. Die Dielen des Zimmers lagen bloß. In einer der ungewöhnlich tiefen Fensternischen stand ein Lehnstuhl. In diesem saß die Verzweifelnde täglich stundenlang, stumm, gerade, die Ellenbogen auf den Armlehnen des Stuhls, die Hände gefaltet, und blickte teilnahmslos vor sich hin.

Ringsum lag der Schnee ellenhoch auf dem Garten, in den man aus dem Fenster hinaussah, auf der Wiese, die sich vom Garten aus sanft thalabwärts bis zu dem breiten, gefrorenen Fluß hinzog, auf der Eiskruste des Flusses lag er so dick, daß man den Fluß von der Wiese nicht mehr unterschied, auf den schwarzen Fichtenwäldern, die den Horizont umsäumten, auf allem lag er kalt und drückend. Alles kalt — alles weiß! Große Hügel und Mulden von Schnee, keine Straße kenntlich, nirgend ein Vogel, der sang, nirgend ein Blatt, das sich regte — alles kalt, alles weiß! alles still, ohne Pulsschlag, ohne Hauch — tot — die ganze Erde eine schöne, starre Leiche.

Digitized by Google

Und auf dieser weißen Eintönigkeit ruhten die Augen der Gepeinigten.

Der Frühling kam! Die erhabene Ruhe des Todes löste sich auf in die fiebernde Qual, in den zwischen Schönheit und Häßlichkeit, zwischen Reinheit und Schmutz herumirrenden Wechsel des Lebens.

Die Erde verschlang den Schnee — nur an wenigen Stellen, besonders in den Hohlwegen waren noch ein paar große weiße Fetzen hängen geblieben, die sich langsam auflösten in Schlamm.

Emma saß noch immer alle Tage stundenlang in ihrem Zimmer, die Hände im Schoß, aber sie blickte nicht mehr teilnahmslos vor sich hin, ihre starren Augen hatten ein Ziel. Dort zwischen dem fahlen Grün der kürzlich schneebefreiten Wiese zog sich der Fluß — dunkel, hoch angeschwollen. Wie laut und unbändig er dahinjauchzte, froh, von dem drückenden Eisjoch erlöst zu sein. „Freiheit!“ schrie es aus seinen Wellen, „Freiheit!“

Auf diesen Fluß richteten sich ihre Augen.

Tage vergingen — Wochen; die Luft war lau und süß, das Fenster, an dem sie zu sitzen pflegte, stand jetzt offen, so daß die laute Stimme des Stromes deutlich zu ihr drang.

Eines Nachmittags war's, Ende April. Die Pflüge knarrten über die Straße, ein Geruch von frisch aufgewühlter Erde schwängerte die Luft und ein weißlicher Schimmer zog sich bereits über die Äste der Obstbäume hin.

Die Sonne war untergegangen, die Luft glanzlos, im Westen hing die Mondsichel schmal und blaß.

Erika stand an der niedrigen Gartenmauer und blickte auf die Wiese hinab. Ihr junges Gemüt war wie erdrückt von der großen Angst, die auf nichts Bestimmtes hindeutete, dem sie ausweichen hätte können, sondern sie schon seit Monaten mit verbundenen Augen vorwärts zu schleppen schien in etwas, das unentrinnbar war.

Ihre Mutter war heute besonders zärtlich mit ihr gewesen, dabei aber so traurig wie noch nie. Sie hatte von so sonderbaren Sachen gesprochen, als ob der Tod ihr sehr nahe stünde. Dann hatte sie lange Zeit damit verbracht, Briefe zu schreiben.

Plötzlich erblickte Erika etwas Dunkles sich rasch hinbewegen durch die laufeuchte, blasse Abendluft, eine hohe Gestalt in einem schwarzen Kleide, das der Südwind enger um ihre Glieder hüllte. Sie erkannte ihre Mutter.

Wie rasch sie dahinschritt über das jetzt schon lange und üppige Wiesengras, das im Winde zitterte! Wie seltsam ihr Gang war! Erika hatte noch nie jemanden so gehen sehen, mit großen Schritten, hastig und doch unbeholfen; sie ging, als ob sie Eile hätte und zugleich eine Centnerlast mit sich schleppe — gerade auf das trübe, schnell fließende Wasser zu.

Mit einemmal erriet Erika, was sie vorhatte. Sie wollte schreien — im ersten Augenblick versagte ihr die Stimme, im zweiten blieb sie stumm aus Geistesgegenwart — jener Hellseherei des Schreckens.

Sie schwang sich über die niedrige Mauer des Gartens und flog der Mutter nach. Ihre Füße berührten den Boden kaum, ihr Atem versagte, die Brust schmerzte sie.

Die dunkle Gestalt hatte das Ufer des Stromes erreicht — sie war am Ziel ... neigte sich vor ...

Da gruben sich zwei schmale, aber starke Mädchenhände in die schwarzen Falten ihres Kleides ... „Mutter!“ schrie Erika außer sich.

Sie wandte sich um. „Was willst du?“ fuhr sie die Tochter an, hart, fast grausam ... ein Zittern durchlief ihre Glieder und sie brach in ein krampfhaftes, wimmerndes Schluchzen aus — ein Schluchzen, das kein Ende nehmen wollte.

Die Tochter legte den Arm um sie, schmiegte sich an sie und küßte ihr die Thränen von den Wangen. „Mutter,“ rief sie zärtlich, „Mütterchen!“ Weiter sprach sie kein Wort, sondern wendete die

Digitized by Google

Unglückliche nur sanft ab von dem Wasser. Die Mutter ließ es geschehen, sie war todesmatt und stützte sich schwer auf den schlanken, unfertigen Körper des vierzehnjährigen Mädchens.

Langsam wanderten sie nach Hause. Ein weißlich durchsichtiger Abendnebel zog feucht an der Erde hin, und beinahe das hohe Gras streifend, flog mit schwerfälligem, sich tief senkendem und nur matt emporhebendem Flügelschlag eine Schar häßlich krächzender Raben an ihnen vorbei.

— — — — — — — — — — —

In der Nacht darauf fuhr Erika plötzlich aus dem Schlafe, ohne daß es ihr zum Bewußtsein kam, was sie eigentlich geweckt habe. Sie rieb sich die Augen und wollte sich von neuem zum Schlafen zurechtlegen. Da hörte sie draußen vor ihrer Thür „Jesus, Maria und Joseph!" schreien. Erika sprang auf und eilte bloßfüßig und im Nachtkleid hinaus. Sie erblickte die Köchin, die durch den Korridor der Richtung zujagte, wo sich das Zimmer der Mutter befand. „Was giebt's?" schrie das junge Mädchen in Todesangst. Die Köchin sah sich um, zuckte die Achseln und eilte weiter.

Erika bemerkte jetzt erst, daß die Füße der Köchin nackt in den Pantoffeln staken, und daß sie im Laufen ihren Rock zusammenknüpfte. Sie mußte offenbar plötzlich aus dem Bett aufgeschreckt worden sein.

Erika wollte ihr nach. Da kam Strachinsky aus der Biegung des Ganges, in der die Köchin verschwunden war. Sein Gesicht war verschlafen, er trug einen großgeblümten Schlafrock und hielt einen niedrigen Leuchter in der Hand. Neben ihm ging Minna totenbleich.

Strachinsky stellte den Leuchter auf einen langen, niedrigen, mit mehreren Lampen und anderem Gerät beladenen Schrank.

„Lassen Sie sofort einspannen," befahl er, „man soll den Verwalter nach K . . . schicken um den Arzt."

„Möchten der Herr Baron nicht selber fahren? man kann sich nicht immer verlassen auf die Leute," bemerkte Minna mit einem sonderbaren und bezeichnenden Seitenblick auf den Ritter.

„Ach nein, der Verwalter wird das ganz gut besorgen, und dann — Sie begreifen, daß ich mich in dieser Stunde nicht trennen möchte von meiner Frau, sie wird mich brauchen, wird nach mir verlangen." — Und da die Augen Minnas sich mit immer sonderbarerem Ausdruck auf ihn richteten, setzte er mit seiner überschnappenden, kindisch klingenden Stimme wütend hinzu: „Und dann — dann — geht Sie das alles nichts an — dumme Gans!" Damit kehrte er ihr den Rücken."

Minna zuckte mit den Achseln und wendete sich gegen die Treppe, offenbar um in den Hof hinunter zu eilen, die nötigen Befehle zu geben.

Weder sie, noch der Ritter hatten Erika bemerkt. Diese aber lief der Wärterin nach und zupfte sie beim Ärmel. „Minna, was giebt's?" fragte sie beklommen, „die Mutter ist krank?"

„Ja!"

„Was fehlt ihr denn, sag's mir doch, Minna, so sag's!"

Immer heftiger drang sie in Minna hinein. Diese aber schüttelte das junge Mädchen von sich ab. „Laß mich, Kind, weiß Gott, daß ich Eile habe," murmelte sie.

Erika machte ein paar Schritte vorwärts, so wie sie war, dann wendete sie sich in ihr Zimmer zurück. Dort stand Miß Sophy, sehr bekümmert, den Kopf voller Papillotten, die sie alle Abende aus der „Neuen freien Presse" schnitt und mit denen sie halb wie eine Medusa und halb wie ein Stachelschwein aussah.

„Wo wollen Sie hin?" fragte sie, da sie sah, wie Erika sich hastig anzukleiden begann.

„Zu meiner Mutter," erwiderte Erika, „sie ist krank."

Miß Sophy hielt sie sanft zurück. „Gehen Sie nicht," sagte sie leise, „man würde Sie nicht hineinlassen, Sie würden nur stören — jetzt — warten Sie ein

wenig — Ihre Mama kann Sie nicht brauchen dort —" und sie wiegte ihren stacheligen Kopf schwermütig hin und her, dann leise und feierlich setzte sie hinzu: „Ich glaube — ich meine, Sie werden ein Brüderchen bekommen, oder vielleicht eine Schwester."

Erika sah sie groß an. Also das war's!

— — — — — — — — — — — —

Unter all dem vielen Traurigen, das Erika zu erleben bestimmt war, sollte es nichts geben, das der Unruhe und dumpfen Aufregung, der Todesangst, gemischt mit etwas Unheimlichem, Unaussprechlichem, gleichgekommen wäre, das sie in jenen Stunden bewegte.

Sie fuhr fort sich anzukleiden, ohne jede Sorgfalt, nur um bereit zu sein — wie man sich ankleidet, wenn es im Nebenhause brennt. Dann setzte sie sich Miß Sophy gegenüber an einen wackeligen runden Tisch, auf dem eine Kerze mit einem großen Räuber stand, von der das Stearin alles nach einer Seite hinfloß.

Eine Weile war es still, dann hörte sie Lärm draußen. Sie sprang auf — eilte hinaus, sah eine ältere Person mit einer großen schwarzen Haube, sehr dick, mit dem phlegmatischen, aufgedunsenen Gesicht eines Mönchs, auf das Zimmer der Mutter zuschreiten. Erika kannte sie längst als die unbemittelte Witwe eines Steinmetzen, die im ganzen Dorf an Mensch und Vieh herumquacksalberte. Sie hieß Frau Jelinek. Die Küchenmagd, welche sie geholt hatte, war hinter ihr drein.

Rasch und geschäftig gingen sie vorüber an Erika, die ihnen, vor Angst und Spannung außer sich, nachblickte.

Zwei Stunden verflossen, Miß Sophy war eingeschlafen, Erika wachte noch immer.

Ein leichter Regen hatte angefangen zu fallen, die Tropfen brachen sich klirrend an den Scheiben.

Noch einmal stand Erika auf und schlich in den Korridor hinaus. Langsam, an allen Gliedern zitternd, kam sie bis an die Thür des Zimmers, durch das man in die Schlafstube ihrer Mutter ging. Sie war halb offen. Durch den Spalt drang Licht. Sie blickte hinein. Der Ritter saß vor einem Tisch und spielte mit drei Strohmännern Whist. Das war seit einiger Zeit seine Lieblingsbeschäftigung. Die Köchin stand in einem Winkel und legte Weißzeug zusammen. Erika wollte eben das Wort an sie richten, als die Frau Jelinek schwerfällig und phlegmatisch, die schwarze Ledertasche noch immer über dem Arm, aus der Schlafstube der Mutter heraustrat.

„Darf ich denn nicht zu Mama hinein — nicht einen Augenblick?" rief das junge Mädchen aufgeregt.

Da öffnete sich wiederum die Thür der Schlafstube.

„Bist du's?" fragte Minna.

„Ja," antwortete Erika ängstlich.

„Störe deine Mutter nicht. Bleib in deinem Zimmer, bis man dich ruft," gebot sie.

Und aus dem Zimmer tönte die Stimme der armen Mutter matt und sanft: „Leg dich nieder, meine Alte, mach dir nicht unnütz den Kopf schwer, leg dich zu Bett, mein Kind." Eine Weile blieb Erika still stehen, dann küßte sie das harte kalte Holz der Thür, die sich ihr nicht öffnen wollte, und kehrte in ihr Zimmer zurück. Sie legte sich auf das Bett, so wie sie war — diesmal schlief sie ein. Mit einemmal fuhr sie auf — die Kerze brannte noch immer auf dem Tisch. Bei ihrem Licht sah sie, daß Miß Sophy, welche sich früher auf das Sofa gelegt hatte, nun ebenfalls aufsaß und mit erschrockenem Gesichtsausdruck horchte.

Erika eilte hinaus. Auf dem Korridor begegnete ihr Minna — im selben Moment rollte der Wagen in den Hof.

„Der Doktor!" schrie Minna, „gottlob!"

Da kam der Verwalter die Treppe hinauf.

„Wo ist der Doktor?"

„Er war nicht zu Hause," meldete der Verwalter.

Digitized by Google

„Haben Sie nicht gefragt, wo er ist?“ drängte die sehr erregte Minna in ihn, „sind Sie ihm nicht nachgefahren?“

„Nein,“ entgegnete der Verwalter, seinen struppigen Lodenhut zwischen den Händen drehend, „aber ich hab zurückgelassen, er möge kommen, sobald er nach Hause zurückkehrt.“

„Trottel!“ fuhr ihn Strachinsky an, der jetzt ebenfalls in den Korridor hinausgetreten war, und drohte dem Verwalter mit der Faust. „Sie sind entlassen,“ setzte er großartig hinzu; dann sich an Minna wendend, sagte er: „Mein Gott, wenn ich ein Pferd hätte, könnte ich nach K... reiten!“

Ohne auf ihn zu achten, eilte Minna die Treppe hinab.

Um weniges später rollte von neuem ein Wagen aus dem Schloßhof heraus.

— — — — — — — — — — — —

Minna war selbst nach dem Doktor gefahren. Ehe sie gegangen, hatte sie Erika beschworen, sich ruhig zu verhalten, sich nicht zu ihrer Mutter heranzudrängen. Man würde sie rufen, sobald es anginge. Damit solle sie sich zufrieden geben.

Sie gehorchte. Ruhig und starr saß sie in ihrem Zimmer. Alles in ihr Schmerz und Todesangst um ihre Mutter!

Daran, sich auszustrecken, dachte sie nicht mehr. Gerade aufrecht saß sie an dem Tisch inmitten des Zimmers, auf dem die Kerze tiefer und tiefer niederbrannte. Anfangs hatte sie, um sich die Zeit etwas zu kürzen, versucht zu stricken. Aber die Nadeln glitten ihr in den Schoß.

Miß Sophy saß ihr gegenüber, die Ellenbogen auf dem Tisch, den Kopf zwischen den Händen, und horchte.

Wagenrollen tönte aus der Ferne. Es kam näher und näher bis in den Schloßhof hinein — Gott sei Dank! ... Minna war's, die den Doktor brachte. Ein irres Hin- und Herrennen — dann alles still — still — totenstill!

Die Morgendämmerung schlich durch die Fenster. Die Flamme der Kerze, bei der Erika wachte, wurde rot und glanzlos. Der Regen hatte aufgehört, durch die von der Feuchtigkeit verschwommenen Scheiben sah man triefende weiße Blütenbäume und hinter ihnen einen blaßblauen, fast grünlichen Morgenhimmel, in dem langsam die letzten Sterne verlöschten.

Da öffnete sich die Thür. Minna trat ein. „Komm, Erika,“ sagte sie kurz mit erloschener Stimme.

Erika erhob sich eilig. „Habe ich wirklich ein Brüderchen?“ fragte sie beklommen.

Minna schüttelte den Kopf. „Es ist tot!“ murmelte sie.

„Und die Mutter?“

„Ach, komm schnell ...“

Sie zog das Mädchen mit sich fort durch den langen, weißen Korridor. In dem Gemach vor dem Zimmer der Sterbenden stand Strachinsky neben dem Arzt. Der Arzt hielt den Kopf tief gesenkt, der Ritter weinte.

Erika trat an das Bett ihrer Mutter. Die Haare der Sterbenden waren von den Schläfen zurückgestrichen, die Schläfen waren gelb, die Lippen bläulich. Erika kniete neben ihr nieder und versteckte ihr Gesicht in den Bettrand. Die Mutter legte die Hand auf den Kopf des Mädchens und streichelte ihn — ach, wie matt! Aber es that doch wohl.

In einer Ecke kniete die alte Minna und betete.

Draußen wurde es heller und heller, ein goldener Glanz verbreitete sich über die Erde. Die Vögel zwitscherten, erst vereinzelt, dann laut, schrill, rücksichtslos. Ein Blütenzweig pochte ans Fenster. Die Sterbende erhob sich etwas aus den Kissen — noch einmal hörte Erika die liebe Stimme der Mutter.

„Mein Kind, mein armes liebes Kind — ich habe schlecht für dich gesorgt —“

„Aber Mütterchen ...!“

„Mein Tod wird alles ins Geleise bringen — schreibe an ...“

In diesem Moment klopfte der Strachinsky an die Thür. „Emma!“ flüsterte er.

Digitized by Google

Ein unaussprechliches Grauen schüttelte die sterbende Frau.

„Laß ihn nicht herein!“ rief sie.

Erika flog auf die Thür zu und drehte den Schlüssel um — als sie sich wieder neben das Bett hinkniete, rang die Mutter nach Atem.

Offenbar qualvoll bemüht, ihrer Tochter eine letzte Mitteilung zu machen, fand sie keine Worte dazu. Noch einmal fuhr sie Erika über den Kopf, ein letztes Mal — dann — die Hand auf dem Kopfe des jungen Mädchens wurde schwer und kalt — es war keine Liebkosung mehr, sondern eine Last.

Erika entzog sich derselben — blickte auf. Die Thränen blieben ihr in den Augen stehen, so wundersam war das Gesicht ihrer Mutter. Der Kampf war vorbei!

Der Schmerz des Lebens, der süße Schmerz höchsten Entzückens, das uns zu dem Himmel emportreibt, den wir nicht erreichen können — ebenso wie jener andere bittere Schmerz, der uns in das Grab hinunterzieht, vor dem uns schaudert, beides war gleichermaßen für sie ausgelöscht!

— — — — — — — — — — —

Erika warf sich über den Leichnam und bedeckte ihn mit Küssen. Mit Gewalt mußte man sie losreißen von der Toten. Man schleppte sie hinaus. Sobald sich die Thür des Sterbezimmers hinter ihr geschlossen, war sie sanft und fügsam. Sie begriff nicht mehr; mit kleinen ängstlichen Schritten, den Kopf tief gesenkt, ging sie neben Minna. Einmal noch wendete sie den Kopf.

Ein dünner, wehmütiger Schall drang durch die stille Morgenluft. Es war die Stimme des Sterbeglöckchens, das sich unruhig in dem kleinen Schloßturm hin und her warf.

— — — — — — — — — — —

Noch um Jahre später konnte sie sich nicht überwinden, der gräßlichen Tage, die nun folgten, zu gedenken — der atembeklemmenden Last, die sie mit sich schleppte von früh bis in die Nacht, des Einschlafens aus purer Ermattung, des langsamen Hinübergleitens zu allen Tagesgewohnheiten im Traum — des Erwachens mit ausgeruhten Nerven und mit in Vergessenheit gesundeter Seele — dann des sich plötzlich der Sachlage Bewußtwerdens — der Empfindung allgemeinen Wundseins — einer Empfindung, die jede Bewegung, jedes um sie oder vor ihr gesprochene Wort steigerte, der Unruhe, die sie so lange hin und her trieb, bis sie sich endlich in einem dunklen Winkel zusammenkauerte und weinte, weinte so lange, bis sie keine Thränen mehr fand und ihr die brennenden Augen zufielen und sie von neuem in bleiernen Schlaf versank, um dann beim Erwachen von neuem — ganz langsam sich dessen bewußt zu werden, was eigentlich geschehen war.

Sie fühlte den dringenden Wunsch, ihrer Mutter noch irgend etwas Liebes zu thun, sich um ihre Leiche zu beschäftigen. Aber kaum einen Augenblick ließ man sie mit ihr allein.

Fremde Weiber wuschen sie und legten ihr das Totenkleid an. Der Kutscher und der Gärtner hoben sie zusammen in den Sarg.

Kurz vor dem Schließen des Sarges erinnerte sich Strachinsky, daß seine Frau dereinst gewünscht hatte, man möge ihr das Kleid und die Blumen, die sie bei der Trauung mit ihm getragen, in das Grab legen. Aber man fand weder das Kleid noch die trockenen Blumen. Der Schrein, in dem sie ihre Reliquien aufzubewahren pflegte, war verödet — nur die Härchen ihres verstorbenen Kindes fand man vor, die legte man ihr unter den Kopf.

Der Ritter machte sich keinerlei Gedanken darüber. Er betrauerte die Tote aufrichtig, weinte viel, verlor für zwei Tage den Appetit, lebte sich aber, je näher der Moment der Bestattung heranrückte, in eine gehobene Stimmung hinein, die sich in feierlicher Wichtigthuerei kundgab.

Er hatte einen Leichenwagen verschrie-

Digitized by Google

den aus der Stadt. Erika stand an einem der Fenster des Korridors, als der schwarze Galawagen in den Schloßhof hineinrasselte. Ihr Schmerz steigerte sich bis zu einer Art Verzweiflung.

Bis dahin hatte sie trotz allem nicht ganz begriffen.

Dann trugen die Männer den Sarg über die Treppe — Erika hörte sie straucheln unter der schweren Last — hörte wie der Sarg bei einer scharfen Biegung der Stiege an die Wand anprallte ...

Sie geleitete die Tote bis an das Grab. Der erste Mai war's, an dem man sie bestattete. Zu Fuß schritten sie hinter dem Leichenwagen einher, dessen schäbiger Pomp so schlecht hineinpaßte in die ländliche Einsamkeit.

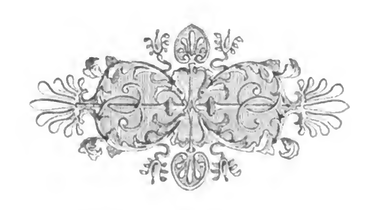
Von den vornehmen Herrschaften aus der Umgegend, mit denen man in Luzana längst außer allem Verkehr gekommen, waren trotzdem die meisten erschienen, um der armen Frau die letzte Ehre zu erweisen, doch machten sie nur ein verschwindend kleines Häuflein aus in dem endlosen Leichenzug. Hinter den paar schwarzen Röcken und hohen Hüten, die in einer geschlossenen Gruppe dem Leichenwagen folgten, wimmelte es bunt und dicht. Alle Bauern, Tagelöhner und Bettler aus Luzana und den umliegenden Ortschaften gaben der zur ewigen Ruhe eingegangenen Märtyrerin das Ehrengeleite — sie war gegen alle gut gewesen.

Der erste Mai war's! Ein grüner Hauch schimmerte über den Feldern, und in den großen Apfelbäumen glänzte es rosa von halb erblühten Knospen. Aus den roten Flammen der Fackeln drang ein schwarzer Qualm zum Himmel. Und in den Blütenzweigen der Bäume und an den frischgrünenden Feldern hin schwebte es leise seufzend, zugleich wonnig und schmerzlich — der Atem des neu erwachenden Frühlingslebens.

Mitten durch das neue Leben schritt der Tod.

Ohne Sang und Klang gingen sie einher. Erika bewegte sich fast mechanisch, sah sich weder nach rechts noch links um, sondern ging — ging immer fort. Mit einemmal blieben ihre Augen auf etwas haften. Auf dem erhöhten Straßensaum stand zwischen den Apfelbäumen eine junge Bäuerin mit einem Kinde auf dem Arm, einem Kinde, das aus großen, erstaunten Augen das Leichenbegängnis betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google



Erinnerungen von einer Fahrt nach Sokotra.

Von

Georg Schweinfurth.

II.



Der Empfang, der uns beim ersten Landgang am 12. April 1881 in Tamarid seitens der Bewohner zu teil ward, erwies die letzteren, richtige Südaraber, als freundliche und vorurteilsfreie Leute; um so ungastlicher nahm sich die Örtlichkeit aus. Von Häusern war zunächst nicht viel zu sehen, denn vor uns lag ein menschenleeres, flaches Gestade, ein Geröllufer ohne alle Böte; dahinter waren ausgedehnte Pflanzungen von niederen Dattelpalmen, wie bei Kadhub und Galonsir. Tamarid, der Hauptort von Sokotra, auch Hadibu genannt, besteht nur aus unansehnlichen, einstöckigen Steinhäusern, die in weiten Abständen im Palmenhain versteckt liegen und von verwilderten Küchengärten umgeben sind. Dorngestrüpp und hohes Gras verdeckt zum Überfluß die öden und verwahrlosten Gehöfte. Das Haus des Sultans war in verfallenem Zustande, ebenso der eine Moschee vorstellende Kuppelbau. Beide entbehrten nicht einer gewissen barbarischen Originalität, man sah es ihnen an, daß die Erbauer Architekten ihrer eigenen Schule gewesen waren, und ich bedauere, daß es mir an Zeit gefehlt hat, von diesen drolligen Baulichkeiten Skizzen zu entwerfen. Der Sultansbau, obgleich von bescheidenen Dimensionen, könnte mit Zuhilfenahme von einiger Phantasie als ein Mittelding zwischen einer Burg und einem mittelalterlichen Staatsgefängnis aufgefaßt werden, vielleicht auch als ein Kalkofen.

Die Araber, die sich an der Nordküste von Sokotra in einigen kleinen Dörfern niedergelassen haben, sind von der gegenüberliegenden südarabischen Küste und von Maskat herübergekommen und vermitteln als Krämer und Aufkäufer der Landesprodukte den Verkehr der Insel mit der Außenwelt, den Handel mit Oman und Sansibar. In den Küstendörfern leben auch zahlreiche Schwarze, meist freigelassene oder weggelaufene Sklaven, die sich hierher geflüchtet haben. Der große Gegensatz, der sich in allen socialen Ver-

Digitized by Google

hältnissen zwischen diesen neuarabischen oder schwarzen Ansiedlern und den eingeborenen Bergbewohnern zu erkennen giebt, namentlich die Seltenheit eines gegenseitigen Verständnisses der Sprache, scheint die Möglichkeit einer tief eingreifenden Rassenmischung auszuschließen. Ursprünglich stammen zwar die Sokotraner Bergbewohner auch aus Arabien, aber Jahrhunderte der Abgeschlossenheit haben sie zu einem Volksstamm eigener Art gestaltet, und während in Südarabien die neueren Dialekte des Nordens zugleich mit dem Islam die Oberhand gewannen, hat sich in Sokotra die altarabische Sprache des Südens in einer Abart erhalten.

Wir ließen unser Gepäck auf der Ostseite des Ortes ans Land bringen und schlugen, ohne jemand zu fragen, da der Sultan abwesend war, zwei Zelte im Palmenhain auf, zweihundert Schritt vom Seestrande. Ein kleiner, beständig fließender Bach, der in dem nahen Gebirge seinen Ursprung hat, mündet nahe der Stelle, wo wir unseren Lagerplatz hatten, und bot mancherlei wirtschaftliche Vorteile, obgleich die niedere Lage des von Nässe durchtränkten Bodens und die trübseligen Erfahrungen der im Jahre 1835 bei Tamarid gelagerten Truppen der Ostindischen Compagnie uns in gesundheitlicher Beziehung kein sehr ermutigendes Prognostikon stellten. Wir waren weitab von den Hütten und blieben unbehelligt von der Neugierde der Bewohner. Auffallenderweise hatten wir hier weder von Mücken, noch von Fliegen zu leiden, eine Plage eigener Art aber waren riesige Krabben (Cardiosema), welche maulwurfartig überall das Erdreich durchwühlten und vor denen wir, ängstlicher als vor den gefräßigsten Ratten, mit unseren Eßvorräten auf der Hut sein mußten. Abends saßen wir im Freien mit Lichtern an einem großen Tische. Die Luft war schwül und feucht, ein jeder von uns nahm daher prophylaktisch eine kleine Dose Chinin; es ward denn auch unser mehrtägiger Aufenthalt in Tamarid weder durch Fieberanfälle noch sonstiges Unwohlsein getrübt.

Am vierten Tage nach unserer Ankunft machten wir dem inzwischen aus dem Inneren zurückgekehrten Sultan unsere Aufwartung. Der Mann, der auf Sokotra den Sultan spielte, war ein Neffe des eigentlichen Herrn der Insel, des Sultans von Kischen oder Qaschan, und eine Art Mitregent, sein Name war Sidi Behei Mwolled und der des eigentlichen Sultans Sfād-ben-Hammed-ben-Afrār. Der Brief des politischen Residenten von Aden, den ich zu überreichen hatte, trug die Aufschrift: an den Sultan von Qaschan und Sokotra, und war mehr in Ausdrücken der Freundschaft als in solchen der Bevormundung abgefaßt. Von einer thatsächlichen Beaufsichtigung seitens der Engländer war übrigens auf Sokotra nichts zu spüren. Kein Regierungsbeamter, nicht einmal ein farbiger, war anwesend, und dem soll auch heute noch so sein, trotzdem Sokotra im vergangenen Jahre endgültig den unmittelbaren Besitzungen der britischen Krone einverleibt worden ist.

Die Armut der Insel war deutlich aus den Einkünften zu ersehen, die sie ihrem Gebieter abwarf; denn außer den dreihundertsechzig Thalern britischer Unterstützungsgelder erhob der Sultan von Kischen daselbst alles in allem gegen zweitausend Thaler Abgaben. Seine einzige Gegenleistung für die britische Subvention schien darin zu bestehen, daß er beim Besuche von Europäern in Tamarid die englische Handelsflagge auf den Zinnen seines vorhin erwähnten und einem großen Kalkofen nicht unähnlichen Schlosses hißt. Gegen uns war er ungemein vornehm und zurückhaltend, obgleich die Riebecksche Expedition seine gewöhnlichen Einnahmen fast verdoppelt haben muß. Von einem Gegenbesuch des hohen Herrn in unserem Lager war keine Rede, und es blieb dahingestellt, ob sein Verhalten mehr von Rücksicht staatsmännischer und mißtrauender Vorsicht als von wirklichem Hochmute beeinflußt war; wahrscheinlich waren es

Digitized by Google

die ersteren, die vor allem sein Benehmen gegen uns erklären ließen. Die Sokotraner und Südaraber hatten damals noch von Deutschland und den Deutschen nicht den leisesten Begriff. In dem Empfehlungsschreiben des Generals Loch war unserer Nationalität mit keiner Silbe gedacht, denn wir mußten befürchten, wenig respektvoll behandelt zu werden, sobald man uns für etwas anderes hielt als für Angehörige der herrschenden Rasse. Man hatte trotzdem bald heraus, daß wir keine Engländer sein konnten, auch keine Franzosen, und so hielt man uns schlechtweg für Portugiesen, vielleicht schon wegen unseres Aplombs, wegen des flotten, sprach- und thatbewußten Verfahrens mit den Eingeborenen und vielleicht gar wegen unserer Lustigkeit: les portugais sont toujours gais, heißt es in der Operette. Seit nachweisbar vier Jahrhunderten üben die Sultane von Kischen in Sokotra Hoheitsrechte aus, während aus Jakuts, des arabischen Geographen, Angaben hervorgeht, daß zu seiner Zeit bereits, vor siebenhundert Jahren, die Abstammung der Sokotraner von eingewanderten Mahra-Arabern Geltung hatte. Das zwischen Südarabien und Sokotra bestehende Wechselverhältnis scheint aber weit älteren Ursprungs zu sein, denn im „Periplus" ist bereits gesagt, daß die Insel dem Könige des Weihrauchlandes unterthan sei, und zwar des Weihrauchlandes im Sinne des Ptolemäus, denn die Notiz findet sich an einer Stelle, die jeden Zweifel darüber ausschließt, daß etwas anderes als das südliche Arabien, und in diesem Falle das Land der Mahra gemeint sei.

Die nächste Umgebung von Tamarid war busch- und baumarm und die kleinere, krautartige Pflanzenwelt war auf weite Strecken bereits längst verdorrt und zum Teil sogar vom Winde verweht, es fehlte aber trotzdem nicht an geschützten Stellen, die dem Botaniker eine interessante Ausbeute darboten, so namentlich die Ufer des Baches und weiter landeinwärts die ersten Thalfurchen mit dichtem Gebüsch und vereinzelten großen Bäumen. Eine besondere Zierde der Landschaft bildete der „Teke" genannte, prachtvoll großlaubige Feigenbaum, eine der Insel eigentümliche, von Kautschuksaft strotzende Art, deren tiefschattige Zweige während der Mittagszeit Tauben von verschiedener Größe und Färbung beliebte Ruheplätze darboten. Ich habe bereits, als ich den merkwürdigen Gurkenbaum bei Galonsir beschrieb, jener eigentümlichen Gruppe von Gewächsen gedacht, welche dieser abgeschiedenen Inselnatur einen in so hohem Grade eigentümlichen Stempel aufprägen, indem an ihnen der Stamm die Hauptsache und Laub und Blüten nur spärliche Zugabe zu sein scheint. Das tropische Afrika hat diesen ungeschlachten Vegetationstypus in der weitverbreiteten Adansonia, dem sogenannten Baobab, vertreten, der aber auf Sokotra fehlt. Hier sind Arten aus ganz verschiedenen Pflanzenklassen bestrebt, denselben Typus vor die Augen zu führen. Es sind die Dickhäuter des Pflanzenreichs, gleichsam vorsündflutliche Formen, und die früheren Naturphilosophen würden bei ihrem Anblick nicht verfehlt haben, sie als unvollkommene Schöpfungsversuche zu bezeichnen. Das größte und wohl auch das verbreitetste dieser Pflanzengebilde ist auf Sokotra entschieden das vielblütige Adenium, welches bereits früher am Sambese und in anderen Gegenden Ostafrikas gefunden worden war. Im April waren diese zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß Höhe erreichenden Stämme durchaus entblättert, aber viele prangten in ihrem herrlichen Schmucke von rosenroten Oleanderblüten. Das Adenium ist der letztgenannten Pflanzengattung nahe verwandt, die glatte Rinde ist von grauer, etwa wie Milchschokolade sich ausnehmender Färbung. Der Sokotraname des auffallenden Gewächses ist Asfed oder Isfed. Der Hauptunterschied im Vegetationscharakter von Sokotra und allen Küstenländern am Roten Meer, ebenso denen Südarabiens und der Somalküste, besteht in der Abwesenheit von dornigen Akazien-

Digitized by Google

beständen (Mimosen nennen sie die Reisebeschreiber), Sträuchern und kleinen Bäumen auf den Flächen zunächst der Küste und in den Thalniederungen. Zwar giebt es auch auf Sokotra eine der Gruppe der Gummiakazien angehörige Art, aber sie beeinflußt die Physiognomie der Flora nicht im geringsten. Die Vogelwelt war durch eine Anzahl lustiger Sänger vertreten, hauptsächlich der Familie der Sperlingsvögel angehörig.

Eine halbe Stunde landeinwärts von Tamarid gelegen, erhebt sich aus der Ebene ein tafelförmig abgestutzter, etwa zweihundert Fuß hoher Hügel, Hasa genannt. Je nach der Seite, von welcher man diesen Hügel betrachtet, erscheint derselbe auch als ein verflachter Kegel, und oben wird man alte Mauerreste gewahr, die von einem Wall oder den Fundamenten einer Ringmauer umgeben sind. Man bezeichnete mir diese Örtlichkeit als die Stelle, an welcher die indischen Truppen vor fünfundvierzig Jahren ihr Lager gehabt hatten. Die Überbleibsel auf der Höhe aber rühren offenbar von einer sehr alten Befestigung her, und hier stand vielleicht das Fort, welches nach Dappers Bericht der „König von Kaschen" bauen ließ und das Tristan da Cunha im Jahre 1507 eroberte, als die Portugiesen, welche die Insel kurz vorher unter Diego Fernandez Pereira entdeckt hatten, von derselben Besitz nahmen. Die Portugiesen hielten aber den Platz nur vier Jahre lang besetzt. Nachdem die damals noch christlichen (jakobitischen) Bewohner, von den Mohammedanern aufgestachelt, sich gegen die Portugiesen erhoben hatten, sah König Emanuel ein, daß die Festung mehr kosten würde, als sie einbrachte, und ließ sie schleifen. Sokotra wurde in der Folge nie wieder von einer europäischen Macht militärisch besetzt, bis auf jene vorübergehende Unternehmung der englischen Ostindischen Compagnie, von welcher bereits die Rede war.

Der Hasahügel beherrscht in vorzüglicher Weise die ganze flache Gegend um Tamarid bis zu den Bergen, und das Fort mußte, wenn es gut verteidigt wurde, für uneinnehmbar gelten. Es ist dies die einzige in der Nähe zu solchem Zwecke sich darbietende Lokalität, auf welche die Natur den Menschen gleichsam mit dem Finger hingewiesen hat. Am Meeresufer selbst war ja kein haltbarer Platz ausfindig zu machen, und einen Hafen gab es daselbst nicht zu verteidigen. Tamarid hat nur eine offene Reede und einen Ankergrund von zweifelhafter Güte.

Wir hatten natürlich das größte Interesse daran, so schnell wie möglich von dem tückisch schwülen Tamarid loszukommen und die verlockende Frische der Berge zu erreichen. Deshalb hatte ich bereits am Tage unseres ersten Besuches den Sultan um Beschaffung von Kamelen bitten lassen und seine Willfährigkeit durch reiche Geschenke, mit denen Dr. Riebeck nicht geizte, zu erhöhen gesucht. Außer einem bedeutenden Geldgeschenk wurde ihm neben anderen Dingen auch ein prachtvoller Koran, die in Frankreich auf heliographischem Wege in Farbendruck hergestellte Kopie eines Meisterwerks des berühmten Kalligraphen Haffiz-Osman, verehrt. Auf der letzten Seite waren eine Menge Siegel von Ulemas und anderen Theologen des Islam angebracht, die bezeugten, daß das Buch keinen Typendruck (dieser ist für den Koran durchaus verboten) enthalte, sondern Arbeit der Sonne sei, also Gotteswerk. Der Sultan nahm denn auch den Koran mit Dank in Empfang und erklärte, daß kein Geschenk ihm erwünschter käme als gerade dieses. Mit den Kamelen aber hatte es trotzdem seine Weile, und ein Tag verging nach dem anderen in nutzlosem Mahnen und Erinnern.

Es lag auf der Hand, daß etwas Großes geschehen müsse, um uns aus unserer unangenehmen Lage und dem ungemütlichen Lager von Tamarid zu befreien, so etwas wie das Eingreifen einer unsichtbaren, höheren Macht, dem letzten Rettungsanker vergleichbar, den sich der Orientale, nie an der Situation verzweifelnd, so gern aus unvorhergesehenen Schicksalsfügungen schmiedet. Und in der

Digitized by Google

That, es geschah etwas Großes, noch nicht Dagewesenes!



Tamarid oder Hadibu, Hauptort auf Sokotra. Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

Dr. Riebeck besaß einen Vorrat von prächtigem Feuerwerk, namentlich gewaltige Raketen voller Leuchtkugeln und Knallern, so recht dazu angethan, die Bewohner von Sokotra in Erstaunen zu setzen und uns fürchterlich zu machen.

Wir begaben uns daher nachts um zehn Uhr an den Strand und begannen daselbst ein großartiges Knallen und Rauschen in den Lüften. Meilenweit wurden die Insulaner aus dem Schlafe geweckt und eilten hinaus aus ihren Hütten und Felsenhöhlen, um zu sehen, was es gäbe. Wie in Vorahnung des am folgenden Tage wirklich eintretenden und unerhörten Glücksfalles, hatten wir durch unsere Leute das Gerücht aussprengen lassen, die Raketen seien dazu bestimmt, Signale über das Meer bis nach Bombay zu geben, um Schiffe herbeizurufen zu unserer Unterstützung und um dem Sultan Vernunft beizubringen.

Am folgenden Morgen machten wir uns ans Packen, als ob die Kamele bereits da wären und die Wahl der Stunde, zu welcher aufgebrochen werden sollte, nur von uns abhinge. Aber die Stunden verstrichen und von Kamelen war immer noch nichts zu erblicken. Da geschah das Unglaubliche, es war nachmittags nach eben eingenommenem Mahle: unsere Diener kommen atemlos vom Seestrande herbeigestürzt mit der Meldung, ein Dampfer sei in Sicht und steuere auf die Insel. Es stellte sich bald heraus, daß ein weißes Schiff, mit der englischen Kriegsflagge am Top, geradeswegs auf Tamarid herangedampft kam, also gerade so, wie es durch unser gestriges Feuerwerk beabsichtigt war. Mit einem Schlage war nun die Situation eine andere geworden und wir erhoben ein Triumphgeschrei.

Dr. Mantey fuhr an Bord und kehrte alsbald mit dem Kommandanten ans Land zurück. Das Schiff war die Privatjacht des Herrn Aylesbury, der „Albion“, und kam von Bombay. Herr Aylesbury hatte für seine Jacht die Berechtigung zur Führung der Flagge der Reservemarine und spielte selbst den Kapitän. Er war, als er in Sicht von Sokotra gekommen, der weißen Zelte ansichtig geworden, die sich so deutlich von dem dunklen Grün der Palmen abhoben. Diese Zelte konnten nur Europäern angehören, und von der Anwesenheit solcher auf Sokotra war ihm nichts bekannt. Daher hatte Herr Aylesbury, von Neugierde getrieben, alsbald beschlossen, sich diese rätselhaften Besucher der Insel in der Nähe anzusehen. Nachdem wir uns aufs freundschaftlichste begrüßt, begaben wir uns alle miteinander zum Sultan, der sich diesmal bei unserem Eintreten von seinem Sitze erhob. Leuten gegenüber, wie wir, die mit Segelbarken reisten, hatte er eine solche Höflichkeitsäußerung für überflüssig gehalten.

In der Frühe des nächsten Tages erschienen nun endlich die Kamele. Wir hatten ausgerechnet, daß fünfzehn nötig sein würden, um unser gesamtes Gepäck fortzuschaffen, es wurde uns aber klar zu machen gesucht, daß dazu ihrer mindestens vierundzwanzig erforderlich seien. Obgleich alles fertig gepackt zur Verfügung stand, vergingen dennoch viele Stunden, bis die Leute sich untereinander wegen der gegenseitigen Zuteilung der einzelnen Stücke geeinigt hatten. Es wäre ja auch nicht zu erwarten gewesen, daß die Kameltreiber von Sokotra so viel geschäftsmäßige Routine besäßen wie die Beduinen des Nordens, die aus dem Kameltransport ein Gewerbe machen, und wir mußten froh sein, daß zum Eindringen in diese unwegsamen Gebirgseinöden überhaupt ein so bequemes Beförderungsmittel hier vorhanden war wie das klassische Schiff der Wüste. Die Leistungen dieser Sokotrakamele waren staunenswert. Ich erinnere mich nicht, je ähnliches wahrgenommen zu haben trotz meiner langen Erfahrung in sehr verschiedenen Gebieten der Kamelzucht und trotz meiner zweitausend mit Kamelen gemachten Reisetage. In Sokotra wurden an das Kamel noch weit größere Anforderungen gestellt als in den hohen Gebirgen des glücklichen Arabiens. Äußerlich hat die Sokotrarasse nichts Eigentümliches an sich, die Tiere sind kräftig, aber weder groß und starkknochig wie im südlichen Nubien die Hadendoakamele, noch so zierlich und leicht von Gestalt wie die der Bischarin am Gebel Elba.

Digitized by Google

Als es nun im dichten Buschwerk an den Berggehängen steil in die Höhe ging zwischen großen Granitblöcken und auf Pfaden, wo der Fußgänger die größte Mühe hatte, fortzukommen, da wurde ich es erst gewahr, was geborene Bergkamele von Natur zu leisten im stande sind und wie ihr anscheinend nur auf einseitige Funktionen berechneter Körper doch zu der mannigfaltigsten Kraftanstrengung befähigt ist. Wie in Sokotra die Kletterkamele, so staunte ich vor Jahren am Roten Meere die Tiere an, als ich sie beim Entladen einer Barke im Abstande von einigen Hundert Schritt vom Ufer einfach ins Wasser werfen sah und zum erstenmal Gelegenheit hatte, die überraschende Schwimmgewandtheit des Kamels zu bewundern. Beim Sokotrakamel setzte mich am meisten das Vermögen in Erstaunen, selbst im beladenen Zustande Steinstufen von bis Meterhöhe zu ersteigen, einfach durch Auftreten mit der knieartigen Beuge des Mittelfußgelenks am Vorderbein, so daß sich das Tier wie kniend auf die Stufe stützte, um hinaufzukommen. Das Kamel kann nämlich (es ist hier immer nur von dem einhöckerigen die Rede) ohne besondere Anstrengung die Vorderbeine nicht viel höher heben als ungefähr vierzig Centimeter.

Die Kamelsattel der Sokotraner sind den Bedürfnissen des Landes angemessen und sehr eigentümlich. Einer schweren dicken Steppdecke gleich liegt der Sattel auf dem ganzen Rücken auf und riesige Doppelsäcke von Palmengeflecht hängen daran, die beim beständigen Durchdringen durch sparriges und vielverästeltes Buschwerk den einzelnen Gepäckstücken, die sie aufzunehmen haben, vortreffliche Schonung angedeihen lassen. In anderen Fällen werden die Lasten in große Matten eingerollt und ihnen durch Zusammenschnüren eine spindelförmige Gestalt gegeben, damit sie, wie Weberschiffchen, leicht durch die Dickichte hindurchzugleiten vermögen. Jedesmal, so oft ich in den Gebirgen der östlichen Wüste Ägyptens Kamele antraf, die für lange Zeit sich selbst überlassen waren, und wenn ich sie dann an sehr unzugänglichen Stellen antraf, mußte ich bekennen, daß dieses Geschöpf von Hause aus nicht bloß ein Bewohner der Ebene gewesen sein müsse, sondern daß es ebensogut wie seine südamerikanischen Verwandten in der Jetztzeit von der Natur in hervorragendem Grade mit den Fähigkeiten eines Bergtieres ausgestattet wurde. Meine Beobachtungen in Sokotra bestärkten mich in dieser Annahme einer Doppelnatur des Kamels. Die Organisation des Kamelfußes paßt sich in gleich vollkommenem Maße den Erfordernissen des Sandes wie denen des abschüssigen Felsbodens an. Nicht vollkommen klar sind mir die Gründe, weshalb das Kamel im eigentlichen Abessinien keinen Eingang gefunden hat. Will man die Entwickelung dieser Tierart nach der Anpassungstheorie erklären, so wird man am besten thun, sich vorzustellen, daß die Urheimat des Kamels ein Landstrich von dem heutigen Klimacharakter und der jetzigen Bodenbeschaffenheit des centralen Arabiens oder Nubiens war. In diesen Ländern ragen die Berge als Inseln aus den Wüstenflächen empor. Die Berge waren wegen der Wasserstellen und der beständigeren Vegetation zum Unterhalt der Tiere unentbehrlich; um aber von einem Berge zum anderen gelangen zu können, mußte das Kamel auch befähigt sein, weite Wüstenstrecken zu durchmessen und tagelang zu dursten und zu fasten. Nur der Kamelsrücken, diese große Klippe der modernen Teleologie, spottet jedem Deutungsversuch und könnte wohl als warnendes Beispiel dienen bei den jetzt so sehr beliebten Tändeleien mit der Zweckmäßigkeitstheorie. Der schöpferischen Triebkraft der Natur zumuten zu wollen, daß sie bereits in vorsorglicher Würdigung der Bedürfnisse des kommenden Menschengeschlechts und seines Wüstengepäcks dem Kamel die geeignete Form des Rückens verlieh, wäre ebenso abgeschmackt als anzunehmen, daß die Pyramidenerbauer es sich zur Aufgabe gemacht hätten, mit ihren Riesenwerken den Ge-

Digitized by Google

lehrten des neunzehnten Jahrhunderts Rätsel aufzugeben.

Um in nicht allzu großer Entfernung von Tamarid, aber schon inmitten der voll entwickelten Gebirgsnatur Sokotras ein Hauptquartier zu haben, von welchem aus wir Streifzüge nach verschiedenen Richtungen unternehmen konnten, hatten wir uns mit allem Gepäck nach einem Keregnigi genannten Platze begeben, der in zweieinhalb Stunden zu erreichen war und 270 Meter über dem Meere im Wadi-Dilal gelegen war. Diese Thalschlucht senkt sich vom Haghiergebirge herab und hat ihren Ursprung an der östlich von dem höchsten Gipfel gelegenen Paßhöhe. Der beständig fließende Bach, der das sehr enge Thal durchzieht, ist derselbe, der auf der Ostseite von Tamarid ins Meer mündet. Kereguigi war eine sehr geeignete Lagerstelle, denn nirgends in der Thalschlucht fand sich sonst Raum, um Zelte aufschlagen zu können. Die Buschdickichte waren hier etwas lichter, und riesige Felsblöcke, welche sich von den an den umliegenden Höhen überhangenden Massen losgelöst und heruntergestürzt waren, enthielten eine Reihe geräumiger Höhlen, die sich für unsere wirtschaftlichen Zwecke, namentlich bei drohendem Regen, äußerst brauchbar erwiesen. In einer der Höhlen wurde unsere Küche aufgeschlagen, eine andere diente nur zum Aufstapeln der Pflanzenpakete und Pressen. Der Bach, welcher silberhelles Wasser enthielt, bot die schönsten Badeplätze dar mit geräumigen, tiefen Becken von Granit und im Schatten steiler Felswände, dazu umgeben von sauberen Platten und grünenden Rasenstellen. Eine gemäßigtere Temperatur vermehrte die Annehmlichkeiten dieses Lagerplatzes, sie blieb andauernd um vier bis fünf Grad hinter den hohen Wärmegraden von Tamarid zurück. Die wärmste Tageszeit, während der drei Nachmittagsstunden, hatte für gewöhnlich nicht mehr als 27 Grad C. als Maximum; die Nächte und Morgen waren von erquickender Frische. An diesem idyllischen Platze hatten wir über drei Wochen lang, vom 20. April bis zum 14. Mai, unser gemeinschaftliches Lager, von welchem wir uns abwechselnd auf mehrtägigen Ausflügen in die Gebirge entfernten, ohne jede Belästigung seitens der Bergbewohner; ja, es kam vor, daß zuweilen das Lager nur unter der Obhut eines unserer nubischen Diener zurückgelassen wurde, und doch wurde während der ganzen Zeit uns nicht das Geringste entwendet, obgleich die Kisten und Kasten unseres Gepäcks im Freien vor den Zelten aufgestapelt waren.

Unser Verkehr mit den Eingeborenen hätte sich weit befriedigender gestalten können, wenn wir überhaupt im stande gewesen wären, uns ihnen verständlich zu machen. Infolge eines Streites mit meinen wenig erfahrenen Reisegenossen war der uns von Kapitän Hunter mitgegebene etwas übermütige Sokotradolmetsch gleich bei der Ankunft in Tamarid weggeschickt worden, und dieses voreilige Verfahren rächte sich in der Folge an den wissenschaftlichen Ergebnissen unserer Reise aufs bitterste. Anfänglich war der Zudrang von Sokotranern, namentlich jugendlichen, sehr groß, indem wir Schlangen, Eidechsen, Käfer und dergleichen einsammeln ließen. Bald aber machten uns diese Besucher durch ihr Herumstehen zwischen den häufig offenen Kisten und ihr unverfrorenes Eindringen in die Zelte viel zu schaffen. Wollten wir sie zurechtweisen, so nahmen sie das sehr übel, und nach einiger Zeit blieben sie ganz aus. Häufig unternahmen wir einzeln und allein, oft nur von dem einen oder anderen der sich uns als Führer anbietenden Eingeborenen begleitet, weite Streifzüge in die höheren Gebirge. Wo wir Leute bei den Höhlen, zuweilen ihren einzigen Behausungen, antrafen, waren diese freundlich, und weder Frauen noch Kinder liefen davon. Die Araber in den Küstenplätzen, denen angesichts der fremden Besucher um ihr Ausbeutungsmonopol der Eingeborenen bange wurde, suchten die letzteren stets als treulos und raublustig hinzustellen,

Digitized by Google

um uns abzuschrecken. Selbst der Sultan warnte uns vor ihnen aufs nachdrücklichste. Die Sokotraner Bergbewohner sind in Sprache und Abstammung den Mahra Südarabiens nahe verwandt. Die letztgenannten bilden den fremdartigsten Teil der heutigen Bevölkerung Arabiens und



Adenium in Blüte. Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

ihre Sprache stellt den ältesten Stamm des Arabischen dar, ein Überbleibsel der in den Überlieferungen der Minäer und

Digitized by Google

Sabäer, den sogenannten himyaritischen Inschriften, verkörperten altsemitischen Sprache. Wie das Amharische mit seinem älteren Urbild, dem Geez, der Kirchensprache Abessiniens, so ist auch das Mehri mit seinen Dialekten, darunter dem von Sokotra, als ein Ableger der altarabischen Sprache des Südens zu betrachten. Die Insel Sokotra scheint eine zu verschiedenen Zeiten erneuerte Etappe der Völkerwanderungen abgegeben zu haben, die Südarabien als Ausgangspunkt und das abessinische Hochland zum Ziel gehabt haben.

Außer der ungefährlichen Zibethkatze beherbergt die Insel kein Raubtier, und von größeren Tieren, denen der Mensch das Dasein streitig zu machen brauchte oder die durch Widerstand in ihm den Dämon der Gewalt zu erwecken im stande wären, hat man hier nie etwas gehört. Affen jeder Art fehlen; ja, es wird auf Sokotra überhaupt kein jagdbares Wild angetroffen, das etwa den Geist der Habsucht anzufachen vermöchte; so gestaltet sich das Wesen der Eingeborenen zu einem durchaus harmlosen. Als einzige Waffe führt der Sokotraner neben dem vom arabischen Händler erstandenen Messer den Stock. Lanzen, Bogen und Pfeile sind gänzlich unbekannt, und Feuerwaffen befinden sich ausschließlich in den Händen der Leute vom Gefolge des Sultans.

Auf der Ostseite von unserem Lager in Keregnigi stiegen die steilen und dicht bewachsenen Gehänge mehrere Hundert Meter empor und waren oben von zackenreichen roten Granitkämmen gekrönt, die drohend zu uns herniederschauten. Diese Vorwerke des höchsten Centralteils des Gebirges hießen „Bagal“. Die Umrißlinien der einzelnen Bergfalten dieser Steilwände waren überall in malerischer Weise durch die zierliche Silhouette schwarzgrauer Drachenbäume gekennzeichnet, die etwa zweihundert Meter über unserem Lager häufig zu werden begannen. Die Dracäna Sokotras ist eine eigene Art, die der kanarischen nahe verwandt, wie diese einen dunkelroten Harzsaft ausschwitzt, der das klassische Drachenblut, das Kinnabari Theophrasts darstellt, eins der neben der Aloe altberühmten Naturerzeugnisse von Sokotra. Der Name „Drachenblut“ ist in neuerer Zeit auf das Harz einer Sumatrapflanze übertragen worden. Die Araber haben dafür bis auf den heutigen Tag die phantastische Bezeichnung: „das Blut der zwei Brüder“ (damm-el-achuwēn).

Der Buschwald in unserer nächsten Umgebung entfaltete die volle Eigenart dieser barocken Inselflora, deren Laubfülle so wenig den Vorstellungen entspricht, die wir im frischen Norden an Wald und Gebüsch zu knüpfen pflegen. Zwar hat sich die Flora hier des abstoßenden Dornengewandes entledigt, das in den Uferländern des Roten Meeres der Vegetation einen so ausgeprägten Wüstencharakter erteilt; aber ein großer Teil des Laubes ermangelt des gewohnten Grüns und schimmert in allerlei grauen und metallischen Farbentönen, viele Sträucher tragen auch das glänzende Lederblatt nach Lorbeerart zur Schau, und nun vollends die dickfleischigen, blattlosen Gewächse von abenteuerlicher Gestalt, die sich überall unter die Gebüsche mengen wie Korallenstöcke zwischen Tangen und Laubalgen! Eine der verbreitetsten Formen dieser Pflanzenkategorie war in den kurzstämmigen, ganz aus fingerdicken runden Gliedern zusammengesetzten Kandelaberbäumchen einer der Insel eigenen Euphorbia, des Emkä, dargeboten.

Wo die Bergwände Stufen bilden, der Boden sich etwas horizontal ausbreitet oder Felstrümmer eine Unterbrechung der Dickichte zur Folge hatten, öffnet sich der Buschwald vor den Blicken des Reisenden und man erstaunt alsdann über die große Mannigfaltigkeit der Strauchvegetation. Den schönsten Schmuck dieser Lichtungen bildete eine hübsch belaubte Ruellia, dicht bedeckt mit großen veilchenblauen Glockenblumen, gleichfalls eine echte Sokotrapflanze. In der Nähe unseres Lagers wuchs auch ein wilder Granatapfel, Riheni genannt. Der Strauch

Digitized by Google

war acht Fuß hoch und schien von demjenigen der Kultur hauptsächlich durch große lederartige Blätter verschieden, die Blüten waren vollkommene Granatblüten und die Frucht nur durch geringere Größe abweichend. Da der Granatapfel bisher nirgends in nachweisbar unbezweifelt wildwachsendem Zustand angetroffen worden, andererseits seine Kultur in allen Überlieferungen der semitisch-hamitischen Welt bezeugt ist, vermutet Professor B. Balfour in dieser einzigen wilden Art der Gattung mit Recht das Prototyp der uralten Kulturpflanze des Orients.

Dreihundert Meter über unserem Lager war am Nordabhange des Bagal und unter dem einen Eckhorn desselben eine kleine Fläche, Teirebe genannt, mit Gras und hübschen Bäumen bewachsen, darunter auch Tamarinden. In einer benachbarten sehr schönen Höhle hatten mehrere Hirtenfamilien ihren beständigen Aufenthalt genommen. Einige ältere begleiteten mich beim Umherklettern auf der Pflanzenjagd, um mir die freien Pfade zu weisen, stets beflissen, mir aus dem geringen arabischen Wortschatz, über den sie verfügten, zwei Worte zuzurufen, sobald ich geradeswegs in die Dickichte einzudringen Miene machte: máfi tariq (kein Weg da). So dicht stehen die Sträucher, so innig sind sie mit ihren sparrigen Ästen untereinander verschlungen, daß der Bergsteiger, der die wenigen Pfade verlassen will, die ursprünglich von Ziegen und Kühen gebahnt wurden, sich alsbald zur Umkehr gezwungen sieht. Rasselnd schließt sich das Astwerk hinter seinen Schultern, nur auf dem Bauche kriechend vermöchte er am Boden, wo die Zweige weniger dicht stehen, sich einen Durchweg zu erzwingen. In der Tiefe jener parallelen Thalfurchen hingegen, die auf der Nordseite der Insel das ganze Jahr hindurch Wasser führen, dem Bette der Bäche folgend, würde er, durch tiefe Wasserbecken, haushohe Felsblöcke und senkrechte Wände behindert, vom weiteren Vordringen sehr bald abstehen müssen.

Zwei Stunden weiter oberhalb im Thale unseres Lagers verbrachte ich einige Tage an einer durch große Teke-Feigenbäume gekennzeichneten Stelle, Kischen genannt, bei 750 Metern Höhe über dem Meere. Dr. Riebeck hatte eine Anzahl Kamele nebst ihren Treibern zu unserer beständigen Verfügung, es fehlte aber an Zelten, und so waren wir bei unseren Exkursionen auf die natürlichen Höhlen und Grotten angewiesen, welche es zum Glück überall gab. Da es mit Beginn des Mai wiederholt zu regnen drohte, konnte ich die Nächte nicht bei den Feigenbäumen unten im Thale verbringen, andererseits vermochten auch die Kamele mit dem Gepäck eine Höhle nicht zu erreichen, die einige Hundert Fuß höher gelegen war und mir eine willkommene Zufluchtstätte darbot. Bei den Kamelen und dem Gepäck aber mußten die zwei Treiber als Wache verbleiben, so sah ich mich denn genötigt, die Höhle für die Nacht ganz allein zu beziehen. Zum Glück stand mir als Schutzgeist Rappo, der große schwarze Neufundländer der Riebeckschen Expedition, hilfreich zur Seite. Ich habe mich nie in meinem Leben eines gesunderen Schlafes erfreut als in jenen in der einsamen Felshöhle von Kischen verbrachten Nächten, an der Seite des getreuen Rappo. Frühmorgens, wenn noch die Felswände im Umkreise dampften und hoch über die Zacken der Steilabstürze nach und nach aus den Nebelschleiern der Nacht emporzutauchen begannen, dann erklomm der eine schwarze Kameltreiber die Höhe und brachte mir zum Thee am flackernden Höhenfeuer die substanziellen Zugaben des Frühstücks. Wie ein im weichen Pfuhle der Pflanzendecke halbverstecktes Ungetüm ragte in der Ferne der centrale Gebirgsstock, der Haghier, aus den Wolken, ein kahlgeschorenes Rückgrat der Insel mit zahllosen Kegelzacken. Kandelaber-Euphorbien und Drachenbäume umgaben meine Behausung in ungezählter Menge.

Meine Höhle wurde durch einen großen, aus der Höhe heruntergestürzten Felsblock gebildet. Sie war immer sauber

und frei von irgend welchen Vertretern des Insektengeschlechts. Von Termiten und weißen Ameisen war auf Sokotra nicht viel zu spüren, wenigstens fehlte diejenige Art, welche die Geißel der meisten Tropenländer ist, und man vermißte in den Buschwaldungen die bekannten Bauten aus Thon und Erde. Eine aus Steinlagen aufgeschichtete runde Umfriedigung neben dem Höhleneingange hatte den früheren Bewohnern als Hürde für das Kleinvieh gedient. In der Nähe standen auch große Tekebäume, die wie die heiligen Bäume der Brahminen von oben bis unten mit Luftwurzeln behangen waren.

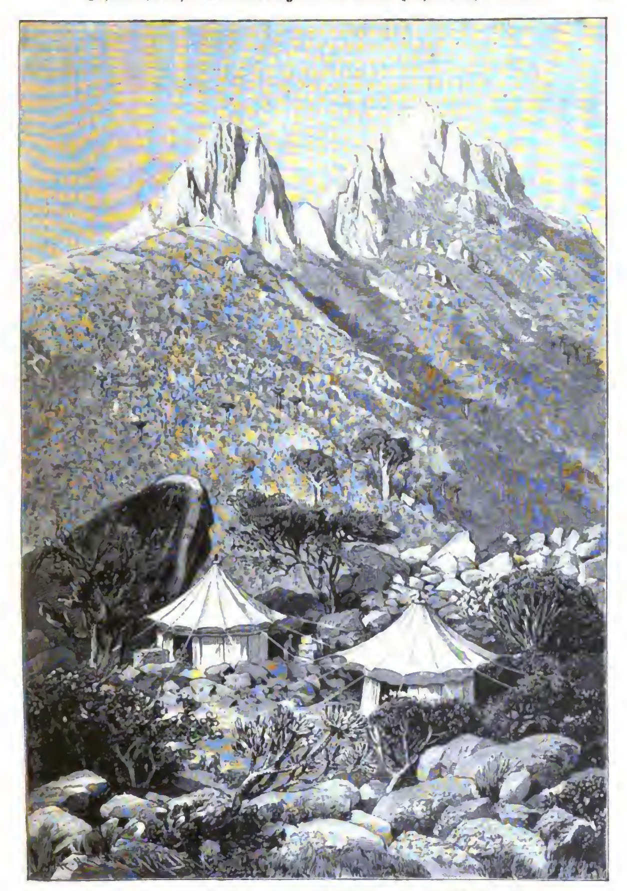
Viele interessante Pflanzen wurden mir von Bergbewohnern herbeigetragen, die an unzugänglichen Felsgehängen eingesammelt worden waren. Eins der drolligsten Gewächse aus der Reihe der dickleibigen „vorsündflutlichen" war die Dorstenia gigas, die in Felsplatten festgeklammert oder zwischen Blöcken eingekeilt angetroffen wurde.

Der Stamm dieser Pflanze, die einer sonst nur in Zwerggestalt auftretenden Gattung angehört, war kleinen Tönnchen oder großen Flaschen vergleichbar, einige Exemplare hatten ganz die Gestalt von russischen Theemaschinen (Samowar) und trugen am oberen Ende, das mitunter auch in einen langen Hals ausgezogen war, nur spärliches Astwerk mit kleinen Blattrosetten, zwischen denen die merkwürdigen Blüten saßen. Dies war eine der merkwürdigsten Arten, welche ich in Sokotra zu entdecken Gelegenheit fand.

Die oberste Region der Paßhöhe über Kischen, wo ein Pfad auf die Südseite der Insel hinüberführt, wird durch weite Grasflächen bezeichnet. Sobald man eine Meereshöhe von ungefähr 1000 Metern erreicht hat, hört der Buschwald plötzlich auf und an seine Stelle treten, während sich die Gehänge zu gleicher Zeit verflachen, offene Rasenstrecken, die stellenweise einen prairieartigen Charakter annehmen. Darauf weiden große Rinderherden, durch lange Reihen aufgeschichteter Steine innerhalb der Grenzen gesetzmäßig festgestellter Weidegründe gehalten. Auf diesen Flächen tritt noch hin und wieder niederer Strauchwuchs auf, auch begegnet man vereinzelten größeren Bäumen, insbesondere Drachenbäumen und einer an den Ölbaum erinnernden, ein hohes Alter erreichenden Euclea, Kaschobe genannt. Der größte Drachenbaum (Ariheb), den ich maß, war zwanzig Fuß hoch, und der kurze, zunächst in sechs Äste, weiterhin in einen Schirm mit unzähligen Gabelzweigen auslaufende Stamm hatte unten drei Fuß im Durchmesser. Der Platz bei den großen Drachenbäumen, etwa 1200 Meter über dem Meere, hieß Addehén und wäre zum Aufschlagen eines Lagers sehr bequem vermöge seiner verhältnismäßig leichteren Zugänglichkeit von Tamarid aus. Auf beide Meere eröffnete sich die herrlichste Aussicht, und man konnte hier aus der Vogelschau einen großen Teil der Karte von Sokotra entwerfen. Nach Süden zu eröffnete sich ein spaltartig eingeschnittenes Thal, das tief zu den Füßen wie ein im Kalkplateau entstandener Riß aussah. Hier war alles so dürr und sonnenverbrannt wie im Hochsommer auf den sonnigen Triften des Libanon, aber der Rasen war dicht und fest und man sah es dem Graswuchse an, daß derselbe einen kräftigen Weidegrund für das Rindvieh abgeben mußte. Diese oberste Region stellt zweifelsohne den wertvollsten Teil von Sokotra dar, und die Mühe, welche sich die Bergbewohner mit der Abgrenzung ihrer Weidebezirke gegeben, bewies mir zur Genüge, welchen Wert sie auf die Ergiebigkeit dieser Grundstücke legten.

In der Höhe von 1000 Metern treten auch an vielen Stellen prachtvoll entwickelte, vollkommen wilde Pomeranzenbäume auf, überladen mit großen, ziemlich genießbaren Früchten. Die Sokotraner, die ihnen keine Beachtung schenken, haben für den Baum einen eigenen Namen, Tenágje, und sie wollen nichts von einem ursprünglichen Angepflanztsein desselben wissen. An den höchsten Granitstöcken entwickelt die Flora einen nach Art unse-

Digitized by Google



Lager in Kereguigi. Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

rer Alpenpflanzen angeordneten Vegetationsschmuck. In den Spalten und Rissen wuchern daselbst zierliche Farnkräuter, während die Verwandten des Edelweiß in dichten Polstern alle Unebenheiten überziehen, die an den Steilwänden von der Lotrichtung abweichen und den Wurzeln Halt gewähren. Die nackten Fels-

Digitized by Google

massen der höheren Region sind außerdem durch eine Menge sehr aromatischer Gewächse ausgezeichnet, sie sind es auch vornehmlich, welche die berühmte Charakterpflanze der Insel, die Aloe, beherbergen, um derentwillen, wenn wir den wiederholten Angaben der alten arabischen Geographen, sowie den noch älteren des Indienfahrers Cosmas und des Philostorgius Glauben schenken dürfen, Alexander der Große auf des Aristoteles Rat eine Kolonie von Griechen nach Sokotra verpflanzen ließ, die sich daselbst viele Jahrhunderte hindurch erhalten haben sollen, bis sie ausstarben und den von Mahra herübergekommenen Einwanderern Platz machten.

Die aus Sokotra in den Handel gebrachte Aloe wird heute noch, obgleich der Gebrauch dieses Mittels gegen früher sehr in Abnahme gekommen ist, allen übrigen Arten bei weitem vorgezogen. Merkwürdigerweise ist die als Sokotra-Aloe bisher in unseren Gärten verbreitet gewesene Art nicht mit der auf der Insel aufgefundenen identisch; man weiß nicht, aus welchem Lande die erstere ursprünglich herstammt. Die einzige Aloe-Art, die auf Sokotra wächst, ist durchaus nicht von baumartigem Wuchs, sondern ein verhältnismäßig kleines Gewächs von den Verhältnissen der gemeinen Aloe des Orients.

West und Ost der Insel sind sehr verschieden. Der Gluthauch Afrikas, durch einen Abstand von 220 Kilometern kaum abgeschwächt, hat dem westlichen Drittel Sokotras jenen öden Stempel aufgedrückt, der die Küsten des benachbarten Festlandes kennzeichnet. Sanddünen, mit denen das Meer diese Insel im Namen ihres afrikanischen Lehnsherrn zu unterjochen bestrebt scheint, haben das äußerste Westende von Sokotra mit einem Einbruch der Wüste bedroht; allein das wolkenbefestigende centrale Gebirge breitet gleichsam schützende Fittiche aus über den Pflanzenwuchs und entzieht den größeren Teil der Insel der Verödung. Infolge des üppigen Graswuchses in den Höhen der Osthälfte von Sokotra hat sich die Bevölkerung hier dichter geschart, und selbst der Boden entbehrt daselbst nicht einer gewissen Ackerkrume, einer Art roter Thonerde, die zukünftigen Besiedelungszwecken stellenweis günstige, wenn auch immerhin kärgliche Aussichten eröffnen würde. Nur wenige Tausend vermöchten auf diese Grundlage ihr Dasein zu stützen. Der Bodenbau müßte sich hier Palästina und Syrien zum Vorbilde nehmen, für den Landwirt ein keineswegs verlockendes Ideal. Auch die Viehzucht dürfte, selbst unter Voraussetzung verschiedener gemeinnütziger Anlagen, keiner nennenswerten Erweiterung fähig sein. Die zu Sammelstellen geeigneten Wasserbecken liegen zu tief, um den Weiden der hohen Region zu gute kommen zu können, in den meist zu engen und zu tiefen Thälern ist kein Raum für Kulturanlagen, und an den Austrittsstellen der Thäler, auf den Flächen zunächst am Meere fehlt es durchweg an anbaufähigem Boden. Diese Flächen sind überall von großem Geröll und Felstrümmern überdeckt. Unter den natürlichen Reichtümern der Insel, die eine Steigerung des Wohlstandes oder eine Vermehrung ihrer Bewohner in Aussicht stellen könnten, wäre dagegen in erster Linie der vorhandenen Holzmenge zu gedenken. Mit Umsicht und Methode ausgebeutet, würden hier, namentlich an den Nordhängen, Hunderte von Quadratkilometern Buschwald reichen Ertrag zu liefern im stande sein, weniger an Nutzholz als an Brennholz, das sich seiner durchschnittlichen großen Härte wegen auch besonders zum Kohlenbrennen eignet. Bei der bevorzugten geographischen Lage Sokotras und bei dem Holzmangel der benachbarten Küsten, sowie der Unzugänglichkeit der Binnenländer ließe sich auf den genannten Vorzug immerhin manches industrielle Unternehmen gründen.

Als ich am 9. Mai von der Sattelhöhe des Gebirges auf das beiderseitige Meer hinunterblickte, gewahrte ich auf der Reede von Tamarid sechs arabische Schiffe, von denen vier zu der größeren, Bagla ge-

Digitized by Google

nannten Klasse gehörten und die auf der Fahrt von Sansibar nach Maskat hier angelegt hatten, um Reis und Mais gegen die üblichen Ausfuhrartikel der Insel einzutauschen, die in Aloe, in Drachenblut, einer Sorte schlechten Weihrauchs (Legehén), Färberflechten (Orseille), vor allem aber in geschmolzener Butter und einer Art groben Sacktuches aus Schafwolle bestehen. Diese Schiffe pflegen die umgekehrte Fahrt zur Zeit des Nordostmonsuns zu machen, wobei Sokotra abermals als Zwischenstation dient. Der Verkehr mit Makalla und anderen Plätzen der südarabischen Küste ist dagegen gering, während mit der Somalküste überhaupt gar keine Verbindung zu bestehen scheint. Wenn nun der Bergbewohner dieser gewöhnlich zu einem Geschwader vereinigten Maskat- und Sansibar-Schiffe ansichtig wird, so eilt er mit seinen im Laufe der Zeit aufgespeicherten Vorräten an die Küste. In Tamarid beginnt alsdann ein reges Marktgetriebe, das mehrere Tage unter allerhand Belustigungen (Fantasia) anhält, um für die übrige Zeit des Jahres der am Eingange geschilderten Friedhofsruhe zu weichen. Da die Bewohner Tamarids, höchstens vierhundert Seelen an der Zahl, oft mit den Schiffen kommen und gehen, bleiben dann auch viele der Häuser gänzlich leer stehen.

Geld und Geldeswert sind den echten Sokotranern ziemlich unklare Begriffe; die angebotenen Silbermünzen nahmen sie nur in Empfang, um daraus Geschmeide für die Frauen herstellen zu lassen. Fragte man sie nach dem Preise, den sie für zugetragene Gegenstände verlangten, so hieß es immer „eine Rupie“, auch wenn es sich um eine Eidechse oder einige Käfer handelte. Allerdings wurde dann auch eine achtel, sowie eine viertel Rupie immer als Rubih angenommen. Wir bedurften der Erfahrung mehrerer Tage, um hinter dieses Rätsel zu kommen. Rubih hieß eben einfach Geld. Von Kupfermünzen wollte selbstverständlich niemand etwas wissen. Als Dr. Riebeck einmal im Lager von einigen Leuten Drachenblut einhandeln wollte, holte er, nachdem vergeblich verschiedene Münzen vorgezeigt worden waren, schließlich weißen Baumwollenstoff hervor, worauf ihm gegen drei Meter des Stoffes ebensoviel Drachenblut verabfolgt wurde, wie zuvor für einen Thaler.

Am 4. Mai, kurz nach Mittag, hatten wir in Keregnigi den ersten Regenguß zu bestehen, nachdem der Himmel bereits seit mehreren Tagen mit drohendem Gewölk bedeckt gewesen war, Anzeichen der nahenden Südwest-Monsunperiode. Wir mußten unsere Zelte im Stich lassen und in die obere Höhle flüchten. Die Temperatur war 24 Grad C. Am folgenden Morgen hatten wir nach einer taureichen Nacht bei ganz klarem Himmel 17,5 Grad C. Die vorgeschobene Lage im Ocean kann die verhältnismäßig günstigeren Temperaturverhältnisse allein nicht erklären, denn die Jahreswärme des Meerwassers an der Oberfläche beträgt hier 27,5 Grad C. Das Meer vermag daher wenig, aber indirekt, im Verein mit dem Vorzuge, daß vermöge der isolierten Lage auf Sokotra beide Monsune zur vollen Geltung kommen, und indem das Haghiergebirge die Rolle eines Kondensators der Meeresdämpfe übernimmt, hat es zur Folge, daß die Insel hinsichtlich der Niederschläge selbst vor den höheren Küstengebieten der benachbarten Festländer sehr bevorzugt ist. Man sieht hier in der That zu fast jeder Jahreszeit die Spitzen der Gebirge in Wolken gehüllt, und im Beginn der Regen hat Sokotra stets einen Vorsprung vor den übrigen Ländern seiner Nachbarschaft voraus. Die „schöne Jahreszeit“ rechnet man vom Februar bis zum Mai, wenn die Ankerplätze der Nordküste für sicher gelten. Juni, Juli und August sind durch heftige Winde, die von den Bergen herunterblasen und häufige Regenschauer mitbringen, ausgezeichnet; aber die Hauptregenzeit fällt in die Wintermonate November, Dezember und Januar, wo es oft tagelang und ohne Unterbrechung regnet.

Digitized by Google

Zur Zeit des Überganges der Nordost-Monsunperiode in die des Südwest sollen die klimatischen Fieber hierselbst dem Fremden besonders gefahrbringend sein. Die Begleiter unseres Vorgängers, Professors Balfour, haben schon im Märzmonat vom Fieber zu leiden gehabt, während in Dr. Riebecks Gesellschaft, die aus vier Europäern und zwei Nubiern bestand, kein einziger Erkrankungsfall vorkam, obgleich wir eine ganze Woche bei Tamarid an einer Küstenstelle gelagert waren, die durchaus nicht den notwendigsten gesundheitlichen Vorbedingungen entsprach. Das gute Zeugnis, welches ich dem Klima im allgemeinen auszustellen geneigt bin, erleidet indes eine beträchtliche Einschränkung durch die schlechten Erfahrungen der englisch-ostindischen Truppen im Jahre 1835 und die von Wellsted gegebenen Nachrichten. Als von ganz besonderem Interesse für die Probleme der Tropenhygiene verdient die Thatsache angeführt zu werden, daß in Sokotra eine bei fast 1000 Metern Meereshöhe gelegene Quelle, nahe der vorhin erwähnten Paßhöhe oberhalb Kischen, vorhanden ist, der erfahrungsmäßig eine fieberbringende Wirkung zugeschrieben wird. Daß die Meereshöhe allein keinen durchaus sicheren Schutz gegen Fieber gewährt, davon habe ich mich selbst in Yemen zu überzeugen Gelegenheit gehabt. In dem türkischen Militärlazarett von Menacha, 2200 Meter über dem Meere gelegen, waren von den zur Verfügung stehenden fünfzig Betten die Mehrzahl mit Fieberkranken besetzt, und mein eigener Diener, ein Syrer, wurde während meines langen Aufenthaltes daselbst erst vom Fieber befreit, nachdem sehr starke Dosen Chinin in Anwendung gekommen waren. Hugo Zöller, ein vortrefflicher Beobachter, hat am Kamerungebirge in einer ebenso beträchtlichen Höhe wie Menacha fieberschwangere Lokalitäten festgestellt und den Nachweis geliefert, daß die Krankheit nicht bloß durch Verschleppung aus den tieferen Regionen daselbst hingebracht sein konnte.

Meine botanischen Forschungen boten mir hinreichende Gelegenheit dar, einen allgemeinen Überblick über die Tierwelt Sokotras zu gewinnen. Die eingesammelten Vögel, Saurier, Schlangen und Landkonchylien lieferten zahlreiche Belege für die Eigenartigkeit der Sokotraner Fauna, aber die verschiedenen Gruppen legten hinsichtlich ihrer Abstammung ein sehr abweichendes Verhältnis an den Tag. Die meisten Tiere entsprachen mehr der Fauna von Südarabien als derjenigen des afrikanischen Festlandes. Echte Süßwasserfische und Lurche scheinen auf der Insel zu fehlen. Sehr auffällig erschien uns im Lager von Keregnigi das Fehlen der Frösche, und wir waren geneigt, ihre Abwesenheit eher den in allen Berggewässern der Insel massenhaft verbreiteten kleinen roten Krabben, einer neuen Art Telphusa, als der Jahreszeit zuzuschreiben. Eine große Rolle spielen in den Gebirgsthälern die Cikaden, von denen wir vier Arten einsammelten. Eine derselben, die Seiher genannte, war von außerordentlicher Größe, denn sie maß in der Länge drei Centimeter. Ihr Zirpen und Trillern machte sie weithin vernehmlich in den Stunden des glühendsten Sonnenbrandes von zwölf bis drei Uhr nachmittags. Mit besonderer Vorliebe haftete die Cikade an der gleichgefärbten grauen Papierrinde eines Balsamstrauches. Überall stieß man wie in den südarabischen Gebirgen auf die von der Sonne weißgebleichten Panzerringe riesiger Tausendfüße (Collaria). Das lebende Tier galt als unschädlich, beunruhigte uns aber in den Zelten fortwährend durch seine Körpergröße, welche zwischen 8,5 und 18,5 Centimeter schwankt. Gleichfalls der Yemenfauna entlehnt schienen die großen hartschildigen und stacheligen Spinnen (Gasteracantha), deren Körper sich wie vergoldet ausnahmen und deren Gespinste eine ungemeine Fertigkeit verraten.

Es konnte nicht überraschen, daß die Säugetiere Sokotras jenes Stempels ausgeprägter Eigenart ermangelten, den wir an den Charakter einer abgelegenen Insel

Digitized by Google

zu knüpfen pflegen, und der sich hier in der That bei vielen Tierklassen bewährt, wenn auch nicht in so hohem Maße wie in der Pflanzenwelt, von der ein Drittel ausschließlich auf Sokotra beschränkt ist. Der Seltenheit größerer Formen habe ich bereits gedacht und der Zibethkatze, die ziemlich häufig zu sein scheint und zu den übrigen natürlichen Reichtümern der Insel das wertvolle Produkt ihrer Afterdrüse hinzufügt. Unsere besondere Aufmerksamkeit ward indes auf das Vorhandensein von Wildeseln gelenkt. Dr. Riebeck unternahm Anfang Mai einen eigenen Jagdausflug nach den unteren Thalniederungen, die sich im Osten von Tamarid in der Richtung auf die Ortschaft Schek hinziehen. Hier stieß man auf ganze Herden umherschwärmender Wildesel, von denen eine Anzahl erlegt wurde, um Schädel und Häute für die Museen zu gewinnen. Die Tiere waren durchweg von hellschiefergrauer Färbung und hatten auf Schulter und Rücken, sowie an den Unterschenkeln die für den nubischen Wildesel charakteristische schwarze Zeichnung. Isabellgelbe, wie ich deren im südlichen Nubien antraf, wurden hier nicht beobachtet, die Sokotraesel hätten ohne weiteres für typische Kairiner Stadtesel gelten können.

Es sei bei dieser Gelegenheit gleich darauf aufmerksam gemacht, daß auf Sokotra gegenwärtig keine Pferde vorhanden sind, ebenso wenig wie Hunde; neben den Wildeseln waren aber auch zahme in nicht geringer Anzahl bei den Einwohnern anzutreffen. Es wurde aber zwischen diesen und den wilden stets ein sehr bestimmter Unterschied gemacht. Die Wildesel galten hier für den Ausbund religiöser Unreinheit, und kein Sokotraner war zu bewegen gewesen, beim Abbalgen Hand anzulegen, ja auch nur das erlegte Tier mit den Händen zu berühren. Dr. Riebeck und seine Begleiter hatten diesen in keiner Weise aufzuklärenden Vorurteilen gegenüber einen harten Stand, und sie waren genötigt, aus Liebe zur Wissenschaft und da es sich hierbei um ein wichtiges Desiderat der Zoologie handelte, zu des Tages Last und Hitze noch die Eselhäute und Eselschädel zu tragen, um sie zur Versendung nach Europa geeignet zu machen.



Junger Drachenbaum.
Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

Von Tieren, für welche die Daseinsbedingungen auf Sokotra wie gemacht erscheinen und deren Abwesenheit hierselbst bei ihrer Häufigkeit in den benachbarten Festlandsgebieten zu vielem Nachdenken auffordert, führe ich die nachfolgenden

Digitized by Google

an: vor allen Dingen Paviane, wie überhaupt Affen aller Art, Buschantilopen, Hasen, Füchse, Hyänen, Leoparden und Klippschliefer. Ihr Nichtvorhandensein auf Sokotra kann als so gut wie erwiesen gelten. Daß alles jagdbare Wild den Nachstellungen des Menschen längst erlegen sein sollte, ließe sich in einem Lande (Sokotra umfaßt ungefähr 6000 Kilometer im Quadrat), das vielleicht nur zwei Einwohner auf den Quadratkilometer zählt, schwer begreifen. Ob die wilden Ziegen der Insel bloß verwilderte Hausziegen waren, oder einer eigenen Art angehörten, war nicht festzustellen, da wir kein Exemplar zu erlangen vermochten.

Auf nicht geringere Schwierigkeiten stößt man beim Versuche, sich die Anwesenheit der Wildesel zu erklären. Die Tiere, welche Dr. Riebeck erlegte, wurden unter allen Anzeichen angeborener Wildheit getroffen. Beim Anschlag pflegten sie eine bedrohliche Haltung zu zeigen und machten Miene, den Jäger anzunehmen. Wenn man den Aussagen der Eingeborenen Glauben schenken darf, so dürfte das wilde Bürgerrecht der Esel auf Sokotra außer allem Zweifel stehen. Derselben Ansicht neigten auch unsere Vorgänger in der Erforschung der Insel zu. Der Wildesel ist bekanntlich in den Bergen des Somalilandes und im südlichen Nubien sehr verbreitet, und Th. v. Heuglin, der die Art zum erstenmal ausführlich beschrieb, hat den Nachweis geliefert, daß man ihn als den Stammvater der edlen Rassen Ägyptens und Arabiens betrachten muß. Sollten sich die Wildesel auf der Insel seit den frühen Zeiten erhalten haben, die jene eigentümlichen Pflanzenformen entstehen sahen, deren ich bereits wiederholt gedachte, seit jener Zeit, da sich das tertiäre Kalkgebirge an den Küsten der frühesten Gneiß- und Granitinsel anlagerte? Oder aber, sollte in späterer Zeit ein inzwischen wieder durch Meereserosion vernichteter Zusammenhang mit dem Festlande bestanden haben, welcher als Brücke diente? Kann man doch schwerlich annehmen, daß diese Esel einen Meeresarm von 220 Kilometern Breite zu durchschwimmen im stande waren! Bestand aber, wenn auch nur vorübergehend, eine solche Verbindung, weshalb wurde sie nicht zugleich von solchen anderen Vierfüßlern benutzt, die heute auf Sokotra fehlen, obgleich die äußeren Lebensbedingungen sie in so hohem Grade zur Ansiedelung daselbst aufzufordern scheinen? Ich glaube, man kann solchen Fragen ausweichen, wenn man der Vermutung Geltung verschafft, diese Wildesel seien schließlich doch nur als das Ergebnis der zur wilden Stammart zurückgeschlagenen Naturzüchtung eines von alters durch den Menschen auf die Insel gebrachten und sich selbst überlassenen Paares zu betrachten. Der Unterschied zwischen zahmen und wilden Eseln ist ja überall in Nordostafrika ein sehr geringer; auf völlig übereinstimmende Färbungen stößt man häufig, der vollkommenen Formgleichheit gar nicht erst zu gedenken. Noch heute pflegt man die Zucht mit dem Blute frisch eingefangener Wildesel beständig wieder aufzufrischen, wobei es einer einzigen Generation bedarf, um aus dem unbändigen Sohne der Wildnis ein lenksames Haustier heranzuziehen.

Einer meiner hübschesten Bergausflüge hatte den 1257 Meter hohen Schehélikegel zum Ziel. Derselbe giebt sich im Osten von der Paßhöhe bei Adehén als ein von den übrigen Massen des Gebirges losgelöster, ziemlich kahler Stock zu erkennen. Am Westabhange des Schehéli findet sich eine Tahágje genannte Lokalität. Mauerreste von drei aus Granitblöcken errichteten Häusern bezeichnen die Stelle, an der im Jahre 1835 die Truppen der Ostindischen Compagnie, nachdem sie unten bei Tamarid durch Fieber arge Verluste erlitten, ein als Sanatorium hergerichtetes Lager bezogen hatten. Auf diesem Ausfluge stieß ich häufig mit den echten Berg- und Höhlenbewohnern zusammen, von deren Tracht und Sitten ich noch manches zu erwähnen habe.

Vom schöneren Geschlecht, das bei dem Achtung gebietenden Äußeren der

Digitized by Google

überaus edelgestalteten, mit prachtvoller Muskulatur ausgestatteten und im hellsten Kupferrot strahlenden Männer unsere Erwartungen aufs höchste gesteigert hatte, war, wie das nicht zu verwundern, immer nur das reifere Alter zu erblicken. In den höheren Stadien dieser Reife entwickeln beim weiblichen Geschlecht dunkelfarbige Rassen bekanntlich weit mehr als die hellen durch verschärfte Schatten das Gegenteil von jenem Ausdruck engelgleicher Milde, die uns bei der Jugend so sympathisch berührt. Von den berühmten Hexen Sokotras, über welche die alten Reisenden Wunderdinge zu berichten wissen, war uns bereits auf der Überfahrt von den arabischen Seeleuten viel vorerzählt worden. Sie sollten den Reisenden anzulocken wissen, um ihm alsdann in einsamer Wildnis die Eingeweide auszureißen. Unsere von Haus aus jedem unsinnigen Aberglauben besonders zugethanen nubischen Diener waren durch solche Erzählungen in hohem Grade beunruhigt worden. Den Leser wird es nicht wunder nehmen, wenn unter solchen Umständen unsere Phantasie, unterstützt von den überall zur Stelle befindlichen Ausstattungsrequisiten der Hölle: schwarze und rote Gewandung, schauriges Höhlendunkel, zerklüftete Felseinöde und dergleichen, jedesmal in Erregung geriet, wenn irgendwo eine weibliche Gestalt sich blicken ließ. Ein solches Teufelsliebchen — ich werde nie den Anblick vergessen — überraschte uns am Schehéli mit einem überaus wirkungsvollen Tableau. Bei einer prachtvollen Höhle entwuchs plötzlich vor unseren Blicken der Tiefe eine alte, aber noch stämmige Frau, angethan mit einem feuerroten, flatternden Gewand, mit aufgelösten schwarzen Haaren und mit Schmuck aller Art auf das phantastischste behangen. Sie erstieg einen Felsblock und stand hochaufgerichtet eine Weile regungslos über dem Eingange der Höhle. Dann begrüßte sie uns mit einer Flut unverständlicher Worte. Die Alte, nachdem sie unser Herankommen wahrgenommen, hatte sich im Handumdrehen eigens für uns in vollen Staat geworfen. Eine großartige Romantik kam in der umgebenden Scenerie zur Geltung. Gewaltige Felswürfel waren da aufeinander getürmt, hoch über der Gestalt und tief zu ihren Füßen. In den Fugen derselben war der Eingang in die Unterwelt.

Der Anzug der Frauen besteht für gewöhnlich aus einem langen, bis zum Nabel weit offenen Hemd von dunkelblauem Baumwollenzeug, darüber ist um die Hüften herum ein breites, halb rot-, halb schwarzgestreiftes Tuch geschlungen, während über die Brüste ein Stück ganz durchsichtiger blauer Gaze gehängt ist, das auch als Kopfschleier benutzt werden kann. Das Haar der Bergbewohnerinnen läuft nach hinten zu gewöhnlich in drei am Ende zusammengeknüpfte kurze Zöpfe aus. Die Weiber im Gebirge verhüllten übrigens nie ihr Gesicht, auch nicht vor uns; sie sprachen beständig mit im Geschäft der Männer, wo es etwas zu verkaufen gab, im übrigen waren sie von sehr scheuem Wesen. Die Schmucksachen scheinen vor denen, die man in Südarabien wahrnimmt, nichts Eigentümliches voraus zu haben; man begegnet hier denselben riesigen, eine Spanne langen Ohrringen mit daran befestigten Gehängen von kleineren Ringen, ferner Arm- und Halsspangen, die auch hier den in Vorderindien gebräuchlichen Mustern entsprechen. Ab und zu sieht man auch Männer mit silbernen Armspangen. Außer diesen durch den Handel verbreiteten Geschmeiden von Silber oder Messing schmücken sich die Sokotranerinnen noch mit Halsschnüren von Bernstein, von Glasperlen, von Silbermünzen und sogar mit angehängten großen Tropfen von Drachenblut. Aus selbstgezogener Schafwolle wissen alle Frauen hierselbst einen sehr festen Stoff in langen, aber schmalen Streifen zu weben. Derselbe ist zu Beduinenmänteln und als Zeltstoff geeignet und spielt im Ausfuhrhandel eine hervorragende Rolle. Diesen in verschiedenen Streifenmustern schwarz, braun und weiß ausgeführten Wollenstoff weben die Frauen

Digitized by Google

auf einem aus dem braunen Kernholz des Hämhä genannten Baumes (einer eigenen Art Priotropis) geschnittenen linealartigen Brett.

Die Männertracht der Sokotraner besteht für gewöhnlich in dem südarabischen Lendentuch aus weiß-rot-blaugestreiftem Baumwollenstoff, darüber tragen manche das plaidartig über Schulter und Hüfte geworfene Stück von weißer Baumwolle, das die Sudanaraber und Hamiten kennzeichnet. Die große Mehrzahl der Männer erscheint allerdings für gewöhnlich so gut wie nackt, bis auf ein knappes, dünnes unsauberes Gürteltuch. Stets haben sie den Stock in der Rechten und als einzige Metallwaffe ein Messer im Gürtel stecken. Fast alle gehen barhäuptig, selbst diejenigen, die sich das Haupthaar scheren. Es giebt auch Männer, die das Haar lang und nach Art einiger sudanischer Hirtenvölker in zwei Zöpfen nach hinten geflochten tragen. Solche gehören zum Typus mit krauserem Haar, das sich bei langem Wuchs leicht verfilzt und am leichtesten durch Flechten in Ordnung gehalten wird. Die Mehrzahl dürfte wohl durch vollkommen schlichtes Haar ausgezeichnet sein, das hin und wieder auch durch ein nach Art einer Kopfbinde herumgeschlungenes Baumwollentuch zusammengehalten wird. Ich mache darauf aufmerksam, daß bei allen farbigen Rassen von Afrika das Haar stets durchaus tiefschwarz ist, wie ja das bereits im südlichsten Teil von Europa fast ausnahmslos als Regel erscheint. Nur monströs entwickelte Individuen, wie Albinos, haben (häufig in Ägypten, auch in Syrien) ganz helles, flachsartiges Haar. Dunkelbraunes Haar ist noch bei keinem afrikanischen Stamm und sicherlich nie bei Völkern von semitischer oder hamitischer Abstammung beobachtet worden. Die centralafrikanischen Zwergvölker bilden von dieser ethnographischen Regel die einzige Ausnahme, indem ihre krause und spärliche Behaarung nicht schwarz, sondern schmutzig-bräunlich erscheint, etwa wie verwestes Negerhaar aus alten Gräbern.

Die Begrüßungsformen sind offenbar der südarabischen Welt, der ursprünglichen Heimat der Abessinier und Sokotraner entlehnt. Familienmitglieder reichen einander die rechte Hand und wetzen sich gegenseitig einmal den rechten Nasenflügel aneinander ab. Gute Bekannte reiben sich die Nase gegenseitig auf der rechten Schulter ab. Fernerstehende führen nach Darreichung der Rechten den Handrücken des Gegenmannes, indem sie sich sehr respektvoll verneigen, an ihre Nase. Kinder werden einfach auf den Kopf geküßt, das heißt durch Berührung mit der Nase, ein Lippenkuß nach unserer Art kommt nicht vor. Wenn Frauen Fernerstehenden begegnen, so genügt ein flüchtiger Händedruck, und Nase und Schultern bleiben aus dem Spiel.

Bis zu welchem Grade die echten Sokotraner überzeugungsvolle Mohammedaner geworden sein mögen, war nicht herauszubringen. Jedenfalls haben wir sie nie Gebetsübungen nach den Vorschriften des Islam vornehmen sehen. Als Merkwürdigkeit verdient hier erwähnt zu werden, daß wir in Tamarid wiederholt Frauen öffentlich beten sahen, was mir in der übrigen Welt des Islam bisher noch nicht vorgekommen war. Diese Frauen waren aber echte Araberinnen. Der Islam in Sokotra ist sehr jungen Datums, wie ja das Christentum auch aus dem nubischen Nilthal und den oberägyptischen Oasen erst seit zweihundert Jahren vollständig verdrängt worden ist.

Als mit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die Portugiesen Sokotra besuchten, fanden sie bei den Einwohnern den jakobitischen (monophysitischen) Kultus, also das Christentum der Abessinier und ägyptischen Kopten vor, und zwar war das der einzige, der nach Tristan da Cunhas Bericht daselbst überhaupt vertreten war. Hundert Jahre später berichten die wiederholt in Sokotra landenden Seefahrer jener Zeit (James Lancaster, William Finck, John Sarris, Thomas Rhoe), daß die alten Einwohner, die Christen seien, die tiefste Knechtschaft

Digitized by Google

zu ertragen hätten. Nach Rhoe (1615) gab es vier Klassen der Bevölkerung. Araber, die der König von Kaschen hin-geschickt hatte, um seine Oberhoheit auf der Insel zu behaupten. Dann Sklaven des Königs, die Aloe zubereiteten. Beduinen, die Ureinwohner, welche sich in die Berge zurückgezogen hatten und denen man Frieden gewährte unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder Mohammedaner werden ließen. Schließlich wilde Bergbewohner mit langem Haar und von fremdartigem Aussehen. St. Franziskus Xavier, der Apostel der Chinesen, sah übrigens noch deutliche Spuren der Kirche. Das Volk von Sokotra verehrte das auf Altären errichtete Kreuz, und Kreuze trug man auch am Halse. Ein jedes Dorf hatte seinen Priester, Kessihß genannt (wie

Hirtenhöhle oberhalb Wadi Kischen. Nach einer Original-Farbenskizze von Prof. G. Schweinfurth.

Digitized by Google

heute noch in Ägypten und Syrien), welcher verheiratet war und Bezahlung erhielt. Niemand war des Lesens kundig. In vergessener Sprache plapperte der Kessihß Gebete her und viel Weihrauch wurde dabei verbrannt. Hölzerne Schellen dienten an Stelle der Glocken und versammelten die Gläubigen viermal des Tages in der Kirche. St. Thomas stand dort in hohen Ehren. Der Pater Vincenzo, der Karmeliter, war 1650 der letzte, der das Christentum von Sokotra nach eigener Anschauung beschrieb. Es war ein seltsames Gemisch von Riten aller Art, bestehend aus Beschneidung, Mondkultus, Schwein- und Weinverachtung ꝛc. Ihre Kirchen nannten sie Moquame. Auf dem Altar erblickte man das Kreuz und eine Kerze. Das erstere wurde bei Prozessionen umhergetragen. Von Taufe und Sakramenten wußten sie nichts mehr. Jede Familie besaß eine Gruft für ihre Toten. Wenn der Regen ausblieb und das Dasein der Herden bedroht erschien, wurde durch das Los ein Opfer auserkoren. Man stellte sich im Kreise um dasselbe auf unter Anrufung des Mondes. Wenn dies erfolglos blieb, wurden dem Betreffenden die Hände abgeschnitten. Vincenzo unterscheidet zwei Rassen Urbewohner auf Sokotra, eine von schwarzer Hautfarbe mit krausem Haar, die andere weniger dunkle von wohlgestalter Figur und mit schlichten Haaren.

Ich selbst hatte keine Gelegenheit, zwei sich einander so schroff gegenüberstehende Rassen kennen zu lernen, wennschon ein gewisser Dualismus der Formen sich auch meiner Betrachtung dort aufgedrängt hat. Vielleicht dürfen wir die erste der von Vincenzo erwähnten Klassen mit den wilden langhaarigen und fremdartigen Bergbewohnern (das heißt wohl mit langem, aber krausem Haar, wie Bischarin, Hadendoa ꝛc.) identifizieren, die Thomas Rhoe aufführt, und die Vermutung wäre wohl gerechtfertigt, in ihnen die damals noch als Bergstamm ihr Leben fristenden letzten Überbleibsel der hamitischen Urbevölkerung von Sokotra zu erblicken, deren Blut gegenwärtig vielleicht nur noch in der einen oder anderen lokalen Abweichung vom Haupttypus bemerklich sein mag.

Professor Balfour macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die echten Sokotraner in mancher Hinsicht an Europäer erinnern, namentlich durch ihre breiten Schultern, durch die schmalen oder doch wenigstens nicht wulstigen Lippen und den schlichten Haarwuchs. Wenn man diesen Leuten gegenübertritt, so fühlt man instinktiv das innere Band einer näheren Verwandtschaft, vor allen Dingen fesselt uns ein geistiger Ausdruck im Auge, den ich immer bei den Völkern der Nachbarländer vermißt habe, mochten sie nun für Hamiten oder als Semiten gelten.

Bekanntlich spielt die Hautfarbe in diesen Gebieten hinsichtlich des Rassencharakters keine große Rolle. Braune und schwarze Individuen treten in ein und derselben Familie ebenso häufig auf wie bei uns blonde und brünette. Im Gegensatz zu dem stets tief schwarzbraunen, schokoladenfarbigen Somali hat der Sokotraner mit dem südarabischen Bergbewohner das lichte Kupferrot oder besser die Farbe des gemahlenen Kaffees gemein. Wie bei allen diesen Völkern, namentlich bei den Abessiniern, sind die Frauen immer um mehrere Töne lichter gefärbt als die gleichalterigen Männer. Derjenige Typus, den ich als den echten der Sokotraner hinstellen möchte, weicht auf das entschiedenste von den Merkmalen der Völker aller benachbarten Küstenländer ab, namentlich von denjenigen der Somal, Galla, Abessinier und Südaraber. Die eigentlichen Bergbewohner des mittleren Südarabiens, der alten Regio thurifera, die Mahra und Qara, möchte ich von diesem Vergleiche vorläufig noch ausgeschlossen wissen; ich sah ihrer zu wenige und diese wenigen schienen keine von den Sokotranern abweichenden Merkmale an den Tag zu legen. Der vorhin angedeutete Dualismus der Rassenformen, ausgeprägt in dem Gegensatz zwischen schlank- und dürrgliederigen Leuten zu

den muskulösen und von gedrungener Gestalt, zwischen langnasigen und kurznasigen, den schmalköpfigen und denen mit breiterem Schädelbau, mag eher in der allmählichen Vermengung der semitischen Einwanderer mit den hamitischen Urbewohnern seinen Grund haben als in den aus längst vergangener Zeit noch nachwirkenden Einflüssen europäischer oder schlechtweg arischer Ansiedler. Der dem Arrianus zugeschriebene „Periplus" des Roten Meeres sagt von den Einwohnern Sokotras, sie seien gering an Zahl und nur auf der Nordseite ansässig, er nennt sie von fremder Herkunft, ein Gemisch von Arabern, Indiern und griechischen Händlern. Ich habe bereits erwähnt, daß an dieser Stelle des Königs des Weihrauchlandes als des Herrn der Insel Erwähnung geschieht. Hiernach kann man annehmen, daß die Urbewohner schon in sehr früher Zeit Einwanderern von den umliegenden Küsten Platz gemacht hätten. In den Aufzeichnungen christlicher Mönche und der arabischen Geographen des Mittelalters finden sich weitere Belege dafür. Aber in allen diesen alten Berichten wird von griechischen Ansiedlern gesprochen, deren Vorhandensein die einen auf Alexander den Großen, die anderen auf die Ptolemäer zurückführen. In den auf uns überkommenen Bruchstücken des im vierten Jahrhundert lebenden Kirchengeschichtschreibers Philostorgius, der ältesten Quelle, welche einer von Alexander nach Sokotra geschickten Kolonie Erwähnung thut, wird diese indes als aus Syrern bestehend dargestellt. Der im sechsten Jahrhundert nach Sokotra gekommene Mönch Cosmas, genannt der Indienreisende, behauptet, selbst noch griechisch redende Einwohner angetroffen zu haben, was er aus dem Umstande zu erklären sucht, daß sie ursprünglich daselbst von den Ptolemäern angesiedelt worden seien. Zur Zeit der Ptolemäer begannen bekanntlich die griechischen Handelsbeziehungen sich weit nach Süden hin auszudehnen, überall an den Küsten des Roten Meeres bis hinunter zum Kap der Aromaten (Kap Guadafui) entstanden Handelsstationen und Warenniederlagen, deren Überbleibsel noch heutigestags sichtbar sind. Das griechische Element, welches in den größeren Handelsstädten Ägyptens immer mehr die Oberhand gewann, muß damals, vermöge dieser neugewonnenen Basis, eine außerordentliche Expansionskraft nach Süden zu an den Tag gelegt haben. Ihren Höhepunkt mag diese Gedeihlichkeit zur Blütezeit des römischen Kaisertums unter den sogenannten guten Kaisern erreicht, den Niedergang aber zugleich mit dem Beginn des zur Staatsreligion erhobenen Christentums angetreten haben. Der arabische Geograph Jakut, der Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte, betont in seinem Bericht über Sokotra ausdrücklich, daß die Griechen sich daselbst in einer vollkommeneren Stammeseinheit als irgendwo in der Welt erhalten hätten, aber dieselbe Bemerkung findet sich schon bei seinem Vorgänger Massudi, der dreihundert Jahre vor Jakut lebte und dem auch der Geograph Edrisi seine auf die Griechen Sokotras bezügliche Stelle entlehnt zu haben scheint. Die Widerstandsfähigkeit der griechischen Rasse gegen fremde Einflüsse, auch bei gänzlicher Abgeschiedenheit vom Mutterlande, ist historisch erwiesen, und es dürfte daher nichts Überraschendes haben, wenn der Nachweis wirklich zu erbringen wäre, daß eine große Griechenkolonie sich über ein Jahrtausend lang rein und unvermischt auf Sokotra erhalten hätte. Es würde alsdann nur die Frage erübrigen, ob sich von diesen Griechen in der heutigen Bevölkerung Spuren erhalten haben und ob die Gliederung der heutigen Rasse der Bergbewohner in mehrere deutlich zu unterscheidende Typen wirklich als die Folge einer schließlichen Vermengung ungleichartiger Elemente zu betrachten sei. Sollte sich am Ende der griechische Volksstamm auf Sokotra in demjenigen Typus der Bergbewohner erhalten haben, der am wenigsten semitischen Charakter verrät? Ich wage diese Frage

Digitized by Google

nicht zu bejahen und möchte mich bei Behandlung derselben weder durch die niedere Stirn, die verwachsenen geradlinigen Augenbrauen, durch das tadellose rechtwinklige, so zu sagen griechische Profil so vieler Bergbewohner Sokotras, noch durch den griechischen Klang einiger Pflanzennamen beeinflussen lassen. Das Venushaar genannte, fein geteilte Farnkraut (Adiantum) heißt auf Sokotra Thaferidion, und eine sehr merkwürdige der Insel eigentümliche Art Cocculus wird Ischannisirrion genannt.

Man hat auf Sokotra bisher keinerlei Denkmäler des Altertums ausfindig zu machen vermocht, die Steininschriften, wahrscheinlich nur das Werk müßiger Hirten, haben wenig Bedeutung, und von anderen Zeugen früherer Kulturepochen ist so gut wie gar nichts übrig geblieben. Einige Trümmer von alten Baulichkeiten werden als heidnische Tempel betrachtet, ihr Ursprung ist aber durchaus ungewiß.

An der Nordküste von Sokotra, ungefähr auf halber Länge, da wo die Bucht Kurmet im Westen von Kadhub ihren tiefsten Bogen beschreibt, ist eine Stelle, wo kahle Sandsteinplatten sich in einer Länge von 100 Metern und in einer Breite von 20 Metern ausdehnen. Allerhand Figuren und Schriftzeichen sind in diese Platten eingemeißelt. Der Platz wird Eriosch genannt und ist bereits von Wellsted beschrieben worden. Dr. Riebeck besuchte denselben und kopierte alle wahrgenommenen Zeichen, die den Eindruck machen, als rührten sie von des Lesens und Schreibens unkundigen Leuten her. Eine Anzahl Schriftzeichen sind in Zeilen angeordnet und bestehen zum Teil aus griechischen und römischen Buchstaben, man unterscheidet deutlich Ω und ω, X, D, Δ, E, C, P, andere wiederum sind in keinem bekannten Alphabet enthalten und manche scheinen geradezu erfunden zu sein. Vereinzelte Zeichen und Figuren sind über die ganze Fläche zerstreut, und unter ihnen lenken zunächst die in den Wüsten Ägyptens, Syriens und Persiens so häufig anzutreffenden Exvota von Hand- und Fußumrissen die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich, die wie dort stets paarweise angeordnet sind und Kreuzsymbole zur Seite haben. Das von einem Ringe oder Kreise umschlossene Kreuz ist das in Ägypten und Syrien bevorzugte Symbol der koptischen Kirche. Außerdem enthält die Platte von Eriosch einige offenbar der ägyptischen Hieroglyphenschrift entlehnte Zeichen, z. B. Uräusschlangen (nach Wellsted auch eine Figur mit dem Kopfe einer Schlange), das Zeichen χaut für Altar, das einer Harke mit vier Zähnen gleicht, und das Zeichen für Festung oder Bau. Man sieht daselbst auch ganz schematisch behandelte Umrißbilder von Vierfüßlern, namentlich von Kamelen; es sind dieselben, die man in Arabien und Ägypten an so vielen Wasserplätzen in die Felswände geritzt sieht.

Von Eriosch aus machte Dr. Riebeck einen Abstecher nach Süden, um eine zehn Kilometer weiter landeinwärts gelegene Steilwand in Augenschein zu nehmen, die Feddan-Kaschadit genannt wurde und in natürlichen Höhlen des dolomitischen Kalkgebirges eine Anzahl alter Gräber enthielt. Diese Höhlen waren ganz in der Art der bei Galonsir gesehenen zu Begräbnisstätten hergerichtet worden. In einer der drei von Dr. Riebeck eigens geöffneten Grabhöhlen fanden sich sechs wohlerhaltene Schädel und zwei Stöcke vor, welche letztere offenbar den Toten bei ihrer Bestattung beigelegt worden waren. Aus den beiden anderen Höhlen wurden zwanzig Schädel hervorgesucht. Dieselben lagen mit Skelettknochen wirr durcheinander gemischt in einem trockenen tiefen Staub, der wohl von der Zersetzung der Höhlenwände herrühren mochte. Einige Glasperlen und Kleiderreste in verschiedenen Farben und Mustern fanden sich auch hier. Die Leute, welche Dr. Riebeck begleiteten, waren schwer zu bewegen, die Säcke mit den eingesammelten Schädeln zu tragen.

Am 10. Mai sandte uns der Sultan eine Botschaft des Inhalts zu, wir müß-

Digitized by Google

ten abreisen, da die letzte Barke sich anschicke, die Insel zu verlassen und er selbst wegzugehen im Begriff sei; in keinem Falle wollte er uns allein auf der Insel zurücklassen, die bis zum Wiedereintritt des Nordost-Monsun von allen Verbindungen abgeschnitten bliebe. Wir waren von unseren Sammlungen und den Ausflügen bisher in so hohem Grade in Anspruch genommen gewesen, daß wir den kritischen Zeitpunkt der Monsunwende vergessen hatten, welcher nun bereits gekommen war. Es erschienen denn auch bald die nötigen Kamele, die zur Räumung unseres Lagers von Keregnigi erforderlich waren, und am 14. Mai zogen wir thalwärts nach Tamarid. Nach der im Gebirge genossenen schönen reinen Luft erschien uns jetzt der Aufenthalt an der Küste wie eine Marter, unerträglich waren vor allem die schwülen Nächte. Nachdem wir uns vom Sultan Sidi Behei verabschiedet, bestiegen wir in Tamarid eine kleine Barke, welche uns zunächst nach Galonsir bringen sollte, wo ein anderes zur Abfahrt nach Makalla bereites Fahrzeug zu unserer Verfügung stand. Der Sultan hatte die Expedition gehörig auszubeuten verstanden. Von allen Löhnen, Trägerkosten, Kamelmiete und dergleichen zog er den Betrag ein und behielt davon gewiß den Löwenanteil. Er hätte es gar nicht ungern gesehen, wenn wir mit ihm nach Kischen gereist wären, um daselbst während des Südwest-Monsuns zu überwintern. Bereits hatte er Dr. Riebeck dahingehende Vorschläge machen und in Kischen ein eigenes Haus zum Bewohnen anbieten lassen. In der That waren wir einigermaßen im unklaren, auf welchem Wege und in welcher Art wir von Sokotra aus die großen Straßen des Dampferverkehrs wieder erreichen sollten. Wenn wir auch die Südküste von Arabien bald wieder erreichen konnten, so war doch augenscheinlich keine Aussicht vorhanden, den Rückweg nach Westen bis Aden, sei es zu Land, sei es in einer Segelbarke bewerkstelligen zu können; denn ein Auskreuzen gegen den Südwest erschien von vornherein ausgeschlossen. Wir hatten daher die Absicht, von Makalla aus längs der Küste nach Osten zu die Fahrt bis zur Erreichung einer Dampferlinie, sei es in Maskat, sei es in Kuratschi, fortzusetzen. Unvorherzusehende Glückszufälle und die generöse Hilfe, die uns seitens der britischen Marine zu teil ward, ersparten uns zum Glück solche Irrfahrten von gar nicht abzusehender Dauer und wer weiß wie viel störende Zwischenfälle.



Digitized by Google



Feuer, Wasser, Luft und Erde
in dem Götterglauben der Germanen.

Von

Felix Dahn.



Die alten ehrwürdigen, längst entthronten „vier Elemente" sind noch immer verwertbar für eine Untersuchung, welche die Auffassung der Natur in dem Götterglauben, die Einwirkung der Natur auf die Einbildungskraft und auf den Religionstrieb eines Volkes prüfen will.

Allerdings ist die Zusammenfassung in diese vier Erscheinungen nicht erschöpfend: man könnte auch das Gewitter, Eis und Schnee, das Gebirg, zumal die Feuerberge, dann Steine, Blumen, Tiere, endlich die Tages- und die Jahreszeiten zu gleicher Betrachtung heranziehen: das mag vielleicht ein andermal versucht werden.

Hier beschränken wir uns auf jene Vierzahl.

Diese „Elemente" kommen nun für den germanischen Götterglauben in dreifacher Weise in Betracht: einmal bilden sie die Naturgrundlage wichtigster Götter und Göttinnen oder auch riesischer Gewalten: dann aber ist es höchst anziehend, zu verfolgen, wie Naturgefühl und Einbildungskraft unseres Volkes in dem Walten jener vier uns umgebenden Mächte zahllose kleine und Mittelgestalten angeschaut, wie es dieses Walten auf bewußte Lebewesen zurückgeführt hat. Solcher Glaube ist ja auch heute noch nicht ganz erloschen, nur daß die Kirche ihn von dem vorgeschriebenen Glauben und den patentierten Wundern scheidet und, hier mit der Wissenschaft übereinstimmend, Aberglauben nennt; endlich aber ist zu untersuchen, welche Rolle diese Naturgebilde in dem Götterdienst und den mit dem Götterglauben zusammenhängenden Sitten und Gebräuchen einnehmen.

* * *

Jene Elemente sind Naturgrundlagen von Göttern und Riesen: nur „Grundlagen", und auch dies nur nach der einen Seite dieser Gestalten, eben nach ihrer Naturseite. Man hat — auch in neuerer Zeit — so schwer darin gefehlt, die Götter mit Naturgewalten einfach für eins und dasselbe zu erklären, daß solcher Einseitigkeit bestimmt entgegengetreten werden muß.

Der ursprüngliche, allen Ariern (also Indern, Persern, Armeniern, Gräco-Italikern, Kelten, Germanen und Letto-Slaven) gemeinsame Götterglaube war eine Licht-Verehrung, aber schon in der ältesten Zeit eine Verehrung des Lichtes nicht lediglich als einer Naturerscheinung, auch als des Ausdrucks, des Bildes der wohlthätigen Wirkungen des Himmelslichts, und nicht nur auf den Leib: das Licht ward das Sinnbild der sittlichen Reinheit, der Lebensfreude im Gegensatz zu Schuld, Unreinheit, Trauer, Nacht und Tod. So ist der ursprünglich oberste

Digitized by Google

Gott aller Arier der lichte Himmel selbst: sanskrit div, Tag, Glanz, Himmel, Gott, daher sanskrit djaus, Himmel, wird griechisch Ζεύς (äolisch Δεύς), lateinisch Juspater = Dispater, germanisch Tius, dann sanskrit dêvas, die Götter, griechisch θεοί, lateinisch deus.

Auch bei den Germanen war also anfänglich der lichte Himmelsgott Tius der oberste: erst später, als an dessen Stelle Odhinn-Wotan trat, ward Tius als Tyr, Ziu beschränkt auf die Rolle des Kriegsgottes, welche ihm ehedem nur als eine vereinzelte Richtung seines Gesamtwesens zugekommen war.

Es ist also auch für die älteste Zeit falsch oder doch ungenügend, zu sagen, Zeus ist der Äther, Odhinn ist die Luft, Thôrr ist das Gewitter, so daß diese Götter diese Naturgewalten wären und weiter nichts; vielmehr sind diese Naturgewalten eben nur die Naturgrundlagen jener Götter, welche daneben von Anfang an noch etwas anderes sind: und wäre es nur die Spiegelung jener Erscheinungen — vermöge ihrer schädlichen oder wohlthätigen Wirkungen — in den Seelen der Menschen. Richtig an jener einseitigen Auffassung der Götter als bloßer Naturgötter ist nur, daß allerdings erst mit den Fortschritten der Bildung des Volkes die Vergeistigung jener Gestalten zunimmt, daß, wenn das Leben des Volkes neben dem bloßen Kampf mit der Natur allmählich andere — geistigere — Strebungen entfaltet, nun auch auf jener Naturgrundlage zahlreichere geistige Bedeutungen, Beziehungen, Verrichtungen der Götter ausgebildet werden. So ist selbstverständlich Odhinn erst ganz spät der Gott, der Erfinder, der Deuter der Runen geworden, die ja erst etwa 100 bis 150 n. Chr. aus den lateinischen Buchstaben gebildet wurden.

Allein auch nachdem Odhinn der Gott des Geistes geworden, bleibt er der Gott, die Verkörperung der Luft; und wenn andererseits in ganz später Zeit Götter oder Göttinnen gestaltet werden — von der Kunstdichtung der Skalden —, welche, bloße Begriffe, jeder Naturgrundlage entraten wie Wara, Syn, Hlin, Verleiblichungen der Gewähr, des Rechtsschutzes, der Anlehnung, so sind diese blutleeren Gebilde in Glauben und Leben des Volkes nur sehr oberflächlich, oder wohl auch gar nicht eingedrungen. Aber immerhin beweist schon die Möglichkeit, daß solche Götter ohne jede Naturgrundlage entstehen, wie falsch die Lehre ist, welche alle Götter als bloße Naturgewalten auffaßt.

* * *

Wir betrachten nun zunächst jene vier Elemente als Grundlagen von Göttern. Selbstverständlich erscheinen hier diese Gewalten in ihrer den Menschen wohlthätigen Wirkung. Unmitttelbar daran reiht sich aber bei jeder dieser Mächte auch die Würdigung der den Menschen bedrohenden Äußerungen, und selbstverständlich finden diese ihre Verkörperung in riesischen Gestalten.

Selbstverständlich, sagen wir. Seitdem nämlich die ältere, ursprüngliche Bedeutung der Riesen durch das Aufkommen und die strahlende Entfaltung der Asenverehrung verdrängt wurde. Denn anfänglich waren die Riesen nicht als bösartige, schädliche Feinde der Menschen, ihrer Wirtschaft und Bildungsarbeit gedacht —: waren sie doch ursprünglich selbst Götter: eben die Götter einer einfacheren Religion mit stärkerem Hervortreten der Naturgrundlagen, welche verdrängt wurden durch die leuchtenden Asen, als ein mehr vergeistigtes Leben mehr vergeistigte Götter verlangte, ganz ebenso wie bei den Gräco-Italikern die Titanen durch die Olympier gestürzt worden. Aber bei den Germanen zeigen sich Erinnerungen, Nachklänge jener älteren Auffassung darin, daß einerseits auch jetzt noch Züge der Gutmütigkeit, Redlichkeit, schlichten Treue bei den Riesen durchblicken, andererseits — was besonders bezeichnend — die Asen als Kinder (siehe unten), als das jüngere Geschlecht der Riesen gedacht werden, oder gar, daß für dieselbe Verrichtung ein rie-

Digitized by Google

sischer Gott neben dem jüngeren asischen fortbesteht.

Begreiflichermaßen tritt die Doppelart, die nützliche und die schädliche, dieser „Elemente“ am schärfsten hervor bei dem Feuer. Herrlicher Schiller, jetzt von bösen und unwissenden Buben so oft mit Schmutz beworfener, wie hast du doch tiefer und zugleich klarer, als alle Gelehrsamkeit es vermöchte, die Doppelart des Elements dichterisch ausgedrückt. Deine Worte in der „Glocke“ sind die scharfsinnigste Erläuterung von Lokis zwiegespaltener Eigenart: „wohlthätig ist des Feuers Macht, ... diese Himmelskraft, der der Mensch alles dankt, was er schafft ... doch wehe, wenn sie losgelassen ... wandelt auf der eignen Spur, die freie Tochter der Natur: ... denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.“ Wie hat doch hier der germanische Dichter die germanische Lokigestalt gezeichnet, wahrscheinlich ohne je irgend genaueres von ihr gehört zu haben. (Kannte Schiller die Edda?) Einerseits die „Himmelskraft“, andererseits die „freie Tochter der Natur“; einerseits das Mittel, durch das der Mensch „alles bildet, alles schafft“, andererseits das „feindliche Element“, welches „das Gebild der Menschenhand hasset“. Loki der Ase, Loki der Riese, Loki der Freund und Berater, und Loki der geheime Verderber und zuletzt offene Bekämpfer der Asen.

Der Name Loki ist voll befriedigend noch nicht erklärt, doch ist eher an die Sanskritwurzel lug, leuchten, woher lux, lucere, λύχνος, als an sanskrit lukan, schließen, endigen, zu denken. Loki, der Gott des Feuers, ist der Sohn eines Riesen Far-bauti und der Laufey: wahrscheinlich war er aber ursprünglich als Bruder Odhinns gedacht, der ja auch riesische Eltern hat (siehe oben). Später wohl erst entstand die Wendung, welche ihn durch Vertrag und Mischung des Blutes künstlich Blutsbrüderschaft mit Odhinn schließen läßt. Solange nun Loki als Freund der Götter und Menschen gilt — die Verderblichkeit seiner allzu schlauen, mit der Treue spielenden Ratschläge tritt erst später hervor —, muß ein Vertreter des unverhüllt feindlichen Feuers, wie es im Hausbrand, im feuerspeienden Berg immer sich spürbar macht, vorhanden sein; das ist der „Utgardh-Loki“, das heißt Loki nochmal, nur rein riesisch gedacht und nicht bei den Göttern in Asgardh, in Riesenheim, außerhalb Mittelgardhs, wohnend. Dieser rein riesische Feuergott verschwindet, als Loki selbst offen als Riese, als Feind der Götter auftritt. Loki ist aber nicht der einzige Ausdruck für die schädlichen Wirkungen des Feuers. Untrennbar von dem Feuer ist ja der Rauchqualm, und dieser schwarze Feuerrauch (in der Riesin Hyr-rockin bei Baldurs Bestattung auch weiblich gedacht) ist dargestellt in dem schwarzen Surtr, dem furchtbaren Rauchriesen, welcher in der Götterdämmerung mit Muspels Söhnen, das heißt den Feuerriesen, die Regenbogenbrücke stürmt; ihr mittlerer roter Streifen — das glühende Feuer — kann diejenigen nicht abhalten, welche selbst Feuergewalten sind. Surtr ist es, der, nachdem alle Kämpfer des letzten großen Kampfes sich gegenseitig gefällt haben, Feuer über die Welt schleudert und die ganze Welt, aber auch sich selbst verbrennt. Aus dieser Lohe gehen dann die neuen, schuldlosen Götter und andere Lebewesen hervor. Der germanische Glaube an die reinigende Wirkung des Feuers tritt auch sonst in zahlreichen Anwendungen hervor (siehe unten).

* * *

Wie das Feuer, ist auch das Wasser dem Menschen wohlthätig und schädlich zugleich. Daher findet das Meer in seiner ersprießlichen Wirkung als völkerverbindende Straße, als fischwimmelnd, als durch den Handel Reichtum spendend, seinen Ausdruck in dem Gotte Niördhr aus Noatun: derselbe ist kein Ase, sondern zählt zu den Wanengöttern, welche die Vertreter und Spender friedlichen Glückes, reicher Fülle sind (van, glänzend, hold:

Digitized by Google

der Stamm steckt auch in Venus, venustus). Er ist das windstille, reiche Einnahmen gewährende Meer. Daneben steht Ögir, ebenfalls eine Gottheit des Meeres, aber riesischen Abstamms, den Asen nicht gerade feindlich — sie gasten in seiner von den in das Meer versunkenen Schätzen leuchtenden Halle —, aber doch in einem gewissen Gegensatz zu ihnen gedacht: nur unter einer Bedingung, welche auf ihre Demütigung abzielt, will er sie bewirten. Immerhin erscheint auch Ögir nicht als bösartig; er ist offenbar der ältere — ursprünglich alleinige — Meergott eben aus der Zeit vor Asen- und Wanenherrschaft; daher auch seine noch unvergessene Gutartigkeit. Schlimm dagegen ist seine ebenfalls riesische Gemahlin Ran; sie, eine Todesgöttin — eben des „Seetodes" durch Ertrinken im Meere —, ist es, welche die schiffbrüchigen Schwimmer mit ihrem Netz zu sich herabzieht in ihre feuchte Unterwelt im Grunde des Meeres. Allein auch die Furchtbarkeit des Meeres, sofern sie nicht einzelne Schiffer, Badende, Schwimmende bedroht, sondern ganz „Midhgardh", das heißt die gesamte „Feste", die Erdoberfläche, erscheint selbstverständlich in einem riesischen Ungeheuer. Es ist die Midhgardhschlange, welche sich im Kreise um die ganze Erde ringelt, daß Kopf und Schwanzspitze zusammenstoßen — ebenso, wie sich die Gräco-Italiker den Okeanos als die ganze Erde umgürtend dachten. Unablässig trachtet sie, ans Land sich zu wälzen: das heißt die Nord- und Ostsee bedrohen stets die flachen Küsten mit Überflutung, den Menschen mit Haus, Herde und Habe zu vernichten. Daher ist ihr besonderer Gegner Thôrr, der Beschützer des menschlichen Ackerbaues und der Werke menschlicher Arbeit und Bildung überhaupt. Oft besteht er sie siegreich, aber am Ende der Dinge wird die Midhgardhschlange wieder „Land suchen", und nachdem der furchtlose Gott sie erschlagen, stirbt er an dem von dem Wurm ausgestoßenen Gifthauch.

Wie das Meer, werden auch die Ströme als wohlthätige, aber häufiger noch als verderbliche Gewalten und daher riesisch gedacht. Auch mit solchen Stromriesen, welche die Brücken zerstören und das Bauland mit Steingeröll überschütten oder mit sich fortspülen, hat Thôrr manch harten Strauß zu bestehen. In tiefen, schwarzflutigen, undurchblickbaren Landseen ruht eine riesische Todesgöttin, während wir die Halb- und Viertelgötter, die elbischen Bewohner von Wasserfällen, Bächen, harmlosen Seen und Weihern, sowie der Quellen besonders zu betrachten haben.

Auch in der Unterwelt rauschen furchtbare Ströme durch den Strafort der verdammten Seelen. Eisschollen, Schwerter und Leichen und dazwischen die bestraften Verbrecher wälzen sie dahin.

* * *

Bezüglich der Luft bedarf es nicht der Ausführung, wie sie die Naturgrundlage Odhinn-Wotans bildet.* Die Luft zunächst in allen ihren wohlthätigen, belebenden, beseelenden, vergeistigenden Wirkungen: — der Gott trägt den Namen von ihrem alles durchdringenden, „durchwatenden" (vergl. lat. vadere, für gehen, vadum, die Furt) Hauch.

Die Luft, der Windhauch, erscheint daher als geeignetstes Sinnbild, als Träger, als Verkörperung des Geistes; griechisch ἄνεμος, Wind, ist lateinisch animus, und anima, Geist und Seele, und der Geist, spiritus, heißt vom Hauchen der Luft, spirare; so wurde später Odhinn-Wotan als Luftgott der Gott des Geistes und der Begeisterung, der Dichtung, der grübelnden Weisheit, der Runen (der Philosophie würden wir heute sagen), aller tiefsten Forschung, aller weisesten Ratschläge. Auch im Kriege ist er daher der Siegverleiher, der unbesiegte Feldherr, der Erfinder der unwiderstehlichen

* Siehe über Odhinn und Thôrr: Bausteine I. Berlin, 1879. S. 136.

Digitized by Google

Schlachtordnung des Keils, aber auch der Träger der heldenhaften Begeisterung im Kampfe, des furor teutonicus. Allein neben dem heilsamen Wirken und insbesondere dem geheimnisvollen Weben der Luft stellt Odhinn-Wotan doch auch schädliche Erscheinungen der Luft, des Windes dar. Wie er den Schiffern günstigen Fahrwind sendet, braust er als Führer des wütenden Heeres (genauer Wuotis-, das heißt eben Wodans-Heeres) durch die Lüfte, tobt als wilder Jäger über die Wipfel des Waldes hin und jagt in den Nächten der Tag- und Nachtgleiche die Holzweiblein. Es ist der Sturm jener Jahreszeit, welcher im Walde die dünneren Stämme bricht; die Furchtbarkeit des Nachtsturmes im Walde braust uns hier entgegen. Dabei wird auch wohl einmal ein Unschuldiger, ein verspäteter Wanderer von der wilden Jagd vom Boden emporgewirbelt und fernab seinem Pfade auf öder Heide oder im Sumpf abgesetzt. Indessen, es ist doch seltene Ausnahme, daß in der heidnischen Zeit Odhinn-Wotan als bösartig erscheint (anders selbstverständlich, nachdem das Mittelalter einen Teufel aus ihm gemacht): vielmehr hat der Gute nichts vom „Wuotis-Heer" zu fürchten; nur wer mutwillig, höhnend in dessen Jagdruf einstimmt, muß nun „mit jagen", und ferner werden Meineidige, Falschspieler, Markfrevler auf nächtlichem Pfade von dem Rächer ereilt und gestraft: er dreht ihnen das Genick um. Erst die späte Zeit, in der der Gott zum Teufel verzerrt worden, läßt ihn selbst zur Strafe an der Spitze solcher Frevler durch die Lüfte rasen. In der heidnischen Zeit werden vielmehr die schädlichen Wirkungen des Sturmes nicht dem Gott, sondern Riesen — eben „Sturmriesen" — beigemessen, welche in Adlergestalt durch die Wolken rauschen, oder an den vier Weltenden sitzen und durch den Schlag ihrer Flügel den Sturm erzeugen. Solcher Sturmriesen nennt die Edda mehrere, z. B. Thiassi. Bezeichnend ist der heute noch lebendige Volksglaube, daß, falls ein Selbstmörder durch Erhängen geendet, sofort heftiger Wind entsteht; der Luftgott zürnt und duldet nicht die Leiche in seinem heiligen und reinen Element.

* * *

Besonders lehrreich und klar anschaulich bewährt sich der Grundgedanke, von dem wir ausgingen, an der Auffassung der Erde. Sahen wir bei dem Feuer dem halb asischen Loki einen rein riesischen Utgardh-Loki, und einen Surtr, bei dem Wasser dem Wanen Niördhr die Riesen und Riesinnen Ögir, Ran und die Midhgardhschlange, bei der Luft dem Asen Odhinn die Sturmriesen gegenüberstehen, so vereint bei der Erde eine und dieselbe Gestalt die wohlthätige und die furchtbare Wirkung: es ist die Göttin Nerthus-Hel, welche bald als Asin, häufiger aber und richtiger als Riesin bezeichnet wird. Gleich den drei anderen „Elementen" ist auch die Erde heilsam und verderblich: heilsam, sofern die Erde als die große Mutter (terra mater) alles Lebenden gedacht wird: aus deren Schoß sprießt alles, was da atmet im Pflanzen- und im Tierreich, in der Menschen-, ja auch übermenschlichen Welt; sie ist die Wiege alles Lebens, der mütterliche Schoß birgt und deckt in jedem Winter die Keime künftigen Erblühens vor der tötenden Eiseskälte. Andererseits aber ist die dunkle feuchte Erdtiefe das Grab, die Höhle der Vernichtung, die Unterwelt des Todes, in welche alles Leben der Pflanzen, Tiere, Menschen hinabsinkt.

Beide Bedeutungen kamen nun in der Zeit des Riesenglaubens Einer Gestalt zu; sie war wohl die ursprünglich einzige riesische und wahrscheinlich auch noch in der frühesten Zeit der Asenreligion die einzige asische Göttin, aus welcher sich dann erst später einzelne ihrer Verrichtungen als besondere Göttinnen losgelöst haben; so die Ehe- und Hausfrauengöttin Frigg, die Liebesgöttin Freia, die Göttin der Wiedererneuerung Idun, die Göttin der Knospe Nanna, die Erntegöttin Sif und andere mehr. Jetzt wurde dann auch die

ursprünglich einheitliche Gestalt der Hel-Nerthus gespalten: die grauenvolle Bedeutung der früheren schrecklichen Todesgöttin blieb der Riesin Hel, das heißt der Hehlerin, der Bergerin in diesem Sinne der Grabesnacht; die eigentliche Wirkung der großen Mutter aller Lebewesen wird übertragen auf die asische Göttin Nerthus, das heißt die Nährerin; als solche wird sie bald die Mutter, bald die Gattin Odhinus genannt.

* *
*

Nachdem wir die Vertretung der vier „Naturreiche" in den Hauptgöttern erörtert, wenden wir uns zu dem Rest unserer Aufgabe, die des Anziehenden am meisten bietet: zu der Betrachtung der Mittelwesen, welche, zwischen den Göttern und den Menschen stehend, in diesen „vier Elementen" ihr Wesen und Walten treiben: — ein Gegenstand, dessen unabsehbar reiche Mannigfaltigkeit und Stofffülle hier nur angedeutet werden soll; man könnte ein bändereiches Werk darüber schreiben.

Mit Recht preist man — niemand schöner als Schiller in den Göttern Griechenlands — das lebendige, feine, tiefe Naturgefühl der Gräco-Italiker, welches die ganze umgebende Landschaft vergötterte, vergeistigte, beseelte, in Lebewesen auflöste: die Oreaden der Berge, die Dryaden und Hamadryaden der Bäume, die Nymphen und Najaden der Haine und Bäche und Quellen, die Flußgötter, die Faune und Sylvane der Wälder, die Okeaniden des Meeres. Allein dieses rege Naturgefühl muß als Gemeingut aller arischen Völker angesehen werden; sehen wir von den großartig phantastischen Verkörperungen der gewaltigen Natur des Indus, des Ganges, des Himalaya, der tropischen Sonnenglut, der segnenden Gewitterregen bei den Indern ab, auch bei Slaven, Kelten und Germanen tritt uns die reichste Belebung der Natur durch solche Mittelwesen entgegen. Der Unterschied von dem Hellenischen liegt hier — wie auf manchen anderen Gebieten! — darin, daß unter jenem glücklichen Himmelsstriche von Hellas und bei der besonderen Veranlagung des Volkes alle diese Naturgöttlein in wundersam plastischer Schönheit und ausgeprägter Klarheit gestaltet sind — wie ja auch ihre Olympier im Vergleich mit unseren Asen vollendet plastisch gegenüber dem Malerischen der Germanengötter erscheinen — während bei den nördlicher gewanderten Vettern, zumal eben auch bei den Germanen, statt des plastisch Klaren und Schönen mehr das ahnungsreich Geheimnisvolle und verhalten Gemütstiefe, das Phantastische, eben das „Malerische", mehr dunkel andeutend als hell und voll ausführend, waltet.

Freilich, hätten wir von dem germanischen Heidentum so zahllose Überlieferungen von Kunstwerken und von Geräten des Kunsthandwerks wie von den Gräco-Italikern, wir würden auch von jenen Göttern und Mittelwesen klarere, bestimmtere Anschauungen gewinnen. Allein es fehlte im Norden nicht nur dem Lande an dem warmen leuchtenden Himmel, dem größeren Bodenreichtum, daher auch den Völkern an gedeihlichem Güterbesitz und sorglos heiterem Genußleben, es ist wohl auch die Begabung für Plastik und Kunsthandwerk, welche sie mit allen Ariern gleichmäßig geeignet haben, den drei Völkern im rauhen Norden bei dem viel härteren Kampf ums Dasein, unter dem Druck einer winterkalten oder doch nebeldüsteren Umgebung nicht so zur strahlenden Entfaltung gediehen wie unter dem Himmel Joniens oder Ausoniens. Allein an Menge und Mannigfaltigkeit, an Reiz des Tiefsinnigen und Zartsinnigen steht wahrlich die Beseelung der Natur bei Kelten, Slaven und Germanen der gräco-italischen nicht nach.

* *
*

Im Feuer freilich leben und atmen wohl nur Loki, Surtr und Muspels Söhne, eben die Feuerriesen; es ist doch zu wider-

Digitized by Google

natürlich, in diesem alles Leben zerstörenden „Element“ viele Lebewesen anzunehmen; gilt es doch als Preis des allerheldenhaftesten Mutes, durch die „wabernde Lohe“ zu dringen. Die Riesen in den feuerspeienden Bergen Islands und die Flammengeister allein können dauernd in der Lohe leben.

Die Sage vom Salamander scheint orientalisch: die Hel der Germanen, auch als Strafort gedacht, ist kalt und naß; erst das Christentum hat uns die Hölle heiß gemacht.

Dagegen die Luft, der Äther von den Spitzen der höchsten Berge bis hinauf nach Asgardh oberhalb der Regenbogenbrücke ist das Reich der Lichtelben, der im wesentlichen den Menschen freundlich gesinnten und hilfreichen, obzwar manchmal mutwillig neckenden und stets leicht zu erzürnenden Wesen von strahlender Schöne; „elbenschön“ ist das höchste Wort für Weiberschöne.

Hier wimmeln und weben und flimmern sie in unausdrückbarer Zahl: denn sie können sich ja so klein machen wie die Sonnenstäubchen und zwischen Ast und Astsplint hausen.

Das Wasser in allen seinen Erscheinungen, vom Weltmeer bis zum kleinsten Quellchen, bis zum fadendünnen Staubfall, der vom glatten Felsen träuft, ist erfüllt von solchen Mittelwesen unübersehbarer Mannigfaltigkeit, doch (abgesehen von den bösen Wasserriesen) sämtlich ebenfalls elbischer Natur; es sind Wasserelben und -elbinnen, wie es Licht- und Luft- und, wie wir finden werden, im Schoß der Erde Dunkelelben giebt.

Alle Elben, zumal aber die Wasserelben, wie sie in Wasserfällen, in Quellen, Bächen, Landseen wohnen, lieben leidenschaftlich und verstehen meisterhaft Gesang und Tanz. Bekannt ist die Sage von jener Elbenweise, deren letzte Strophe nie gespielt werden darf, weil sonst Menschen und Götter und alle Wesen, ja die festen Berge der Erde und die fernen Sterne des Himmels in Verzückung anheben würden zu tanzen, zu tanzen sonder Ende. Sie blasen auf dem Schilfrohr oder sie spielen zur Harfe so wunderbare Weisen, daß der Wanderer nicht von der Stelle kann, der Schiffer aus dem Kahn sich in die Tiefe stürzt, zu ihnen zu dringen. Auch das Tanzen lieben und verstehen sie unvergleichlich. Der Elbenreigen, der Ringeltanz, den sie auf mondbeglänzter Waldwiese aufführen, hinterläßt feine Spuren im tauigen Grase; gern finden sich auch abends die schönen Elbinnen unter der Dorflinde zum Tanz ein, niemand weiß, von wannen sie gekommen, nur etwa der feuchte Saum ihres langen Gewandes verrät ihre Herkunft; aber wehe, wenn sie sich verspäten, wenn sie sich vom Gebetläuten überraschen lassen oder erst, nachdem der Abendstern bereits in dem tiefen Weiher sich spiegelt, heimkehren: man hört einen Schrei aus der Tiefe, ein Blutfleck steigt empor, der zornige Neck hat die Unfolgsame zerrissen. Auch gehen solche Wasserminnen, die sich alsdann oft den Schwanjungfrauen, das heißt den Walküren, nähern, zuweilen wohl Eheverbindung mit Männern ein, gebären ihnen Kinder und wohnen jahrelang bei ihnen: aber zuletzt bricht unhemmbar die Sehnsucht nach der Heimat, der Freiheit, nach den Gespielinnen hervor und plötzlich sind sie einmal verschwunden: zumal, wenn etwa der Gatte in unwürdiger Neugier sein Versprechen gebrochen hat, die Nixe nie zu belauschen in den Stunden, die sie sich für den ungestörten Verkehr mit den Genossinnen — in der wieder angenommenen Nixengestalt — vorbehalten hat: die Sage vom Staufenberger und von der schönen Melusine; umgekehrt ist es im Lohengrin das irdische Weib, welches die neugierige Frage nach der Herkunft des licht-elbischen Gemahls zu unterdrücken nicht vermag.

* * *

Am kürzesten mögen wir uns fassen bei den die Erde, die Tiefe der Berge bewohnenden Mittelwesen, den Dunkelelben, den Zwergen, weil sie und ihr

Digitized by Google

Wesen und Treiben uns aus zahllosen Märchen und Sagen am meisten vertraut sind. Wir kennen sie ja, die drolligen kleinen Männlein mit den roten Mützchen auf den dicken Wackelköpfen, den starren Elbenaugen, den spitz zulaufenden Zottelbärten, in den Kapuzenmänteln, mit den Ziegen- oder Gänsefüßlein, wie sie Schätze roten Goldes hüten, an glühender Esse tief im Schoß der Felsen allerlei zauberkräftig Geschmeide, Gerät, Gewaffen schmieden, das Geheimleben der Natur verstehen, zutraulich den Menschen — dann, etwas abweichend als Haus- und Herdgeister gedacht — in ihre Wohnungen folgen, dort, wenn freundlich behandelt, nicht geneckt, nicht belauscht, ja nicht einmal bei Namen gerufen, Segen verbreiten über Küche, Keller, Stall und Speicher, aber, wenn beleidigt, für immer verschwinden, oft nachdem sie den Verletzer grausam bestraft.

* * *

Zum Schluß des unerschöpflich reichen Gegenstandes betrachten wir noch ganz kurz die Bedeutung der vier „Elemente" in dem Götterdienst und in den mit diesem zusammenhängenden Sitten und Gebräuchen unserer heidnischen Ahnen.

Die Luft entzieht sich ihrer Beschaffenheit nach der Beherrschung und Verwendung durch den Menschen; es ist nur etwa hervorzuheben, daß, liegt ein Kranker im Sterben, die Fenster geöffnet werden müssen, auf daß die Seele, die als ein sichtbares Luftgebilde (oft freilich auch als Thier der Luft, Vogel, Schmetterling) gedacht ist, leichter freie Ausfahrt aus dem Munde finde. Auch ist es frevelhaft, gegen den Wind zu schreien, spottend, herausfordernd zu rufen oder gar zu spucken: denn der hehrste aller Götter waltet in dem heiligen Winde und straft solche Beleidigung oder Verunreinigung.

Daß das Wasser in allen Handlungen eine Rolle spielt, welche die Reinigung, die Heiligung des Menschen oder seiner Geräte enthalten oder bedeuten, versteht sich. Der Betende, der Opfernde wäscht, bespült sich die Hand, bevor er die heilige Verrichtung vornimmt. Aber auch die Opfergeräte, ja Wagen und Gespann, auf welchen die Götter, zumal die große Erdmutter Nerthus (s. oben S. 58), durch die Lande zieht, werden vor und nach der Reise feierlich von Priesterhand gewaschen, wobei etwa auch die verwendeten Knechte in dem tiefen See als Opfer dargebracht werden. Ferner kannten die Germanen lange vor der christlichen Taufe (= Tauche) eine Form der Namengebung für Neugeborne, wobei das Wasser, in das sie getaucht wurden, ebenso geweiht ward wie die Täuflinge selbst.*

Hieher zählt auch die sinnbildliche Verwendung des Wassers bei dem Gebet um Regen nach langer Dürre: ein ganz von grünem Laub umhülltes Mädchen — das Bild der Erde — wird unter gestabten Worten mit Wasser besprengt, beschüttet; man zeigt den Göttern sinnbildlich, was man von ihnen erwartet.

Auch das Feuer wird gar mannigfach im Götterdienst und bei anderen feierlichen Anlässen verwendet. Es genügt, daran zu erinnern, daß der Herd des Hauses zugleich der älteste Altar ist. Hier walten und schweben unsichtbar die großen Götter, zumal aber auch die guten Hausgeister; die Hausmarke oder Runen sind hier eingeritzt, Bilder der Götter sind in die Herdsteine eingeritzt oder auf sie gemalt, kleine winzige Göttergestalten, oft als Anhängsel zum Tragen eingerichtet — etwa aus Bernstein —, stehen auf dem Simse des Herdes (daher die Sitte, auf unseren Kaminrand allerlei solche Gestalten zu stellen). Hier, an dem Herde, waltet daher ganz besonders der Hausfriede, hier ist der Schutz des Hauses gesteigert und geweiht; Recht und Religion zugleich werden verletzt durch den Bruch des Haus-, des Herd-, des Altar-, des Götterfriedens.

---

* Hierüber hat Konrad v. Maurer in München eine höchst anziehende Untersuchung veröffentlicht.

Digitized by Google

Der Fremde, an sich rechtlos, dem es geglückt ist, bis an den Herd zu gelangen, gewinnt wenigstens den sittlich-religiösen Schutz des Herd- und Gastfriedens; es gilt als unfromm, als Verletzung der hier thronenden Götter und guten Gewalten, den Schutzflehenden von dem Herd hinwegzureißen, den er mit den Armen umschlossen hält; er hat damit Zufluchtsrecht (Asyl) gewonnen, wie an dem Altar im Tempel oder später in der Kirche; das begreift sich wohl: ist doch der Herd selbst Altar, und auch hier wohnen heilige Götter. An die Stelle des Herdes tritt später der prosaische Ofen. Daher in den Sagen der Zug, daß der unschuldig Verfolgte sein Leid „an den Ofen hin, in den Ofen hinein klagt", das heißt den hier am Herde wohnenden Göttern, die ihm dann auch bald Hilfe bringen.

* * *

Es ist eine geistlose und wider die Geschichte sowie gegen die Eigenart der Menschenseele verstoßende Auffassung, welche in den Religionsgebräuchen überall eine klug berechnende Absicht wittert, eine schlau ersonnene Einrichtung, um unter heiligen Formen sehr irdische Zwecke zu erreichen. Diese flache und schale Vorstellung rührt aus den Tagen der sogenannten „Aufklärungsphilosophie" her: sie ist ebenso unwahr als unwürdig. Vielmehr zeigt tiefere Betrachtung, daß in jenen Zeiten der Vorkultur unbewußt und unabsichtlich, nicht durch künstliche Mache der Priester, die Volksseele selbst Reales in unscheidbarer Vermischung mit Idealem anstrebt. So haben es nicht schlaue Priester ausgeheckt, daß der Hausfriede am sichersten durch die Annahme geschützt wird, die Götter wohnen an dem Herd: ungesucht, von selbst ward die Gleichung von Altar und Herd in der Volksseele aufgestellt. Ganz ebenso verhält es sich mit der Verwendung des Feuers zur Bestattung der Toten in dem dem Hügelalter (das heißt der Beisetzung unter der Erde) meist vorhergehenden Brennalter: nicht die kluge Absicht, die schädlichen Wirkungen der Verwesung auszuschließen, hat die Vorstellung von der weihenden Wirkung der heiligen Flamme verbreitet, sondern ohne solche Berechnung drängte sich diese Auffassung von selbst auf. Weil der Scheiterhaufen um den Toten her entflammt wird, gilt die Totenwelt als von wallender Lohe umhegt. Ähnlich verhält es sich mit dem religiösen Gebrauch des „Notfeuers". Bei der Feier der Sommersonnenwende werden alle Feuer im Dorf auf den Herden verlöscht, und neues Feuer wird gewonnen durch Reiben harter Hölzer aneinander: das Feuer wird so herbeigezwungen, herbeigenötigt. Nur waltet die poesievolle Vorstellung, das heilige Element habe das Jahr über von seiner jungfräulichen Ursprünglichkeit eingebüßt, nachdem es so oft von Gehöft zu Gehöft getragen und entlehnt worden: es soll nun in seiner geheimnisvollen Reinheit erneut werden: daher nährt man auch gern das kurz vor der Sonnenwende etwa vom Blitz entzündete Feuer an einem Baum im Walde, das vom Himmel gefallene „Wildfeuer", um damit das Sonnenwendfeuer zu entzünden — bekanntlich der Scheiterhaufen des sterbenden Lichtgottes Baldur —, von welchem dann ein loderndes Scheit auf den Herd jedes Gehöftes getragen wird. Aber auch noch in einem anderen Sinne wird das Sonnenwendfeuer Notfeuer genannt. Gesundes Vieh wird durch die Flamme getrieben, auf daß es das Jahr über nicht erkranke, krankes, auf daß es gesunde: der „Not", das heißt der Krankheit, soll vorgebeugt oder abgeholfen werden. Wenn endlich bei dieser Feier brennende Scheiben, in der Mitte durchlocht, an langen Stangen in die dunkle Nachtluft emporgeschleudert oder den Berghang hinab in den Bach oder Fluß oder See gewälzt werden,* so bedeutet die Scheibe das Sonnenrad (eine unter allen Ariern

* Vergl. Dahn, Altgermanisches Heidentum im deutschen Volksleben der Gegenwart, Bausteine I. Berlin, 1879.

Digitized by Google

verbreitete Vorstellung), welches in dieser Nacht erlischt.

Auch die Erde endlich wird in mancherlei religiösen Gebräuchen des Heidentums verwertet; sie wirken besonders feierlich, sofern sie an die große Göttin, die ehrwürdige Mutter Erde, den Schoß und zugleich das Grab alles Lebenden gemahnen.

Wir greifen hier nur zwei Anwendungen heraus: das „Chrenecrudwerfen" und das „Gehen unter den Rasenstreifen."

Nach salischem Recht konnte sich der Gesippe von allen Pflichten gegenüber der Sippe lösen, indem er in öffentlicher, feierlicher Handlung, auf alle Rechte gegenüber derselben verzichtend, sich für immerdar aus diesem Verbande löste, indem er vor Zeugen oder im Ding Erlenstäbe über seinem Haupte zerbrach und in alle Winde warf. Bei dieser sinnbildlichen Handlung der Lösung von der Sippe werden Zweige gerade von der Erle verlangt, weil nach der Sage von der Entstehung des Menschengeschlechts die Götter die Stammmutter der Menschen aus der Erle (den Stammvater aus der Esche) gebildet hatten. Wie nun durch den Erlenwurf die Sippe völlig gelöst ward, so konnte eine teilweise Lösung durch den Staub- oder Erdwurf sinnbildlich dargestellt werden. Nach dem salischen Gesetz (Tit. 61) raffte der „Landflüchtige", der eine Wergeldschuld nicht zahlen konnte „chrene crud", das heißt reinen Erdstaub von den vier Ecken seines Hauses, trat auf die Schwelle der Hausthür und warf hier, in das Haus hinein blickend, mit der Linken die Erde über seine Schultern auf seinen nächsten Gesippen, damit den Verzicht auf sein Eigen ausdrückend und die Zahlungsverpflichtung auf jenen übertragend.

Dagegen in anderer Weise wird die Erde, das heißt die Decke des Erdbodens selbst herangezogen für gar manche Rechtshandlungen, so z. B. in der nordgermanischen Form der Eingehung der Blutsbrüderschaft, dem gânga undir jardar men, das heißt dem Gehen unter die Erdkette (men = Halskette, vergleiche brisinga-men). Die Handelnden lockerten einen Rasenstreifen, der aber an den beiden Enden an der Erde gefestigt blieb, hoben ihn in der Mitte auf Speeren in die Höhe, traten unter den Streifen in die Vertiefung, stachen sich in die Fußsohle oder die Handfläche und ließen das austropfende Blut gemeinsam in die Erde sinken; dann knieten sie nieder und schwuren, je des anderen Totschlag wie des eigenen Bruders rächen zu wollen. Die große Mutter Erde wird also feierlich zur Zeugin angerufen: sie soll den Falscheid rächen, sie hat das Blut gemischt getrunken, wie wenn es eines Mannes Blut wäre. Auch fehlte nicht ganz die Vorstellung eines Gottesurteils: meinte es der Eider nicht ehrlich, konnte die Rasendecke auf ihn stürzen (ähnlich in der Laxdälasaga C. 18). Dieses Schreiten unter den Rasenstreifen wird noch in manch anderen feierlichen, religiös gefärbten Rechtshandlungen angewendet, und ähnlichen Sinn hat es, wenn Eide z. B. vor dem gerichtlichen Kampf geschworen werden, bei den in die Erde gestoßenen Schwertern.

Das Gehen unter den Erdstreifen wurde — so will es fast scheinen — auch in anderen Fällen oft als Schwurform verwendet: das Einstürzen der Rasendecke strafte den falschsinnigen Eider. Damit bildet diese Verwendung der Erde den Übergang zu den Gottesurteilen, in welchen Wasser und Feuer eine wichtige Rolle spielen. Jene Ordale sind aber nicht nur Rechtshandlungen, nämlich Beweisführungen, sie erscheinen auch als religiöse Handlungen, wie Opfer und Eid.

Ist doch der Eid ursprünglich bei den Germanen wie bei allen Ariern auch Anrufung eines Urteils der Götter unter Selbstverfluchung des Schwörers für den Fall des Falscheides.

Eine indische Form des Eides (in Verbindung mit dem Opfer) darf wohl als die älteste gemein-arische betrachtet werden. Der Eidende stellte neben sich vor den Opferaltar oder, was ursprünglich

dasselbe, den Herd das Opfertier — ein Lamm —, sprach nun in Gegenwart des Richters, des Gegners oder des Mitvertragenden, sowie zugezogener Zeugen den Inhalt des Eides, z. B. daß er den getötet Gefundenen nicht erschlagen habe, und schloß mit der Schwurformel: er rufe die Götter zu Zeugen an, daß er die Wahrheit spreche, und forderte sie auf, wenn er gelogen habe, ihn sofort mit dem Blitzstrahl tot niederzustrecken (also eine bedingte Selbstverfluchung) wie er das Opfertier. Bei diesem Wort schlug er das Lamm nieder mit einem Stein, das heißt einer Steinaxt. Dies Werkzeug ist bezeichnend: es lehrt, daß der uralte Gebrauch bereits in der Vor-Metallzeit (der sogenannten Steinzeit) aufgekommen war, und nun wurde das ursprüngliche Werkzeug wie so oft in gottesdienstlichen Handlungen, z. B. bei der Beschneidung, streng beibehalten, auch nachdem zu sonstigem Gebrauch man sich längst der Metallbeile bediente.

Das Niederstrecken des Opfertieres ist eine sinnbildliche Handlung. Eine in allen Religionen, zumal aber den arischen, häufige Sinnbildlichkeit besteht darin, daß der Mensch den Göttern vormacht, was sie nach seinem Gebet, unbedingt oder, wie hier, bedingt, nachmachen sollen: so z. B. das Besprengen der Erde mit Wasser bei dem Gebet um Regen nach langer Dürre; der sogenannte Wasservogel, auch Pfingstl.*

Also auch in dem Eide wird ein Urteil der Götter herausgefordert. Allein der Unterschied des Eides von dem Gottesurteil im eigentlichen Sinn ist ein — logisch und praktisch! — gar erheblicher: bei dem Eide müssen die Götter ein Wunder thun, den Schuldigen zu überführen und zu strafen, bei dem Gottesurteil müssen sie gerade umgekehrt ein Wunder thun, den Unschuldigen als unschuldig zu erweisen und zu retten. Wer in den blauen Himmel (oder auch in den Gewitterhimmel!) hinauf ruft, der Blitz möge ihn sofort treffen, bleibt aller Wahrscheinlichkeit nach unversehrt: wer glühendes Eisen anfaßt oder in einen Kessel heißen Wassers greift, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach verbrennen oder verbrühen: dort bedarf es eines Wunders zur Verletzung, hier zur Abwendung der Verletzung.

Worauf beruht nun dieser Unterschied?

Darauf, daß zu dem Eide nur derjenige zugelassen ward, für dessen Wahrhaftigkeit die Vermutung sprach, dagegen zu dem Gottesurteil derjenige als einem letzten durch der Götter Wundergnade und Gnadenwunder etwa rettenden Strohhalm greifen mußte, der zu dem Eide nicht zugelassen wurde und auf die Anklage eines Eidwürdigen hin in Ermangelung des alleinigen Verteidigungsmittels — eben des Unschuldseides — schon so gut wie verurteilt war.

Nach gemein-germanischem Recht nämlich — wahrscheinlich ehedem auch bei anderen Ariern — durfte sich gegen jede Strafklage oder bürgerliche Klage der freie, unbescholtene, vollbekannte (später in der Gemeinde auf Grundeigen ansässige) Mann verteidigen durch seinen Unschuldseid über alle eigene Handlungen oder Unterlassungen. Von diesen mußte er selbst am besten wissen — besser als Zeugen —, und es macht der Gesinnung unserer Ahnen alle Ehre, daß sie von der festen Überzeugung ausgingen, der freie, unbescholtene Mann werde nicht unter Anrufung der Götter als Zeugen der Wahrheit lügen, auch nicht, um sein Leben oder sein Vermögen zu retten. Nur mußte der Hauptschwörer zur Unterstützung seines Eides eine Anzahl von Eidhelfern stellen, welche (keineswegs Zeugen der That, von der sie meist gar nichts wissen konnten) nur beschworen, daß sie den Hauptschwörer eines Meineides nicht für fähig erachteten. Die Zahl dieser Eidhelfer wuchs mit der Schwere der drohenden Strafe, also der wachsenden Versuchung zum Falscheid.

Derjenige nun aber, der nicht den Un-

* Siehe Dahn, Das Symbolische in der germanischen Mythologie, Bausteine I. Berlin, 1879. S. 68. Altgermanisches Heidentum im deutschen Volksleben der Gegenwart. Ebenda, S. 235.

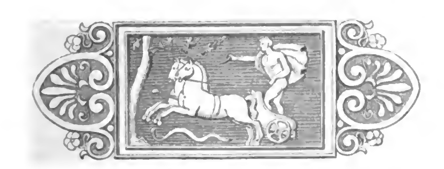
Digitized by Google

schuldseid schwören konnte, weil er unfrei oder an seiner Ehre bescholten oder fremd war, oder nicht die erforderliche Zahl von Leumundszeugen (denn das waren die Eidhelfer) finden konnte, der hatte gegenüber der Anklage durch einen freien, unbescholtenen Gemeindegenossen die Vermutung der Schuld wider sich. Also dem Unfreien, dem Ehrlosen, dem Fremden, dem Eidhelferlosen, dem Grundbesitzlosen (das heißt später dem Armen, der nicht so viel Vermögen hatte, daß er den durch etwaigen Falscheid angerichteten Schaden hätte ersetzen können) vergönnte man nur noch als letzte Möglichkeit die Berufung auf die Götter. War er gegen alles Vermuten gleichwohl unschuldig, so sollte den Göttern Gelegenheit geboten werden, durch ein Wunder für ihn zu zeugen, seine Unschuld zu erweisen und ihn zu retten.

Es ist nun allbekannt und soll hier nicht wiederholt* werden, in welch verschiedenen Formen Wasser und Feuer schon in der heidnischen Zeit zu Gottesurteilen verwendet wurden: die Kesselprobe (der Griff in das siedende Wasser, damit einen Ring oder Stein heraus zu holen), die kalte Wasserprobe (in der Anwendung auf Hexen erst spät: die Hexe wird mit gebundenen Armen auf dem Rücken in das Wasser gelegt, sie kann nicht sinken, denn der Leib hat durch die Umarmungen des Teufels das Gewicht verloren), die Feuerprobe (als Tragen glühenden Eisens, Schreiten über glühende Pflugscharen, Wandeln durch die Flammen eines Scheiterhaufens). Schließlich sei nur noch bemerkt, daß der gerichtliche Kampf ursprünglich ein Urteil der Götter nicht war: denn nur diejenigen durften kämpfen, die schwören durften; die zum Gottesurteil Gezwungenen durften weder schwören noch kämpfen; und wer kämpfen durfte, wobei alle Siegesaussichten auf beiden Seiten möglichst gleich gestaltet wurden, war nicht so einfältig, zum Gottesurteil zu greifen, in welchem er alle Aussichten wider sich hatte. Vielmehr war der gerichtliche Kampf ein abgekürzter Fehdegang,* der an Stelle des Rechtsganges trat, oder auch nur in eine Lücke des Rechtsganges eingeschoben wurde, die fehlende Beweisführung für eine einzelne Frage, z. B. die Echtheit einer Urkunde zu ersetzen, nach deren Erledigung dann der Rechtsgang wieder seinen weiteren Verlauf nahm.

* Vergl. Dahn, Zur Geschichte der germanischen Gottesurteile. München, 1857 (Habilitationsschrift). Zweite verbesserte Auflage in den Bausteinen II. Berlin, 1880. S. 1 bis 75.

* Siehe Dahn, Fehdegang und Rechtsgang der Germanen. Berlin, 1880. S. 76—128.



Digitized by Google



Die Kalifengräber bei Kairo.

Kairo.

Geschildert
von
Max Jacob.

I.



Am Morgen des 22. Januar 1889 erreichte die „Euterpe“, ein großer eleganter Dampfer des österreichischen Lloyd, nach dreitägiger Fahrt von Brindisi mit einer großen Anzahl von Reisenden, darunter meine Gattin und ich, den Hafen von Alexandrien.

Man erhält von Alexandrien im Augenblick der Einfahrt den wirkungsvollsten, vorteilhaftesten Eindruck: In der Mitte der Mastenwald der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe auf dem durch die hellgetünchten Häuser der Stadt gebildeten Hintergrunde, links der stattliche Bau des viceköniglichen Schlosses Ras et Tin und rechts palmen- und villengekrönte Hügelketten. Bald erreicht das Schiff den Hafenquai, und nun wird sofort die Aufmerksamkeit durch die bunte Menschenmenge gefesselt, welche, den Dampfer erwartend, dort versammelt ist. In regellosem Durcheinander schaut man eine wahre Musterkarte orientalischer und europäischer Trachten und aller möglichen Kombinationen aus denselben, ein buntes Gemisch aller möglichen Hautfarben vom Weiß des Türken und Europäers durch die

Digitized by Google

verschiedenen Schattierungen der Bronzefarbe des Arabers, des Fellachen, des Beduinen, des Nubiers, des Mulatten hindurch bis zum dunkelsten Ebenholz des wollköpfigen Negers, darunter manche Gestalt in Lumpen, aber auch die von europäischen Landungsplätzen und Bahnhöfen wohlbekannten Anzüge der Hotel-Kommissionäre und -Portiers und die das Auge am meisten fesselnden malerischen Trachten arabischer Dragomane und Konsulatskawassen.

Die gesundheitspolizeilichen Verhandlungen, welche vorangehen müssen, bevor dem Schiffe der Verkehr mit dem Lande erlaubt wird, haben für die „Euterpe" einen raschen Verlauf, denn der Dampfer hat einen Schiffsarzt an Bord, welcher der Hafenbehörde amtlich versichert, daß alles gesund ist. Das Schiff darf anlegen, und nun stürzt jene am Ufer harrende Menge auf die übergeworfene Landungsbrücke und an Bord.

In diesem kritischen Augenblick heißt es für die Reisenden, welche zumeist ihre Gepäckstücke aus den Kammern auf Deck gebracht haben, diese zusammen zu halten und die Seelenruhe zu bewahren. Denn sofort wird jeder von mehreren der braunen und schwarzen Kerle umringt und ihm von allen zugleich in mehr oder weniger geläufigem Italienisch, Französisch oder Englisch oder auch in gebrochenem Deutsch die Dienstleistung als Träger oder Führer angeboten, wobei sie die Gepäckstücke ergreifen, sich dieselben gegenseitig wieder entreißen, sich untereinander drängen, stoßen, puffen, balgen und in den schönsten Kehllauten der arabischen Sprache gegenseitig anschnarchen und anschreien. In diesem Kampfe der Leute wird wohl auch der Reisende von zwei oder drei verschiedenen Seiten bei den Kleidern oder Armen gefaßt, und da hilft weiter nichts, als sich im Stande der Notwehr zu betrachten und sich mit Hilfe des Stockes die Unverschämteiten vom Halse zu schaffen.



Die Pompejussäule in Alexandrien.

Triumphierend ergreift dann der Glückliche, der zum Träger erkoren wird, die

Digitized by Google

Gepäckstücke und befördert sie zu einem der zahlreichen bereitstehenden Wagen.

Gegen die Lebendigkeit der oben geschilderten, bei der Einfahrt und beim Landen geschauten Bilder und dann wieder gegen die packende Gewalt alles dessen, was im ägyptischen Binnenlande am Auge des Neuankömmlings vorüberzieht, verblassen in der Erinnerung rasch die übrigen Eindrücke, welche Alexandrien auf den durch diese Pforte das Pharaonenland zum erstenmal betretenden Europäer hervorruft. Überdies würde, wer da erwarten sollte, hier Monumente oder Ruinenstätten vorzufinden, welche das Andenken des großen Macedoniers wachzurufen geeignet wären, eine gründliche Enttäuschung erfahren.

Das einzige noch vorhandene antike Denkmal, die sogenannte Pompejussäule, stammt nicht einmal aus des alten Alexandriens Blütezeit, sondern erst aus der Regierung Diokletians, welchem zu Ehren sie von einem Präfekten, Namens Pompejus, errichtet wurde. Nach den Jahrhunderten hohen Glanzes unter den Ptolemäern und unter einer langen Reihe von römischen Kaisern sank die einstige erste Welthandels- und Gelehrtenstadt durch die Kämpfe zwischen den Byzantinern und den Kalifen, zwischen den Arabern und den Türken, sowie durch die Nebenbuhlerschaft von Kairo als Hauptstadt Ägyptens und durch die veränderten Wege, welche der Welthandel seit der Auffindung des Seeweges nach Indien und nach der Entdeckung von Amerika einschlug, nach und nach zu einem unbedeutenden Ort von 5000 Einwohnern herab, die Umgebungen versumpften, die Denkmäler sanken in Schutt und Asche. Das heutige Alexandrien aber ist eine moderne, zum Teil auf anderem Grunde als die antike Stadt erbaute Schöpfung Mehemed Alis, des auch sonst um Ägypten in vieler Hinsicht verdienten Begründers der gegenwärtig regierenden viceköniglichen Dynastie.

Den Gesamteindruck dieser Stadt aufzufassen genügt ein im Wagen zurückgelegter Weg durch die Hauptstraßen des Araberviertels, sowie eine Wanderung durch das Europäerviertel. Letzteres, östlich der ersteren gelegen, zeigt noch die Spuren der durch den Arabi-Aufstand und das englische Flottenbombardement (1882) verursachten Demolierungen, namentlich auf dem den Mittelpunkt des Verkehrs bildenden Mehemed-Ali-Platz. Denselben ziert, ganz im Gegensatz zum mohammedanischen Herkommen, eine Reiterstatue des modernen Begründers von Alexandrien.

Orientalisches Straßenleben und afrikanische Vegetation treten in und um Alexandrien dem hier landenden Europäer freilich ganz neu entgegen, sie finden sich aber zu ihrer vollen originellen Eigentümlichkeit entfaltet erst in Kairo.

Dorthin führte uns noch am Tage der Landung der Eisenbahnzug, welcher nachmittags drei Uhr Alexandrien verließ, in fünfeinhalb Stunden durch die fruchtbare Ebene des Nildeltas.

Solche ägyptische Eisenbahn darf man sich nicht ganz so vorstellen wie eine europäische. Immerhin ist sie gut genug, wenn man bedenkt, daß man sich in einem nur halb civilisierten Lande befindet.

Die Stationsgebäude, welche beim Bau — 1855 — ungefähr die Beschaffenheit und Einrichtung der französischen erhielten, befinden sich heute selbst in Bezug auf bauliche Beschaffenheit und besonders in Bezug auf Reinlichkeit in jenem Zustande, wie er sich im mohammedanischen Orient alsbald bei allen Bauschöpfungen einstellt: man baut und unterläßt die Erhaltung. Nur für die Schienenwege selbst trifft das nicht zu. Vielmehr werden diese sorgfältig im Stande gehalten. Man sieht zwischen den Stationen keine Bahnwärterhäuser. Die Wege, welche die Bahn kreuzen, entbehren der Absperrvorrichtungen. Trotz alledem hört man von keinen Betriebsstörungen oder Unglücksfällen des Betriebspersonals oder der Reisenden. Dagegen habe ich während meines zweimonatlichen Aufenthalts in Ägypten mehrere Male Notizen, ungefähr

Digitized by Google



Standbild Mehemed Alis in Alexandrien.

wie die nachstehende, in den Lokalzeitungen gelesen: Gestern wurden zwischen den Stationen x und y drei Eingeborene (individus indigènes) vom Bahnzuge überfahren, wobei zwei sogleich tot blieben 2c.

Der Europäer kann nur die Wagen erster Klasse benutzen, da nur diese rein gehalten werden. In der zweiten Klasse reist der wohlhabende, in der dritten der arme Araber. Die erste Klasse ist mit einer gewissen Eleganz eingerichtet: Spiegel an den Coupéwänden, Polstersitze mit rotem Ledertuch bezogen. Das Betriebspersonal ist zuvorkommend und spricht meist französisch.

Die Landschaft, welche man durchfährt, ist vollkommene Ebene und trägt das Gepräge außergewöhnlicher Fruchtbarkeit. Man sieht allenthalben üppige junge Getreidefelder (Weizen und Gerste), auch Klee und Saubohnen. Der Monat Januar — unser Reisetag war der 22. Januar — ist der zweite Monat der Winterkulturperiode, deren Beginn (Aussaat) im Delta in den Dezember und deren Ende (Ernte) in den April fällt; denn in Ägypten werden die Früchte des Feldes in drei verschiedenen Perioden des Jahres dem Boden abgewonnen. Auch Baumwollkulturen sieht man hie und da, schlanke Dattelpalmen, Tamarisken und Sykomoren, vereinzelt die Felder beschattend und nur in der Nähe und inmitten der Dörfer und Städte zu Gruppen und kleinen Wäldern vereinigt.

Zahlreiche Wasserläufe und Kanäle von den verschiedensten Querschnitten, zum

Teil durch Dämme eingegrenzt, durchziehen das Land. Sie erschienen reichlich mit Wasser gefüllt, und weder an ihnen, noch an der Physiognomie der von der Bahnlinie durchschnittenen Gefilde überhaupt wurde es dem Fremden erkennbar, daß, wie dennoch thatsächlich der Fall, der Nil mit seinem fruchtspendenden Wassersegen im vorangegangenen Herbst zu karg gewesen war. Der bemerkenswerteste und größte dieser Kanäle ist der von Mehemed Ali zur Versorgung Alexandriens mit Nilwasser, aber auch zur Verbindung der Stadt mit dem übrigen Ägypten durch eine Wasserstraße angelegte Mamudije-Kanal, so genannt nach Mahmud, dem damaligen türkischen Sultan. Die Eisenbahn führt die ersten fünfzig Kilometer von Alexandrien immer an diesem Kanal entlang, oft ganz dicht, zuweilen in größerer Entfernung. Häufig überschreitet sie kleinere Kanäle, welche aus ihm sich abzweigen, sein Wasser an die Ländereien zu verteilen.

Die Wege, besonders in der Nähe der Dörfer und Städte, sind belebt von Fußgängern, Eselreitern und Kamelen. Die Dörfer, welche durchweg auf niedrigen Hügeln, oder wenigstens an höher gelegenen, gegen die Nilüberschwemmung gesicherten Stellen angelegt sind, bieten einen von den unserigen völlig verschiedenen Anblick. Die Hütten, aus welchen sie bestehen — die Bezeichnung Häuser ist auf sie nicht anwendbar —, sind von ungebrannten aus Nilschlamm gefertigten Ziegeln erbaut, also aus demselben Material, welches alljährlich bei den Überschwemmungen die Felder düngt. Daher gleichen die Dörfer von weitem großen Erdhaufen mit Löchern, den Thüren, denn andere Öffnungen besitzt die Fellachenhütte nicht. Zuweilen, wo die Dörfer dicht an der Eisenbahn liegen, hat man Gelegenheit, von oben in diese Hütten hineinzusehen. Denn die vier Wände, aus denen sie bestehen, sind niedrig, schließen meist nur ein einziges Gemach ein und tragen ein gewöhnlich sehr lückenhaftes flaches Strohdach.

Das ist die Wohnung des Fellachen, des Ackerbauers, dessen Schicksal es noch heute ist, wie zur Zeit der Pharaos, mit seinem Schweiße dem wunderbar fruchtbaren Boden für seine Beherrscher den reichlichen Segen abzuringen, ohne für sich einen anderen Lohn als die Befriedigung der dringendsten Daseinsbedürfnisse gewinnen zu können.

Freilich darf man bei der Beurteilung seiner Wohnung nicht vergessen, daß er und seine Familie derselben fast nur als Schlafraum bedürfen, und daß für diesen Zweck bei dem warmen Klima des Landes eine sehr leichte Behausung genügt. Regen, ausgenommen im nördlichsten Delta, giebt es selten, in Oberägypten fast gar nicht.

Ein solideres Aussehen haben die Häuser in den Städten, welche der Eisenbahnzug passiert, besonders dem auf halbem Wege bis Kairo gelegenen Tanta, wo auch ein vicekönigliches Schloß und eine saubere Moschee die Aufmerksamkeit erregen. Von den beiden Hauptmündungsarmen des Nil wird derjenige von Rosette in Kafr es Zayât, derjenige von Damiette in Benha auf soliden eisernen Brücken überschritten.

Die Nacht war längst hereingebrochen, als wir die ägyptische Hauptstadt, das Reiseziel dieses Tages, erreichten.

* * *

Kairo, arabisch Masr el Kahira, auch nur Masr, mit seinen ungefähr 400000 Einwohnern ist die größte Stadt des arabischen Sprachgebiets und nach Konstantinopel auch die größte des türkischen Reiches. Sie erfreut sich hervorragend günstiger klimatischer Verhältnisse, die Folge ihrer besonderen geographischen und topographischen Lage.

Eingeklemmt zwischen das rechte Ufer des Nil und die arabische Wüste an derjenigen Stelle, an welcher die diesen Strom auf beiden Seiten in geringem Abstande begleitenden Gebirgsketten trichterförmig auseinander treten und so die

Digitized by Google

Erweiterung des schmalen Nilthales zum Nildelta ermöglichen, nimmt sie teil an dem stets heiteren Himmel und der hohen Durchschnittstemperatur der Wüste. Gleichzeitig werden die großen Unterschiede zwischen der Tag- und Nachttemperatur, die der Wüste eigentümlich sind, dadurch bedeutend herabgemindert, daß die ausgleichende Wirkung, welche die See in dieser Hinsicht auf das ganze Nildelta ausübt, bis an dessen Spitze reicht. Dabei erstreckt sich aber die Region der Mittelmeerküsten-Regen nicht bis ebenso weit, sondern nur über ungefähr die nördliche Hälfte des Delta. Alles Kulturland, das südlicher liegt, und besonders das schmale Nilthal von Kairo aufwärts, empfängt die Feuchtigkeit, deren es für die Zwecke des Acker- und Gartenbaues, überhaupt für alle Vegetation bedarf, ausschließlich durch die Überschwemmung des Nil.

Es versteht sich von selbst, daß bei so herrlichem Klima der größte Teil des Volkslebens in Kairo sich im Freien abspielt. Hierin, sowie in der großen Mannigfaltigkeit der Elemente, aus denen die Bevölkerung sich zusammensetzt, beruht der unbeschreibliche Reiz, welchen das bloße Beschauen der Straßenscenen dieser Stadt auf jeden Europäer hervorbringt. Araber, Beduinen, Türken, Fellachen, Berberiner, Neger, Kopten, Levantiner, Europäer und alle möglichen Mischlinge sieht er vor seinen Augen sich tummeln. Er sieht sie zu Fuß, zu Esel, zu Roß, auf Kamelen, zu Wagen. Und was er sieht, ist so seltsam, so grundverschieden von der europäischen Heimat, bald so komisch, bald so ernst, und dann schaut er plötzlich wieder Gestalten und Scenen ganz wie daheim — kurz und gut, das denkbar bunteste Durcheinander menschlichen Treibens.

Natürlich sind es auch hier, wie anderwärts, bestimmte Stadtteile, in welchen das öffentliche Leben vorzugsweise stark pulsiert.

Die Mitte des Verkehrs bilden die den großen Ezbekiehgarten umgebenden Straßen und Plätze. Von dort ausgehend strömt er nach dem Umfange der Stadt und von da zurück durch eine Anzahl von Hauptstraßen, unter denen die Muski obenan steht. In ihr befindet sich der größte Teil der europäischen Verkaufsmagazine, und sie bildet den Zugang zu den moslimischen östlichen Stadtvierteln mit ihrem unentwirrbaren Durcheinander von Gassen und Gäßchen und zu den orientalischen Bazaren.

Weitere Hauptverkehrslinien in radialer Richtung sind: der Boulevard Mehemed Ali nach der Citadelle, die Sharia Abidin nach dem im südlichen Stadtteile gelegenen Palais gleichen Namens, der Residenz des jetzigen Khedive, die Sharia Kasr en Nil nach der großen Nilbrücke, die Sharia Bulak nach Bulak, dem früheren Nil-Hafenorte, den ein noch wenig bebautes Gelände von fast einem Kilometer Breite von der eigentlichen Hauptstadt trennt, und die Sharia Kantarat ed Dikke nach dem Alexandria-Bahnhofe.

Alle diese Straßen, auf denen das Treiben auch einige Stunden in die Nacht hinein, wenn auch in geringerer Lebhaftigkeit, sich fortsetzt, haben ihre Gasbeleuchtung wie jede europäische Großstadt. Ebensowenig fehlt es an einer Wasserleitung. Durch diese ist innerhalb der Stadt, wie durch das Bewässerungssystem aus dem Nil und den Nilkanälen außerhalb derselben möglich geworden, was sonst bei der Regenlosigkeit des Klimas undenkbar gewesen wäre: die Schaffung jener Baum- und Gartenvegetation in einem großen Teile von Kairo und seiner Umgebung, deren Eigentümlichkeit und Üppigkeit nächst der Buntheit und Rastlosigkeit des Volkslebens dem Europäer am meisten in die Augen fällt.

Dabei muß hervorgehoben werden, daß diese köstliche Vegetation, welche ein wesentliches Moment in dem landschaftlichen Charakter von Kairo bildet, und welche voraussichtlich mit der Zeit denjenigen von ganz Ägypten beeinflussen wird, in der Hauptsache ein Erzeugnis erst der beiden letzten Jahrzehnte ist. Zwar bemühten sich schon in der ersten Hälfte des

Digitized by Google

Jahrhunderts die Vicekönige Mehemed Ali und Ibrahim, die schmucklosen, kahlen Plätze, Straßen und Wege der Haupt-



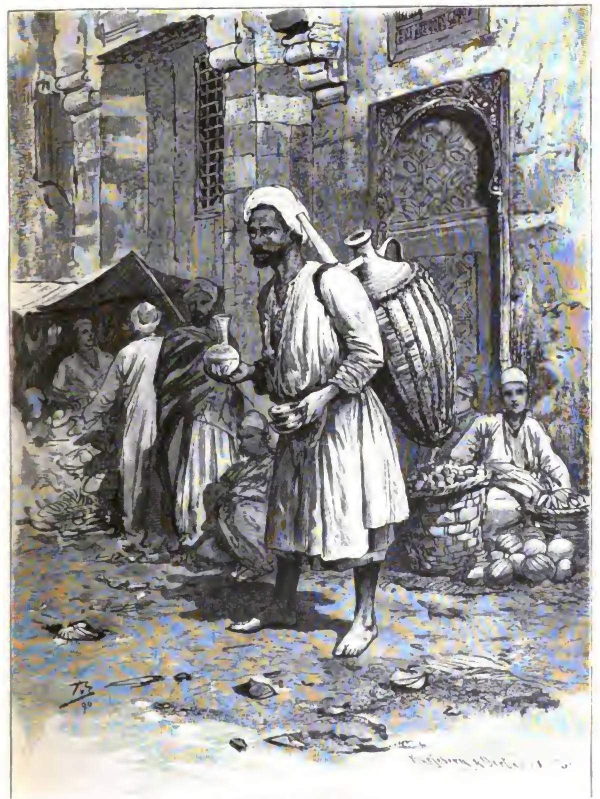
Sais oder Vorläufer in Kairo.

stadt und ihrer Umgebung mit schattenspendenden Bäumen zu zieren. Der Mangel an sachkundigen Ratgebern aber und die der ihrigen entgegengesetzte Geschmacksrichtung ihrer Nachfolger Abbas und Said hemmten den Erfolg. Erst dem Vater des gegenwärtigen Khedive, Ismael, blieb die Durchführung der Bestrebungen seiner Vorfahren vorbehalten. Von ihm wurde der französische Garteningenieur Barillet berufen, unter dessen ge-

Digitized by Google

schickter Leitung in den Jahren 1869 bis 1874 die meisten jener Anlagen entstanden, welche heute Hauptzierden der ägyptischen Hauptstadt bilden: der Ezbekiehgarten und die Anpflanzungen auf den Nilinseln Rohda und Gezireh, die Baumalleen in der Neustadt Ismailia und diejenigen auf dem linken Nilufer nach Schubra, Bulak-Dakrur und den Pyramiden von Gizeh.

Gleichzeitig munterte Ismael die Privatbaulust durch Überlassung von Grundstücken ohne Entgelt, aber gegen Verpflichtung, binnen achtzehn Monaten zu bauen, mit gutem Erfolge auf. Infolge dieser



Wasserverkäufer in Kairo.

Digitized by Google

Maßregel sehen wir heute unter dem Namen Ismailia eine schöne Villenvorstadt entstanden, welche an vielen Stellen eine elegante Architektur zeigt und durch Entfaltung einer üppigen tropischen Vegetation in geschmackvollen Gartenanlagen das Auge entzückt.

Beginnen wir unsere Wanderungen durch die Hauptstadt am Ezbekiehplatz.

Die Mitte des Platzes nimmt der mehrerwähnte prachtvolle Park ein. Dessen Länge und Breite betragen ungefähr 350 und 250 Meter, seine Fläche demnach acht bis neun Hektar. Der Botaniker findet hier ein Feld für seine Studien: nicht allein die zahlreichen Arten der hier besonders prachtvoll gedeihenden alteinheimischen Dattelpalme, sondern hauptsächlich eine große Anzahl von außerhalb, namentlich von Indien, hier acclimatisierter Baum- und Straucharten, alles in geschmackvoller Weise gruppiert und den Spaziergängern auf den Parkwegen Schatten spendend. Es fehlt im Park auch nicht an Restaurants und Cafés, nicht an Theater und Konzertplatz, wo an jedem Nachmittag eine Militärkapelle musiziert, nicht an einer künstlichen Grotte aus Tuffsteinen und nicht an Gondeln zum Lustfahren auf dem klaren Wasser des Teiches. Breite, mit Baumalleen bepflanzte Straßen umgeben den Park, an deren äußerer Seite Hotels, öffentliche Gebäude, Verkaufsmagazine, Apotheken, Coiffeure, das Opernhaus, französische Cafés, amerikanische Bars, eine deutsche Bierhalle &c. gelegen sind.

Das auf diesen Straßen überall lebhafte Volkstreiben ist am lebhaftesten an der Südostecke des Platzes, da, wo der letztere sich über seine Rechtecksseiten hinaus zur Place de l'opéra erweitert, denn dort schneidet der vom Alexandria-Bahnhofe nach dem Abidin-Platze führende Straßenzug denjenigen, der von der großen Nilbrücke und von Bulak nach der Muski und dem Boulevard Mehemed Ali führt.

Halten wir hier auf zehn Minuten unsere Schritte an und betrachten, was vor unseren Augen sich zuträgt. Kaum sind wir stehen geblieben und schauen uns um, so kommen von dem Esel-Halteplatze, der sich dreißig Schritte von uns befindet, drei, vier, fünf halbwüchsige Jungen, jeder ein Grautier am Zaume führend, auf uns zugerannt. Aus den Straßen von rechts und von links kommen noch zwei oder drei, alle schreien aus Leibeskräften Anpreisungen ihrer Tiere und deren Ausrüstung, „good donkey, sir,“ „bon baudet, baron,“ „ferr guter Esel, Madame,“ „good lady saddle“ &c. &c. So sind wir von schreienden Jungen und von Tieren umringt, und zunächst läßt sich nicht absehen, wie wir da freikommen sollen. Da naht sich Rettung in Gestalt eines Polizeimannes: „Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragt er in geläufigem Französisch, „welche von den Eseln wollen Sie behalten?“ — „Wir wollen keinen Esel und haben niemand gerufen.“ Da saust wie der Blitz der Stock des Mannes der Reihe nach auf die Rücken der Jungen, sie stieben auseinander und wir sind frei.

Ein eleganter Landauer biegt aus der Bulakstraße in den Ezbekiehplatz, im Wagen sitzt ein Herr in europäischer Kleidung. Ungefähr zehn Schritte vor dem Wagen laufen, mit dem Trabe der Pferde gleichen Schritt haltend, zwei Sais (Vorläufer), kräftige, gewandte Burschen in dem malerischen Anzuge, der für diese Klasse der Dienerschaft begüterter Leute von Stande in Ägypten üblich ist: über dem weißen Hemd mit weiten Ärmeln eine eng anliegende kurze farbige Weste mit reicher Goldstickerei, kurze weiße Hose, gebunden unter dem Knie, bunter Shawl als Gürtel um die Hüften geschlungen, Unterschenkel und Füße entblößt, als Kopfbedeckung den Tarbusch (Fes), in der Hand einen Stab. Dem Wagen ginge jeder von selbst aus dem Wege, aber sie lassen es sich nicht nehmen, mit lautem Rufe für ihren Herrn Bahn zu schaffen.

Dicht an uns vorüber schreiten drei arabische Frauen, den vornehmen Ständen angehörig, das zeigt ihre Kleidung und der Eunuch, der ihnen folgt. Sie

Digitized by Google

tragen einen Mantel mit sehr weiten Ärmeln aus hellem Seidenstoff, ein dichter schwarzer Schleier bedeckt ihr Gesicht von den Augen abwärts, er reicht vorn bis auf die Füße und ist nach oben durch ein zwischen den Augen und auf der Stirn befestigtes Metallstäbchen gehalten, über den Kopf ist ein Tuch von schwarzem Seidenstoff geworfen. Unter dem Saum des Mantels werden die weiten über den Knöcheln gebundenen hellseidenen Hosen und die mit bunten goldgestickten Sammetschuhen bekleideten Füße sichtbar. Schön ist der Anblick nicht, den sie in ihrer formlosen Verhüllung gewähren. Nur am elastischen Gange und den glänzenden Augen läßt sich erkennen, daß zwei von ihnen noch jung sein mögen. Der lange Kerl, der mit seinen unförmlich langen Armen und dünnen Beinen hinter ihnen drein schlenkert, ihr Diener und Wächter, ist schwarz vom Scheitel bis zur Zehe, schwarz von Haut, schwarz von Haaren, in schwarzem zugeknöpftem Rock und schwarzer Hose, nur auf dem Kopfe der rote Tarbusch.

Dort trabt von der Abidin-Straße her ein Kamelreiter, ägyptischer Soldat, eine Briefmappe haltend, offenbar ein Ordonnanzreiter, der Befehle befördert. Mit einer einzigen an dem Nasenriemen befestigten Leine lenkt er das Tier, dessen ausgiebiger Trab ihn wie der Wind wieder unseren Blicken entzieht.

Hier geht gravitätischen Schrittes ein sehr sorgfältig gekleideter Araber an uns vorüber. Über dem braunseidenen Kaftan trägt er einen faltigen Überwurf aus hellgrauem Kamelhaarstoff. Die Füße sind mit weißen Strümpfen und roten Lederschuhen bekleidet, die Hosen unter den Waden gebunden. Auf dem Haupt trägt er einen sorgfältig gefalteten weißen Turban. Ihm begegnet ein anderer Araber in ähnlicher Kleidung. Die Leute kennen einander, denn sie geben uns Gelegenheit, das ganze umständliche Ceremoniell des arabischen Grußes zu beobachten: die rechte Hand bewegt sich an die Stirn und hierauf über die Brust, wobei sie mit der linken sich kreuzt, dann zum Munde; von den Lippen hört man das Geräusch des Kusses und aus den Augen spricht bei gleichzeitiger Vorneigung des Oberkörpers der Ausdruck inniger Ergebenheit.

Alle diese Bewegungen vollziehen sich in Begegnung mit denen des anderen mit einer solchen Gewandtheit, man möchte fast sagen anmutigen Würde, daß unsere europäische Manier uns recht hölzern und steif dagegen vorkommt.

Dann richten die Leute in ihrer Sprache einige Fragen aneinander, beantworten dieselben und trennen sich unter Wiederholung des gleichen Ceremoniells, mit welchem sie ihre Begegnung einleiteten.

Dort sieht man eine kleine Karawane auf Eseln herankommen. Voran reiten zwei Weiber, in einfache Stoffe gekleidet und nach Vorschrift verhüllt. Sie sitzen rittlings und weit nach hinten auf ihren Sätteln mit so kurz geschnallten Bügeln, daß die Knie fast in Hüfthöhe stehen. Mit der linken Hand führen sie die Zügel, im rechten Arm hält jede einen Säugling. Dann folgen zwei Tiere, von denen eines einen großen und vor demselben einen kleinen Jungen im Sattel trägt, während das andere mit einer Menge Hausgeräte schwer beladen ist. Den Schluß bildet der turbangekrönte Gatte und Familienvater auf einem Tiere, das viel stärker und schöner als die vier anderen, auch viel besser als diese gesattelt und gezäumt ist und eine andere Last als die stolze seines Herrn zu tragen nicht nötig hat.

Hier schreitet ein ärmliches Paar in der einfachen Kleidung der Fellachen. Er trägt ein blaues Hemd, einen braunen Überwurf, eine kurze Hose und eine Filzkappe auf dem Haupt. Sie einen langen blauen Mantel, den Schleier, und als Schmuck kupferne Armbänder und Fußringe über den Knöcheln. Auf ihrer Schulter sitzt reitend ihr Kind, ein kleines nacktes Kerlchen von ein bis zwei Jahren, aber gleichfalls geschmückt mit einem Metallring an jedem Fußknöchel.

Digitized by Google

Dort kommen auf drei Eseln drei englische Soldaten angetrabt in ihren kurzen roten Tuchröckchen, die kleinen Käppchen, welche ihr Haupt bedecken, nach Manier unserer deutschen Studenten auf das linke Ohr gerückt, das kurze Stöckchen, welches sie außerhalb des Dienstes tragen dürfen, stutzerhaft in der auf den Schenkel gestützten rechten Hand, und die Nasen hoch in der Luft.

Ein Zug einheimischer Kavallerie sprengt im Trabe aus der Bahnhofstraße heran, hinter ihm in elegantem Wagen zwei Herren in Stambulinokleidung (europäischer schwarzer Rock mit einer Knopfreihe und Stehkragen, auf dem Kopfe den Tarbusch), dem noch einige andere Wagen mit Insassen folgen. Der eine Herr im ersten Wagen erwidert die Grüße des Straßenpublikums. „Dies war der Khedive," antwortete ein uns begegnender Europäer auf unsere Frage, „der eben aus Bad Heluan zurückkommt und nach Schloß Abidin fährt."

Wir schlendern durch den Ezbekiehgarten. Auf schattigem Ruheplatz spielt ein Negerkind mit seiner jungen Mutter. Der kleine Schwarze kann nach seiner Größe kaum ein Jahr alt sein, zeigt sich aber in allen seinen Bewegungen so gewandt und selbständig, wie ein europäisches Kind es selbst mit drei Jahren niemals ist. Dabei ist alles, was er thut, so ungewöhnlich drollig, daß er zum Lachen reizt, solange man ihm zusieht. Die Mutter ist selig über den kleinen Kerl und wird es immer mehr, je länger sie sieht, wie er die anderen belustigt.

Während wir den Park durchschreiten, bietet uns ein Beduine Dattelwurst in Gazellenhaut gestopft, ein Fellachenjunge Antiquitäten, deren Echtheit er beteuert, ein anderer Rohrpfeifen und dergleichen mehr zum Kaufe an. Auf unsere ablehnende Gebärde streckt jeder von ihnen mit dem Ausruf „Backhschisch" uns seine Hand entgegen.

Wir gelangen nun zu der Stelle, wo die Muski in den Ezbekiehplatz einmündet. Gleich am Anfang, zur Linken, befindet sich ein großes griechisches Kaffeehaus mit Vorplatz, als solches gekennzeichnet durch die Aufschrift über dem Eingange: „*Καφενεῖον*" (Kafenion) und durch die jederzeit große Fülle an griechischen Gästen. Europäische Reinlichkeitsanforderungen finden hier keine Befriedigung. Wir schreiten also weiter und gelangen an einen nicht großen langgestreckten Platz, Atab el Kadra genannt, auf welchem von Fellachen Früchte, Gemüse, Viehfutter, besonders frischer Klee feilgeboten werden. Erst jenseit desselben beginnt die eigentliche Muski, die Hauptader des Handelsverkehrs von Kairo. Von nur sechs bis sieben Metern Gesamtbreite der Straße bleiben nach Abzug der seitlichen Fußwege nur vier bis fünf Meter Straßendamm für den Verkehr der Wagen, Pferde, Esel und lastentragenden Menschen. Haus für Haus im Erdgeschoß und oft auch im ersten Stockwerk befinden sich ein bis zwei Verkaufsmagazine aller erdenklichen europäischen und orientalischen Gebrauchsgegenstände, Kleidungsstücke, Hausgerät, Möbel, Juwelen, Wäsche, Lebensmittel, Uhren, Arzneien, optische und mechanische Instrumente, Bücher, Schreib- und Zeichenmaterial, und in allen diesen Magazinen ein ununterbrochenes Ab- und Zugehen des kaufenden Publikums. Dazu noch auf der Straße selbst allerhand herumziehende Verkäufer, besonders von Lebensmitteln, alle mit lauter Stimme ihre Waren feilbietend; von Zeit zu Zeit ein Wasserträger, in ziegenledernem Schlauche oder thönernem Gefäße Trinkwasser auf dem Rücken tragend und durch Aneinanderschlagen zweier metallenen Trinkschalen ein klirrendes Geräusch verursachend, welches im Verein mit seinem Anruf die Aufmerksamkeit der Begegnenden zu erregen bestimmt ist. Man sieht bald ein, daß es in diesem Hin- und Herwogen der Menschen, Reittiere und Fuhrwerke unmöglich ist, irgendwo beobachtende Aufstellung zu nehmen, und daß man viel besser thut, in Bewegung zu bleiben und sich von dem allgemeinen Schieben und Drängen fort-

Digitized by Google

tragen zu lassen. Aber auch diese Methode erkennt man, nachdem man einige Male angerannt, angeritten und beinahe angefahren ist, als unzureichend und ist froh, an der nächsten Straßenecke Esel zum Reiten angeboten zu erhalten. Man schwingt sich auf ein Grautier und schwimmt nun auf dem Rücken desselben mit Behagen durch das Gewühl. Das Vergnügen eines Eselrittes in den Straßen von Kairo hat seinesgleichen nicht. Man kann die Aufmerksamkeit ungeteilt den Scenen widmen, an denen man vorüber kommt, beinahe unbekümmert um Führung und Antrieb des Reittieres. Beides besorgt der hinter uns hertrabende Eseljunge, dem wir beim Besteigen seines Tieres die Straße oder den Ort bezeichneten, an den wir zu gelangen wünschen. Muntere, geweckte Burschen sind diese Eseltreiber von Kairo. Selbst bei dem bescheidensten Maße von Kenntnissen europäischer Sprachen lassen sie es sich nicht nehmen, immer nebenher oder dahinter rennend, mit ihrem Passagier ein Gespräch anzuknüpfen, seinen Cicerone zu spielen und ihm in aller Geschwindigkeit ein paar arabische Vokabeln zu lehren, wobei es sie mit sichtlicher Befriedigung erfüllt, wenn sie ihre Bemühungen mit etwas Erfolg gekrönt sehen. Auch ihre Tiere besitzen Eigenschaften, welche volles Lob verdienen. Trotz ihrer meist geringen Größe kräftig und ausdauernd, sind sie immer munter und folgsam, ganz im Gegensatze zu ihren mürrischen, störrigen Gattungsgenossen in Europa, und dabei über alle Beschreibung genügsam. Ein paar Hände voll frischen Klees genügen, um sie den ganzen Tag über im Gange zu halten.



Reitesel und Eseljunge in Kairo.

So durcheilen wir die Muski in ausgiebiger aber bequemer Gangart. Hinter uns erschallt von Zeit zu Zeit die Stimme des Jungen, dem es nicht rasch genug geht: „chah — chah — chah“ oder wenn es noch schneller gehen soll: „chirgah — chirgah“. Dann ertönt einmal warnend der Ruf: „ûâ riglak, yâ chavâdge (nimm deinen Fuß in acht, o Herr), „guarda, ûâ yemînak yâ sitt“ (nimm deine rechte Seite in acht, o Herrin), wenn von rückwärts an uns vorüber ein Reiter trabt, der uns zu streifen droht.

Digitized by Google

Wir gelangen an eine zweite Straßenecke. Dort staut sich plötzlich der Menschenstrom, und wir sehen aus der Querstraße einen Zug in die Muski einbiegen, ein moslimisches Leichenbegängnis.

Sechs ärmlich gekleidete singende Männer eröffnen den Zug. Sie singen in beständiger Wiederholung den Hauptsatz des moslimischen Glaubensbekenntnisses: „la illaha ill' allah, Muhammedu rasulu 'llah (Es giebt keinen Gott außer Gott, Mohammed ist sein Prophet). Dann folgt eine Anzahl männlicher Leidtragender, demnächst mehrere singende Knaben; einer von ihnen trägt den auf einem von Palmzweigen gefertigten Gestell niedergelegten Koran. Nun kommt die mit einem dunklen Tuche überdeckte Bahre, d. i. ein aus Brettern zusammengeschlagener langer Kasten, in welchem der Verstorbene liegt. Die Träger, meist Freunde des Verstorbenen, lösen sich von Zeit zu Zeit ab.

Hinter der Leiche folgen die leidtragenden Frauen, als solche erkennbar durch lautes Schluchzen und einen um ihren Kopf geschlungenen Streifen blauen Stoffes. Blau ist die Farbe der Trauer. Den Schluß bildet eine Anzahl gemieteter Klageweiber, eigentümlich krähende Laute ausstoßend.

Der Leichenzug bewegt sich immer vor uns langsam nach dem Stadtthore, an welchem die Muski endigt, wir biegen, um dem Hindernisse auszuweichen, an der nächsten Straßenecke in die Querstraße nach links ein, welche den Namen Suk en Nahhasin — Markt der Kupferschmiede — führt. Sie ist noch schmaler als die Muski, hat keine Seitenfußwege und zeigt überdies in ihren Gebäuden, im Gegensatz zur Muski, deren Häuserfassaden größtenteils europäisches Aussehen haben, ein ausschließlich orientalisches Gepräge.

Etwa zweihundert Meter vom Eingang in die Quergasse auf der linken Seite unmittelbar nebeneinander wenden drei Moscheen der Straße ihre zwar etwas verfallenen, aber schönen Fassaden zu. Es sind dies die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert von den Mameluckensultanen Kalaûn, Mohamed en Nasir und Barkûk erbauten Moscheen gleichen Namens. Die Kalaûnmoschee ist eigentlich ein großartiges Hospital, arabisch Muristân, gewesen, in welchem heute Metallarbeiter ihre Werkstätten eingerichtet haben und nur der Grabraum des Erbauers jetzt noch, wie ehemals, religiösem Zwecke dient. Ihr Portal von schwarzem und weißem Marmor ist besonders in die Augen fallend. Dasselbe bildet mit den darauffolgenden Marmorportalen der beiden anderen Moscheen trotz der zwischen ihnen bestehenden Ungleichheit eine zusammenhängende Front von malerischem, durch die Minarets hervorragend wirkungsvollem Gesamteindruck.

Auch die Privatgebäude zeigen in Mauer- und Holzarchitektur den unverfälschten Charakter morgenländischer Bauten. In großer Mannigfaltigkeit wiederholt sieht man jene erkerartigen Vorsprünge aus den oberen Stockwerken der Häuser, die statt der Fenster ein mit dem Namen Maschrebiyen bezeichnetes hölzernes Gitterwerk aufweisen, hinter welchem verborgen die Frauen die Aussicht auf die Straßen genießen. Dieses Gitterwerk bietet dem moslimischen Kunsthandwerk die reichlich ausgebeutete Gelegenheit, in der Zusammenstellung gedrechselter Holzstückchen zu stickmusterartigen, eigentümlichen, regelmäßig wiederkehrenden Formen seine Geschicklichkeit und seinen eigenartigen Geschmack, wie er sich auch bei der Komposition der die architektonischen Wandflächen zierenden geometrisch regelmäßigen Figuren — Arabesken — entfaltet, zu bethätigen.

In diesem Suk en Nahhasin drängt sich das Wogen der Volksmenge auf noch engeren Raum als in der Muski zusammen. Wagen und Reiter passieren ungehindert auch hier. Ja sogar auch Lastkamele werden dieses Weges getrieben, während dies in der Muski seit einigen Jahren polizeilich untersagt ist.

An einem schlichten Hause der Straße wird unsere Aufmerksamkeit durch ein auf dessen Außenwand gezeichnetes Bild eigen-

Digitized by Google

tümlicher Art erregt. Das Ganze gleicht den primitiven Kunsterzeugnissen europäischer Kinder, denen diese an schulfreien Tagesstunden hier und da freien Lauf lassen: ein Eisenbahnzug, ein Dampfschiff, beide als solche hauptsächlich durch eine lange Rauchwolke erkennbar, welche dem quasi Schornstein entströmt, Kamele, Esel, Löwen u. s. w., alles in einfachster linearer kindlicher Manier gezeichnet. Ähnliche Abbildungen fanden wir später auch auf anderen Straßen der Stadt. Auf unsere Erkundigungen erfuhren wir, daß dies Darstellungen von Erlebnissen einer Mekka-Pilgerfahrt, und daß die so verzierten Häuser von Hadschis, d. h. Mekka-Pilgern, bewohnt seien.

Noch bevor man an die vorerwähnten drei Moscheen gelangt, geht vom Suk en Nahhasin auf der rechten Seite ein enges Gäßchen ab, welches den Eingang in den Chan el Challilli bildet. Dies ist der Name des Stadtviertels der hauptsächlichsten orientalischen Bazare. Ein Haupt- und viele Nebengäßchen bilden dieses Handelsquartier, fast alle zum Schutz gegen Sonnenstrahlen überwölbt, oder mit Holzdach, oder auch nur mit Matten überdeckt, wobei in der Eindeckung nur so viele Öffnungen freigelassen sind, als der Eintritt des zum Handelsgeschäft unentbehrlichen Tageslichtes erfordert. Die Breite der Gäßchen ist selten größer als drei, meist nur zwei Meter und oft noch weniger. Dennoch passieren auch hier Eselreiter. Nirgends läßt sich besser lernen als hier, mit wie wenig Raum man zum Straßenverkehr auskommen kann.

Unmittelbar zur Seite der Gäßchen befinden sich die Buden der Kaufleute, eine dicht neben der anderen, und alle nach der Gasse geöffnet, wie bei europäischen Jahrmärkten. Doch sind die Verkaufstische, auf denen die Waren ausgelegt sind, niedrig, wenig höher als der Polstersitz im Inneren der Bude, auf welchem mit untergeschlagenen Beinen der Kaufmann hockt.

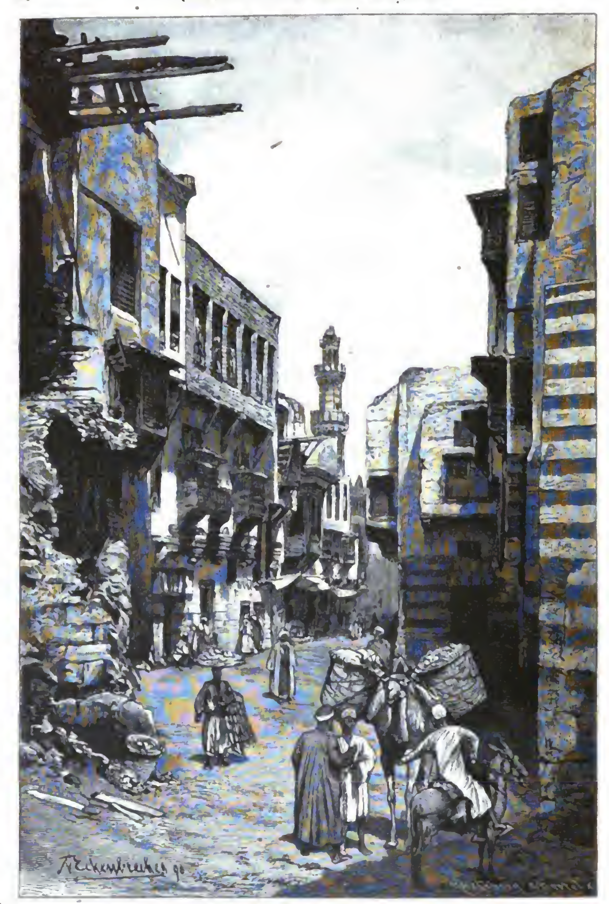
Mehrere der Gäßchen münden auf Höfe, an deren Seiten herum sich Lagerräume von Teppich- oder Seidenhändlern befinden.

Gerade wegen der Beschränktheit des Raumes bieten die engen Bazarstraßen vortreffliche Gelegenheit, die Orientalen in ihrem Benehmen und ihrem Verkehr im Handel und Wandel zu beobachten. Hier kauft man auch, was man als Andenken an Kairo nach Hause mitzunehmen wünscht: Teppiche, Seidenstoffe, Stickereien, Schmucksachen, Metallwaren. Viele der Händler, namentlich die Kopten, verstehen Englisch, Französisch, zuweilen auch etwas Deutsch. Kommt man an einen Araber, der keine andere Sprache kennt, so vermittelt der Nachbar oder ein schnell herbeigeholter Dolmetscher. Immer aber bezahlt man dann die Ware um zehn bis zwanzig Prozent teurer, welche der Kaufmann dem Unterhändler geben muß.

Überfordert wird man überall, bei Mohammedanern wie bei Kopten; das Feilschen um die Ware ist daher nicht zu vermeiden. Am besten kommt man weg, wenn man den richtigen Preis kennt und diesen sogleich bietet. Kennt man ihn aber nicht, so bietet man ruhig die Hälfte des Geforderten oder wenigstens nur so viel, daß man noch etwas zulegen kann, um zu derjenigen Summe zu gelangen, welche man höchstens zu zahlen beabsichtigt

Wir gehen zurück an den Eingang des Chan el Challilli und im Suk en Nahhasin wieder zurück bis an die Muski. Dort blicken wir auch nach der anderen Seite in eine echt orientalische schmale Gasse, die Guriye, hinein. Auch hier entdecken wir eigenartige malerische Perspektiven, stolze Moscheen, überragt von ihren Minarets, in ihrer Nachbarschaft die zugehörigen Sebils, diese fast immer eine höchst geschmackvolle Architektur entfaltenden Trinkbrunnengebäude. Auch hier erblicken wir Privathäuser mit echt morgenländischer Ornamentik. Auch hier drängt das rastlose geräuschvolle Straßenleben sich auf unbegreiflich knappen Raum zusammen. Auch von hier führen schmale Gäßchen nach den Seiten, in denen der

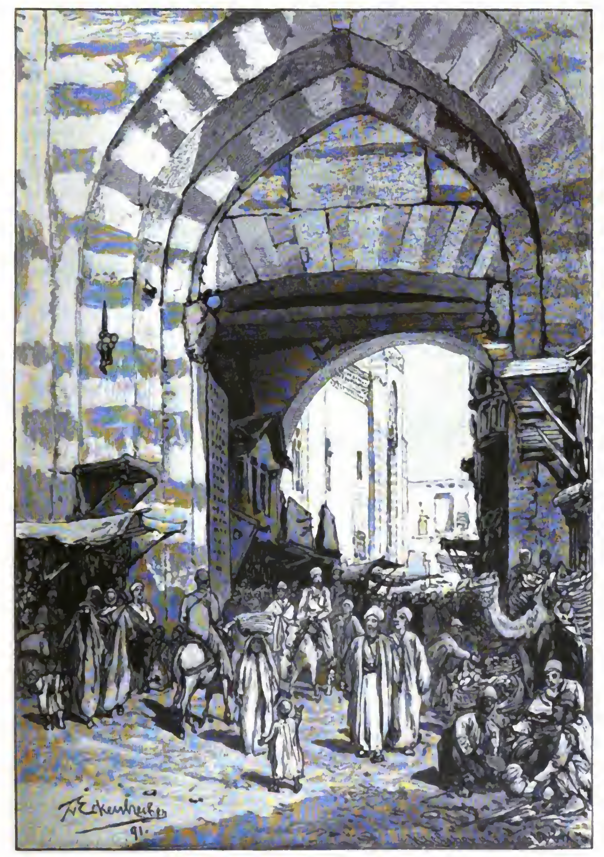
Digitized by Google



Straße in Kairo.

Handel pulsiert. Doch bestehen die Verkaufsartikel hier hauptsächlich in Gebrauchsgegenständen der Orientalen. Es giebt hier den Suk el Attarin (Markt der Gewürzhändler), Suk es Surugiye (Markt der Sattler), den Suk es Sudan

Digitized by Google



Bab el Mutawelli in Kairo.

(Markt für Waren aus dem Sudan), die Sukkariye (Markt für Zucker, Konfekt und trockene Früchte), ferner den Schuhmacherbazar, den Bazar für Buchbinder und Buchhändler. Indem wir mehrere derselben durchreiten, spielen immer wieder neue anziehende Scenen vor unseren unersättlichen Blicken sich ab, und erst die

Digitized by Google

einbrechende Dunkelheit gemahnt uns an den Heimweg. Die Dämmerung ist kurz in Ägypten. Darum ist es, als wir nach scharfem Ritt durch die Muski und über den Ezbekiehplatz in unserer Pension anlangen, bereits finstere Nacht.

Unser Absteigequartier war Pension Fink, im neuen Ismailiastadtteil inmitten wohlgepflegter eleganter Gärten von tropischer Vegetation gelegen. Eine junge Dattelpalme entfaltete in üppiger Kraft vor unseren Balkons ihre schattenspendenden Zweige, uns jedesmal, wenn die Blicke aus den Zimmern nach den Fenstern wanderten, an den Gegensatz erinnernd: ein Stückchen europäisches, ja sogar deutsches Heim inmitten afrikanischer Natur. Denn eine liebenswürdige Deutschösterreicherin, nach welcher die Pension den Namen führt, war unsere Wirtin, und an der Wirtstafel, an welcher die Pensionäre zu zwei Mahlzeiten (der ersten um ein Uhr, der zweiten, der Hauptmahlzeit, um siebeneinhalb Uhr) sich vereinigten, dominierte während unseres zweimonatlichen Aufenthalts fast immer die deutsche Sprache.

Doch fehlten neben den Österreichern, Reichsdeutschen und Schweizern auch nicht Engländer, Belgier, Polen, Russen, Griechen, Spanier und Amerikaner, eine Zusammensetzung der Gesellschaft, welche derselben ein internationales Gepräge aufdrückte und den Tischgesprächen erhöhten Reiz verlieh.

Natürlich war durch den beständigen Ab- und Zugang die Zusammensetzung großem Wechsel unterworfen, und die Anzahl der Personen, welche von Anfang bis Ende unseres Verweilens in Kairo in der Gesellschaft verblieb, eine kleine. Einen derselben, einen österreichischen Diplomaten aus galizischer Familie, Graf Z...ski, den seine ungewöhnlichen Sprachkenntnisse befähigten, mit jedem der Anwesenden die Unterhaltung in dessen Muttersprache zu führen, muß ich hervorheben. Selbst Pole, beherrschte er zwölf oder dreizehn Sprachen und davon die meisten bis zu dem Maße, daß er eine gründliche Belesenheit in deren Litteraturen besaß. Überdies war er als früherer Gesandter bei asiatischen Staaten — Persien und Japan — und nunmehr als österreichisches Mitglied der Aufsichtskommission über die ägyptische Staatsschuldenkasse, wie auch durch dienstliche und Privatreisen über orientalische Verhältnisse in hohem Grade bewandert und dabei stets in liebenswürdigster Weise bereit, seine Tischgenossen hiervon Nutzen ziehen zu lassen. Seiner Auskunft verdanken daher auch wir manchen Wink, der uns für den weiteren Verlauf der Reise von Vorteil wurde.

* * *

Den landschaftlichen Charakter um Kairo kennen zu lernen, trabten wir auf zwei munteren Eseln wieder die Muski entlang und durch das Thor am Ostende derselben nach dem dicht davor gelegenen sogenannten Windmühlenhügel. Zwar ist dessen Höhe nur gering, aber eine wundervolle Landschaft breitete sich dort vor unseren Augen aus. Zu unseren Füßen gegen West und Südwest das von unzähligen Kuppeln und Minarets überragte, von vielen Gärten unterbrochene Häusermeer von Kairo, darüber hinaus das grüne Nilthal und, den Horizont begrenzend, die gelbleuchtenden Höhen der libyschen Sandwüste. Und, siehe da! dort im Südwest die drei Pyramiden von Gizeh, die sechstausend Jahre alten Grabdenkmäler des Cheops, des Chefren und des Mykerinus, scharfkantig und spitzig, als wären sie gestern vollendet, gegen den Himmel sich abzeichnend.

Der Eindruck, welchen man in diesem Augenblick empfängt, erzeugt eine Empfindung, nur derjenigen vergleichbar, wie der erste Anblick der Ruinen in der römischen Campagna bei der Einfahrt in die ewige Stadt, oder derjenige der Akropolis von Athen bei der Einfahrt in den Pyräus sie hervorruft. Und doch, wie jung sind diese Denkmäler gegen die Pyramiden! So jung wie ein dreißigjähriger Mann gegen einen siebzigjährigen Greis.

Digitized by Google



Die Citadelle von Kairo; Thor Bab el Azal; Mehemed-Ali-Moschee.

Gegen Nord blickt man auf die Vorstadt Abbassiye, auf das üppige Grün des hier beginnenden Nildeltas, die im Sonnenglanz schimmernden Stromarme und zahlreiche Ortschaften und Gärten; gegen Ost auf ein wüstes Gebirge gelbbrauner Felsen, das aus der arabischen Wüste gegen das Thal herantretende Mokattamgebirge. Gerade gegen Süden von unserem Standort erreicht der Bergzug seine größte Höhe und sendet dann gegen die Stadt noch einen niedrigeren kurzen Ausläufer vor, dessen Ende die Fortifikationen der Citadelle trägt. Die Krone der landschaftlichen Scenerie auf dieser Seite bilden die gegen das Blau des Himmels sich scharf absetzenden Linien der Kuppeln und Minarets der die Befestigungslinien überragenden Alabastermoschee Mehemed Alis.

Das Thal zwischen dem Mokattamgebirge und unserem Standort, dem Windmühlenberge, ist, wie dieser selbst, absolut vegetationslose Sandfläche. Die ägyptische Hauptstadt berührt sich eben hier ohne Vermittelung mit der arabischen Wüste. Dennoch ist dieses Thal nicht ohne Leben. Lastentragende Kamele in langer eingliedriger Reihe, bis zu fünf, ja sieben Tieren hintereinander bewegen sich mit ihren Treibern zwischen den am Gebirgsabhange sichtbaren Steinbrüchen und der Eisenbahn, welche das Thal nach seiner ganzen Länge durchläuft. Sogar

Digitized by Google

eine Ortschaft breitet sich im Thal vor uns aus, mehr als ein Kilometer lang, halb so breit, bis dicht an den Fuß des Windmühlenberges heranreichend, eine seltsame Ortschaft, nur aus kleinen Moscheen bestehend, mit zierlichen Kuppeln, eleganten Minarets, in künstlerisch vollendeten Formen aus dem graubraunen Material der benachbarten Steinbrüche in der graugelben Wüste erbaut. Blickt man genauer hin auf die einzelnen Bauwerke, so erkennt man, daß viele von ihnen in Trümmern liegen und zwischen den Ruinen sich ärmlich aussehendes arabisches Volk umhertreibt. Dies sind die unter dem Namen der Kalifengräber bekannten Grabmäler ägyptischer Sultane, deren reiche Dotierung früher einem zahlreichen Priester- und Dienstpersonal Unterkommen und Lebensunterhalt gewährte.

Seit Mehemed Ali und seine Nachfolger einen großen Teil der Kirchengüter eingezogen haben, fallen die Grabmoscheen in Trümmer und die Nachkommen ihrer Schechs in Armut, nur die Wohnstätten der Väter behauptend.

Wir verließen die Windmühlenhöhe und nahmen unseren Weg südwärts nach der Citadelle, uns immer auf der niederen Kette von Schutthügeln haltend, welche die Stadtmauer von Kairo auf dieser Seite in geringer Entfernung begleiten, häufig überhöhen und dann auch nahe Einblicke auf und in die der Stadtmauer benachbarten Häuser gestatten. Es ist eins der ärmsten Araberviertel, an welchem wir vorüberreiten, größtenteils nur aus ungebrannten Nilziegeln erbaut, vielfach mit eingestürzten Dächern und an Ärmlichkeit den Fellachendörfern des Delta wenig nachgebend. In größerer Entfernung von der Mauer, innenwärts, zeigen die Häuser ein solideres Aussehen. Auf den flachen Dächern hantieren Leute. Eigentümliche Aufsätze, ungefähr wie die Souffleurkasten unserer Theater, mit nach Norden gekehrter Öffnung dienen als Windfänge zur Kühlung des Gebäudeinneren. Auch die Stadtmauer zeigt starken Verfall, am besten unterhalten sind die Thore. Ärmliches, unsauberes, bettelndes Volk verkehrt durch dieselben, und wir sind erfreut, als wir in die Nachbarschaft der Citadelle und durch das Bab el Vezir (Vezirthor) die Stadtmauer passierend an den Fuß der Rampenstraße gelangen, mittelst deren man aus der Stadt nach der Citadelle hinaufsteigt.

Schon während des Hinaufreitens hat man eine prächtige Aussicht auf die Stadt, das Thal der Kalifengräber und darüber hinaus in das Delta. Denn die Citadelle flankiert die ganze Ostseite der Stadt, an welcher wir vorher entlang geritten waren, und deren Vorterrain. Von Saladdin, von welchem auch die Stadtmauern herrühren, im zwölften Jahrhundert erbaut, hat sie heute noch im wesentlichen die ursprüngliche Beschaffenheit und kann daher wohl das Auge fesseln durch ihre Steinbrustwehren und zinnengekrönten Türme, überhaupt durch ihr malerisches burgenhaftes Aussehen, einen eigentlichen fortifikatorischen Wert aber nicht in Anspruch nehmen. Immerhin ist sie durch ihre die Stadt überhöhende beherrschende Lage der Schlüssel derselben, solange der Gegner nicht über Artillerie verfügt. Ist aber dies der Fall, so muß ihr die Nähe des stark dominierenden Mokattamgebirges verhängnisvoll werden, woran auch das Vorhandensein des dorthin vorgeschobenen kleinen Forts nicht viel zu ändern vermag.

Gegenwärtig sind die Citadelle und die große Kaserne an der Nilbrücke, beides unstreitig die taktisch wichtigsten Punkte von Kairo, von den Engländern besetzt. Die Schildwache derselben am Bab el Gedid der Citadelle gestattet uns den Eintritt, und nachdem wir noch ein zweites Thor passierten, fällt unser Blick unmittelbar auf die demselben gegenüberliegende große Moschee (Gami) Mehemed Alis. Wir lernen bei deren Besuch die wesentlichen Teile aller Moscheen kennen. Zuerst betreten wir den unbedeckten Sahn el Gami oder Vorhof durch die neben dem nordöstlichen der beiden Mina-

Digitized by Google

rets gelegene Pforte, müssen aber vor dem Durchschreiten derselben große Pantoffeln über unsere Fußbekleidung ziehen, die uns dienstfertige Leute in der Erwartung eines Backhschisch am Eingange anlegen. Diese Procedur ersetzt das Ablegen der Schuhe, zu welchem das Betreten des Heiligtums den Gläubigen wie den Ungläubigen verpflichtet. Es handelt sich eben um Verhüten der Besudelung desselben

Aussicht auf Kairo von der Citadelle.

Digitized by Google

durch unreinen Straßenstaub, welcher den Sohlen anhaftet.

Den Vorhof umgeben drei Umfassungsmauern, an welchen ein nach innen offener überwölbter Säulengang entlang läuft. In der Mitte des genau quadratischen Hofes — Quadratseite ungefähr vierzig Meter — liegt die Hanefiye, das Brunnengebäude für die religiösen Waschungen, zu welchen die Gläubigen verpflichtet sind, bevor sie den Livân el Gami, das Innere der Moschee, betreten. Die Nordwestwand des letzteren bildet die vierte Seite des Vorhofes und enthält den Eingang. In dem mit Teppichen und Matten belegten gleichfalls quadratischen Inneren bemerken wir: in der (nach Mekka zu gelegenen) Südostwand die Kibla oder Gebetsnische, rechts daneben den Mambar, das ist die Kanzel; ferner den Kursi, das ist ein zum Niederlegen des aufgeschlagenen Koran, der von dem Chatib (Priester) in der Kibla verlesen wird, bestimmtes Pult; die Dikke, ein niedriges Gerüst, von welchem aus die Gehilfen des Chatib das Gelesene lauter wiederholen, und eine große Anzahl von der Decke herabhängender Kandil oder Lampen. Der Livân der 1824 bis 1857 erbauten Mehemed-Ali-Moschee ist ein durch seine großen Verhältnisse imponierender Kuppelbau. Die aus Alabaster hergestellten architektonischen Details sind zwar im einzelnen nicht tadellos, aber sie wirken im ganzen harmonisch, und das gedämpfte Licht, welches durch die farbigen Glasfenster unter der Hauptkuppel und zwischen den Pfeilern in den majestätischen Innenraum dringt, stimmt den Geist zu religiöser Sammlung und paßt vortrefflich zur Würde des Bauwerks. In gleichem Sinne wirkt die Belegung der Steinplatten des Fußbodens mit dicken kostbaren Teppichen von ungeheurer Größe und die peinliche Sauberkeit, welche überall im Raume herrscht.

Wir haben hier auch zum erstenmal Gelegenheit, den gläubigen Moslim im Gebet zu beobachten: der Kibla zugewendet, das heißt das Antlitz gen Mekka gekehrt, erhebt er die Arme zu Allah empor, beugt sich nieder, fällt auf die Knie, beugt sich tiefer, so daß die Stirn den Teppich berührt, erhebt sich wieder und wiederholt alle Bewegungen von neuem in öfterer Folge, und fromme Andacht spricht aus seinen Zügen.

Nach außen wirkt das Gebäude durch seine Kuppeln und seine auffallend schlanken Minarets als meilenweit sichtbare schöne landschaftliche Zierde. Im Livân befindet sich außer den vorangeführten Kultuszwecken dienenden Gegenständen das Grabmal Mehemed Alis.

Wir begeben uns nunmehr an den berühmten Aussichtspunkt an der Westecke außerhalb des Gebäudes.

Die Aussicht gleicht der beschriebenen von der Windmühlenhöhe. Zwar minder günstig als jene für den Blick ins Delta, umfaßt sie dagegen auch diejenigen Teile des oberen Nilthals und rechtsseitigen Thalhanges desselben, welche dem Beschauer vom Windmühlenhügel durch die Citadelle verdeckt bleiben.

Südwärts nahe der Citadelle erblickt man zunächst die Gebäudegruppe der Mameluckengräber und der Gräber von Imam Schafeï, sehr ähnlich den Kalifengräbern, weil Grabstätten ägyptischer Sultane und Machthaber, wie jene, jedoch im Verfall schon erheblich weiter vorgeschritten. Weiter östlich, am gelbbraunen Felsabhange des Mokattam, ein Derwischkloster und, zwischen den Mameluckengräbern und dem Gebirgsabhange hindurch führend, die Eisenbahn nach Bad Heluan.

Im Westen und Norden liegt das Häusermeer der Stadt mit seinen zahllosen Kuppeln und Minarets, umsäumt von der fruchtbaren Nilniederung. Während aber das in saftigem Grün prangende Kulturland auf dem jenseitigen (linken) Ufer des in der Abendsonne glitzernden Stromes sich in Meilenbreite bis an die Grenze der libyschen Wüste erstreckt, tritt diesseits das höher gelegene und darum vor der ganzen Südseite der Stadt trockene und wüste Gelände als Fortsetzung der arabischen Wüste bis nahe

Digitized by Google

an den Strom. Nur in schmalem Streifen erstreckt sich am Ufer des Nils entlang Masr el Atika oder die Vorstadt Alt-Kairo. Man erkennt unweit von deren Südende die noch heute bewohnte Gebäude umschließenden Mauern des römischen Kastells Babylon. Nach dessen Eroberung im Jahre 640 schlug Amr, des Kalifen Omar Feldherr, in der Nähe sein Zelt (Fostât) auf, erbaute an der Stelle, wo es gestanden, bald darauf eine Moschee und gründete die in den ersten Jahrhunderten Fostât genannte Landeshauptstadt. Sich allmählich nach Norden und Osten erweiternd, ward aus diesem kleinen Anfange im Laufe der Jahrhunderte Masr el Kahira, das heutige Kairo. Zum Unterschied heißt heute die kleine Ortschaft am Ufer des Nil, aus welcher es hervorging, Masr el Atika oder Alt-Kairo.

Über die Gebäude von Alt-Kairo heben aus den umgebenden Gärten schlanke Palmen ihre Kronen empor, man erkennt die Palmenwälder der Nilinseln und des linken Nilufers, und über ihnen, zehn Kilometer weiter, ragen wiederum die scharfen Spitzen der Pyramiden von Gizeh zum Himmel. Und wenn am Horizont das Auge weiter nach Süden schweift, immer der Silhouette der Hügelkette am Rande der libyschen Wüste folgend, so entdeckt es eine ganze Kette noch anderer kleinerer Pyramiden. Eine derselben erregt die Aufmerksamkeit durch stufenförmigen Aufbau (Stufenpyramide), eine andere durch veränderten Neigungswinkel der Seitenflächen (Knickpyramide). Die meisten aber haben regelmäßige Pyramidenform. Kurz, wir vermögen hier jene ehrwürdigen Baudenkmäler der ältesten uns bekannten menschlichen Kultur, das riesige mehr als zwanzig Kilometer lange Totenfeld der alten Hauptstadt Memphis, fast in ganzer Ausdehnung zu überschauen.

Indessen sinkt das Tagesgestirn tiefer und tiefer. Schon beginnt jenes eigenartige allabendlich wiederkehrende Farbenspiel. Das grelle gelbe Licht der mittleren Tagesstunden geht mehr ins Rötliche über. Ein warmer Orangeton legt sich über den Sand der Wüste, über den gelben Fels des Mokattam, über die Moscheen und Häuser der Hauptstadt und der Vorstädte. Noch schärfer als vorher kontrastiert gegen diese das dunkle Grün der Palmenwälder, das hellere der Felder in der Niederung. Das Gelb verschwindet immer mehr aus dem Tageslicht. Der Orangeton geht in Rosa über, welches blasser und blasser werdend einen Stich ins Violette erhält. Zuerst bewahrt darin noch das Rot die Herrschaft, allmählich mengt sich dieses mit dem Blau zu gleicher Stärke und überläßt ihm endlich immer mehr die Oberhand, je näher die Sonne zum Horizont sinkt. Nur das Grün der Niederung widersteht dem Farbenwechsel, alle übrigen Teile der Landschaft folgen der Wandlung, welche uns ganz besonders reizvoll erscheint in denjenigen Augenblicken, in welchen das Auge auf den Felsen des Mokattam und den je länger um so schärfer hervortretenden schönen Architekturlinien der Kalifen- und Mameluckengräber weilt. Nun hat die Sonne den Lauf vollendet. Bläulicher Nebel sinkt auf Stadt und Gefilde und nach wenigen Minuten birgt alles der Schleier der Nacht!

Welchen Augenblick soll da der Maler darstellen und wie vermag er ihn festzuhalten?

Unser Abstieg von der Citadelle erfolgte nach dem architektonisch schönen Thor Bab el Azal durch jene Gasse, in welcher Mehemed Ali am 1. März 1811 vierhundertachtzig Beys der Mameluken, die er friedlich in die Citadelle geladen hatte, sämtlich bis auf einen, der sich durch einen Sprung vom Felsen rettete, in verräterischer Weise niedermetzeln ließ.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Lottchens Erbschaft.

Novellette
von
Wilhelm Berger.



Denke dir das unerhörte Glück, das Lottchen Brandt gehabt hat," sagte die Rätin zu ihrem Manne, als er mittags heimkam. „Sie hat ein Vermögen geerbt."

„Wer ist Lottchen Brandt?" fragte der Rat.

„Die Näherin, die seit sechs Jahren einen Tag in jeder Woche bei mir arbeitet."

„Ach so, die! Ein zartes, schüchternes Wesen, nicht wahr?"

„Ganz richtig. Und nicht hübsch. Auch eben jung ist sie nicht mehr; ich schätze sie auf einige dreißig."

„Also die hat geerbt? Von wem denn?"

„Von ihrem Vater, der vor langen Jahren nach Amerika ausgewandert ist, mit dem Versprechen, seine Familie nachkommen zu lassen, sobald er dazu im stande sei. Er hat aber nichts wieder von sich hören lassen. Inzwischen sind Lottchens Mutter und jüngere Geschwister gestorben, und jetzt gelangt auf einmal durch die Behörde die Nachricht an sie, daß der alte Brandt in St. Louis bei einer Explosion umgekommen sei, und daß, in Ermangelung anderer direkter Erben, ihr seine ganze Hinterlassenschaft zufalle."

„Und da bildet sich die Person gleich ein, es handle sich um ein paar Tonnen Goldes? Sie wird sich wahrscheinlich schön betrügen."

„Aber nein!" fuhr die Rätin auf. „Lottchen hat gleich eine große Summe ausbezahlt erhalten und einer Bank zur Verwaltung übergeben. Und wenn alles realisiert sei, würden wohl reichlich hunderttausend Mark herauskommen, ist ihr gesagt worden."

„Potz tausend!" rief der Rat. „Das wäre allerdings ein Vermögen! War sie hier, um dir den Glücksfall anzuzeigen?"

„Sie ist noch hier. Heute ist ihr Tag."

„Willst du damit sagen, daß sie in diesem Augenblick hinten im Plättzimmer sitzt und näht? — wahrscheinlich für zwei Mark den Tag und die Kost?"

„Allerdings. Sie will nichts ändern,

Digitized by Google

bis sie sich über ihre künftige Lebensstellung klar geworden ist."

„Ungewöhnliche Vorsicht bei einer ihres Standes!" bemerkte der Rat. „Wes Geistes Kind ist sie überhaupt?"

„Ich habe mich zu wenig mit ihr beschäftigt, um dir diese Frage beantworten zu können. Ich kann nur sagen, daß ich sie für eine ordentliche, solide, nicht ungebildete Person halte."

„Für eine sechsjährige Bekanntschaft ist diese Auskunft ziemlich mager," spottete der Rat.

„Nun ja ... Aber du mußt bedenken, wie es uns Hausfrauen mit derartigen Leuten geht, die ihr Revier für sich haben. Wenn sie sich zur Arbeit einstellen, bespricht man das Notwendige mit ihnen, und dann überläßt man sie sich selbst — vorausgesetzt, daß sie nicht angetrieben zu werden brauchen. Und das ist bei Lottchen nicht der Fall."

„Du hast mich neugierig gemacht," sagte der Rat. „Ich möchte diese Näherin kennen lernen."

„Ich will sie dir rufen lassen."

„Das wäre nicht das Richtige. Ich will sie in ihrem Revier besuchen."

Der Rat begab sich in das Plättzimmer, wo Lottchen Brandt an dem einzigen Fenster saß, vor sich und um sich eine Menge von ausbesserungsbedürftigem Leinenzeug und schadhaft gewordenen Kleidungsstücken, von der Rätin vorsorglich aufgetürmt.

Sie erhob sich halb, mit leichtem Erröten.

„Ich wollte Ihnen doch auch meinen Glückwunsch sagen, mein Kind," sagte der Rat freundlich. „Möge Ihnen die unerwartete reiche Gabe zum Segen ausschlagen!"

Es war ein ratloser Ausdruck in Lottchens Zügen, als sie antwortete: „Das ist es eben, was mich beunruhigt, Herr Rat. Ich kann der Erbschaft nicht froh werden; ich fürchte mich, daran zu rühren. Hab ich's erst gethan, dann zieht mich's immer weiter — wohin, kann ich nicht wissen."

Der Rat bemerkte: „Es hat Millionäre gegeben, die in der gewohnten Dachstube ruhig verblieben sind."

Lottchen nickte. „Ich glaub's schon," sagte sie. „Aber nachmachen könnt ich's nicht, so viel ist mir schon klar geworden. Zuerst war ich so sicher, so entschlossen. Nichts wollt ich ändern in meiner Beschäftigung. Warum sollt ich auch? Ich habe mich nie aus meinem Stande herausgewünscht. Die Arbeit macht mir Freude; genügende Erholung finde ich am Sonntag. Was ich vielleicht mir gestatten könnte, das wäre, daß ich mich ein bißchen netter einrichtete — mir bequeme Möbel kaufte und mir eine helle, luftige Wohnung nähme mit einer hübschen Aussicht ins Freie. So meint ich."

Als sie stockte, fiel der Rat ein: „Und jetzt?"

„Ich schäme mich fast, es zu bekennen," kam es kleinlaut heraus. „Seit das Geld für mich auf der Bank liegt, werde ich von einem abscheulichen Kobold verfolgt, den ich nicht verjagen kann. Er zwingt mich, vor den Ladenfenstern stillzustehen, und lenkt meine Augen auf schöne Kleidungsstücke und Schmucksachen. Und dann glaub ich ihn zu hören: dies alles könntest du dir kaufen; andere thun's, die lange nicht so reich sind wie du und noch dazu nichts besser ... das ist ja auch wahr; aber ich bitte Sie, Herr Rat: würd es mich glücklicher machen?"

Der Rat zuckte die Achseln. „Die Menschen finden ihr Glück manchmal in den sonderbarsten Dingen," sagte er ausweichend. „Und was hat der Kobold sonst noch zu predigen?"

„Ach, Herr Rat, ich mag es Ihnen kaum erzählen ... Als ich heute morgen bei Ihnen die Hintertreppe hinaufstieg, ließ er sich vernehmen: das hättest du auch nicht nötig ... du bist doch eine rechte Närrin, daß du dich mit den Domestiken gleichstellst, du, die selbst welche halten könnte! Und vorhin, als ich mal einen Augenblick in die gestrige Zeitung sah, worin etwas eingewickelt war — dort liegt sie noch —, fiel mir die Reihe

Digitized by Google

der Theater und sonstiger Vergnügungsorte ins Auge, und der Versucher quälte mich wieder: Sieh, da amüsieren sich die Leute und genießen ihr Leben ... das könntest du auch haben, leichter wie tausend andere, die zu Hause dafür krumm liegen müssen. Und so wird es weiter gehen und weiter, ich seh es kommen, bis ich eines Tages den mir bekannten Boden verlasse und in eine Gegend gerate, worin ich wie verraten und verkauft bin."

Und Lottchen Brandt seufzte bei diesem Bekenntnis.

Der Rat hatte Mitleid mit der ängstlichen Seele. Freundlich sagte er: „Wenn Sie einmal über Ihren Kurs im unklaren sein sollten und keinen Freund besitzen, dem Sie mehr Lebenserfahrung und Wohlwollen zutrauen, dann wenden Sie sich an mich."

„O, Herr Rat, wie gütig Sie sind!" stammelte die Näherin.

Als der Rat in das Vorderzimmer zurückkehrte, sagte er zu seiner Frau: „Ich freue mich, meiner Neugier nachgegeben zu haben. Lottchen Brandt ist ein Charakter. Ich muß mich wundern, daß du noch nicht dahintergekommen bist."

* *
*

Vier Wochen später hatte Lottchen mit ihrem Kobold ein Kompromiß geschlossen.

In einer „standesgemäßen" Wohnung in Charlottenburg saß sie und konnte sich den Ausblick in den Schloßpark verschaffen, so oft sie wollte. Von Kopf bis zu Fuß hatte sie sich neu ausgerüstet. Ohne Extravaganz, mit mäßigen Zugeständnissen an die herrschende Mode. Ein Granatschmuck — Brosche, Halskette und Armbänder — lag in einem Kästchen vor ihrem Toilettenspiegel. Auch mit einer Magd hatte sie sich versehen; langsam lernte sie, zu befehlen und sich bedienen zu lassen. Einmal in der Woche besuchte sie ein Theater; sonst ging sie früh zur Ruhe, auf weichen Polstern und unter Eiderdaunen, weil die Müdigkeit sie überwältigte.

Sie langweilte sich; aber der Kobold schwieg.

Von ihren Kunden hatte Lottchen sich verabschiedet; nur zu Rats ging sie noch, einmal wöchentlich, wie bisher. Um nicht übermütig zu werden, sagte sie. Doch das war nicht zu befürchten.

Es genierte die Rätin zuerst, eine so wohlhabende Näherin weiter zu beschäftigen. Sie machte verschiedene Anläufe, Lottchen eine schicklichere Stellung im Hause zu geben, wie sie es nannte; Lottchen indessen bestand darauf, es sollte alles genau so bleiben, wie es gewesen sei. Der Rat sagte: „Laß ihr den Willen, sie kann sich nur auf ihre Weise an uns binden. Wünschest du etwas für sie zu thun, so leiste ihr zuweilen Gesellschaft und erforsche und leite ihre Gedanken."

Dies versuchte die Rätin denn auch, und es gelang ihr allmählich, ein vertrauliches Verhältnis zu dem Mädchen aus dem Volke herzustellen. Und nachdem dies eine Weile bestanden, wandte sich ganz naturgemäß das Gespräch auf die wichtigste Angelegenheit des weiblichen Geschlechts — auf die Liebe.

Die Rätin war der Meinung, daß die Töchter in den niederen Ständen von diesem Gegenstande weit mehr erführen, als ihnen zuträglich sei; sie erwartete auch bei Lottchen Ansichten zu begegnen, die ihr feines Gefühl verletzten. Doch hatte sie sich gröblich geirrt: diese dreißigjährige Näherin, die nach ihrer Vorstellung in einer Atmosphäre der Roheit groß geworden war, worin die Unschuld nicht bestehen könnte — sie erwies sich so keusch wie eine Waldblume.

Ob sie noch nie ein Verhältnis gehabt habe? forschte die Rätin.

Ach nein. Sie und ein Verhältnis! Niemals!

Aber eine Neigung doch gewiß schon?

„Eine Neigung?" wiederholte Lottchen sinnend. „Wenn ich zurückdenke, finde ich nichts, was ich so nennen möchte." Dann legte sie plötzlich ihre Arbeit in den Schoß, als ob ihr eine überraschende Erinnerung gekommen wäre. „Gilt auch

Digitized by Google

Bewunderung, gilt auch Verehrung als Neigung?" fragte sie.

„Unter beiden Vermummungen schleicht sich zuweilen die Liebe ein," erklärte die Rätin.

„Bewundert hab ich einen Jugendgespielen," gestand Lottchen. „So sehr, daß ich keinen Willen hatte gegen den seinen. Er konnte so wild mit mir umgehen, daß ich zitterte und bebte. Und gequält hat er mich oft bis zu Thränen bittern Wehs. Aber böse bin ich ihm nie gewesen; nur zu glücklich war ich, wenn er sich wieder mit mir beschäftigte. Da er so hübsch war und so stark und mutig, glaubte ich, er müßte dereinst ein großer Mann werden, wie sie in den Geschichtsbüchern vorkommen. Ob etwas aus ihm geworden ist — ich weiß es nicht. Mit fünfzehn Jahren sah ich ihn zuletzt, seitdem habe ich nichts von ihm gehört. Nur seinen Namen weiß ich noch: Robert Mau." Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: „Dann — etwa drei Jahre später — mietete ein junger Lehrer meiner Mutter ein Zimmer ab — Herr Emanuel Kluge. Und nachdem er etwas heimisch geworden war, trat er wohl abends bei uns ein und verplauderte ein Stündchen. Ich hörte ihm furchtbar gern zu, von meiner Ecke aus, wo ich still arbeitete. Nicht nur, weil er so hübsch erzählte und erklärte, viel besser wie die Zeitung, sondern, weil er so gut war und keinem Menschen Böses nachsagte. Bald, wenn ich mich nach dem Abendbrot zur Arbeit hinsetzte, und ich wußte, daß er zu Hause war, packte mich die Unruhe, ob er wohl kommen würde. Und ich horchte beständig nach seiner Thür hinüber, ob sie sich noch nicht öffnete. Blieb er bei seinen Büchern, dann war mir's wie ein verlorener Abend. Wie er aussah, weiß ich noch ganz genau. Erst neulich auf der Straße hatt ich einen freudigen Schrecken, als ich meinte, er käm mir in der Ferne entgegen. Bekümmert hat er sich nicht viel um mich, der Herr Kluge, und ich konnt es ihm auch nicht verdenken. Doch trat er zuweilen zu mir mit einem freundlichen Wort: ob meine Augen auch das feine Gestichel aushielten? ob ich auch über meinem Fleiß nicht vergäße, daß es außerhalb der lärmenden Stadt eine schöne, ruhige Gotteswelt gebe, woher man sich immer wieder einen frischen Lebensmut holen könne? und was dergleichen teilnehmende Fragen mehr waren. Und einmal — meine Mutter war gerade draußen — sagte er: ‚Sie wissen gar nicht, Fräulein Lottchen, was Sie mir wert sind mit Ihrer stillen, stetigen Thätigkeit, worin Sie Genüge finden. An Ihrem Anblick stärke ich mich, wenn mich zuweilen die Ungeduld erfassen will, daß es gar so langsam weiter geht auf dem Wege, den ich mir habe wählen müssen.' Ich hab ihn nie recht begriffen; aber ich bin sehr rot geworden über das Lob, das er mir doch jedenfalls spenden wollte. Und nachdem Herr Kluge etwa ein Jahr bei uns gewohnt hatte, wurden wir in der Miete gesteigert, und aus schierem Ärger gab meine Mutter, die ein etwas cholerisches Temperament hatte, die bequeme Wohnung auf, die wir mit Herrn Kluges Hilfe recht gut hätten halten können. Da war denn die Herrlichkeit zu Ende. Herr Kluge versprach zwar, er wolle einmal kommen und nach uns sehen, und mag es auch in der Minute wirklich so gemeint haben; aber er hat keine Zeit dazu gefunden."

Mit Anteil hatte die Rätin zugehört. Gewiß: zweimal, in verschiedenen Gestalten, hatte die Liebe Lottchens Herz gestreift. Aber dies sagte sie dem Mädchen nicht; nach einer Weile fragte sie weiter: „Und nach diesen beiden erschien keiner wieder, der Ihnen Interesse abgewann?"

„Keiner. Von dem Tode meiner Mutter an hatte ich mich der Männer nur noch zu erwehren. Sie sahen auf mich herab und ließen mich's merken."

„Haben Sie nie gewünscht, sich gut verheiraten zu können?"

Lottchen schüttelte den Kopf. „Ach nein, Frau Rätin," entgegnete sie. „Wozu?

Digitized by Google

Um mich fremdem Willen beugen zu müssen in jeder Minute meines Daseins? Um für leichte Arbeit schwere einzutauschen und Sorgen in den Kauf zu bekommen? Nicht anders würd es gewesen sein für mich mit einem, der mich vielleicht genommen hätte. Und danach spürt ich keine Sehnsucht."

„Aber jetzt?" forschte die Rätin weiter. „Jetzt ist's doch anders!"

„Anders wohl, aber ebenso schlimm. An Wert hab ich gewonnen, freilich; doch nicht an solchem, der die Guten anzieht. Und im übrigen bin ich geblieben, was ich war. Bildung kann ich mir nicht kaufen und Schönheit auch nicht."

„Das muß ich sagen: so gänzlich frei von Illusionen habe ich noch kein Mädchen kennen gelernt!" rief die Rätin verwundert aus.

Lottchen nahm die Arbeit wieder auf. „Illusionen? das sind ja wohl Dinge, die man sich als den Inbegriff alles Glücks vorspiegelt, nicht wahr?" sagte sie. „Ach nein, die haben mich nie ernstlich heimgesucht." Nach einer Weile setzte sie nachdenklich hinzu: „Wer weiß, was mir noch bevorsteht! Mein jetziges Leben bringt mir seltsame Träume."

* *
*

So verging fast ein halbes Jahr, ohne daß die Rätin irgend eine Veränderung an Lottchen wahrnahm, die nach wie vor regelmäßig kam, in einem Kleide aus der alten, dürftigen Zeit, und immer die Hintertreppe herauf.

Dann auf einmal blieb sie weg. Nachdem die Rätin sie zweimal vergeblich erwartet hatte, konnte sie sich einer gewissen Ängstlichkeit nicht erwehren. Und, was sie nicht wenig befremdete: sie entbehrte ihre alte Näherin. Es mußte wohl sein, daß ihr dieses wenig gebildete Mädchen, dem der plötzliche Glückswechsel die ruhige Gelassenheit der Seele nicht zu rauben vermocht hatte, unmerklich ans Herz gewachsen war.

„Fahr doch hinaus zu ihr!" sagte der Rat, als sie ihm ihre Unruhe klagte. „Die Adresse hast du ja."

Es war das Richtige. Gleich am Nachmittage begab sich die Rätin nach Charlottenburg.

Lottchen war zu Hause. Ihr Aussehen hatte sich verändert; etwas Mattes, Abgespanntes zeigte sich in ihren Zügen und ihre Augen blickten trübe.

„Sie sind krank, armes Kind!" rief die Rätin aus. „Daran habe ich nicht gedacht!"

„Ich bin nicht krank," versicherte Lottchen.

„Dann haben Ihnen Gemütsbewegungen zugesetzt. Das ist fast noch schlimmer."

Lottchen schwieg.

„Wollen Sie mich nicht als mütterliche Freundin betrachten?" sagte die Rätin sanft und umfaßte das leidende Mädchen. „Entlasten Sie sich von Ihrem Kummer, vielleicht kann ich helfen."

„Niemand kann mir helfen als ich selbst," kam es da in bitterer Wehklage aus der in Thränen Ausbrechenden. „Und ich finde die Kraft nicht."

Die Rätin zog die Weinende zum Sofa. „Was ist geschehen?"

Da beichtete Lottchen. Jener Nachbarssohn, den das heranwachsende Mädchen einst bewundert, zitternd bewundert hatte, war plötzlich wieder aufgetaucht. Im Theater wollte er sie erkannt haben; draußen redete er sie an mit Beteuerungen lebhaftester Freude über diese unverhoffte Begegnung. Nichts wollte er je wieder von ihr gehört haben; er erkundigte sich teilnehmend nach dem Befinden ihrer Mutter, nach ihrem eigenen Wohlergehen. Robert Mau log, Lottchen fühlte es. Aber noch ging der alte Zauber von ihm aus; sie hatte die Macht nicht, ihm zu erkennen zu geben, daß sie ihn durchschaut habe. Geschickt lockte er aus der Widerstrebenden heraus, was er bereits wußte, zufällig erfahren hatte, um dann einer überschwenglichen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß eine alte Freundin, die es verdiene wie keine andere, mit des Glückes Gaben überschüttet worden sei.

Digitized by Google

Und dann erzählte er, wie beiläufig, von sich. Er hatte schwere Zeiten durchgemacht — o. es sei keine Kleinigkeit, bei der großen Konkurrenz überall vorwärts zu kommen, noch dazu, wenn man keine Mittel habe als Tüchtigkeit und Fleiß! Jetzt aber, nach manchen vergeblichen Anläufen, sei er Herr geworden über das feindliche Geschick; unlängst habe er im Osten der Stadt einen Markbazar eröffnet, worin es den ganzen Tag nicht leer von Käufern werde. Diesen letzten Teil seiner Geschichte trug er in einem prahlerischen Tone vor, der den Stempel bewußter Übertreibung zeigte.

Lottchen erkannte mit Schrecken, was aus dem Knaben geworden war, von dem sie einst so große Dinge erwartet hatte: ein hohler Renommist, besten Falls ein leichtlebiger, sanguiner Geschäftsmann, der den Erfolg von der Gunst des Zufalls erwartete. Mit sicherem Instinkt empfand sie den sittlichen Defekt in dem Manne, der als „alter Freund“ sich mit selbstgefälliger Dreistigkeit zu ihr gesellte und sie auf ihrer Fahrt begleitete, als ob er ihr damit einen Dienst leiste. Und dennoch: Lottchen vermochte nicht, ihn zurückzuweisen; sie duldete ihn neben sich bis zur Thür ihres Hauses, unterwürfig, mit gelähmtem Willen, wie in alten Zeiten. Entrüstet über ihre Gefügigkeit, verglich sie sich mit einem wehrlosen Tierchen, das von einer Schlange in übernatürlichem Banne gehalten wird. Befreit atmete sie auf, als die schwere Thür sich zwischen ihr und Robert Mau geschlossen hatte. Nun glaubte sie sich in Sicherheit. Ausgehen wollte sie nicht wieder an Orte, wo sie ihm begegnen konnte; zu ihr, in ihre Wohnung würde er nicht zu dringen wagen.

Sie unterschätzte den dämonischen Einfluß, den die Persönlichkeit des Jugendgespielen auf ihr inneres Wesen ausübte. Wie stark dieser Einfluß war, sollte sie bald erfahren. Nach einigen Tagen lud Robert sie schriftlich auf den nächsten Abend zum Wintergarten ein: Rendezvousplatz und Zeit waren genau bestimmt. Der Ton des Briefchens war maßvoll freundschaftlich, keineswegs aufdringlich warm. Lottchen brauchte weder zu antworten noch hinzugehen. Das erstere that sie auch nicht; als aber der bestimmte Abend herankam, drängte es sie zum Hause hinaus. Erst auf dem Wege zum Stelldichein redete sie sich vor, daß sie nur gehorche, um Robert Mau alle Hoffnung zu nehmen. Denn was jener von ihr wollte, darüber war Lottchen keinen Augenblick im Zweifel. Doch bot sich ihr im Laufe des langen Abends keine Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen. Mau war zu klug, um sich zu übereilen; wahrscheinlich auch bemerkte er in dem Benehmen der Freundin trotz ihres Entgegenkommens noch deutliche Spuren von Mißtrauen, von Antipathie. Er begnügte sich damit, sie zu unterhalten. Und er unterhielt sie gut; Robert Mau war in dem großstädtischen Leben lange genug mit leeren und mit vollen Taschen umhergeschwommen, um mit einer Blütenlese aus seinen Erfahrungen ein Mädchen wie Lottchen Brandt amüsieren zu können.

Sie ließ sich umstricken, dichter und dichter. Die Einsame hatte einen Gesellschafter gefunden, der ihr die Zeit vertrieb. Sie genoß mit steigender Lust die Annehmlichkeiten dieses Umgangs und dachte nur in den Zwischenzeiten mit geheimem Grauen an die Frage, die ihr eines Tages gestellt werden würde.

Und gestern abend hatte Robert Mau gesprochen; er mußte wohl geglaubt haben, seines Opfers sicher zu sein. Von Liebe — er! Es war wie ein eingelerntes Stückchen gewesen, das der Dompfaff pfeift, damit die Herrin mit dem begehrten Zucker herausrückt. Nein, und tausendmal nein! schrie es in Lottchen. Doch solange Roberts Auge auf ihr ruhte, war sie unfähig, sich ihm offen zu widersetzen. Sie murmelte etwas von Bedenkzeit, und Robert war so gefällig gewesen, nicht zu drängen.

Lottchen hatte Zeit gewonnen. Aufwachend und ihr kleines friedliches Reich überschauend, schien es ihr leicht, zu

schreiben: ich will nicht heiraten, ich bin mit meinem gegenwärtigen Lose vollständig zufrieden. Leben Sie wohl, Herr Mau, und möge es Ihnen gut gehen! Dann, als das Papier vor ihr lag und die eingetauchte Feder in ihrer Hand ruhte, ward sie irre. Der Kobold ließ sich wieder vernehmen: Besinne dich, ehe du verwirfst, was dir geboten wird! Du kannst dir einen Mann kaufen. Er ist keiner der besten, das ist wahr. Aber solange er Geld in der Tasche hat, ist er liebenswürdig. Er liebt dich nicht, auch das ist wahr. Doch wird er dir dankbar sein. Und kannst du denn allein genießen, was dir zugefallen ist? Du hast es ja versucht. Gefällt dir wirklich das Leben, das du führst? Eine einsame alte Jungfer, wie du bald eine sein wirst — was kann sie denn haben von allen Herrlichkeiten der Welt? Wie anders eine Frau! Alle Thüren stehen ihr offen, an allem Menschlichen kann sie Anteil nehmen; sie wird für voll gerechnet in der Gesellschaft, ihr, und nur ihr, wird die Freiheit der Bewegung, der Genuß ohne Schranken zugestanden. Dies alles kannst du haben. Ob es sich dir jemals wiederbietet — wer weiß es?

So sprach der arge Kobold. Und der Absagebrief an Robert Mau war noch nicht geschrieben, als die Rätin eintraf.

Was war zu thun?

Es galt, ein Unglück zu verhüten. Diese Ehe, wenn sie zu stande kam, brachte Lottchen lebenslange Sklaverei.

Die Rätin überlegte. Endlich sagte sie: „Sie sind viel zu sehr nervös erregt, mein liebes Kind, um diese wichtige Sache gebührend überlegen zu können. Und hier in Ihrer Einsamkeit werden Sie die erforderliche Gemütsruhe auch nicht gewinnen. Fahren Sie mit mir, seien Sie bis auf weiteres unser Gast. Wir haben uns früher angeboten, Sie zu befreunden, jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, unser Wort einzulösen."

Für Lottchen bedeutete die Annahme dieses Vorschlages ein Hinausschieben der Entscheidung, ja noch mehr, ein Abwälzen der Verantwortlichkeit auf fremde Schultern, eine Deckung gegen den gefürchteten Inhaber des Markbazars. Nach kurzem Zögern nahm sie, nur zu gern, die Einladung der Rätin an.

* * *

Der Rat zog Erkundigungen nach Robert Mau ein. Es war, wie er vermutet hatte: Mau, der kein Geschäft mit Ernst betrieb, hatte schon mehrmals wirtschaftlich Schiffbruch erlitten, und auch dem Markbazar wurde ein baldiges Ende prophezeit. Persönlich sei er — so hieß es — ein lockerer Zeisig, eine Stammtischberühmtheit, der eine Menge wertloser Bekanntschaften besitze, ähnliches Gelichter wie er, von denen meist nicht bekannt sei, wovon sie lebten.

„Lottchen muß ihm abschreiben, kurz und bündig," entschied der Rat, und die Rätin sekundierte.

Lottchen aber weigerte sich. „Ich kann nicht an ihn schreiben, die Feder versagt mir. Und warum auch? Er wird nicht wiederkommen."

Der Rat schüttelte den Kopf.

Hernach sagte er zu seiner Frau unter vier Augen: „Sie vermag nicht, sich von diesem Mitgiftspekulanten loszureißen, obgleich sie wahrscheinlich Schlimmeres noch von ihm vermutet, als wir wissen. Ich kenne nur ein einziges Gegenmittel gegen einen Gauner: das ist ein ehrlicher Mann. Einen solchen müssen wir Lottchen darbieten."

Die Rätin machte große Augen. „Das sagst du in einem Tone, als ob wir ein Lager von heiratslustigen Ehrenmännern hielten!" rief sie aus.

Verschmitzt lächelnd erwiderte der Rat: „Nun, nun, einer genügt. Mir dämmert da etwas auf — eine Möglichkeit ... Sag einmal, jener junge Lehrer, von dem Lottchen dir erzählt hat, wie hieß er doch mit Vornamen?"

„Emanuel. — Was soll das?"

Der Rat rieb sich die Hände. „Nichts, es fiel mir nur gerade ein."

Digitized by Google

Einige Tage später, am Morgen, als er sich bereits verabschiedet hatte, kam er, schon in Hut und Überrock, nochmals eilig ins Wohnzimmer zurück. „Fast hätte ich's vergessen, Anna, ich bringe einen Bekannten mit zu Tisch. Ohne Umstände, hörst du?"

Damit war er schon wieder verschwunden.

Lottchen sagte ängstlich: „Ein fremder Herr! Dann erlauben Sie mir wohl, daß ich allein esse?"

„Warum nicht gar?" versetzte heiter die Rätin. „Sie gehören jetzt zu uns. Keine Rückfälle in alte Zeiten, das bitte ich mir aus."

„Wer wird es sein?" fragte Lottchen zaghaft.

„Irgend ein Kollege meines Mannes, ein älterer Herr wie er. Wir brauchen keine große Toilette zu machen!"

Die Rätin vermutete allerdings eine Überraschung; darauf aber war sie doch nicht gefaßt, daß ihr Gatte ihr mittags den Gast als den Schulvorsteher, Herrn Kluge, vorstellte! Und dann fuhr der Diplomat mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt fort, auf Lottchen deutend: „Und dies ist die Bekannte aus alten Zeiten, von der ich Ihnen gesagt habe — Fräulein Brandt."

„Wahrhaftig — Sie sind es — Fräulein Lottchen!" sagte Kluge erfreut und bot der Bestürzten die Hand. „O, ich habe Sie nicht vergessen; es war eine gar zu glückliche Zeit, die ich als Mietsmann Ihrer Mutter verlebte ... damit schloß meine Jugend ab. Gleich nach unserer Trennung wurde ich in die Provinz versetzt. Und da ich es von jeher ernst mit meinem Berufe genommen habe, gab's viel Arbeit für mich, immer mehr Arbeit. Ich mußte wirken und schaffen und hab es mit Lust und Eifer gethan. Vor etwa einem Jahre wurde ich hierher berufen, und als ich mit meinen beiden kleinen Mädchen — ich bin seit mehreren Jahren Witwer — mich erst eingerichtet hatte, forschte ich nach Ihnen; es gelang mir aber nicht, eine Spur von Ihnen aufzufinden; nur daß Ihre Mutter gestorben sei, erfuhr ich."

Lottchen wußte nicht wie ihr geschah. Emanuel Kluge — ihm begegnete sie wieder — in so ganz anderem Kreise, in so ganz anderen Verhältnissen! Das Merkwürdigste aber war, daß er ihr im Wesen genau der alte schien, nach fünf Minuten schon!

Zuerst war Lottchen etwas befangen, doch blieb sie es nicht lange. Kluge hatte eine wunderbare Art, der Schüchternen Selbstvertrauen zu geben; schon sein Auge ermunterte, seine Fragen machten beredt. Bald plauderte Lottchen so fröhlich, wie ihr ums Herz war. Aber ganz offen war sie doch nicht; sie scheute sich, von der Erbschaft zu erzählen, die sie gethan, weil es ihr wenig verdienstlich deuchte, zu verzehren, was man nicht erworben hat. Sie gestand nur, daß sie ihr altes Gewerbe aufgegeben habe und unabhängig sei. Und die Rätin ergänzte, Fräulein Brandt sei durch lange treue Thätigkeit zur Freundin des Hauses geworden und verweile gegenwärtig darin als lieber Besuch.

Für Kluge genügte diese Auskunft; sie paßte vortrefflich zu dem Bilde, das er von Lottchen behalten hatte und das ihm, seit er mit seinen mutterlosen Kindern in Berlin weilte, häufig vorschwebte. Als er ging, versprach er, bald wiederzukommen; man müsse alle Verbindungen pflegen, an denen man Freude habe, sagte er mit einem Blick auf Lottchen, der sie erröten machte.

Nach drei Wochen hatte Robert Mau noch immer nichts von sich hören lassen. Als die versprochene briefliche Antwort auf seine Werbung ausblieb, hatte er sich unverdrossen nach Charlottenburg begeben, um persönlich nachzuhelfen. Dort hörte er von der Magd, wo Lottchen sich befand. Es schien ihm bedenklich, sie zu drängen, solange sie Schutz genoß. Nach acht Tagen stellte er sich wieder ein und nach weiteren acht Tagen nochmals; immer dieselbe Auskunft, das Fräulein sei noch nicht zurückgekehrt. Nun aber

Digitized by Google

begann ihm das Feuer auf den Nägeln zu brennen; sobald er seines Einflusses auf Lottchen gewahr geworden, hatte er mit ihrem Vermögen zu rechnen angefangen und seiner Großmannssucht die Zügel schießen lassen. Die Folgen suchten ihn heim: er sollte zahlen, zahlen und wieder zahlen und konnte nicht. Freunde, die ihm hätten helfen können, besaß er nicht; seine einzige Hoffnung stand auf Lottchen.

Da mußte er denn schon sein Heil bei ihr nochmals versuchen. Doch hütete er sich wohl, den geraden Weg einzuschlagen, vielmehr legte er sich auf die Lauer, um seinen Rettungsengel allein abzufangen. In einer kleinen Schenke gegenüber der Wohnung des Rats saß er stundenlang auf Posten, fiebernd vor Ungeduld. Und als er endlich eines Abends Lottchen auf die Straße treten sah, befand sich eine ältere Dame bei ihr. Fluchend folgte er von weitem, zum Äußersten entschlossen. Die Damen bestiegen einen Pferdebahnwagen, er sprang hinter ihnen auf den Perron.

Bis zum Spittelmarkt ging die Fahrt. Rasch abspringend, verbarg Mau sich hinter einem haltenden Omnibus. Die Rätin stieg zuerst aus, sah ihren Mann, den sie hier treffen sollte, in einiger Entfernung auf dem Trottoir promenieren und eilte zu ihm, ohne sich um Lottchen, die ihr folgte, weiter zu kümmern.

Die Gelegenheit benutzte Mau, um sich an sie zu machen.

„Erschrecken Sie nicht, Lottchen, ich bin es,“ flüsterte er mit heiserer Stimme. „Ich bin ein verlorener Mensch, wenn Sie nicht Erbarmen mit mir haben.“

Das entsetzte Mädchen hörte ihn kaum. Sie hatte Kluge entdeckt, der in diesem Augenblick an der verabredeten Stelle anlangte. Zu ihm flüchtete sie, keines Wortes mächtig, und klammerte sich an ihn, Schutz suchend.

Kluge glaubte, er habe nur die Frechheit eines beliebigen Unverschämten zurückzuweisen. „Gehen Sie Ihrer Wege, mein Herr,“ sagte er drohend, „wenn Sie nicht verhaftet zu werden wünschen!“

Und wiederum Mau meinte, nur ein Fremder habe sich Lottchens angenommen. „Bekümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten,“ gab er schroff zurück. „Ich habe mit dieser Dame zu reden.“

Kluge blickte seinem zitternden Schützling in das Gesicht, eine Ahnung der Wahrheit dämmerte ihm auf.

„Ist es möglich?“ fragte er traurig.

„Nein, nein,“ stieß Lottchen heftig, fast weinend hervor. „Ich will ja nichts von ihm wissen. Er ist mein böser Dämon und ich ein schwaches, alleinstehendes, hilfloses Geschöpf.“

Kluge neigte sich zu ihr nieder: „Nicht so, Lottchen. Darf ich für Sie eintreten von jetzt an, lebenslang?“

Statt jeder Antwort schmiegte Lottchen sich fest an ihn.

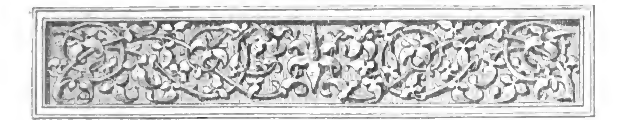
Unter den Augen Robert Maus war geschehen, was für ihn Ruin bedeutete. „Verflucht!“ rief er aus. Und sich an Kluge wendend, fügte er höhnisch hinzu: „Möchten Sie an dem erschlichenen Gelde ersticken!“ Dann drängte er sich durch die Menge, die jetzt von allen Seiten heranflutete, und verschwand.

Aus dem beabsichtigten Theaterbesuch wurde nichts. Die kleine Gesellschaft suchte ein Restaurant auf und sonderte sich von den übrigen Gästen ab. Was war nicht alles zu erzählen, zu erklären!

Als sie miteinander heimgingen, Kluge und Lottchen hinter dem schmunzelnd hinwandelnden Ehestifter und seiner Frau, sagte Lottchen zu ihrem Bräutigam: „Jetzt zum erstenmal freue ich mich über meine Erbschaft, da du mich lehren wirst, sie recht zu besitzen!“



Digitized by Google



Ottilie v. Goethe und ihre Söhne.

Aus den Erinnerungen einer Zeitgenossin.

Von

Lily v. Kretschman.



Ottilie Goethe! Es gab eine Zeit, wo dieser Name denselben guten Klang hatte wie der einer Rahel, nicht nur, weil es der Name „Goethe" war, sondern weil die Frau, die ihn trug, zu den liebenswürdigsten, klügsten ihrer Zeit gehörte und es als ein besonderes Glück angesehen wurde, in ihren einfachen Dachstuben ein häufiger Gast zu sein. Aber nach und nach fingen ihre Freunde an, sich von ihr abzuwenden; sie verließ Weimar, schien jedoch ihr besseres Selbst dort gelassen zu haben; der Klatsch, der sich am liebsten und eifrigsten des Schicksals einer Frau bemächtigt, folgte ihr und ging ihr voraus. Man sprach eine Zeit lang, namentlich nach dem Tode ihres Gatten, mit spöttischem Achselzucken von Goethes Schwiegertochter, dann, als sie alt und ihre Geschichte langweilig geworden war, vergaß man sie. Wer heute noch zufällig ihren Namen liest, erinnert sich wohl nur noch dunkel, daß sie nicht zu den sogenannten guten Frauen gehörte, von denen nicht gesprochen wird; daß sie aber einst eine gute, edel angelegte Frau war, wissen nicht viele mehr.

Im Juni vorigen Jahres starb auf dem Lande in Ostpreußen Freifrau v. Gustedt, geborene v. Pappenheim, meine Großmutter, die letzte aus Ottilies innigstem Freundeskreise, eine der letzten wohl auch, die das Glück gehabt, Goethe selbst näher gekannt zu haben. Aus ihren hinterlassenen Aufzeichnungen, sowie Briefen von ihr und an sie treten uns die Bilder Ottilies und die ihrer Kinder besonders klar entgegen; besaß doch die Verstorbene in hohem Grade die seltene Gabe, den inneren Wert der Menschen zu erfassen, eine Gabe, die nur da vorhanden ist, wo das Fühlen dem Denken die Wagschale hält, wo nicht nur der Verstand urteilt, sondern das Herz mitspricht. Auch mündlich erzählte sie viel von ihren Freunden und ich hörte zu, wie wohl sonst die Enkel den Märchen der Großmutter lauschen. Sehr früh schon gab sie mir ihre Schriften, soweit ihr Inhalt mich interessieren konnte, und es war mir dadurch möglich, sie nach dem mir Unverständlichen zu fragen.

„Es ist mir lieb, dir zu antworten," schrieb sie mir, „denn mein Erlebtes ist mir so gegenwärtig, daß ich immer denke, jeder Mensch weiß ja das."

Im Jahre 1825 kam Jenny v. Pappenheim zu ihren Eltern nach Weimar zurück. Ihre erste Jugend hatte sie schon dort zugebracht und war von ihrem dritten Jahre an die Spielgefährtin der Kinder des damaligen Erbgroßherzogs gewesen. Daraus hatte sich eine Freundschaft fürs Leben entwickelt. Mit Prinzeß Augusta, der späteren deutschen Kaiserin, stand sie bis zu ihrem Tode in eifrigem Briefwechsel. Jetzt betrat sie wieder, als erwachsenes Mädchen, aus einer Straß-

burger Pension kommend, mit Schauern der Ehrfurcht, wie sie sagt, den klassischen Boden Ilm-Athens; sollte sie doch auch zu den wenigen gehören, welche in den intimen Kreis des Goetheschen Hauses Eingang fanden. Ihr Stiefvater, der Minister v. Gersdorff, wurde von dem greisen Dichter ganz besonders verehrt, und ihrer schönen Mutter huldigte alles. Dazu kam, daß ihr eigenes reizendes Gesicht, ihr für alles Schöne und Gute gleich empfänglicher Geist die Herzen gewann, nicht zum mindesten das Goethes, der gern „schöne Kinder" um sich sah. Besonders innig gestaltete sich jedoch ihr Verhältnis zum Goetheschen Hause erst, als Alma, das jüngste Kind Augusts und Ottilies, geboren wurde. Täglich stieg das junge Mädchen nun zu den Dachstuben des Goethehauses hinauf, um das liebliche Kind zu liebkosen und umherzutragen. Die alte Kinderfrau führte ein bequemes Leben dabei und erklärte Ottilie oft auf deren Fragen nach der Kleinen: „Fräulein v. Pappenheim ist bei ihr, da hat's keine Not." Einmal trat ein junger Engländer, den Goethe zu seiner Schwiegertochter geschickt hatte, unangemeldet ein, als das schöne Mädchen mit Alma spielte; er gebärdete sich wie ein Verrückter, und als Ottilie ihrem Schwiegervater entsetzt den Vorfall berichtete, meinte er lächelnd: „Wer so schöne Freundinnen hat, muß für Schleier sorgen!"

Nach und nach entwickelte sich aus der Liebe zum Kinde die Freundschaft zur Mutter, die trotz des Altersunterschiedes eine sehr herzliche wurde. Nirgend ist Ottilie besser geschildert als in der Charakteristik, die meine Großmutter von ihr entworfen hat. Verschiedene solcher Charakterbilder unter dem Titel „Portraits d'après la nature" entstanden im Jahre 1837 neben einigen, ebenfalls französisch geschriebenen Fabeln und Erzählungen, die im Sommer, wenn der großherzogliche Hof in Wilhelmsthal war, dort vorgelesen wurden. Das erste der „portraits" bezeichnet in wenigen, meisterhaften Strichen die schöne Gräfin Vaudreuil, Gattin des französischen Gesandten, das zweite den langjährigen treuen Freund meiner Großmutter, Professor der Philosophie Scheidler, das dritte endlich handelt von Ottilie v. Goethe. Mit Ausnahme einiger Auslassungen, die zu persönlich gehalten sind, hat es folgenden Wortlaut:

* * *

„— — Die Gewohnheit war es, die mich heute den Weg zu meiner Freundin finden ließ. Ich traf sie in ihren hübschen Mansardenstuben, umgeben von Büchern und Papieren, vor einem kleinen offenen Bücherschrank; ihre Augen glänzten, ihre Wangen brannten, ihre braunen Locken schienen schon zwanzigmal zurückgeschüttelt zu sein; ihre kleine weiße Hand hielt ein Buch, und schon ihre Begrüßung zog mich in die lebhafteste Unterhaltung.

‚Mr. N.,'* sagte sie, ‚frug mich nach einer Charakteristik seines Geschlechts, ich gab ihm das Rezept, nach welchem Gott die Männerseele geschaffen: eine starke Dosis Egoismus, dreimal so viel Eitelkeit, ein gut Teil Berechnung, das sie Vernunft nennen, das alles gewürzt durch eine Portion Geist, und das Ragout ist fertig.'

In dem Ausdruck, mit dem Ottilie ihr Epigramm aussprach, lag Wahrheit genug, um den verächtlichen Zug, der ihren Mund umspielte, anziehend zu machen, und genug Koketterie, um ihm den Stachel des Beleidigenden zu nehmen, aber auch genug Triumph, genug von jenem „je ne sais quoi" der Frau, welche den Sklaven neben der Gebieterin erraten läßt.

Mr. N. lehnte sich an den Bücherschrank, ich hatte mich in einen Lehnstuhl geworfen, dessen Rücken in kunstvoller Stickerei das Wappen Englands zeigte, Ottilie stand in der Vertiefung des Fensters, das durch die schrägen Wände gebildet wurde. Die Unterhaltung drehte sich um Irland und die Irländer, ein Thema, das sie ganz beherrschte; sie in

* Mr. Nösl, der sich viel mit Schädellehre beschäftigte, auch ein Buch darüber schrieb.

Digitized by Google

dieser Festung anzugreifen, hieß alle Waffen ihres Geistes auf sich richten.

‚Nicht wahr, du würdest bei einem Feuerwerk nicht versuchen, eine Ferse in deinen Strumpf zu stricken?‘ sagte ich ihr. ‚Und so kann ich mir an der Seite eines Irländers kein häusliches Glück vorstellen.‘

‚Ich liebe dieses Feuerwerk,‘ entgegnete sie heftig, ‚ich würde ohne Strümpfe gehen und leicht diese prosaischen Kerzen entbehren, die man vernünftige Leute nennt; sie haben kein Herz und nennen diese Leere Vernunft — starke Liebe, starker Haß, ernster Kampf und keine Berechnung, das ist es, was ich liebe. Der Irländer allein hat Herz, Feuer, Mut —‘

‚Auch Narrheit und Unbeständigkeit,‘ unterbrach sie Mr. N. Nach diesem unerwarteten Einwurf trat sie vor, war mit einem Schritt auf der Fußbank, mit dem nächsten auf dem Stuhl und warf, wie ein verzogenes Kind, ein Buch nach dem anderen auf die Locken ihres Gegners. Und doch war nichts Rohes in dieser Kinderei; ich, das junge Mädchen, lächelte wie eine Großmama zu den Schülerstreichen dieser Frau und Mutter, die von Zeit zu Zeit zwanzig Jahre ihres Lebens vergaß. Alles war an ihr natürlich und ungeziert, aber ihrer Seele, ihrem Geist, ihrem Herzen fehlten die Zügel; wie schwer hat sie diesen Mangel büßen müssen!

Mr. N. blickte suchend nach einem nicht auffindbaren Gegenstande umher.

‚Sie suchen eine Uhr,‘ rief Ottilie, ‚ich besitze keine, ich bin dafür zu sehr Irländerin.‘ Erstaunt erwartete er eine Erklärung dieser weder in Roman noch Geschichte jemals erwähnten Nationaleigentümlichkeit. ‚Das heißt, ich habe eine zu hohe Meinung von Gastfreundschaft; es giebt nichts Gröberes als solch eine Uhr, die den Besucher in jeder Viertelstunde an die verflossene Zeit erinnert; schlimm genug für die, welche sich an diese Greisin binden, bei mir findet sie keinen Platz, um ihre Sense anzulehnen.‘

‚Und dadurch,‘ antwortete er, ‚werden wir unpünktlich, denn die Langeweile vertreibt uns bei Ihnen nie.‘

‚O, warten Sie nur, habe ich erst Salons, Lakaien und schöne seidene Kleider, so werde ich schrecklich langweilig sein. Ich war es schon weniger, als ich aus Sparsamkeit noch Talglichter brannte, denn sobald ich sie putzen mußte, sah ich meine Gäste an, sagte schnell etwas Lustiges, und während sie lachten, putzte ich sie geschwind inkognito. Jetzt bin ich liebenswürdig zwischen meinen schiefen Wänden, weil ich dadurch meine hohen Besucher die Dachstuben vergessen lassen muß; wenn ich nichts dergleichen mehr haben werde, nehme ich die Mienen einer großen Dame an und die Langeweile in meiner Nähe wird grenzenlos sein.‘

Mr. N. nahm seinen Hut, sie sagte ihm freundlich Lebewohl, tauschte einen Händedruck wie von zehnjähriger Bekanntschaft mit ihm und kam mit umwölkter Stirn zu mir zurück.

‚Er ist doch sehr schön,‘ sagte sie, ‚der Vater hat mir eine angenehme Bekanntschaft ausgesucht. Man sagt, er habe ein Herzogtum zu erwarten, jedenfalls paßt er gut in mein Herzogtum.‘

‚Also wieder und immer wieder!‘ rief ich traurig aus.

‚O du neugierige kleine Katze! Spielst du die erfahrene Frau und ich das kleine Pensionsmädchen?‘

Währenddessen hatte die Phantasie mit zauberhafter Schnelle andere Bilder in dem Kopfe dieser seltsamen Frau aufgezogen. Einem Gedanken schien sie nachzusinnen, dessen Schatten schon ihre Züge bedeckte.

‚Kein Brief von H. und doch bin ich jetzt frei.‘

‚Er hat keinen Pfennig, Ottilie, du weißt es recht gut!‘

‚Was soll mir das Geld! Er wollte Missionar werden, ich stimme dem bei, es ist ein edler Beruf. Kannst du dir deine Freundin in der Mitte der Wilden vorstellen, sie selbst als seine ergebenste Schülerin? Auch eine Schule wollte er gründen, ich würde die Wirtschaft führen —‘

‚Aber, liebes Herz, du verstehst ja nichts davon.‘

‚Die Liebe wird es mich lehren! Nur

Digitized by Google

eins beunruhigt mich: ich kann D.* nicht vergessen; ich schrieb davon an H. —'

,Und erzählst es N. morgen.'

Sie lachte; aber ich hatte recht, denn nichts war von Dauer in diesem Kopfe, in dem die Phantasie Alleinherrscherin war. Da warf sie zwanzig verschiedene Männerbilder, tausend Lebenspläne, Gedanken, momentane Empfindungen durcheinander, bis die Bilder zerbrachen und die Gedanken ausarteten — dann saß sie vor den Trümmern und weinte. Doch, wie bei kindlichen Schmerzen, tröstete sie die Blume, die ein Fremder ihr reichte; sie lächelte, sie berauschte sich an ihrem Duft und warf sie schließlich in die allgemeine Unordnung zu Bildern und Gedanken. Und doch waren edle unter ihnen, Gedanken von Pflicht, Barmherzigkeit und Hingebung, aber kein einziger entsprang einem Grundsatz: der Ursprung war Liebe, das Ziel war Liebe, das Leben Liebe, trotzdem diese Frau nicht mehr jung und nicht schön war. Die Strahlen der Schönheit, mit denen ihr Geist sie oft zu verklären schien, warfen sie nur noch tiefer in Gram und Reue, denn oft entzündete sich die Leidenschaft an diesem Glanz, um, wenn er erlosch, ebenso schnell zu vergehen; sah sie die Flamme matter und matter brennen, fühlte sie, daß ihr Atem sie nicht mehr anzufachen vermochte, so weihte sie die Stunden der Nacht ihrem wilden Schmerz, und dennoch entsagte sie nicht diesem Phantom der Liebe, sie begehrte in der ganzen Welt nichts als sie; inmitten brennender Thränen rief sie aus: ,Immer nur Leidenschaft, niemals Liebe!' Aber schon im nächsten Augenblick klammerte sie sich an die Leidenschaft, die ihr in der Maske der Liebe nahte — und dann dasselbe Trauerspiel: Glück, Seligkeit, Verlust und — Reue!

Trotzdem fehlte es ihr nicht an Freundinnen. Sie hatte alte und junge, fromme und kluge, Weltfrauen und junge Mädchen mit derselben Einbildungskraft wie die ihre, Freundinnen mit gebrochenen Herzen und Priesterinnen der Vernunft — sie alle waren ihr ergeben, denn sie war von Herzen liebenswürdig, liebenswürdig selbst in ihrer Thorheit. Ja, sie hatte Freundinnen, doch diese hatten sie nicht!

,Glaubst du, daß er kommt?' fuhr sie fort. ,Da stehe ich nun den ganzen Tag am Fenster und warte auf den Briefboten und denke dazwischen an D.'

,Du bist zu müßig, Ottilie!'

,Was soll ich thun? D. gab mir zu thun: den Tasso mußte ich übersetzen und drucken lassen, dann nahm ich drei Monate lang Zeichenunterricht, weil er sich die Kopie eines Bildes wünschte und ich hatte noch nie einen Bleistift berührt! Übrigens — doch du wirst lachen — nachdem N. mich gestern abend verlassen hatte, kam mir ein Gedanke, den ich diesen Morgen aufschrieb; ich will ihn dir lesen. Du sagst, ich sei müßig, und weißt doch, daß ich sechs Stunden des Tages dem Vater widme; oft kann ich nicht mehr und glaube ohnmächtig zu werden vor Schwäche; doch der Gedanke, daß ich ihm nützlich, ihm notwendig bin, daß ich seine alten Tage verschönen und in der Welt zu irgend etwas gut sein kann, dieser Gedanke giebt mir meine Kräfte wieder. Neulich haben wir im Plutarch gelesen, dann las er mir aus dem zweiten Teil des Faust; es war schön und groß, als ich aber nach elf Uhr mein Zimmer betrat, fiel ich meiner ganzen Länge nach zu Boden.'

Ich erhob mich, um sie zu küssen; ich liebte in diesem armen Kinde der Phantasie dieses Gefühl, diese Pflicht, die ihrer Hingebung entsprang, dieser stillen, gewissenhaften, rührenden Hingebung, mit all ihren kleinen, stündlichen Opfern, ihren verborgenen Anstrengungen bis zur Entkräftung, deren nur eine Frau fähig ist. Inzwischen hatte sie auf allen Tischen nach ihrer Schrift gesucht, doch vergebens; ich kam ihr zu Hilfe und entdeckte endlich unter Büchern, Briefen, Stickereien und Noten ein mit einer großen steilen Schrift bedecktes Papier. Ich begann zu lesen;

* Mr. Des Voeux, ein Irländer von Geburt, übersetzte mit Ottilie Goethes Tasso.

Digitized by Google

welch buntes Durcheinander: Kleider und Schärpen, Blumen und Bücher, die sie sich zum Geburtstag wünschte, verschiedene Adressen, quer darüber einige Verse



Freifrau v. Gustedt, geb. Jenny v. Pappenheim. Nach einer Handzeichnung von Preller.

ihrer Tassoübersetzung, den Titel einer neuen Geschichte Englands und endlich in der Mitte fand ich etwas, das eine Fortsetzung zu haben schien. ‚Gieb her, das ist's,' sagte sie und begann:

‚In einem dunklen Tempel verbreitete eine einsame Ampel ihr trauriges Licht; lange schon hatte sie gebrannt und niemand gab sich die Mühe, sie mit Lebensspeise zu versorgen, trotzdem leuchtete sie noch, denn der Tempel lag am Wege der frommen Pilger, und sobald die Flamme nahe am Erlöschen war, warf eine barmherzige Hand ihr etwas hin, das Leben

Digitized by Google

zu fristen. Es war nicht immer geweihtes Öl, das ihr gebührte; die Pilger gaben was sie hatten: eine Blume, ein Lorbeerblatt, einen Dornenzweig; der eine gab ihr einen Tropfen Blut, der andere seine Thränen, und die Lampe brennt heute noch!“

‚Du bist es,‘ sagte ich, ‚diese Flamme ist deine Seele, doch der neue Pilger, Ottilie, bringt dir nur einen Dornenzweig.‘

‚Sei es darum, auch dieser giebt mir Leben.‘ — —

Goethe hatte während dieses Abends den Besuch eines Freundes, Ottilie war frei, ich blieb bei ihr; um sieben Uhr kam Mr. N. und verschiedene andere junge Engländer, später der Thee auf rundem Tische, den zwei Lichter erhellten. Die Unterhaltung wurde lebhaft, wie immer, sie drehte sich um Armut und Reichtum, und Ottilies Verachtung dieser ‚kleinen Stückchen von schmutzigem Metall‘ trat offen zu Tage. ‚Doch wie vereint sich deine Verachtung mit den Ansprüchen einer eleganten Frau?‘ frug ich lächelnd.

‚Ah, du triffst wieder meine schwächste Seite! Stellen Sie sich vor, meine Herren, sie mokiert sich über mich! Über mich, die ich ein neues Mützchen, eine seidene Schürze, russische Schuhe und die schönste aller Sammetkrawatten trage!‘

‚Man sagte mir, es sei nicht allzu lange her, daß du dich der Mode fügst!‘ gab ich zurück; ‚und deine Locken —‘

‚Sind tausendmal schöner als dein Vogelnest! Sie sind —‘

‚Vom Jahre dreizehn,‘ unterbrach ich sie.

‚Ja, vom Jahre dreizehn!‘ rief Ottilie mit leuchtenden Augen. ‚Alles Gute, alles Schöne ist vom Jahre dreizehn! Damals gab es noch Begeisterung, damals war Preußen herrlich und unsere Herzen hatten ein Vaterland! Die Regimenter durchzogen die Stadt und ließen uns ihre Verwundeten; wie Engel des Friedens betraten wir die Hospitäler und die Kranken segneten uns. Des Abends gab die Stadt einen Ball. Wenn wir einem der Offiziere einen Walzer versagen wollten, hieß es: vielleicht ist es im Leben der letzte! und wir gewährten ihn. Dann die Bivouaks und morgens die Trommler, die Schlachtmusik — ein Gruß, ein Lebewohl mit gesenktem Degen — es gab in Deutschland keine Schlafmützen mehr, sie waren alle Männer geworden und die Männer Helden! Damals war's der Mühe wert, zu leben und zu sterben!‘

‚Wenn dein Schwiegervater dich hören könnte, so würde er seine Worte wiederholen: Ich habe mich mein Lebtag gegen die Heldinnen gewehrt, habe sie selbst in der Tragödie bekämpft, habe die Theklas und Johannas kritisiert, und nun spottet das Schicksal meiner und schickt mir eine ins Haus.‘

Die Stunden vergingen. Kein Klatsch, keine Frivolität, keine Taktlosigkeit störte unser Zusammensein. Ottilie verstand es mit jenem Talent, das keine Frau in dem Grade besaß wie sie, jeden mit sich zufrieden zu machen; sie sprach mit jedem über das ihn am meisten Interessierende, wobei sich der einzelne naturgemäß am wohlsten fühlt, sie weckte alle Gaben des Geistes und versuchte welche zu säen, wo sie keine gefunden hatte. So war meine Freundin, als ich wußte, warum mein Herz ihr entgegenschlug, jetzt — — Ich will diese dunklen Mysterien des Schicksals und der Schuld nicht berühren. Dank dem Himmel, der mich nicht zum Richter dieser unglücklichen Frau berufen hat!

Ihre Seele war glänzend und liebenswürdig, doch für einen anderen Planeten geschaffen; sie hatte sich in ihrem Fluge getäuscht, statt der blühenden Gärten ihres Sternes fand sie die kalten Nebel des unseren, statt der Liebe fand sie die Vernunft auf dem Throne, statt des heiteren Lebens ihrer Gefilde fand sie Arbeit und Sorgen, statt der unendlichen Räume des Sternes ihrer geflügelten Brüder fand sie die kleinlichen Verhältnisse unserer Erde, wo man geht oder — kriecht. Mit jedem Schritt verstieß sie gegen ein irdisches Gesetz, jedes Gesetz rächte sich,

Digitized by Google

jeder Irrtum kostete ihr eine Feder ihrer Flügel, einen Strahl ihres Lichts, eine Blume ihrer Schönheit — sie weinte, aber sie lernte nichts! Man donnerte ihr in die Ohren: Die Vernunft ist König, du bist des Majestätsverbrechens schuldig. Zum Schafott! zum Schafott! Sie wollte entfliegen — ihre Flügel waren gebrochen; sie wollte durch einen Strahl ihres Lichtes ihre Richter gewinnen — das Licht war erloschen; auf ihrer Harfe wollte sie ihre Klagen singen, zerrissen waren die Saiten!" Ottilies rührendes „Gebet" beschließt am besten ihre Charakteristik:

Nimm mich in deine Himmelsräume,
Solange rein noch diese Brust,
Solang ich nur von Sünde träume,
Doch nicht der Sünde bin bewußt.

Nimm mich in deine Sternenarme,
Solang mein Herz dein Licht nicht scheut,
Daß ich vom kalten Hauch erwarme,
Der mit dem Leben mich entzweit.

Gieb, daß ich schmerzlich nur beweine,
Wenn fremder Völker Glück zerfällt,
Doch gelte meiner Thränen keine
Dem tiefen Fall der eignen Welt.

* * *

August Goethe, Ottilies Gatte, war im Jahre 1830 gestorben. Es ist bekannt, daß keiner wagte, dem greisen Dichter die Kunde zu bringen; man wich ihm aus, und als Kanzler v. Müller schließlich bei ihm eintrat, sah er ihn groß an und ging hinaus. Er hatte des Sohnes Tod erraten, denn als Ottilie den nächsten Morgen zu ihm kam, sagte er: „Nun müssen wir fest zusammenhalten!" Bald darauf bekam er einen heftigen Blutsturz, so daß man für sein Leben fürchtete. Er hatte seinen Sohn sehr geliebt und doch war dessen Tod eine Erlösung. Meine Großmutter kannte August Goethe gut; er hatte die Augen des



J. W. v. Goethe. Handzeichnung aus dem Nachlaß der Frau v. Gustedt, Kopie nach Ferd. Jagemann, 1817.

Digitized by Google

Vaters und die Züge der Mutter, den Geist des Vaters und die Fehler der Mutter, an denen er rettungslos zu Grunde ging. Es ist schön und richtig, die Geschichte unschuldig Verfolgter klar zu stellen, aber es ist durchaus falsch, „retten" und beschönigen zu wollen, wo es der Wahrheit nicht entspricht. Will man dem Gefühl der Pietät folgen, so ist Schweigen das Beste; das war auch der Grundsatz meiner Großmutter, die ungern von Goethes Frau Christiane sprach. Sie hatte nur aus ihrer allerfrühesten Kindheit eine dunkle Erinnerung an sie, aber natürlich hatte sie viel von ihr gehört und hatte trauernd in ihrem Sohne die Folgen der mütterlichen Erziehung beobachtet. Christiane lebte noch, als August Goethe zuerst leidenschaftlich um Ottilie warb, erst nach deren Tode gab jedoch die alte stolze Großmutter Ottilies, Gräfin Henckel v. Donnersmark, die Heirat ihrer Enkelin zu. Der Jubel war groß damals; sie glaubten sich heiß zu lieben, und doch liebte Ottilie in ihm nur den Sohn seines Vaters, den sie mit den schönsten Träumen ihrer Phantasie ausschmückte. Es war nur Phantasie! Ihr Geist vermochte ihn auf die Dauer nicht seinen bösen Leidenschaften zu entziehen, und eine Schönheit, die seine Sinne fesseln konnte, besaß sie nicht. So ging bald ein jeder seine eigenen Wege. Doch, wunderbar! nach und nach kam August Goethe zu einer selten klaren Erkenntnis seiner selbst, ohne die Kraft zu haben, sich zu ändern, ungefähr wie ein Wahnsinniger, der in lichten Momenten seinen Zustand begreift und dadurch nur noch unglücklicher wird. Sein letzter Wunsch war, in Rom zu sterben. Er nahm heimlich Abschied von den Seinen, reiste ab und — starb in Rom. Seine Gestalt ist eine tief tragische: der schöne begabte Sohn des größten Vaters, der verwöhnte Liebling aller, und doch — nichts vermag das Erbteil der Mutter zu besiegen!

Ein Erbe, wenn auch ein ganz anderes, war es, das drückend auf den Kindern Ottilies lastete. Ihre beiden Söhne, Walter wie Wolf, waren von Kindheit an innig befreundet mit meiner Großmutter. Zuerst war diese Freundschaft eine von ihrer Seite fast mütterliche. Sie unterrichtete ihre Schwester und Cousine im Französischen, woran die beiden Knaben teilnahmen. Bis an ihr Lebensende blieben sie befreundet; besonders Wolf, der in seinen glühenden Gefühlen seiner Mutter am ähnlichsten war, hing mit großer Liebe an deren Freundin, er hat ihr sogar, fast noch ein Knabe, seine ersten Verse gewidmet, die „aber Großvater ja nicht lesen durfte", obwohl gerade dieser Enkel sein Liebling war.

Über ihn schreibt meine Großmutter:

„— — Er litt unter einem Namen, den er nicht überbieten konnte, unter körperlichen Leiden, die ihn überall hemmten; in allen Hauptsachen jedoch war er das Erziehungsresultat seiner Mutter. Er sagte mir einmal mit seinem tiefen, unheimlichen Lachen, das immer klang, als habe Lachen mit ihm nichts zu thun: ‚Du weißt ja, wie wir durch unsere Mutter auf das Edle, auf große Gesinnung dressiert worden sind, mit Liebe und, wenn es sein mußte, mit Sporn und Peitsche.' Ottilie verzärtelte ihre Söhne nicht, aber sie erzog sie für ihre Welt, fern der unseren. Sie hat es oft bereut, als sie sah, wie sie unglücklich wurden; ob sie es hätte ändern können? Wolf war ihr zu ähnlich. Schon als Knabe fühlte er die Leidenschaft eines Jünglings, und wie seine großen, dunklen, glühenden Augen alle Mängel seines Äußeren überstrahlten, so war es Liebe, die sein ganzes geistiges Ich überstrahlte und ihn zum Dichter machte. Als Zeugnis nenne ich ‚Erlinde', dies Werk eines Neunzehnjährigen, das aber leider, wie sein ganzes Leben, durch Enttäuschung, Überreizung und Stolz vereinzelt verloren ging. Wenige Jahre vor seinem Tode wurde ihm durch mich die Bitte eines Theaterdirektors vorgetragen, Erlinde mit wenigen Änderungen aufzuführen, es bewegte ihn tief, aber er schlug es aus."

Der Brief, den Wolf damals meiner

Digitized by Google

Großmutter schrieb, charakterisiert ihn so sehr, daß ich es mir nicht versagen kann, einiges daraus mitzuteilen:

„— — Es giebt Dinge, bei denen wir zweifelhaft sein mögen, ob wir nicht den Willen der Vorsehung durchkreuzen, wenn wir hemmend eingreifen. Zu solchen gehört wohl: später Erfolg, spätes Glück. Das Glück liebt es, uns verhüllt zu nahen, erst wenn es im Weggehen das Haupt wendet, erkennen wir es oft. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn ich nicht an die Erlinde Hoffnungen geknüpft hätte. Daß sie nicht von den Menschen, von den vielen, aufgenommen wurde, hat auf mein Leben großen Einfluß ausgeübt. Es hat nicht sein sollen! Ob die Zeit der Erlinde gekommen ist, weiß ich nicht. Ob gar meine Zeit gekommen ist? Ich glaube es nicht und wünsche es auch nicht. Der Mensch steht für die Welt erst im Augenblick nach seinem Tode vollendet da, bis dahin ist er für sie eine Gestalt ohne Haupt, sind die Glieder formlos. Wie du halte ich die Erlinde mit einigen Abänderungen und Auslassungen für aufführbar; sie bedarf einer mäßigen Ausstattung und einer mit Maß angewandten Musik. Die Frage des Direktors hat mir große Freude bereitet, die Antwort wird mir aber nicht leicht. Soll ich die Gestaltung für eine Aufführung anderen überlassen? Denn ich selbst bin außer stande, mich an derselben zu beteiligen. Wer weiß denn, ob sie nicht auch jetzt zurückgewiesen wird? Soll ich mir noch etwas neues Schmerzliches heraufbeschwören? Ich weiß wohl, daß ein Erfolg viel unerwartetes Gute für mich mit sich führen könnte. Ich weiß wohl, daß es zu den großen Seltenheiten gehört, wenn einer Dichtung die Stelle, die sie bei



Ottilie v. Goethe.

ihrem Erscheinen nicht erlangte, später eingeräumt wird, und daß etwas Entscheidendes darin liegt, auf einen bedeutenden Versuch in dieser Richtung nicht einzugehen. In meiner Lage aber bleibt mir nichts anderes übrig."

Wolf Goethe war durch sein Leiden nicht mehr im stande zu schreiben; nur die mit zitternder Hand geschriebene Unterschrift: „Treulichst dein Wolf" und die rührende Nachschrift: „Und wenn ich doch noch am Leben hinge!!" sind von ihm.

„Ich hätte gern noch einen Stern in dein Wappen gebracht," antwortete ihm meine Großmutter; „es lagen nur Nebel dazwischen! Ich kann es aber doch nicht lassen, die Erlinde nun eifriger und mit Berücksichtigung der Bühne zu lesen. Gestrichen dürfte wenig werden, aber verbunden viel, sowohl in den einzelnen Scenen als in den Personen, die in lebendigere Beziehungen zueinander treten müßten. Das soll kein Zureden bedeuten; auch ich habe eine unendliche Scheu vor den Krallen des Lebens — es ist besser, wir behalten unsere Ruhe und unsere Narben!"

Wolf Goethes Jugendwerk hat wohl so gut wie gar keine Leser mehr. Im Jahre 1851 erschien es in zweiter und letzter Auflage und ist im Buchhandel kaum noch vorhanden. Ein kurzer Überblick ist vielleicht im stande, es der vollständigen Vergessenheit zu entreißen.

Der Einfluß, unter dem Wolf diese merkwürdige Dichtung schrieb, ist hauptsächlich in der von ihm sehr bewunderten Schellingschen Naturphilosophie zu suchen. Er bevölkert die Elemente mit Geistern, nicht wie ein Märchenerzähler, der dem Fluge seiner Phantasie folgt, sondern wie ein Denker, der seine Ideen, seine Lebensauffassung darin einkleidet.

„Erlinde" spielt an den Ufern der Ilm, vom Schneekopf an bis nach Berka, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Titelheldin, eine Nixe, erscheint als die Verkörperung der Natur, die sich dem jungen Grafen Berka mit ihrem ganzen Zauber offenbart. Er ergiebt sich ihr; aber der Zwiespalt in seinem Inneren zwischen diesem Umgang mit den Naturgeistern, der Liebe zu seiner Braut Heilwig und den Anschauungen der Kirche macht ihn schließlich so unglücklich, daß er sich dem frommen Mönch Felix vom Kloster Paulinzelle anvertraut. Dieser macht ihm den „Teufelsspuk" klar und verspricht, denselben zu bannen. Damit beginnt der Kampf zwischen Natur und Kirche. Erlindes Unterthanen, Elfen und Nixen, werden in einer höchst poetischen Scene aufgeboten, den Mönch, der die Satzungen seiner Kirche den Naturgesetzen feindlich gegenüberstellt, zu unterwerfen. Es gelingt ihnen; Felix kommt, statt zum Grafen, aus dem Walde, den er durchwandern mußte, zum Kloster zurück und beichtet dem Abt seine frevelhafte Übertretung der Klostergelübde. Er zieht als Büßer in die Wildnis. Graf Berka erwartet indes vergebens den Befreier in ihm, Erlinde erscheint wieder und berichtet ihm von des Mönches Fall:

> Erwarte Felix nimmer, der kommt nicht,
> Denn mich zu bannen suchte er vergebens;
> Ergriffen ward er von der Flut des Lebens
> Und birgt in Wäldern weinend sein Gesicht.

Dem Kreuz, das der Graf ihr beschwörend entgegenhält, weicht sie nicht:

> Ich fürchte nicht des Kreuzes Zeichen!
> Dem Bild der Liebe sollt ich weichen?
> Meinst du, daß über unsre Zauberpracht,
> Die rings im Freien dir entgegenlacht,
> Der Teufel übe seine Macht?
> Doch ihr verflucht, womit ihr nicht vertraut!
> Was nicht der Vater schon dem Sohn erzählt,
> Womit ihr euch nicht müd und matt gequält,
> Was nicht auf alte Satzung längst erbaut!

Der Graf bleibt standhaft und folgt mit den Seinen dem Zuge Landgraf Ludwigs ins heilige Land, um dadurch seine vermeintliche Schuld zu sühnen. Vorher vermählt er sich mit Heilwig. Auch Felix, der Mönch, schließt sich dem durch sein trauriges Ende berühmten Kreuzzug der Kinder an. Schon bei Otranto fällt Landgraf Ludwig, der Gatte der heiligen Elisabeth, und um ihre Hoffnung betrogen kehren seine Ritter mit der Leiche des Führers heim. Felix ist auch wieder in seiner Waldein-

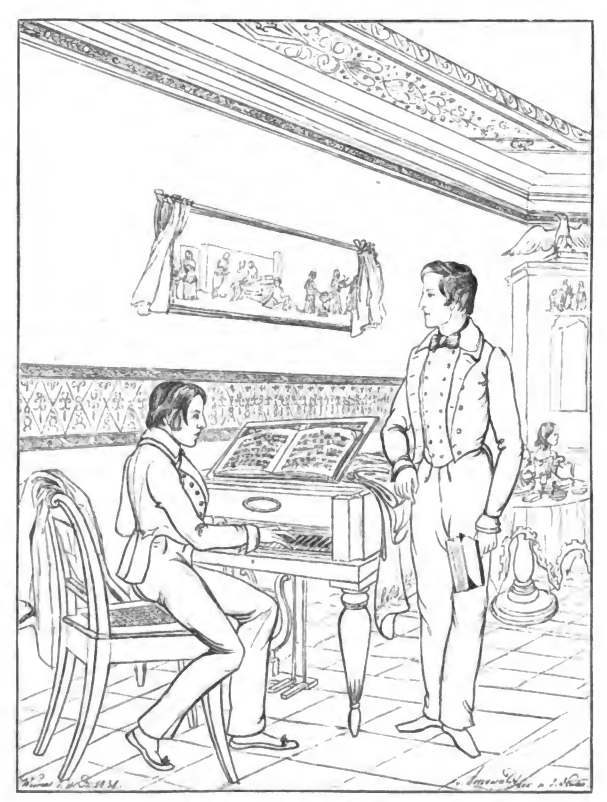
Digitized by Google

samkeit: vergebens hat er sich kasteit, vergebens war die fromme Wanderung. „Ich glaubte solches Werk Gott wohlgefällig," sagt er und erkennt erst jetzt, daß er den Frieden der Seele nur hier in der Stille der „heiligen Natur" wiederfindet. Anders jedoch endet des Grafen Schicksal. Er findet, heimkehrend, sein Weib und sein Kind, aber trotz dem Zauber, das dieses Bild auf ihn ausübt, treibt es ihn hinaus an die Ilm. Da steigt Erlinde aus den Wellen, um zum letztenmal zu versuchen, ob er der Rechte sei, derjenige, der den Dienst Gottes mit dem Dienste der Natur zu vereinen im stande wäre; doch er sieht in ihr nur den Spuk der Hölle. Da plötzlich bebt die Erde, brausend verlassen die empörten Fluten ihr altes Bett, sie verschlingen Erlinde; Blitz auf Blitz zuckt hernieder, unter ihnen bricht der Graf zusammen. Die Fischer, die den Sterbenden finden, bringen ihn zur Gattin, und dort, in den Armen des Mönches, dem er beichtet, haucht er sein Leben aus. Die aufgehende Sonne beleuchtet die nächtliche Zerstörung; trauernd verlassen die Geister ihre alte Heimat, um tief im Gebirge den Menschen zu entfliehen.

Das ist der Hauptinhalt der Dichtung, dem sich aber eine Menge zusammenhangsloser Scenen anschließen, die das Ganze, besonders beim ersten Lesen, fast unverständlich machen. Einen breiten Raum nehmen die lebhaften Unterhaltungen des „weisen Meisters", unter dem der Verfasser entweder seinen Großvater oder Schelling verstand, mit dem Sänger ein, der wohl Wolf Goethe selbst sein soll. Die Volks- und Geisterscenen, besonders die vor der Schenke zu Ilmenau, sind von großer Frische und Poesie; jedenfalls ist aber „Erlinde" in der ursprünglichen Fassung nicht aufführbar. Man könnte vielleicht eine Oper daraus gestalten, doch würde dann der tiefe, ernste Gehalt des Stückes ganz fortfallen und nur ein Märchen übrig bleiben. Auch als Schauspiel aufgeführt, gehört Musik und Gesang dazu. Ob das heutige Publikum überhaupt dafür empfänglich wäre?! Wolf fand nur wenige, die sein Werk zu schätzen wußten; freilich gehörten Männer wie Varnhagen und Humboldt dazu, und doch war beider Einfluß nicht stark genug, „Erlinde" bekannt zu machen. Man erwartete zu viel von dem Namen Goethe und bedachte nicht, daß auch der Großvater mit neunzehn Jahren noch keinen „Tasso" geschrieben hat.

Noch unbekannter und, was viel schlimmer ist, noch verkannter steht Walter Goethe, Wolfs älterer Bruder, vor den Augen der Mit- und Nachwelt. Wolf hatte früh die Energie, sich selbständig zu machen und den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, in das er mit großen, seiner lebhaften Phantasie entsprechenden Erwartungen eintrat. Er unterlag in diesem Kampf, denn keine seiner Hoffnungen erfüllte sich. Walter dagegen war schon als Kind still, scheu und zurückhaltend. Ihm graute vor dem fremden Leben, für das er nicht erzogen war und das er nicht verstand. Er blieb abseits vom Wege, er sah es nur an sich vorüberjagen, aber er empfand schmerzhaft jedes Stäubchen, das es aufwirbelte, und zog sich immer mehr in das Dunkel seiner Gedanken, seiner Träume, seiner Erinnerungen zurück. Wie er sich seiner kleinen Gestalt schämte, so auch seiner Talente, die ihm des Namens nicht würdig schienen. Eine kleine Oper, die er noch als junger Mann komponierte, gefiel nicht; seine schönen Lieder wurden als nicht sangbar vergessen, und so wurde seine reiche musikalische Begabung auch durch den Namen von Granit „Goethe" erdrückt. Mit vollem Bewußtsein der Pflicht, die er damit auf sich nahm, opferte er sich, sein Leben, sein Glück diesem Namen. Zunächst war es seine Mutter, der er sich vollständig widmete, der er selbstlos alles, was er war und hatte, preisgab. An die Möglichkeit, sich durch die Verwertung des unschätzbaren Nachlasses seines Großvaters ein wenigstens sorgenfreies Leben zu schaffen, dachte er auch nicht im entferntesten. Er sah sich nicht als den Besitzer, sondern nur als den Hüter eines Heilig-

tums an, das er ungeschmälert, unberührt der Vaterstadt, dem Vaterland hinterlassen wollte. Man hat ihm, wie seinem führten, nicht von Anfang an der Welt verschließen wollen, indes die traurigen Erfahrungen, die sie machten, zwangen sie



Walter, Wolf und Alma v. Goethe, im Goethe-Haus zu Weimar.
Nach einer Handzeichnung des Herrn v. Arnswaldt.

Bruder, dieses ängstliche Hüten nicht genug vorwerfen können. Sie haben aber beide die Thore, die zu jenen Schätzen dazu. Ein moderner, für die Gegenwart erzogener Mensch hätte sich vielleicht dadurch nicht abschrecken lassen, er hätte mit

Digitized by Google

der Gemeinheit gerechnet, die nötigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen und das Geld für den Eintritt in die geweihten Räume ohne ein Gefühl, sie dadurch zu entweihen, befriedigt eingestrichen. Aber die Brüder, Walter besonders, waren anders geartet, ihr Standpunkt war ein uns ganz fremd gewordener, ein hoher, ein rein idealer. Alles Unedle, Gewöhnliche verletzte Walter aufs tiefste; er wurde immer einsamer, weil die Welt ihn und er die Welt nicht verstand. Trotzdem ist er weder hart und bitter, noch teilnahmlos geworden. Für die Freunde, die er besaß, und er hatte deren viele, war er die Liebenswürdigkeit, die Rücksicht, die Aufopferung selbst. Es fehlte ihm die Lebhaftigkeit, der Phantasiereichtum seines Bruders, dafür war sein Geist ruhiger und klarer, sein Gedächtnis von fabelhafter Kraft, sein Humor fein und treffend. Obwohl er sehr selten das Theater besuchte, war sein Interesse dafür so lebhaft, daß er sich genau darüber zu orientieren pflegte, was auf den größten Bühnen Europas aufgeführt wurde.

Ich war noch ein Kind, als ich mit meiner Großmutter die klassische Treppe zu Walters engem, einfachem Stübchen emporstieg, und übersah den kleinen Herrn, der uns empfing, denn mein Blick haftete an dem Bilde des großen Dichters mir gegenüber. So ging es stets: man übersah ihn und — er ließ sich übersehen, er drückte sich selbst in die Ecke, als ob ihm die Berechtigung fehle, zu sein und zu leben wie andere Sterbliche. Unsere Zeit ist aber kein Diogenes, der die Laterne ansteckt, um „Menschen zu suchen“, man muß sich ihr in den Weg stellen, sonst geht sie achtlos vorüber.

Walters größte Freude war der Verkehr in seinem Freundeskreis, dem ich den größten Teil dieser Charakteristik verdanke. Meine Großmutter, die, solange sie in Weimar war, innig mit ihm verkehrte, hörte, als sie fortzog, wenig mehr von ihm, da er sehr ungern schrieb. Kurz vor seinem Tode sandte er ihr noch wenige Zeilen, die mit den Worten endeten: „Ich ertrage das Leben, solange ich auf den Füßen stehen kann!“

Wie sein Bruder, so starb auch er fern seiner Heimat. Sein Begräbnis zeigte, wie viel Liebe er besessen hatte, wie viel Freunde um ihn trauerten. Der Großherzog von Sachsen-Weimar gehörte zu den treuesten und hat wohl auch am meisten durch seinen Tod verloren. Mild und klar leuchtete die Frühlingssonne zu dieses müden Erdenpilgers letztem Gang, als wolle sie wieder gut machen, was sie ihm an Licht und Wärme versagt hatte das ganze Leben lang.

Niemand ahnte damals, welch ein Denkmal sich dieser Tote selbst gesetzt hatte. Als sein Testament eröffnet wurde, staunte man. Sein Inhalt ist bekannt. Als Zeichen seines höchsten Vertrauens hinterließ er das Archiv mit all seinen Schätzen der Frau Großherzogin von Sachsen-Weimar, einer Fürstin, die wie wenige dieses Vermächtnisses würdig ist. Ihr lebhaftes Interesse, ihr tiefes Verständnis, ihre für eine Frau fabelhafte, unermüdliche Arbeitskraft waren Walter wohl bekannt, er wußte, in welche Hände er sein Heiligtum legte! Das Goethehaus mit seinen Sammlungen ist jetzt jedermann zugänglich, was das Archiv an wertvollen Handschriften birgt, soll dem deutschen Volke vorgelegt werden — ist es da nicht an der Zeit, in Dankbarkeit derer zu gedenken, die uns das alles mit Hingabe des eigenen Lebensglückes erhalten haben? Pietät war ihr Kultus. Ihre größte und verborgene Pietät bestand darin, Weimar, welches durch Goethe groß geworden und aus dem seine Größe erwachsen ist, durch keine selbstische Verteidigung, durch keine Anklage, Enthüllung, Preisgeben von litterarischem Klatsch in Wort und That zu schädigen.



Hermann Gruson.

Von

Max Geitel.

In den ständigen Kapiteln unserer militärischen, technischen und politischen Zeitschriften gehören die Berichte über die in den Militärstaaten mit einem ungeheuren Aufwande an Kosten fortlaufend angestellten Schießversuche. Ist es den Specialisten der einen Macht gelungen, ein Geschütz zu konstruieren, dessen Durchschlagskraft auch die stärksten Panzer nicht zu widerstehen vermögen, so währt es nicht lange, bis von anderer Seite eine neue Panzerung zur Ausführung gebracht wird, an deren Stirn die schwersten Geschosse machtlos zerschellen. So feiern Geschütz und Panzer auf den Schießplätzen der militärischen Staaten und der die Kriegsmaterialien liefernden industriellen Werke in schneller Abwechselung Sieg auf Sieg, so daß es unmöglich ist, festzustellen, welche Macht im gegebenen Augenblicke hinsichtlich der Güte des Kriegsmaterials sich im Vorteil befindet. Fast will es scheinen, als sei durch diesen unblutigen Wettstreit den Völkern ein wirksames Mittel gegeben, sich gegenseitig im Schach zu halten und den Ernstfall des Krieges ins Unbestimmte hinzuziehen.

Der Kampf zwischen Geschütz und Panzer stammt aus den Tagen des Krimkrieges; bis dahin war die Verwendung von Metallplatten als Schutzmittel einer größeren Anzahl Kämpfender unbekannt. Es ist das Verdienst Napoleons III., diesen neuen Faktor in das Kriegswesen eingeführt zu haben, denn auf seine Anregung bedienten sich die Alliierten während der Belagerung von Sebastopol zum erstenmal schwimmender gepanzerter Batterien. Infolge der bei dieser Gelegenheit gemachten günstigen Erfahrungen ging man alsbald zu dem Bau gepanzerter Kriegsschiffe über, als deren erstes die „Gloire“ der französischen Kriegsmarine vom Stapel lief. Die Einführung des Panzers vollzog sich bei den Kriegsflotten aller Seestaaten außerordentlich schnell und umfassend — sind doch heutzutage Panzer und Kriegsschiff zwei sich deckende Begriffe —, in weiterer Folge sich auch auf den Bau der Küsten- und Binnenland-Befestigungen ausdehnend.

Digitized by Google

Ein entscheidender Wendepunkt in der Entwickelung der Panzerfrage war der bekannte Zweikampf, welcher während des Nordamerikanischen Bürgerkrieges auf Hampton Roads zwischen dem von Ericsson erbauten Panzerschiffe „Monitor" der Nordstaaten und dem secessionistischen



Hermann Gruson.

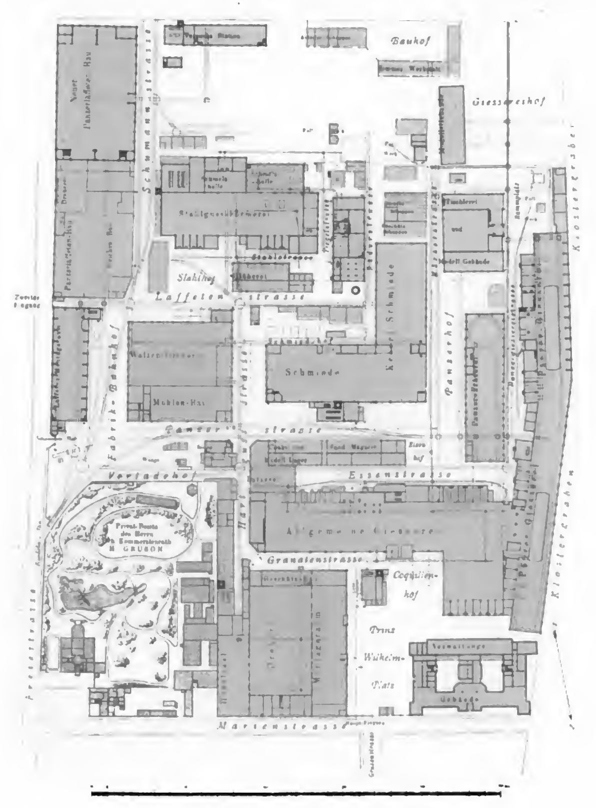
„Merrimac" ausgefochten wurde und der mit einem glänzenden Siege des ersteren endete.

Ericsson war bei der Konstruktion seines Panzerbootes zunächst von dem Grundsatze ausgegangen, den feindlichen Geschossen ein möglichst geringes Zielobjekt darzubieten, während der „Merrimac" noch in den massigen Formen der alten Schlachtschiffe gehalten war. Außerdem aber war auch die Bestückung des „Monitors" eine von dem Althergebrachten insofern völlig abweichende, als derselbe an Stelle einer großen Anzahl leichter Kanonen nur zwei äußerst schwere Geschütze besaß, welche auf dem den Wasserspiegel nur um ein geringes Maß überragenden Verdeck in einem gepanzerten Turme untergebracht waren.

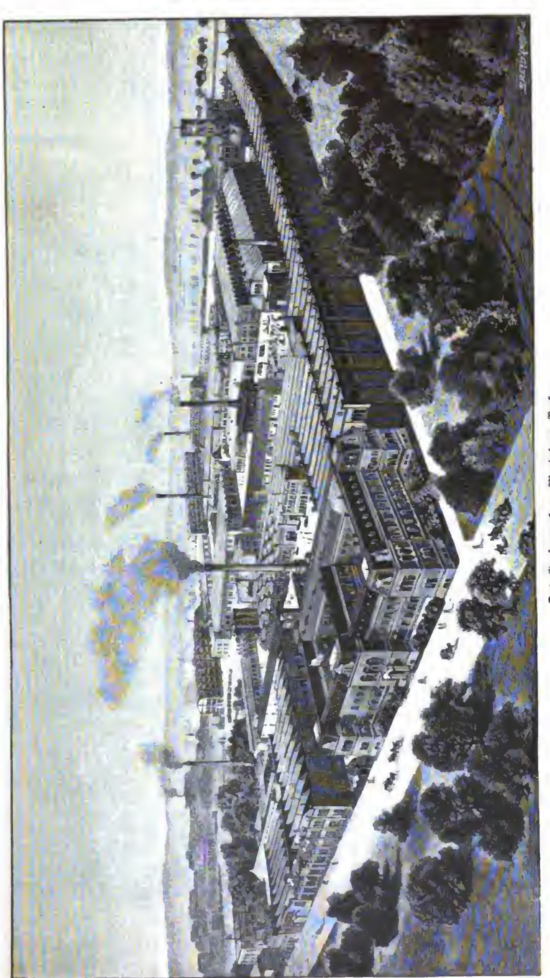
Die Niederlage des „Merrimac" hatte zur Folge, daß der Bau der sogenannten Turmschiffe, mit wenigen, großkalibrigen Geschützen an Bord, alsbald von sämtlichen Kriegsmarinen ins Auge gefaßt wurde. Allerdings sollte das erste nordamerikanische Panzerschiff dieses Typus, da es nicht seetüchtig sich erwies, mit

Digitized by Google

Mann und Maus ein Raub des Atlantic werden, doch schon im Jahre 1866 stattete der „Miantonomoh", ein mit zwei Türmen ausgestatteter Monitor der nordamerikanischen Kriegsmarine, in England sowie in Rußland einen Besuch ab, so gleichsam die Seetüchtigkeit des neuen Systems den Marinestaaten ad oculos führend. Von Stund ab vollzog sich die Einführung der Turmschiffe in die Kriegsflotten mit gewaltiger Schnelle; eine wesentliche Verbesserung erfuhren die-



Lageplan des Grusonwerkes zu Magdeburg-Buckau.

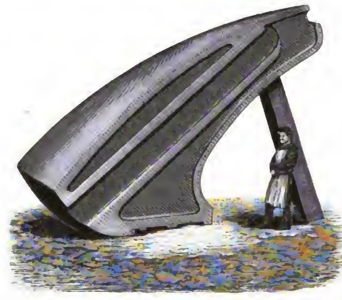


Das Grusonwerk zu Magdeburg-Buckau.

Digitized by Google

selben durch den englischen Marinekapitän Coles, welcher die gepanzerten Türme drehbar anordnete, so daß die in denselben untergebrachten Geschütze ihre Projektile nach allen Richtungen hin zu schleudern vermochten.

Die natürliche Folge der Einführung der großkalibrigen, schweren Bestückung der Panzerschiffe mußte sich notwendigerweise bald in einem völligen Wechsel der Befestigungssysteme der Küsten äußern. Hatten bisher Schanzen aus Erde und Stein genügt, den von den alten Kriegsschiffen geschleuderten Geschossen zu widerstehen, so mußte man nunmehr auf ein neues Mittel sinnen, um der Übermacht der schweren Schiffs-Geschütze widerstehen zu können. Was lag näher als die Benutzung desjenigen Mittels, welches den schwimmenden Batterien jene Übermacht verliehen hatte: der Panzer im Verein mit dem schweren Geschütz.



Panzerplatte für den Schießversuch in Spezia, 1886.



Herausheben einer Panzerplatte aus der Form.

Zunächst ging man in England mit einschlägigen, sehr kostbaren Versuchen

Digitized by Google

vor. Aber auch bei uns in Deutschland wurde der Panzerfrage alsbald ein lebhaftes Interesse entgegengebracht und zwar auf Anregung des damaligen preußischen Ingenieurhauptmanns Maximilian Schumann, mit dessen erfolgreicher und bahnbrechender Thätigkeit wir uns später noch des weiteren zu befassen haben. Bereits im Juni 1863 erhielt Schumann einen zehnwöchentlichen Urlaub nach England, „um“ — wie es in der betreffenden königlichen Kabinettsorder hieß — „daselbst die weitere Entwickelung der Frage über die Verwendung des Eisens zu fortifikatorischen Zwecken zu verfolgen“. Im Jahre 1865 erfolgte die nochmalige Erteilung eines Urlaubs „behufs Beiwohnung ausgedehnter Versuche über Eisenpanzer u. s. w.“

Der erste nach dem Vorbilde der Monitors — man hat den Namen des ersten Turmschiffes als Gattungsbezeichnung allgemein angenommen — konstruierte, für Landbefestigungen bestimmte gepanzerte Drehturm wurde im Jahre 1863 bei dem Bau des Antwerpener verschanzten Lagers aufgestellt. Zwei Jahre später legte Schumann der Militärkommission des Deutschen Bundes, mit Genehmigung der preußischen Regierung, den Entwurf eines gepanzerten Geschützstandes vor. Derselbe wurde in Schmiedeeisen ausgeführt und im Mai 1866 zu Mainz eingehenden Versuchen unterworfen, deren Ausfall sich so günstig gestaltete, daß in den Jahren 1870 und 1871 auf dem großen Tegeler Schießplatze bei Berlin ein nach Schumanns Angaben erbauter Drehpanzerturm ebenfalls sorgfältigen Schießversuchen unterzogen wurde. Auch diese Versuche kennzeichneten sich als ein Erfolg der gepanzerten Landbefestigungen und ließen die Einführung derselben nur noch als eine Frage der Zeit erscheinen.

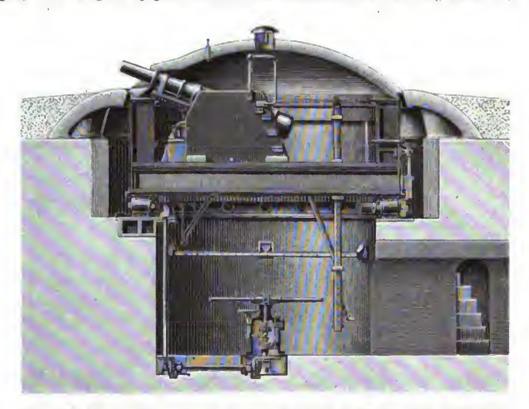


Die Panzerfräserei.

So stand die Panzerfrage, als dieselbe durch Hermann Gruson in ein völlig neues Fahrwasser gebracht und der Lösung mit raschen Schritten entgegengeführt werden

Digitized by Google

sollte. Von besonderem Interesse ist hierbei, daß die beiden Männer, welche auf diesem vielumstrittenen Gebiete sich anfänglich als Gegner gegenüberstanden,



Innere Ansicht eines Panzerturmes für zwei 15-Centimeter-Kanonen mit Handbetrieb.

Maximilian Schumann und Hermann Gruson, im Laufe der Jahre sich zu treuer Freundschaft und gemeinsamem Streben vereinten, ein Fall, welcher in der Geschichte der Technik wohl fast einzig dastehen dürfte.

Die zunächst für die Anfertigung von Panzerplatten in Betracht kommenden Materialien sind Schmiedeisen und Stahl, zwei Stoffe, welche auch dem Laien als der Inbegriff bedeutender Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gelten. Sowohl Platten, welche aus Schmiedeisen oder aus Stahl, wie auch solche, welche aus einer Vereinigung beider Metalle bestehen, die sogenannten Compoundplatten, gelangen zur Verwendung.

So vorzügliche Eigenschaften dem Schmiedeisen und dem Stahl hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit innewohnen, so ist doch andererseits ihre Darstellung und Bearbeitung eine sehr umständliche und schwierige. Insbesondere stellte sich die Gestaltung der verschiedenen Formen, welche die weitere Ausbildung der Panzerkonstruktionen mit sich brachte, als außerordentlich schwierig heraus, so daß, sollten nicht die Panzer den verbesserten Geschützen unterliegen, wohl oder übel ein neues Material für dieselben gefunden werden mußte. Wesentlich von Einfluß war auch der Umstand, daß die aus Schmiedeisen und Stahl zu erzielenden Wandstärken durch die Art der Herstellung an gewisse Grenzen gebunden sind.

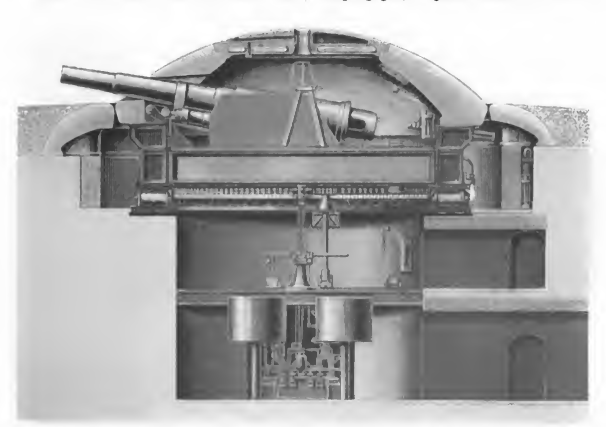
Das Bahnbrechende desjenigen Mannes, dessen Wirken diese Zeilen gewidmet sind, besteht nun darin, daß er nach jahrelanger mühevoller und planmäßiger Arbeit in dem Hartguß oder Grusonmetall ein neues Material schuf, welches die Vorzüge von Stahl und Schmiedeisen in sich vereinte und zugleich die Mängel derselben vermied. Es kann daher nicht überraschen, daß die Folgen dieser gewaltigen Neuerung in einer tiefgehenden Umwälzung der modernen Kriegskunst, insbesondere auf dem weiten Gebiete der Küsten- und Binnenland-Befestigungen, sich geltend machten.

Digitized by Google

Bieten, wie bereits bemerkt wurde, Stahl und Schmiedeisen für ihre Verwendung als Panzermaterial schon von vornherein eine Reihe hervorragender Eigenschaften, so kennzeichnet sich die dritte Art des technisch verwertbaren Eisens, das Gußeisen, als ein Stoff, welcher bei geringer Festigkeit eine derartige Sprödigkeit besitzt, daß derselbe schon unter verhältnismäßig sehr geringen Stößen in Stücke zerspringt. Andererseits aber kann das Gußeisen leicht in die verschiedenartigsten Gestalten gebracht werden, indem man es, wie allgemein bekannt ist, im glühend flüssigen Zustande in Hohlformen gießt und in diesen erkalten läßt, ein Verfahren, welches gegenüber der umständlichen und schwierigen Verarbeitung von Stahl und Schmiedeisen sich als das denkbar einfachste kennzeichnet.

Man hatte bereits im Mittelalter bei der Herstellung gußeiserner Gegenstände die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß, sobald man an Stelle der in der Regel aus Sand gebildeten Gußformen solche aus Metall verwendete, die Oberfläche der fertigen Stücke eine außerordentliche Härte annahm. Es ist nun das Verdienst Grusons, diese durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch gemachte Beobachtung zuerst in großem Stile nutzbar gemacht zu haben; von besonderer Wichtigkeit ist noch die Art und Weise, in welcher Gruson das Eisen vor dem Gießen behandelt und deren richtiger Anwendung ein wesentlicher Teil des Erfolges zu verdanken ist.

Der Grusonsche Hartguß zeigt, wenn man ein aus demselben hergestelltes Gußstück betrachtet, an der Oberfläche eine außerordentlich harte Schicht, welche nach dem Inneren zu allmählich weicher wird; es besitzt also die harte Außenhaut eine elastische Unterlage, welche ein Zerspringen derselben bei starken Stößen verhindert. Eben auf dieser eigenartigen Vereinigung großer Härte an der Oberfläche und nachgiebiger Weichheit im Inneren beruhen die außerordentlichen Erfolge, welche die Grusonschen Hartgußpanzerplatten bei zahlreichen Schießversuchen davongetragen haben.

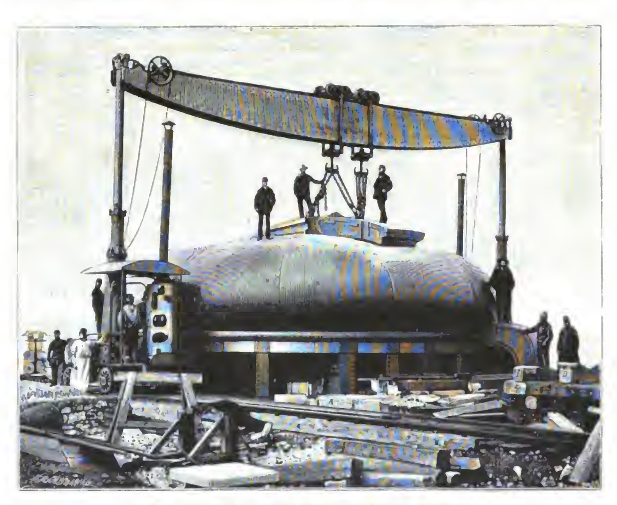


Innere Ansicht eines Panzerturmes für zwei 30,5-Centimeter-Kanonen mit Maschinen- und Handbetrieb.

Digitized by Google

Die ersten Versuche Grusons zur Herstellung von Hartgußgegenständen reichen bis in die Mitte der fünfziger Jahre zurück, gelangten jedoch erst zu Beginn des folgenden Jahrzehntes zu einem befriedigenden Abschluß. Zunächst gelang es, dem Hartguß im Eisenbahnwesen Eingang zu verschaffen und zwar als Material für die bekanntlich sehr stark in Anspruch genommenen Weichen und Kreuzungen der Schienen, sowie für die Räder der Fahrzeuge; noch heute bilden diese Gegenstände einen Hauptfabrikationszweig des Grusonschen Etablissements. Nachdem sich so der Hartguß unter den schwierigsten Verhältnissen praktisch bewährt hatte, ging Gruson dazu über, denselben Es gelang jedoch Gruson, die preußische Regierung zur Anstellung von Versuchen zu bewegen; dieselben fanden im Jahre 1864 statt und ergaben das überraschende Resultat, daß die leichter und billiger herzustellenden Hartgußgranaten bedeutend tiefer in die schmiedeisernen Panzerplatten eindrangen als die Stahlgranaten. Die Folge dieser im Jahre 1865 fortgesetzten Versuche war die Einführung des Hartgusses als Material für Panzergranaten.

Hiermit war der entscheidende Wendepunkt für das Grusonmetall gegeben. Hatte Gruson mit seinen Leuten bisher unter den Wechselfällen unsicherer Zeitverhältnisse schwer zu leiden gehabt, so erwiesen



Panzerturm für zwei 28-Centimeter-Kanonen im Bau.

als Ersatz des bis dahin allgemein üblichen Stahles in die Fabrikation der Granaten einzuführen. Mit Recht stellten sich diesem kühnen Vorhaben die Bedenken hervorragender Fachleute entgegen. sich jetzt plötzlich die bescheidenen Räume der an der Elbe zu Buckau belegenen Werkstätten als zu eng, und es erfolgte im Jahre 1869 die Verlegung derselben an diejenige Stelle, wo sich jetzt das

Digitized by Google

Grusonwerk (S. 113) mit seinen gewaltigen Gießhallen und mannigfaltigen mechanischen Abteilungen erstreckt. Nachdem hier die technischen Einrichtungen, insbesondere die zum Schmelzen des Eisens dienenden Öfen in größerer Vollkommenheit eingerichtet waren, that Gruson den bedeutungsvollsten Schritt seines arbeitsreichen Lebens, indem er es unternahm, das früher wegen seiner Zerbrechlichkeit mit Recht so verrufene Gußeisen in Gestalt des Hartgusses als Panzermaterial zu erproben. Die von ihm angestellten Versuche fielen so günstig aus, daß im Jahre 1873 ein nach den Angaben der preußischen Regierung erbauter vollständiger Panzerturm einer offiziellen Probe unterzogen wurde, um einen Vergleich mit dem früher erwähnten Schumannschen Turm zu bieten. Die hierbei gewonnenen Ergebnisse — die Frontplatte wurde durch fünfundfünfzig Treffer aus einem 15-Centimeter-Geschütz in mehrere Stücke zerlegt — konnten für eine Beurteilung der Hartgußpanzerplatten insofern nicht als maßgebend gelten, weil die zur Anwendung gebrachten Dimensionen die gleichen wie die bei dem Bau schmiedeiserner Türme gebräuchlichen waren. Man hatte also die Fähigkeiten und besonderen Eigenschaften der beiden so sehr verschiedenartigen Metalle nicht gehörig gegeneinander abgewogen. Besteht nämlich die Aufgabe der schmiedeisernen Panzer darin, daß sie das Geschoß in sich eindringen lassen und dort festhalten, so soll der Hartguß dasselbe abweisen und von seiner Oberfläche abprallen lassen. Es hätte daher die Wandstärke der Hartgußpanzer bedeutend stärker angenommen werden müssen als die der schmiedeisernen Türme. In richtiger Erkenntnis dieses Umstandes stellte Gruson im folgenden Jahre einen nach seinen eigenen Angaben konstruierten Panzerturm zu erneuten Versuchen zur Verfügung — derselbe hatte die außerordentliche Wandstärke von fünfundvierzig Centimetern — und hatte dann auch die



Panzerturm für zwei 40-Centimeter-Kanonen im Bau.

Digitized by Google

Genugthuung, daß derselbe die gestellten Bedingungen bei weitem übertraf. Die mit einer Schießscharte versehene Platte wurde mit zweihundertachtundachtzig Schüssen aus 15-Centimeter- und 17-Centimeter-Geschützen belegt, ohne breschiert zu werden; infolge dessen wurde schon damals der Hartguß als das Panzermaterial par excellence für Landbefestigungen anerkannt. Hieran änderte sich auch dann nichts, als im Jahre 1882 die Schießversuche mit den inzwischen wesentlich vervollkommneten Geschützen wiederholt wurden. Den größten und durchschlagendsten Erfolg aber errangen die Hartgußpanzerplatten im Jahre 1886 zu Spezia, dem bekannten großartigen Waffenplatze Italiens, wo die auf Seite 114 dargestellte Platte, ohne ihre Widerstandsfähigkeit einzubüßen, eine Anzahl von Schüssen aus einem Armstrongschen Riesengeschütze von dreiundvierzig Centimetern Kaliber aushielt, eine Probe, welcher bislang noch kein Panzer zu widerstehen vermocht hatte.



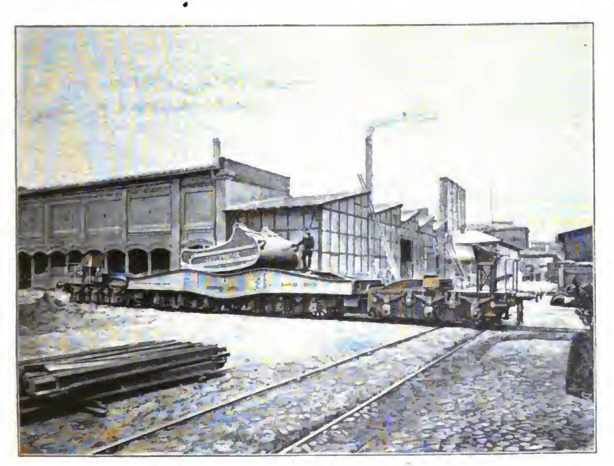
Panzerturm für zwei 40-Centimeter-Kanonen im Bau.

Nachdem wir so in kurzen Zügen die erst wenige Jahre umfassende Geschichte des Hartgusses gegeben haben, wollen wir den Gang der Fabrikation einer aus diesem eigenartigen Material herzustellenden Panzerplatte schildern. Auf Seite 114 geben wir eine innere Ansicht der Grusonschen Panzergießerei. Hier wird das Eisen zunächst in der gehörigen Mischung in gewaltigen Schmelzöfen — sogenannten Kupolöfen —, deren jeder stündlich 15000 Kilogramm niederzuschmelzen vermag, in den flüssig-glühenden Zustand übergeführt. Je nach der Größe der zu gießenden Panzerplatte läßt man den Inhalt einer oder mehrerer Kupolöfen in einen gemeinsamen Behälter einlaufen, von wo er dann nochmals einem zweiten Gefäße, dem sogenannten „Sumpfe“ zugeführt wird; unter Aufschütten von Kohlenstaub und Umrühren mit eisernen Schaufeln, welche alsbald ebenfalls zerschmelzen, wird dann das Eisen auf die für den Guß passende Temperatur ge-

Digitized by Google

bracht. Auf der Sohle des Gießereigebäudes, dem Auge des Laien kaum erkennbar, liegt die kunstvoll zusammengesetzte Gußform, deren innere Höhlung der Gestalt der Panzerplatte genau entspricht. Überall, wo diese die für den Hartguß charakteristische harte Oberfläche erhalten soll, besteht die Form aus Eisen; man nennt diesen Teil die Coquille. Ist die richtige Temperatur des Eisens erreicht, deren sichere Erkenntnis die Frucht jahrelanger Erfahrung ist, so ergießt sich auf Kommando des Hüttenmeisters die glühende Masse mit dumpfem Getöse in die Tiefe der Form, dieselbe alsbald ausfüllend und so einen allmählich erstarrenden Körper bildend, zu dessen Abkühlung eine Zeitdauer von acht bis vierzehn Tagen erforderlich ist. Der Guß einer Panzer-vor dem Eintritt in die Form, in dem sogenannten Sumpfe erfährt. Das auf die glühende Masse geworfene Kohlenpulver bringt bei seiner Verbrennung eine Reihe wechselvoller Lichteffekte hervor, wie sie das kunstvollste Lustfeuerwerk nicht wirkungsvoller zu bieten vermag.

Hat sich das gewaltige Gußstück allmählich abgekühlt, so wird dasselbe aus der Form herausgehoben; die Abbildung auf Seite 114 bringt diese Manipulation zur Anschauung. Von besonderem Interesse sind die für diesen Zweck eigens von Gruson gebauten gewaltigen Hebevorrichtungen. Dieselben bestehen aus zwei auf Geleisen laufenden, einen starken Querbalken tragenden, mit Dampf bewegten Fahrzeugen. Das Heben und Senken des Querbalkens und der daran hängenden



Eisenbahnwagen für den Transport von Panzerplatten.

platte gehört zu den farbenprächtigsten Bildern, welche die an derartigen Erscheinungen so sehr reiche Technik des Eisens darbietet; dieses gilt insbesondere von der Behandlung, welche das Eisen Panzerplatte erfolgt durch hydraulische Cylinder, deren Mechanismus ebenfalls auf den eben genannten Fahrzeugen angeordnet ist. Diese Hebezeuge befördern dann die Panzerplatte an den Ort ihrer

Digitized by Google

weiteren Verarbeitung. Hier ist in erster Linie die Panzerfräserei zu nennen (Abbild. S. 115), in welcher die bei dem Zusammenbau der Panzertürme genau zusammenzupassenden Flächen mit minutiösester Accuratesse bearbeitet werden. Sowohl die Eigenartigkeit des Hartgusses wie der Panzerbefestigungen brachte es mit sich, daß die für die Bearbeitung der Gußstücke dienenden Maschinen nach ganz neuen Gesichtspunkten geschaffen werden mußten. Hier galt es, ohne Vorbild völlig neue Typen von Arbeitsmaschinen zu ersinnen, was dem genialen Meister des Hartgusses reiche Gelegenheit zu Erfolgen gab, welche allerdings weniger in die Öffentlichkeit drangen, in den Kreisen der Kenner jedoch nicht minder schwer wiegen als die allbekannten auf den Schießplätzen errungenen.

Wenden wir uns nunmehr der Verwendung der Hartgußpanzerplatten zu, so haben wir zu unterscheiden: Panzertürme, Panzerbatterien und Panzerlaffeten.

Ein Grusonscher Panzerturm, wie er in zwei verschiedenen Modifikationen auf Seite 116 und 117 dargestellt ist, besteht im allgemeinen aus einer Kuppel, welche auf einem schmiedeisernen Unterbau ruht. Damit die in dem Inneren des Turmes untergebrachten beiden Geschütze das gesamte umliegende Terrain bestreichen können, ist Vorkehrung getroffen, daß der eben erwähnte Unterbau samt der Kuppel gedreht werden kann. Es möge noch besonders hervorgehoben werden, daß eigenartige Bremsvorrichtungen angebracht sind, welche den Turm in der einmal genommenen Richtung festhalten und eine unbeabsichtigte Bewegung desselben während der Abgabe der Schüsse verhindern.

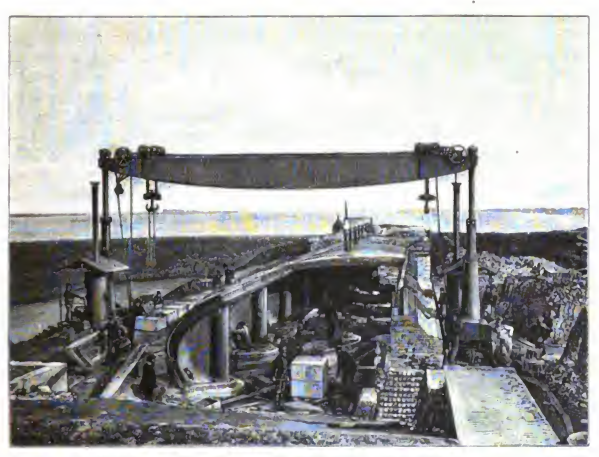
Auf Seite 116 ist ein Panzerturm für zwei Stück 15-Centimeter-Geschütze dargestellt, dessen Drehung durch Menschenkraft mittels eines sogenannten Gangspills bewirkt wird. Die Besatzung des Turmes besteht einschließlich des Kommandanten aus zwölf Mann; die Drehung desselben um einen vollen Kreis kann durch vier Mann innerhalb einer Minute erfolgen; in der Minute wird ein Schuß abgegeben. Die Munition liegt in seitlichen Kasematten und wird durch eine mit zwei Förderkörben ausgestattete Hebevorrichtung nach oben geschafft. Die erforderliche Ventilation und Beleuchtung des Innenraumes erfolgt durch die verschiedenen Öffnungen des Turmes.

Auf Seite 117 ist ein Panzerturm für zwei 30,5-Centimeter-Kanonen dargestellt, dessen Drehung entweder durch Menschenkraft oder durch Dampfbetrieb erfolgen kann. Für ersteren Zweck ist wiederum ein Gangspill angeordnet, während für die letztere Art des Betriebes im untersten Stockwerke eine besondere Dampfmaschine vorgesehen ist.

Die Panzerkuppel besteht aus dreizehn einzelnen Hartgußplatten, welche durch zwischengelegte Paßstücke, sogenannte Dübel, gegen Verschiebung gesichert und zu einem Ringe zusammengestellt werden, auf welchem die aus zwei Teilen bestehende, mit einem Mannloche und mit einer Visierscharte versehene Deckplatte ruht. Auch bei diesem Panzerturme liegt die Kuppel auf einem schmiedeisernen Unterbau, welcher aus gewalzten Trägern und starken Blechplatten zusammengesetzt ist und mittels konischer Rollen auf einer Rollbahn lagert. Zum Schutze dieses schmiedeisernen Unterbaues ist ein aus vierzehn einzelnen Hartgußplatten zusammengesetzter Vorpanzer angebracht; vor diesem liegt dann noch eine Vorlage von Granit und Beton. Soll der Turm von Menschenhand gedreht werden, so sind hierzu zehn Mann erforderlich; für den vierten Teil einer vollen Umdrehung sind drei Minuten erforderlich. Unter Benutzung der im Turme vorhandenen Dampfmaschine genügen für eine volle Umdrehung desselben viereinehalbe bis fünf Minuten; man wird sich in den meisten Fällen der letzteren Art der Handhabung bedienen, zu welchem Zwecke der Steuerhebel und das Absperrventil der Maschine von dem mittleren Stockwerke aus bedient wird. Der innere Turm-

Digitized by Google

raum ist durch Plattformen in drei Stockwerke geteilt, welche untereinander durch Treppen in Verbindung stehen; die Munition, Kartuschen und Granaten, befindet sich in seitlich angebrachten Kasematten. Die Kartuschen, das sind die bei jedem Schuß erforderlichen abgemessenen Pulverladungen, werden durch zwei gewöhnliche Aufzüge nach oben befördert. Für das Emporschaffen der Geschosse sind vier Kräne angebracht, zu denen die Granaten auf Wagen, welche mit hölzernen Rädern versehen sind, sowie auf Geschoßtragen herangebracht werden. Hinter jedem Geschütz ist eine aus der Zeichnung ersichtliche, mit Druckwasser betriebene Ladevorrichtung angebracht, mit deren Hilfe die Granaten von hinten in das Rohr eingebracht werden; nach Drehung eines Ventils wird ein Kolben durch den Druck des Wassers vorgetrieben und, nachdem er auf diese Weise die Granate eingebracht hat, durch Umstellung des Ventils wieder zurückgeholt. Auch das Richten des Geschützes erfolgt durch hydraulischen Druck; zu diesem Zwecke bringt man in dem Turme entweder eine Handpumpe oder eine Dampfpumpe an. Die im Vordergrunde des untersten Stockwerkes sichtbaren großen Gewichte dienen dazu, in der Rohrleitung den erforderlichen hohen Druck zu bewirken. Muß aus irgend einem Grunde eins der Geschützrohre ausgewechselt werden, so steht in der Kasematte noch ein Reserverohr zur Verfügung. Um dasselbe nach oben zu heben, bedient man sich gleichfalls des hydraulischen Druckes.



Panzerbatterie für 24-Centimeter-Kanonen im Bau; Ansicht von oben.

Es ist nicht ohne Interesse, zu verfolgen, wie sich die Besatzung eines solchen Turmes auf die verschiedenen zur Bedienung des komplizierten Apparates erforderlichen mannigfachen Manipulationen verteilt. Abgesehen von den Reservemannschaften erfordert ein Turm der auf Seite 117 dargestellten Art: einen Kommandanten, zur Bedienung eines jeden Geschützes einen Unteroffizier und drei

Mann, zur Bedienung der Geschoßkräne sechs Mann, zur Bedienung der Kartuschaufzüge vier Mann, für die Turmdrehung mittels Handbetrieb zehn Mann, für die Turmdrehung mittels Maschinenbetrieb einen Mann, zur Bedienung der Dampfmaschine, der Dampfpumpe und des Kessels einen Maschinenwärter und einen Kesselheizer, zur Bedienung des Handpumpwerkes acht Mann, im ganzen also ohne Reservenummern vierzig Mann. Zu bemerken ist noch, daß, um Mannschaften zu sparen, für gewöhnlich die zur Turmdrehung bestimmten Leute auch an die Handpumpen kommandiert werden.

Wie aus dem Vorstehenden zu ersehen, ist ein solcher nach allen Anforderungen der modernen Kriegskunst eingerichteter Panzerdrehturm ein außerordentlich kunstvolles und verwickeltes Werk. Man macht daher denselben von seiten der Gegner der Panzerungen oft den Vorwurf, daß sie von gewöhnlichen Kanonieren überhaupt nicht bedient werden können; man wird aber wohl kaum eine andere Lösung der den Panzertürmen gestellten Aufgaben finden können, will man nicht ihre Leistungsfähigkeit zum großen Teil opfern.

Wird beispielsweise die Anforderung gestellt, daß die Drehung des gewaltigen Turmgewichtes mit einer Geschwindigkeit erfolgen soll, welche mit Menschenkraft unmöglich erreicht werden kann, so muß der Konstrukteur notwendigerweise zur Verwendung der Dampfmaschine greifen, eine Maßregel, welche die Anordnung auch eines Dampfkessels zur unbedingten Folge hat. Während einige militärische Autoritäten fordern, daß der Panzerturm während des Gefechtes sich fortdauernd, wie ein Karussell, drehen soll, um die Scharten vor dem feindlichen Feuer zu schützen, wollen andere Fachleute die Drehbarkeit des Turmes lediglich zum Nehmen der Seitenrichtung benutzen. Beide Principien haben ihre eifrigen Vertreter. Erstere Forderung kann nur durch Benutzung einer kräftigen Dampfmaschine



Panzerbatterie für 24-Centimeter-Kanonen im Bau; innere Ansicht.

Digitized by Google

erfüllt werden, für letztere genügt die Drehung mittels Handbetrieb. Gruson hat für beide Aufgaben mustergültige Lösungen geliefert.

schiedensten Phasen des Baues sowie die Zusammensetzung von Panzertürmen sehr anschaulich zur Darstellung bringen. Die Aufstellung der Türme und der Batterien



Panzerbatterie für 24=Centimeter=Kanonen im Bau; Ansicht von der Front.

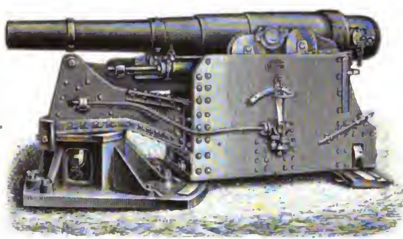
Um eine ungefähre Vorstellung zu geben von den außergewöhnlich großen Gewichten, welche ein solcher Panzerturm in seinen einzelnen Teilen repräsentiert, lassen wir nachstehend einige Gewichtsangaben über die größten für Kruppsche 40=Centimeter=Geschütze bestimmten Hartguß=Panzertürme folgen; bei diesen beträgt: das Rohrgewicht 143000 Kilogr., das Gewicht des vollständigen Turmes ohne Kanonen 3369000 Kilogr., das Gewicht des Vorpanzers 1 Million Kilogr., das Gewicht der Panzerkuppel 1580000 Kilogr., das Gewicht der schwersten Panzerplatte 83000 Kilogr. Der innere Durchmesser des Turmes beträgt 12,60 Meter.

Auf Seite 118 bis 120 geben wir eine Anzahl von Abbildungen, welche die verist häufig aus dem Grunde äußerst schwierig, weil dieselbe öfters an seitab liegenden, schwer zugänglichen Stellen zu erfolgen hat. Schon der Eisenbahntransport der schweren, unhandlich gestalteten Platten erfordert den Bau eigenartiger Wagen, deren einen wir auf Seite 121 in Abbildung bringen. Weit mühsamer gestaltet sich jedoch der Transport von der Eisenbahn zur Baustelle und das kunstvolle Zusammenfügen der Platten zu einem festen Ganzen. Hierzu sind besondere, gut fundierte Schienengeleise erforderlich, auf denen sich, wie aus den Abbildungen zu ersehen ist, die riesigen fahrbaren Kräne bewegen, die wir bereits bei dem Herausheben der Panzerplatten aus der Gußform erwähnten.

Während die Panzertürme vorwiegend

Digitized by Google

bei Binnenland-Befestigungen Verwendung finden, sind die Panzerbatterien ausschließlich für die Küstenverteidigung bestimmt. für sich schon durch lokale Verhältnisse beschränkt, und es kommt nur darauf an, die feindlichen Schiffe, während sie eine bestimmte Strecke passieren, unter ein möglichst konzentriertes Feuer zu nehmen. Zu diesem besonderen Zwecke bedient man sich der mit einer größeren Anzahl schwerer Geschütze armierten Panzerbatterien. Der wichtigste Teil derselben sind die die Geschütz-Mündungen aufnehmenden Schartenplatten, welche sich an ihren beiden Seiten auf Pfeilerplatten auflagern. Vor der Batterie befindet sich ein aus Granitmauerwerk aufgeführtes Glacis (Abbild. S. 125). Das Innere besteht gewöhnlich aus zwei Stockwerken, in deren oberem die Geschütze sich befinden, während das untere als Munitionsgelaß dient. Hinter den Geschützen läuft ein breiter Gang, welcher der Besatzung eine freie Bewegung von einem Geschütz zum anderen gestattet.



Minimalscharten-Laffete.

Auf Seite 123 bis 125 ist eine Hartgußpanzerbatterie für sechs Geschütze in verschiedenen Stadien ihrer Erbauung dargestellt. Ist ein größeres Schußfeld zu bestreichen, so gebührt den drehbaren Türmen entschieden der Vorzug. Öfters jedoch ist die zu beschießende Fläche an und



Fahrbare Panzerlaffete für eine 5,7-Centimeter-Schnellfeuerkanone.

So groß der Schutz ist, welcher den Bedienungsmannschaften der Geschütze aus der hohen Widerstandsfähigkeit der Panzerplatten erwächst, so gilt es dennoch denselben noch wesentlich zu erhöhen, indem die Möglichkeit beseitigt wird, daß neben der Mündung des Geschützes durch die Scharten hindurch feindliche Geschosse in das Innere der Türme und Batterien eindringen. Auch diese Aufgabe hat Gruson auf das glän-

Digitized by Google

zendste gelöst und zwar durch die Konstruktion seiner Minimalscharten-Laffete (Abbild. S. 126). Die Eigentümlichkeit der letzteren besteht darin, daß beim Richten des Geschützes der Unterteil desselben nebst dem darauf gleitenden Oberteil mittels eines hydraulischen Kolbens gehoben wird, während zugleich durch eine anderweite Vorrichtung das Rohr gezwungen ist, zum Erfassen der Seitenrichtung sich um eine in der Schartenöffnung des Panzers gedachte senkrechte Linie zu drehen. Es leuchtet ein, daß durch diese eigenartige Bewegung des Geschützes die



Fahrbare Panzerlaffete für eine 3,7-Centimeter-Schnellfeuerkanone, mit Bespannung.

Abmessungen der Schießscharte und damit die Gefahr des Eindringens von Geschossen auf einen Mindestbetrag beschränkt werden. Der für diese Geschützmanöver erforderliche hydraulische Druck wird durch besondere, in den Türmen und Batterien angeordnete Handpumpen beschafft.

Haben wir uns bis jetzt mit den größten Repräsentanten der Grusonschen Panzerbefestigungen beschäftigt, welche bestimmt sind, den stärksten Geschützen erfolgreich zu widerstehen, so haben wir uns jetzt noch — last not least — den Liliputanern derselben, den Panzerlaffeten, zuzuwenden, welche binnen kurzem das allgemeinste Interesse für sich mit Recht in Anspruch genommen haben.

Die Panzerlaffeten sind eine Erfindung des bereits eingangs erwähnten, leider zu früh verstorbenen preußischen Ingenieuroberstlieutenants a. D. Schumann, nach dessen Namen sie auch allgemein benannt werden. Sie sind gleichsam Panzertürme kleinster Sorte; sie dienen zur Aufnahme eines einzigen Geschützes und sind derartig konstruiert, daß sie leicht an den verschiedensten Orten aufgestellt werden können, zu welchem Zweck die kleineren Ausführungsarten auf Rädern angeordnet sind. Auf Seite 126 bis 128 sind Panzerlaffeten der letzteren Art dargestellt. Die aus zwei Artilleristen bestehende Bedienungsmannschaft nimmt in dem Innern des gepanzerten drehbaren Hohlraumes Platz und schleudert von dieser gegen Flintenkugeln und Granatsplittern gesicherten Stellung aus mittels einer Schnellfeuerkanone dem Feinde in rascher Folge einen Hagel von Geschossen entgegen; die Zahl der in der Minute abzugebenden Schüsse beträgt bis zu fünfzig. Meist werden diese Panzerlaffeten in Erdverschanzungen eingebaut und bieten in dieser Anordnung ein schwer zu treffendes Zielobjekt, wie aus der Abbildung S. 128 deutlich zu ersehen ist. Die interessanteste Art der Panzerlaffeten ist diejenige, bei welcher für gewöhnlich das Geschütz vollständig im Inneren des gepanzerten Hohlraumes verborgen liegt; plötzlich hebt sich die obere Panzerdecke, das Geschütz richtet sich auf das Ziel, wird abgefeuert

Digitized by Google

und verschwindet sofort wieder unter der schützenden Hülle. Wie außerordentlich exakt der betreffende Mechanismus arbeitet, ist daraus zu entnehmen, daß das Heben, Richten, Abfeuern und Senken des Geschützes in der unglaublich kurzen Zeit von insgesamt dreißig Sekunden erfolgt. Gruson hatte schon bei dem ersten Bekanntwerden dieses eigenartigen Verteidigungsmittels die hohe Wichtigkeit desselben für die Armierung von Plätzen, sowie auch für das Verteidigungsgefecht erkannt, und trat mit Schumann in Verbindung, um dessen Erfindung mit den reichen Mitteln seiner Erfahrungen in großem Maßstabe praktisch auszuführen. Im Jahre 1882, nachdem Versuche, welche auf dem Kummersdorfer Schießplatze seitens der preußischen Armeeverwaltung angestellt worden waren, einen durchschlagenden Erfolg der Panzerlaffeten ergeben hatten, trat Schumann, der ehemalige Rivale Grusons, dauernd mit diesem zusammen, eine Vereinigung, welche erst der am 5. Sept. 1889 erfolgte Tod des ersteren löste. Im Jahre 1885 war es den vereinten Bemühungen beider beschieden, während großartiger zu Bukarest angestellter Versuche einen glänzenden Sieg über den damals als vollkommensten bekannten Panzerturm des französischen Geniemajors Mougin davonzutragen.

So bilden die Panzerlaffeten im Verein mit den Panzertürmen und Batterien ein Gebiet, auf welchem Gruson im Wettstreit der Völker die unbestrittene Meisterschaft gebührt.



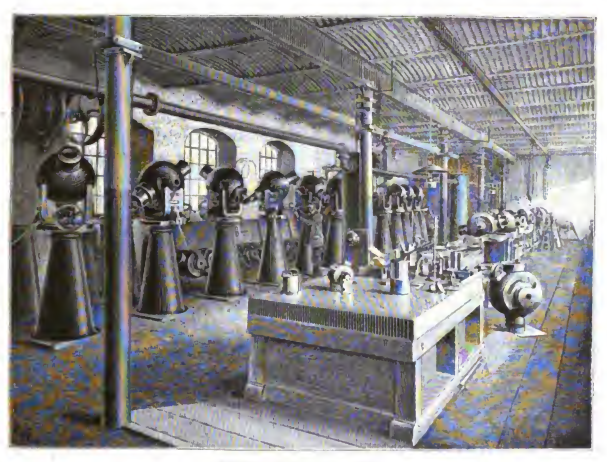
Fahrbare Panzerlaffete für eine 3,7 = Centimeter = Schnellfeuerkanone, eingebaut.

Es hieße jedoch die Verdienste Grusons nur einseitig beurteilen, wollte man nicht auch die übrigen Zweige seiner von so großen Erfolgen gekrönten Thätigkeit in Betracht ziehen. Hier ist zunächst die

Digitized by Google

Fabrikation von Geschützen, speciell solcher aus Bronze (Uchatiusmetall) zu nennen, sowie von Revolverkanonen.

Eine sehr erfolgreich betriebene Specialität ist auch die Fabrikation der Schnellfeuergeschütze, ein Gegenstand, welcher bekanntlich in dem nächsten Feldzuge von ganz besonderer Wichtigkeit zu werden verspricht.



Werkstätte für Hartgußmörser.

Von den kriegerischen Artikeln des Grusonschen Etablissements möge noch eines besonders interessanten Geschützes, des Hartgußmörsers, gedacht werden, welcher in der auf vorstehender Abbildung gegebenen inneren Ansicht eines Werkstättenraumes in zahlreichen Exemplaren dargestellt ist und sicherlich nur wenigen sogleich als das, was er thatsächlich ist, erkennbar sein dürfte. Die Hartgußmörser haben, wie alle Mörser, einen kurzen Lauf und dienen dazu, unter großem Elevationswinkel, d. h. in steilem Bogen, zu schießen. Das Rohr des Grusonschen Hartgußmörsers ist nun, wie aus der Abbildung auf dieser Seite zu ersehen, mit einem kugelförmigen Panzer umgossen. Die Kugel ist in einer gabelförmigen Laffete gelagert und verschließt vollständig die kreisförmige Scharte der horizontalen Panzerdecke. Eine Beobachtung des zu treffenden Zieles seitens der bedienenden Artilleristen ist, so parador dieses scheinen mag, nicht erforderlich; die Richtung wird vielmehr in der Weise genommen, daß man den Mörser mit Hilfe eines vorgezeichneten, den Bedienungsmannschaften vorliegenden Tableaus einstellt, wobei diese von einem Beobachtungsstande aus benachrichtigt werden, daß nach dieser oder jener Stelle des Tableaus ein Schuß abgefeuert werden soll. Letztere bewirken demgemäß die Einstellung und geben dann den Schuß ab. Bei einem mit diesem Hartgußmörser angestellten Versuche waren von sechzehn Schüssen, welche auf eine zwei und einen halben Kilometer entfernt liegende Belagerungsbatterie abgegeben wurden, vier

Digitized by Google

Schuß volle Treffer, während drei derselben unmittelbar neben dem Ziel einschlugen.

Aber auch die den Werken des Friedens dienende menschliche Thätigkeit hat der Schaffenskraft Grusons eine lange Reihe vorzüglicher Hilfsmittel zu verdanken; erst in verhältnismäßig vorgerückten Lebensjahren hat der Meister sich der Herstellung von Kriegsmaterialien zugewandt, nachdem er zuvor in den verschiedensten Zweigen der Technik an hervorragender Stelle thätig gewesen war.

Geboren zu Magdeburg am 13. März 1821, studierte Hermann Gruson in den Jahren 1839 bis 1842 zu Berlin den Maschinenbau sowie Naturwissenschaften und Philosophie. Nachdem er mehrere Jahre auf der bekannten Borsigschen Lokomotivfabrik zu Berlin beschäftigt gewesen, hatte er von 1846 bis 1851 die Stelle eines Maschinenmeisters der Berlin-Hamburger Eisenbahn inne, um hierauf als Oberingenieur der Wöhlertschen Maschinenfabrik zu Berlin bis zum Jahre 1854 zu wirken. In diesem Jahre wurde Gruson Direktor der Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrts-Compagnie in Buckau, begründete jedoch bereits am 1. Juni 1855 unter der Firma „H. Gruson, Buckau-Magdeburg“ an dem Ufer der Elbe eine Schiffswerft nebst kleiner Maschinenfabrik, das Stammetablissement des jetzigen Grusonwerkes.

Von hier aus verlegte Gruson im Jahre 1869, wie wir bereits mitteilten, seine Werkstätten an die jetzige Stelle, nachdem er das Geheimnis des Hartgusses gefunden und dem neuen Material weite Verwendungsgebiete erschlossen hatte.

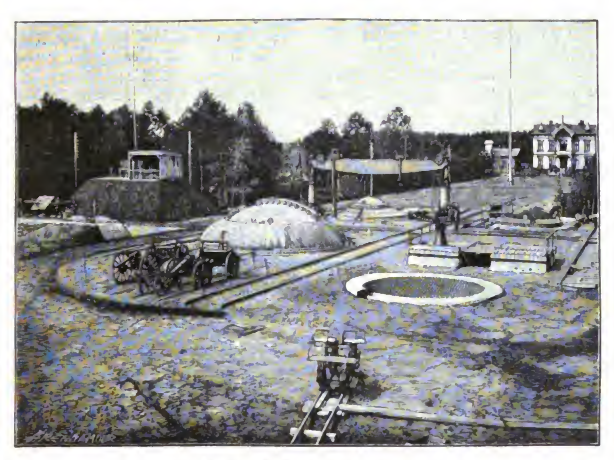
Es möge gestattet sein, hier einen kurzen Überblick über die Einrichtung und die verschiedenen Fabrikationszweige des gegenwärtigen Etablissements zu geben. Entsprechend den hauptsächlichsten Erzeugnissen sind die technischen Bureaus in zwei große Abteilungen für Kriegsmaterial und für Civilindustrie getrennt; erstere bearbeitet die Grusonschen Panzerkonstruktionen, die Gruson-Schumannschen Panzerkonstruktionen, sowie den Geschütz- und Geschoßbau; die zweite Abteilung ist dem Eisenbahn- und Straßenbahnbedarf, dem Bau von Zerkleinerungs- und Aufbereitungsmaschinen, dem Bau von Pulvermaschinen und Pressen, sowie endlich dem Bau von Hebevorrichtungen gewidmet.

Schon aus dieser kurzen Zusammenstellung geht zur Genüge hervor, wie außerordentlich vielseitig das Gebiet der Grusonschen Thätigkeit sich gestaltet hat, und zwar ist noch zu bemerken, daß auch auf dem Gebiete der Civilindustrie gerade der Hartguß es war, durch welchen Gruson in stand gesetzt wurde, eine Reihe neuer Specialmaschinen zu schaffen. Hierher gehören die einer starken Abnutzung unterworfenen arbeitenden Teile der Steinbrechmaschinen, sowie Ambose, Dampfhammer-Einsätze. Einen der wichtigsten Zweige bildet die Fabrikation von Hartgußwalzen für die Metall-, Papier-, Tuch- und Gummiindustrie, sowie für den Mühlenbau. In der neuesten Zeit bildet die Verwertung der gemahlenen, von den Hüttenwerken in außerordentlich großen Mengen als Abfall ausgeworfenen Thomasschlacke eine dankbare Aufgabe der technischen Welt; Gruson hat die Lösung derselben durch die Konstruktion eines eigenartigen Mahlwerkes, der sogenannten Kugelmühle, in wirksamster Weise unterstützt. Es stellen sich nämlich der Zerkleinerung der Thomasschlacke insofern ganz außergewöhnliche Schwierigkeiten entgegen, als der bei dem Zermahlen sich bildende Staub in den Lungen der Arbeiter binnen kurzem eine derartige Zerstörung des Zellengewebes bewirkt, daß eine Heilung ausgeschlossen erscheint. Die Kugelmühle, welche ebenfalls eine besondere Specialität des jetzigen Grusonwerkes ist, hat hierin, wenn auch noch keinen völligen, so doch einen sehr willkommenen Wandel geschaffen. Die Fabrikation von Eisenbahnmaterial, insbesondere von Hartgußrädern sowie von Hartguß-Weichenteilen, hatten wir bereits bei der geschichtlichen Entwickelung des Gru-

Digitized by Google

son-Metalls erwähnt; die Zahl der bis heute gelieferten Räder beträgt weit über 300000.

Zu Erprobung der Kriegsmaterialien dienen zwei Schießplätze, deren einer in der Nähe des Werkes bei Buckau, deren anderer bei der Station Tangerhütte der Linie Magdeburg-Wittenberge belegen ist. Der Buckauer Schießstand ist mit einem riesigen als Geschoßfang dienenden Walle und mit einer Reihe von gemauerten Ständen ausgestattet, in welche die Versuchsobjekte hineingebaut werden. Der bei Tangerhütte belegene Schießplatz (s. vorstehende Abbildung) ist zehn Kilometer lang und rings von Nadelholzwaldung umgeben; entlang der Schußlinie sind in Entfernung von 500 zu 500 Metern gepanzerte Unterkunftsstände angeordnet. Eine große Zahl von Signalvorrichtungen und Meßinstrumenten giebt die Möglichkeit sicherer Beobachtung der Schußwirkung.



Auf dem Schießplatze bei Tangerhütte.

Nachdem der Hartguß in raschem Fluge durch die Umsicht und den Weitblick seines Meisters sich eine früher kaum zu ahnende Vielseitigkeit der Verwendung erworben hatte, überließ Gruson im Jahre 1886 seine aus den kleinsten Anfängen durch die schwierigsten Zeitläufte hindurch zu höchster Blüte gebrachte Fabrik einer Aktiengesellschaft, behielt jedoch die Oberleitung des hinfort den Namen Grusonwerk tragenden Unternehmens bei. Die Zahl der gegenwärtig beschäftigten Arbeiter beträgt zweitausendsiebenhundert, diejenige der Meister und Beamten zweihundertsiebzig.

Von besonderem Interesse sind noch die großartigen Wohlfahrtseinrichtungen, welche bereits vor Jahren von Hermann Gruson in liberalster Weise ins Leben gerufen wurden. Zunächst liefert eine Kantine den Angehörigen des Werkes gute und billige Nahrungs- und Genußmittel; die hier erzielten Überschüsse fließen in die Kassen der sogenannten „Grusons Arbeiter-Stiftung“ und des „Pensions-

Digitized by Google

Vereins der Beamten und Meister des Grusonwerk". Eine allgemeine Unterstützungskasse leistet Hilfe bei unverschuldeter Notlage. Speciell für das leibliche Wohl sorgen eine Konsumanstalt, eine Arbeiterküche mit Speisesaal für achthundert Personen, sowie eine Badeeinrichtung mit zahlreichen Brausezellen.

In neuester Zeit hat das Grusonwerk durch die im September vorigen Jahres auf seinem bei Tangerhütte belegenen Schießplatze angestellten fünftägigen Versuche das Interesse der gesamten militärischen und technischen Welt auf das höchste in Anspruch genommen. Zu denselben waren gegen zweihundert Offiziere und Ingenieure aller Militärstaaten — mit Ausnahme Frankreichs — geladen. Von neuem wurde hier ein beredtes Zeugnis abgelegt für die Größe und Selbständigkeit der deutschen Eisenindustrie.

Noch im Jahre 1867 konnte Max Maria v. Weber mit Recht klagend ausrufen: „Es giebt noch keinen Ruhm für den deutschen Techniker! Noch ist jenes Wissen, das die Körper von der bindenden Macht der Schwere befreit, den Gedanken so schnell, als er entsteht, um den Erdball wandern läßt, das uns kleidet, nährt und behaust, in denjenigen Kreisen der civilisierten Welt in denen der Ruhm entsteht und wohnt, jenem Können nicht ebenbürtig erklärt worden, welches die Geister schmückt und die Seelen erquickt. Noch ist die Technik nicht salonfähig in der guten Gesellschaft, noch ist die gute Erziehung nicht verpflichtet, von ihr Notiz zu nehmen ... In der Welt der Technik steht der Name des Meisters noch nicht, wie in den anderen Wissenschaften und der Kunst, als schützender Geist neben ihren Werken, deshalb haben nur sehr einzelne Namen aus ihrem großen, segenvollen Bereiche den Weg zu jenen im wahren Sinne des Wortes ‚oberen Schichten' der kultivierten Gesellschaft gefunden."

Heute sind diese Klagen nur noch zum Teil berechtigt und werden in nicht allzu ferner Zeit lediglich noch ein historisches Interesse besitzen. Der Aufschwung, welchen die deutsche Industrie im neuerstandenen Reiche genommen hat, ist nicht ohne segensreiche Rückwirkung auf den Stand ihrer Jünger, der Techniker, geblieben. Unter der Zahl derjenigen Männer, welche durch ihr Können und Leisten diesen Umschwung in Deutschland herbeiführten, steht Hermann Gruson in erster Reihe.



Digitized by Google



Der Baum.

Eine anatomische und physiologische Skizze

von

Alfred Schober.



Der alljährlich in gleicher Weise wiederkehrende Wechsel von Leben und Ruhe in der Pflanzenwelt hat, wie kaum ein anderer Vorgang in der Natur, allzeit im Menschen eine Art inniger Teilnahme hervorgerufen. In höherem Maße als der warme Sonnenschein verleiht das junge Grün der aufbrechenden Knospen dem Frühling seinen Zauber und seinen mächtigen Einfluß auf unser Empfinden, wie andererseits nicht zum geringsten Teil der Winter dadurch sein kahles, düsteres Gepräge erhält, daß die zarten Pflanzen dahinsterben, die Sträucher und Bäume ihr Laub in den Stürmen des Herbstes abschütteln und anscheinend starr und leblos der Frühlingssonne entgegenharren.

Das Verlangen, auch die Vorgänge im Inneren des Baumes als die natürlichen Ursachen dieses stetigen Wechsels von Leben und Ruhe zu erkennen, hat die Geister oft beschäftigt, und ein sinniges Märchen erzählt von einem Zauberer, der die Gabe besaß, mit seinen scharfen Augen in den Baum hineinzusehen und die Bildung und Bewegung der Säfte zu schauen.

Die Wissenschaft hat dieses Märchen erfüllt, sie ist in der That eine Zauberin geworden, die das Innere des Baumes aufgeschlossen hat; sie weist uns die vielen elementaren Bausteine, aus denen der Baum von den Wurzelspitzen bis zu den jüngsten Blättern des hohen Gipfels hinauf erbaut ist, fast möchte ich sagen, sich selber erbaut hat; sie weist uns den Strom der Stoffe, die ihm als Nährmaterial zufließen, sowie der Stoffe, die aus dem Nährmaterial sich bilden; sie hat für den größten Teil dieser Vorgänge die wirkenden Kräfte aufgefunden und arbeitet unablässig daran, die Lücken auszufüllen, die in unseren Vorstellungen noch vorhanden sind, und für die sich aufdrängenden neuen Fragen die Lösung zu finden.

Aus den feinen, unmeßbar dünnen, mikroskopischen Schnitten, die in Quer- und Längsrichtungen aus allen Teilen der Pflanze entnommen werden, sind wir im stande, uns den ganzen Bau des Baumes zu konstruieren. Rinde und Holzkörper sind die beiden Teile, welche wir an einem Stamme zu unterscheiden gewöhnt sind. Vor dem mikroskopischen Blick zerfällt nun die R i n d e in eine Reihe der verschiedensten Elemente (vergl. die Zeichnungen*), welche wir in zwei Hauptmassen gruppieren können. Die eine, der Masse nach die weitaus kleinere, besteht aus Schichten abgeplatteter tafelförmiger Zellen, deren Wände in Kork verwandelt und deren Inhalt entweder völlig verschwunden ist oder an der Verwandlung in Kork mit der Wand zugleich teilgenommen hat. Die Zellen haben keine Lebens-

* Dieselben sind natürlich nicht genaue Kopien mikroskopischer Bilder, sondern stark schematisiert.

Digitized by Google

thätigkeit mehr, sie bilden den äußeren Teil der Rinde und liegen als ein schützender Mantel um den inneren Teil, die andere Hauptmasse. Diese letztere setzt sich vornehmlich aus regelmäßigen, kugeligen oder polyedrischen Zellen zusammen, welche zum Teil eine etwas größere Ausdehnung in der Richtung der Längenachse erfahren haben. Wir wollen für diese Zellen ihren wissenschaftlichen Namen Parenchymzellen einführen. Sie sind mit lebendigem Inhalt erfüllt und haben in ausgedehntester Weise an den Lebensprozessen Anteil. Gruppen dieser Zellen haben ihre Wände stark verdickt und heißen nunmehr Steinzellen. In der Verdickung kommt das Bestreben der Pflanze zum Ausdruck, den verhältnismäßig zarten und elastischen Parenchymzellen eine größere Stütze und Festigkeit zu geben. Um diesen Zweck noch besser erreichen zu können, sind in das Parenchym längere, dickwandige, zugespitzte Zellen eingeschoben, welche man als Bastfasern bezeichnet. Steinzellen und Bastfasern, deren Inhalt übrigens während des Prozesses der Wandverdickung verloren gegangen ist, werden in der Pflanzenanatomie direkt als ein mechanisches Skelett gedeutet.

Die Bastfasern, welche aus einer Anzahl von Pflanzen, Hanf, Flachs, Jute, Nessel u. s. w. behufs Anfertigung von Garnen und Geweben benutzt werden, haben sich für unseren Haushalt eine besondere Wertschätzung erworben.

Wenn in der Anlage von Steinzellen und Bastfasern ein mechanisches Bedürfnis befriedigt wird, so wird durch die Anlage besonderer Röhren für die eigentliche Aufgabe des Rindenparenchyms, eine wegsame Bahn für die Bildungsstoffe zu sein, ein geeignetes Hilfselement geschaffen. Dieselben liegen einzeln oder zu mehreren inmitten der Parenchymzellen, haben bei relativ dünnen Wänden sehr weite Hohlräume und sind durch Querwände unterbrochen, die wie Siebe durchlöchert sind. Sie haben daher den Namen Siebröhren. Ihre Bedeutung werden wir weiterhin kennen lernen.

Ich komme noch einmal auf den äußeren Teil der Rinde, auf den Korkmantel, zurück. An den jüngsten, einjährigen Ästen des Baumes ist derselbe noch nicht vorhanden. Hier wird der lebende Teil der Rinde, das Parenchym, mit Steinzellen, Bastfasern und Siebröhren von einer feinen, glashellen, durchsichtigen Haut bedeckt, durch welche die grüne Farbe zahlreicher, die Parenchymzellen ausfüllender Körner, der Chlorophyllkörner, hindurchscheint; es tritt in ihnen also in der That der Fall ein, daß wir wie durch Glas in ihr Inneres hineinsehen können. Die feine Haut, welche nur aus einer einfachen Schicht von Zellen besteht, genügt jedoch den Schutzforderungen, die durch eine Überwinterung an sie demnächst gestellt werden, nicht. Um denselben gerecht zu werden, wird schon im Herbst durch eine Vermehrung der Zellen in radialer Richtung die Haut mehrschichtig, und durch den oben erwähnten Verkorkungsprozeß kommt schließlich der dauerhafte und widerstandsfähige Korkmantel zu stande. Im Laufe der Jahre nimmt derselbe regelmäßig an Dicke zu, und häufig wird sein Wachstum noch durch die Verkorkung angrenzender Parenchymzellen unterstützt. Später greift die Verkorkung in tiefer liegende Teile des Rindengewebes ein, es werden größere Massen aus demselben herausgeschnitten, und von der Außenfläche des Baumes lösen sich meist muschelförmige und schuppenförmige Stücke los, die wir als Borke bezeichnen. Es mag noch Erwähnung finden, daß es der Korkmantel der Korkeiche ist, welcher uns das Material für den Kork liefert, solange die eben geschilderte Borkenbildung noch nicht eingetreten ist.

Was die mikroskopischen Elemente des Holzes anbetrifft, so können wir im allgemeinen die Bauidee der Rinde gewissermaßen umkehren. Dort eine Grundmasse regulärer Parenchymzellen, darin eingelagert Steinzellen, Fasern und Siebröhren; hier eine Grundmasse von Fasern und Gefäßen, dazwischen verhältnismäßig wenig Parenchym. Das gemeinsame Prin-

Digitized by Google

cip aller Holzelemente ist die verholzte Wand. Der ursprünglich vorhandene Inhalt der Zellen hat eine von den Chemikern qualitativ bestimmte Holzsubstanz erzeugt und in die Wände in großen Mengen eingelagert; in den Gefäßen und Fasern ist der Inhalt selber, nachdem er diese Aufgabe erfüllt hat, zu Grunde gegangen. Abgesehen von der verholzten Natur der Wände entsprechen die Gefäße, die Fasern und das Parenchym des Holzes den Siebröhren, den Bastfasern und dem Parenchym der Rinde. Die Gefäße haben gleich den Siebröhren weite Hohlräume und sind von Querwänden durchbrochen; die Querwände sind zwar nicht mit Siebröhren versehen, doch ebenfalls derart geöffnet, daß eine freie Kommunikation der Gefäße untereinander hergestellt ist. Die Fasern sind wie die Bastfasern langgezogene, zugespitzte, inhaltsleere Zellen, und das Parenchym des Holzes gleicht sowohl in seiner Gestalt dem Rindenparenchym als auch darin, daß es häufig mit lebendem Inhalt erfüllt ist.

Zwischen dem innersten Teil der Rinde und dem äußersten Teil des Holzes liegt ein Mantel von feinen, dünnwandigen, mit reichem Inhalt versehenen Zellen, deren Aufgabe lediglich darin besteht, in der Vegetationsperiode eines jeden Jahres durch eine lebhafte Teilung und Vermehrung das Material an Zellen für die Rinde nach außen und das Material an Zellen für die Holzkörper nach innen zu produzieren. Dieser Mantel heißt das Cambium. Der Zuwachs, welchen derselbe erzeugt, wird in der Rinde sowie im Holz in jedem Jahre in die gleichen Elemente umgebildet, das heißt, in jedem neuen Jahre erhält die Rinde einen Zuwachs von Parenchym, Steinzellen, Bastfasern und Siebröhren, das Holz einen Zuwachs von Parenchym, Holzfasern und Gefäßen. Es ist bekannt, daß im Holze eine derartig scharfe Abgrenzung der jährlichen Zuwachse entsteht, daß wir dieselben schon mit bloßem Auge als Jahresringe zu unterscheiden vermögen.

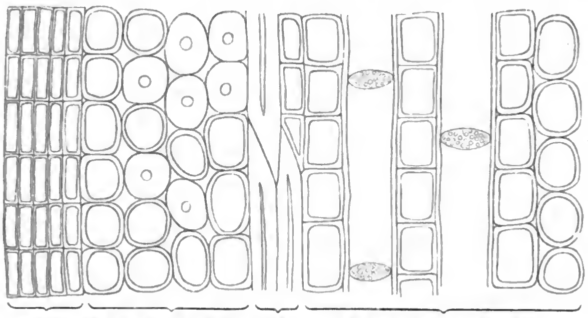
Alle Zweige und Äste des Baumes sind aus den beschriebenen Elementen zusammengesetzt. (Das Mark, ein hellfarbiges, aus mehr oder weniger abgestorbenen Parenchymzellen bestehendes Gewebe, das in jüngeren Zweigen von dem Holzkörper umschlossen wird, kommt kaum in Betracht, da es, solange es vorhanden, für die Lebensvorgänge keine größere Bedeutung hat und im übrigen bald von den wachsenden Holzmassen völlig verdrängt wird.) Auch die Wurzeln zeigen bis in ihre letzten Verzweigungen hinein die gleichen Elemente, wenn auch in einer etwas abgeänderten Anordnung.

Die Blätter besitzen in den Nerven Fortsetzungen der Gefäße des Holzkörpers; ihre Hauptmasse sind reguläre Parenchymzellen mit lebendem Inhalt und zahlreichen Chlorophyllkörnern; eine dünne, glashelle Haut, gleich der an den einjährigen Zweigen, ist ihr durchsichtiger, schützender Überzug. Die Blütenteile, Kronen- und Blumenblätter, Staubgefäße und Fruchtblätter bauen sich, da sie nichts anderes als umgewandelte Blätter sind, in derselben Weise auf.

In diesem gewaltigen, aus Zellen und Fasern, aus Röhren und Gefäßen zusammengefügten Gebäude spielen sich die Lebensvorgänge ab, denen wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. In der Zeit der lebhaftesten Vegetation, bei uns also in den letzten Frühlings- und in den Sommermonaten, äußert sich das Leben des Baumes vor allem darin, daß Stärke in den Chlorophyllkörnern der Blätter entsteht. Stärke ist ein Kohlehydrat, das heißt, es besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, und zwar sind letztere beide in demselben Verhältnis vorhanden, in welchem sie sich zu Wasser verbinden. Also können auch die Chlorophyllkörner Stärke nur aus diesen chemischen Elementen erzeugen. Unter den Nährstoffen, welche die Pflanze in sich aufnimmt, kommt die Kohlensäure der Luft und das im Erdboden vorhandene Wasser zuerst in Frage. Kohlensäure dringt mit der Luft durch die kleinen

Digitized by Google

Öffnungen, die in kaum zählbaren Mengen auf der durchsichtigen Haut der Blätter im Mikroskop zu sehen sind, in die Zellen der Blätter ein und wird dort — so wenigstens stellen wir es uns gegenwärtig vor — von den Chlorophyllkörnern unter der Einwirkung des Lichts in Kohlenstoff und Sauerstoff zersetzt; der Kohlenstoff bleibt in den Chlorophyllkörnern zurück, während der Sauerstoff der Luft wiedergegeben wird. Das Wasser, welches von den letzten Wurzelspitzen aus dem Erdboden aufgenommen wird, gelangt, durch die Gefäße und Fasern des daher oben nicht zu viel damit gesagt, daß sich der Baum selber erbaue, denn die Stärke ist das Bildungs- und Baumaterial für den gesamten Pflanzenkörper mit allen den verschiedenartigen organischen Stoffen, die in ihm enthalten sind. Dieses wertvolle Bildungsmaterial nunmehr aus dem Orte seiner Entstehung an die Orte zu schaffen, an denen es zum Aufbau neuer Pflanzenteile nötig wird, ist die nächste wichtige Lebensaufgabe. Solche Verbrauchsorte sind die jungen Knospen, deren Blätter noch nicht so weit entfaltet sind, daß der Assimilationsprozeß

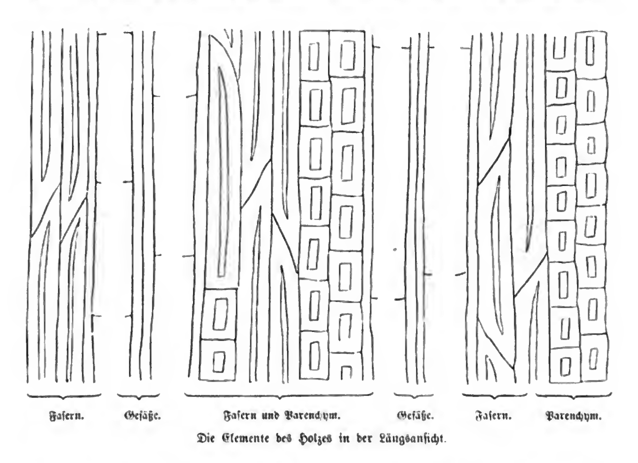


Die Elemente der Rinde in der Längsansicht.

Holzes hindurchgeleitet, weiterhin durch die Blattnerven in das Blattparenchym und trifft in den Chlorophyllkörnern derart mit dem Kohlenstoff zusammen, daß sich Stärke bildet. Die Aufnahme von Kohlensäure ist nicht, wie oft irrtümlich zu lesen ist, ein Prozeß der Atmung, sondern ein Prozeß der Nahrungsaufnahme. Die Zersetzung der Kohlensäure und die Verarbeitung des Kohlenstoffs mit dem Wasser zu Stärke ist die Assimilation der Pflanze. Durch die Assimilation bereitet sich die Pflanze somit selber aus Stoffen der unorganischen Natur organisches Material in Form von Stärke. Es war in ihnen stattfinden kann, sind ferner die Zellen des Cambiums, welches wir als den eigentlichen Bildungsherd der Holz- und Rindenmassen kennen gelernt haben, sind endlich auch die Wurzeln, welche für die Bildung neuer seitlicher Verzweigungen stets frischen Baumaterials bedürfen und welche ebensowenig wie die Cambiumzellen die Fähigkeit besitzen, sich durch Assimilation dasselbe selbst zu bereiten. Dorthin also sehen wir die Stärke aus den Zellen der Blätter auswandern. Die Wege der Wanderung sind in der Hauptsache die lebenden Teile der Rinde, das Rindenparenchym und die Siebröh-

Digitized by Google

ren. Daß hierbei die Stärke, mancherlei neuen Einflüssen ausgesetzt, sowohl in ihrer Form als in ihrer chemischen Natur Veränderung erleiden muß, läßt sich von vornherein erwarten. Schon, wenn sie die erste Zelle, den Ort ihrer Entstehung verlassen, das heißt die Wand derselben passieren will, ist es nötig, daß sie aus der Körnerform, die sie ursprünglich hat, in eine flüssige Form gebracht wird. Es geschieht dies, indem sie in ein Kohlehydrat rung mit dem Sauerstoff der Luft, welcher selbst in den dicken Rinden durch eigens dazu angelegte Poren der Zutritt immer offen steht, sodann treffen sie auch mit einer Anzahl anderer chemischen Elemente zusammen, welche, zu Salzen verbunden, in dem von der Wurzel aufgenommenen Wasser in Lösung enthalten sind und zugleich mit diesem die Pflanze durchströmen. Durch den Zutritt des Sauerstoffs wird die Atmung eingeleitet,



Die Elemente des Holzes in der Längsansicht.

von löslicher Form in Zucker oder Glykose verwandelt wird. Wir erklären uns diese Verwandlung als eine Wirkung sogenannter Fermente, das heißt chemischer Körper, die, in einer uns unbekannten Weise in den Zellen entstanden, mit einem verwandelnden Einfluß auf andere Körper, in diesem Falle die Stärke, begabt sind. Oft tritt auch eine Rückverwandlung des Zuckers in Stärke ein, so daß nur im Augenblicke der Wanderung aus der einen in die andere Zelle an Stelle der Stärke Zucker vorhanden ist. Diese Kohlehydrate geraten auf ihrer weiteren Wanderung einmal in intensive Berührung welche gerade so wie bei den Tieren mit einer Abgabe von Kohlensäure verbunden ist und bei Tage und bei Nacht, also im Gegensatz zu der Assimilation auch ohne Licht, vor sich geht. Es ist natürlich, daß durch die Atmung, die ja nichts anderes als ein Oxydations-, das heißt ein Verbrennungsprozeß der vorhandenen Stoffe ist, eingreifende chemische Veränderungen stattfinden müssen.

Von den Verwandlungen, welche die Kohlehydrate infolge einer Wechselwirkung mit den durch das Wasser zugeleiteten Salzen erfahren, ist die Umbildung in Eiweiß die wichtigste. Der Stickstoff,

Digitized by Google

welcher zum Zweck der Eiweißbildung zu dem Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff der Kohlehydrate hinzutreten muß, stammt aus den salpetersauren Salzen, welche durch das Wasser aus dem Erdboden in die Pflanze gelangen. Als Ort der Eiweißentstehung werden gewöhnlich die Siebröhren angesehen, deren Inhalt vornehmlich Eiweißmassen bilden. Man kann sich vorstellen, daß in den Pflanzenzellen eine Säure, z. B. Oxalsäure, den salpetersauren Kalk z. B. in oxalsauren Kalk verwandelt und die Salpetersäure frei wird, und daß diese sodann derart mit den Kohlehydraten in Wechselwirkung tritt, daß der Stickstoff der ersteren mit den chemischen Elementen der letzteren eine neue Verbindung eingeht, die eben Eiweiß ist. Eine Vorstellung, die dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß in der That in der Umgebung der Siebröhren viele Zellen völlig mit Krystallen von oxalsaurem Kalk angefüllt sind. Wie weit der freie Stickstoff der atmosphärischen Luft in der Pflanze Verwendung findet, ist noch nicht sichergestellt.

Die durch die Atmung und die Gegenwart der Salze neugebildeten Stoffe bleiben aber ihrerseits wiederum dem Einfluß dieser Wechselwirkungen unterworfen, und es entstehen Säuren und Harze, Farbstoffe und Gerbstoffe, es entsteht Lignin und Suberin, die Substanz des Holzstoffes und des Korkes, es entstehen die vielen anderen Pflanzenstoffe, die wir als Erzeugnisse der pflanzlichen Zelle in einem früheren Aufsatz kennen gelernt haben. Ein Teil dieser Stoffe wird als der Pflanze entbehrlich in besonderen Räumen niedergelegt oder auch ganz aus der Pflanze entfernt. Lignin und Suberin finden, wie wir beobachtet haben, in den Zellwänden des Holzes und des Korkes ihren angemessenen Ort, die unveränderten Kohlehydrate aber und die Fette, die, durch die Umlagerung der chemischen Elemente jener hervorgegangen, fast immer neben ihnen zu finden sind, gelangen zugleich mit den Eiweißmassen in die genannten Verbrauchsstätten, zu den Knospen, zu dem Cambium und den Wurzeln, und werden dort zum Aufbau der wachsenden Pflanzenteile verwendet. Doch bald haben auch diese so viel Selbständigkeit erlangt, daß die Blätter ihre Flächen entfalten und selber zu assimilieren vermögen, daß die neuen Holz- und Rindenzuwachse schon selber den Schauplatz einer Stoffwanderung und eines Stoffwechsels abgeben können, daß die frisch angelegten Wurzeln in die gemeinschaftliche Arbeit der älteren Genossen, das Wasser und die in ihm gelösten Salze aus dem Erdboden aufzusaugen, mit eintreten können, so daß, je weiter das Wachstum des Baumes fortschreitet, die Erzeugung des Bildungsmaterials den Verbrauch in immer höherem Maße überwiegt. Und wenn auch in den letzten Sommermonaten ein bedeutender Teil noch den reifenden Samen zugeführt wird, um dieselben damit wie mit einem Betriebskapital für ihre eigene, im künftigen Jahre zu erwartende Selbständigkeit auszurüsten, so bleibt doch, wenn die Blätter abgefallen sind, eine außerordentlich große Menge der Bildungsstoffe in den Bäumen zurück. Fast alle Teile derselben, ganz besonders die Rinde und die Parenchymzellen des Holzes, sind mit ihnen vollgepfropft. Zunächst will uns dies auffallend erscheinen, und es drängt sich die Frage auf, was will der Baum im Winter, in der Zeit der Vegetationsruhe, mit diesem überflüssigen Ballast? Bedenken wir aber, daß der Baum im nächsten Frühjahr noch keine frei entfalteten und arbeitsfähigen Blätter besitzt, daß sich diese erst aus den Knospen herausentwickeln und zu diesem Zwecke natürlich Nahrungsmaterial zur Verfügung haben müssen, so können wir nur die überaus weise Zweckmäßigkeit und Fürsorge bewundern, mit welcher im Sommer so viel Arbeit geleistet wird, daß auch für die erste Entwickelung des Lebens nach einer langen Winterpause im kommenden Frühling gesorgt ist. Eins aber muß uns wunder nehmen: die Ruheperiode selber. Die Knospen des Baumes sind angelegt, Nahrungsmaterial und zugleich mit diesem Wasser — denn auch

Digitized by Google

Wasservorräte werden für den Winter in den Elementen des Holzes und der Rinde angesammelt — ist in reichlichen Mengen vorhanden, auch an Wärme fehlt es in manchen Herbst- und Wintermonaten nicht so sehr, also alle Wachstumsbedingungen sind scheinbar gegeben, und doch entfalten sich die Knospen nicht, noch zeigt der Baum in anderer Weise ein Verlangen nach weiterer Entwickelung. Sind einmal die Blüten des Sommers verblüht, die Früchte gereift und die Blätter abgefallen, so ruht der Baum unbedingt längere Zeit von der rastlosen Arbeit des Sommers. Wir sind durch die gesetzmäßige alljährliche Wiederkehr dieser Erscheinung von Jugend auf an sie gewöhnt und nehmen sie als etwas ebenso Notwendiges hin wie den Wechsel der Jahreszeiten selber. Wir haben wohl auch das Recht, dieselbe mit der abnehmenden Wärme in Zusammenhang zu bringen. Daß wir aber nicht allein in dieser die innere Notwendigkeit der winterlichen Ruheperiode suchen dürfen, zeigt einmal die Thatsache, daß in wärmeren Herbst- und Wintermonaten, wenn auch vereinzelt hier und da sich Knospen zu öffnen vermögen, doch nicht ein allgemeines Weiterwachsen in unserer Pflanzenwelt eintritt, zeigt ferner die Thatsache, daß unseren Bemühungen, in Wärmehäusern und Treibhäusern ein früheres Austreiben der Knospen hervorzurufen, doch immer eine bestimmte Grenze gesetzt ist. Der um die physiologische Forschung hochverdiente Botaniker Sachs hat einmal mit aller Vorsicht der Vermutung Ausdruck gegeben, es möchte vielleicht die Ruhepause für den Baum notwendig sein, um die oben erwähnten Fermente in den Reservebehältern heranzubilden, welche sodann im Frühling die Stärke, die Fett- und Eiweißmassen in lösliche transportable Form umzuwandeln haben. Bei dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens hierüber bleibt es aber nur eine geistvolle Vermutung. Es haben neuerdings auch Beobachtungen gezeigt, daß noch nach dem Blattfalle in den ersten Herbstmonaten und vor dem Aufknospen in den letzten Wintermonaten im Inneren des Baumes Verwandlungen der Reservestoffe vor sich gehen, gleichsam als wolle der Baum zu Beginn und am Schlusse der Ruheperiode das angehäufte Material auf seine Verwendbarkeit prüfen. Im ganzen befindet sich unsere Wissenschaft auf diesem Gebiete noch in völliger Dunkelheit.

Sind wir aber auch nicht im stande, den Stillstand des Lebens im Winter zu erklären, so können wir uns doch rühmen, wenigstens einige Kenntnis von Kräften gewonnen zu haben, welche für die Lebensvorgänge selber von Bedeutung sind. Um noch einen kurzen Blick auf diese zu werfen, schließen wir am besten unsere Beobachtungen, indem wir der Winterruhe entschlossen ein Ende setzen, an das Erwachen des Lebens im Frühling an, an den Moment, in welchem der Baum anscheinend aus dem Schlafe erwacht und mit dem Drängen der Knospen zur Entfaltung das Wasser und die Reservestoffe aus ihren Winterbehältern in Bewegung gesetzt werden, so daß sie nunmehr von Zelle zu Zelle strömen, bis sie diejenigen Zellen erreichen, welche zu wachsen im Begriffe sind. Es ist eine bekannte physikalische Kraft, durch deren Wirkung dieser Strom in Bewegung erhalten wird. Sie heißt Diosmose, und ihr Wesen besteht darin, daß Flüssigkeiten oder Lösungen von Stoffen, welche, unmittelbar in Berührung miteinander gebracht, sich völlig vermischen würden, auch in den allseitig geschlossenen Zellen durch die Wände hindurch eine Anziehung aufeinander ausüben und sich auszugleichen bestrebt sind. So kommt es, daß die wasserreichen Zellen in Holz und Rinde den noch wasserarmen Zellen der Knospen von ihrem Reichtum abgeben, daß sich in Knospenzellen daher kleine Wassermengen als Zellsaft ansammeln, welche nun auch schon Anspruch auf die in dem Zellsaft der umgebenden Zellen vorhandenen gelösten Bildungsstoffe erheben, und daß ihnen die letzteren auch bereitwillig zum Zwecke eines Ausgleichs der Lösungen zugestellt

Digitized by Google

werden. Da aber die frisch eingeführten Stoffe von den jungen Zellen sogleich verbraucht, das heißt in andere Stoffe umgewandelt werden, so bleibt das Bedürfnis des Ausgleichs stetig bestehen und macht sich in immer weiter zurückliegenden Zellen geltend. Es ist gewissermaßen durch dieses Ausgleichungsbestreben eine Anziehung der wachsenden Teile gegeben, welche bis zu den letzten mit Bildungsmaterial erfüllten Zellen zurückwirkt. Die Kraft allerdings, welche der diosmotischen Thätigkeit ihrerseits den ersten Anstoß giebt, kennen wir nicht. Thatsache aber ist, daß der Stoffaustausch und die Stoffwanderung im Pflanzenkörper ihre Erklärung durch die Diosmose findet.

Sehr viel schwieriger dagegen ist es, die Kräfte zu erkennen, welche das Wasser aus den tiefsten Wurzelspitzen in die Blätter der Krone hinaufheben. Die Wege, in welchen der Wasserstrom erfolgt, sind uns bekannt, es sind, wie wohl fast zweifellos sichergestellt ist, die Hohlräume der Gefäße und Fasern des Holzes. Aus der Physik sind uns zwei Kräfte bekannt, welche ein Aufsteigen von Flüssigkeiten bewirken können. Die eine ist die Kapillarität, welche in engen Röhren durch eine Anziehung der Röhrenwände auf die Flüssigkeit die letztere hinaufzieht, die andere ist die Wirkung des Druckes der atmosphärischen Luft, wenn in den Röhren nur ein geringer oder überhaupt kein Luftdruck vorhanden ist. Experimentelle Untersuchungen haben gezeigt, daß der Kapillarität für die Hebung des Wassers in der Pflanze nur wenig Bedeutung zugesprochen werden kann; von größerer Wichtigkeit ist der Druck der atmosphärischen Luft, für dessen Wirkung die Bedingung gegeben ist, da infolge einer transpirierenden Thätigkeit der Blätter in den Gefäßen derselben luftverdünnte Räume erwiesenermaßen entstehen. Da aber auch der Luftdruck selbst für völlig luftverdünnte Räume nicht unbegrenzt wirkt und eine Wassersäule über zehn Meter hinaus nicht emporheben kann, da außerdem die Luftverdünnung selber in dem Baume nicht weit zurückreicht, so erklärt sich auch auf diese Weise das Aufströmen des Wassers in hohen Bäumen nicht. Es müssen hier notwendig noch andere Kräfte ihr Spiel treiben, deren eigentliches Wesen uns noch unbekannt ist.

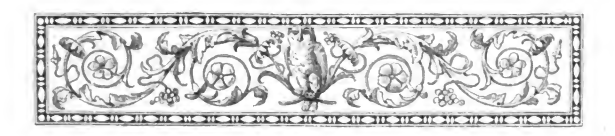
So wenig wir, es sei mir der Ausdruck gestattet, den physikalischen Teil der Lebensvorgänge in ausreichender Weise zu erklären vermögen, so wenig Klarheit und Gewißheit besitzen wir von dem chemischen Teil der Lebensarbeit in der Pflanze. Berühren wir schon in der geschilderten Wirkung der Fermente mehr das Gebiet der Wahrscheinlichkeit, so stehen wir fast noch völlig unwissend vor den Kräften, durch deren Zusammenwirken die Ausbildung der pflanzlichen Stoffe bedingt wird.

In leichter Weise half man sich ehedem über die Schwierigkeiten hinweg, eine Lebenskraft annehmend, welche die Verantwortung für alles das tragen mußte, was in dem lebendigen Pflanzenkörper geschieht. Für die heutige Wissenschaft hat aber die Lebenskraft nur den Wert eines Begriffes oder im besten Fall den Wert eines zusammenfassenden Ausdrucks für die Summe aller den Lebensprozeß hervorrufenden physikalischen und chemischen Kräfte. Denn wir können unmöglich annehmen, daß sie etwas Besonderes, außerhalb jedes natürlichen Gesetzes Stehendes sei. Sie in ihre einzelnen Summanden aufzulösen, ist jedoch das Bestreben der physiologischen Forschung. Das Goethesche Wort aber:

Dann hast du die Teile in deiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band,

kann hier nicht zur Wahrheit werden, denn das geistige Band selbst, die große Frage nach dem Leben, muß ja Ausgangspunkt und Endziel unserer Arbeit sein und bleiben.

Digitized by Google



Litterarische Notizen.



Es war ein guter und glücklicher Gedanke, unter dem Titel **Luthers Werke für das christliche Haus** neben die verschiedenen Ausgaben derselben, welche der Fachwissenschaft dienen, auch einmal eine gut gewählte und billige Volksausgabe der bedeutendsten Schriften zu stellen, um damit der Nation einen Klassiker wiederzuschenken, den sie als solchen ungebührlich vergessen hatte. In dies Verdienst teilen sich die Herausgeber Pfarrer Lic. Dr. Buchwald, Prof. Dr. Kawerau, Konsistorialrat Prof. Dr. Köstlin, Pfarrer Lic. Rade und Pfarrer Ew. Schneider und die Verlagshandlung C. A. Schwetschke u. Sohn (Appelhans u. Pfenningstorff) in Braunschweig. Die Ausführung entspricht, soweit sich nach den in rascher Folge erschienenen zehn ersten Lieferungen urteilen läßt, durchaus dem Entwurfe und den Erwartungen, welche man von den Herausgebern hegen durfte, unter denen sich ja mehrere der besten Kenner der Reformationsgeschichte befinden. Luthers deutsche Schriften sind maßvoll in der sprachlichen Form erneuert, die lateinischen mit feinem Sprachgefühl so verdeutscht, daß ein Hauch unaffektierten Luthertones darüber liegt. Nur eins möchten wir für eine zu hoffende zweite Ausgabe zur Erwägung anheimstellen, es betrifft die Anordnung: mußten Luthers Schriften in reformatorische, polemische, erbauliche u. s. w. gesondert werden, was immer schon bedenklich und nur a potiori zutreffend ist, so hätte man doch wenigstens innerhalb dieser Abteilungen die historische Folge festhalten, nicht aber die Schriften des Mönches und des Kirchenhauptes durcheinander drucken sollen. Auch den übrigens sehr zweckmäßig gehaltenen Einleitungen würde diese Anordnung zu gute kommen. Von den angekündigten polemischen Schriften dürfte vielleicht die eine oder andere in einer Volksausgabe ohne Schaden fehlen können, so der „Wider Hans Worst", der zudem ohne nähere Kenntnis der Zeit, die eine knappe Einleitung doch nicht vermitteln kann, eine wenig erbauliche Lektüre ist. Die ganze Sammlung ist fürerst auf etwa vierzig Lieferungen berechnet und wird auch eine Auswahl der Tischgespräche und Briefe mit umfassen; beigegeben werden eine Reihe zuverlässiger Lutherporträts und eine Lebensbeschreibung des Reformators aus Rades Feder. Wir wünschen dem Unternehmen, das heute angesichts der heillosen Verunglimpfungen und Entstellungen des Reformationswerkes aus ultramontanem Lager zeitgemäßer ist als je, den gedeihlichsten Fortgang und werden seinerzeit darüber berichten.

* * *

Unter dem Titel **Zur deutschen Dante-Litteratur** (Leipzig, B. G. Teubner) giebt G. Locella eine Übersicht des Dante-Studiums in Deutschland, insbesondere der Übersetzungen, die in überraschender Weise die Fülle des auf Dante verwandten deutschen Fleißes erkennen läßt, welchem doch auch ein Interesse beim größeren Publikum entsprechen muß. Allein das Jahr 1865 brachte über fünfzig deutsche Dante-Schriften und -Aufsätze, die Jahre 1867 und 1876 fast ebensoviel, und an Übersetzungen erschienen in den letzten dreißig Jahren nicht weniger als acht vollständige und sieben fragmentarische. Unter den letzteren hebt auch Locella als wohlgelungen die Verdeutschung der **Hölle** durch Dr. med. C. Bertrand hervor (Heidelberg, G. Koester). Durch Verzicht auf den Reim, der gerade bei Dante die Schwierigkeiten einer getreuen Wiedergabe ins Ungemessene steigert, ist hier in der That — nach Stichproben zu urteilen — in fließender, edler und verständlicher Sprache der strengste Anschluß an das Original erreicht und zumal dem Geiste der Dichtung nichts vergeben.

Einer besonders eifrigen Pflege erfreut sich Dante seitens der katholischen Litteraturgeschichtschreibung, namentlich seit die Philosophie des Thomas von Aquino neuerdings wieder als die katholische schlechthin empfohlen und

Digitized by Google

studiert wird, jene Philosophie, welche die Grundlage der Danteschen Theologie bildet. In diesem Sinne hat Franz Hettinger die **Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt** (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung) herausgegeben, eine umfassende und tiefgründige Arbeit, welche bereits in zweiter Auflage vorliegt. Ein Einleitungskapitel berichtet das Wesentliche über des Dichters Leben und Schriften. Das nächste orientiert über die Grundidee der Komödie. Hettinger vermittelt dabei maßvoll zwischen den Vertretern der sittlich-religiösen und der historisch-politischen Auslegung. In den nächsten Abschnitten sucht er in einer eingehenden Behandlung der drei Teile des gewaltigen Gedichtes den Weg nachzuzeichnen, auf dem Dante die Menschheit zur zeitlichen und ewigen Glückseligkeit weist. Die Schlußkapitel entwickeln noch einmal ausführlich Dantes Idee der sittlichen Weltordnung, dann zusammenfassend seine Theologie und Politik. Ohne zu bemänteln, wie entschieden sich der Dichter als Ghibelline und Aristokrat gegen die weltlichen Päpste und die ganze Entwickelung des Papsttums seit Konstantin ausspricht, ist der Verfasser doch bemüht zu zeigen, daß Dante sich mit den Lehren und den Institutionen der Kirche selber in vollem Einklang befand — unserer Überzeugung nach mit gutem Recht: so wenig es dem konfessionellen Katholicismus jemals gelingen wird, Shakespeare zu dem Seinigen zu machen, so wenig läßt sich Dante als Herold des neuen Italiens oder der modernen Geistesfreiheit in Anspruch nehmen. Gegen die sonstige Parteistellung des Verfassers, wie sie namentlich in historischen Seitenblicken zu Tage tritt, zu polemisieren, ist hier nicht der Ort und lohnte auch wohl schwerlich der Mühe.

Zwei weitere Dante-Schriften beschäftigen sich mit einer alten Streitfrage, deren Lösung nachgerade hoffnungslos erscheint: **Beatrice. Geist und Kern der Danteschen Dichtungen.** Von G. Gietmann, S. J. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung), und **Dantes Beatrice im Leben und in der Dichtung.** Von Oskar Bulle (Berlin, Paul Hüttig). Während Gietmann nachzuweisen sucht, daß schon die Beatrice der Jugendgedichte nichts als eine Allegorie und zwar die der Kirche sei — ihr Tod das Symbol der babylonischen Gefangenschaft der Päpste in Avignon! — will Bulle noch die Beatrice der Commedia als volle Persönlichkeit, als Idealbild der historischen Beatrice Portinari, aufgefaßt wissen und meint die Art, wie Dante sie im eigentlichen Sinne verhimmelt, aus dem Frauenkultus der mittelalterlichen Minnepoesie erklären zu können; daher das bezeichnende Motto seines Buches „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“. Beides sind einseitig gewaltsame Ausdeutungen, gegen welche ein Teil des poetischen Quellenmaterials Widerspruch erhebt: eine Anzahl der Jugendgedichte läßt sich schlechterdings nicht anders als durch irdische Liebe veranlaßt verstehen, andererseits hat die Beatrice des Paradieses von menschlicher Persönlichkeit nichts mehr. Die Grenze scheint Dante selbst absichtlich verwischt zu haben, und zwar bildet die Prosa der Vita nuova und des Convito, sowie einige eigens hierzu gedichtete Kanzonen und Sonette den Übergang. Hier vernebeln die plastischen Gestalten der Jugendlieder zu Allegorien, und nichts hindert uns, anzunehmen, daß Dante geflissentlich jene weltliche Liebe nachträglich zu einer geistigen umstempelte, wie die Kirche es mit dem Hohenliede gethan. War auf diese Weise Beatrice einmal zum Symbol der Theologie, des Glaubens oder der Kirche geworden, so war die Beibehaltung und Weiterführung dieser allegorischen Gestalt in dem krönenden Hauptwerke eine zweckdienliche Konsequenz: so erst schloß sich Dantes gesamte Dichtung zu einem einheitlichen Lebenswerke zusammen, und die Fiktion, als habe seine Minne stets der himmlischen Beatrice gegolten, erhielt eine augenscheinliche Stütze. Auch dieser Auffassung, die übrigens im wesentlichen nicht neu ist, stehen manche Bedenken gegenüber, immerhin erscheint sie mir einstweilen als die annehmbarste.

* * *

Catalonische Troubadoure der Gegenwart. Verdeutscht und mit einer Übersicht der catalonischen Litteratur eingeleitet von Joh. Fastenrath. (Leipzig, C. Reißner.) — Eine Auswahl aus der lyrischen Produktion von neunzig lebenden oder kürzlich verstorbenen spanischen Provinzialpoeten, zweihundert Gedichte auf rund fünfhundert Seiten! Hier wäre ein Viertel mehr als das Ganze und mehr als genug gewesen. Ein baltisches, ein Tiroler Dichterbuch, wenn darin auch naturgemäß das Geringwertige überwiegt, hat doch für uns immer das Interesse, daß uns daraus unser Fleisch und Blut, unsere Denk- und Empfindungsweise in charakteristischer Stammesfärbung entgegentritt. Aber was kann uns der Dilettantismus des Auslandes bieten? Und blanker Dilettantismus ist diese Poesie zu drei Vierteln. Eine Sprache und eine Metrik von beneidenswerter Handlichkeit, ein Horizont von beneidenswerter Enge ermöglichen es der Mehrheit dieser Troubadoure, zu singen, wie der Vogel singt. Zu alledem aber hat sie noch Don Juan Fastenrath in sein geliebtes Deutsch übertragen: ewig dasselbe Brimborium der großen und süßen

Digitized by Google

Worte, dieselben Relativsätze („der da"), dieselben gewaltsamen Apokopen der Endungen. Cui bono?

* * *

Ernste Spiele. Vorträge, teils neu, teils längst vergessen, von J. E. Erdmann. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Diese Seitenschößlinge einer vierzigjährigen gesegneten Lehrthätigkeit, die der hallische Nestor der deutschen Philosophen hier zum viertenmal gesammelt dem gebildeten Publikum vorlegt, werden durch den Titel auf das glücklichste charakterisiert. Spiele sind es neben der systematischen Forschung, Spiele gegenüber dem sogenannten Ernst des Alltagslebens, Spiele ihrem leichten, zuweilen graziös tändelnden, immer humorvollen Tone nach. Aber hinter diesen behaglichen Plaudereien birgt sich ein hoher und reiner Ernst, der darum, wo er hervortritt, seines Eindruckes um so gewisser ist, eine Freiheit und Größe der Weltanschauung, die eben in dieser Form wahrhaft befreiend und erhebend auch auf den Leser wirkt. Das alte Wort von goldenen Äpfeln in silberner Schale paßt auch auf die Ernsten Spiele, als wäre es dafür erfunden. Es läßt sich kaum etwas Bildenderes im besten Sinne denken als diese Essays — ich greife nur einige ohne Wahl heraus — über das Nationalitätsprincip, über Schwärmerei und Begeisterung, über Wissen und Können, über die Dummheit, und zugleich kaum etwas Fesselnderes: die Kunst zumal, aufregende Paradoxien, gleichsam Dissonanzen des Denkens, mittels ebenso neuer als glücklicher Übergänge in lautere Harmonie aufzulösen, versteht Erdmann meisterlich und erreicht damit oft eine künstlerische Spannung in der Abhandlung, die sonst nur der Erzählung eigen ist.

An Erdmanns Vorträge reiht sich würdig — nicht wegen, sondern trotz dreier Auflagen binnen Jahresfrist — das Büchlein **Über Lesen und Bildung**, Umschau und Ratschläge von Anton E. Schönbach (Graz, Leuschner u. Lubensky). In ebenso gedankenreicher als frischer und lebensvoller Darstellung entwickelt der Verfasser die allmähliche Wandlung und Verschiebung des Bildungsbegriffes seit dem Altertum und legt damit die Sonde in die empfindlichsten Schwächen des geistigen Lebens unserer Zeit. Eine Hauptursache derselben findet er mit Recht in dem Verfall der Selbstbildung. Wie diese durch echtes Lesen gefördert werden könne, dazu giebt er Ratschläge im allgemeinen und besonderen, mustert die moderne deutsche Erzählungslitteratur — eine Reihe feingeschnittener Silhouetten — und die Größen des Realismus und stellt schließlich eine auserlesene Bibliothek zusammen, die, ohne absolute Gültigkeit zu beanspruchen, doch den verschiedensten Gebieten und Richtungen der Litteratur gerecht zu werden sucht. Besondere Hervorhebung verdient die schlichte, vollkommen phrasenfreie und dabei von dem reinsten Idealismus getragene Darstellungsform, die den segensreichen Einfluß der amerikanischen Essayisten auf jeder Seite verspüren läßt.

Schönbachs Mahnung zum echten Lesen läßt uns einen bedenklichen Seitenblick auf die Broschürenflut werfen, die in stetig steigender Masse den Büchermarkt überschwemmt und in unserer hastenden Zeit neben den Tagesblättern, den Wochen- und Monatsschriften für einen großen Bruchteil unseres Volkes den wesentlichsten Lese- und Bildungsstoff abgiebt. Wohl kann in einem Bogen mehr Arbeit und Förderung stecken als in einem dicken Folianten, allein diese Bogen gehören zumeist der Fachlitteratur an: was dem größeren Publikum geboten wird, sind entweder in Druck gegebene populäre Vorträge über Themata aus allen Gebieten des sogenannten Wissenswürdigen, also Reiseprofessoren in papierner Gestalt, oder die Tageserzeugnisse der Polemik in Zeit- und Streitfragen. Gewiß findet sich unter den Hunderten von Heften der Virchow-Holtzendorffschen **Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge** (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.), der **Deutschen Zeit- und Streitfragen** (ebenda), der **Öffentlichen Vorträge in der Schweiz** (Basel, Benno Schwabe), der **Zeitfragen des christlichen Volkslebens** (Stuttgart, Chr. Belser), der **Deutschen Vorträge** (Posen, Louis Merzbach), der **Vorträge**, herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Verein von New-York, und wie die Unternehmen sonst heißen, viel Gutes, manches Vortreffliche — zumal die New-Yorker Publikationen von Knortz, Holls, Senner u. a. erfreuen durch eine einheitliche und gediegene Eigenart in Stoff und Behandlung —; aber im Interesse der Bildung, welche Schönbach verficht, müssen wir das Überhandnehmen dieser Vortragslitteratur entschieden beklagen. Man sieht vor Büschen fast den Wald nicht mehr. Und nun erst die Wolken von Streitschriften, welche jede Bewegung in Litteratur, Politik und Gesellschaft aufwirbelt: Dutzende von Heften und Heftchen über die Weltsprache (oder vielmehr die fünf verschiedenen Weltsprachsysteme, die seit Schleyers Auftreten „erfunden" sind), die bald als Universalremedium gegen die Überbürdungskrankheit gepriesen, bald als verhängnisvoller Rückschritt verdammt wird; weitere Dutzende für und wider die Bewegung der Sprachreiniger, und vollends ein Schock — bald hätte ich gesagt tausend und zwei — über die Gymnasialreform, die sich allmählich zu einer Schulreform ausgewachsen hat. Glücklich, wer nicht von Amts wegen nötig hat, diese

Digitized by Google

Partituren von größtenteils unaufführbarer Zukunftsmusik durchzustudieren! Man kann die höchste Achtung vor den wackeren Schulmännern aller Richtungen hegen, die es für ihre Pflicht halten, öffentlich in wohlerwogener Rede Panier aufzuwerfen für ihre persönliche oder ihre Parteianschauung, aber alle diese mühevollen Berechnungen, diese unwiderleglichen Beweise und vernichtenden Widerlegungen, wen sollen sie gewinnen, wen belehren? Die Entscheidung über die deutsche Schule der Zukunft liegt nicht in den Händen ihrer Leser, sondern an einer Stelle, an welcher die Publizistik keinen Eindruck macht und ihre besten Leistungen höchstens als „schätzbares Material" zu den Akten gelegt werden dürften. Handelte es sich noch um zwei ringende Mächte, wie einst um Realschule und Gymnasium, so möchte der Meinungsaustausch den Segen der Klarheit bringen, heute bei „341 Reformvorschlägen" erhöht er die Konfusion. So viel zur Begründung, warum wir unsere Leser mit Referaten aus dem Getümmel des Schulkampfes verschonen, so sehr es lockte, auch einmal das Streitroß zu satteln und eine Lanze einzulegen für — das ganz alte, längst vom Zeitgeist überwundene humanistische Gymnasium, dem neulich Jakob Moleschott in seiner schönen Lebensskizze des holländischen Physiologen **Franziskus Kornelius Donders** (Gießen, E. Roth) ein letztes Wort ehrender Anerkennung nachgerufen hat, ein Wort, das aus diesem Munde doppelt schwer wiegt.

Aus der Masse der sonstigen Tageslitteratur seien im folgenden einige Schriften hervorgehoben, welche ein dauerndes Interesse beanspruchen können. Das gilt zunächst von der scharfen Kritik, die Paul Nerrlich in den Aufsätzen **Herr von Treitschke und das junge Deutschland** (Berlin, Rosenbaum u. Hart) an einem Teile des vierten Bandes von Treitschkes Deutscher Geschichte geübt hat. Daß der große Publizist Quellen und Citate mitunter etwas gewaltsam behandelt, ist noch aus dem Baumgartenschen Streite in gutem Gedächtnis. Mit Recht tadelt auch Nerrlich die tendenziöse Gruppierung und Beleuchtung der Thatsachen, die Herbheit und Oberflächlichkeit der litterarischen Urteile, die Inkorrektheit der wörtlichen Anführungen, mit Recht hebt er zumal Heines geschichtliche Bedeutung hervor; im einzelnen freilich führt ihn sein Rettungseifer wieder gar zu weit: mit dem Prozesse Heine gegen Platen läßt sich schlechterdings keine Mohrenwäsche vornehmen, hier ist die Gemeinheit nicht hinwegzudisputieren, und selbst der neueste Heineapostel Alfred Christlieb Kalischer, der in seiner Schrift **Heinrich Heines Verhältnis zur Religion** (Dresden-N., Ferd. Oehlmann) dem jüdischen Aristophanes ein „entschieden religiöses Gemüt" vindiziert, hat für diese häßliche Geschichte nur einen „entschiedenen Tadel". Da wir einmal auf litterargeschichtliches Gebiet geraten sind, so mag hier noch die feinsinnige Arbeit von Leopold Jacoby: **Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands Dichterin** (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) erwähnt sein, die außer einer allgemeinen Charakteristik sehr hübsche Beobachtungen über Sprache und Versbehandlung und eine treffliche Analyse einer der besten Balladen der Droste bietet. Mitten in die „Aktualität" des Tages führt uns die vielbesprochene und vielverketzerte Schrift **Gedanken über Bismarck** von Max Bewer (Dresden, Druckerei Glöß) zurück. Wir haben es hier nicht mit ihrer politischen, sondern mit ihrer ästhetischen Würdigung zu thun, und da läßt sich schlechterdings nicht leugnen, daß Bewer nicht bloß ein gewandter und geistreicher Stilist ist, sondern geradezu ein Meister in der von ihm gewählten knappen Form aphoristischer Charakteristik. Wie er für jede Seite seines Helden die Fähigkeit hingebenden Nachempfindens besitzt, so beherrscht er die Skala der Ausdrucksfarben vom schnöden Spott bis zum hinreißenden Pathos, sein Witz erhebt sich von den zufälligsten und willkürlichsten Beziehungen, den barockſten Paradoxien zu der zwingenden Überzeugungskraft großer ethischer Gesichtspunkte. Je weniger wir diesen Ton bei uns zu Lande gewohnt sind, um so freudiger müssen wir einen solchen Vertreter desselben begrüßen.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**

Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz

Königlich Sächsische Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallendes wird bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Herren-Wäsche.

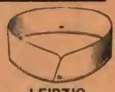
Leinene Kragen. Beste Qualität.



LEO.
4½ Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.30.
Stück: „ —.57.



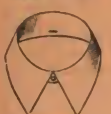
HISPANIA.
3¾ Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.30.
Stück: „ —.57.



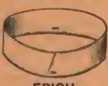
LEIPZIG.
6 Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 7.30.
Stück: „ —.65.



WOLF.
4½ Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.30.
Stück: „ —.57.



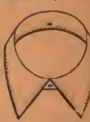
TORPEDO.
Umschlag 8 Cm. breit.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 7.80.
Stück: „ —.70.



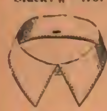
ERICH.
4¾ Cm. hoch.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.30.
Stück: „ —.57.



CURT.
4 Cm. hoch.
Weiten: 34—45 Cm.
Dtzd.: M. 5.80.
Stück: „ —.53.



WALDEMAR.
Umschlag 7 Cm. breit.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 7.50.
Stück: „ —.67.



FEDOR.
Umschlag 7½ Cm. breit.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.80.
Stück: „ —.62.

Vorderschluss-Hemd.

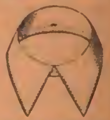


Qual. 3. Muster Nr. 120.
Das Stück M. 5.—.

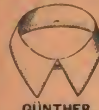
Rückenschluss-Hemd.



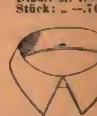
Qual. 2. Muster Nr. 333.
Das Stück M. 4.50.



WALLENSTEIN.
Umschlag 8½ Cm. breit.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 7.80.
Stück: „ —.70.



GÜNTHER.
Umschlag 6½ Cm. breit.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.80.
Stück: „ —.62.



PIUS.
Umschlag 6½ Cm. breit.
Weiten: 36—45 Cm.
Dtzd.: M. 6.30.
Stück: „ —.57.

Leinene Manschetten. Beste Qualität.



CAMILLO.
4 fach.
Breite 11 Cm.
Weiten: 22-26, 28 Cm.
Dtzd.-P.: M. 9.50.
Paar: „ —.85.

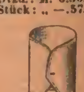


KUNO.
4 fach.
Breite: 11 Cm.
Weiten: 22-26, 28 Cm.
Dtzd.-P.: M. 9.50.
Paar: „ —.85.



LONDON.
4 fach.
Breite: 13 Cm.
W.: 22-26, 28, 30 Cm.
Dtzd.-P.: M. 10.25.
Paar: „ —.92.

VALENTIN.
4 fach.
Breite: 11 Cm.
Weiten: 20—26, 28 Cm.
Dtzd.-P.: M. 9.—.
Paar: „ —.80.

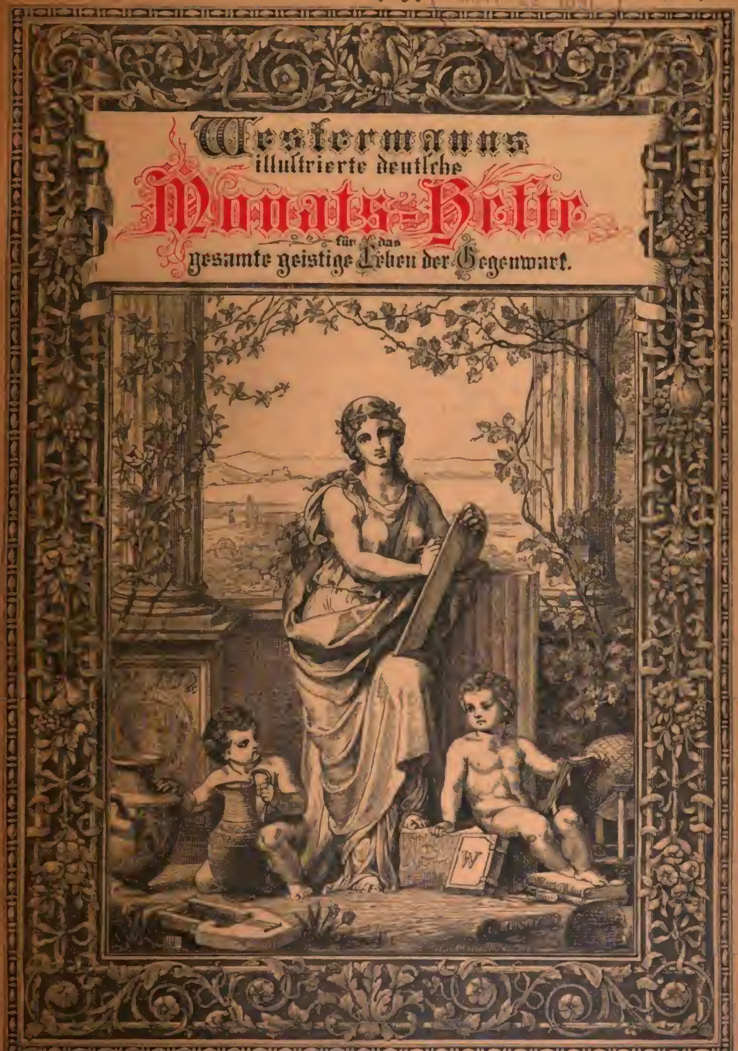


OREST.
3 fach.
Breite 11 Cm.
Weiten: 20—26 Cm.
Dtzd.-P.: M. 7.50.
Paar: „ —.67.

Ausführliches über alle Arten Herren-Wäsche enthält der Special-Catalog, welcher unberechnet und portofrei versandt wird.

35. Jahrg. Mai 1891. Heft 416.

HARVARD COLLEGE MAY 22 1891



Braunschweig

Inhalt.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält Beilagen von:

dem Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur in Berlin, betr. Büchner: „Das goldene Zeitalter“.

dem Verlag der Artistischen Union in Berlin, betr. Dr. Vianna de Limas Momentbilder „Nach der Natur“.

der Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. in Hamburg, betr. „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ und „Deutsche Zeit- und Streit-Fragen“.



Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre.

Roman
von
Ossip Schubin.

II.

Am Tage nach dem Begräbnis schlich der Strachinsky gefühlvoll in dem Zimmer umher, in welchem seine Frau gestorben war. Er seufzte häufig. Von Zeit zu Zeit stellte er sich ans Fenster und besah sich den Frühling. Dann wendete er sich von neuem in das Zimmer zurück. Mit einemmal hefteten sich seine Augen auf ein Löschblatt, das auf dem Schreibtisch der Verstorbenen liegen geblieben war.

Sie hatte eine sehr große Schrift gehabt, und das Wort, welches er natürlich verkehrt darauf abgedruckt sah, gab ihm zu denken. Er hob das Löschblatt an seine Augen, mit wenig Mühe entzifferte er: „Mein letzter Wille!"

Er runzelte die Stirn. Also hatte sie doch ein neues Testament gemacht, sagte er sich. Daß es nicht zu seinen Gunsten lauten würde, daran konnte für ihn trotz seiner großen Selbsttäuschungsfähigkeit kein Zweifel bestehen. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Wo war das Testament? fragte er sich. Wahrscheinlich in ihrem Schreibtisch. Aber wo waren die Schlüssel dazu? Die Schlauheit, die mitten aus seinem erschlafften Denkvermögen immer noch zu Tage trat, sobald er sich in seinen Bequemlichkeiten bedroht fühlte, kam ihm zu Hilfe. Er erinnerte sich, daß seine Frau ihre Schlüssel stets in einem kleinen Schiebfach ihres Nachttisches aufzubewahren pflegte. Es war nicht anzunehmen, daß während des jammervollen, konfusen Durcheinanderrennens, welches auf ihren Tod gefolgt war, bereits irgend jemand daran gedacht hätte, diese Schlüssel zu entfernen. In der That fanden sie sich vor. Er öffnete das Mittelfach des Schreibtisches. Da lag ein großer, versiegelter Briefumschlag mit der Aufschrift: „Mein letzter Wille." Der Ritter ließ das Dokument in seine Tasche gleiten und legte die Schlüssel an ihre alte Stelle zurück.

Im selben Moment öffnete sich die

Digitized by Google

Thür und Erika trat ein. Sie sah jammervoll aus. Abgemagert nicht zum Erkennen, blaß, mit zersprungenen Lippen und dunklen Streifen unter den stumpf blickenden Augen. Sie trug ein Trauerkleid, welches ihr die Mutter für das Begräbnis des Brüderchens eilig zusammengeflickt, und das ihr im Laufe des Winters zu klein geworden war. Trotzdem die Sonne hell schien, machte sie den Eindruck zu frieren, auch verriet sich in jeder ihrer Bewegungen das scheue, geängstigte Wesen eines Hundes, der seinen Herrn verloren hat und sich beständig irgendwo verkriechen möchte. Die Strammheit, welche sie sonst ihrem Stiefvater gegenüber an den Tag legte, war gänzlich verschwunden. Alles in ihr, Herz, Geist und Seele, war gebrochen.

„Was wolltest du hier?“ fragte der Ritter mißtrauisch.

Sie sah ihn groß, fast erstaunt an, während zugleich alles in ihr vor Schmerz zitterte. „Was soll ich wollen?“ murmelte sie mit schwach klingender, heiser geweinter Stimme, „zur Mutter möcht ich!“ Sie sagte es für sich, nicht für ihn — sie schien seine Anwesenheit vergessen zu haben. Ihr weißes Kinn fing an zu zittern, ihr Mund verzerrte sich, die Thränen stürzten ihr aus den Augen —

Nein, dieses erbarmungswürdige Geschöpf war nicht gekommen, um nach einem Testament zu suchen! Der allezeit zur Sentimentalität geneigte Ritter seufzte erleichtert auf, steckte den Finger in die Augen und verließ das Zimmer. Kaum war er fort, so wendete sich Erika mit unsicheren, wie im Dunklen tappenden Bewegungen um. Ihr Blick fiel auf das leere, von jeglichem Bettzeug entblößte Lager. Wie ein seit Jahren unbenutztes Bett in einer Rumpelkammer sah es aus. Schaudernd kehrte sie sich ab. Sie legte die Hand an die Stirn — ja, was hatte sie denn eigentlich hier gewollt? Jetzt fragte sie sich's selbst. Mit einemmal hefteten sich ihre Augen auf einen schwarzen, an seinem Saume mit Lehm beschmutzten Rock auf dem Kleiderrechen neben der Thür. Das war dasselbe Kleid, in welchem sie ihre Mutter hatte über die Wiese eilen sehen am Tage vor deren Tode. Sie griff danach wie nach etwas Lebendem und schmiegte sich wimmernd in die dunklen Falten, in denen der Duft der Mutter hängen geblieben war.

Der Strachinsky hatte sich indes in sein Zimmer eingeschlossen, das verhängnisvolle Testament war noch in seiner Tasche, er hatte es bis dahin nicht erbrochen. Nachdenklich ging er auf und ab. Gültig konnte in seinen Augen nur das Testament sein, in dem seine Frau ihn vor elf Jahren, kurz nach seiner Verheiratung mit ihr, zu ihrem Universalerben und zum Vormund ihrer Tochter aus erster Ehe eingesetzt. Irgend eine spätere letztwillige Verfügung konnte er unmöglich als etwas anderes, denn den Beweis einer Geistesstörung betrachten, die, lange vorbereitet, in den letzten Jahren ihres Lebens deutlich zu Tage getreten war.

Arme Emma! Daß ihr einst so heller Geist sich allmählich verdunkelt, darüber konnte für ihn kein Zweifel bestehen.

Erst als er sich darüber ganz klar geworden war, erbrach er das Testament.

Er war ein durch und durch weichlicher Mensch bis in seine Schlechtigkeit hinein. Er hätte nie etwas Böses gethan, wenn er sich nicht, dank irgend eines geschickten Manövers, dabei schön hätte vorkommen können.

Während er das Schriftstück durchlas, wechselte er mehrmals die Farbe. Als er damit fertig war, seufzte er dreimal hintereinander: „Arme Emma!“ Dann, nachdem er noch mit nachdenklichen Schritten das Zimmer durchmessen — sagte er sich: sie wäre ja selbst entsetzt, wenn dieses, in Anbetracht ihres geistigen Zustandes wertlose Dokument, welches ein so falsches Licht auf unsere Ehe wirft, veröffentlicht würde. Sie — der unser eheliches Verhältnis immer so heilig war! Ein Strom von Beweisen für die nur momentan unterbrochene hingebende Liebe seiner Frau zu ihm durchflutete die Seele

Digitized by Google

des Ritters. Er zündete Licht an und verbrannte den letzten Willen seiner Frau.

Hierauf legte er sich, ohne die geringste Beunruhigung seines Gewissens zu verspüren, auf sein geliebtes Ruhebett. Er hatte das Gefühl, etwas geradezu Erhabenes vollbracht zu haben.

„Daß ich dein Kind nicht darben lassen werde, liebe Emma," sprach er, an das Porträt seiner Gattin gewendet, welches seiner Chaiselongue gegenüber hing, „das versteht sich von selbst. Aber dazu brauchte es wahrlich keiner offiziellen testamentarischen Verfügungen. Arme Emma!" Und in Erinnerung an die längst vergessene Periode seines Lebens, in welcher er sich mit geistiger Vornehmthuerei befaßt (weil jede andere Vornehmthuerei ihm damals unerreichbar war) und Excerptenbücher angelegt hatte, stöhnte er elegisch: „Oh what a noble mind was there o'erthrown!"

Als er um wenige Stunden später mit seiner Stieftochter zusammenkam, fühlte er sofort das Bedürfnis, besonders liebenswürdig gegen sie zu sein. Er ging auf sie zu, streichelte ihre Schulter mit der einschmeichelnden Zärtlichkeit, die man an jene Menschen wendet, denen man ein Unrecht zugefügt hat, und sagte feierlich: „Armes Riekchen! Dein Verlust ist groß — die Mutter hast du verloren, aber ein Vater ist dir geblieben, vergiß das nicht."

— — — — — — — — — — —

Wochen verflossen — Monate; im Hause ging alles, wie es gehen konnte — irgendwie. Der Ritter lag auf dem Sofa, meistens Romane lesend von früh bis Abend. In den Zwischenakten dieser erbaulichen Beschäftigung raffte er sich mitunter zu einer unheimlichen Thätigkeit empor, das heißt, er schimpfte das ganze Dienstpersonal herunter, wenn es ihm gerade einfiel, ohne besondere Gründe für seine Unzufriedenheit anzugeben. Kein Mensch machte sich etwas daraus, man wußte, daß er nach einem solchen Anfall sich ruhig von neuem auf sein Schlafsofa zurückziehen und in sentimentaler Romanlektüre untertauchen würde.

Was die Erziehung seiner Stieftochter anlangte, so hatte er in Bezug darauf mitunter auch derartige vehemente Anfälle. So kam er plötzlich in das Schulzimmer herein, sah ihre Hefte an, fragte sie nach einem historischen Datum, das er selber vergessen hatte, und ließ sich schließlich etwas auf dem Klavier von ihr vorspielen.

Während sie spielte, ging er mit sorgenschwerer Miene im Zimmer auf und ab.

Anfangs gab sie sich vor ihm Mühe. Da sie aber bemerkte, daß er es ausschließlich auf das Tadeln abgesehen hatte, rumpelte sie bald, wenn es hieß, ihm vorspielen, aus purem Widerspruchsgeist und Eigensinn auf den Tasten ihres alternden Bösendorfers herum wie ein aufgereizter junger Teufel.

Kaum hatte sie geendigt, so ging die Strafpredigt los. „Ich sehe keinen Fortschritt, nein, nicht den geringsten Fortschritt sehe ich! Wenn ich bedenke, was für deine Erziehung gethan wird! Ich arbeite mir das Fleisch von den Knochen, um dich wie eine Prinzessin erziehen zu lassen, und du — du machst nichts!" Dann folgte noch eine lange melodramatische Aufzählung der für sie gebrachten Opfer. Er sprach immer zu ihr wie ein Vater zu einer mißratenen Tochter im Volksstück, und zum Schluß kam die Frage: „Was wird denn aus dir werden — aber sag's doch — was? — was — wird aus dir werden?" Dann trommelte er mit beiden Fäusten auf dem Klavierdeckel, um das Grauen, welches ihm ihre Zukunft einflößte, genauer zu betonen, schüttelte noch ein letztes Mal den Kopf und verließ mit großen, emphatischen Schritten das Zimmer. Schließlich klagte er darüber, daß die Aufregung ihm geschadet habe, und streckte sich auf sein Kanapee aus.

Sie wurde, wie früher, sich selbst überlassen. Etwa ein halbes Jahr nach ihrer Mutter Tode mußte sogar Miß Sophy weggegeben werden und zwar aus folgendem Grunde. Sie war ein durch und durch brauchbares Frauenzimmer, ihrer

Digitized by Google

Schülerin persönlich sehr anhänglich, im Haushalt praktisch und verläßlich, aber ... in jeden Mann verliebt, den sie zweimal angesehen, hingegen in jeder Frau eine Rivalin oder Feindin witternd, welche sich nicht zur Vertrauten ihrer verschrobenen und krankhaften Sentimentalitäten hergab.

Zu Lebzeiten Emmas verstand sie es noch, die meisten ihrer Verkehrtheiten zu verstecken. Später wurde sie darin ganz unerträglich — vielleicht, weil niemand da war, um sie zu zügeln oder einzuschüchtern. Sehr häßlich, breit, plump, mit einem grobgeschnittenen, affenartigen Gesicht, mit wulstigen, blassen Lippen und großen, wasserblauen Augen — war sie von der gierigsten Eitelkeit besessen und beständig bestrebt, bald durch ihren Anzug, bald durch ihre Grimassen die männliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Vormittags gab sie Erika Stunden — nachmittags flickte sie ihre Kleider — sie war geschickt und pünktlich in der Arbeit — und am Abend beschäftigte sie sich mit Musik.

Sie sang. Ihr Repertoire war sehr klein, es bestand eigentlich nur aus der ersten Stimme von Mendelssohns Duett: „Ich wollt, meine Liebe ergösse sich all in ein einzig Wort“ ... welche sie selbstzufrieden als Solo ins Leere krächzte, und aus Schumanns: „Ich grolle nicht.“

Der Vortrag dieses Liedes entlockte ihr jedesmal Thränen.

Mit einemmal artete ihre Putzlust sowie die Musikpassion über alle Gebühr aus. Sie schnitt sich die Haare ab, frisierte sich à la Titus und schaffte sich zwei seidene Kleider an durch Intervention der Frau Jelinek auf Ratenzahlung. Außerdem kaufte sie sich eine Elegiezither, ein altmodisches Jammerbrett, welches ein pensionierter Offizier aus der nächsten Kreisstadt seit zehn Jahren vergeblich getrachtet hatte los zu werden.

Hoch auffrisiert und von Seide umraschelt, begab sie sich alle Abend mit ihrer Zither in den Salon, in welchem der Strachinsky nach dem Abendessen zur Abrundung seiner allgemein nützlichen Thätigkeit Patience legte.

Ihre Manie sich aufzuputzen, und die Blicke, welche sie über ihr Instrument zu ihm hinüberwarf, ließen keinen Zweifel übrig, daß sie es auf ihn abgesehen hatte.

Anfangs merkte der Ritter nicht, auf was die Komödie hinzielte. Das Zitherspiel machte ihm sogar Vergnügen. Die gedehnten Klagelaute dieses überaus gefühlvollen Instrumentes schmeichelten gewissen elegischen Neigungen seiner sich im übrigen immer derber vergröbernden Natur.

Eines Abends forderte er Miß Sophy auf, ihm „den Tiroler und sein Kind“ vorzuspielen, und bat sie, ihm „das Mailüfterl“ zu wiederholen. Von da ab bemächtigte sich der phantastischen Engländerin aus Hamburg eine Art Triumph und liebewitternder Taumel.

Sie versuchte es, den Reiz ihres Zitherspiels durch Gesang zu erhöhen. Sie krächzte mit unbeschreiblich verliebten Blicken und unter oberösterreichischen Affektationen immer wieder hervorbrechendem steifem hannoverschem Accent das bekannte Liedchen vor sich hin:

> Ich thua wohl, i thua wohl,
> Als ob mir nichts wär —
> Doch drin in mein Herzla
> Is mir allwal so schwer,
> Is mir allwal so schwer.
> La — la la — laaah —

Den nächsten Morgen ließ der Ritter seine Stieftochter zu sich bitten. Immer im Schlafrock auf seiner Chaiselongue ausgestreckt, aber mit dem ganzen romantischen Hochmut, welchen er aus seinem Lieblingsroman „Pelham“ gelernt, in Gesten und Betonung, ließ er sie vor sich stehen und fragte:

„Das Gebaren der Engländerin muß dir doch auch aufgefallen sein?“

Sie nickte.

Er fuhr sich nachdenklich über die Stirn. Sie antwortete nichts, und er fuhr fort, selbstgefällig den englischen Lord zu spielen. Er ließ die linke Hand, welche einen französischen Roman hielt, lässig über die Seitenlehne seiner Chaiselongue

Digitized by Google

hängen und sagte, mit der Rechten eine abwehrende Geste machend: „Mir ist natürlich sehr leid um das arme Geschöpf, aber sie wird mir lästig. Schaff mir die Närrin vom Leib — schaff mir die Närrin vom Leib!“

Dann machte er eine Bewegung mit dem Kopf gegen die Thür zu und vertiefte sich von neuem in seinen Roman.

Von da an verbrachte Erika die Abende nicht mehr mit Miß Sophy im Salon, sondern zog sich nach dem Abendessen sofort in ihr altes Schulzimmer zurück, was ihr im Grunde genommen lieber war.

Miß Sophy witterte natürlich hinter dem veränderten Wesen des Ritters eine erfolgreiche Kabale Erikas und verlor nunmehr noch völlig ihr kümmerliches Restchen Verstand. Sie verbrachte ihre ganze freie Zeit damit, Briefe an ihren Heros zu schreiben, und bestach das Küchenmädchen, damit sie ihm selbe auf den Nachttisch legen möge.

Strachinsky beklagte sich dann darüber bei seiner Stieftochter, natürlich mit Pelham-Attitüden. Er that sehr ärgerlich und kam sich wichtig vor.

Das wäre alles einfach lächerlich gewesen, wenn die Geschichte nicht schließlich eine sehr fatale Wendung genommen hätte.

Eines Morgens blieb Miß Sophy beim Frühstück aus; als Minna nach ihr sah, fand sie die Arme sich unter rasenden Schmerzen im Bette windend. Aus Verzweiflung über die ablehnenden Schroffheiten Strachinskys hatte sie sich mittels eines Päckchens abgekochter Schwefelhölzer vergiftet. Der herbeigeholte Arzt rettete ihr mit Mühe das Leben, doch verließ sie natürlich nach ihrer Genesung Luzana.

Dem Strachinsky schmeichelte es immerhin, daß ein armes Frauenzimmer aus unglücklicher Liebe zu ihm toll geworden war; er ergab sich anläßlich ihrer Persönlichkeit einem höchst erbaulichen retrospektiven Idealismus, nannte sie eine begabte Natur und dichtete ihr auch allerhand interessante und anmutige äußerliche Eigenschaften an.

— — — — — — — — — — —

Nun blieb die heranwachsende Erika allein. Ihr Stiefvater entschied, daß ein Mädchen ihres Alters der Aufsicht nicht mehr benötige, und daß die Tochter eines armen Gutsbesitzers auf einen „Hofstaat“ keinen Anspruch habe.

Wenn er von sich allein sprach, war er immer ein „verarmter Kavalier“, sobald es sich um ihren Vater handelte, sank er zum simplen armen Gutsbesitzer herab.

Einen Sommer blieb sie allein, einen langen traurigen Winter blieb sie allein, ganz allein, und noch einen Sommer und noch einen Winter. Eine andere an ihrer Stelle hätte sich's angewöhnt, bloß um die Zeit auszufüllen, mit den Dienstboten zu klatschen, noch eine andere hätte aus Langerweile den Verwalter geheiratet — jedenfalls wäre jede andere verdummt und verwildert. Nichts von all dem trat bei ihr ein.

Sie hatte Beschäftigung genug. Sie lernte Verse auswendig von Goethe und Shakespeare und deklamierte sie, in phantastische Lappen drapiert, vor einem halb erblindeten Spiegel, sie spielte täglich stundenlang Klavier und machte trotz gewisser, bei dem gänzlichen Mangel an Leitung unausbleiblicher schlechten Gewohnheiten entschiedene Fortschritte. Im übrigen verbrachte sie die Zeit damit, Luftschlösser zu bauen und in endlosen Spaziergängen die Gegend zu durchstreifen.

Als nun aber volle drei Jahre seit dem Tode ihrer Mutter verflossen waren, ohne daß sich in ihren Verhältnissen das Mindeste geändert hatte, fing das arme verlassene Ding an ungeduldig zu werden und immer heftiger nach einem Ausweg zu suchen, der sie aus ihrer einengenden Dürftigkeit hinausführen sollte. Sie wollte Künstlerin werden, Schauspielerin, Sängerin oder Klaviervirtuosin.

An einem kalten Frühlingsmorgen Ende April setzte sie sich an den großen Tisch ihres ehemaligen Schulzimmers und verfaßte einen Brief an den damaligen Direktor des Burgtheaters — ein Dokument,

Digitized by Google

in welchem sie ihm ihre Lage einigermaßen klar machte und ihn aufforderte, ihr dramatisches Talent, auf welches sie seit einiger Zeit alle ihre Hoffnungen setzte, zu prüfen. Sie erklärte sich bereit, nach Wien zu reisen, falls er ihr eine Audienz zusichern wolle. Gerade hatte sie das herrliche und kühne Schreiben vollendet, als sie bei der Unterschrift stockte. Rika Lenzdorff unterschrieb sie sich endlich. „Lenzdorff," wiederholte sie nachdenklich — „Lenzdorff." Was wandelte sie an, einen wildfremden Theaterdirektor mit ihren Angelegenheiten zu behelligen; wäre es nicht viel besser, sich einmal nach den Verwandten ihres Vaters zu erkundigen? Sie wußte freilich nichts von ihnen — nicht einmal ihre Adresse. Die aber, so schien es ihr, hätte doch zu ermitteln sein sollen. Ihre Mutter hatte nie von ihnen gesprochen, ja jedesmal das Gespräch schroff abgebrochen, wenn Erika auf ihren Vater und dessen Angehörige zu reden kam. Warum?

Von ihren, Emmas Eltern war oft zwischen ihr und dem Ritter die Rede gewesen, von denen ihres ersten Mannes nie, oder wenn — so in kalt abwehrender Weise.

„Lenzdorff" — sie zeichnete den Namen vor sich hin aufs Papier, er nahm sich schön und vornehm aus — vielleicht waren es reiche Menschen, die allenfalls etwas für sie thun konnten — aber ...

Daß sie Lenzdorff hieß, hatte Emma ihrer Tochter mitgeteilt, als diese sie den Tag nach ihrer Begegnung mit dem kleinen Maler, dem sie nicht einmal ihren Familiennamen zu nennen gewußt, danach gefragt hatte. Als sie aber altklug zu ihrer Frage hinzugesetzt „von Lenzdorff", da hatte die Mutter sie barsch abgewiesen und ihr zur Antwort gegeben: „Was interessiert dich das — es ist ganz gleichgültig!"

Erika fing an zu grübeln. Die Eltern ihrer Mutter waren schon lange tot, sollten die Eltern ihres Vaters ebenfalls bereits verstorben sein? Falls sie noch lebten, so war es nicht gut zu denken, weshalb der Strachinsky nicht die Last ihrer Ernährung von sich auf sie abgeschüttelt hätte. Dafür gab es schließlich auch noch seine Gründe.

Wenn die Angehörigen ihres Vaters zartfühlende und rechtliche Menschen waren, so mußten ihm die geschäftlichen Auseinandersetzungen mit ihnen immerhin sehr peinlich sein, und war es daher kein Wunder, daß er ihnen auswich, besonders da Erikas Aufenthalt ihn so gut wie nichts kostete.

Ihre Grübeleien hatten soeben diesen Punkt erreicht, als Minna zu ihr trat und sie aufforderte, sofort in den Salon zu kommen, wo sie Besuch erwarte.

Besuch auf Luzana! ein solches Ereignis brachte alles aus dem Geleise.

Etwas beunruhigt sah Erika an ihrer verwahrlosten Toilette herab, die aus einem alten Schlafrock ihrer Mutter, schwarz mit einem türkischen Besatz, bestand. Ihr linker Ärmel war am Ellenbogen zerrissen.

„Was für ein Herr ist's, Minna?" fragte sie verdrießlich, einen Geschäftsfreund Strachinskys vermutend.

„Ein Herr aus dem Ausland."

„Alt oder jung?"

„Ein älterer Herr."

„Nun, wenn's ein älterer Herr ist und keine Dame," murmelte sie, „dann kann ich mich zeigen, wie ich bin." Daß Damen kritischer sind, wußte sie aus den Büchern, aus welchen sie übrigens all ihr bißchen altkluger Lebensweisheit geschöpft. Woher hätte sie dieselbe auch sonst herbeziehen sollen!

„Was in aller Welt kann er von mir wollen?"

Damit trat sie vor den Spiegel, kämmte ihr Haar glatt, zog das Loch in ihrem Ärmel mit einem schwarzen Faden zusammen und eilte in den Salon. Der Raum, welcher alter Gewohnheit gemäß noch immer diesen Namen führte, lag im ersten Stockwerk, war so groß wie eine Reitschule und beinahe so leer.

Außer dem Klavier befanden sich in demselben noch zwei mächtige Bücher-

Digitized by Google

schränke, ein hinter einem wackeligen Tisch verschanztes Kanapee und ein runder Klavierstuhl. Der Rest des Mobiliars war verschwunden. Einzelne Stühle waren als wackelig ausgemerzt worden, die besseren Möbel aber hatte man so Woche um Woche bei momentaner Geldverlegenheit an den Juden des Orts verkauft.

Mehrmals hatte Strachinsky versucht, dem Juden die Bücher anzuhängen, für die hatte Salomon Bondy keinen Käufer gehabt. Einmal hatte der Ritter das Klavier verkaufen wollen. Da aber hatte Salomon schroff abgelehnt, einen Käufer zu suchen. Er wußte, daß mit dem Klavier dem armen, vereinsamt in dem Schloß vegetierenden Mädchen die letzte Freude genommen wäre. Der Jude war barmherziger gewesen als der Christ! Und dann — er hatte die Verstorbene lieb gehabt wie alle ringsum.

Strachinsky hatte sie auch lieb gehabt, aber seiner Bequemlichkeit stand seine Liebe nie im Wege.

Infolge des vollständigen Möbelmangels saß der Hausherr, als Erika eintrat, mit dem Fremden auf dem Kanapee, was sich komisch ausnahm.

Der Fremde, ein Mann in mittleren Jahren, groß, breitschulterig und mit strammer Haltung, stand auf, um sie zu begrüßen.

„Darf ich Sie bitten, mich der Comtesse vorzustellen?" bemerkte er, sich nach Strachinsky umsehend.

Comtesse! ... Es durchfuhr sie. Hatte sie nicht falsch gehört?

„Herr Doktor Herbegg — meine Tochter," mit einer runden Geste.

„Ihre Pflegetochter," verbesserte der Fremde mit sachlicher und auffallend kühler Betonung.

„Ich habe zwischen ihr und meinen eigenen früh verstorbenen Kindern nie einen Unterschied gemacht," behauptete Strachinsky, und das war richtig, denn er hatte sich um seine eigenen Kinder auch nie bekümmert. „Nicht wahr, meine Kleine," setzte er in einem süßlichen Tone hinzu, der wie ein Echo seiner an seine Frau gewendeten Liebesworte zu seiner Stieftochter herüberklang und ihr unangenehm war; zugleich wollte er ihr die Hand tätscheln. Nicht ohne Hast entzog sie sich seiner lauen und schlaffen Berührung.

Da kein anderer Stuhl bei der Hand war, wendete sie sich zu dem Flügel, um den Klaviersessel herbeizuholen. Doktor Herbegg erhob sich und nahm ihr das Möbel aus der Hand.

Nun aber schnellte auch Strachinsky und zwar mit unerhörter Hast empor. Es entspann sich ein förmliches Ringen um den Sessel — ein gegenseitiges: „Bitte, bitte, Herr Baron — Herr Doktor!"

Ruhig sah Erika dem sonderbaren Treiben zu. War sie denn plötzlich so wichtig geworden, daß man darum kämpfte, ihr eine Artigkeit zu erweisen? Durch ihre kindische Seele schwirrte von neuem aufreizend, entzückend das Wort „Comtesse!"

Der Strachinsky trug schließlich den Sieg davon — er stellte den runden Klaviersessel neben seine Stieftochter hin, wobei er stöhnte. So wenig war er die geringste Anstrengung gewohnt.

Sie setzte sich auf den Klavierstuhl, obgleich ihr beide Herren einen Platz auf dem Kanapee aufnötigen wollten, nahm eine vornehme Haltung an, oder wenigstens das, was sie dafür hielt, und beobachtete ruhig die Sachlage und den Fremden. Etwas sagte ihr, daß sein Besuch für sie wichtig sei und einen Wendepunkt in ihrem Leben bedeute. Sie irrte sich nicht. Doktor Herbegg war der Rechtsfreund ihrer Großmutter.

Er knüpfte sofort ein Gespräch über gleichgültige Dinge mit ihr an, wobei er sie aufmerksam beobachtete.

Ihr Stiefvater, dem die Gewohnheit, Fremde zu empfangen, gänzlich abhanden gekommen war, rutschte indessen auf seinem Platze herum, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte. Er war von jeher unruhig in seinen Manieren gewesen, wenn er nicht bocksteif war, aber früher

Digitized by Google

hatte ihm sein hübsches Äußere über diesen Mangel oder Erziehungsfehler hinübergeholfen. Das war nun dahin, die Schlamperei und Trägheit, welcher er sich von dem Augenblick an, wo die äußeren Berührungspunkte mit der Welt aufgehört, ergeben, hatte das Ihrige zu diesem Verfall beigetragen.

„Eine Flasche Wein! Hol eine Flasche Wein!“ herrschte er das junge Mädchen an, indem er aus dem süßlichen Tone, zu dem er sich bis dahin hinaufgeschraubt, in den gewöhnlichen zurückfiel.

„Bemühen Sie die Gräfin doch nicht um meinetwillen,“ entgegnete ihm Doktor Herbegg, „ich werde nichts nehmen. Meine Zeit ist gemessen, da ich ohnehin den nächsten Zug werde benutzen müssen, um nach Berlin zurückzukehren.“

„Aber, Herr Doktor, ein Gläschen Tokayer werden Sie doch nehmen,“ eiferte Strachinsky, und da er merkte, daß der befehlende Ton, welchen er soeben gegen seine Stieftochter angeschlagen, den Anwalt verdrossen, ging er in seiner Liebenswürdigkeit so weit, sie zu versichern: „Bemühe dich nicht weiter, Riekchen, ich werde selbst alles besorgen.“ Dabei stand er auf, und im Hinausgehen nach dem Fremden deutend, setzte er hinzu: „Der Herr Doktor wird dich indessen über die in deinem Schicksal eingetretene Veränderung orientieren.“

Der Anwalt machte keine Miene, ihn zurückzuhalten. Um das Glas Tokayer schien ihm wenig zu thun, um eine Unterredung mit dem jungen Mädchen sehr viel. Als sich der Ritter entfernt, rückte er etwas näher an Eriko heran. In kurzer Zeit hatte er ihr die Sachlage erklärt.

Der Titel „Gräfin“, welchen ihre Mutter ihr verschwiegen, offenbar, weil er der Tochter in den Verhältnissen, in denen sie dieselbe vorläufig zu erziehen gezwungen war, eher schaden als nützen konnte, kam ihr in der That zu. Ihre Mutter war in erster Ehe an den einzigen Sohn aus der zweiten Ehe des Grafen Lenzdorff verheiratet gewesen; er war Beamter im Ministerium des Auswärtigen gewesen und zwei Jahre nach seiner Verheiratung fast plötzlich infolge eines Eisenbahnunfalls verschieden. Ihrer zweiten Heirat halber hatte sich Frau von Strachinsky mit ihrer Schwiegermutter verfeindet. Unterdessen waren jedoch noch zwei Söhne aus der ersten Ehe Lenzdorffs kinderlos gestorben und schließlich der Graf selbst sehr alt — so alt, daß er sich eingeredet, der Tod sei für ihn ein überwundener Standpunkt, weshalb er sich nie bemüßigt gefühlt, ein Testament zu machen. Infolgedessen fiel sein ganzes Vermögen an seine Enkelin.

Der Anwalt hatte dieser letzteren soeben die diesbezügliche Mitteilung gemacht, als der Strachinsky in den Salon trat, sehr außer Atem, sehr erregt und gefolgt von Minna, die groß, mager, mit der Haltung eines Grenadiers und dem finsteren Gesichtsausdruck einer energischen, gegen das ganze männliche Geschlecht auf der Defensive stehenden alten Jungfer, hinter ihm herschreitend ein Präsentierbrett trug, das sie auf den Tisch stellte vor das Kanapee.

„Ein Gläschen, Herr Doktor, nur ein Gläschen,“ rief der Strachinsky.

Der Doktor verbeugte sich dankend und hielt das Glas mißtrauisch an seine Lippen.

„Der Tokayer ist vortrefflich,“ bemerkte er, indem er ganz erstaunt schien, irgend etwas „Echtes“ bei dem Strachinsky zu finden.

„Ja, ja!“ erklärte dieser, „'s kann nicht ein jeder Ihnen einen solchen Tropfen vorsetzen, Herr Doktor. Ich hab ihn durch einen intimen Freund, den Fürsten Liskat, aus Ungarn bezogen — les restes des grandeurs passées, lieber Doktor!“

Nach dem Genuß des ersten Gläschens wurde der Ritter sofort zärtlich oder herablassend, er klopfte dem Anwalt bereits auf die Schulter.

„Aber genieren Sie sich gar nicht, mein lieber Herbegg, ich bitte Sie, einen solchen Tokayer dürften Sie ein zweites Mal nicht so leicht finden!“

Digitized by Google

Erika merkte, daß Doktor Herbegg sich in die Lippen biß und daß er das zweite Glas Wein stehen ließ. Er zog seine Uhr, dann sagte er: „Leider habe ich nur wenig Zeit übrig, Gräfin; über gewisse Punkte möchte ich mich, dem Wunsche Ihrer Frau Großmutter gemäß, doch verständigen. Wo und bei wem haben Sie Unterricht genossen?“

„Zu Hause und bei meiner Mutter.“

„Ausschließlich bei Ihrer Frau Mutter?“

„Ja, auch den Unterricht im Französischen und im Klavier.“

Sie brannte darauf, ihre Mutter vor ihm herauszustreichen.

„Meine Frau war eine vorzügliche Pianistin, eine Künstlerin, Schülerin von Liszt,“ flunkerte jetzt der Strachinsky. — „Spiel dem Doktor etwas vor, schnell!“ befahl er, immer wieder aus seiner Rolle eines zärtlich ritterlichen Vaters fallend, großartig. Sein schroffes Kommando verdroß Erika über die Maßen — am liebsten wäre sie zum Zimmer hinausgeflogen und hätte die Thür hinter sich zugeworfen, aber sie überwand sich um ihrer Mutter willen und — auch aus Eitelkeit.

Sie schlug den Klavierdeckel zurück und spielte den letzten Satz der Mondscheinsonate von Beethoven — das letzte, was sie mit ihrer Mutter studiert. Ihr Spiel war noch roh und unausgeglichen, wie das eines jungen, feurigen Menschen, dessen musikalische Triebe noch nie durch die Kultur zugestutzt worden sind, aber ein ungewöhnliches Talent verriet es in jedem Takt.

„Prachtvoll, Gräfin!“ rief der Anwalt, indem er sich, als sie das Klavier verließ, erhob und ihr entgegenging.

„Recht gut, aber zuletzt hast du zweimal daneben gegriffen,“ machte der Ritter sich wichtig.

Doktor Herbegg achtete nicht auf ihn. „Jetzt muß ich leider scheiden,“ fuhr er zu dem jungen Mädchen gewendet fort, „aber lächeln Sie nicht, Gräfin, über den sonderbaren Ausspruch, ich gehe mit leichterem Herzen, als ich gekommen bin. Ihre Frau Großmutter hatte mich hergesendet, um zu rekognoszieren; ich finde eine hochbegabte junge Dame, wo ich fürchten mußte, ein ungebildetes Dorfmädchen anzutreffen!“

Da gaben mit einemmal Erikas überreizte Nerven nach: „Meine Großmutter hatte kein Recht, Sie so etwas fürchten zu lassen. Niemand, der meine Mutter gekannt, hätte so etwas vermuten dürfen!“

Er sah sie noch einmal voll an — tiefer, prüfender als bisher. Seine kalten, klaren Augen erwärmten sich plötzlich. „Verzeihen Sie mir,“ sprach er; dabei küßte er ihr die Hand und wollte sich mit einer Verbeugung gegen den Strachinsky zurückziehen.

Der aber mußte sich noch rasch einer geistreichen Bemerkung entledigen. „Sie werden zu erzählen haben in Berlin, nicht wahr?“ rief er. „Wenigstens haben Sie gesehen, wie es bei einem böhmischen Kavalier zugeht. Kein Fauteuil im Salon — aber Tokayer im Keller. Originell, nicht wahr?“

„In der That sehr originell!“ bestätigte der Anwalt.

An der Schwelle der Thür blieb er stehen. „Noch eine Frage, Herr Baron,“ begann er, den herabgekommenen Gutsbesitzer mit eigentümlicher Schärfe fixierend. „Hat die verstorbene Frau von Strachinsky gar keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen, in denen sie das Los ihrer Tochter zu sichern versuchte?“

Eine kaum merkbare Verlegenheit hatte sich bei dieser an ihn gerichteten Frage des Ritters bemächtigt.

„Nicht daß ich wüßte,“ sagte er, sich von einem Fuß auf den anderen schaukelnd.

Erika erinnerte sich plötzlich, wie sie die Mutter wenige Tage vor deren Tode hatte häufig schreiben sehen.

Indessen fuhr der Ritter, seiner Contenance völlig Herr geworden, fort: „Übrigens wäre in diesem Fall ein Testament gänzlich überflüssig gewesen. Meine Frau war fest überzeugt davon, daß ich im Falle ihres Todes für ihre Tochter sorgen würde, als ob sie die meine gewesen wäre.“

Digitized by Google

„Hm!“ machte der Doktor. „Und hat Frau von Strachinsky nie zu Ihnen von ihren Berliner Verwandten gesprochen, Gräfin?“

„Nein,“ entgegnete Erika nachdenklich. „Die letzten Wochen vor ihrem Tode war sie sehr unruhig und erklärte mir öfters, daß sie, sobald wir einmal völlig ungestört sein würden, mir eine wichtige Mitteilung zu machen hätte. Es kam nie dazu. Sterbend machte sie einen Versuch — der Tod schloß ihr die Lippen. Sie konnte nicht mehr!“

Der Doktor schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann sagte er: „Mich wundert ein wenig, daß Sie, Herr von Strachinsky, der alten Gräfin Lenzdorff nicht den Tod Ihrer Frau Gemahlin mitgeteilt haben.“

Der Ritter nahm einen empfindlichen Gesichtsausdruck an. „Erlauben Sie mir, Herr Doktor,“ fragte er diesen mit einem vernichtenden Blick, „zu was hätte ich wohl der Gräfin Lenzdorff den Tod meiner heißgeliebten Frau mitteilen sollen? Die Gräfin Lenzdorff war meine bitterste Feindin. Sie hat sich der Verbindung meiner Frau mit mir nicht nur offen, sondern durch allerhand teuflisch ausgeklügelte heimliche Intriguen widersetzt, und als es ihr nicht gelungen ist, unseren Herzensbund auseinander zu reißen, hat sie meine Frau und deren Tochter ziehen lassen, ohne ihr ein letztes freundliches Wort zu geben. Sie hat sich nie mehr um meine Frau bekümmert, solange sie noch lebte, wie konnte ich annehmen, daß sie der Tod meiner unvergeßlichen Emma interessieren könnte!“

„Aber die Meldung dieses Todes hätte doch das Schicksal Ihrer Stieftochter einigermaßen beeinflussen können!“ bemerkte Doktor Herbegg.

„Meine Frau hatte mich zum Vormund ihres Kindes eingesetzt!“ rief der Strachinsky mit Pathos. „Ein anderer als ich hätte sich dieser mit Opfern jeder Art für ihn verbundenen Last entledigt. Ich bin nicht wie die anderen. Meine Frau wähnte offenbar, ihr Kind würde bei mir am zärtlichsten und liebevollsten geborgen sein, ich war weit davon entfernt, ihr Vertrauen zu täuschen. Sie machen große Augen, Doktor. Ja, die Sache kommt Ihnen wunderlich vor, wenn heutzutage ein Mensch noch den Mut hat, an seiner Ritterlichkeit und Uneigennützigkeit zu Grunde zu gehen? Das war mein Los! Ich bin ein Marquis Posa, ein Don Quixote, ein Egmont ...“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich versäume den Zug,“ bemerkte Doktor Herbegg, und sich noch einmal tief vor Erika verbeugend, verließ er das Zimmer.

Der Strachinsky lief ihm mit für ihn erstaunlicher Flinkheit nach, um ihm noch in aller Eile etwas von seiner Uneigennützigkeit und Ritterlichkeit zu erzählen. Kurz danach hörte man einen Wagen davon rollen, worauf der Strachinsky in den kahlgeplünderten Salon zurückkehrte, wo seine Stieftochter noch verblieben war.

Sein Gesicht strahlte vor Befriedigung, und sich die Hände reibend, rief er: „Jetzt hat die Not ein Ende!“ Dann, sich zu Erika wendend, setzte er hinzu: „Ich werde sehr genau zusehen müssen, daß deine Verwandten im Auslande nicht dein Vermögen ausbeuten. Dieser Rechtsanwalt scheint mir ein feiner Vogel, ein Intrigant. Aber ich werde mein möglichstes thun, die Verwaltung deines Hab und Gutes zu überwachen. Eigentlich fällt mir als deinem Vormund diese Verwaltung zu. Übrigens ... in drei Jahren kannst du mündig gesprochen werden und dann verwenden wir vor allem dein Geld darauf, die Schuldenlast von Luzana zu vermindern.“

Dieser einleuchtende Plan stimmte ihn außerordentlich heiter. Nachdem er ein Weilchen ganz in die Ausführung desselben vertieft auf und ab gegangen war, trat er an den Tisch, auf dem der Tokayer stand, nahm das Glas, welches der Doktor nicht ausgetrunken, und schüttete den Inhalt in die Flasche zurück. So etwas nannte er sparen. Dann, die Flasche in der Hand, offenbar mit der Absicht, sie zu versiegeln, wendete er sich nach der

Digitized by Google

Thür und sagte: „Die Sache hat mich sehr angegriffen — ich bin doch ungemein erregbar! Freilich, wenn man so lange auf das Glück hat warten müssen wie ich!"

— — — — — — — — — — —

Er hatte es bei sich ausgemacht, daß er den Haupttreffer gezogen, seine Stieftochter war in dieser ganzen Angelegenheit eine Nebenperson, höchstens ein Mittel zum Zweck. Da gestalteten sich die Verhältnisse in einer wenig von ihm gewünschten oder erwarteten Weise. Von Gräfin Lenzdorff kam an Erika ein kurzer, etwas förmlicher Brief, in welchem die alte Dame Erika aufforderte, sich möglichst bald zu ihr nach Berlin zu begeben, sich aber auf keinen Fall von Strachinsky begleiten zu lassen; die Gräfin sprach den Wunsch aus, in keinerlei persönlichen Verkehr mit ihm treten zu müssen.

Zu gleicher Zeit war an den Ritter seitens des Doktor Herbegg ein Schreiben gekommen. In diesem wurde Strachinsky formell angegangen, seine Vormundschaft freiwillig niederzulegen. Sollte er sich diesem Ansuchen fügen, wollte die Gräfin gänzlich davon abstehen, seine Verwaltung des Vermögens ihrer Schwiegertochter und Enkelin näher zu prüfen. Der Nutzgenuß Luzanas sollte ihm nach wie vor verbleiben. Sollte er jedoch den geringsten Versuch machen, sich in die Verwaltung des ausländischen Vermögens seiner Stieftochter zu mischen, so würde sie als von ihrem Gatten eingesetzte Vormünderin sich dagegen wehren, ja sogar vor einem Prozeß gegen ihn nicht zurückscheuen.

Wenn der Ritter ein gänzlich reines Gewissen gehabt, so hätte er sich aller Wahrscheinlichkeit nach diesem Ansuchen widersetzt. So begnügte er sich damit, zwei Tage lang zu knirschen und zu toben, und besonders in wenig gewählten Ausdrücken auf die alte Gräfin Lenzdorff zu schimpfen — dann machte er einen letzten zärtlichen Versuch, sich bei Erika einzuschmeicheln und sie zu bewegen, für ihn gegen die Großmutter Partei zu nehmen. Als ihm dies nicht gelang, fügte er sich grollend und natürlich nicht, ohne sich auch bei dieser Gelegenheit in seinen stark mitgenommenen Märtyrermantel zu hüllen. Abgestumpft wie er war, fand er sich mit seiner Enttäuschung ziemlich leicht ab. Anfänglich trug er zwar seiner Stieftochter gegenüber einen großartigen Paradegroll zur Schau — späterhin floß er über von guten Ratschlägen, ging ihr auf Schritt und Tritt nach und ächzte jedesmal für sie, wenn sie eine Last aufhob oder sich bückte. Erika befand sich indessen in einem Zustand maßloser Aufregung.

Am Morgen ihrer Abreise, als ihr Koffer bereits gepackt war, machte sie noch einen Spaziergang. Erst besuchte sie ein letztes Mal das Grab ihrer Mutter, dann verfügte sie sich in den Garten. Bei allen ihren Lieblingsplätzchen hielt sie sich auf, wobei sie schaudernd vermied, nach der Stelle an der niedrigen Gartenmauer zu blicken, von der aus sie ihre Mutter hatte über die Wiese dem Strome zueilen sehen.

Aber wie sie sich auch abwandte, sie fühlte den Strom hinter sich, sie hörte seine Stimme, von zerflossenem Winterschnee angeschwollen, mächtig und klagend. Ein weicher Föhn glitt über die Erde hin und mischte seine Seufzer mit der ernsten Stimme des Wassers. Alles zitterte und bebte, in jedem Baum, in jeder neu entsprossenen Pflanze pochte es — über die ganze Natur breitete sich's wie eine süße Qual — das Fieber des Frühlings! Und mit einemmal fühlte sie sich mitgerissen von der sie umgebenden Erregung; eine Sehnsucht, die keinen Namen hatte, die ihr Ziel nicht sah, sie zum Himmel emportrieb, erfüllte sie und zugleich hielt sie eine schwüle Mattigkeit, wie sie solche nie früher empfunden, auf der Erde gefangen.

Und wieder stieg die Erinnerung an den jungen Künstler aus ihrer Seele empor, der halb verhungert dort neben dem schmalen, träumerisch dem Strom zu plätschernden Bach ihr Bild gezeichnet hatte. Sie sah ihn deutlich vor sich — ihr Herz fing plötzlich an, stark zu schlagen.

Digitized by Google

Sie eilte in das Dorf an die Stelle, wo er sie gemalt. Der noch vom geschmolzenen Schnee angeschwollene Bach sprudelte wasserreicher als zu jener heißen Hochsommerzeit munter über Stock und Stein, um das rötliche Geäst der Weiden schimmerte es silbergrau von frisch aufgesprungenen Kätzchen, und an den Ufern glänzte etwas Blaues — die ersten Vergißmeinnicht. Sie bückte sich danach.

In demselben Augenblick hörte sie die Stimme Minnas rufen: „Rika! wo stecken Sie?"

Sie schrak zusammen — dabei strauchelte sie auf dem nassen, glitscherigen Boden. Bei einem Haar wäre sie in den Bach hineingerutscht — aber nein, sie erhielt sich aufrecht. Die Vergißmeinnicht hatte sie nicht erobert — sie wuchsen zu tief drinnen im Schlamm — sehnsüchtig blickte sie ihnen nach — und ging ihren Weg.

Als sie ins Haus zurückkam, stand der Wagen bereits im Hofe — ein großer, grüner Glaswagen, der bei der geringsten heftigen Bewegung auseinander fiel und der inwendig mit hell- und dunkelbraun gestreiftem Zwillich ausgeschlagen war — das schäbigste Gehäuse, welches sich je auf vier Rädern weiterbewegt hat.

Zugleich mit dem Wagen stand in dem Hofe ein schwerfälliger Karren, auf den das Gepäck verladen wurde. Der Ritter von Strachinsky kommandierte laut mit den Knechten herum, welche die Kisten auf das Stroh hinaufschoben. Im Hause war alles drunter und drüber. Ein hastig hingestelltes, wenig einladendes Frühstück befand sich auf dem Tische des Speisezimmers. Erika konnte nichts essen. Eilig schlüpfte sie in ihre Stube und setzte ihren Hut auf.

„Schnell, schnell!" rief Minna von unten.

Sie lief hinab. Jetzt war sie über die Schwelle getreten. Ein leiser Regen zitterte durch die laue, leicht bewegte Luft. Der Ritter von Strachinsky half ihr mit steifer Grandezza einsteigen. „Ich begleite dich nicht zur Bahn," bemerkte er, „ich fahre nicht gern im geschlossenen Wagen. Adieu!" Zärtlicheres hatte er ihr nicht zu sagen. Damit reichte er ihr die Hand. Klirrend flog die Wagenthür zu — die Pferde zogen an. So rasselte Erika zum Thore hinaus, neben ihr Minna, abgehetzt, mit einem sehr roten Gesicht und einer Handtasche auf den Knien, vor ihr eine Pappschachtel und zwei Shawlpakete. Der Wagen muffig, nach Moder riechend und nach altem Leder. Sie öffnete eines der Fenster.

Dieselbe Straße fuhren sie entlang, in der sich damals das Begräbnis der Mutter weiterbewegt hatte. Die Wagenräder knirschten. Dort hinter den Feldern ragte die Kirchhofsmauer empor. Sie steckte den Kopf hinaus — der Kutscher peitschte in die Pferde, sie griffen aus — der Kirchhof verschwand. Erika war's plötzlich, als risse man ihr das Herz aus dem Leibe.

* *
*

In einem großen geschmackvollen, aber im Gegensatz zu der alles verdüsternden Moderichtung sehr hell gehaltenen Wohnzimmer, das auf ein kleines Vorgärtchen in der Bellevuestraße hinaussah, ging am Abend desselben Tages eine alte Frau auf und ab mit leicht gerunzelten Brauen und der Unruhe, mit welcher man dem Abschluß eines bestimmten Lebensabschnittes entgegensieht.

Es war, wie man es auf den ersten Blick entnehmen konnte, eine ungewöhnliche alte Frau, sehr groß, gerade wie eine Tanne. Ihre Haltung charakterisierte die Würde einer Person, welche ihren Stolz hat nie beugen, der Gesellschaft nie die Steuer der geringfügigsten Heuchelei hat entrichten, nie die Augen hat niederschlagen müssen, weder vor einem Menschen, noch vor einer Erinnerung, zugleich aber die unbewußte, hinter dem Worte Unabhängigkeitsliebe versteckte Selbstsucht eines Menschenkindes, dem nie etwas zwischen seine Bequemlichkeiten gefahren ist. Auf den breiten, ihre Lebensüberzeugungen würdig und kräftig tra-

Digitized by Google

genden Schultern der alten Dame saß ein Kopf von geradezu erstaunlicher Schönheit — der Kopf einer alten Frau, die nie den geringsten Versuch gemacht hat, um einen Tag jünger auszusehen, als sie ist, aber edel in jeder Linie. Seltsamerweise leuchteten aus diesem antiken Statuenantlitz ein Paar große moderne Augen, Philosophenaugen, die den Menschen in die heimlichsten Falten ihres Seelenlebens hineindrangen — Augen, denen nichts entging, denen wenig heilig war und nichts unverzeihlich, weil sie die menschliche Natur hinnahmen, wie sie eben ist, ohne Unmögliches von ihr zu verlangen.

Das war Erikas Großmutter, die Gräfin Anna Lenzdorff.

Nachdem sie eine lange Weile also auf und nieder geschritten, ließ sie sich mit einem kurzen, ungeduldigen Seufzer in einen Lehnstuhl nieder, der einladend neben einem mit Büchern und einer Leselampe besetzten Tischchen stand. Sie griff nach etwas leichter Lektüre — Maupassant, aber eine peinliche innere Unruhe, ein Gefühl, das ihr um so unerträglicher erschien, als sie es nicht im mindesten gewohnt war, quälte sie, und sie legte den Band weg. Verdrießlich irrten ihre hellen Augen über ihre Umgebung, hefteten sich auf ein großes längliches Bild, das inmitten der Hauptwand des Zimmers hing.

Die Lichtung in einem Laubwald stellte es vor, taufrisch und von sattem, tief einfallendem Sonnenlicht durchdrungen und mitten in dem Goldglanz drin eine sonderbare Gruppe, zwei Nymphen, die mit einem zottigen, braunen Faun schäkern. Das Bild war von Böcklin, und der Wald, der Faun, sowie die weißen Leiber der Nymphen mit unvergleichlicher Meisterschaft gemalt, nichtsdestoweniger konnte man dem Vorwurf eine gewisse Verfänglichkeit nicht absprechen.

Der Gräfin Lenzdorff war es noch nie eingefallen, sich über das Bild Gedanken zu machen, sie hatte es gekauft, weil sie es schön fand, und schließlich hatte eine alte Frau ja das Recht, an ihre Wände zu hängen, was ihr gefiel, solange es ein Kunstwerk war. Heute begann sie plötzlich allerhand Betrachtungen an das Bild zu knüpfen.

Indem trat ein alter Kammerdiener mit reglementsmäßig glatt rasierter Oberlippe und sehr borstigem Backenbart ein und meldete: „Herr von Sydow."

„Sehr angenehm," erwiderte die alte Dame, offenbar aufrichtig erfreut, worauf ein sehr großer, reckenhaft aussehender Dragoneroffizier mit kurz gestutztem blondem Haar und schönem ernstem Gesicht eintrat.

„Sie kommen mir wie gerufen, Goswyn!" rief sie ihm herzlich entgegen und dabei reichte sie ihm ihre alte, aber noch immer sehr zarte Hand. Er streifte dieselbe mit den Lippen, worauf er, einer einladenden Bewegung ihrerseits Folge leistend, unweit von ihr in dem Lichtkreis der Leselampe Platz nahm.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Gräfin?" frug er.

„Sie kennen meine kleine Galerie," hub sie an, wobei sie sich nicht ohne Stolz in dem duftigen hellen Raume umsah.

„Ich habe mich oft an Ihren Kunstschätzen erfreut," erwiderte der junge Offizier. Die Worte waren ein wenig schwerfällig — er war überhaupt etwas schwerfällig, aber es lag so viel Warmherziges hinter seiner kalten, norddeutschen Steifheit, daß man ihm seine kleinen, rein äußerlichen Pedanterien leicht verzieh, ja dieselben bei näherer Bekanntschaft mit ihm geradezu lieb gewann.

„Wieder ein wenig Zopfstil," gab ihm die alte Frau gleichmütig zur Antwort. „Meine kleine Sammlung dankt Ihnen für die freundliche Anerkennung, aber darum handelt sich's momentan nicht. Sie kennen meinen Böcklin?"

„Ja, Gräfin!"

„Was halten Sie davon?"

Er heftete die Augen darauf. „Was soll ich davon halten — es ist ein Meisterwerk."

„Hm, darüber ist die Welt einig," brummte die alte Frau verdrießlich, als

Digitized by Google

nähme sie ihm den Mangel an Originalität seines Ausspruchs übel; „aber ist es ein Bild, das man an der Hauptwand seines Boudoirs hängen läßt, wenn man im Begriff steht, eine siebzehnjährige Enkelin ins Haus zu nehmen? Ich bitte Sie, Goswyn, geben Sie Ihre Meinung ab."

Von neuem heftete Goswyn von Sydow seine Augen auf das Bild. „Das kommt sehr auf die Beschaffenheit der Enkelin an," sagte er, die Brauen ein wenig runzelnd; „wenn es sich um ein junges Mädchen handelt, das mitten in der Welt und von Jugend auf mit künstlerischen Dingen vertraut, aufgewachsen ist, würde ich sagen: ja. Wenn es sich um ein junges Mädchen handelt, das sehr einsam in einem Kloster oder auf dem Lande erzogen worden ist, so sage ich: nein!"

Die alte Frau seufzte humoristisch. „Ich hab's ja gewußt," sagte sie, „mein Böcklin muß fort, ach ...!" sie rang mit einer Gebärde komischer Verzweiflung die Hände; „ich bitte Sie, Goswyn" — sie behandelte den jungen Offizier mit der herzlichen Vertraulichkeit, die eine alte Frau einem jungen Mann entgegenbringt, den sie von Kindesbeinen an neben sich hat aufwachsen sehen — „drücken Sie auf den Knopf dort."

Der junge Offizier, der gut im Hause bekannt zu sein schien, streckte seinen sehr langen Arm aus und drückte auf den Knopf.

Sofort erschien der Kammerdiener. „Lüdecke! rufen Sie den Friedrich und nehmen Sie mit ihm das Bild herunter von der Wand."

„Der Friedrich ist auf die Bahn gefahren, Excellenz," erlaubte sich Lüdecke zu bemerken.

„Ja, richtig — es steht ja alles auf dem Kopfe, nichts im alten Geleise! Coming events cast their shadows before. Es wird jetzt immer so sein!" klagte die Gräfin.

„Ich will Ihnen helfen das Bild herunterheben, Lüdecke," sagte Herr von Sydow ruhig, indem er aufstand und auf den Böcklin zuging.

Ehe die Gräfin Lenzdorff es sich versah, war anstatt des Böcklin nichts an der Wand als ein kahles Stück helle Cretonne mit zwei Haken darin.

Lüdeckes Kräfte genügten, um das Bild aus dem Zimmer zu schaffen.

„Bringen Sie den Thee herein!" rief ihm die Gräfin nach. „Sie nehmen doch eine Tasse Thee mit mir, Goswyn?"

„Warten Sie nicht auf die junge Gräfin?" fragte etwas schüchtern Sydow.

„Ach, die kommt nicht vor Mitternacht — ich weiß nicht, warum der Friedrich jetzt schon auf die Bahn hinausgerast ist, er hat vielleicht eine Liebschaft mit der Dame vom Büffett, sonst kann ich mir seine Eile nicht erklären. Übrigens danke ich Ihnen für die mir erteilte Rüge."

„Aber, gnädigste Gräfin!" rief der junge Mann.

„Ersparen Sie sich die Entschuldigungen," schnitt sie ihm die Rede ab; „ich nehme Ihnen nichts übel und werde Ihnen nie etwas übel nehmen, mit Ausnahme dessen, daß Sie sich's nun einmal nicht eingerichtet haben, als mein Sohn auf die Welt gekommen zu sein. Nebstbei wäre es mir ernstlich unangenehm, Ihre gute Meinung einzubüßen. Verurteilen Sie mich wirklich dafür, daß ich meiner Enkelin nicht auf den Anhalter Bahnhof entgegengefahren bin, um dort vor sämtlichen Packern und Lohnbediensteten eine effektvolle Rührscene aufzuführen? Bedenken Sie, daß das mein letzter gemütlicher Abend ist."

„Ihr letzter gemütlicher Abend ...!" wiederholte nachdenklich Goswyn von Sydow.

„Jetzt sind Sie schon wieder unzufrieden mit mir," klagte spöttelnd die alte Frau.

„Unzufrieden!" wiederholte er mit einem mißglückten Versuch, über das Wort zu lachen; „aufrichtig gesagt, wenn ich nicht wüßte, wie gutherzig Sie eigentlich sind, Gräfin, so wäre mir um Ihre Enkelin leid."

Er räusperte sich ein paarmal nach diesen Worten, er wurde immer ein wenig

Digitized by Google

heiser, wenn er etwas sagte, was ihm aus dem Herzen kam.

„Gutherzig — gutherzig," murmelte die alte Frau verdrießlich; „speisen Sie mich nur nicht mit Komplimenten ab. Was ist das für ein Wort, gutherzig? Man hat schwache Nerven, wie man hohle Zähne hat, und räumt ihnen, so viel man kann, jede Gelegenheit aus dem Wege, weh zu thun. Das kleine Elend, das man sieht, lindert man, wenn es irgend angeht — natürlich, es ist einem zu unangenehm, es nicht zu lindern, aber das große Elend, von dem die Welt voll ist, das vergißt man einfach und befindet sich ganz wohl dabei. Sie wissen, es ist nicht meine Art, mich Illusionen betreffs der Schönheit meines Charakters hinzugeben. Ihnen ist leid um meine Enkelin ..."

Er wollte einspringen, um sie zu erinnern, daß er im Konditional gesprochen, sie aber kam ihm zuvor. „Ja, Ihnen ist leid um meine Enkelin," entschied sie, „aber ist Ihnen denn gar nicht leid um mich?"

„Darüber müssen Sie mir erlauben mich auszusprechen, wenn ich die junge Gräfin kennen gelernt habe."

„Ach, das macht nicht viel dabei aus," entgegnete ihm Gräfin Lenzdorff; „nehmen wir an, daß sie reizend ist — Doktor Herbegg sagt, sie sei reizend, ein Edelstein reinsten Wassers, braucht nichts als ein wenig Schliff, behauptet der Doktor — unter uns gesagt, glaub ich ihm nicht recht. Er übertreibt die anziehenden Eigenschaften meiner Enkelin ein wenig, damit es mir nicht allzu schwer fallen möchte, sie zu mir zu nehmen. Er ist ein guter Mensch, aber wie zwei Drittel der Menschen, die etwas taugen" — mit einem humoristischen Seitenblick auf Sydow — „ein wenig Pedant. Aber nehmen wir an, daß meine Enkelin wirklich der Phönix ist, als welchen er sie beschreibt, deswegen muß ich doch auf meine alten Tage mein angenehmes Leben umstoßen und mir die tausend läppischen Unbequemlichkeiten gefallen lassen, welche die Anwesenheit eines jungen Mädchens in meinem Hause mit sich bringt. Wissen Sie, wie mir zu Mute war, als mein unentbehrliches altes Schaf" — so pflegte die Gräfin Lenzdorff ihren Kammerdiener Lüdecke zu nennen — „den Böcklin hinausschleppte?" — sie heftete die Augen schwermütig auf die kahle Stelle an der Wand — „mir war zu Mute, als ob er mit dem Böcklin alle meine bequemen Lebensgewohnheiten hinaustrüge! ... Ah, der Thee ist schon da!"

„Schon seit einiger Zeit," erklärte Sydow lächelnd; „ich wollte mir soeben erlauben, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Kessel überläuft."

Sie bereitete den Thee mit großer Präcision. Es sah hübsch aus, wie die schöne alte Frau mit dem reizenden Silberkessel und der Theekanne aus der Rokokozeit herummanipulierte. Sie trug für diesen Abend keine Trauerschneebbe, sondern ein weißes Tüllhäubchen, unter dem Kinn zusammengeknüpft, und eine schwarze Spitzenschärpe darüber geschlungen. Welch feine Epikuräernatur verriet sich in jeder ihrer Bewegungen, in der leichten Art, wie sie die durchsichtigen chinesischen Tassen berührte, den Thee aus der mit einem silbernen Deckel versehenen geschliffenen Glasbüchse in die Kannen löffelte, wie sie leise den Duft dieses ganz besonderen Thees einatmete.

„So!" sagte sie, als sie dem jungen Offizier eine Tasse reichte — „mit meinen Lebensanschauungen mögen Sie nicht einverstanden sein, aber meinen Thee müssen Sie mir loben, er ist eigentlich viel zu gut für Sie, der Sie an der deutschen Unart leiden, ihn mit Zucker zu verderben!"

Sie hatte ihm selbst den Zucker hineingethan, wobei sie sich das genaue Quantum, das er liebte, gemerkt; sie schob ihm einen Teller mit von ihm bevorzugtem Theegebäck hin; — sie war außerordentlich liebenswürdig gegen ihn, und er schätzte sie, fühlte eine entschiedene herzliche Anhänglichkeit zu ihr; sie war die älteste Freundin seiner Mutter gewesen, sie hatte ihn von Jugend an verwöhnt

Digitized by Google

und, wie sie es nannte, „Stücke auf ihn gehalten", was jeden Menschen freut; er kannte ihre phrasenlose Gutmütigkeit und Wohlthätigkeit genau, so daß ihn die Selbstsucht, die sie zur Schau trug und aus der sie sich eine Lebensregel gemacht, bis dahin nicht anders angemutet hatte als eine amüsante Pose. Heute aber verletzte ihn die Haltung, welche sie der Ankunft ihrer Enkelin gegenüber annahm. Nicht, daß er sich von der Enkelin selbst irgend eine besondere romantische Vorstellung gemacht hätte. Er war kein unpraktischer Träumer und auch nicht das, was man sonst einen Idealisten zu nennen pflegt und was auf deutsch eigentlich nichts weiter bedeutet als einen möglichst konfusen Kopf, der es für unanständig hält, sich über irgend etwas klar zu werden oder irgend einer Wahrheit mutig ins Auge zu schauen. Er hatte im Gegenteil eine sehr ruhige und vernünftige Art, die Dinge zu betrachten. Infolgedessen fand er es wahrscheinlich, daß das arme vernachlässigte, seit drei Jahren der zärtlichen Fürsorge eines verbauerten Stiefvaters überlassene junge Mädchen linkisch, schwerfällig und tappig, wie es den Umständen nach ausgefallen sein mußte, nicht gut in den Hausstand der Gräfin Lenzdorff passen konnte; aber, mein Gott, das Mädchen gehörte immerhin zum Fleisch und Blut der alten Frau, ein armes Ding war's, das vor drei Jahren seine Mutter verloren und das seit der Zeit von niemandem ein freundliches Wort bekommen hatte, und wenn die arme Närrin vernachlässigt und unerzogen war, wer trug denn schließlich die Schuld daran? Daß die alte Frau nichts als die Unbequemlichkeit der Situation empfand, daß nicht eine Regung des Mitleids in ihr auflebte, das überstieg sein Fassungsvermögen.

Vielleicht erriet sie, was in ihm vorging — gewöhnlich blickte sie sehr tief in die Menschen hinein, aber ihr kam es nicht darauf an, dieselben zu chokieren, im Gegenteil hatte gerade das einen großen Reiz für sie.

Da er eines der Bücher in die Hand genommen, die auf ihrem Lesetischchen lagen, sagte sie: „Keine Comtessenlektüre, Goswyn, aber ein gescheites witziges Buch. Sagen Sie mir, werde ich vielleicht gezwungen sein, meiner Enkelin zu Ehren alle meine gescheiten Bücher einzuschließen und mich auf die ‚Kinderlaube' zu abonnieren?"

„Wollen wir annehmen, daß Ihre Enkelin nicht an der traurigen Gewohnheit leiden wird, ihr Näschen in jedes herumliegende Buch zu stecken," bemerkte Goswyn.

„Hoffen wir," lachte phlegmatisch die Gräfin; „übrigens wer weiß, vielleicht mache ich mir den Kopf voll. Drei Jahre lang war sie ohne Aufsicht, da hat sie wohl bereits die ganze Bibliothek ihres gebenedeiten Stiefvaters verschlungen!"

„Aber Gräfin!"

„Was wollen Sie — solche Sachen kommen vor — denken Sie an Ihre Schwägerin Dorothee. Die erzählte mir mit der größten Selbstgefälligkeit, sie habe bereits vor ihrer Verheiratung den ganzen Belot gelesen," warf sie hin.

„Sie hat mir dasselbe Geständnis gemacht, gleich als sie mit meinem Bruder von der Hochzeitsreise zurückkehrte, sie schien es sehr witzig zu finden," sagte Goswyn heiser.

„Hm! Die böse Fee behauptet noch immer, daß Sie in Ihre Schwägerin verliebt waren," rief die alte Frau lustig und drohte ihm mit dem Finger.

„So, ich möchte nur wissen, auf was meine Tante Brock diese Behauptung stützt," erwiderte der junge Mann kalt.

„Nun, auf die große Abneigung, die Sie Ihrer hübschen Schwägerin gegenüber zur Schau tragen," lachte Gräfin Lenzdorff.

„Ich trage sie durchaus nicht zur Schau," verteidigte sich der junge Offizier.

„Aber Sie fühlen sie," neckte ihn die alte Frau.

Goswyn von Sydow hatte sich erhoben. „Es ist schon sehr spät," bemerkte er und griff nach seiner Mütze.

„Ich hab Sie doch nicht verscheucht mit meinen schlechten Witzen?“ rief die alte Frau, indem sie nun ebenfalls aufstand.

„Nein,“ erwiderte er, „wenigstens nicht auf lange; wenn Sie erlauben, so sprech ich nächsten Herbst wieder bei Ihnen vor, gnädigste Gräfin.“

„Und bis dahin ...?“

„Werd ich leider nicht das Vergnügen haben, ich reise morgen zu einem Vetter nach Ostpreußen ab, zur Auerhahnjagd, bin heute nur zu Ihnen gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Bei meiner Rückkehr dürften Sie sich kaum mehr in Berlin aufhalten.“

„So! Das thut mir leid,“ sagte die alte Frau; „erstens seh ich Sie wirklich gern von Zeit zu Zeit, obgleich Sie vorweltliche Lebensanschauungen haben und immer mit mir unzufrieden sind, und zweitens hatte ich gehofft, Sie würden mir ein wenig helfen, meine Enkelin zu erziehen. Freilich wenn sie den ganzen Belot bereits gelesen haben sollte —“

„Das wäre Ihnen ja sehr bequem, Gräfin,“ neckte er die alte Frau, „dann könnten Sie ... hm! Ihren Böcklin wieder hinhängen, von wo Sie ihn fortnehmen ließen.“

„Was Sie sich alles herausnehmen,“ rief die Gräfin, ihm mit dem Finger drohend; „übrigens irren Sie sich — ich wäre desperat, wenn meine Enkelin bereits die sämtlichen Werke Belots gelesen hätte.“

„So?“

„Natürlich — schon weil dann alle Hoffnung geschwunden wäre, daß Sie mich von dem Kind befreien.“

Er zog die Brauen in die Stirn.

„Haben Sie mich verstanden?“ fragte die alte Frau munter.

„So halb und halb.“

„Leider scheinen Sie sehr wenig Heiratslust zu besitzen.“

„Ich muß gestehen, daß sie mir augenblicklich ausgegangen ist.“

„Hoffen wir, daß diese geheimnisvolle Erika nett genug ist, um —“

Indem wendete sie den Kopf — ein Wagen rollte durch die der vorgerückten Jahreszeit halber um diese Stunde bereits still gewordene Bellevuestraße — er hielt vor dem Hause. Die alte Frau zuckte zusammen, sie wurde sichtlich blaß, drückte die Lippen aufeinander.

Das Thor ging auf, die Bedienten rannten die Treppe hinab.

„Gute Nacht, Gräfin!“ Dabei berührte Goswyn die Hand der alten Dame mit seinen Lippen und eilte fort. Auf der Treppe begegnete er einem hoch aufgeschossenen Mädchen in dem unkleidsamsten Traueranzug, den er je an einem Menschenkind gesehen hatte, und mit zu kurzen Handschuhen, die ein Paar leicht gerötete Handgelenke bloß ließen. Er legte die Hand an die Mütze und grüßte tief.

Als er auf die Straße hinaustrat, trug er den Eindruck von etwas Blassem, Magerem, Unfertigem, Rührendem mit sich im Herzen fort, in dem der Keim einer großen Schönheit versteckt war.

Er konnte die Angst in den hellen eigentümlichen Augen nicht vergessen, die aus dem schmalen, weißen Gesicht an ihm vorübergeblickt. Dann gedachte er der kaltspöttelnden, jedes Gefühl von sich abwehrenden alten Frau da oben. Er wußte, daß die roten Handgelenke und das entstellende Trauerkleid bei ihr Anstoß erregen würden. Armes Ding! dachte er bei sich.

In nachdenklicher Stimmung ging er am Rand des Tiergartens entlang. Es war überall still.

Das süße Ungestüm des Frühlings duftete aus dem Boden, aus den Bäumen, aus jedem zarten, weichen, noch nicht entfalteten Blatt. Im milden Glanz zahlloser blitzender Sterne schimmerte das dünne junge Laub gespenstisch blaß, hier und da malte eine Laterne einen gelben Lichtfleck in die Dämmerung, einen Lichtfleck, der das Gras und die Blätter arsenikgrün färbte.

Menschen, die etwas zu thun hatten, begegnete man nicht, nur Liebespaaren,

die sich in den lauen Schatten der Frühlingsnacht versteckten.

Der herausfordernde Rhythmus einer Tingeltangelmusik klang mitten zwischen die sehnsüchtigen Frühlingslieder hinein, die das blasse, halbfertige Laub durchrauschten. Der grelle Lärm verstimmte ihn, erinnerte ihn unangenehm an den Cynismus, mit dem sich die armen Teufel über die Bitterkeiten ihrer Existenz hinübertobten.

Er war jetzt weit ab von seinem eigentlichen Weg, mitten im Tiergarten drin.

Immer noch Liebespaare, noch eins und noch eins.

Im übrigen alles menschenleer, alles still, hoch oben am Himmel die flimmernden Sterne und auf der Erde unten die mächtigen Bäume voll sehnsüchtig ans Licht drängenden Lebens, ein Duft von neuem Keimen und Blühen überall und dazwischen der Geruch des vom Vorjahr übrig gebliebenen, langsam verfaulenden Herbstlaubes, leise Wonneschauer in den Blättern, und in der Ferne immer noch das Schmettern und Dröhnen des häßlichen, rhythmischen Tanzlärms.

Er hätte nicht zu sagen gewußt, woran es lag, aber er fühlte die große Dissonanz, die, seit Jahrtausenden vergeblich nach Auflösung ringend, die Schöpfung durchdringt, heute stärker als sonst.

Da mitten aus seinem Mißbehagen heraus tauchte die Erinnerung an die großen ängstlichen Augen des jungen Mädchens auf.

Eine warme, dringende Teilnahme mit dem armen, schäbigen Geschöpfchen, auf das sich niemand freute, übermannte ihn. Er hätte Lust gehabt, die Kleine in seine Arme zu nehmen, um ihr die Ängstlichkeit wegzustreicheln wie einem aus dem Nest gefallenen Vögelchen.

— — — — — — — — — — — —

Die Gräfin Lenzdorff war ihrer Enkelin bis in das Vestibül entgegengegangen, welches mit großen japanischen Crepons behängt und von roten venetianischen Laternen in seltsam verschnörkelter Eisenfassung durchleuchtet war.

Daß der glänzenden Beschreibung, die Doktor Herbegg von ihrer Nichte geliefert, nicht recht zu trauen sei, davon war sie von Anfang an fest überzeugt gewesen, sie hatte dementsprechend ihre Erwartungen ziemlich tief gestimmt, dennoch erschrak sie über das, was in die Thür des Vorzimmers trat, die der dienstfertig auf die Treppe eilende Kammerdiener Lüdecke geflissentlich offen gelassen. Anfangs dachte sie, daß das große magere Mädchen in dem schlecht gemachten Kleid die Begleiterin der Erwarteten sei; als aber hinter dem eckigen Ding, an dem alles schief saß, ein breitschulteriger weiblicher Grenadier auftauchte mit einem gestrickten Wolltuch auf dem Kopf und einer Pappschachtel in den Händen, zweifelte sie nicht mehr, daß sie ihre Enkelin vor sich habe — es war wirklich nicht nötig, daß Doktor Herbegg ihr das Mädchen mit den Worten zuführte: „Da bring ich Ihnen die junge Gräfin, Excellenz!“

Sie machte einen Schritt vorwärts und berührte die Stirn des Mädchens mit ihren Lippen.

„Willkommen in Berlin, liebes Kind!“ sagte sie kalt. Also das war ihre Enkelin. Dieses eckige Geschöpf mit den roten Handgelenken und einem Dienstmädchen, das ein gestricktes Tuch auf dem Kopfe und eine Pappschachtel in der Hand trug — eine vorweltliche Pappschachtel mit blaugeblümtem weißem Löschpapier überklebt. Die Gräfin schauderte. „Nehmen Sie eine Tasse Thee, lieber Doktor?“ wendete sie sich an ihren Anwalt, nur um ein gewisses Leben in die Situation zu bringen, und da er sie etwas befremdet ansah, mit derselben Befremdung, die sich auf Goswyn von Sydows Zügen ausgemalt, als sie sich ihm gegenüber beklagt, daß sie heute ihren letzten gemütlichen Abend verlebe, setzte sie, sich rasch verbessernd, hinzu: „Sie wollen nicht — nein — eigentlich haben Sie recht, es ist schon spät, machen Sie mir die Freude ein andermal, lieber Herbegg — ich ... ich hätte heute ohnehin keine rechte Muße, mich Ihnen zu widmen, ich bin zu ...

Digitized by Google

zu begierig, die nähere Bekanntschaft meiner Enkelin zu machen."

Die letzten Worte kamen etwas holperig heraus, fast als ob sich die Gräfin einen Ruck hätte geben müssen, ehe sie dieselben über die Lippen brachte.

Der Doktor hatte sich mit höflichem Ceremoniell verabschiedet, Minna war samt ihrer vorweltlichen Pappschachtel, die sie ein „Kartandl" nannte und sich von keinem Menschen aus der Hand winden lassen wollte, unwillig dem Diener in das Gesindezimmer gefolgt; die Gräfin Lenzdorff hatte sie bedeutet, daß ihre eigene Jungfer vorläufig die Bedienung der Comtesse übernehmen würde, und Erika ging, der rasch und rüstig voranschreitenden Großmutter folgend, durch mehrere hell erleuchtete Zimmer, deren Einrichtung ihr einen geradezu feenhaften Eindruck machte, bis an ein luftiges, kleines Gemach, das an die Schlafstube der alten Frau stieß.

„So, das ist dein Logis," sagte Gräfin Lenzdorff, „ich habe dein Bett vorläufig in mein Ankleidekabinett stellen lassen, es teilt sich am besten so ein ... und ... und ich — — ich meine, es ist mir auch lieber, weil ich dich so am nächsten bei der Hand habe. Es ist natürlich alles nur provisorisch. Ich weiß ja noch gar nicht, was eigentlich mit dir geschieht — ob ... ob du definitiv bei mir bleibst — oder erst in eine Pension gehst. Nun ... vorläufig trachte dich behaglich zu fühlen bei mir!"

Behaglich! Es war viel verlangt, daß sich Erika behaglich fühlen sollte unter den Umständen! Sie wollte etwas sagen, es widerstrebte ihr, die Rolle einer dummen, stummen Gans zu spielen, ihr armer junger Stolz bäumte sich dagegen auf — aber sie brachte nichts heraus, mußte ohnehin ihre ganze Kraft daran setzen, die Thränen herunterzuwürgen, die sich ihr durchaus in die Augen drängen wollten. Mit dem langsamen, unbeweglichen Blick eines Menschen, der nicht weinen will, sah sie sich in ihrer neuen Umgebung um.

Wie luftig und duftig, wie leuchtend sauber und einladend bequem das alles war! Sie aber stand inmitten dieses Paradieses vor Mattigkeit zitternd, wund an Leib und Seele, verletzt und verschüchtert, und fühlte nur den einen Wunsch, sich irgend wohin ins Dunkle verkriechen zu dürfen.

Die Großmutter merkte etwas von der peinlichen Empfindung des Mädchens, vermochte jedoch ihr eigenes Unbehagen nicht zu überwinden. „Willst du erst etwas Toilette machen oder gleich soupieren?" frug sie, indem sie sich offenbar bemühte, freundlich zu sein. Dabei forschten ihre hellen Augen beständig an Erika herum. Arme Erika! Sie fühlte es so gut, daß die Großmutter von ihr enttäuscht war, daß ihre Persönlichkeit in nichts den Wünschen der alten Frau entsprach.

„Ein wenig vom Staube reinigen möcht ich mich," stotterte sie demütig. Ihre Stimme hatte einen ungemein angenehmen, weichen Klang, und ihre Aussprache erinnerte an die österreichische Mundart, die bekanntlich in Berlin so besonders bewundert wird.

Zum erstenmal regte sich etwas zu gunsten des jungen Geschöpfs im Herzen der Gräfin, eine Saite in ihrem Inneren fühlte sich angenehm berührt. „Gut, mein Kind, mach dir's nur bequem," sagte sie etwas wärmer, dabei griff sie an den obersten Knopf der häßlichen schwarzen Schabracke, die ihre Enkelin entstellte, um ihr zu helfen, sich derselben zu entledigen. Mit einer scheuen Gebärde hob Erika ihre Hände und hielt ihr dürftiges Kleidchen krampfhaft über der Brust zusammen. Es lag etwas in dieser Bewegung, das die alte Frau rührte. „Laß uns allein," wendete sie sich an die Jungfer, welche indessen damit beschäftigt war, die Reisetasche Erikas auszupacken, „ich werde nach dir schellen, wenn wir dich brauchen. Sie duzte alle ihre weiblichen Dienstboten nach der alten, feudalen Manier. „Ich will dich selber auskleiden," sagte sie zu Erika.

Dieser wurde unsagbar zu Mute. Abgesehen davon, daß es ihr infolge ihrer

Digitized by Google

großen Verschämtheit, der herben, abwehrenden Verschämtheit einer sehr einsam aufgewachsenen starken und keuschen Natur, schrecklich war, vor irgend einer fremden Person auch nur ihr Kleid abzustreifen, kam's ihr jetzt plötzlich (anfänglich hatte sie daran nicht gedacht) hart an, die Dürftigkeit ihrer Unterkleider dem alles durchforschenden Blick der Großmutter preiszugeben. Sie zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, während die Großmutter ihr das Kleid von den Schultern zog. Aber seltsam ... es war fast, als ob mit der häßlichen Hülle irgend eine hemmende Scheidewand zwischen ihr und der Großmutter gefallen wäre. Die hellen Augen der alten Frau trübten sich mit einer gewissen Rührung, als sie das derbe, arg geflickte und sehr weiße Leinwandhemdchen gewahrte, das kaum ein wenig von den jungen, schmalen, erst halb entwickelten Schultern herabsank. „Armes Ding!" murmelte sie, zum erstenmal warm aus dem Herzen heraus, dann dem jungen Mädchen über die langen, dünnen, edel geformten Arme fahrend, sagte sie: „Wie weiß du bist, jetzt ahnt man erst, wie du aussiehst" — dann hob sie Erika das schwere, leuchtende Haar aus dem Nacken empor, worauf sie in einem jener Anfälle von Zerstreutheit, für welche sie in der Berliner großen Welt berühmt war, ausrief: „Mais elle est magnifique! — in drei Jahren wird sie eine Schönheit sein! — dreh den Kopf ein wenig nach links."

Die großen, sie betroffen anstarrenden Augen ihrer Enkelin brachten sie zur Besinnung — Was würde Goswyn sagen? dachte sie bei sich, wenn er mich hörte! und bei dem Gedanken lächelte sie.

Erika hatte sich nur gerade Gesicht und Hände flüchtig abgewaschen und war in einen großen weißen Schlafrock der Großmutter hineingeschlüpft, als die Jungfer ein Theebrett mit Erfrischungen hereinbrachte. Trotz ihres noch immer andauernden Mißbehagens forderte die Jugend ihr Recht. Sie empfand entschiedenen Hunger, auch hatte sie schon lange nichts so Einladendes gesehen als dieses mit Aspik belegte kalte Fleisch und das duftende Aprikosenkompott.

Sie legte sich sehr bescheiden vor und fing an zu essen.

Noch immer beobachtete sie die alte Frau genau, aber sie sah nichts, was sie irgendwie abgestoßen hätte, keine Bewegung — die Art zu essen, zu trinken, ein Glas oder Messer und Gabel zu halten, alles war, wie es sein sollte.

Die Sache wurde der Gräfin Lenzdorff sonderbar — sie freute sich an allem, was sonderbar war.

Um das junge Mädchen nicht beim Essen zu stören, sah sie von demselben weg, ihr Blick glitt über die paar Sächelchen hin, welche die Jungfer aus der abgeschundenen alten Reisetasche herausgepackt hatte. Wie armselig war das alles! Es stand in fast lächerlichem — nein, in geradezu rührendem Widerspruch zu dem jungen Geschöpf, das, trotz aller hemmenden Linkischheit, etwas Königliches an sich hatte. Mais elle est superbe — wo hab ich denn meine Augen gehabt, dachte die Gräfin bei sich, dabei legte sie zufällig die Hand auf ein Buch, das auch zu Erikas Habseligkeiten gehörte. Es war ein Band Plutarch. Komisch, dachte die Gräfin, da bekomm ich ja einen kleinen Blaustrumpf ins Haus.

Als sie etwas zerstreut in dem Buche blätterte, merkte sie, daß hier und da eine Stelle dick mit Bleistift eingefaßt und durchstrichen war, manchmal eine ganze Seite, oft nur ein paar Zeilen.

„Was bedeutet das?" fragte sie.

„Die Mutter pflegte immer in den Büchern die Stellen zu bezeichnen, die ich nicht lesen sollte," sagte Erika einfach.

Die Augen der alten Frau blitzten auf — war das eine Art, einem Kinde ein Buch in die Hand zu geben und seine Aufmerksamkeit auf die verfänglichen Stellen zu lenken — oder ... oder sollten die Mädchen, die auf dem Lande unter dem ausschließlichen Einfluß ihrer Mutter aufwuchsen, etwa anders geraten sein als die Mädchen in der Stadt und in Pensionaten?

Digitized by Google

„Und hast du die Stellen wirklich nicht gelesen?“ fragte sie halb lächelnd.

Da wurde das Gesicht des Mädchens böse. „Wie sollt ich!“ fuhr sie heftig auf.

„Bravo!“ rief die Großmutter, ihrer Enkelin auf die Schulter klopfend. „Du bist ein ehrentüchtiges kleines Frauenzimmer, das heißt eine große Seltenheit. Wir werden uns vertragen!“

Aber weit davon entfernt, ihre Freude über diese unumwundene Anerkennung kundzugeben, behielt Erika ihren finsteren Gesichtsausdruck bei.

— — — — — — — — — — — —

Erika lag bereits zu Bett. Gräfin Lenzdorff hatte es nicht über sich gewinnen können, sich niederzulegen. Unermüdlich schritt sie in ihrer Schlafstube auf und ab. Sie hatte die volle Bedeutung des Eintritts ihrer Enkelin in ihr Haus gefaßt, sie war keine seichte, keine herzlose Frau, aber sie war, was ihr seelisches Empfinden anbelangte, eine wehleidige alte Frau, die jede starke Erschütterung ihrer Nerven von sich abwehrte. Diesmal konnte sie derselben nicht Herr werden, ihr Gefühlsleben regte sich wie aus einem sehr langen Schlaf heraus, sie fühlte es erst nur wie ein unbestimmtes Mißbehagen, wie etwas Befremdliches, das sie sich als eine Nervosität auslegte, mit der sie fertig werden wollte, dann als einen erst leisen, dann immer stärker anwachsenden Herzensdurst.

Die Unzufriedenheit mit sich, die sie zu quälen begonnen, seitdem sie in Erfahrung gebracht, daß Erika nach dem Tode ihrer Mutter drei Jahre völlig vernachlässigt, ohne jegliche Anregung oder Aufsicht, allein mit dem Stiefvater verbracht habe, hatte sich jetzt in ihr verzehnfacht. Es war freilich die Schuld des Polen gewesen, der ihr den Tod seiner Gattin nicht angezeigt. Diese Ausrede beschwichtigte sie jedoch nicht. Was hatte sie ihn anzuklagen, was hatte er anderes gethan als sie, er hatte selbstsüchtig seine Bequemlichkeit gehütet wie sie.

Die Härte, die sie ihrer Schwiegertochter bewiesen, peinigte sie jetzt mehr noch als die lieblose Vernachlässigung, die sie gegen ihr Enkelchen gezeigt. Hatte sie das Recht, diese Schwiegertochter ob ihrer Schwäche zu verachten und zu verstoßen? Mein Gott, sie war ein seltenes Geschöpf trotz allem, an der Erziehung des Kindes hatte sie's bewiesen. Was mußte sie alles in das Mädchen hineingelegt haben, daß es im stande war, diese schrecklichen drei Jahre zu überleben, ohne zu sinken. Arme Emma! Ihr Herz wurde sehr schwer, wenn sie ihrer gedachte. Ihr Unrecht gegen die Arme datierte weit zurück. Sie leugnete es nicht.

Sie hatte sich von Anfang an nicht gut mit ihrer Schwiegertochter vertragen. Sie waren beide zu gründlich verschieden gewesen voneinander, Anna Lenzdorff mit ihrem scharfen, nüchtern beobachtenden Geist, selbstsüchtig bis in ihre sehr strenge Sittlichkeit hinein, die sie hochmütig als ein moralisches Reinlichkeits- und Unabhängigkeitsbedürfnis bezeichnete, etwas, das sie sich nicht als das geringste Verdienst anrechnete, da sie demselben nur zu ihrem Privatvergnügen frönte; gutmütig, aber ohne Begeisterung; grenzenlos, aber lieblos nachsichtig gegen die Menschheit, und mit der Ansicht behaftet, daß das Leben nichts sei als eine Posse mit einem tragischen Schluß — etwas, aus welchem man am ehesten Vorteil zog, wenn man es von einem recht guten, bequemen Platz aus beobachtete, ohne je den Versuch zu machen, sich handelnd hineinzumischen, fest überzeugt davon, daß die beste Führung des Lebens darin besteht, sich in seine schreienden Widersprüche und nicht auszufüllenden Risse hineinzufinden, sich mit Palliativen zu behelfen, wenn es eben ging, und das große Deficit, das schließlich doch bei jeder Menschenexistenz herausschaut, so lange hinauszuschieben als möglich. Und dagegen Emma — Emma, der die Lebensphilosophie, welche ihre Schwiegermutter gleichmütig als „meine lachende Verzweiflung“ zu bezeichnen pflegte, Entsetzen einflößte, Emma, die an alles mögliche glaubte, an Gott und die Menschen, ja, wie ihre Schwie-

Digitized by Google

germutter behauptete, an die Heilbarkeit des Aussatzes und die Uneigennützigkeit der englischen Politik — Emma, der ein Leben, in das sie nicht handelnd eingreifen konnte, als jeden Interesses bar erschien, und ein Leben ohne Liebe ärger als der Tod — Emma, die selbstlos war bis zur Raserei, bis zur momentanen Gewissensblindheit, wo sie dem einen gab, was sie nicht das Recht hatte, dem anderen zu entziehen — Emma, der die Begriffe des Maßes und der Schranke fremd waren, die, alle Palliative und alle lauwarmen Surrogate, mit denen man sich in der Welt behilft, verschmähend, vom Schicksal ein ganzes, ein volles Glück forderte, und sich dabei kopflos in einen Abgrund stürzte, der sich hinter einer Illusion verbarg.

Ach, wenn's doch wenigstens ein Abgrund gewesen wäre! aber nein, nicht einmal — nur ein Sumpf war's, und darüber hatte Anna Lenzdorff nicht hinausgekonnt.

Es war eigentlich seltsam — sie, die für jeden Verbrecher, von dem sie in der Zeitung las, eine Entschuldigung fand, hatte es ihrer Schwiegertochter nicht zu verzeihen vermocht, daß sich dieselbe, dank ihrem angeborenen Bedürfnis nach Romantik, so weit vergessen konnte, sich für diese polnische Nullität zu begeistern. Wie konnte eine vernünftige Frau überhaupt nach Romantik fahnden!

Als Anna von Rhödern mit zweiundzwanzig Jahren den Grafen Ernst Lenzdorff geheiratet hatte, besaß sie bereits, wenn auch erst in flüchtigem Maße angedeutet, dieselbe nüchterne Lebensauffassung, welche sie jetzt in so hohem Grade vervollkommnet hatte. Sie war kurländischer Abstammung und die Tochter eines hervorragenden Diplomaten in russischen Diensten. Im Gegensatze zu ihrer Schwiegertochter eine gefeierte Schönheit, hatte sie dennoch mit zweiundzwanzig Jahren, allen gefühlvollen Dingen, auf die sie durch den großen Reiz ihrer Persönlichkeit ein Anrecht gehabt hätte, den Rücken kehrend, ihre Hand dem Grafen Lenzdorff gereicht, von dem sie später die Rolle, die er in ihrem Leben gespielt, dahin zusammenfaßte, daß er sie wirklich sehr wenig geniert habe. Für einen Ehemann wäre das sehr viel, behauptete sie.

Als sie ihn kennen lernte, war er preußischer Legationssekretär in Paris gewesen, dort heiratete sie ihn; später übersiedelte er dauernd nach Berlin, wo er einen bedeutenden Posten im Ministerium des Äußeren einnahm. Sie pflegte ihn in den Momenten verwegener Aufrichtigkeit, für die sie bekannt war, als einen Automaten zu schildern, zu dem der jeweilige Minister des Äußeren den Schlüssel besäße. Wenn er einmal aufgezogen war, so funktionierte er ja recht gut die paar Stunden hindurch, die er im Amt verbrachte — war seine Zeit einmal abgelaufen, dann war er eine leblose Holzfigur, weiter nichts. Eine Holzfigur, die man mitten in sein Leben hineinschleppt, trägt wenig bei zur allgemeinen Behaglichkeit, besonders eine Holzfigur in den Dimensionen des Grafen Ernst Lenzdorff — das merkte seine Gattin sehr bald. Sie drängte ihn mit großer Geschicklichkeit so bald als möglich aus ihrem Leben hinaus, stellte ihn irgendwo in dem Hintergrund auf ein würdiges Piedestal, was ja die beste Verwendung für Holzfiguren ist und wo sie sich sehr effektvoll ausnehmen.

Der einzige Sohn der Gräfin war das genaue Ebenbild seines Vaters, und ganz ebenso imposant hölzern.

Wenn Emma, dem Beispiel der Schwiegermutter folgend, ihn auch mit höflichem Anstand auf ein Piedestal gestellt hätte in irgend einem Winkel, wo er sie wenig genierte, nun, da hätte sie mit ihm ein sehr annehmbares Leben führen können. Das Unglück war, daß sie Versuche anstellte, ihn glücklich zu machen.

Arme Emma! Als ob man eine Holzfigur überhaupt glücklich machen könnte! Der junge Graf Lenzdorff fühlte sich äußerst unbehaglich bei den Beglückungsversuchen, die seine Frau an ihn verschwendete. Die Ergebnisse waren ziemlich un-

Digitized by Google

erquicklicher Natur — aus einer zufrieden gleichgültigen wurde eine ungemütliche Ehe. Dennoch war es für Emma ein großes Unglück, als Edmund Lenzdorff zwei Jahre nach ihrer Vermählung plötzlich und zwar bei einem Eisenbahnunfall ums Leben kam. Neben ihm hatte sich ihr Dasein wenigstens ruhig abgesponnen — sie hätte mit der Zeit auf ihre übel angewandten Beglückungsversuche verzichtet und ihren Lebenszweck in der Erziehung ihres Kindes gefunden, während so — kaum war er tot, so kam ihr ganzes Wesen ins Schwanken wie ein Schiff, von dem man den nötigen Ballast entfernt hatte.

Erst erkrankte sie, wie ihre Schwiegermutter es nannte, an akuter Philanthropie. Bis in die verrufensten Winkel von Berlin hinein suchte sie, wo es irgend ein Elend zu lindern gab. Dabei gestattete sie es nie, daß sie ein Diener begleitete, das könnte ihre Armen demütigen, behauptete sie. Einmal riß man ihr bei ihren Exkursionen die Uhr vom Leib, ein anderes Mal brachte sie den Flecktyphus nach Haus. Das war der Gräfin Anna unangenehm, aber sie verzieh es ihr, pflegte sie sogar selbst mit anerkennenswertem Mut über die schreckliche Krankheit hinüber.

Ein halbes Jahr später heiratete sie den Strachinsky — das verzieh ihr die Schwiegermutter nicht.

Vierzehn Jahre waren vergangen seit der Zeit, vierzehn Jahre, während welcher sie sich nicht mehr um die arme Emma bekümmert, kaum mehr etwas von ihr gehört hatte. Jetzt that's ihr leid.

Immer wieder kam Gräfin Anna auf die Erziehung zurück, die dem jungen Mädchen zu teil geworden, das im Nebenzimmer schlief.

Eine Frau, die ihrem Kinde eine solche Erziehung zu geben vermocht, die im stande war, es noch über das Grab auf Jahre hinaus zu beeinflussen, die war nicht die erste beste!

Freilich hatte sich ihr ein herrliches Material geboten. In Gräfin Anna meldete sich mit einemmal ihrer Enkelin gegenüber etwas, das sie für ihren Sohn nie empfunden, der Stolz auf ihr Fleisch und Blut. „Ein herrliches Geschöpf," murmelte sie ein um das andere Mal vor sich hin, und sich selber ausspottend fügte sie hinzu: „Zu denken, daß sie mir häßlich vorgekommen ist im ersten Augenblick, armer Narr ... wem sie nur ähnlich sieht — ihrer Mutter sieht sie nicht ähnlich, meinem Sohn auch nicht!" Nachdenklich unterbrach sie sich in ihrer eintönigen Wanderung — blieb stehen. Etwas ganz Eigentümliches durchfuhr sie — sie wendete sich zu einem altväterischen Boulesekretär mit sehr vielen Fächern. In einem dieser Fächer, einem sogenannten heimlichen Fach, das lange nicht geöffnet worden, begann sie zu kramen. Endlich fand sie, was sie suchte, eine Lithographie, die ein junges Mädchen darstellte, dekolletiert und mit den breiten Ärmeln, die in den dreißiger Jahren Mode gewesen waren. Ein sehr schönes junges Mädchen war's — Gräfin Lenzdorff, als sie noch Anna von Rhödern hieß.

Das kleine graue Bild zitterte in der Hand der alten Frau; es wirkte wie ein Zauber auf sie, trug sie in eine Zeit zurück, die sie längst vergessen hatte — eine Zeit, in der ihr das Leben noch etwas anderes gewesen war als eine tragisch endende Posse, an der man sich allenfalls belustigt, aber in der man es verschmäht, selber eine Rolle zu spielen. Ihr wurde plötzlich weh zu Mut beim Anblick des schönen, ernsten, stolzen jungen Gesichts, es erinnerte sie an etwas, das sehr schön angefangen und in unsäglicher Bitterkeit geendet, an etwas, bei dem das Beste, Wärmste in ihr abgestorben oder zum wenigsten gelähmt worden war. — Da ... was war das? — ein leiser, unterdrückter Schmerzenslaut — noch einmal. Aus dem Nebenzimmer heraus klang es an ihr Ohr ... Sie ließ das kleine graue Blatt fallen, und einen Leuchter in die Hand nehmend, trat sie an das Bett ihrer Enkelin. Als sie die Großmutter kommen hörte, hatte Erika die

Digitized by Google

Augen geschlossen und sich schlafend gestellt, aber die Thränen von ihren Wangen zu wischen, hatte sie nicht die Zeit gehabt.

Die Großmutter stellte die Kerze auf den Nachttisch, dann sich über das Mädchen beugend, flüsterte sie leise: „Erika!" Erika regte sich nicht. Wie rührend sie aussah, blaß, mager, und doch alles an ihr so edel und reizend trotz der Thränenspuren auf ihrem Gesicht.

Die Gräfin setzte sich auf den Bettrand und streichelte dem Kind die nassen Wangen. „Erika, mein Herzchen, was ist dir, hast du Heimweh?"

Da öffnete Erika ihre großen Augen und blickte die Großmutter finster an. Aber sie erwiderte kein Wort, sondern preßte die Lippen fest aufeinander. Wie konnte die Großmutter sie fragen, ob sie Heimweh habe, sie, der auf der Welt nichts mehr nahe stand als ein Grab!

Die alte Frau zögerte — dann das widerstrebende junge Mädchen aus den Kissen hebend, hielt sie es an ihre Brust. Sie drückte ihre Lippen auf den goldenen Scheitel des Mädchens und murmelte leise: „Verzeih mir, mein Kind, verzeih!" Einen Moment noch hielt die widerstrebende Starrheit Erikas an, dann begann sie wie wahnsinnig zu schluchzen — und dann — dann fühlte die Großmutter, wie sich der schlanke Körper fröstelnd wohlig in ihren Arm schmiegte und wie der müde junge Kopf auf ihre Schulter sank. Und eine Empfindung süßer junger Wärme drang der alten Frau bis ans Herz, das plötzlich von Zärtlichkeit ganz schwer geworden war.

Kurz darauf war Erika fest eingeschlafen. Die Großmutter verspürte keine Lust, sich niederzulegen. „Ich will einen Brief an Goswyn schreiben," sagte sie sich, „ich muß ihm doch sagen, daß sie reizend ist — und daß sie es gut haben wird bei mir!"

— — — — — — — — — — —

Ein halbes Jahr war vergangen seit Erikas Ankunft in Berlin. Sie war während dieses halben Jahres vielfach mit der Großmutter gereist, hatte die Zeit teilweise in Schlangenbad, Gastein und an der Riviera zugebracht. Den Gedanken, ihre Enkelin in ein Pensionat zu stecken, hatte die Gräfin sofort aufgegeben, als sie in der Bekanntschaft derselben näher vorgedrungen war. „Was solltest du denn in einem Pensionat anfangen?" hatte sie gesagt. „Hm! Deine Ecken abschleifen? Meiner Ansicht nach wäre es schade um deine Ecken — und was nun deine Bildung anbelangt, da hast du freilich ein bißchen zu viel im Kopf für ein Mädchen von deinem Alter — aber ändern läßt sich daran nichts mehr, damit muß man rechnen!" Und dabei klopfte sie Erika auf die Wange und sah sie an mit einem Blick voll leuchtenden Stolzes.

Erika war für sie von einem Augenblick zum anderen der Mittelpunkt ihres Lebens, ihr Abgott geworden, das amüsanteste Spielzeug, das sie je in Händen gehabt, der kostbarste Edelstein, mit dem sie sich je geschmückt. Nebenbei war sie die spät erwachte Poesie ihres Lebens, die verklärte Auferstehung ihrer eigenen Jugend. — Das war ja alles ganz in der Ordnung, sie war nicht die erste Großmutter, die in ihrer Enkelin ein Phänomen sah — und an und für sich hätte das weiter nichts auf sich gehabt, wenn sie es nicht für nötig gefunden hätte, ihre Enkelin in die große Meinung, welche sie von ihr hegte, einzuweihen. Was sie thun konnte, um dem jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen, das that sie — aus purer Zerstreutheit und Geschwätzigkeit, weil sie es ihr Lebtag nicht vermocht, irgend etwas für sich zu behalten. Denn im Grunde genommen war sie so unklug, als sie geistreich war — ihr Geist war ein Luxusartikel, etwas, mit dem sie sich und andere unterhielt, mit dem sie die verwickeltsten Situationen theoretisch subtil beleuchtete, der ihr aber durch die einfachste Störung ihres Lebenssystems nie hindurchhalf. Sie war vollkommen unpraktisch, was sie wußte, ohne recht zu begreifen, woher es kam. Da sie es nicht ändern konnte — sie versuchte es

Digitized by Google

übrigens gar nicht —, so ging sie jedem schwierigen Lebensproblem mit jener epikuräischen Selbstsucht, welche die einzige ausdauernde Richtschnur ihrer Existenz bildete, aus dem Weg. Ihre Liebe zu Erika machte jetzt einen Teil ihres Egoismus aus. Sie wurde nicht satt, sich über die Schönheit, die glänzenden Fähigkeiten des Mädchens zu freuen, sie fühlte jede Unannehmlichkeit, die ihre Enkelin traf, wie einen eigenen Schmerz, jeden Triumph, den sie feierte, als eine persönliche Huldigung; — aber niemals dachte sie daran, welche Verpflichtungen sie dieser jungen, sich so herrlich und üppig entfaltenden Blüte gegenüber auf sich genommen. Sie war überzeugt davon, daß sich in Erikas Leben alles von selbst machen würde, wie sich in ihrem eigenen Leben stets alles von selbst gemacht hatte, und in dieser Überzeugung nahm sie nicht den geringsten Anstand, Erika von früh bis Abend zu verwöhnen und sie förmlich hineinzuzwingen, sich als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten.

Mit fast gleicher Ungeduld erwarteten Großmutter und Enkelin den Moment, wo Erika zum erstenmal die Berliner Welt bezaubern sollte.

Und jetzt war's Anfang Februar, ein Mittwoch und der erste Nachmittagsempfang der Gräfin Anna Lenzdorff, nach deren Rückkehr aus Italien. Sie, deren sociale Faulheit längst sprichwörtlich geworden war, hatte in diesem Jahre verhältnismäßig viel Karten abgegeben, auch von Menschen Notiz genommen, die sich längst von ihr vergessen glaubten, und dies, obgleich sie nicht die Absicht hegte, ihre Enkelin bereits in diesem Jahre in die Welt zu führen. Aber ein wenig zeigen wollte sie sie doch.

Ihr Empfangstag war infolge ihrer der Berliner Gesellschaft gegenüber plötzlich entfalteten Liebenswürdigkeit sehr besucht gewesen — Erika hatte den Thee serviert, sehr schön, in einer Toilette von ausgeklünsteltester Schlichtheit und mit einem königlichen Selbstbewußtsein, das sie der Begeisterung dankte, welche die Großmutter für ihre verschiedentlichen Vorzüge an den Tag legte, welches unter verbindlicher Bescheidenheit zu verbergen sie jedoch geschmackvoll genug war. Sie klapperte nicht ungeschickt mit den Theetassen, sie warf die Rahmkanne nicht um, sie drängte niemandem Biskuits auf, der keine wollte — kurz, sie ließ sich keine von den Ungeschicklichkeiten zu schulden kommen, welche sonst gesellschaftliche Novizinnen aus purer Schüchternheit begehen, und war, wie ihre Großmutter sich ausdrückte, einfach „merkwürdig“. — Wenigstens vierzigmal hatte die Großmutter heute bereits immer mit derselben stolzen Betonung gesagt „meine Enkelin“ und dann jedesmal den Eindruck geprüft, welchen die ungewöhnliche Erscheinung des jungen Mädchens auf den Gast machte — es war zumeist ein überraschender Eindruck —, worauf Gräfin Lenzdorff, die lustig über alles hinwitzelnde Gräfin Lenzdorff, die sonst nichts schärfer zu verspotten pflegte als den in Deutschland üblichen Familienidealismus, sofort in einem sehr lauten Flüsterton, von dem Erika kein Wort entging, anfing, die ungewöhnlichen Eigenschaften ihrer Enkelin aufzuzählen: „Was sagen Sie zu dieser Enkelin, die mir da ins Haus geschneit kommt, um mir meine alten Tage zu verschönern? Ich habe Glück wie immer, nicht wahr? Eine reizende Erscheinung, und diese Haltung! Sehen Sie doch einmal das Profil an, und die Linie von Hals und Wange — so jetzt ... Und wenn man bedenkt, daß ich mich gegen den Gedanken, das Kind bei mir aufnehmen zu müssen, gewehrt habe mit Händen und Füßen! Schändlich habe ich mich benommen gegen die Kleine — jetzt hole ich das Versäumte wieder nach. Ich verwöhne sie ein wenig, aber wie sollte ich auch nicht. Ich dachte mir, es würde eine fürchterliche Unbequemlichkeit sein, ein junges Mädchen im Hause zu haben — aber im Gegenteil, ich werde jung neben ihr. Man braucht sich gar nicht geistig neben ihr zu bücken, für alles interessiert sie sich. Ein junges Mädchen,

Digitized by Google

das auf dem Lande aufgewachsen ist — wild! Anfangs wollte ich sie in eine Pension geben. Hm! Es steckt mehr in ihrem goldenen Kopf drin als hinter den blauen Brillen von allen Pensionatsvorsteherinnen in Deutschland. Das ist nicht das Interessanteste an ihr. Aber sie hat einen gewissen herben edlen Zug in ihrer Natur, der mir imponiert. Sie ist ganz eigentümlich."

Darin hatte Gräfin Lenzdorff recht, Erika war eigentümlich — unrecht aber hatte sie darin, ihre Enkelin vor ihren Bekannten so weitläufig herauszustreichen; erstens langweilte es ihre Bekannten — wann hat es jemanden unterhalten, einen ihm nicht nahestehenden Menschen loben zu hören! — und zweitens erregte sie durch das massenhafte Lob, welches sie über die Enkelin ausschüttete, die Opposition ihrer Zuhörer. An jenem ersten Empfangstage legte sie den Grund zu der großen Unpopularität Erikas, von welcher diese noch lange nachher schwer zu leiden haben sollte.

Der Nachmittag neigte seinem Ende, die Lampen waren bereits angezündet, nur drei oder vier Damen, alle in schwarz, einer über die Gesellschaft verhängten Hoftrauer halber, saßen noch in der intimsten Ecke des Salons; knapp neben dem Kamin eine winzige alte Dame, Frau von Norbin, geborene Prinzessin Frenz, mit einem von langen silbergrauen Scheiteln eingerahmten, fein geschnittenen Gesichtchen, welches die Farbe eines welken Rosenblattes hatte, und mit einem dünnen hellen Stimmchen, das wie eine uralte Spieluhr klang und von weit herzukommen schien. Sie mochte fast um zehn Jahre älter sein als Gräfin Anna, gehörte jedoch von Jugend an zu ihrem intimsten Umgang und stammte gleich ihr aus einer kurländischen Familie, die dem Wiener Kongreß viel zu thun gegeben hatte. Sie hatte Talleyrand in ihrer Jugend gekannt und mit Chateaubriand korrespondiert, und Gräfin Lenzdorff besaß von ihr ein Aquarell, das sie als junges Mädchen darstellte, mit einer Weinlaubkrone auf einer Bacchantenfrisur und mit sehr bloßen Armen ein Tamburin in die Luft haltend. Die verjährte Romantik des verblaßten Aquarells stand in sonderbarem Widerspruch zu der würdevollen Hinfälligkeit und dem poetisch gedämpften Zauber der alten Frau.

Ihr gegenüber, sehr darum beflissen, sich ihre Gunst zu erwerben, saß eine gewisse Frau von Geroldstein, Gattin eines reichen Geschäftsmannes, der sich in einem der kleinen deutschen Fürstentümer ein Adelspatent gekauft — ohne dadurch, wie er zu spät einsehen gelernt, die Hoffähigkeit für seine Frau zu erwerben; empört über die Kleinlichkeit der deutschen Duodez-Souveräne, war er nach Berlin übergesiedelt, wo seine Frau für die Entfaltung ihrer socialen Bestrebungen einen günstigen Spielraum zu finden hoffte. Sie war drei Jahre in Berlin gewesen, ohne einen aristokratischen Anhaltspunkt finden zu können für ihre Prätensionen; sie hatte sich aus Verzweiflung auf Celebritäten, auf Künstler, Professoren und Politiker (selbst Demokraten) geworfen, um ihrem Salon Glanz zu verleihen. Nachdem sie endlich den gesuchten aristokratischen Anhaltspunkt gefunden, in einem Badeort in Form von einer Generalin mit Schulden und einer vierzigjährigen Tochter, die sie für vierundzwanzig ausgab, genierten sie jetzt ihre alten Bekannten und zwar bedeutend. Es war die Aufgabe ihres Lebens, die Verzeihung der Gesellschaft dafür zu erwirken, daß sie einmal Eugen Richter empfangen hatte. Die Gesellschaft verzeiht nie — aber sie vergißt manchmal, besonders, wenn's ihr bequem ist. Es fing an, ihr bequem zu werden, allerhand an Frau von Geroldstein zu vergessen, ihre politischen Bekanntschaften, und daß ihr Mann sein Vermögen durch Armeelieferungen von zweifelhafter Qualität erworben hatte.

Frau von Geroldstein war so brauchbar und zeigte sich nebenbei zu allen Konzessionen bereit, die man nur irgendwie von ihr verlangen wollte. Sie warf

Digitized by Google

Eugen Richter über Bord und legte eine rührende Schwärmerei für den Hofprediger Dryander an den Tag. Sie bombardierte die ganze Welt mit Gefälligkeiten und Einladungen zu Diners, die vortrefflich waren und bei denen man keinen unliebsamen Persönlichkeiten mehr begegnete. Sie machte überall unermüdlich Besuche und besaß im vollsten Maße jenen Artikel, der zu der glänzenden Laufbahn einer Streberin am unentbehrlichsten ist — eine sehr dicke Haut.

Sie war eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren, einer von Natur aus dünnen Taille, die sie künstlich bis zum Unerträglichen einzwickte, dazu mit einem Gesicht, das hübsch gewesen wäre, wenn es nicht, wie alles an ihr, irgendwie falsch und verzeichnet ausgesehen hätte. Natürlich trug sie der Hoftrauer zu Ehren dreimal mehr Krepp an sich wie alle anderen anwesenden Damen, und schien sich heute als Aufgabe gestellt zu haben, die Gunst der kleinen Frau von Norbin zu erobern. Sie hatte derselben bereits drei verschiedene Dinge angeboten, ihr Reitpferd für Frau von Norbins Tochter, ihren Lawn-tennis-Grund (sie hatte einen so wundervollen Garten hinter ihrem Hause, den niemand benutzte) und ihre Loge in der Oper — aber Frau von Norbin verhielt sich ablehnend — bis die Geroldstein endlich aus ihrem Gespräch mit Gräfin Lenzdorff entnahm, daß das Hauptinteresse der alten Frau in einem Kinderspital bestand, dessen Leitung sie beaufsichtigte. Die Geroldstein erklärte ihr sofort, daß die Verbesserung der Hygiene für arme Kinder das eigentliche Ziel ihres Lebens bilde — wann könne sie das Kinderspital besuchen? Gräfin Lenzdorff lächelte ein wenig boshaft, während Frau von Norbin, auf diesem wohlthätigen Vogelleim gefangen, sich mit der Geroldstein sofort in ein Gespräch über die praktischste Art der Kinderpflege vertiefte.

Die Gräfin Lenzdorff unterhielt sich indessen köstlich mit einer jungen Hofdame, einer überaus reizenden Persönlichkeit, deren Sinn für feinen Humor triumphierend den abschwächenden Einfluß der Hofluft überdauert hatte und die jetzt die jüngsten Miseren einer gewissen Gräfin Ida von Brock zum besten gab.

Diese Gräfin Brock war eine in der Berliner Gesellschaft wohlbekannte Persönlichkeit. Man nannte sie gewöhnlich die böse Fee. Man unterließ es nämlich häufig, sie bei irgend einem socialen „Hochamt“ — das Wort stammte von Anna Lenzdorff — einzuladen, und dann erschien sie ungebeten und stiftete nachträglich durch giftige Klatschereien Unheil an. Sie suchte jeden Winter neue Löwen für ihre Menagerie, wie man ihren Salon im familiären Gespräch zu titulieren pflegte, Künstler, die salonfähig genug waren, um sich mit Weltmenschen anständig zu vertragen, und Weltmenschen, die geistreich genug sein sollten, um die Künstler zu würdigen. Da sie, dank ihrer zahlreichen Wunderlichkeiten und Indiskretionen, mit den verschiedentlichsten Leuten entzweit war, mußte sie immer ein paar einflußreiche Freundinnen bitten, anthropologische Merkwürdigkeiten für sie zu requirieren. Unlängst hatte sie Gräfin Lenzdorff darum angegangen, ihr „zwölf geistreiche Grafen“ zu besorgen — eine Bestellung, welche Gräfin Lenzdorff als unausführbar wegen momentaner Erschöpfung des Vorrats bezeichnet hatte.

Den verflossenen Winter hatte sie den Nimbus ihres Salons mit einem Hypnotiseur gefristet — einem jungen Amerikaner, für den Gräfin Ida „geschwärmt hatte“.

Mr. van Tromp hieß er; er hatte eine Stirn wie ein Dom und kostete nichts, war ganz bereit, seine Zeit umsonst zu opfern für das Vergnügen, in der guten Gesellschaft zu verkehren, was ein Amerikaner bekanntlich noch viel besser zu schätzen weiß als irgend ein europäischer Streber. Zum Schluß der Saison hatte leider der Diener der Gräfin der Kammerjungfer Scheidewasser in den Kaffee gegossen. Da die Gräfin Brock diese Missethat dem Einflusse van Tromps bei-

Digitized by Google

maß, so verzichtete sie von da ab auf den hypnotischen Zeitvertreib — um so mehr, als er auch den meisten anderen ihrer Gäste als ein etwas gefährliches Gesellschaftsspiel erschien.

Dies wurde van Tromp angedeutet, wie er sich von neuem bei der Gräfin präsentierte. Er fügte sich in ihre Entscheidung und hoffte liebenswürdig und uneigennützig, sie würde ihm, von der Ausübung seines Talentes absehend, freundlich erlauben, sie noch weiterhin „as a friend“ zu besuchen. Die Gräfin Brock aber schrieb ihm ein Billet, in dem sie ihm für seine große Liebenswürdigkeit dankte und ihn zugleich versicherte, sie könne es nicht auf sich nehmen, ihn weiterhin zu veranlassen, seine Zeit bei ihr zu verlieren, die Leute, die bei ihr verkehrten, seien doch im Grunde genommen viel zu unbedeutend für einen so gescheiten Mann wie er.

Diese Art, Menschen hinauszuwerfen, die sie ausgenutzt hatte und nicht mehr brauchen konnte, nannte sie zartfühlend und taktvoll. — Was Mr. van Tromps Ansicht davon war, bleibt dahingestellt. Er rächte sich dadurch, daß er ein Buch über die Berliner Gesellschaft schrieb, welches, da es sehr viel skandalöse Indiskretionen enthielt und anonym erschien, sofort fünfundzwanzig Auflagen erlebte.

In der Absicht, ihre Donnerstagsabende auch in diesem Jahre zu beleben, hatte die Gräfin Brock sich's ausgedacht, an jedem derselben irgend ein von ihr besonders beliebtes modernes dramatisches Meisterwerk vorlesen zu lassen und hatte auch bereits einen jungen schönen Schauspieler mit breiter Brust und kräftiger Stimme angeworben, um die Dichtungen möglichst glänzend zur Geltung zu bringen. In der vorigen Woche hatten die Vorlesungen begonnen und zwar mit einer deutschen Übersetzung von Dumas' „Femme de Claude“.

Die junge Hofdame hatte dem Abend beigewohnt — „es sei,“ wie sie behauptete, „zum ‚Sticken‘ komisch gewesen.“

Unter den Zuhörerinnen hatten sich mehrere junge Mädchen befunden. Kaum hatte sich der junge schöne Schauspieler mit der kräftigen Stimme affektvoll und begeistert bis in die Mitte des zweiten Aktes hineingelesen, so rauschte etwas auf. Es war eine Mutter, die ihre Tochter hinausführte. So ging es den ganzen Abend. Während der Schauspieler unbeirrt weiter deklamierte, waren fast nach jeder Scene irgend ein paar zartfühlende Wesen hinausgelaufen, bis die Dame des Hauses sich mit dem jungen schönen Schauspieler und ein paar Herren so ziemlich allein befand. „Ich hab's ausgehalten neben ihr,“ erklärte die Hofdame, während Gräfin Lenzdorff sich gegen einen Lachkrampf wehrte — „aber ich versichere Ihnen ...“

Im selben Augenblick meldete der Diener: „Frau Gräfin Brock!“

Sie war eine mittelgroße Frau in einem mächtigen, hochschulterigen Biberpelz, was eigentlich gegen die Hoftrauer verstieß, dafür aber mit einem sehr langen Kreppschleier auf ihrem malerischen Maria-Stuart-Hut, einem wahren Muster von einem Schleier, der ihr wie eine drei Ellen lange loyale Trauerdemonstration über den etwas gewölbten Rücken herabhing. Ihre bereits stark ergrauten Haare waren oberhalb ihrer Stirn in einem malerischen Toupet aufgekräuselt, und ihr früher sehr schön gewesenes Gesicht durch allerhand manierierte Grimassen entstellt, die bald süßlich, bald giftig, am öftesten aber beides zusammen waren.

Die Gräfin Lenzdorff stellte ihr sofort ihre Enkelin vor, worauf die böse Fee nicht achtete, und Erika machte ihr einen sehr anmutigen Knix, was sie nicht sah. Sie lieferte übrigens auch außerdem noch die merkwürdigsten Beweise von Kurzsichtigkeit, indem sie sich auf Frau von Norbin setzen wollte und Frau von Geroldstein für die siebzigjährige Doyenne der deutschen Romanlitteratur hielt.

Frau von Norbin lächelte gutmütig, Frau von Geroldstein fand die Verwechselung entzückend, goldig. Heimlich war sie sehr beleidigt, nicht weil man sie für

eine Greisin, sondern weil man sie für eine Schriftstellerin gehalten, sie hätte sich gar nicht dagegen gewehrt, für die Königin Isabella von Spanien gehalten worden zu sein. Übrigens befand sie sich in gehobener Stimmung, sie hatte mit Frau von Norbin ausgemacht, daß sie den nächsten Vormittag mit ihr das Kinderspital besuchen würde, das war immerhin eine Errungenschaft.

„Hm! hm! Über was hat man denn so laut gelacht, als ich eintrat?" fragte die böse Fee, sich neben Gräfin Lenzdorff niederlassend, süßlich.

Und da sowohl die Hofdame als auch die Hausfrau etwas betroffen schwiegen, so setzte sie seufzend hinzu: „Gewiß über mein Mißgeschick. Ja, ja, ich weiß, Klara" — zu der Hofdame — „Sie erzählen das désastre in ganz Berlin. Es war schrecklich — o ich danke, danke" — dies, verbindlich grinsend zu Erika, die ihr eine Tasse Thee präsentierte — „dieser gräßliche Schauspieler!" wimmerte sie, indem sie mit einer Gebärde, die ihr besonders eigen war und den Höhepunkt ihrer Verzweiflung ausdrücken sollte, ihre beiden dürren, schwarzbehandschuhten Hände, die Flächen herauskehrend, emporhob; „ich hab ihn auch schon bei unserem Intendanten angeschwärzt, an das Berliner Hoftheater kommt er in diesem Leben nicht mehr. Mir meine Gäste so unverschämt aus meinem Salon herauszulesen, und mich in den Ruf zu bringen, daß ich bedenkliche Litteratur liebe!"

„Hatte er dir das Stück vorgeschlagen?" fragte Gräfin Lenzdorff.

„Nein, ich hatte es gewählt. Aber mein Gott, das Stück war Nebensache — die Art des Vortrages war alles. Er brauchte ja nur über die bedenklichen Stellen hinüber zu hüpfen, anstatt dessen brüllte er sie meinen Gästen immer am allerlautesten an den Kopf."

„Offenbar gefielen ihm die am besten," meinte die Hofdame lachend.

„Selbstredend," entrüstete sich die böse Fee, „diese Leute haben ja weder Takt noch Anstandsgefühl; nun, ich habe dem jungen Mann natürlich ein für allemal mein Haus verwiesen."

„Wie Mr. van Tromp," warf Gräfin Lenzdorff ein.

„O viel energischer!" versicherte die böse Fee. „Apropos, hast du das Buch über die Berliner Aristokratie gelesen? An gewissen Details, die nur er wissen konnte, merkte ich sofort, daß es von keinem anderen sei als von meinem Hypnotiseur."

„Hm! Ein Amerikaner kommt immer auf seine Kosten," warf Gräfin Lenzdorff hin.

„Ich habe eine zu gute Meinung von den Menschen," klagte elegisch Gräfin Brock, „das Ärgste ist, daß mir momentan für meine Donnerstage nichts in Aussicht steht."

„Wie ich in der Nationalzeitung las, werden bei Kroll nächstens ein paar Almeen auftreten, die sich auf der Durchreise zwischen Paris und Petersburg befinden," bemerkte Gräfin Lenzdorff boshaft, „die könntest du dir ja für einen Abend ausborgen."

„Die Aufführung der Almeen ist untersagt worden," mischte sich die Geroldstein, die immer alles wußte und keinen Sinn für Humor hatte, ins Gespräch. Die Gräfin Brock, welche erklärt hatte, die „Großherzogin", wie sie sie nannte, unter keinen Umständen empfangen zu wollen, that, als höre sie nicht; Frau von Norbin erkundigte sich danach, was eine Almee sei — Gräfin Lenzdorff lachte und machte eben, sotto voce aus Rücksicht für ihre Enkelin, eine drastische Beschreibung von der Tanzweise dieser orientalischen Specialität, die sie in Kairo kennen gelernt, als Herr von Sydow gemeldet wurde.

— — — — — — — — — — —

„Goswyn!" rief Gräfin Lenzdorff aufrichtig erfreut. „Schön von Ihnen, daß Sie endlich auftauchen — nicht schön war's, daß Sie so lange auf sich warten ließen!"

„Ich bin gekommen, sobald ich erfahren habe, daß Sie zurückgekehrt seien," entgegnete Sydow.

Digitized by Google

„Hm! und wie gewöhnlich erscheinen Sie so spät als möglich," sagte die Gräfin mit ihrer wundervollen Zerstreutheit, „in der Hoffnung, mich allein zu finden."

„Das nenn ich eine Art, die Menschen hinauszuwerfen," rief heiter vorwurfsvoll Frau von Norbin — Frau von Geroldstein fand irgend etwas, man wußte nicht genau was „goldig", und behauptete, „sie habe nichts übel genommen". Sie nahm nie etwas übel. Trotz des lachenden Protestes der Hausfrau, daß sie für ihren Teil es durchaus nicht auf ein tête-à-tête mit dem jungen Offizier abgesehen habe, erhob sich Frau von Norbin, noch immer gutmütig neckend, und zog sich zurück. Auch die junge Hofdame entfernte sich.

Frau von Geroldstein blieb noch — sie blieb immer bis zuletzt, „um Bekanntschaften anzuknüpfen", heute aber hatte sie noch einen speciellen Grund. Sie ahnte nämlich mit dem erstaunlichen Spürsinn, der ihr bei ihrem Strebertum so großen Vorschub leistete, daß endlich, dank der jammervollen Donnerstagsverlegenheiten, mit der Gräfin Brock „etwas zu machen sein würde". Da sie auf diesen günstigen Moment seit einem Jahre vergeblich wartete, ist es wohl nicht zu verwundern, daß sie ihn nicht ungenützt vorübergleiten ließ.

Während Erika mit der bescheidenen und ungezwungenen Verbindlichkeit, welche sie sich so rasch anzueignen gewußt hatte, Frau von Norbin und die Hofdame in das Vestibül hinausgeleitete, wo von der großen Menge Diener, welche es heute bevölkert hatten, nur noch drei sehr lange Exemplare mit dicken Pelzkragen übrig geblieben waren, heftete Goswyn seinen Blick auf die Wand, wo zu seinem großen Erstaunen jetzt derselbe Böcklin hing, der während seines letzten Besuchs der Gräfin der unerwünschten Ankunft ihrer Enkelin halber entfernt worden war.

„Also haben Sie die junge Gräfin doch in ein Pensionat geschickt?" bemerkte er.

„Ich!" rief Gräfin Lenzdorff ganz entrüstet über die Zumutung, „was fällt Ihnen ein, ich bin viel zu alt, als daß ich das Vergnügen, mit dem Kind zusammen zu sein, hinausschieben könnte." — Als sie merkte, wie die Augen des jungen Mannes nachdenklich auf ihrem Lieblingsbild haften blieben, fiel ihr sofort die Unterredung ein, welche sie in diesem Frühjahr mit ihm gehabt. „Ja richtig, Sie erinnern sich auch noch, wie schwer es mir fiel, die Kleine bei mir aufzunehmen. Ich lache, wenn ich dessen gedenke. Und was das Bild anbelangt, unnütze Mühe, das vor ihr zu verstecken; als sie zu mir kam, hatte sie bereits den ganzen Vatikan im Kopf — sie kannte alle Meisterwerke der Welt durch Photographien. Sie sieht sich alles an und — sieht an allem vorüber! Ich brenne darauf, sie mit Ihnen bekannt zu machen — haben Sie das Kind nicht bemerkt — freilich in diesem Februarzwielicht — den Augenblick ist sie hinaus, um Fanny Norbin zu eskortieren."

„Das war Ihre Enkelin —?" sagte Sydow überrascht, „ich dachte, es sei Ihre Nichte Odette."

„Wo haben Sie denn Ihre Augen gehabt?" rief Gräfin Lenzdorff etwas verdrießlich aus. „Odette ist ja recht hübsch, aber eine Grisette — eine reine Grisette im Vergleich zu Erika. Erika ist um eine Hand höher, und dann, mein Lieber — un port de reine — absolument — un port de reine! Ah, da ist sie! Erika, Herr von Sydow wünscht dir vorgestellt zu werden; du weißt, wer's ist, ein großer Liebling von mir, und der netteste junge Mensch in Berlin."

Erika neigte mit einer verbindlichen kleinen Bewegung das Haupt, und während der junge Mann zu dem übertriebenen Lob der alten Frau ärgerlich errötete, sagte sie mit vollendeter Selbstbeherrschung: „Für mich hat die Großmutter natürlich schon früher Reklame gemacht; wir können, glaube ich, beide zufrieden sein, Herr von Sydow!"

Er verbeugte sich nun sehr tief, worauf er auf eine einladende Handbewegung der

Digitized by Google

Dame des Hauses Platz nahm. Er wußte, daß Gräfin Lenzdorff von ihm erwartete, er solle ihrer Enkelin etwas sagen. Aber er konnte nicht, er war dumm vor Überraschung. Gräfin Lenzdorff hatte ihm freilich damals gleich nach der Ankunft des jungen Mädchens geschrieben, daß dasselbe reizend sei, aber er hatte diese briefliche Versicherung als einen Beweis von Reue aufgefaßt — er wußte, daß die Reue die Menschen zur Übertreibung geneigt macht, besonders gutherzige und egoistische Persönlichkeiten, für welche die Erinnerung an ein begangenes Unrecht zu den größten Peinlichkeiten ihrer Existenz gehört, weshalb sie dasselbe mit einer wahren Überschwenglichkeit gut machen möchten, nur um nicht mehr daran denken zu müssen.

Er hatte ja das junge Mädchen erblickt, ängstlich, blaß, scheu, er konnte sich den Eindruck, welchen es damals auf ihn gemacht, nicht zusammenreimen mit der Erscheinung dieser bildschönen und bereits weltvertrauten jungen Dame, die so durchaus geschaffen schien, der epikuräischen Selbstsucht der Großmutter ein ausgesuchtes Labsal zu bieten. Er wußte nicht warum, aber es ärgerte ihn fast, daß Erika so schön war, er kam sich in dem Gefühl zärtlichen und besorgten Mitleids, das sie ihm eingeflößt hatte, lächerlich vor.

Das Wort, das er vergeblich suchte, um ein Gespräch zwischen ihr und ihm anzuknüpfen, fand sie. „Seltsam, daß Sie mich nicht erkannt haben, nicht einmal im Salon meiner Großmutter, wo Sie mich doch erwarten mußten," begann sie munter; „ich hätte Sie in Afrika erkannt."

„Wo habt ihr einander denn schon gesehen?" frug Gräfin Lenzdorff neugierig.

„Auf der Treppe, am Abend meiner Ankunft," erklärte Erika. „Sie erinnern sich offenbar nicht, Herr von Sydow, ich hätte Ihnen gar nicht eingestehen sollen, daß ich mich Ihrer so genau erinnere."

„O, ich erinnere mich sehr gut," versicherte Sydow und stockte plötzlich mit einem schwachen, zögernden Lächeln, das ihm eigen war und hinter dem empfindliche Seelen mitunter eine verhaltene Bosheit witterten, während sich eigentlich nichts dahinter barg als eine gewisse Erregung, Verlegenheit, ein momentanes Nichtzurechtlegen der Umstände. Er war nicht sehr rasch, außer in Momenten großer Gefahr, wo er plötzlich eine merkwürdige Geistesgegenwart entwickelte.

„Nun, eigentlich ist es kein Wunder, daß Sie mir mehr Eindruck gemacht haben als ich Ihnen," fuhr Erika einfach und unbefangen fort, „erstens waren Sie der erste preußische Offizier, dem ich je begegnet war — in Österreich hatte ich nie etwas so Hohes und Breites gesehen; — und zweitens haben Sie mich so respektvoll gegrüßt. Sie wissen nicht, wie wohl mir das damals gethan hat, ich war halbtot vor Angst — Sie sahen aus, als ob Sie mich bedauerten!"

„Ich bedauerte Sie auch, Gräfin," gestand er ehrlich. Der Klang ihrer Stimme, der das Herz der Großmutter zuerst gewonnen, that auch ihm wohl. Übrigens erschien sie ihm doch noch sehr kindisch, seitdem sie sprach. Der Eindruck selbstbewußter Weltlichkeit, den ihre vornehme Erscheinung auf ihn gemacht, hatte sich bereits verwischt.

„Sie wußten, daß sich meine Großmutter nicht auf mich freute?" fragte sie.

„Ja, ich hatte es ihm gesagt, und er hat mich dafür ausgezankt," erklärte Gräfin Lenzdorff und nickte humoristisch.

„Aber gnädigste Gräfin!" wehrte sich Sydow halb lachend.

„Ach, ich sage immer die Wahrheit," rief die Gräfin — „immer, das heißt, so oft als möglich und manchmal öfter, es ist die einzige Tugend, auf die ich mir etwas zu gute thue. — Und Sie hatten recht damals, Goswyn. Aber wissen Sie, wie Sie jetzt aussehen? — als ob Sie sich Ihres Mitleids wegen schämten. Hm! ich hab schon wieder einen Nagel auf den Kopf getroffen, und einen empfindlichen Nagel. Aber die Menschen sind nun einmal so gemacht. Eine Verschwendung giebt es, die sich die Großmütigsten nicht

Digitized by Google

verzeihen — das ist hinausgeworfenes Mitleid. Und schließlich müssen Sie einsehen, daß die Kleine dieses Artikels nicht mehr bedarf!"

Goswyn schwieg. Wenn die Gräfin auch in der That anfänglich den Nagel auf den Kopf getroffen, so war er doch von der Richtigkeit ihres letzten Satzes nicht überzeugt. Etwas in dem Benehmen der alten Frau gegen ihre Enkelin ging ihm gegen den Strich — unter anderem, daß sie, während sie mit ihm sprach und zugleich die Kleine, die sich mit der naiven Anmut eines jungen Geschöpfs, dem ein wenig Zärtlichkeit so notwendig ist wie der Sonnenschein einer sich entfaltenden Blume, an sie schmiegte, streichelte, plötzlich ihm zuzwinkernd Erika beim Kinn nahm und ihr Gesicht leise so drehte, daß er die besonders schöne Linie ihrer Wange bemerken möge.

Gräfin Brock hatte sich indessen übellaunig gegen die verheerende Liebenswürdigkeit der Großherzogin gewehrt und mit denselben unzufriedenen Grimassen die verschiedentlichsten Anerbietungen abgelehnt, unter anderem die eines Wundermittels gegen Gesichtsschmerzen, an denen die arme Brock litt, was teilweise die beständigen unheimlichen Zuckungen ihrer Züge erklärte.

Sich endlich mit Heroismus und Grobheit diesen unermüdlichen Zudringlichkeiten entwindend, hatte sich die böse Fee an den jungen Offizier herangeschoben, der merkwürdigerweise ihr Neffe war. Merkwürdigerweise! — denn Familienähnlichkeit bestand zwischen ihnen nicht die mindeste, und war die Verwandtschaft zwischen seiner ernsten Natürlichkeit und ihrer unruhigen Affektation wirklich schwer zu erklären.

„Goswynchen!" sagte sie, sich neben ihm niederlassend, sehr süß.

„Tante."

„Du hast mich so fremd gegrüßt, hast dich kaum bei mir gemeldet," flötete sie einschmeichelnd, vorwurfsvoll.

„Du schienst mir so sehr beschäftigt."

„Beschäftigt — ja, wahrlich beschäftigt — seit einer Viertelstunde zapple ich wie eine Fliege im Netz," schnaubte die Gräfin Brock, „du kommst mir ja wie gerufen, Goswynchen!" Und sie tippte mit dem Zeigefinger zärtlich an seinen Aufschlägen herum.

„Hm! Soll ich deine letzte Abrechnung mit deinem Banquier prüfen?" fragte er trocken — seine Sympathien für sie waren matter Natur.

„Gott bewahre," entsetzte sich die böse Fee, indem sie ihrer Gewohnheit entsprechend ihre schwarzen Hände in die Höhe streckte. „Um etwas so Prosaisches handelt sich's für mich diesmal nicht. Es handelt sich nur um ..."

„Ja, um deine Donnerstage," fiel ihr Goswyn etwas schroff ins Wort.

„Du hast es erraten, Goswynchen, ich brauche einen neuen Stern und du könntest mir ein wenig helfen. Kennst du Perfection?"

„Den Pianisten meinst du?"

„Ja, denselben."

„Ich habe ein paarmal mit ihm musiziert."

Goswyn spielte nämlich in verlorenen Stunden Geige, eine kleine Schwäche, die er nicht offiziell eingestand und von der er nicht gern reden hörte.

„Siehst du — dacht ich's doch!" rief die Brock, wobei ihr aus Begeisterung das rechte Auge zufiel. „Du mußt ihn bei mir einführen."

„Bitte mich zu entschuldigen," wehrte sich energisch der junge Mann; „ich bahne keine Bekanntschaften an zwischen Künstlern und dir. Ich weiß, was daraus entsteht, erst quetschst du so einen Künstler aus wie eine Citrone und dann weisest du ihm die Thür unter dem Vorwand, daß er dein ästhetisches Gefühl verletzt, daß seine Manieren nicht deinen Wünschen entsprechen. Darüber hättest du dir vielleicht vor der Ausnützung seines Talents auch schon klar werden können; daß ein Künstler manchmal schlechte Manieren hat, weiß man."

„Ach ja!" seufzte Frau von Geroldstein, die ihren Sessel wieder ganz nahe

Digitized by Google

an den Rest der Gesellschaft herangeschoben hatte.

„Alle Künstler haben schlechte Manieren," behauptete mit ihrer lustigen Insolenz Gräfin Lenzdorff.

„Auch die ganz großen?" fragte Erika etwas beklommen. Sie dachte dabei an den jungen Maler, den sie damals neben dem zwecklosen Brückennuding getroffen, und wußte nicht recht, ob sie der Großmutter ihren Hochmut verübeln sollte oder sich schämen für den kindischen Kultus, den sie so viele Jahre lang mit dem Andenken des hübschen Vagabunden getrieben, der nichts mehr von sich hatte hören lassen.

Während Frau von Geroldstein seufzte: „Die ganz Großen — ach freilich, die ganz Großen" — rief Gräfin Anna lustig dazwischen:

„Die erst recht! Künstlerische Mittelmäßigkeiten eignen sich den gewissen oberflächlichen Salonschliff doch noch eher an als die in ihre Gedankenwelt versunkenen großen Genies. Was wollt ihr, die landläufigen guten Manieren sind Dutzendkleider, nur für den Durchschnittsmenschen gemacht, sie sitzen nun einmal denjenigen, die über das gewöhnliche Maß hinausgeraten sind, schlecht. Mir ist das gleichgültig. Genialität mit Zoten garniert liebe ich nicht, ein wenig naive Unbeholfenheit aber mißfällt mir keineswegs, im Gegenteil, um mir sympathisch zu sein, muß ein Künstler immer ein Stück Urwaldbären in sich haben — aus den geleckten, geschniegelten Kunststutzern, den ‚Gentlemen artists', die sich für den Schnitt ihrer Lackschuhe mehr interessieren als für ihre Kunst, mache ich mir gar nichts!"

„Ach ja!" seufzte die Geroldstein, „ich auch nicht."

„Hm! deine Vorträge sind immer sehr belehrend," versicherte süßlich giftig die böse Fee, „aber aus meiner Verlegenheit helfen sie mir nicht." Sie erhob sich mit einem traurigen Seufzer — dabei glitt ihr ihre Pelzboa von den Schultern auf die Erde. Erika bückte sich danach und reichte sie ihr höflich. Die böse Fee fixierte das junge Mädchen durch ihr Lorgnon — eine langsam aufdämmernde Überraschung malte sich auf ihren durch Tic und Affektationen verzerrten Zügen. „Sie sind wohl die Enkelin aus Böhmen?" sagte sie, immer noch das Lorgnon an den Augen.

„Ja, Frau Gräfin."

„Ach, verzeihen Sie, ich hatte Sie die ganze Zeit für die Gesellschafterin meiner lieben Anna gehalten. Jetzt erinnere ich mich daran, daß die Gesellschafterin bereits im vorigen Jahr gestorben ist. Ich habe ja selbst einen Kranz zu ihrem Begräbnis geschickt. Die arme Gute, sie war zum Sterben langweilig, aber ein vortreffliches Mädchen, du erinnerst dich ihrer doch, Goswynchen. Du nanntest sie stets den Herzog von Wellington, weil sie ein wenig taub war und immer darauf lospredigte, ohne je eine Einwendung zu beachten. Ha, ha, ha! Aber wie habe ich mich nur so irren können! Ich bin freilich sehr kurzsichtig und sehr zerstreut" — dabei legte sie Erika den Finger unter das Kinn und lächelte ein unbeschreibliches Lächeln, das sich zwischen ihrem vorspringenden Kinn und ihrer spitzen Nase herumkrümmte wie ein von Krämpfen befallener Regenwurm. „Sie sind ja sehr hübsch, mein liebes Kind! Wie heißen Sie?"

„Erika!"

„Erika — Heideblume! Und Sie kommen aus Böhmen — wie poetisch, wie poetisch! Sie ist wirklich reizend, deine Enkelin, Anna! Findest du nicht, Goswynchen?"

Sydow wurde feuerrot, runzelte die Stirn und schwieg.

„Ich eile fort — mir scheint, ich fange an, Dummheiten zu sagen," witzelte die Gräfin Brock, dann mit entsetztem Blick auf das Fenster: „Herr des Himmels, es gießt! Willst du mir eine Droschke kommen lassen, Anna?"

„Erika! drück auf die Klingel," sagte Gräfin Lenzdorff.

Ehe Erika den Befehl hatte ausführen

Digitized by Google

können, war ihr Frau von Geroldstein in den Arm gefallen. „Aber, liebe Gräfin Erika," rief sie eifrig, „zu was eine Droschke kommen lassen, es wird mir ja das größte Vergnügen sein, Gräfin Brock nach Hause zu fahren, mein Wagen wartet unten. Nicht wahr, gnädigste Gräfin" — dies zu der bösen Fee — „Sie machen mir das Vergnügen?"

„Ich kann Ihnen das nicht zumuten, ich kenne Sie viel zu wenig, um Ihnen zur Last zu fallen," erwiderte sehr verdrießlich die Brock.

„Aber wie können Sie von einer Last reden, es ist mir eine Freude."

„Es ist gar keine Freude, mit mir zu fahren, ich muß immer beide Fenster geschlossen haben wegen meiner Gesichtsschmerzen," brummte die Fee.

Während dieser lebhaften Auseinandersetzung stand Erika, die Hand nach der elektrischen Schelle ausgestreckt, und harrte auf nähere Weisung, als die Sache plötzlich eine den Wünschen der Frau von Geroldstein entsprechende Wendung nahm.

Herr Reichert wurde gemeldet — ohne ein weiteres Wort zu entgegnen, verschwand die Gräfin Brock mit der Geroldstein, in deren Coupé sie auch richtig nach Hause fuhr.

Ihr überstürzter Rückzug hatte seine geheimen Gründe. Reichert, ein besonderer Günstling Anna Lenzdorffs, ein Tiermaler mit einem Gesicht wie ein Löwe und einem unverwüstlichen Vorrat von drastischen Anekdoten, gehörte zu den „remords" der bösen Fee. Ihre „remords" nannte sie eine ganze Reihe von Menschen, die sie nach gehöriger Ausnutzung ihres Talents und ihrer Gefälligkeit rücksichtslos von sich abgeschüttelt hatte.

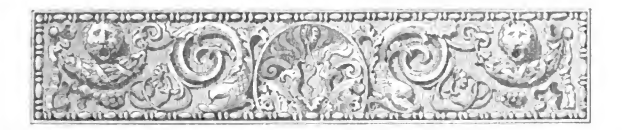
Kurze Zeit darauf war auch der Tiermaler verschwunden, und von den vielen Besuchern der Gräfin war nur Sydow und zwar auf einen ausdrücklichen Wunsch der Gräfin, den sie ihm heimlich zugeraunt hatte, geblieben.

„So, jetzt hab ich's gerade genug," rief sie, da sich die Thür hinter ihrem geliebten Tiermaler geschlossen. „Sie bleiben doch zu Tisch, Goswyn, wir essen heute sehr früh, um sechs, und Sie können uns dann in die Singakademie begleiten, Joachim spielt und ich habe ein Konzertbillet zu viel."

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google



I Castelli Romani.

Von

Therese Höpfner.

I.

Wenn wir von einer Anhöhe bei Rom, sei es vom Monte Mario oder von dem herrlichen neuen Spazierwege auf dem Janiculus, sei es mitten in der Stadt, vom Belvedere der französischen Akademie, in der Villa Medici auf dem Monte Pincio, oder von der wunderbaren Trümmerstätte der südlichen Kaiserpaläste auf dem Palatin den Blick schweifen lassen über das unvergleichliche Bild der ewigen Stadt zu unseren Füßen und die weite schwermütige Campagna dahinter, immer bleibt unser Auge auf den Albaner Bergen ruhen, die gegen Südosten die wundervolle Rundsicht abschließen. In mannigfaltig anmutvollen Formen hebt sich diese Hügelkette ab vom Horizont; in den verschiedensten Farben schimmert sie, je nach der Tages- und Jahreszeit; flimmernd weißer Schnee deckt ihre äußersten Spitzen im Winter, hoch über den immergrünen Pinien und Cypressen und den dunklen Steineichen; graue Schleier von Olivenwäldern ziehen sich hin zwischen blühenden Mandel- und Pfirsichbäumen zur Frühlingszeit, bald folgt dann die Blüte der Kastanienbäume im Sommer, wenn die Campagna sich bräunlich zu färben beginnt; überall aber klimmt an den sonnigen Abhängen die Rebe empor, aus der die feurigen Weine bereitet werden, die weltberühmten dei Castelli Romani, die jedes Wirtsschild in und um Rom anpreist.

Wenn die Sonne sinkt und die Schatten dunkeln auf der Campagna, dann färben sich die Albaner Berge in wunderbarem Glanz, im Winter oft in tiefem Blau, hinter dem dann plötzlich grellrot der Abendhimmel aufglüht; in den längeren Abenden der wärmeren Jahreszeit wechselt das Farbenspiel in zauberischer Weise, und am schönsten erglühen die Berge unmittelbar nach Sonnenuntergang in jenem unbeschreiblichen violetten Purpurschimmer, wie man ihn nur hier im Süden der Alpen sieht. Formen und Linien haben dann eine Weichheit und die Farbe eine Zartheit, von welcher man im Norden keine Vorstellung hat. Das Auge schwelgt im Wechselspiel von Licht und Farbe und die Seele ruht in süßen Träumen. An heißen Sommertagen legt sich ein feiner grauer Schleier um die Berge, deren Umrisse kaum erkennbar bleiben, er wallt hinab über die Campagna hin und hüllt alles in feinen Dunst; c'è caligine nell' aria, Hitznebel in der Luft, heißt es. Ungesunde Dünste entströmen dann der durchglühten Campagna und aus der Glut der Ebene sehnt man sich hinauf zu den Bergen, von dannen Erquickung kommt. Dorthin dringt nicht der Hauch der Malaria, und wenn auch wirkliche Kühle mitten im Sommer selbst auf diesen Bergen ein frommer Wunsch bleibt, so ist doch die Luft frei von schädlichen Miasmen, und ohne Furcht kann

Digitized by Google

man sich dem träumerisch müßigen Leben eines italienischen Sommers hingeben unter den Schatteneichen am Albaner See oder in den köstlichen Villen von Frascati.

Frascati! Perle des Albanergebirges! Das ist ja der leuchtende Mittelpunkt, auf dem das Auge zuerst und dann immer wieder ruht, wenn es aufblickt zu den Bergen. Langgestreckt am Abhange und auf dem Rücken eines sanft vorspringenden kleinen Höhenzuges liegt der freundliche Ort da mit seinen hellschimmernden Häusern, unterhalb Rocca di Papa, das rechts davon steil am Abhang des höchsten Berges emporklettert. Dessen Gipfel krönt, halb im Grün uralter Bäume verborgen, das Kloster der Passionisten von Monte Cavo, wo einst das Heiligtum der Latiner, der Tempel des Jupiter Latiaris stand.

Albano wird dem Blick durch eine kleine Erhebung im Boden fast gänzlich entzogen, man ahnt es nur, wenn man seine Lage genau kennt; wohl aber sieht man deutlich Castel Gandolfo, das päpstliche Schloß, aufragen und weiterhin Marino und Grotta Ferrata. Links von Frascati erheben sich drei deutlich voneinander getrennte Kuppen, jede von einer kleinen Ortschaft gekrönt, unbeschreiblich originell und malerisch, das sind Monte Porzio, Monte Compatri und Rocca Priora, und wo sich die Albaner Berge nach der Ebene zu senken, die sie von dem rauheren Sabiner Gebirge trennt, da liegt auf ihrem letzten Ausläufer La Colonna, das kleine Gebirgsnest, von dem das stolze trotzige Geschlecht der Colonna seinen Namen und seinen Ursprung herleitet.

Das sind die Castelli Romani, reich an Korn und Öl und Wein, reicher noch an historischen Erinnerungen, die zurückreichen in uralte Zeiten, bis über die Gründung Roms hinaus, zu dessen weltumfassender Größe das Samenkorn hinabgetragen wurde von den Albaner Bergen zum Abhange des Palatin am Tiberufer.

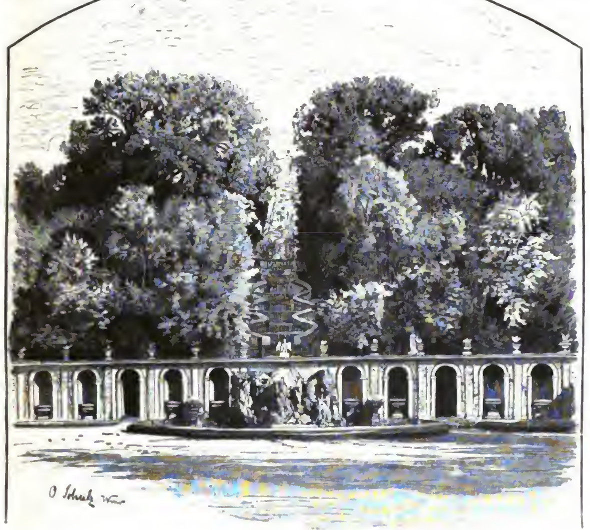
Hier redet jeder Hügel und jeder Stein von einstiger Größe der Götter und Menschen, von blutigem Ringen auf Tod und Leben — von Heldengröße und von Verrat, von Siegen und verzweifelter Niederlage — im Altertum wie im Mittelalter, wo diese neu bebauten Höhen zum Schauplatz blutiger Fehden zwischen den trotzigen Adelsgeschlechtern Roms und den herrschsüchtigen und habgierigen Kirchenfürsten wurden, deren mehrere dann später ihre Nepoten mit den herrlichsten Landgütern und Herrensitzen in dieser paradiesischen Gegend ausstatteten, so daß dieselben, nachdem die Heldenzeit des Altertums versunken und die trotzigen Zwingburgen des Mittelalters gebrochen waren, noch einmal erblühten in der fürstlichen Pracht einer neuen Zeit.

Unendlich lohnend ist ein Ausflug in die Albaner Berge, und wenige Romfahrer werden ihn versäumen; aber die meisten widmen ihm allzu kurze Zeit. Bei einem flüchtigen Tagesbesuche geht uns kaum eine Ahnung all ihrer Herrlichkeit auf; wir nehmen die Erinnerung an einige schöne Landschaftsbilder mit, wohl auch die Sehnsucht, uns mit Muße vertiefen zu können in die kaum geahnten Schönheiten des flüchtig Angeschauten. Wohl jedem, dem diese Sehnsucht gestillt wird, der bei längerem Aufenthalte und in vollkommener Muße sich in die Schönheit dieser Gegend vertiefen, sie Tag für Tag von neuem genießen und mehr als den Eindruck der flüchtigen Stunde davon festhalten kann!

Nicht zu früh im Jahre sollte man in die Albaner Berge gehen, denn der Hauptreiz ist, sie in der vollen Üppigkeit ihrer Vegetation zu sehen. Freilich ist die Zeit der ersten Baumblüte, das Erscheinen der ersten Frühlingsblumen verlockend, schöner aber noch ist die Gegend Ende April und im Mai, wenn alle Bäume im vollen Laubschmuck prangen. Darunter ist dann alles blau von Vergißmeinnicht und rot von Cyklamen, wie kurz zuvor alles weiß und blau von Anemonen und Veilchen schimmerte, noch finden sich auch wohl verspätete Veilchen, leuchtend heben die wilden Narzissen ihre weißen Sterne und

Digitized by Google

der Asphodel seine blaßrosa Blütenstanden; der Akanthus steht in voller Glorie mit seinen milchweißen von violetten Adern durchzogenen Lippenblüten, Goldregen und Akazien hängen darüber und der Ginster leuchtet durch das Grün der Bäume und bekleidet alle Abhänge mit goldenem Schimmer. In ungeahnter Fülle hängt der Holunder auf allen Wegen seine weißen Dolden aus, Heckenrosen und duftendes Geißblatt nicken dazwischen, mit glutroten Kränzen umzieht der Feldmohn den Fuß der Ölbäume. Der bleibt uns treu, auch wenn im Juni die Sträucher in Feld und Garten abgeblüht haben und die Rosen nicht mehr in so üppiger Fülle sich erschließen, den Nelken den Vorrang lassend, „wenn wundersam die Luft durchschwamm der Hauch der Rebenblüte", und die betäubend riechenden grünlich-gelben Blütentrauben der echten Kastanie endlich zu Boden fallen: immer noch glüht der leuchtendrote Mohn in Feld und Hain, und wenn im Walde die Blumen seltener werden, wenn die entzückenden Cistusröschen abfallen, die blauen Glocken sich neigen, dann lachen noch immer die weißen Winden durch die grünen Hecken und federleicht mit ihren zarten Blütensträußen schlingt sich die Clematis von Baum zu Baum und webt weiße Schleier über den dunklen Eppich.



Kaskade in der Villa Torlonia (früher Conti).

Am schnellsten, in halbstündiger Eisenbahnfahrt, erreicht man von Rom aus Frascati, in einer Entfernung von etwa zwanzig Kilometern. Im Sommer gehen sechs Züge den Tag hinaus, der letzte kehrt erst nach zehn Uhr in die Stadt

Digitized by Google

zurück. Kein anderer Ort in der Nähe von Rom hat so häufige Verbindung, und schon darum eignet sich Frascati am besten zum Sommeraufenthalt für Familien, die sich nicht ganz von ihren Beziehungen zur Stadt trennen können.

Die Bahn läuft zuerst an den Riesenbogen der Acqua Paolina, dann an denen der alten Acqua Claudia hin, vorüber an Porta Furba, darauf öffnet sich der Blick links über die weite Campagna, mit dem malerischen kleinen Hügel Monte Grano und den Ruinen von Sette Basse im Vordergrunde, nach den Sabiner Bergen. Bei Ciampino zweigt sich die Bahn von der Hauptlinie nach Neapel ab, verläßt die Ebene und steigt auf in das Bereich der Oliven- und Weingärten. Hier reifen an sonnigem Abhang die Trauben, welche im Herbst den feurigen Frascati bianco liefern.

Bis hart an den Fuß des Hügels führt der Zug zum sauberen kleinen Bahnhof. Tritt man hinaus, so beeifern sich sofort eine Menge von Kutschern, ihre Dienste anzubieten; sie wollen die Ankommenden nach der Stadt fahren, oder nach sämtlichen Castelli romani, deren Namen sie mit größter Geschwindigkeit abrasseln. Andiamo! Signori, andiamo! a Rocca! a Monte Porzio, Monte Compatri und so fort. Ein gewundener Fahrweg führt hinauf zum großen Platze vor der Stadt; wir aber erreichen ihn auf bequemer prächtig breiter Treppenanlage binnen wenigen Minuten und haben vor uns am Abhang eine reizende Blumenanlage, welche das villengekrönte Frascati wie einen prächtigen Teppich dem Fremden zum Willkommen entgegenbreitet.

Auf halber Höhe geht links der Weg ab nach dem Gasthaus und Ristorante del Sole, mit großen offenen Bogenhallen auf die Campagna schauend; man ist dort recht gut aufgehoben. Weiter dahinter, um die Ecke herum, liegt ein einfaches Speisehaus, La Villetta, wegen seines köstlichen Weines gerühmt. Oben am Platze ist ein Kaffeehaus, wo man sich auch an Eis und Limonade erfrischen kann, und an der Ecke, nach der Hauptstraße zu, die Trattoria del Leone, tiefer hinein, nicht so leicht zu finden, die von vielen Künstlern bevorzugte Cipolla. Wer aber mehr Ansprüche macht, der wende sich sofort rechts und gehe die schattige Allee entlang an den hübschen wohlgepflegten Stadtgärten (Giardini pubblici) mit ihren Marmorsäulen und antiken Fragmenten inmitten von Rasenplätzen, Blumenbeeten und plätschernden Springbrunnen, hin nach dem neuen großen Gasthofe Hotel Frascati, das allen Ansprüchen an moderne Behaglichkeit entspricht.

Bei den französischen Nonnen von San Carlo finden Damen auf längere Zeit Aufnahme; das Haus ist einfach, aber sehr gut und sauber gehalten und hat einen Garten mit prachtvoller Aussicht.

Es ist eigentlich erstaunlich, daß Frascati nicht noch viel mehr zum Sommeraufenthalt erwählt wird, und wie so oft, möchte man auch hier an Goethes Wort mahnen: „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!"

Die alten Römer wußten wohl, was sie thaten, als sie sich die Höhen von Tusculum für ihre Villen auserkoren, und noch heute möchte man einstimmen in ihr begeistertes Lob der köstlichen Luft und der herrlichen Gegend. O, daß Tusculum für immer vom Erdboden verschwunden ist! Das ist ein Akt der Barbarei, den wir den Römern des Mittelalters nimmer verzeihen können, und daß sich der Name eines deutschen Kaisers an diese Gewaltthat knüpft, ist uns schmerzlich. Der Verrat an Tusculum war der Preis, den Heinrich VI. dem Papste Klemens III. 1191 für die Kaiserkrönung zahlte. Bis dahin hatten die Tusculaner den Angriffen der Römer immer tapfer widerstanden, so noch besonders 1167 und zwar mit Hilfe deutscher Truppen unter dem Erzbischof Christian von Mainz, einem der besten Generale Friedrich Barbarossas. Da schlugen sie ein fast zwanzigmal stärkeres Römerheer zurück. Standhaft hatten die Grafen von Tusculum immer zur kaiserlichen Partei gehalten,

Digitized by Google

ein kriegerisches Geschlecht, vom neunten bis zwölften Jahrhundert stark und mächtig, dem sieben Päpste entstammten. Furchtbar war die Wut der Römer, als ihnen die verhaßte Stadt endlich preisgegeben wurde. Keinen Stein ließen sie auf dem anderen, schonten weder Alter noch Geschlecht. Wer von den Einwohnern dem Blutbade entrinnen konnte, flüchtete hinab nach Frascata — denn nach einigen Angaben bestand damals schon ein kleines Dorf dieses Namens, und dafür spricht der Umstand, daß schon im achten Jahrhundert eine Kirche S. Maria di Frascata gegründet wurde. Nach anderen wurde Frascati erst von den tusculanischen Flüchtlingen gegründet und erhielt seinen Namen davon, daß diese armen Vertriebenen zuerst unter Hütten aus grünen Zweigen (frasche) wohnten. Jedenfalls sehen die Bewohner von Frascati 1191 als das Gründungsjahr ihrer Stadt an und wollen deren siebenhundertjähriges Bestehen in diesem Sommer durch ein großes Fest feiern. Sie halten gern fest an ihrem Ursprung von Tusculum; Civis Tusculanus liest man auf ihren Grabsteinen; Circolo tusculano heißt ihr Klub, Asilo tusculano die Kleinkinderschule, alles zur Stadt Gehörige wird mit dem geliebten antiken Namen bezeichnet.

Das Städtchen selbst bietet nichts besonders Interessantes; sein Stolz ist die Piazza mit dem großen dreifach sprudelnden Springbrunnen, der die ganze Front eines Hauses einnimmt, und mit der Domkirche, S. Pietro, einem stattlichen Bau aus dem Jahre 1700. Im Inneren, rechts vom Haupteingang, ist das Denkmal, welches der Kardinal von York seinem Bruder, dem Prätendenten Karl Eduard Stuart, setzen ließ, der hier am 31. Januar 1788 sein ruheloses Leben beschloß. Die Marmortafel trägt die Inschrift:

Hic situs est Carolus Odoardus cui Pater Jacobus III Rex Angliæ, Scotiæ, Franciæ, Hiberniæ, Primus natorum, paterni Juris et regiæ dignitatis successor et hæres, qui domicilio sibi Romæ delecto Comes Albaniensi dictus est. Vixit Annos LXVII et mensem I; decessit in pace, pridie Kal. Feb. Anno MDCCLXXXVIII.

Aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt die Kirche S. Sebastiano e S. Rocco, il Duomo vecchio genannt, am Gehänge nach Rom zu erbaut, wo die ersten Ansiedler sich niederließen. Auch der erzbischöfliche Palast liegt in jener Gegend der Stadt, ein starker Bau, einer Festung ähnlich, mit Inschriftstafeln von Paul V. und Benedikt XIV. Frascati hat noch mehrere andere Kirchen und auch ein geistliches Kollegium, dessen Schüler in ihren langen violetten Röcken mit roten Knöpfen und Schärpen sehr malerisch aussehen.

Die Straßen von Frascati sind eng, ein Segen bei diesem Klima, wo man gern den Schatten sucht. Reinlich sind sie leider nur, soweit der Fremdenverkehr reicht. Die Leute treiben ihr Handwerk gern auf der Gasse, draußen vor der Thür sitzen auch die Frauen und tummeln sich die Kinder, an denen der Ort überreich ist.

Das Hauptleben hat seinen Mittelpunkt natürlich auf der Piazza; dort lagern allzeit Leute auf den Stufen der Domkirche, an Sonn- und Festtagen Massen von Feldarbeitern, unzertrennlich von ihren Hacken. Sonntags spielt eine Banda auf dem Platze, dann steht alles Kopf an Kopf umher. Nationaltrachten sieht man leider fast gar nicht mehr; Frauen und Mädchen kleiden sich städtisch, ein faltig gelegtes hellfarbiges Umschlagetuch mit langen Fransen scheint besonders seine Mode für die Frauen aus dem Volke, welche ohne Hut gehen, und man sollte meinen, alle anderswo altmodisch gewordenen Krepptücher hätten hier Aufnahme gefunden. Bis auf den Platz vor der Stadt und bis an die Allee vor dem öffentlichen Garten gehen die Leute wohl, in den Garten selten, und ein Spaziergang in Wald und Feld kommt ihnen nicht in den Sinn. Kommen wir mit

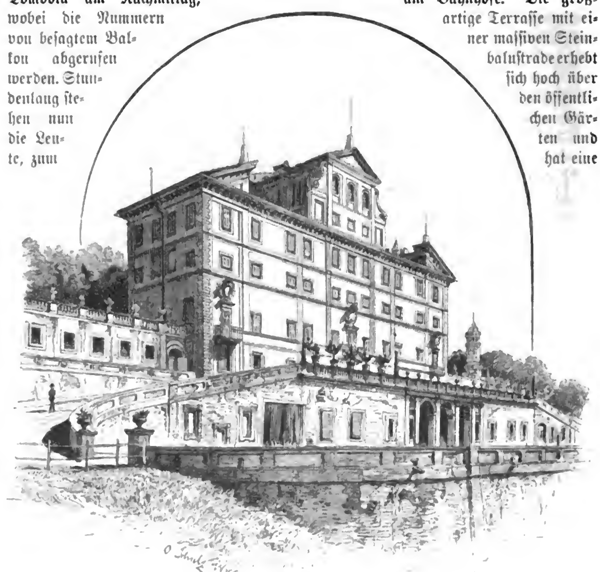
Digitized by Google

einem Feldblumenstrauß nach Hause, so schreit jedes Kind: „Dammi un fiore!“ Sagen wir aber: „So geht doch und pflückt euch selbst welche!“ so lachen sie uns ins Gesicht und wiederholen spottend die Worte, wie eine unerhörte Zumutung.

An hohen Festen, wie Peter-Paulstag, werden die Eingänge zum Dom und der Balkon über dem großen Springbrunnen mit roten goldverzierten Behängen geschmückt, auf Hochamt und Prozession am Vormittag folgt dann das Glücksspiel Tombola am Nachmittag, wobei die Nummern von besagtem Balkon abgerufen werden. Stundenlang stehen nun die Leute, zum großen Teile aus den umliegenden Dörfern herbeigekommen, und harren, ob ihre Nummerreihen auf der Karte voll werden und ihnen der Preis zufällt für die sauer ersparten Groschen, die sie darauf gesetzt haben. Der Festtag schließt mit Raketenfeuerwerk, hier wie überall in Italien.

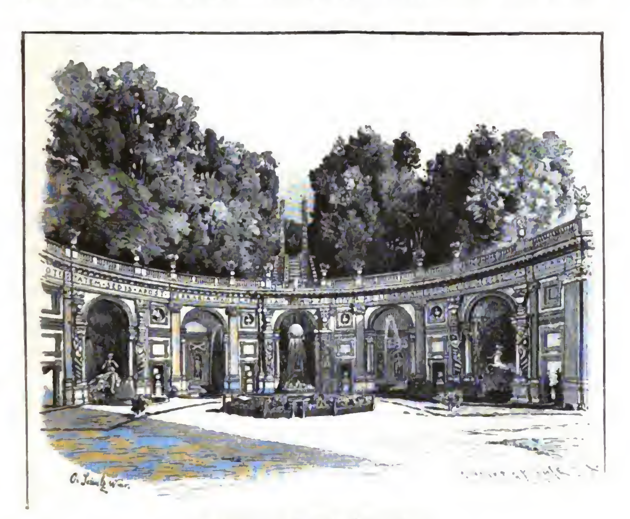
Der eigentliche Reiz von Frascati besteht in seinen Villen, und gesegnet sei die Großmut der römischen Fürsten, welche ihre herrlichen Gärten und Parkanlagen allen zum Mitgenuß öffnen! Wo etwa ein Permesso verlangt wird, wie in der Villa Torlonia, ist er leicht vom Sindaco zu erhalten.

Diese Villa Torlonia, früher den Conti, jetzt dem Herzog Don Leopoldo, einst Sindaco von Rom, gehörig, ist die nächste am Bahnhofe. Die großartige Terrasse mit einer massiven Steinbalustrade erhebt sich hoch über den öffentlichen Gärten und hat eine wundervolle Aussicht nach der Stadt. Eine lange Ulmenallee führt nach dem unterhalb des Palastes gelegenen Blumengarten, breite Steintreppen und in deren Mitte eine doppelte Auffahrt führen von



Villa Aldobrandini.

der unteren Terrasse zu den Parkanlagen, an deren Ende der Palast liegt, den der Privatgarten umschließt. Uns umfängt ein Hain von immergrünen Eichen, von regelmäßigen Alleen durchschnitten, selbst in der Mittagsglut im tiefsten Schatten; wie verträumt fällt der Strahl der Springbrunnen in die alten bemoosten Steinbecken. Der Mittelgang mündet auf einen großen halbrunden Platz, den eine Steinwand abschließt, die Stütze der obersten Terrasse. Diese Mauer ist durch vielfache Nischen gegliedert; früher sprudelte auch in diesen aus grotesken Köpfen das Wasser in die Muschelschalen davor herab. Noch immer aber stürzt es in mehrfach gebrochenem Falle in der Mitte herab und bildet eine schöne Kaskade, deren Sturz unten ein Marmorbassin aufnimmt. Geschwungene Steintreppchen führen zu beiden Seiten hinauf, erst zur Galerie, dann in die Höhe auf einen köstlichen Platz mit riesigem Springbrunnen mit bemooster Steinfassung in der Mitte. Von hier überblickt man die ganze Anlage und schaut nach rückwärts auf die



Wasserkünste in der Villa Aldobrandini.

Berge. Grün überall, dunkler Schatten, tiefste Stille und murmelndes Wasser — hier und da ein Eidechslein, das über den Weg huscht und sich auf den Steinen sonnt, ein behendes Eichhörnchen, das an einem Pinienstamm emporklettert, sonst tiefste Einsamkeit, ein wahres Sommerparadies!

Tief unter uns liegt die Villa Pallavicini, zu der man eine Reihe von Stufen seitab vom Fahrweg hinabgeht; die hat einen großen wohlgepflegten Garten mit köstlichen Blumen, aber die dunklen Eichengruppen fehlen auch hier nicht. Zwischen zwei hohen Buchsbaumwänden läuft ein grüne Gasse um den Garten und weiter hinab geht's ins Olivenwäldchen, das sich bis an die Straße nach

Digitized by Google

Rom erstreckt. Die Pallavicini ist von allen Villen die wohnlichste, der Garten macht einen gemütlichen Eindruck, doch ist sie nicht so träumerisch romantisch wie die anderen.

Der Hohlweg davor senkt sich tiefer hinab und dann kommt zwischen grünem Gebüsch eine himmelhohe Treppe von fast zweihundert Stufen, die zur Villa Muti führt. Seit mehr als zwanzig Jahren lebt die fürstliche Eigentümerin dieses herrlichen Landsitzes im Irrenhause! Die Villa wird vermietet, jetzt spielen liebliche deutsche Kinder in ihren wundersamen Gärten; denn die Muti hat nicht nur einen Garten, sondern mindestens sechs, zählt man noch einige abgesonderte Terrassen und Baumgänge mit, so sind es mehr. Die Anlage ist eine ganz eigentümliche, dem Terrain angepaßt, jeder Garten hat ein anderes Niveau und einen anderen Charakter, Steinmauern mit bemoosten Portalen trennen die verschiedenen Gärten mit ihren alten Bassins, Springbrunnen und halbzerfallenen, oft kopflosen Statuen, auf einer kleinen Insel steht die Büste einer schönen Dame — aber ohne Nase —, der eine Garten besteht ganz aus künstlich verschnittenen geschnörkelten Buchsbaumhecken, ein Labyrinth am anderen. Eine hohe Palme ist die Hauptzierde des größten und schönsten Gartens voll herrlicher Magnolien und Lorbeerbäumen zwischen Blumenbeeten. Die Gitterpforten am Ende dieses Gartens führen in ein Wäldchen, das an die Villa Grazioli stößt, die an der anderen Seite an die Torlonia grenzt. Sie gehört jetzt dem Herzog von Grazioli, vordem war sie Eigentum der Propaganda und ihr eigentlicher Name Villa Montalto; das Wappen der Montalti ist noch im Park zu sehen, dessen Schattenwege bis nahe an Grotta ferrata führen.

Die stolzeste und prächtigste von allen aber ist die Villa Aldobrandini, 1603 vom Kardinal Pietro Aldobrandini, dem Nepoten Klemens' VIII. erbaut, „nachdem er Ferrara an den Kirchenstaat gebracht hatte", wie die Inschrift über der Bogenhalle dem Palaste gegenüber rühmt. Giacomo della Porta entwarf den Bau; Giovanni Fontana legte die Terrassen und die Wasserkünste an. Wie eine Fürstin hoch vor allen anderen, schaut sie hinab über Frascati und fällt dem Ankommenden sofort in die Augen. Cavaliere d'Arpino schmückte das Innere mit Fresken, die Schmiede Vulkans und der Parnaß mit Apoll und den Musen zieren die Wände des großen Speisesaals, der die ganze Mitte des Palastes einnimmt, nach der einen Seite mit dem Blick gen Rom, nach der andern auf den künstlichen Wasserfall, der von der Höhe herabstürzend in der vorerwähnten Bogenhalle endet, einem phantastischen Barockbau mit Nymphen und Götterstatuen und allerhand wundersamen Gebilden aus Terracotta, in der Mitte Atlas, die Erdkugel tragend, aus der das Wasser sprudelt. Zu beiden Seiten schließen sich grottenartige Gebäude an; links ist die Familienkapelle mit einigen schönen modernen Bildern, und dort ruht in der Gruft der älteste Sohn des Fürsten. In der Blüte des Lebens, von achtunddreißig Jahren, starb er vor wenigen Jahren, sechs Töchter hinterlassend — tutte femmine! — wie der Custode seufzend sagt. Es sind aber aus der zweiten Ehe des Fürsten männliche Erben vorhanden.

Im großen Saale steht die Büste von Klemens VIII., dem Gründer der Familie. Er verstand es, für seine Nepoten zu sorgen! Durch ihn kamen auch die Güter der Cenci an seine Familie, und das war wohl der Hauptgrund, weshalb sie alle auf dem Schafott sterben mußten, auch die unschuldige Beatrice und ihre gütige sanfte Stiefmutter, deren Bilder im Palazzo Barberini immer noch an jene furchtbare Tragödie mahnen.

Schöner als die Wandbilder im großen Saal sind einige Deckengemälde in den Nebengemächern, teils von d'Arpino, teils von Domenichino.

Der Eingang zur Villa Aldobrandini ist leider nicht vorn vom Platze aus, sondern durch eine steile steinige Seitengasse,

Digitized by Google

die vom Kreuze hinter dem Dom zwischen den Mauern dieser Villa und der ehemaligen Villa Piccolomini aufsteigt, vorüber an dem Hause, in welchem, wie die Inschrift besagt, Cäsar Baronius seine Annalen schrieb.

Die Villa Piccolomini trägt noch das Wappen und die Inschrift ihres Erbauers, des Cardinals Piccolomini, gehört aber jetzt dem Fürsten Lancellotti, dem Schwiegersohn des Fürsten Aldobrandini. Der Palast und das gegenüberliegende Sommerhaus mit der Uhr über den Bogenhallen sind barock, ganz im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts, und so auch zum Teil die Gartenanlagen; aber manche Schnörkeleien sind in Verfall geraten, und es ist unter der Hand geschickter Gärtner jetzt nur noch so viel davon übrig geblieben, um an die altfränkische Pracht zu erinnern, ohne dem Blühen und Wachsen Eintrag zu thun. Die großen Teppichbeete mit dem Marmor-Springbrunnen in der Mitte, das Buchsbaumlabyrinth dahinter, alles umschlossen von hohen herrlichen Baumgängen, bildet eine Art großartigen Vorhofes zu der vornehmen Villa. Köstliche Alleen, mit Ruhebänken in tiefstem Schatten, ziehen sich am Berge empor und führen, immerfort ansteigend, unterhalb der Mauer des Kapuzinerklosters und an einem herrlichen Aussichtspunkte vorüber hinauf zur Villa Ruffinella, einem Riesenbau, ursprünglich vom Bischof Ruffino im fünfzehnten Jahrhundert angelegt; Vanottelli hat dann später das Kasino erbaut. In der Kapelle befinden sich Grabmäler der Familie Bonaparte, denn Lucien Bonaparte hatte die Villa angekauft und residierte dort. Im November 1818 führten Räuber, die ihr Wesen um Tusculum trieben, hier einen ihrer kühnsten Streiche aus. Sie lauerten dem alten Hauskaplan auf seinem Spaziergange auf und schleppten ihn gebunden mit sich fort in der ganz richtigen Voraussetzung, daß zur Mittagszeit ein Diener herauskommen würde, ihn zu suchen. Das geschah, und wie die Räuber ebenfalls erwartet hatten, ließ er die Thür offen. Nun drangen sie hinein, packten die anderen Diener, die ihnen entgegenkamen, und zwangen sie durch Androhung sofortigen Todes zum Schweigen. Nur ein Dienstmädchen entschlüpfte und warnte die schon im Speisesaal versammelten Herrschaften. Allen gelang es, fortzulaufen und sich zu verstecken, nur der Sekretär des Prinzen, sein Kammerdiener und ein Hausknecht wurden gebunden fortgeschleppt. Am nächsten Tage erschien der letztere und verlangte im Auftrage der Räuber 4000 Scudi (16 000 Mark) Lösegeld, sonst würden die Gefangenen augenblicklich umgebracht werden. Lucien schickte ihnen 2000 Scudi und für die andere Hälfte der geforderten Summe eine Anweisung auf seinen Bankier in Rom. Das paßte den Herren Räubern aber nicht! Sie wollten bares Geld, schickten den Wechsel zerrissen zurück und forderten nun noch 4000 Scudi. Der Prinz mußte sie aufbringen, um das Leben seiner beiden Hofbeamten zu retten. Den Räubern geschah natürlich gar nichts. Die Zeiten sind vorbei! So etwas konnte nur unter der väterlichen Regierung des Papstes vorkommen.

Jetzt wandert man sicher in den herrlichen Anlagen der Ruffinella, wo die köstlichste Bergluft weht.

Man nimmt allgemein an, daß hier Ciceros berühmte und vielgeliebte Villa gestanden habe, und daß das heutige Kasino auf der Stelle seiner Akademie steht, wo er mit seinen Freunden und Schülern disputierte. Höher hinauf lag dann das Lyceum und die Bibliothek. Auch ein Atrium und ein Portikus mit einer kleinen Exedra, ein Bad und eine Art Wandelbahn, tecta ambulatiuncula, gehörten zu dieser Villa, in deren Nähe, etwas tiefer gelegen, Lucullus die seinige hatte. Ein rundes Grabmal auf dem Wege dorthin nennt man das Lucullusgrab.

Von der Ruffinella führen verschiedene köstlich schattige Wege hinauf nach Tusculum.

Die Führer und Eseltreiber wählen

Digitized by Google

immer den kürzesten Weg, unten vom Domplatz aus, am Kapuzinerkreuz vorbei zwischen den Mauern der Villen Aldobrandini und Lancellotti; steil ansteigend, kommt man dann auf Stufen an die Kapuzinerkirche, die meistens offen steht. Auf dem Vorplatz ist eine Rieseneiche, unter der ein Regiment lagern könnte. Bald dahinter erreicht man ein Seitenportal der Ruffinella und damit die köstlichen breiten Schattenwege, welche jedenfalls dem steil an der Mauer fortführenden Pfade vorzuziehen sind. Einer der schönsten Wege nach Tusculum aber geht durch die Aldobrandini, von der oberen Terrasse rechts ab, vorüber an einem Nebengebäude, das uns als Villa Rasponi genannt wurde; es wird von französischen Priestern bewohnt. Hier öffnet sich alsbald ein Prachtblick auf Kastell Gandolfo und Marino; in einer gewundenen lichten Allee steigen wir weiter, begleitet von der entzückenden Aussicht auf Rocca di Papa und den Monte Cavo, bis wir endlich auf das antike Pflaster von Tusculum stoßen. Hier münden schließlich alle Wege. In den polygonen Steinen sieht man noch hier und da Spuren von Wagenrädern. Von der mittelalterlichen Stadt ist fast nichts geblieben, nur die antiken Substruktionen haben der Wut der Zerstörer widerstanden. Links von der antiken Straße erblickt man zuerst, am Umriß deutlich erkennbar, die Reste eines Amphitheaters, dahinter Trümmer einer antiken Villa, welche Scuola di Cicerone genannt werden. Die Bezeichnungen der Trümmerreste sind ziemlich willkürlich. Man weiß, daß die berühmtesten Männer des kaiserlichen Roms hier ihre Landsitze hatten — Crassus, Pompejus, Hortensius, Lucullus, ja der Kaiser Tiberius selbst — und möchte so gern davon eine sichere Spur finden. Ja, wenn die Steine reden könnten!

Gewöhnlich geht man auf der antiken Straße fort, wir würden aber dringend raten, kurz vor den Pfeilerstümpfen des alten Thores, da wo ein antiker Mauerkern und ein weißlicher, giebelartiger Rest, wohl aus dem Mittelalter, rechts aufragt, abzubiegen und einen schmalen Ziegenpfad zu verfolgen. Der führt außerhalb der Mauer an den größten Trümmerkomplex von Tusculum, zu einem Landschaftsbilde von wunderbarer Schönheit. Wir haben zur Linken hohe Gewölbe mit trefflich erhaltenen bogenförmigen Substruktionen; das opus incertum ist mit opus recticulatum (Netzmauerwerk) in zierlichem Gefüge noch zum großen Teil bekleidet. Es scheint, als sei der gewölbte Gang eingestürzt, welcher diese großen Räume mit den Trümmern zu unserer Rechten verband. Diese stehen nur noch in einzelnen Mauerresten da, ganz von Epheu übersponnen, daneben grünt der wilde Feigenbaum. Steil fällt dahinter das grüne Gehänge thalwärts, man blickt auf krausköpfige Hügelchen und Olivenhänge, rechts nach dem Park der Aldobrandini und links nach dem schimmernden Rocca di Papa, mit dem Campo d'Annibale darüber. In den Höhlen könnte man sich eine Räuberbande hausend denken, indessen ist es klar, daß sie jetzt nur harmlosen Ziegen zum Unterschlupf dienen. Der Ziegenpfad führt uns an diesen unseren Lieblingsgrotten vorüber durch ein Holzgatter wieder auf die Hauptstraße zurück. Links davon liegt das einzige Haus des heutigen Tusculum, ein armseliges Gebäude, aber reich geschmückt mit allerlei antiken Marmorresten. Die Zeiten, wo man noch schöne Funde in Tusculum machen konnte, sind vorüber; es ist alles ausgebeutet, ein Stückchen weißen Marmors ist das einzige, was man noch etwa findet und mitnimmt. Die Straße mündet auf das antike Theater, von dem fünfzehn Sitzreihen in Peperin und neun kleine Zugangstreppen (Scalarien) noch erhalten sind. Die Scena ist zwar zum Teil zerstört, doch noch im Grundriß zu erkennen. Wundervolle Aussicht hatten hier die Zuschauer auf Rom, die Campagna und das Meer. Maria Christina, die Königin Witwe von Sardinien, ließ 1839 das Theater ausgraben. Sehr merkwür-

Digitized by Google

dige Reste hinter dem Theater sollen zu einer Piscina gehören. Epheu hat die dichtgestellten Pfeiler übersponnen.

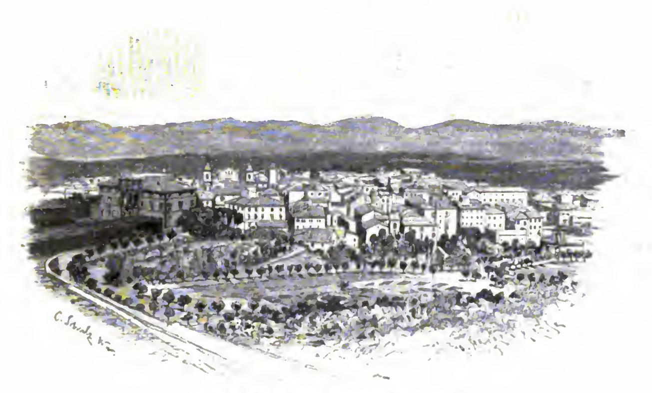
Auf vulkanischem Hügel hoch über dem Theater, auf abgeplattetem Viereck von cirka achthundert Metern im Umfang, stand die Arx und im Mittelalter die Burg von Tusculum, wie noch geringe Überreste bezeugen. Jetzt ragt hier ein Kreuz und bezeichnet die Stelle, von der man den weitesten und herrlichsten Rundblick in der ganzen Umgegend hat.

Links, seitwärts vom Thale, führt durch ein Holzgatter ein dichtumbuschter Weg nach Camaldoli und von dort über Mondragone zurück nach Frascati. Ein unvergleichlicher Spaziergang!

Die Villa Ruffinella, durch welche wir emporstiegen und die jetzt ebenfalls den Borghese gehört, steht den größten Teil des Jahres leer; im August kommen die Zöglinge der Propaganda zur Sommerfrische hinauf.

Die schönsten Punkte in der Umgegend sind für den Sommer- oder Herbstaufenthalt geistlicher Anstalten erkoren.

Neben dem großen Portal unten in der Stadt, das als Aufgang zur Tusculana (Villa Ruffinella), „der Zierde der Stadt", bezeichnet ist, befindet sich das auch zur Durchfahrt geöffnete Gitterthor der Villa Borghese, früher Taverna. In zehn bis fünfzehn Minuten erreicht man das schlichte, geschmackvolle Landhaus, welches der Kardinal Taverna im sechzehnten Jahrhundert von Giacomo Rainaldi erbauen ließ. Der von Mauern umschlossene Blumengarten liegt auf hoher Terrasse, in gleicher Höhe mit dem ersten Stock des Palastes. Dahinter dehnen sich große Rasenplätze mit prachtvollen Baumgruppen aus; hier und da sprudeln Springbrunnen, ragen bemooste Steinfiguren aus Schlingpflanzen und Epheu auf. Unvergleichlich schön ist ein von antiken Sarkophagen eingefaßter Gang.



Frascati von der Villa Lancellotti aus gesehen.

Blühendes Leben entquillt hier dem Tode! Zarte Rosen ranken sich über die Marmorgebilde von Amor und Psyche, Sinnbild der ewigen Vereinigung der Seele mit der himmlischen Liebe, und feurige Pelargonien blühen über der Gruppe

Digitized by Google

von Mars und Venus. Hier ist tiefe Einsamkeit und aus allen Büschen tönt der Gesang der Nachtigall; sie singt hier fast den ganzen Tag unermüdlich ihre süßen Lieder.

Gleich hinter der Villa Borghese führt eine breite Allee uralter Steineichen hinauf nach Mondragone; gehen wir aber unten zwei- bis dreihundert Schritt geradeaus weiter, so treffen wir auf eine der herrlichsten Cypressenalleen in ganz Italien, die zu demselben Ziele emporführt. Sie ist siebenhundert Schritt lang und die jahrhundertealten Bäume ragen zu beiden Seiten auf wie Riesensäulen — kein Dom kann einen schöneren Säulengang aufweisen als diesen, von Gottes blauem Himmel überwölbt!

Mondragone ist der stolzeste Bau von allen Villen Frascatis, er hat nicht den Charakter eines Landhauses, sondern eher eines befestigten Schlosses mit seinen vorspringenden festen Mauern, über den sich in der Höhe eines mäßigen Hauses erst die Loggien befinden. Der Palast wurde vom Kardinal Altemps, dem Schwager Pius' IV., unter Gregor XIII., also im sechzehnten Jahrhundert erbaut. Den Namen erhielt er von dem Wappen dieses Papstes, das einen Drachen (drago) zeigt. Es war ein Prachtbau von ungewöhnlicher Größe, der Palast hat dreihundertvierundsiebzig Fenster. Jetzt gehört er der Familie Borghese, ist aber den Jesuiten überlassen worden, die hier ein Collegio nobile, eine Erziehungsanstalt für Söhne aus den ersten Adelsfamilien errichtet haben. In der riesigen Vorhalle, wo einst das bewaffnete Gefolge hauste, ist eine Kapelle eingerichtet worden. Die ganze innere Einrichtung der Anstalt ist auf großartigstem Fuße. Die Klassenzimmer sind große Hörsäle, in denen jeder Schüler seinen eigenen bequemen Schreibtisch hat. Bibliothek, naturhistorisches Museum, ein geographischer Saal, wo die Wände Landkarten zeigen, die Decke das Himmelsgewölbe, Musiksaal, alles ist in zweckmäßiger Weise vorhanden. Die Luft dort oben ist wundervoll leicht, klar und kräftig. Was fehlt, ist eine einigermaßen freundliche Umgebung in der unmittelbaren Nähe des Hauses; kein Beet, keine Blumen, der große Rasenplatz ist wüst, der steinerne Springbrunnen in der Mitte sein einziger Schmuck! Wundervoll ist es, wenn die prächtigen Pfauen da oben hinauffliegen und ihr schillerndes Gefieder in der Sonne spielen lassen! Wir treten zur Steinbalustrade und schauen durch die dunkle Cypressenhalle hinab auf eine der herrlichsten Aussichten der Welt, ernst, still und groß, wie nur in der Nähe von Rom, das fern zu unseren Füßen liegt. Von den vier Steintürmchen auf der Balustrade steht einer schief, solange wir Mondragone kennen, und das eiserne Kreuz darauf sieht aus, als müsse es im Augenblick herunterfallen. In den Ecken der Mauervorsprünge liegen Gemüllhaufen, weiter unterhalb der Terrasse Schutt und Scherben, Schmutz und allerlei Abfall — etwas mehr Ordnung und Reinlichkeit würde dem malerischen Eindruck der Gegend keinen Abbruch thun!

Die einst von Fontana angelegten Wasserkünste sind eingegangen, von den künstlichen Gartenanlagen ist kaum eine Spur geblieben. Was einst Menschenhand verbildet und verschnörkelt hatte, das hat Mutter Natur liebend in ihre Arme genommen und sich selbst zurückgegeben. Grüne Epheuschleier weben sich ob versunkenem Gestein und zerbröckelnden Nymphen und Faunen — man ahnt nur eben noch, was einst gewesen. So ist es besonders in der etwas tiefer gelegenen Villa Falconieri, der verträumtesten und einsamsten von allen! Durch das Portal des Parkes ist ein mächtiger Eichenast gewachsen, wie ein grüner Arm winkt er zum Eintritt in diese Märchenwelt. Das Laub rauscht unter unseren Füßen — sonst kein Ton. Ein zweites Portal thut sich vor uns auf, daran stehen keine Göttergestalten, sondern zwei Bäuerlein in Stein gehauen, just so, wie man sie in der Campagna trifft, mit dem Wassertönnchen neben sich, das den Lab-

Digitized by Google

trunk enthält für den heißen Arbeitstag. Sie wehren uns den Eintritt nicht! Nun stehen wir wieder unter dunklen Bäumen, dem verzauberten Schlosse gegenüber. Schläft Dornröschen darin? Wird ein Märchenprinz den Zauber brechen? Rosen ziehen sich um die Terrasse, versunken sind die Steinbänke im Rasen; hier treffen wir auf ein ausgetrocknetes Bassin, dort auf zerbröckelte Wasserspeier und zerfallene Grotten — alles überwuchert von Farnkraut und Schlinggewächs. Von der braunen Mauer nickt und weht wie im Winde wallendes Haar der üppig wuchernde Pflanzenwuchs in graugrünen Büscheln, dort hängt auch der Kapernstrauch seine violetten Blüten hin. Wir schreiten weiter über den Hof, an der Mauer einige Steinstufen hinan, und stehen plötzlich in einem langgestreckten großen Cypressensaal! Wie dichtgebaute Pfeiler schließen sich die Bäume aneinander und wie Glas schimmert der Boden dieses grünen Riesenbaues — ein stiller, klarer Weiher, in dem sich die dunklen Bäume spiegeln. Eine winzige Insel schwimmt in der Mitte. Wir setzen uns auf die Bank an dem steingefaßten Teiche und lauschen den Stimmen der Waldeinsamkeit — hier und da schnellt ein Fisch in die Höhe, bald werden die Frösche geschwätzig, im Grase zirpt und summt es und im Gebüsche singen die Vögel. Kein Menschenlaut dringt hier empor.

Nun haben wir sie alle durchwandert, die wundervollen Villen von Frascati, und kehren noch einmal zurück zur Mondragone, um über den weiten Vorplatz durch die jenseitige Gitterpforte einem dunklen Waldwege zuzuschreiten. Unter Eichen, Ulmen und Kastanien, dicht umschlossen von grünem Buschwerk, führt er uns hinauf nach Camaldoli. Das Glöckchen tönt uns schon von fern entgegen, Tag und Nacht ruft es die Einsiedler zum Gebet.

Halt! Da steht ein Kreuz am Wege, und eine Marmortafel dahinter droht jeder Frau die Strafe der Exkommunikation an, die sich einen Schritt weiter wagt. Kein weiblicher Fuß darf das Heiligtum der Camaldulenser betreten. Umringt von Weinbergen und Olivenhainen liegt es da wie ein sauberes, regelmäßig gebautes Dörfchen, rings von hoher Mauer umschlossen, über welche die Spitztürmchen der einzelnen Wohnungen aufragen. Denn jeder der Brüder hat sein eigen Häuschen, eins dem anderen völlig gleich: ein kleines Studierzimmer, eine Schlafzelle, ein Kapellchen, eine Kammer für Holz und allerlei Gerät, das ist die Wohnung des Camaldulensers und davor ein sorgfältig gepflegtes Blumengärtchen mit einem Brünnlein darin. Wenn die Brüder im Chor die Nona singen, wird ihnen ihr karges Mahl durch ein Schubfensterchen in die Zelle geschoben. Nur an Festtagen speisen sie gemeinschaftlich; niemals berühren sie Fleischspeise. Das Haupt glatt geschoren, mit wallendem Bart, in langen weißwollenen Gewändern gehen sie mit schweigendem Gruß aneinander vorüber. Sehr selten sieht man sie außerhalb ihres Klosters. Sie haben Felder und Wiesen im Besitz, und bei der Heuernte sahen wir einmal eine hohe, weiße Gestalt, den breiten schwarzen Sonnenhut auf dem Haupte, unvermutet neben einem Heuwagen stehen. Der Arbeiter hatte unseren Gruß mit eigentümlichem Winken erwidert — der Mönch wandte sich ab, als wäre es ihm Frevel, in ein fremdes Gesicht zu schauen.

Wundervoll ist die Lage von Camaldoli und ein reizendes Bild bietet diese Niederlassung, von welcher Seite auch man ihrer ansichtig werden mag. Unterhalb um die Mauer herum führt ein umbuschter Pfad, so recht, was man in England a lane nennt, durch Felder und Weingärten viel gewunden, auf- und absteigend in etwa dreiviertel Stunden nach Monte Porzio, dem ersten der drei Bergnester in der Nähe von Frascati. Unvergleichlich schön ist die Aussicht von der Terrasse des Ortes, der selbst mit seiner hochragenden Kirche ein reizendes Landschaftsbild darbietet. Man hat das Sabinergebirge in seiner ganzen Schön-

Digitized by Google

heit vor sich; da liegt an steilem Abhange die Königin dieser Berge, Palestrina, das alte Präneste, weltberühmt durch seinen Fortunatempel mit dem wunderbaren Orakel — ihm zu Füßen Zagarola, das antike Pedum, freundlich aussehend, doch übel berufen durch blutige Messerhändel und allerlei Gewaltthaten seiner Bewohner, höher hinauf Gallicano, dann viel weiter links Palombaro Arcangelo, Monticelli und Tivoli, hellleuchtend am grünen Gehänge. Monte Porzio ist noch verhältnismäßig reinlich, wenigstens die Via degli Orti (Gartenstraße), die aussichtsreiche, welche rings um den Bergkegel führt. Schlimmer sieht es schon in Montecompatri aus, wo übrigens die Straße rund um das Städtchen zwischen Häusern hinführt und also nur selten einen Ausblick gewährt. Auf dem Wege hierher von Monte Porzio, das seinen Namen von dem jüngeren Cato haben soll, kommt man an altem Gemäuer mit großen Rissen vorüber, Überresten von Catos Villa. Rocca Priora, das alte Corbio, liegt auf dem Mons Ägidus; es sind noch Reste eines antiken Dianatempels dort vorhanden. Die Ebene zwischen Mons Ägidus und Tusculum ward häufig zum Schlachtfeld. Hier besiegte 458 Cincinnatus die Äginer unter Clölius Gracchus und 428 Posthumius Tubertus das vereinigte Heer der Äginer und Volsker. Unweit von Monte Porzio, unterhalb Mondragone, ist ein vulkanischer See, jetzt Lago



Monte Porzio.

di Cornufelle genannt. Er hat kein Wasser mehr, der Krater ist aber deutlich erkennbar, und nach Plinius' Beschreibung schließend, hält man ihn für den See Regillus, wo der blutige Kampf zwischen Posthumius und Tarquinius gekämpft wurde — die Schlacht, die wie ein Gesang aus der Ilias erklingt —, in der die Dioskuren selber auf weißen Rossen erschienen, um für Rom zu kämpfen. Auf dem Schlachtfelde blieb die Spur ihrer Rosseshufe im Basalt zurück, und auf dem Forum stehen noch heute die drei Säulen des Prachttempels, den die Römer ihren göttlichen Beschützern zum Danke errichteten.

Getrennt von diesem Höhenzuge, auf dem letzten Vorsprung des Albanergebirges, der Ebene näher, rechts vom Wege nach Palestrina, erhebt sich in entzückender Lage der kleine Ort Colonna, auf der Stätte des alten Labicum, das schon vor der Gründung Roms bestanden haben soll. In dieser Gegend hatte Cäsar ein Landhaus und dort schrieb er sein Testament. Von hier aus rückte Hannibal gegen Rom vor.

Digitized by Google

Eine einzige antike Säule war bis in späte Zeit stehen geblieben und nach ihr erhielt der Ort den Namen La Columna, der dann von dem ritterlich stolzen Geschlecht angenommen wurde, das sich sieben Jahrhunderte lang hier behauptete. Der Name Colonna kommt urkundlich zuerst in dem Heiratsvertrag einer Gräfin von Palestrina vor, die sich in zweiter Ehe einem Colonna vermählte. Sie war reich begütert, und diese Verbindung, durch welche auch Palestrina in den Besitz der Colonna kam, legte den Grund zu der Größe und Macht der Familie, die vor allen den Haß Bonifacius' VIII. auszuhalten hatte, dessen Wahl sie sich widersetzt hatte. 1297 ließ er einen förmlichen Kreuzzug gegen die Colonna predigen und ihre Festen zerstören und schleifen. Sciarra Colonna rächte sich für den Wortbruch und die Grausamkeit des Papstes bei dessen Gefangennahme in Anagni.

Die Fehden der Colonna und der Orsini bilden einen wichtigen Teil der Geschichte Roms im Mittelalter. Trotzig und tapfer waren die Colonna, unbeugsam im Unglück. Ein wahrhaft großartiger Charakter ist der ältere Stefano Colonna, den sein Freund Petrarca eines alten Römers würdig nennt. Im Elende der Verbannung war er nicht ein Gegenstand des Mitleides, sondern der Verehrung. Gerade angesichts drohender Gefahr nennt er seinen Namen und seine Herkunft, und als er gefragt wird: „Wo ist nun deine feste Burg?“ legt er die Hand aufs Herz und sagt: „Hier!“

Von Frascati nach Colonna ist's eine angenehme Spazierfahrt von ungefähr einer Stunde. Das Städtchen (denn alle diese Bergnester, so klein sie sind, haben mit ihren zusammengedrängten Häusermassen durchaus etwas Städtisches) ist armselig. Die Burg der Colonna liegt fast ganz in Trümmern, einige Mauern stehen noch und die Bogen daran geben eine Ahnung von der Gefälligkeit des Baues. Auf sehr bedenklichen Treppen kann man im Inneren emporklettern und hat dann oben eine herrliche Aussicht. Was etwa noch von Räumen vorhanden ist, wird zur Aufbewahrung von Heu benutzt. Fremde sind in Colonna eine so seltene Erscheinung, daß uns ein ganzer Trupp von Frauen und Kindern nachfolgte. Uns lockte der Blick in einen Garten, dessen Gatterthor offen stand; höflich bat uns der Gärtner, einzutreten, und wie eine Oase bot sich inmitten der unsauberen Armseligkeit der Umgebung eine wahre Musteranlage unseren Blicken dar. Wir wandelten in einem prachtvoll angelegten botanischen Garten, dessen Pflanzen sorgsam gepflegt und mit ihren Namen bezeichnet waren, namentlich entzückten uns prachtvolle Koniferen.

Bald trat in einfacher Kleidung, mit großem Strohhut, der Herr dieses Paradieses zu uns, der Herzog von Gallese, und führte uns mit großer Liebenswürdigkeit umher, gab uns von seinen schönsten Rosen und bat uns dann, ins Haus zu treten, um uns an Wein und köstlichen Erdbeeren zu laben. Das Haus ist gegen den Abhang gebaut, wir stiegen endlose Treppen hinan, um von der Loggia die zauberisch schöne Rundsicht zu genießen. Über uns ertönte der magische Klang einer Äolsharfe — es war märchenhaft!

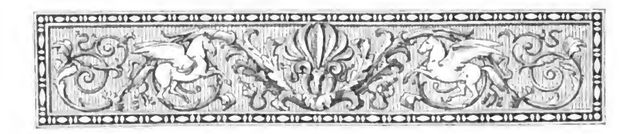
Der Herzog von Gallese ist französischen Ursprungs; er kam mit den zum Schutze des Papstes 1849 gesandten französischen Truppen nach Rom, vermählte sich mit der Witwe des Herzogs von Altemps und erhielt von Pius IX. seinen jetzigen Titel. Er hat noch immer etwas von französischer Ritterlichkeit in seinem Wesen. Landwirtschaft und Blumenzucht sind seine Lieblingsneigungen, und auf verschiedenen Ausstellungen hat er für die Erzeugnisse seiner Anpflanzungen und Gärten Preise erhalten.

Hiermit hätten wir unsere Wanderungen durch die Castelli Romani von Frascati aus nach östlicher Richtung vollendet.

Wir wenden uns jetzt südwestlich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Eduard von Bauernfeld.

Von

Adolf Stern.



Das Lustspiel ist bis heute das Stiefkind der deutschen Muse geblieben und wenige Lustspieldichter haben sich, selbst wenn wir bis zu Jakob Ayrer und Hans Sachs zurückgreifen wollen, bleibende Geltung in unserer Litteratur erworben. So unbestritten die Bedeutung der echten Komödie für alles geistige und gesellschaftliche Leben ist, so unversiegbar sich das Bedürfnis nach der komischen Spiegelung der Welt im Drama immer wieder geltend macht, so liegt offenbar etwas in unserer Entwickelung, unserem gesellschaftlichen Wesen, das der freien, unverkümmerten Entfaltung des deutschen Lustspiels hinderlich ist. Bei den Franzosen findet das Umgekehrte statt. Freilich könnten wir der Zahl französischer Lustspiele und Lustspielverfasser eine gleiche oder größere Zahl von Titeln und Namen entgegensetzen. Doch sobald die Frage nach der poetischen, das heißt der bleibenden, aus Leben auf Leben wirkenden Bedeutung gestellt wird, lautet die Antwort für uns Deutsche nicht günstig. Auch in den letzten beiden Menschenaltern, die so unzählige theatralische Machwerke unter dem Namen Lustspiel gesehen, haben wir nur eine geringe Anzahl von Lustspielen erhalten, denen innerer Wert und dauernde Wirkung zuzusprechen ist. Die Verfasser gerade der besten neueren deutschen Lustspiele — bis zu Gustav Freytags „Journalisten“ und Ad. Wilbrandts „Malern“ — waren und sind nicht Lustspieldichter im engeren Sinne des Worts, sondern finden ihren Schwerpunkt in andern Schöpfungen. Der einzige Lustspieldichter, der während des Halbjahrhunderts zwischen 1830 und 1880 auf dem gleichen Gebiete geschaffen und Erfolge errungen hat, in dessen Gebilden sich fortgesetzt nicht nur theatralische Herkömmlichkeiten, sondern manches Stück Leben und geistig-gesellschaftlicher Entwickelung der Zeit gespiegelt haben, war der vor wenigen Monaten verstorbene Eduard v. Bauernfeld, eines jener litterarischen Talente, deren Ruhm durch die lange Ausübung des poetischen Berufs zuletzt sogar über ihre Bedeutung hinauswuchs. Der Maßstab für die Eigenart und das Verdienst Bauernfelds ist bald zu lang und bald zu kurz genommen worden, und sowohl die Beurteiler, die in dem Wiener Schriftsteller einen deutschen Molière erblickten, als jene anderen, die seinen Lustspielen lediglich einen gebildeten Dialog nachzurühmen wußten, sind im Unrecht geblieben. In der Reihe der Talente, die Deutsch-Österreich unserer Litteratur gegeben hat, steht Bauernfeld weit voran, nichtsdestoweniger ergiebt sich bei der Betrachtung seines Lebens und Schaffens, daß der Dichter sich das Dasein leicht, die Nachwirkung und den Nachruhm seiner Werke dagegen schwer genug gemacht hat.

Eduard v. Bauernfeld, am 13. Januar 1802 zu Wien geboren und zwischen

Digitized by Google

1813 und 1818 auf dem Schottengymnasium, einer der besten, von Benediktinern geleiteten Schulanstalten des alten Österreichs, für die Universität vorgebildet, empfing beinahe ebenso früh als seine Gymnasialbildung künstlerische Eindrücke mannigfachster und nachhaltigster Natur. Vor allem wurde ihm die Bildung zu teil, welche im damaligen Wien als unentbehrlich galt: die musikalische. Bauernfeld erhielt dieselbe durch Johann Schenk, weiland Komponist der alten Wiener Volksopern: „Der Dorfbarbier", „Die Jagd" und „Der Faßbinder", der seit dem Anfang des Jahrhunderts von stolzeren Nebenbuhlern in den Hintergrund gedrängt worden war, aber noch Unterricht erteilte. Als Bauernfeld aus dem Knaben- ins Jünglingsalter trat, war er ein vorzüglicher Klavierspieler und hatte einen durchgebildeten musikalischen Geschmack, der ihn zu Beethoven, als dem einzigen lebenden Genius, aufblicken ließ. Die Musik führte auch den Mittellosen, der schon als Gymnasiast sich teilweise durch Stundengeben erhalten hatte, in gute und angesehene Häuser, wo seine natürliche Anlage für heitere Geselligkeit so früh ausgebildet, als seine Neigung für musikalische Genüsse bestärkt ward. Die Lust am theatralischen Wesen, dem echten Wiener ohnehin im Blut liegend, ward durch Lektüre und Aufführungen genährt. Im Jahre 1809, als die Franzosen Wien beschossen und besetzten, geriet der Knabe über die bis dahin streng verschlossene Hausbibliothek und bemächtigte sich zu gleicher Zeit der Werke Goethes und Kotzebues, wenig später wandten er und seine Schulfreunde alles und jedes an, um die unbezwingliche Lust zu befriedigen, und jeder ersparte Groschen wanderte in die Kasse des Burgtheaters, gelegentlich wohl auch in die der Vorstadtbühnen. Wie die Dinge im damaligen Wien und Deutsch-Österreich überhaupt lagen, waren künstlerische Eindrücke die bedeutendsten und unverkümmertsten, die einem lebhaften Geiste zu Gebote standen. Ein öffentliches Leben gab es nicht, und was Wissenschaft hieß, stand unter dem Druck des Systems, das man hergebrachtermaßen das Metternichsche tauft, das aber seiner ganzen Wesenheit nach viel mehr der mißtrauischen Trägheit und der zugleich nüchternen und harten geistigen Mittelmäßigkeit des Kaisers Franz entsprach.

Auch Bauernfeld durchlief, Student geworden, wie alle seine Altersgenossen, die hergebrachten philosophischen Kollegien, von denen ihn allenfalls nur die Vorlesungen der Professoren Weintridt und Rembold förderten, schloß in diesen Kollegien Jugendfreundschaften mit J. G. Seidl, Franz v. Hermannsthal, dem frühverstorbenen Lyriker und Balladendichter Ludwig Halirsch, mit Ernst von Feuchtersleben und anderen, die im Anfang litterarischen Strebens und einer litterarischen Laufbahn standen, wagte aber zunächst mit keinem seiner frühbegonnenen poetischen Versuche hervorzutreten. Seine intimsten Freunde gehörten übrigens nicht der Litteratur, sondern der Kunst an. Ein Seelenbund und ein täglicher Verkehr der vertrautesten und innigsten Art verknüpfte ihn mit Moritz von Schwind, dem aufstrebenden Maler, und mit Franz Schubert, dem Komponisten. Mit dem ersteren hatte er das Schottengymnasium besucht, den letzteren lernte er im Jahre 1822 in einer Abendgesellschaft des Professors Weintridt kennen und war namentlich während der letzteren Jahre von Schuberts Leben (seit 1825) von ihm, wie dieser von Schwind unzertrennlich. Heitere Tage und fröhliche Nächte wurden von dem künstlerischen Kleeblatt durchlebt, „ein lebensfrischer Kreis von Gleichgesinnten, Gleichstrebenden, die Freud und Leid miteinander teilten", schloß sich um sie. Wohl waren der Maler und der Musiker im Vorteil gegen den Poeten, die Jugendwerke Schwinds und Schuberts überragten diejenigen Bauernfelds bei weitem. Doch in dem glücklichen Alter der zwanziger Jahre genügt die Gemeinsamkeit des Strebens und der Hoffnung, die bewährte Empfänglichkeit für die Leistungen der Freunde,

Digitized by Google

um ein völliges Gleichgefühl herbeizuführen. Und Bauernfeld erweckte durch sein Naturell und seine Bildung die höchsten Erwartungen aller ihm Näherstehenden. Gehörte er doch zu den im damaligen Wien und Deutsch-Österreich seltenen Naturen, die ihre philosophischen Studien bis zur wirklichen Lesung Kantscher Schriften erstreckten, galt er doch für einen so guten Kenner Shakespeares, daß man ihm noch während seiner Studentenjahre eine Übertragung der Werke des größten Dramatikers antrug. Geschah dies immerhin unter Umständen, die auch nur im damaligen Österreich möglich waren, so erwies die bloße Möglichkeit, daß man auch in weiteren Kreisen Bauernfeld etwas zutraute. Er selbst erzählt darüber: „Der Lithograph Trentsonsky suchte mich zu einem allerdings gewagten litterarischen Unternehmen anzuwerben. Keck wie die Jugend ist, schlug ich ein! Es war eine Arbeit, von der man sich nicht nur anständig ernähren, sondern sich auch tüchtig daran üben, daran lernen konnte. Vorschüsse waren geleistet worden, die Vorarbeiten seit mehr als Jahr und Tag im Vereine mit Freunden und Genossen im stillen Fleiße vollbracht, nun sollte das Werk endlich ins Leben treten! Im Mai 1824 hatten die Anschlagzettel der Wiener Shakespeareausgabe an allen Straßenecken geprangt, und die Namen von unbekannten Studenten und angehenden Litteraten, dem des größten Dichters aller Zeiten beigesetzt, mochten wohl manchem, der die Ankündigung las, fast wie Ironie erscheinen. Aber daran dachten wir kaum in unserer Übersetzerwut. Elf Stücke waren in neuen metrischen Übersetzungen zu liefern, auf mein Teil kamen: ‚Die beiden Edelleute von Verona‘, ‚Heinrich VIII.‘, ‚Troilus und Cressida‘, ein paar Akte von ‚Antonius und Kleopatra‘, dazu später noch die Gedichte. Wir Übersetzer, wie auch Moritz Schwind, der die Vignetten zu zeichnen hatte, standen völlig im Solde Trentsonskys und erhielten jeden Samstag unsere Wochengage, gleich den übrigen Arbeitern der lithographischen Anstalt.“ Der Shakespeareübersetzer hatte zur Zeit, als er in so wunderlicher Weise in die litterarische Arena eintrat, das Studium der Rechte begonnen und im Jahre 1825 absolviert. Verhältnisse und wohlmeinende Verwandte drängten ihn in die Beamtenlaufbahn, obschon dieselbe im damaligen Österreich keineswegs sicheres Brot gab, sondern solches nur versprach. Da Bauernfeld zu jenen Wienern gehörte, für die ein Leben außerhalb der Kaiserstadt eigentlich undenkbar war, mußte er sich wohl oder übel entschließen, den Dienst als „Praktikant“ beim Kreisamt zu beginnen und gleich unzähligen anderen Praktikanten sich bis zum endlichen Empfang einer Besoldung mit litterarischem Erwerb und Stundengeben, wie er es auf der Universität gethan, weiter durchzuschlagen. Ein von vielen geteiltes Schicksal drückt bekanntlich minder hart auf den einzelnen als ein ganz individuelles Unglück. So ließ sich Bauernfeld weder den Genuß der Jugend, noch den des künstlerischen und litterarischen Lebens durch die Kläglichkeit der Dienstverhältnisse, die Langsamkeit des Aufrückens beeinträchtigen. Bauernfelds litterarische Jugend war in die Periode der Romantik gefallen, und die Besonderheit, die die romantische Litteratur in Deutsch-Österreich aufwies, blieb nicht ohne Einfluß auf seine frühesten litterarischen Anläufe. Ein Lustspiel „Die Geschwister von Nürnberg“, das er 1824 schrieb, hat sich, wenn auch in einer späteren Überarbeitung, erhalten und Aufnahme in seine „Gesammelten Schriften“ gefunden. Es bekundet die Harmlosigkeit und den guten Glauben an den bloßen romantischen Schein, die im damaligen Wien zu Hause waren. Die Anregung durch Shakespeares „Die beiden Edelleute von Verona“, die er eben damals übersetzt hate, ist nirgends zu verkennen. Ohne tiefere seelische Regung und ohne die beschwingte Phantasie, die dem großen Vorbild zu eigen, weisen „Die Geschwister von Nürnberg“ doch eine gewisse theatralische Beweglichkeit und ein Behagen an einzelnen wirksamen Situa-

Digitized by Google

tionen auf, aus denen Kenner wie Grillparzer und Schreivogel ein wirkliches Talent besser zu erkennen vermochten als aus den nüchternen jambischen Versen dieses Jugendversuchs, denen man es anzumerken meint, daß sich der werdende Poet gleichzeitig nur allzuviel mit Kotzebues Lustspielen und ihren klappenden Alexandrinern beschäftigt hatte. Gleichwohl war die Macht der romantischen Zeitstimmung so groß, um Bauernfeld noch viele verfehlte Versuche in einer Richtung machen zu lassen, in der das Eigentümlichste seiner Begabung und seines Naturells sich nicht zu entfalten vermochte. Schließlich ergriff ihn „eine wahre Verzweiflung über die endlos verfehlten Versuche“. „Ich bekam nicht übel Lust, Shakespeare, Tieck und die gesamte Romantik über Bord zu werfen. — Ein bürgerlich häuslicher Stoff hatte mir längst vorgeschwebt.“

Mit dem 1826 geschriebenen Lustspiel „Leichtsinn aus Liebe“ betrat der junge Dramatiker, wenn auch zunächst mit zaghaften und unsicheren Schritten, zum erstenmal den Weg, auf dem ihm seine Lorbeeren grünen sollten. Freilich ward er nicht gleich ermutigt, denn das Lustspiel, das bei seiner endlichen Aufführung im Jahre 1831 guten Erfolg hatte, lag nicht weniger als fünf Jahre unter den „angenommenen“ Handschriften bei der Hofburgtheaterdirektion. Über dem langen Warten verlor der junge Schriftsteller wieder den mutigen Glauben an seine besondere Befähigung zur Darstellung des gegenwärtigen Lebens, begann mancherlei zu experimentieren und schrieb 1827 ein Lustspiel in Versen „Der Brautwerber“, das nicht nur sofort angenommen, sondern auch im Herbst 1828 in Scene gesetzt wurde. Das Stück erlebte eine Aufnahme, die zwischen sogenanntem Achtungserfolg und einer völligen Niederlage die Mitte hielt, der Dichter flüchtete in der ersten Bestürzung darüber aufs Land. Aber ein paar Wochen reichten hin, ihm Hoffnung und trotzige Zuversicht wiederzugeben: „Die Geselligkeit, die Jugend und der räsonnierende Leichtsinn des durchgefallenen Autors frischten ihn bald wieder auf, so daß er im Oktober, den Kopf voll neuer dramatischer Pläne, in seine einsame Klause und sein Kreisamt zurückkehrte.“

In der raschen Wiederaufrichtung und dem Entschluß, die Scharte alsbald wieder auszuwetzen, lag schon eine Bürgschaft stärkeren Talents, und in den ausschließlich dramatischen Plänen, in einem Augenblick, wo wohlmeinende Kritiker ihm rieten, zum komischen Epos überzugehen, die Bürgschaft des eigentlichen Berufs. Die Hast, mit der Bauernfeld zu arbeiten begann, ließ freilich auch Stücke entstehen, die er selbst nach kurzer Zeit wieder verwarf, aber er lernte doch dabei und begann vor allen Dingen zu fühlen, daß ihn seine eigentliche Anlage auf die Wiederspiegelung und Darstellung des gesellschaftlichen Lebens der eigenen Zeit und der eigenen Umgebung hinweise. Zwar wirkten die romantischen Anregungen noch immer so weit auf ihn, daß er einen „Fortunat“ zu schaffen begann und das romantische Drama „Der Musikus von Augsburg“ schrieb. Ehe er diese Werke auf die Bretter brachte, war schon durch den Erfolg der Lustspiele „Leichtsinn aus Liebe“, „Das Liebesprotokoll“, „Das letzte Abenteuer“ über seine besondere Stellung in der Litteratur entschieden. Er schöpfte fortan in der Hauptsache aus den Eindrücken, die er im Wiener Leben empfing, und wie er nach seinem eigenen Ausdruck „Wiener mit Haut und Haar“ war und blieb, so konnte er in der langen Reihe seiner gesellschaftlichen Lustspiele und Schauspiele nichts anderes geben als die Typen der deutsch-österreichischen, insbesondere der hauptstädtischen Gesellschaft. Wenn in späterer Zeit ein so völlig anders gearteter und von anderen Idealen beseelter Dichter, wie Friedrich Hebbel, mit unverkennbarem Hinblick auf Bauernfeld in sein Tagebuch schrieb: „Den Komödiendichter auf die Hauptstadtsitten beschränken, ist so viel als den Maler auf die Modekostüme be-

Digitized by Google

schränken", so hatte er insoweit recht, als es auch eine Komödie giebt, welche die Komik des menschlichen Daseins und Treibens in anderem Spiegel auffängt als in dem der augenblicklichen Zustände. Nicht minder aber durfte sich Bauernfeld darauf berufen, daß seine Art und Weise ihre Entschuldigung, vielmehr ihre Berechtigung habe. „Die Lustspieldichter aller Zeiten, von Aristophanes, Terenz und Plautus bis auf den französischen Molière, den Dänen Holberg und den kleindeutschen Kotzebue, haben dasselbe gethan wie ich: sie haben ihre nächste Umgebung und darin ihre Zeit abgeschildert."

So schwerwiegende Erörterungen über das Wesen, die erste und letzte Aufgabe der Komödie knüpften sich übrigens nicht an die ersten Erfolge unseres Poeten, auch dann nicht, als er in den Jahren 1834 und 1835 durch die beiden Lustspiele „Die Bekenntnisse" und „Bürgerlich und Romantisch" rauschenden Beifall erworben und die sämtlichen deutschen Bühnen erobert hatte. Man war froh genug, daß, nach langer Dürre, wieder einmal ein frisches Talent für das Lustspiel erblühte, und selbst die herrschende Kritik des jungen Deutschland zog im nichtösterreichischen deutschen Norden die eigentümlichen Verhältnisse, unter denen ein Wiener Schriftsteller die Gesellschaft der Gegenwart darzustellen hatte, in Betracht und begrüßte Bauernfelds damalige Schöpfungen mit Wohlgefallen. Übrigens war ein gewisser Zug, eine gewisse geistige Verwandtschaft des Komödiendichters zu und mit dem jungen Deutschland unverkennbar. Was Bauernfeld im kleinen und aus einem ganz individuellen Bedürfnis gethan, mit der Romantik zu brechen, war den Jungdeutschen als ihre Hauptaufgabe erschienen. Wenn von Börne und Gutzkow die Forderung ausging, das politische Element in die Litteratur hereinzuziehen, das politische Leben durch die Litteratur zu wecken, so fühlte der Wiener Schriftsteller, Frondeur wie alle gebildeten Wiener jener Periode, den Antrieb, dies auch seinerseits zu versuchen. Er würde hierin viel weiter gegangen sein, als er es in Wahrheit vermochte, wenn er auch nur jenes Maß freier Bewegung besessen hätte, das die Censur im nichtösterreichischen Deutschland den Schriftstellern liberaler Tendenz ließ. Zu seinem Glück vermochte er nur einen leisen Hauch dessen, was man in den dreißiger Jahren Zeitgeist nannte, um seine Empfindungen und Gestalten spielen zu lassen, die Handlung konnte sich nicht in Einfälle und der Dialog nicht in Schlagworte auflösen, er sah sich gezwungen, einen guten Teil des von der Tendenz verpönten oder doch geringgeschätzten Privatlebens in Gestalten, Motiven und Situationen beizubehalten, und mußte zufrieden sein, wenn man Figuren wie den gelehrten Lohndiener Unruh in „Bürgerlich und Romantisch" als Ausfluß eines anderen Geistes als des konventionell Theatralischen empfand und anerkannte.

Die Bewegung, die durch das Jahr 1830, die französische Julirevolution und ihre Nachwirkungen in halb Europa hervorgerufen ward, machte nur scheinbar vor den schwarzgelben Grenzpfählen Halt. In Wahrheit hatte der ferne Sturm eine Opposition auch in Österreich und namentlich in Deutsch-Österreich erweckt, die vor allen Dingen gegen die unwürdige Bevormundung alles geistigen Lebens und den Bildungshaß des herrschenden Systems ankämpfte und den Gegner durch unabläßige kleine Angriffe, durch den beständigen Wechsel loyaler Bitte und schweigenden Widerstandes zu ermüden trachtete. Solange Kaiser Franz lebte, ward allerdings auf diesem Wege so gut wie nichts erreicht; das erfuhr der Dichter, als er im gleichen Jahre, in welchem „Bürgerlich und Romantisch" hervortrat, seinem „Fortunat" den Zutritt auf dem kaiserlichen Burgtheater durch eine Audienz bei dem greisen Herrscher zu erkämpfen versuchte. Der Oberstkämmerer Graf Czernin hatte „Fortunat" mit dem Bemerken zurückgewiesen, derlei „Zauberstücke" gehörten ins Leopold-

Digitized by Google

städter Theater. Bauernfeld erlangte Gehör beim Kaiser und glaubte einen geschickten Schachzug zu thun, indem er dem Kaiser sagte, daß es sich um Seiner Majestät Theater handle, auf dem er allein zu befehlen habe. Aber von vornherein unterbrach ihn Kaiser Franz mit der Bemerkung: „Ja, der Czernin hat zu reden, sonst kein Mensch!“ und schloß mit dem Trumpf: „Der Vorgesetzte hat zu urteilen. Sie sind selber ein Beamter, Sie müssen das wissen! Noch einmal: Ihre Stück' g'fallen mir. Schreibens nur wieder was Lustigs und der Czernin wird's gewiß annehmen.“ Sobald jedoch Kaiser Ferdinand, für den die „Staatskonferenz“ regierte, den Thron bestiegen hatte, merkte die Wiener Opposition der wohlhabenden und gebildeten Kreise, daß ein „Umschlag zum Verbessern und Verändern der herkömmlichen Einrichtungen“ im Anzuge sei. „Die Voraussetzungen des patriarchalischen Despotismus sollten als die vermeintliche conditio sine qua non des Bestandes unangetastet bleiben, während man die Verbesserung auf Flickarbeit beschränken und die Veränderung nur dem Anschein nach ins Werk setzen wollte. Und zwar wollte man dies nur deshalb, weil nicht zu übersehende Anstöße von außen eine weitere Unthätigkeit erschwerten und die Machtfrage ins Mitleid zogen. Vornehmlich erkannte solches der Staatskanzler (Metternich), und er versuchte daher den Widerstand der Hofkreise gegen manches, was nicht der frühere Weg hieß, zu brechen; ein Weg, den kaiserliche Testamente, Versprechungen in die Hand des hingeschiedenen Monarchen, eingewurzelte Maximen und Gewohnheiten klar und bündig vorgezeichnet hatten.“ (Emil Kuh: Friedrich Hebbel.)

In die Periode nun, die sich vom Tode des Kaisers Franz bis zur Revolution von 1848 erstreckte, in die Zeit voll Schwankung und Unklarheit, voll grollender Unzufriedenheit, die den behaglichen Genuß des Tages gleichwohl kaum störte, voller Versuche, durch engeren Zusammenschluß aller gebildeten Elemente und unablässiges Wiederholen gewisser Begehren wenigstens eine Milderung des Censur- und Polizeidruckes zu erlangen, voll stiller Kämpfe, in denen namentlich die alte josephinische Anschauung in religiösen Dingen dem erstarkenden neuen Ultramontanismus entgegengesetzt wurde, voll äußerlicher Fügung und innerlicher Auflehnung, voll von tausend Widersprüchen, fiel die letzte Entwickelung und geistige Reife Bauernfelds. Er verwuchs mit der Opposition des freiheitssehnsüchtigen, räsonnierlustigen, nach dem Neuen lüsternen und am Alten hängenden, die Frivolität der herrschenden Zustände geißelnden und sich doch an ihr ergötzenden und bereichernden Wienertums, verwuchs mit der Gewöhnung einer unablässigen Betrachtung der Ausnahmestellung, die man unter den Deutschen einnahm und auf die man zu gleicher Zeit schalt und stolz war. Wohl hatte der Lustspieldichter durch Reisen ins Reich (der ersten im Jahre 1834, der zweiten im Jahre 1836 mit Graf Anton Auersperg, Anastasius Grün, gemeinsam unternommen, folgten zahlreiche spätere) seinen Gesichtskreis erweitert, auch dauernde Verbindungen mit Koryphäen der damaligen Tageslitteratur angeknüpft, aber er fühlte bei jeder dieser Reisen, wie tief und tausendfach er in Wien Wurzel geschlagen habe. Der Bericht, den Bauernfeld im Buche „Aus Alt- und Neu-Wien“ über seinen Besuch Weimars giebt, ist für ihn und die Grundanschauungen des Kreises, in dem er vorzugsweise lebte, höchst bezeichnend. Er fand es fast unbegreiflich, wenigstens „merkwürdig genug“, daß die großen Männer der klassischen Litteraturperiode „trotz der kleinen Umgebung innerlich groß blieben und mitten in der Misere ihre großen Werke schufen“. Vom gesamten eigentümlichen Leben jener Zeit faßte er mit der echt wienerischen Freude an herabsetzender Nachrede nur ein paar unverbürgte Anekdoten auf und fühlte sich bei aller Bescheidenheit und trotz der steten Klage über den heimatlichen Druck in dem Maße freier, als er sich in grö-

Digitized by Google

ßeren, namentlich in reicheren Lebensverhältnissen bewegte als Schiller oder Herder.

Seiner Lustspieldichtung kam es jedenfalls zu gute, daß ihm aus seinen Wiener Umgangskreisen und Gewohnheiten ein warmer, anheimelnder Hauch entgegenwehte, daß er sich von der leichten Lebenslust und der heiteren Geselligkeit, die trotz Erzherzog Ludwig und Sedlnitzky in der Kaiserstadt vorherrschten, immer völlig gefesselt fühlte. Schon in den dreißiger Jahren war Bauernfeld der gesuchte und stets willkommene Hausfreund in beinahe allen Häusern des Wiener städtischen Patriciats und bewahrte, da er trotz mannigfacher rasch auflodernder, aber auch andauernder Herzensneigungen Junggesell blieb, diesen Vorzug durch alle Wechselfälle der Jahrzehnte. Seine Beamtenstellung kam für den gesellschaftlichen Verkehr und für die Geltung, deren sich der geistreiche Mann erfreute, gar nicht in Frage. Er war nach längeren Dienstjahren als „Konzeptspraktikant" und mehrfachen Prüfungen zur Hofkammer (der damaligen obersten Finanzbehörde) übergetreten und Konzipist der Lottodirektion mit achthundert Gulden Gehalt geworden. Doch wer dachte von all den zahlreichen Freunden des geselligen Dichters, von all den Damen, die als wohlthätige und lichtbringende Feen in sein Leben traten, an die Stellung, deren barbarischer Titel schon eine Art Komik in sich schloß? Wer Bauernfeld nannte und hoch hielt, meinte immer nur den Menschen und den Schriftsteller, der sich in eine allseitig anerkannte und zuletzt unbestrittene Stellung von Jahr zu Jahr mehr hineinschrieb.

Anfänglich freilich noch unter heftigem Widerspruch erbitterter und unversöhnlicher Widersacher. Der bedenklichste Schriftsteller des alten Wien, der charakterlose, boshafte und käufliche M. G. Saphir, mußte jeden Menschen, in dem eine Ader von Satire vorhanden war, zur satirischen Polemik reizen, Saphir selbst hatte schon in dem Lustspiel „Bürgerlich und Romantisch" im Lohndiener Unruh Züge entdeckt, die er nur auf sich zu deuten wußte. Bauernfeld aber schrieb nun 1836 das Lustspiel „Der litterarische Salon", das direkt gegen Saphir und Bäuerle gerichtet war. Die erste Aufführung am 24. März des genannten Jahres blieb auch die einzige, der Prolog hatte einen Beifallssturm erregt, „ebenso ungeheurer Jubel im ersten und zweiten Akt, zumeist über jedes Wort, welches sich auf Saphir (der im Parterre wie auf dem Pranger saß) und sein schamloses journalistisches Treiben beziehen ließ. Der dritte Akt fiel bedeutend ab, besonders in den gemütlichen Scenen — man war nur gekommen, um Satire anzuhören, und wäre gern Zeuge gewesen, daß dem Dichter Morgenroth noch zum Schluß irgend ein auffallender Tort angethan worden wäre. Nach beendigter Komödie rasender Lärm — es war einer der stürmischsten Abende auf den sonst so anständig nüchternen Brettern des Burgtheaters." (Aus Alt- und Neu-Wien.) Saphir und Bäuerle erwirkten sofort ein polizeiliches Verbot der Wiederaufführung und sogar der Drucklegung, was freilich nicht hinderte, daß „Der litterarische Salon" alsbald in dem „Taschenbuch dramatischer Originalien" erschien. Schon die Thatsache aber, daß es im damaligen Wien als ein ungeheures Unterfangen galt, Gesellen wie Wendemann und Morgenroth auch nur zu zeichnen, überhaupt nur anzudeuten; daß es, mitten in der Herrschaft von Polizeiwillkür und Censur, einen verächtlichen Federhelden und einen schmählichen Mißbrauch der Presse geben könne, bringt uns das Verständnis für gewisse Mängel in Bauernfelds Schaffen. Wenn Platen gesungen hatte, daß der Komödiendichter, der den Sonnenstrahl der Freiheit entbehre, „statt des Weltenbildes nur ein Bild des Bilds der Welt" geben müsse, so war dem Dramatiker, dessen Werke durch das Wiener Burgtheater verkörpert werden sollten, auch vom Bild der Welt nur ein bescheidenes Stück vergönnt. Dies erfuhr

Digitized by Google

Bauernfeld beim „Litterarischen Salon" und erfuhr es wieder, als er 1837 im Lustspiel „Der Vater" den Versuch machte, Verhältnisse auf die Bühne zu bringen, die freilich im Leben tausendmal vorhanden waren, aber den „Comtessen", die einen Hauptteil des Burgtheaterpublikums und der Frauenschen des eigenen erwachsenen Sohnes Anstoß nimmt, einer eleganten und gewandten jungen Putzmacherin Erlaubnis und Vollmacht giebt, den Sohn in sich verliebt zu machen, gehört mehr den Sitten des achtzehnten, als denen des neunzehnten Jahrhunderts an. Immer-



Eduard v. Bauernfeld.

bildeten, nicht zum Bewußtsein gebracht werden sollten. Das Stück galt als unsäglich leichtfertig, und in der That ließ Bauernfeld darin eine gewisse Maske fallen, die herkömmlich zum altösterreichischen Schriftstellerapparat gehörte, und bekannte sich zu Anschauungen, die in seinem Freundes- und Lebenskreise die herrschenden waren. Die Idee freilich, daß ein Vater, der an der Weltungewandtheit

hin aber war die Handlung so anmutig durchgeführt, das Verfängliche des Motivs so weit auf einen unschädlichen Scherz verringert, daß eben nur die herkömmliche Prüderie daran Anstoß nehmen konnte. Hatte doch Bauernfeld damals Mühe, für die Rolle der Demoiselle Agathe eine Darstellerin zu finden, während sich heute die Darstellerinnen mit Vorliebe zu Rollen drängen, die in ganz anderem Sinne

Digitized by Google

bedenklich sind als die kleine Putzmacherin seines Lustspiels. In Baron von Berg, dem „Vater“ dieses Lustspiels, tritt eine der zahlreichen Varianten von Bauernfelds Lieblingsfigur auf: Witwer oder Junggesellen von reiferen Jahren, deren Herzen und Sinne frisch geblieben sind und die sich selbst an der Schwelle des Alters noch zutrauen, das Leben von neuem zu beginnen. Das Stück schließt mit der Verlobung des Vaters, statt mit der des Sohnes, ein Schluß, der in diesem Falle allgemeine Befriedigung weckt und den vollständig heiteren Ausklang des Abenteuers sichert.

Blieben im ganzen die Erfindungen unseres Lustspieldichters die einfachsten, überwog auch in seinen bewegtesten Stükken eine zugleich lebendige und feine Charakteristik, die hauptsächlich durch das Mittel des durchgebildeten Dialogs bewirkt wird, jederzeit die Bedeutung der Handlung, so schrieb Bauernfeld vollends zwischen seinen größeren Werken eine Reihe von kleineren Lustspielen, in denen alle Wirkung auf ein paar fein durchgeführte, mit echt süddeutscher, wienerischer Lebendigkeit sich ausdrückende Gestalten gebaut wurde. Unter diesen kleineren Komödien sind die älteren, wie „Das Tagebuch“, entschieden die besten und diejenigen, die sich in dem Maße behaupten, als sie unverwüstliche Typen der Menschennatur (nicht der Wiener Natur, wenn auch im Wiener Kostüm) mit liebenswürdiger Laune darstellen. Es hing übrigens vom Glück der Stunde ab, ob diese Vorzüge erkannt wurden oder nicht. „Die Zugvögel“, „Die Virtuosen“, „Das Beispiel“, spätere kurze Lustspiele des Dichters, errangen nur vorübergehende Erfolge. Auch eine Reihe größerer Werke wie „Zwei Familien“ (1838), „Ernst und Humor“ (1840), „Industrie und Herz“ (1842), die Bauernfeld selbst in späterer Zeit „halb gelungene Sachen — schwächere Reproduktionen in der bereits bekannten Manier des Autors“ nannte, erweckten keine tiefere und nachhaltigere Teilnahme.

Seit dem Beginn der vierziger Jahre wurde die Luft in Wien schwüler und die harmlose Genußfreudigkeit früherer Tage kam ins Wanken. Man fühlte den Gegensatz zwischen der emporstrebenden Bildung, den geistigen Bedürfnissen der Deutsch-Österreicher und zwischen der herkömmlichen Bedrückung und der ängstlichsten Bevormundung jedes Gedankens, jeder Individualität. Man fand namentlich den Zwang unwürdig, der auf den heimischen Lebensäußerungen des Geistes lag. Noch erstreckten sich die Wünsche der Deutsch-Österreicher nicht auf eine völlige Lösung, aber auf eine Lockerung der Fesseln. Bauernfeld veröffentlichte, als Sprecher der österreichischen Mittelklassen („wie der Verfasser denkt beiläufig jeder gebildete Österreicher in der Hauptstadt wie in der Provinz; Professoren, Gelehrte, Künstler, Fabrikanten, Handelsleute, Ökonomen, ja Beamte und Geistliche drückten dem Verfasser täglich, stündlich ähnliche Gesinnungen, ähnliche Wünsche aus“), seine „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“ (Leipzig, Otto Wigand, 1842), eine Schrift, die ursprünglich als ein Promemoria, mit den Unterschriften zahlreicher Autoren und Buchhändler versehen, dem Staatskanzler hatte überreicht werden sollen. Sie erwies sich als bescheiden genug. „Man wirft,“ hieß es darin, „der österreichischen Censur vor, daß sie die Ausbreitung der Idee hindere; das gilt nur insofern der Gedanke in den Worten inländischer Autoren erscheinen will; die ausländischen Schriftsteller (wozu man auch die Deutschen rechnet) finden beinahe hier ungestört Eingang, und der Inländer, der etwas mitzuteilen hat, ist längst gewohnt, sich einer ausländischen Firma zu bedienen, wie A. Grün und Lenau. — So kommt es denn auch, daß keine neue Idee in Wien unbekannt oder in den gebildeten Klassen der Gesellschaft unbesprochen bliebe, nur die einheimische Litteratur und insbesondere Journalistik, die in ihrer gänzlichen Farblosigkeit einer völlig untergegangenen Zeit anzugehören scheint, spiegelt von dieser geistigen Be-

Digitized by Google

wegung nicht das Geringste zurück. Man wäre unbillig, wollte man diese litterarische Versumpfung dem Mangel an Talent zuschreiben; aber auch die Schriftsteller hängen am Schlendrian und Zunftwesen, auch ihnen, wie den Gewerbsleuten, wäre ein Verein notwendig; vor allem aber wäre zu wünschen, daß die Censur, welche sich gegen das ausländische Talent so liberal erweist, dem inländischen wenigstens nicht hemmend entgegenträte."

Die Pia desideria waren natürlich anonym erschienen, und ebenso natürlich wußte demnächst ganz Wien, daß Bauernfeld ihr Verfasser sei. Der Ton entsprach so durchaus weitverbreiteten Gesinnungen und Gewöhnungen, daß der Lustspieldichter sich mit einemmal zu einer Persönlichkeit von politischem Ansehen und Gewicht verwandelt sah. Die herrschende Schwüle verstärkte, wie Anton Springer irgendwo in seiner Geschichte Österreichs bemerkt, die Wirkung auch des leisesten Luftzuges. Und so weit war es doch schon gekommen, daß man in den oberen Regionen von den Maßregelungen und Verfolgungen früherer Zeit gern absah, wenn man nur irgend einen schicklichen Vorwand für das Gehenlassen hatte. Der k. k. Lottokonzipist, der zum „Wiener Junius" geworden war — bis zu dieser Überschwenglichkeit verstieg man sich in Freundeskreisen —, blieb völlig unbehelligt. Freilich blieben auch die Pia desideria fromme Wünsche. Aber daran war man in Wien gewöhnt und die Freude am Frondieren, am Schelten auf Zustände, denen man gleichwohl einen gewissen Reiz abgewann, ward durch das unablässige Schwanken der Regierung zwischen dem alten und einem neuen System — von dem niemand zu sagen wußte, wie es aussehen und wohin es führen werde — wach erhalten. Nicht am wenigsten bei den Oppositionsschriftstellern, in deren vorderste Reihe Bauernfeld jetzt auch durch ein poetisches Werk eintreten sollte.

Im Jahre 1846 schrieb unser Dichter das Lustspiel „Großjährig", das erst nach mehrfachen Umarbeitungen seine letzte wirksame Gestalt erhielt. „Ich arbeitete ‚Großjährig' im Laufe eines Jahres drei- und viermal um, schrieb es erst in vier Akten, dann in drei, zuletzt in zweien. In dieser Gestalt lernte es Alexander Baumann kennen. Er diente im Bureau des Grafen Kolowrat, der ihm ungemein gewogen war, ihn auch auf das Landgut mitnahm, wohin sich der Staats- und Konferenzminister zur Sommerszeit gewöhnlich für einige Monate cum otio et dignitate zurückzog. Zur Erheiterung des Staatsmannes wurde dort bisweilen auch von Dilettanten Komödie gespielt. Baumann ersuchte mich nun, ihm das Lustspiel für die gräfliche Hausbühne zu überlassen, er selbst wollte den Schmerl spielen, Mathilde Wildauer werde die Rolle der Liebhaberin übernehmen. Und so geschah es auch. Der Graf fand das Stück charmant und die Privataufführung bahnte der Satire den Weg auf die Bretter des Hofburgtheaters." In dieser Erzählung Bauernfelds über Entstehung, erste Aufnahme und auf Umwegen ermöglichte Aufführung seines Lustspiels liegt ein ganzes Stück altösterreichischer Kulturgeschichte. Ein Wiener Aristophanes, der der greisenhaft gewordenen Weisheit der Staatskonferenz und der väterlichen Bevormundung der österreichischen Polizei- und Beamtenschaft zu Leibe gehen wollte, konnte sich freilich die Kühnheit, mit der der attische Komödiendichter den Paphlagoner seiner „Ritter" in der Maske des Demagogen Kleon auf die Bühne schickte, nicht zum Muster nehmen. Er mußte nicht bloß bedeutend harmloser scheinen, sondern auch harmloser sein, als er diesen Anlauf nicht zur politischen Komödie, aber zu einer Familienkomödie, die politisch wirken sollte, nahm. Ein kleines häusliches Drama, in dem ein etwas unschlüssiger und träumerischer junger Mann, der längst über die Mündeljahre hinausgewachsen ist, in künstlicher Unselbständigkeit gehalten, bei allen Gedanken, Entschlüssen und Schritten überwacht, bevormundet und gemaßregelt wird, ein Held,

Digitized by Google

den die Herren Blase und Spitz ganz in den Händen zu haben glauben, den sie verheiraten wollen, um noch ungestörter mit ihm und seinen Gütern schalten zu können, richtet sich an seiner Liebe zu einem jugendlich mutigen, von frischem Lebensgefühl beseelten Mädchen zuerst zum trotzigen Widerstand und demnächst zur persönlichen Freiheit empor. Es gehörte die Freimaurerei des allgemeinen Mißvergnügens und des weitverbreiteten Ekels an den überlebten Zuständen dazu, um in der einfachen Handlung und den Anspielungen dieses Lustspiels Zündstoff zu politischen Demonstrationen zu finden. Ohne Frage aber war der rauschende nicht enden wollende Beifall, der „Großjährig“ begleitete, der Enthusiasmus, den „ganz Wien“ für das scheinbar bürgerliche Stück und die Emancipation des vortrefflichen Hermann von der „Administration“ der Herren Spitz und Blase an den Tag legte, eine solche Demonstration. Man jauchzte, wenn Blase bei dem Vorschlag, ein neues Dach für das Schulhaus zu bewilligen, weil das alte einzustürzen drohe, gravitätisch erklärte: „Hm! das wollen wir erst abwarten! — Wir brauchen's dann nicht abzutragen. Abwarten, sehen Sie, Herr Spitz, abwarten, das ist das Hauptgeheimnis einer guten Administration. Wenn man wartet, kommt alles von selbst. Legen Sie den Antrag nur einstweilen beiseite!“ weil man wußte, daß in diesem starren Abwarten die Weisheit der damaligen Staatslenker gipfelte. Der Vorsitzende der vielgenannten Staatskonferenz, die für den kranken, geistesschwachen Kaiser Ferdinand regierte, Erzherzog Ludwig, soll zum Grafen Kolowrat, der „Großjährig“ nur charmant und gar nicht gefährlich fand und mit einem gewissen Recht in Abrede stellte, daß der Erzherzog im Stück „vorkomme“, geäußert haben: „Ich hab das Stück gestern gesehen — ich komme doch darin vor und Sie eigentlich auch!“ Jedenfalls verriet er damit ein besseres Verständnis für die geheimen Absichten des Dichters als die unbefangenen Gönner der „charmanten Kleinigkeit“. Die Hauptsache war eben, daß das leichtgefügte und geistig nicht schwerwiegende Stückchen, dessen Anziehungskraft lediglich in den versteckten Spitzen und den ziemlich offenen Anspielungen beruhte, der allseitig erwachten Oppositionslust wieder einmal einen willkommenen Mittelpunkt gab.

„Großjährig“ konnte im übrigen Deutschland, wo die Zustände, die hier in einem Miniaturspiegel aufgefangen wurden, nur in geringem Maße noch vorhanden waren, naturgemäß nicht das Aufsehen erregen wie in Wien. Dafür ward ein ernstes Schauspiel, das Bauernfeld ungefähr gleichzeitig, das heißt um die Mitte der vierziger Jahre geschrieben, das Schauspiel „Ein deutscher Krieger“, mit dem Beifall begrüßt, der in jener Periode allen dramatischen Gebilden zu teil ward, die irgendwie der nationalen Sehnsucht nach der Einheit und Größe Deutschlands Ausdruck gaben. Es war nicht möglich, alle diese Stücke von den Bühnen auszuschließen, die Worte Deutschland und deutsches Volk konnten nicht schlechthin für staatsgefährlich und demagogisch erklärt werden, denn man lebte ja in einem vielgepriesenen deutschen Bunde, und so verstanden sich selbst die ängstlich geleiteten Hoftheater dazu, ein und das andere Werk dieser Art, namentlich wenn es die Wiener Theatercensur passiert hatte, zuzulassen. In Wien freilich kamen, wie es auch beim Schauspiel „Ein deutscher Krieger“ geschah, die Bedenken und Erwägungen oft noch nachträglich, man fand die Wirkungen manches Stückes, dessen Text als zulässig erachtet war, gefährlich. Anderorts faßte man die Dinge kaltblütiger auf: der deutsche Patriotismus eines der letzten Parteigänger des Dreißigjährigen Krieges, des sächsischen Obersten v. Götze, der das Elsaß durchaus vor dem Frieden noch für Deutschland retten will, darüber in Zwist mit seinem Kurfürsten Johann Georg gerät, Verzeihung erhält und eine Französin Helene von La Roche als Gattin heimführt und überzeugt wird, daß er in seiner Starrköpfigkeit zu weit gegangen

Digitized by Google

sei, konnte wahrlich nicht revolutionärer Natur heißen. Und die Schlußmoral des Stückes „Der Haß hat seine Zeit, die Liebe auch!" glich die Anwandlungen rauher Selbständigkeit, in denen sich der deutsche Krieger vor und in Bergzabern gefallen hatte, wieder aus. Das Schauspiel blieb Bauernfelds beste Leistung auf dem Gebiete des ernsten Dramas mit historischem Hintergrund — ein 1849 geschriebener „Franz von Sickingen", nach des Autors eigenem Wort nicht mehr als „einer der vielen Versuche, den undramatischen deutschen Helden dramatisch zu gestalten", zeigte sich viel schwächer. Das historische Pathos unseres Dichters hatte nur schwache Wurzeln in seiner eigenen Seele, es stimmte weder zu dem lebendigen Erfassen aller Privatverhältnisse, aller Gestalten seiner Lebenskreise, in dem Bauernfeld groß geworden war, noch verband es sich leicht und naturgemäß mit der Anschauung und dem Ton des witzigen Frondeurs, der die Partie des gesunden Menschenverstandes immer mit der Überzeugung spielte, daß die Dummheit in den meisten Fällen siegen müsse, und sich mit der Gewißheit tröstete, daß man dann die siegende um so besser verlachen könne.

Die Pariser Februarrevolution, der die Wiener Märzrevolution, der Sturz Metternichs und der schier hilflose und würdelose des alten Österreich auf dem Fuße folgten, hatte freilich auch Bauernfeld aus dem gewohnten Kreise und der bisherigen Art der Opposition herausgerissen. Als in den ersten Märztagen im Schoße des juridisch politischen Lesevereins eine Petition an die eben versammelten niederösterreichischen Stände beraten wurde, fügte es der wunderliche Zufall, daß die erste Niederschrift derselben Bauernfeld, die letzte Redaktion dem damaligen Advokaten und späteren Minister Alexander Bach anvertraut wurden. Die Ereignisse überholten die besonnene und maßvolle Bittschrift nur allzu schnell, und in der halben Anarchie, die hereinbrach, der kopflosen Zerrüttung, die in den oberen Schichten herrschte, der wild verworrenen Begehrlichkeit, von der sich mit einemmal das Wiener Volk erfüllt zeigte, ward Bauernfeld für einige Tage eine politisch handelnde und eingreifende Persönlichkeit. Er war es, der in den Vorzimmern der Hofburg, im Audienzsaale des Erzherzogs Franz Karl auf das Versprechen einer Konstitution drang und den geängstigten Hofkreisen erwies, daß ohne dies Versprechen die Erregung der Volksmassen nicht gestillt werden könne. Er selber leugnete gar nicht, daß ihn diese Erregung tief erschreckte. „Wer kann berechnen, wie weit die Utopien von Aufhebung des Eigentums, von Gütergemeinschaft und dergleichen, eine wild aufgeregte und ungebildete Masse führen mögen. Kurz, die Anarchie stand mir auf dem Michaelsplatze klar und deutlich vor Augen — meiner Empfindung nach das scheußlichste Ungeheuer, welches sich erdenken läßt. Der Verfasser der ‚Genesis der Revolution' (Graf Hartig) macht sich zwar über mein Entsetzen lustig, indem er meint, ein Lustspieldichter, selber von Seelenangst erfüllt, habe sich bemüht, auch dem allerhöchsten Hofe ähnliche Ängsten einzujagen — sei's darum! Ich bin kein lederner Bureaukrat, welcher Ausflüchte sucht, abwartet und hinhält, sondern ein Mensch, der fühlt und denkt und sich in einem bedeutenden Moment an Herzen und Geister wenden wollte, nicht an Registraturen und diplomatische Aktenstücke!" Die fieberhafte Aufregung, in der Bauernfeld zwischen dem 13. und 18. März gelebt hatte, zog ihm eine heftige Gehirnhautentzündung zu; bei einem Frühstück, zu dem er am 18. März eine Anzahl politischer und litterarischer Freunde eingeladen hatte, kam die Krankheit zum Ausbruch, er mußte zu Bett getragen werden, lag drei Tage und Nächte mit der Eiskappe auf dem Kopf und Senfteig auf den Beinen, heftig phantasierend. Nach zehn Tagen erstand er vom Krankenlager und wollte sich wieder in den hochgehenden Strom der Politik stürzen, sich zunächst zum Frankfurter Vorparlament abordnen lassen, wogegen seine Ärzte pro-

Digitized by Google

testierten. „Ich sollte aufs Land und aus dem Rummel fort. In den ersten Tagen des April begab ich mich über Baden und durchs Gebirge langsam nach Graz und zu einer befreundeten Familie. Durch ein paar Tage hatte ich eine Art politische Rolle gespielt und war in ganz Wien populär geworden, eine Lokalcelebrität. Doch schied ich nicht ungern von dem Schauplatz meines sogenannten Wirkens. Im Herzen segnete ich meine Krankheit, jetzt und noch mehr in der Folge. Mehrere meiner Freunde wurden später erschossen, andere wurden reaktionär, noch andere Minister — mein Kopfleiden hatte mich vor allem derlei Unheil bewahrt! So ließ ich die politischen Phasen an mir vorüberstreichen und schrieb und schreibe annoch — andere Komödien.“

Kein Politiker von Beruf und keine heißblütige und thatkräftige Natur, der das Wirken fürs Allgemeine inneres Bedürfnis ist, würde sich so leichtherzig vergnüglich, wie Bauernfeld es in diesem Geständnis that, über seine gezwungene Unthätigkeit getröstet haben. In seiner Weise suchte sich Bauernfeld mit den Ereignissen und der drückenden Gewalt der Zeitstimmung abzufinden. Schon 1845 hatte er ein größeres satirisches Gedicht „Die Reichsversammlung der Tiere“ geschrieben, eines seiner lebendigsten und reizendsten Gedichte. Jetzt nahm er das Motiv wieder auf und komponierte ein Stück „Die Republik der Tiere“, in dem vor allem der Widerwille bezeichnend ist, den er gegen die Phrasen der Freiheits- wie der Ordnungsparteien empfand. In dem Bilde, daß an Stelle des alten kranken Löwen ein Drache regieren werde, bewies er eine leidliche Prophetengabe, er sah voraus, daß die Ordnung, die der Anarchie und dem Augenblickstaumel folgen mußte, sich durch eherne und unbarmherzige Strenge auszeichnen sollte. Im Sommer 1848 kehrte er nach Wien zurück, wo ihm inmitten der wilden und sinnlosen Scenen nicht wohl werden wollte, wo er aber doch bis in die Oktobertage hinein aushielt. Er konnte die Illusionen seiner demokratischen Freunde, daß Wien dem mit Heeresmacht heranrückenden Feldmarschall Windischgrätz widerstehen werde, nicht teilen, und da er „keine Lust hatte, sich von Kroaten und Sereschanern erobern zu lassen“, verließ er Mitte Oktober die Hauptstadt wiederum und flüchtete diesmal nordwärts nach Brünn. Die nächstfolgenden Jahre erwiesen ihm und allen Gleichgestimmten, daß die alte Zeit weder im Schlimmen noch im Guten wiederkehren werde. Allen Extremen abhold, hätte sich der Dichter wie viele der tüchtigsten Österreicher mit der Aufrichtung eines starken centralisierten Staates und selbst mit dem Mangel verfassungsmäßiger Formen wohl ausgesöhnt, wenn die rückläufige Bewegung seit den ersten fünfziger Jahren nicht die ihm verhaßteste Form der Unterordnung des Staates unter die Kirche, oder besser unter die ultramontane Partei angenommen hätte. In seinen „josephinischen“ Gesinnungen unerschütterlich, in der entschiedenen Abneigung gegen jeden Einfluß von Priestern auf Staats- und Gesellschaftsleben erwachsen, mit seinem gesamten Lebenskreis sogar unempfänglich für die ursprüngliche und echte religiöse Empfindung, sah Bauernfeld in den Konkordatsjahren sich entschiedener als je zuvor in die alte Frondeurstimmung hineingedrängt und bekämpfte „die schwarze Rotte, die uns nur gar zu gern wieder in den alten Geisteszwinger zurückführen möchte“, mit Xenien, Epigrammen und Sprüchen, wo er wußte und konnte. So durfte er sich denn auch nicht beklagen, daß die Ultramontanen Wiens ihm als einem ihrer Hauptgegner eben nicht sänftlich gegenübertraten. Die leidenschaftliche Streitschrift des allezeit streitbaren Sebastian Brunner „Don Quixote und Sancho Pansa auf dem liberalen Parnasse. Der Herren Anastasius Grün und von Bauernfeld Fanfaronnaden in Politik und Religion, nach Erfahrung und Verdienst gewürdigt“ (Würzburg und Wien, 1886) war nur der grimmige Ausbruch eines lang angesammelten Hasses und Grolles, den Bauernfeld nach seiner Weise wie-

Digitized by Google

derum durch leichtbeschwingte Spottpfeile beantwortete. So tief auch der Josephinismus, die Abneigung gegen geistliches Übergewicht, gegen alles, was ihm als Heuchelei galt und Heuchelei schien, dem Wiener im Blute saß, so war auch das wienerisch und individuell zugleich, daß die Auflehnung dagegen immer nur in spielenden, lässigen Formen erfolgte, daß Bauernfeld auf die tieferen Streitfragen niemals einging und überhaupt die Gegner mehr reizte als sie schlug. Zieht man jedoch billigerweise in Betracht, wohin des Dichters ursprünglichstes Talent zielte, von welcher gesellschaftlichen Atmosphäre er umgeben war und wie sich mit den Jahren seine Abneigung gegen alles Pathos verstärkte, so versteht man die Art seiner Polemik und überhaupt seiner Beteiligung an den öffentlichen Angelegenheiten. Waren ihm doch selbst auf litterarischem Gebiete der schwere Ernst und die Tiefe der Leidenschaft unbequem, um nicht zu sagen verhaßt. Wenn er sie bei dem Wiener Grillparzer um der Landsmannschaft und alter persönlicher Beziehungen willen ertrug, so dünkten sie ihm bei Friedrich Hebbel, der sich im Jahre 1846 in Wien niedergelassen hatte und der in Bauernfeld einen der bestgebildeten und begabtesten deutsch-österreichischen Dichter ehrte, geradezu unleidlich. „Wahrhaft innere Berührungen hatten Bauernfeld und Hebbel von jeher nicht. Das gute Einvernehmen zwischen Bauernfeld und dem artistischen Direktor des Burgtheaters (Heinrich Laube) war ein Grund mehr für Hebbel, sich Zurückhaltung gegen ihn aufzuerlegen. Zu dem gesellschaftlichen Plänklergefecht, worin Bauernfeld excellierte, gab das Naturell Hebbels nicht die geringste Veranlassung. Bei den spärlichen und oberflächlichen Begegnungen beider war eine feindselige Stimmung unter den höflichen Umgangsformen wohl zu bemerken" (Emil Kuh: Friedrich Hebbel). Was in diesem einen Falle besonders sichtbar hervortrat, galt im Grunde in hundert anderen minder wichtigen Fällen. Bauernfeld war so durchaus auf den Wiener gesellschaftlichen Ton, auf die geistigen Gewöhnungen und Lebensäußerungen der Wiener Aufklärung gestimmt, daß ihm jeder andere Ton schrill klang und das ihm in seiner nächsten Umgebung Übliche als das Vernünftige schlechthin erschien, selbst wo er gelegentlich darüber spottete.

Freilich erfuhr auch unser Lustspieldichter, daß das Jahr 1848 mit seinen Nachwehen „Alt-Wien" rettungslos hinweggespült hatte, daß trotz des offenen und geheimen Sträubens der Wiener, trotz der Zunahme des Reichtums und des bedenklichen Anwachsens der Genußsucht das Lebensbehagen, die Daseinslust, die Genußfähigkeit in alter Frische nicht wiederkehren wollten. Wie vergnüglich sich der einzelne sein Dasein gestalten mochte, wie elastisch das Wiener Selbstgefühl und die Wiener Kritik gegen Soldatenherrschaft, Konkordatswirtschaft und experimentierende Staatsweisheit aufschnellten, so blieb es doch nur zu gewiß, daß Neu-Wien einige der besten Eigenschaften von Alt-Wien entbehrte. Und obschon Bauernfeld mit Geist und Kunst alles noch vorhandene Licht im Brennspiegel seiner dramatischen Kunst auffing, obschon er sich mit Recht rühmen durfte, ihm sei die fröhliche Ader nicht verdorrt und die Lebenswärme nicht erstarrt, so ist doch im Grundton der besseren Lustspiele Bauernfelds seit 1851 ein merkbarer Unterschied gegen „Bürgerlich und Romantisch" oder „Das letzte Abenteuer" zu spüren. Als er im Jahre 1851 das „Preislustspiel", das in einer von Laube ausgeschriebenen dramatischen Konkurrenz gesiegt hatte, die dreiaktige Komödie „Der kategorische Imperativ", auf die Bretter des Burgtheaters brachte, versuchte er sogar durch historisches Kolorit und Kostüm Alt-Wien heraufzubeschwören — die Handlung des Stückes war in die Zeit des Wiener Kongresses, den denkwürdigen Frühling 1815, zurückverlegt, und der dritte Akt spielte gar erst nach der Schlacht bei Waterloo. Lebendig und anmutig schilderten die beiden ersten Akte

Digitized by Google

das tolle und ein gut Teil frivole Treiben von Kongreß-Wien in einer gut erfundenen, bewegten Handlung, während der dritte Akt in den Ton fiel, der nicht damals, aber jetzt, zur Entstehungszeit der herrschende wurde. Wenn Gräfin Flora bekennt: „Ich war eitel, gefallsüchtig, ein Weltkind! Wie schäm ich mich jetzt jenes nichtigen Daseins, des frivolen Treibens! Da kam die große Stunde, die uns alle über uns selbst erhob, Männer wie Frauen! Da war's, wo der Ernst des Lebens auch mich erfüllte, wo ich zur Einkehr in mich selbst gelangte. Ja, ich war eine Circe, aber ich bin's nicht mehr", so scheint sie das Wort nicht nur für sich selbst, sondern auch für Bauernfelds heitere Muse zu führen. Und wenn ihr Wildenberg entgegnet: „Noch ich ein Don Juan. Ich habe mich leider gebessert", so klingt gleichsam hindurch, wie schwer es der Wiener Leichtlebigkeit auch jetzt noch fiel, dem kategorischen Imperativ zu huldigen. — Das nächste größere Lustspiel Bauernfelds „Krisen" (1852) gesellte sich zu seinen besten, auch zu seinen erfolgreichsten und verbreitetsten Stücken. Mit gewohnter Offenherzigkeit erinnerte Bauernfeld bei der Veröffentlichung des Stückes daran, daß er die erste Anregung dazu aus Voltaires satirischer Erzählung „Memnon oder die menschliche Weisheit" empfangen, auch einzelne Züge aus Octave Feuillets Dramen „Eine Krise" und „Der goldene Schlüssel" entlehnt habe. Das Geständnis war beinahe unnötig, denn die vortrefflichen Gestalten des Charaktergemäldes, das reiche Wiener Ehepaar Lämmchen, das gern den großherzoglich mecklenburgischen Geschäftsträger in spe und jetzigen Banquier von Zecklein zum Schwiegersohn bekäme und gegen Wunsch und Willen die schöne phantasievolle Priska an den Baron Eduard Hohenberg geben muß, die anmutige, in sich selbst unklare Priska und der Baron selbst, der an der Schwelle der vierziger noch eine ganz jugendliche Frau heimführt und sie nach einer allerdings hart ans Bedenkliche und Bedrohliche streifenden Krise auch innerlich gewinnt, sie sind so voll aus dem Bauernfeld vertrauten Leben geschöpft wie die lebendigen Ballscenen des ersten Aktes, in denen sich der Baron als der vollkommen „vernünftig" Gewordene darstellt. Auch der Ernst, der hinter der komischen Situation liegt, in der sich der Neuvermählte mit einemmal „unglücklich" verheiratet fühlt, der den gebesserten Taugenichts empfinden läßt, daß ihn Lächeln, Gebärde und Worte Priskas an zwanzig andere erinnern, Vergleiche und Ähnlichkeiten wecken, kommt in „Krisen" gut zur Erscheinung; leider wirkt die versöhnende Wendung am Schlusse nicht ganz so überzeugend als der gut angelegte Konflikt. In diesen und ähnlichen Fällen waltet zwischen dem Lebenskenner und dem Bühnendichter ein Widerstreit, bei dem der Lebenskenner ebenso den kürzeren ziehen muß wie am Schlusse des Stückes der edelmütige Doktor, dem Bauernfeld nicht einmal einen Namen gegeben hat, gerade als ob er damit hätte ausdrücken wollen, daß derselbe keine Gestalt von Fleisch und Blut, sondern eine notwendige Bühnenfigur sei. — Den „Krisen" folgte 1855 eines der schwächsten Stücke Bauernfelds, das dreiaktige Lustspiel „Fata Morgana", das zur Abwechselung einmal nicht vollständig in Wien, sondern in seinen beiden letzten Akten in der Schweiz verläuft, das eigentlich nur eine wahrhaft komische Situation aufweist, die Vorstellung Ulis, des Schweizer Landburschen, im Frack von Gunkel und sonstiger Wiener Stadtkleidung, vor Eveline und ihrer Wirkung auf das phantastische Mädchen. Man darf sagen, daß Bauernfeld, der feine Humorist, der treue Darsteller der gebildeten Gesellschaft, sich niemals der modernen Neigung zur bloßen unlebendigen und rein theatralischen Schwankdichtung so weit annäherte als in „Fata Morgana". Ganz offenbar gehörte das Lustspiel einer Zeit an, in der der Poet versuchte, durch Druckwerk und Röhren einen Strahl in sich heraufzupressen, was bekanntlich nicht jedem und am wenigsten Talenten wie Bauernfeld gelingt. Jeden-

Digitized by Google

falls folgte der „Fata Morgana“ ein Jahrzehnt, in dem der Dichter kein größeres dramatisches Werk schuf.

In einer Art Verdrossenheit — oder war es der Versuch eines vorzeitigen Abschlusses? — versuchte Bauernfeld jetzt auf anderen litterarischen Gebieten seinen Ruf zu mehren. Er sammelte seine „Gedichte“, in denen die Satire, die Ironie, der geistvolle Einfall, die Spruchweisheit, die Reflexion alle lyrische Empfindung und die eigentlich poetische Stimmung weit überwiegen; er verfaßte „Ein Buch von uns Wienern“ (1858), er begann einen Roman, eine „altösterreichische Bildungsgeschichte“, der unter dem Titel „Die Freigelassenen“ erst nach einer Reihe von Jahren (1875) erschien und nichts von dem fein-künstlerischen Hauch und Zug aufweist, die durch seine Lustspiele hindurchgehen, er zeichnete Erinnerungen auf, welche die Grundlage des späteren, schon mehrgenannten Buches „Aus Alt- und Neu-Wien“ wurden. Und doch war alles dies nicht das Echte, er fühlte, daß die Bühne es ihm angethan habe auf Leben und Sterben, und so wendete er sich wieder zur dramatischen Dichtung zurück. Man kann nicht sagen, daß die kleinen Stücke der Spätzeit, die beliebten Einakter, die immer mit genauer Kenntnis der Stärke und Schwäche hervorragender Darsteller und Darstellerinnen des Hofburgtheaters geschrieben wurden, daß kleine Schöpfungen wie „Frauenfreundschaft“ und „Excellenz, oder der Backfisch“, oder daß die gelegentliche Wiederaufnahme der politisch-satirischen Komödie in dem „frei nach Aristophanes und Goethe“ bearbeiteten Capriccio „Die Vögel“ dem Dichter neue Lorbeeren erwarben, obwohl sie doch seine unverminderte geistige Beweglichkeit erwiesen. Dafür aber gelangen ihm am Abend seiner Tage ein Schauspiel und ein Lustspiel, die man seinen glücklichsten und lebensfähigsten Schöpfungen hinzurechnen darf, wenn sie nicht die glücklichsten überhaupt sind. Mit dem einaktigen Schauspiel „Aus der Gesellschaft“ (1867) und dem dreiaktigen Lustspiel „Moderne Jugend“ (1869) errang er nicht nur noch ein paar große Theatererfolge, sondern bereicherte dauernd das Repertoire der allerdings nicht zahlreichen Theater, die das Personal zur Darstellung dieser bedeutenden und von einer Anzahl charakteristischer Gestalten getragenen Handlungen besitzen.

Bauernfelds Schauspiel „Aus der Gesellschaft“ legt die Betrachtung nahe, wie oft der Dichter alte, längst bekannte Motive, verbrauchte Konflikte, wie die Fanatiker des Neuen sich ausdrücken, behandelt hat und wie neu und eigentümlich er bei der Erfassung und Ausführung derselben gewesen ist. Sagt man, daß das genannte Schauspiel die Mißheirat des Fürsten Robert von Lübbenau, nicht eines müßig gehenden und mit dem Leben spielenden Titularfürsten, sondern eines ernsten Staatsmannes, mit der bürgerlichen Gouvernante Magdalena Werner darstellt, so klingt dies antiquiert genug und es scheint kaum möglich, das uralte Thema in eine neue Beleuchtung zu rücken. Denn hier ist von allem, womit die Sturm- und Drangpoesie und jede spätere Tendenzlitteratur dergleichen Vorgänge und Lebenserscheinungen angefaßt hat, überhaupt nicht die Rede. Hier handelt es sich um die tiefe Sehnsucht eines gereiften, noch warm fühlenden Mannes nach wahrem Leben und wirklichem Glück, das ihm der Zufall, die Gunst, oder im Sinne seiner Kreise die Ungunst des Schicksals in der Person der hochherzigen, anmutigen und geistig reifen Magdalena Werner zur Seite und vor Augen gestellt hat. Zwischen den beiden großgesinnten, edlen, füreinander geschaffenen Naturen steht keine äußere Gewalt, kein Machthaber und kein Gesetzeszwang, kein unbesiegliches Hindernis, als das Vorurteil der Gesellschaft, das in Magdalena Werner, wenn sich der sonst ehrenhafte Fürst Robert nicht entbrechen kann, eine Leidenschaft für sie zu fassen, die geborene Maitresse desselben sieht und in dem Augenblick, wo man errät, daß der Fürst selbst andere An-

schauungen hegt, sich mit Energie und allen Mitteln der sogenannten guten Gesellschaft dem Affront in den Weg stellt. Feinfühlig legt indes der Dichter das Haupthindernis der nicht aufzuhaltenden Vereinigung in die Seele des bürgerlichen Mädchens, in den reinen Stolz Magdalenas, der lieber die eigene Neigung unterdrücken, als kokett und undankbar erscheinen will. Die Unwiderstehlichkeit eines tiefen und echten Gefühls siegt über äußere und innere Widerstände, es geschieht, wie die liebenswürdige Prinzessin Agnes fordert: der Fürst wie das bürgerliche Mädchen müssen den Mut haben, sich selber zu genügen und die sociale Lösung einstweilen im Gemüt suchen und finden, bis unsere Vorurteile der besseren Sitte und Gewöhnung weichen. In der Charakteristik der beiden Hauptgestalten, wie des ganzen Kreises, in dem sie leben, in der sinnlichst anschaulichen Darstellung des gesellschaftlichen Gegensatzes, der als solcher unbesieglich und nur durch den einzelnen Fall zu überwinden und zu besiegen ist, legte Bauernfeld eine Meisterschaft an den Tag, die auch dann nichts verliert, wenn man zugiebt, daß er dem neufranzösischen Gesellschaftsdrama einige seiner besten Wirkungen abgelauscht hatte. Daß die früher sehr einfache Handlung bei unserem Lustspieldichter immer reicher und gedrängter ward, erwies auch das Lustspiel „Moderne Jugend“, das man wohl das „wienerischste“ seiner Stücke genannt hat und das schon allein durch die köstliche Gestalt der alten Gräfin Drachstedt, der Kongreßgräfin, die noch immer in den Erinnerungen ihrer weit zurückliegenden Jugend- und Triumphzeit lebt, lebendig erhalten wird.

Das Lustspiel „Moderne Jugend“ blieb das letzte des Dichters, das über die Mehrzahl der deutschen Bühnen ging und sich auf verschiedenen derselben — vor allem doch wieder auf Bauernfelds geliebtem Hofburgtheater — einbürgerte. — Eine im Jahre 1870 geschriebene Komödie mit historischem Hintergrund, „Der Landfrieden“, zu Augsburg 1518 spielend, in der die beliebten Gestalten Kaiser Maximilians I. und seines Kunz von der Rosen einmal wieder auftraten, entbehrte des quellenden Lebens, das die beiden Wiener Gesellschaftsdramen ausgezeichnet hatte; ein in Bauernfelds „Gesammelte Schriften“ aufgenommenes historisches Drama, „Die Prinzessin von Ahlden“, hatte wunderliche Schicksale, über die der Verfasser selbst erzählt: „Dieses Drama, anfangs in Versen, lag bereits unter Laubes Direktion zur Aufführung vor. Ich hatte es später in Prosa umgewandelt und es gedieh unter Baron Münch bis zur Leseprobe. Ich zog es wieder zurück, da mir inzwischen die dramatischen Entwürfe aus dem Schillerschen Nachlaß zur Hand gekommen waren. Dem großen Dichter erschien der Stoff spröde und theatralisch schwer zu behandeln. — Demungeachtet machte ich mich aufs neue darüber her und verlieh dem Drama die vorliegende Gestalt. Die zweite Leseprobe verlief ziemlich glücklich, bis auf die tragische Katastrophe, welche die Schauspieler stutzen machte — wie mich. So zog ich das Schauspiel abermals zurück.“

Es war sicher ein guter Genius, der dem alternden Dichter zuflüsterte, das gewagte und seiner eigensten Begabung fernliegende Schauspiel, das eine düstere Hofkatastrophe verkörpern sollte, den Brettern nicht anzuvertrauen. Für einen Schriftsteller, der sich noch lebensfrisch und geisteskräftig fühlt, bleibt es jedoch ein schwerer Entschluß, auf die gewohnte Thätigkeit und die Mitbewerbung um den Erfolg zu verzichten. Bauernfeld vermochte dies nicht, er fuhr fort, dramatische Versuche zu machen, deren einer, die Tragikomödie „Des Alcibiades Ausgang“ (1882), sogar eine theatralische Niederlage erlitt. Seit dieser Erfahrung beschied er sich, das Glück der Bühne nicht mehr zu „probieren“, er veröffentlichte neben seinen „Gesammelten Schriften“ (Wien, bei Braumüller, in zwölf Bänden) die Bücher „Aus der Mappe des alten Fabulisten“ und einen „No-

Digitized by Google

vellenkranz" (1878), der es freilich zur Genüge erwies, daß ihm auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung keine Meisterschöpfungen beschieden waren. Vermutlich von Haus aus nicht, am wenigsten aber in so später Zeit, wo mit der Frische der Phantasie auch die Fähigkeit erstirbt, das eigenste Gesetz einer besonderen Kunstform zu ergründen.

Wie in diesem Dichterleben vieles, um nicht zu sagen alles, sich anders darstellt als in hundert Lebensläufen, die sich zur Vergleichung herandrängen, so blieb Bauernfeld vor jeder Verkümmerung und Vereinsamung des Alters bewahrt. Trat er nicht mehr in die Öffentlichkeit, so ließ er sich die Künstlerfreude am Entwerfen und gelegentlichen Bilden nicht nehmen. Mußte er nächst seinem Jugend- und Herzensfreunde Moritz von Schwind den größten Teil derer, die mit ihm geschwärmt und gestrebt hatten, vor sich dahin gehen sehen, so entbehrte er weder freundschaftlicher Beziehungen noch eines erfrischenden Verkehrs. Der Alte sah es im Gegenteil gern, wenn man ihn für jünger nahm, als er war, und im Kreise viel Jüngerer als gleichfühlend und gleichberechtigt gelten ließ. In den Häusern und Familien der Kaiserstadt, in denen er seit Jahrzehnten gastlich verkehrte, und in manchen, die sich erst spät den Vorzug erworben hatten, ihn bei sich willkommen zu heißen, wetteiferte man förmlich, dem geistvollen und in wienerischer Weise liebenswürdigen Greise heitere Stunden zu bereiten, ihm seine Wünsche an den Augen abzusehen und, was viel sagen will, gesellschaftlich jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen. Unmittelbar nach Bauernfelds Tode erzählten die Wiener Zeitungen, daß der Lustspieldichter sich allmählich einige der Vorrechte erworben, die Fürst Kaunitz, der Staatskanzler, vor Zeiten genossen hatte. Bei Tischeinladungen bestimmte er nicht bloß die ihm zuträglichen Speisen, sondern auch die ihm angenehmen Mitgäste. Bei seiner Lebenskunst konnte es ihm nicht begegnen, solche Vorrechte je zu mißbrauchen, und so erfreute er sich denn der Verwöhnung eines gefeierten Ausnahmemenschen bis in seine letzten Lebenswochen. Unverkennbar hatten der Ruhm, die bedeutende Vergangenheit Bauernfelds ihren Anteil an diesem allseitigen Bestreben, den Lebensabend des gefeierten Schriftstellers zu schmücken und zu erhellen, in der Hauptsache galt es doch dem Menschen, dem Gesellschafter nach dem Herzen und dem Geschmacke Wiens. In wenigen Fällen hat sich die ganze Liebenswürdigkeit des niederösterreichischen Naturells und der Wiener traditionellen Pietät so rein und dauernd entfaltet als in demjenigen Bauernfelds. Daß zuletzt nach dem am 9. Aug. 1890 erfolgten Tode des Dichters eine prunkvolle, unter Teilnahme von Tausenden stattfindende Beisetzungsfeier der allgemeinen Verehrung und Vorliebe noch einmal sichtbaren Ausdruck gab, gehörte zu allem übrigen.

Die Frage, wie lange Bauernfelds Werke sich auf den Brettern lebendig erhalten können, ist eine Frage nach dem Bestand der Gesellschaft, deren Eigenart, deren geistige Gemeinsamkeit, deren Typen und Originale seine Lustspiele gespiegelt — treu und bestimmt, wenn auch in einzelnen Fällen nicht genügend scharf — gespiegelt haben. Daß er sich einen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur errungen hat, würde der auf Leben und lebendige Wirkung gestellte Dichter nicht allzu hoch angeschlagen haben. Höher schon, daß er den unumgänglichen Vorläufern eines echten Gesellschaftsschauspiels, wenn wir je ein solches erhalten sollten, entschieden hinzugerechnet werden muß. Am höchsten, wenn einige von seinen Erfindungen und Gestalten den Prozeß der Verblassung, der für alle Schöpfungen eintritt, überdauern und auch in ihren matteren Farben noch erfreuende Anziehungs- und Wirkungskraft ausüben sollten.

Digitized by Google



Kairo.

Geschildert
von
Max Jacob.

II.



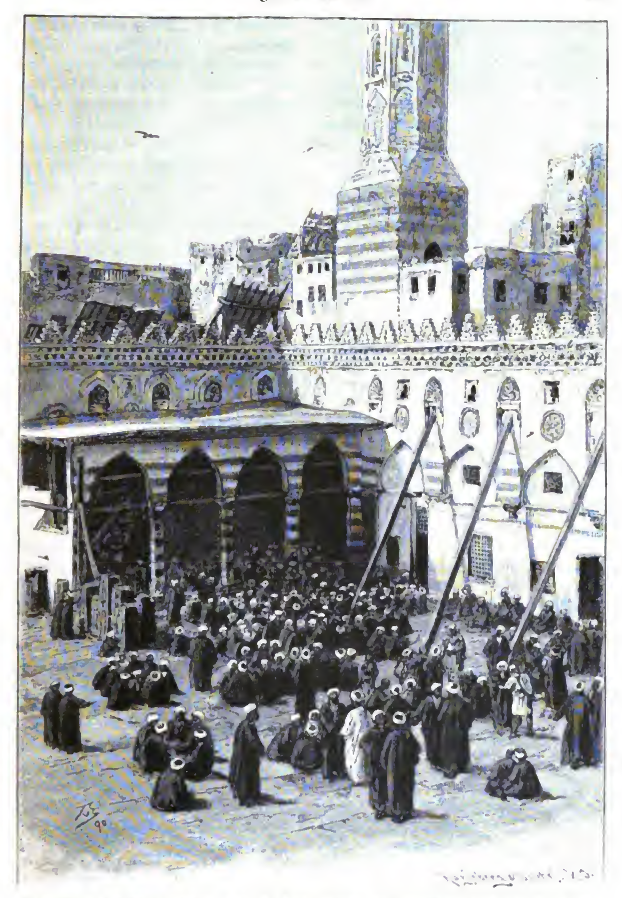
Die Physiognomie von Kairo, sowohl wenn man in den Straßen wandelt, als wenn man die Stadt aus der Umgegend beschaut, ist so wesentlich von den Kuppeln und Minarets, überhaupt von der ganzen Architektur ihrer religiösen Andachtsstätten beeinflußt, daß eine Schilderung unvollständig wäre, welche nicht ausdrücklich der Moscheen und der diesen zugehörigen Bauwerke im Zusammenhange gedächte.

Bädeker nennt einundvierzig Moscheen, (arabisch Gamis), und von diesen will ich, wiewohl sogar außer ihnen noch manche kleinere vorhanden ist, nur die wichtigsten, nach dem Alter geordnet, hervorheben.

Amr, des Kalifen Omar Feldherr, baute nach Eroberung von Unterägypten in der Nähe des von ihm bezwungenen Kastells Babylon 640 n. Chr. die nach ihm benannte Moschee im heutigen Alt-Kairo. Sie ist wiederholt umgebaut und vergrößert. Ihr heutiger Zustand stammt vom Jahre 1400 n. Chr. Um einen quadratischen Hof, in dessen Mitte sich der Brunnen (Hanefiye) befindet, liegt auf der Ostseite der Livân el Gami, bestehend in einer großen Halle mit von sechs Säulenreihen getragener Decke; auf der Westseite, in welcher sich die Eingänge befinden, eine einreihige und auf der Nord- und Südseite je eine dreireihige Säulenhalle. Die 366 Säulen sind sämtlich von Marmor, aber von verschiedenen älteren Bauwerken zusammengeholt, daher völlig ungleich. Auch die Bogen, deren Widerlager sie bilden, sind verschieden: Rund-, Spitz- und Hufeisenbogen. Trotz dieser Ungleichmäßigkeiten in den Details besitzt doch das Ganze Harmonie und zeigen namentlich im Livân die Durchblicke durch diesen Wald von schlanken Säulen und Bogen schöne Perspektiven.

Im Gegensatz zu Amr befindet sich die mehr als tausend Jahre alte, einen Kilometer westlich der Citadelle gelegene Tulun-Moschee (erbaut 879 vom Sultan Achmed ibn Tulun) noch im ursprünglichen Zustande, da mit dem gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erfolgten Wiederherstellungsbau keinerlei Änderung verknüpft war. Auch bei ihr liegen um einen quadratischen offenen Hof (Sahn), in dessen Mitte die Hanefiye sich befindet, Hallen, im Osten der Livân mit fünf, auf den drei anderen Seiten mit je zwei Reihen gemauerter Pfeiler, auf welche sich die das Deckengebälk tragenden Spitzbogen auflegen. Wahrscheinlich ist dieses die älteste Anwendung des Spitzbogens in der Baukunst, welche erst später in Sicilien und hierauf auf dem europäischen Festlande Nachahmung fand. Die

Digitized by Google



Unterricht moslimischer Studenten in der El-Azhar-Moschee, der vornehmsten Universität des Islam.

Gesamtgrundfläche hat ungefähr die gleiche Größe wie bei Amr.

Das Gebäude, namentlich die aus Palmenstämmen und Sykomorenbrettern gefertigte Decke, ist sehr baufällig, aber auch in diesem Zustande noch schön in den Perspektiven. Im einzelnen verdient der Mambar (Kanzel) als Meisterwerk

Digitized by Google

der Holzschnitzerei hervorgehoben zu werden, sowie das Minaret mit seinen außerhalb herumgewundenen Treppengängen.

Auch die hundert Jahre später erbaute El-Azhar-Moschee, welche am östlichen Ende des uns von dem ersten Straßenritt her bekannten Bazars der Buchhändler belegen ist, gleicht in ihrer Anlage im allgemeinen den beiden soeben beschriebenen. Da jedoch das Gebäude schon seit 990 n. Chr. als Hochschule und erste Lehranstalt der moslimischen Welt dient, so wurden die vier den Hof umschließenden Schiffe später nach innen zu vergrößert und durch Wände geschlossen. Architektonisch Bedeutendes findet sich an dem Gebäude nicht, aber mit Rücksicht auf seine vorgenannte besondere Bestimmung widmeten wir demselben einen Besuch.

Eine durch das Konsulat vom Wakf-(Kultus-)Ministerium erwirkte Erlaubniskarte verschaffte uns den Eintritt. Man führte uns in den großen mit Steinfliesen belegten Hof, in welchem viele Hunderte von jungen Leuten in voneinander getrennten Gruppen auf dem Boden herumhockten. In einigen Gruppen beschäftigten die Studierenden sich selbst, teils für sich lesend, teils laut das Gelesene hersagend. Andere Gruppen waren eine jede um einen Schech (Lehrer, Professor) versammelt, der vorlas oder vortrug, während seine Zuhörer nachschrieben. Das einzige Mobiliar, dessen sie sich bedienten, waren niedrige Pulte, welche Lehrer wie Schüler einzeln vor sich stehen hatten, zum Niederlegen ihrer Bücher.

Auch mittels Frage und Antwort wurde in einigen Gruppen unterrichtet. Der Hof ist zwar groß und unbedeckt, dennoch konnte es bei dieser gemeinschaftlichen Benutzung nicht anders sein, als daß, nach unserem Dafürhalten, ein Mordspektakel herrschte, so daß es uns unbegreiflich schien, wie da ein Unterricht überhaupt möglich war.

Unter den umgebenden Säulenhallen auf drei Seiten des Hofes sind auch gesonderte, voneinander durch Wände getrennte Unterrichtsräume hergerichtet, während in dem auf der vierten Seite belegenen eigentlichen Moschee-Inneren (Livân) gleichfalls gemeinsame Benutzung stattfand. Indes wurde dieser große Raum mehr für das Gebet und das Selbststudium als für laute Vorträge und Lernübungen benutzt. Es ging daher ungeachtet der Überdeckung des Raumes hier weniger geräuschvoll als außerhalb zu.

Eine Empfindung des Unbehagens, wegen der verursachten Störung hundert Augen in frommem Zorn auf uns gerichtet zu sehen, beschleunigte unsere Wanderung durch die Unterrichtsräume und machte genaues Beobachten schwierig.

Sieben- bis zehntausend Studierende aus allen Teilen des türkischen Reiches, überhaupt aus allen Ländern, welche Bekenner des Islam bewohnen, besuchen Jahr für Jahr diese Anstalt, die erste Pflanzstätte des mohammedanischen Fanatismus. Bei der ausschließlich theologischen Grundlage aller heutigen mohammedanischen Wissenschaft kann diese Universität aber in keiner Weise mit den unserigen in Vergleich gestellt werden.

Lehrsprache ist nur Arabisch. Eingeleitet wird das Studium daher mit einem grammatikalischen Kursus, besonders bei denjenigen Schülern, deren Muttersprache eine andere ist. Demnächst studiert der Schüler die Religionswissenschaft und endlich die Rechtswissenschaft, beides auf der Grundlage des Koran. Als Nebenfächer werden noch betrieben: Logik, Verslehre, Rhetorik und Koranlesen.

Dagegen sind die medizinischen und mathematischen Wissenschaften, in welchen die Araber im Mittelalter so Bedeutendes leisteten, gänzlich vom Lehrplan verschwunden.

Nach der El-Azhar-Moschee folgen dem Alter nach die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert nebeneinander erbauten, bereits beschriebenen Moscheen auf dem Suk en Nahhasin.

Die gleichalterige von Sultan Hassan erbaute Moschee am Hassan-Platze nahe nordwestlich der Citadelle gehört zu den Meisterwerken der arabischen Baukunst.

Digitized by Google

Die Teile derselben ordnen sich um den beinahe quadratischen Sahn el Gami. In denselben liegen zwei schöne Brunnen: in der Mitte die Meda für die Waschungen der Ägypter, daneben die Hanefiye für die Türken. An die Seiten, jedoch nicht an deren ganze Länge, sind angesetzt: gegen Osten der Livân mit Kibla, Mambar, Kursi und Dikke, nach den anderen Seiten hin offene Gebetssäle von geringerer Größe, alle vier Räume in riesigen Spitzbogen mit Tonnen überwölbt, welche sich nach dem Hofe hin öffnen und von dort einen imposanten Anblick gewähren. Die Grundfläche des Hofes und dieser vier Räume bildet somit ein regelmäßiges Kreuz, in dessen längstem Arme der Livân liegt. An die Ostseite des Livân stößt das mit mächtiger Kuppel überwölbte Mausoleum des Erbauers. Leider sind die Stalaktitensimse in den Ecken unter der Kuppel stark verfallen, lassen aber dennoch die ehemalige Schönheit noch heut erkennen.

Der in den Winkeln zwischen den Kreuzarmen und in einem nordwestlichen Anbau vorhandene Raum des Grundrisses ist ausgenützt für Schulen, Brunnen, gewisse Orte, die in keiner Moschee fehlen, Verwaltungsräume und Zugänge.

Äußerlich zeigt das von einem weit ausladenden Stalaktitengesims gekrönte Gebäude eine massenhafte, wenig gegliederte Form. Unterbrechung gewähren nur hohe schmale Nischen, in welchen die Fenster zu mehreren übereinander liegen, und neben der Nordecke eine riesige, mit einem schönen Stalaktitengewölbe überdeckte Nische, in welcher sich der Haupteingang befindet.

Den großen Abmessungen des Gebäudes entsprach die Höhe der Minarets, von denen das eine durch ein Erdbeben einstürzte, das andere aber mit seinen drei Galerien bei 86 Metern Höhe noch heute das höchste in Kairo ist.

Von den um das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert erbauten Moscheen der Mameluckensultane el Muayad und el Ghuri ist die erste im Grundriß der Amr-Moschee nachgebildet, wendet der Straße (Sukkariye) ein schönes Portal mit Bronzethür zu und ist mit drei Minarets geziert; die zweite bildet mit dem ihr zugehörigen gegenüberliegenden Schul- und Trinkbrunnengebäude (Medrese und Sebil) nach dem vor kurzem durch den deutschen Architekten Franz-Pascha erfolgten Wiederherstellungsbau eine wirkungsvolle Zierde der Ghuriye-Straße.

Noch sind die beiden Moscheen el Hassanen und es Zeyide Zenab hervorzuheben, von denen die erstere in der Nähe des Chan el Challili am Ende des vorigen Jahrhunderts zum Andenken an Hassan und Hussen, die als Märtyrer verehrten Enkel des Propheten, und die andere in der Nähe der Alt-Kairo zugewendeten Südgrenze der Stadt am Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts zu Ehren von Mohammeds Enkelin Zeyide Zenab erbaut ist. Sie zeichnen sich weniger durch besondere architektonische Schönheit als durch sorgfältige bauliche Instandhaltung und saubere Ausstattung aus. In letzterer Hinsicht stehen sie in gleicher Linie mit der Mehemed-Ali-Moschee und in vorteilhaftem Gegensatz zu dem verwahrlosten, schmutzigen, ruinenhaften Zustande fast aller übrigen Moscheen Kairos. Die oben beschriebene Mehemed-Ali-Moschee, die jüngste der bedeutenderen Moscheen Kairos, wurde erst im Jahre 1857 vollendet. Sie ist in Kairo der einzige Repräsentant jenes Baustils der großen Konstantinopler Moscheen, welcher in Nachahmung der Hagia Sophia Kaiser Justinians aus dem byzantinischen Kirchenbaustil herausgewachsen ist.

Zuletzt sei noch einer kleinen Moschee gedacht, weil in derselben die sogenannten heulenden Derwische ihre seltsame Ceremonie, Zikr genannt, abzuhalten pflegen. Sie gehört zum großen Hospital Kasr el Ain und liegt wie dieses am Fum el Chalig, d. i. an der von der großen Nilbrücke auf dem rechten Ufer nach Alt-Kairo führenden Straße, deren näher der Brücke gelegener Teil Boulevard Kasr Ali heißt.

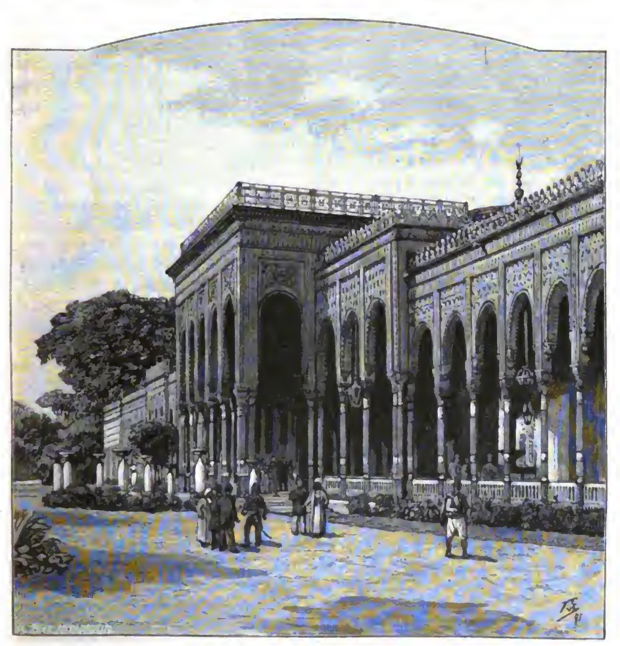
Digitized by Google

Wir erhielten mit sechzig bis siebzig anderen Zuschauern, Europäern und Moslims, in der kleinen Moschee Plätze rings an den Wänden angewiesen. In der Mitte des Raumes stellten sich die Derwische, fünfzehn bis zwanzig, im Halbkreise auf, ihnen gegenüber ihr Schech und neben ihm zwei Spielleute mit klarinetteartigen Blasinstrumenten. Der Schech stimmt singend, begleitet von den Spielleuten, ein Gebet an; nach dem Takte der eigentümlichen Musik beugen oder vielmehr werfen die Derwische ihren Oberkörper nach links, dann nach rechts, stets mit einem Ruck und stets dabei einen dumpfen Ton „Hu", d. i. „Er",

Die Sultan-Hassan-Moschee.

Digitized by Google

nämlich Allah, ausstoßend; zunächst alles mit Maß, so daß man denkt, das ist zwar eigentümlich, aber nicht erstaunlich. Als diese Einleitung etwa fünf Minuten gedauert hatte, Pause. Der Schech und die Spielleute beginnen ihre Musik von neuem, aber schon von vornherein lauter und mit größerem Nachdruck. Die Derwische geben entsprechend auch ihren Bewegungen eine größere Heftigkeit, die sich vermehrt, als die Musik schneller und lauter wird; dabei stoßen sie jetzt mit lauter Stimme unaufhörlich das „la illaha ill' allah" aus. Immer crescendo der Gesang des Schech, immer wilder das Werfen der Körper, nach rechts, nach links, nach vorwärts, nach rückwärts; das Haar der Leute, welches einige unter ihnen — sicherlich um größeren Eindruck zu machen — lang wachsen ließen, fliegt wild um ihre Köpfe, schon wird das „la



Kiosk im Park des vicekoniglichen Schlosses Gezireh.

illaha ill' allah" mehr gelallt als gesprochen, bald verschwimmt es wieder in das „Hu, Hu".

Nun fängt die Scene an, auf die Zuschauer zu wirken, zwei oder drei der Gläubigen unter denselben werden unwiderstehlich von der Verzückung der Derwische ergriffen, treten in die Reihe derselben und schließen sich ihren Be-

Digitized by Google

wegungen an; einigen europäischen Damen aber wird unbehaglich, sie wollen das Lokal verlassen. Doch das ist schwierig, ohne Störung zu verursachen. Man denkt auch: das können ja die Leute unmöglich noch lange aushalten. Aber die Ekstase wächst, immer heftiger werfen sie die Körper, immer keuchender röcheln sie ihr „Hu“. Wohl läßt das Allegro im Liede des Vorsängers einmal nach und mit ihm die Verzückung der Derwische, aber nur, um gleich darauf sich um so höher zu steigern. Längst perlt der Schweiß in großen Tropfen von den Stirnen und dringt durch den Stoff der Kaftane, hier und dort taumelt ein Derwisch von seinem Platz nach der Mitte des Kreises, aber der Schech führt ihn sanft zurück, wohin er gehört. Endlich bricht ein junger Neger, anscheinend der Kräftigste von allen, zusammen, Schaum steht ihm auf den Lippen, die Glieder schlagen herum, der Körper rollt am Boden hierhin und dorthin. Nun sind die meisten Europäerinnen nicht mehr zu halten und drängen nach der Thür, dabei auch meine Frau. Ein englisches Fräulein, welches sich uns angeschlossen hatte, ruft ihr zwar zu: „Das thut ja nichts, die anderen Derwische machen's noch nicht genug,“ aber meine Gattin war befriedigt, und ich führte sie ins Freie.

Übrigens hatten die Derwische selbst genug; denn ich sah, als ich noch einmal in die Moschee blickte, daß einer nach dem anderen vor den Schech hintrat, der, jedes einzelnen Hand erfassend, ihn voll Rührung in Blick und Gebärde mit segnenden Worten entließ. Und alle diese Leute verließen die Stätte mit dem Ausdruck der Überzeugung in ihren Mienen, daß sie ein Allah wohlgefälliges Werk verrichtet.

Eine andere Derwisch-Sekte, die tanzende, führt die Verzückung durch unaufhörliche Drehung um die Achse des Körpers herbei. Auch zu ihren Zikrs hat das Publikum Zutritt. Wir waren aber mit der einen Probe von islamitischem Fanatismus und Mysticismus zufriedengestellt.

Neben den Moscheen ist nun noch eine Gattung von Gebäuden zu nennen, welche oft mit ihnen verbunden, oft als ihnen zugehörig in ihrer Nähe erbaut, häufig aber auch getrennt von ihnen als selbständige Anlage sich vorfinden.

Es sind dies die Sebils oder Trinkbrunnengebäude, welche meistens mit einer Medrese oder Schule vereinigt sind. Namentlich die letztere Bestimmung charakterisiert dieselben als Kultusgebäude, da ja aller Volksunterricht sich zum bei weitem größten Teil auf das Koranlesen erstreckt.

Meistens liegt unter diesen Gebäuden eine Cisterne, welche zur Überschwemmungszeit mit Nilwasser gefüllt wird; der Fußboden des Sebil-Innenraumes liegt einige Stufen über Straßenhöhe. Die Medrese besteht in einer Halle über dem Sebil, und das Ganze ist mit einem kioskartig vorspringenden, darum Schatten spendenden Dache eingedeckt. Die Umfassungswände sind meist aus Marmor in reicher Bearbeitung erbaut, mit bronzevergitterten Fenstern, zu denen man auf marmornen Stufen ansteigt, um an der Verteilung des Wassers, zu welcher im Sommer starker Zudrang herrscht, teilzunehmen.

Baumeister und Bildhauer wetteifern, an diesen Gebäuden in hervorragender Weise orientalische Kunst zu bethätigen. Ein besonders schöner Sebil wurde erwähnt bei der El-Ghuri-Moschee, ein anderer, der Sebil der Sitte Kebir oder großen Frau, d. h. der Mutter des Khedive, liegt auf der vom Ezbekiehplatze nach dem Alexandria-Bahnhofe führenden Straße Kantarat ed Dikke.

* * *

Begeben wir uns von der Nordostecke des Ezbekiehplatzes durch die stark belebte Straße Kantarat ed Dikke nordwärts, so sehen wir zu unserer Rechten eine Reihe hoher, stattlicher, in reinstem maurischem Stile erbauter Häuser mit Arkaden im Erdgeschoß, unter welchen

Digitized by Google

in eleganten Magazinen orientalische Waren, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Metallwaren, Teppiche, Stickereien, Seidenstoffe u. s. w. feilgeboten werden. Von den gegenüber liegenden Häusern fällt Shepheards Hotel, jetzt in deutschem Besitz, durch seine hübsche Terrasse vor der Front, wenn auch nicht durch schöne Architektur, ins Auge. Dann passieren wir rechts den schönen Sebil der Sitte Kebir. Endlich gelangen wir an den Faghalla-Platz am Ismailia-Kanal. Dieser Kanal zweigt einen halben Kilometer unterhalb der großen Nilbrücke aus dem Strome ab und führt in nordöstlicher Richtung über das noch wenig bebaute Gelände zwischen Kairo und Bulak an den Faghallaplatz und dann weiter. Von diesem Platze gelangt man auf der Brücke Kantarat el Lemûn über den Kanal, vorüber an dem dicht am linken Kanalufer nahe unterhalb der Brücke belegenen Alexandria-Bahnhofe nach der breiten Schubra-Allee.

Diese ist die älteste der in der Umgebung von Kairo vorhandenen Baumalleen. Auf beiden Seiten mit großen Sykomoren und Lebbachbäumen eingefaßt, führt sie nach dem fünfeinhalb Kilometer entfernten, von Mehemed Ali angelegten und von seinem Sohne Halim Pascha umgebauten und vergrößerten Lustschloß Schubra mit Garten am Nil. Den Zutritt verschaffte uns eine Erlaubniskarte der viceköniglichen Schloßverwaltung. Gebäude und Garten sind größtenteils im Rokokogeschmack angelegt, aber nicht unterhalten. Am wirkungsvollsten ist ein um ein großes Marmor-Bassin herum angelegtes Gartenschloß, namentlich die das Bassin unmittelbar umgebenden Galerien und Kioske, deren Fußböden und Säulen gleichfalls aus Marmor bestehen, während die Decken in Holz konstruiert sind. Marmorne Wasserspeier — Löwen und Krokodile — speien längst nicht mehr, das Wasser im Bassin ist ohne Bewegung, und in den Prachtgemächern des Schlosses sind die Teppiche verschwunden, die schwerseidenen Stoffe der Vorhänge, Diwans und Sessel modern und hängen in Fetzen, und der herumführende Gärtner reißt Stücke los, um sie den Fremden als Reiseandenken anzubieten.

So gewährt der Ausblick von der Gartenterrasse auf den Nil ein erquickenderes Bild als der Zerfall in den Gebäuden und die mangelnde Sorgfalt in den Gartenanlagen.

Im erfreulichen Gegensatz hierzu steht eine Privatvilla, Ciccolani, nahe der Straße, deren Park und Aussichtsturm wir auf dem Rückwege besichtigten. Die Anlage ist nicht groß, bekundet aber Geschmack und ist gut in Ordnung gehalten. Sie enthält in geschickter Gruppierung die verschiedenartigsten Blumen und Bäume, besonders Palmen, und bietet von dem Turm eine wunderhübsche Aussicht auf Kairo, den Nil und das Fruchtland der Deltaspitze, auch auf das nur drei Kilometer entfernte Feld der sogenannten Schlacht bei den Pyramiden am 21. Juli 1798 beim Dorfe Embabe am gegenüberliegenden Stromufer.

Die Schubra-Allee ist heute nicht mehr wie noch vor einem Dutzend Jahren an den Nachmittagen der Schauplatz für die Spazierfahrten der vornehmen Welt von Kairo. Die Alleebäume sind nicht mehr jung, ihre Stämme sind mächtig, und die Verästung beginnt erst in ziemlicher Höhe über der Erde. Die dichtbelaubten Kronen bieten daher bei der nahezu in den Meridian fallenden Richtung der Straße Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen wohl um Mittag und die benachbarten Stunden, aber nicht am späteren Nachmittag, d. h. um die übliche Korsozeit. Dieser Umstand mag mitgewirkt haben, daß gegenwärtig nicht mehr die Schubra-Allee, sondern die jüngeren gleichfalls sehr ausgedehnten Anlagen auf der Nilinsel Gezireh täglich, besonders aber Freitags und Sonntags, an den Nachmittagen der Tummelplatz der mohammedanischen wie der christlichen eleganten Welt zu Pferd und im Wagen ist.

Dort sucht und findet der hohe Beamte, der Pascha, der Effendi, der Diplomat,

Digitized by Google

der Handelsherr seine Erholung in frischer Luft; dort sieht man auch Wagen mit vornehmen nach türkischer Art, d. h. viel leichter und durchsichtiger als die ägyptischen Frauen, verschleierten Haremsdamen in Begleitung ihrer Eunuchen, dort pflegt auch der Khedive mit Gefolge und Eskorte zuweilen eine Spazierfahrt zu unternehmen.

Dort liegt auch am Nil, gegenüber von Bulak, Gezireh, eines der Schlösser des Khedive. Eine Erlaubniskarte verschaffte uns hier, wie in Schubra, den Zutritt. Vom Khedive Ismael 1863 bis 1868 erbaut, diente es 1869 bei Eröffnung des Suezkanals zur Beherbergung der gekrönten Häupter und Prinzen, welche bei dieser Gelegenheit Gäste des Khedive waren. Äußerlich einfach, enthält es ein wundervoll in Marmor ausgeführtes Treppenhaus, Prachtsäle und Zimmer des Vicekönigs. Für den Empfang der Kaiserin Eugenie von Frankreich war eine Reihe von Sälen und Zimmern des oberen Stockwerkes mit blauem Atlas ausgeschlagen und mit prachtvoller Einrichtung versehen. Im Gegensatz hierzu steht die eigentümliche Einrichtung des Badezimmers der Kaiserin, alles in weißem Rubberstoff: Wandbekleidung, Fenster- und Thürvorhänge, Diwans, Sessel, selbst die Spiegelrahmen — ganz absonderlich, aber in geschmackvollen Formen. Eine andere Zimmerreihe, aber mit geringerem Luxus, war für die Prinzeß von Wales eingerichtet.

Der dem Schlosse nahegelegene Teil des geschmackvoll angelegten Parkes ist gut im Stande gehalten. In demselben befindet sich eines der schönsten in Ägypten vorhandenen Gebäude maurischen Stiles, der nach Motiven von der Alhambra erbaute Kiosk mit Empfangsräumen und Privatgemächern des Vicekönigs. Das dem Kiosk gegenüberliegende Haremsgebäude ist nicht zugänglich.

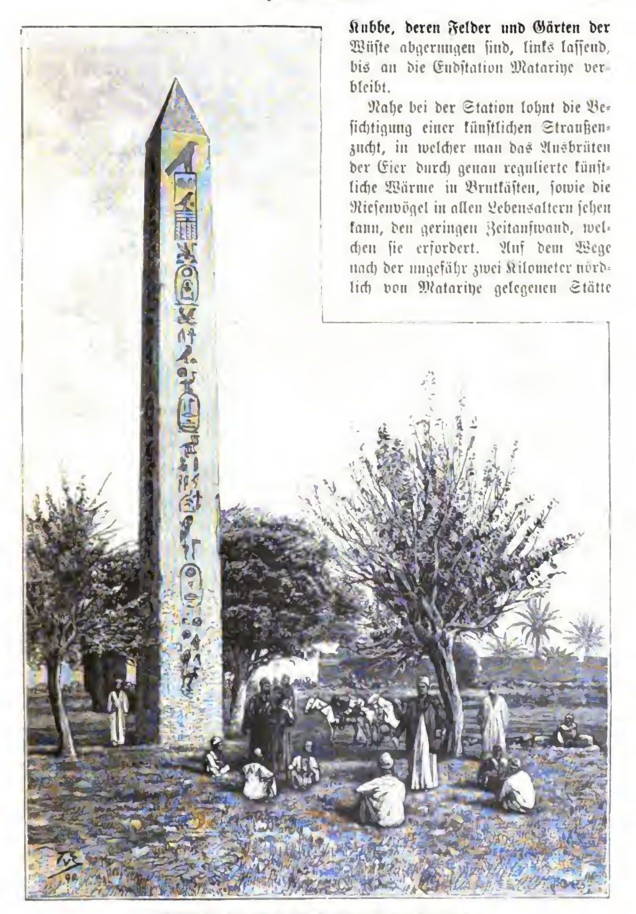
Erbauender Architekt des Ganzen war Franz-Pascha, ein Deutscher; die architektonischen Details, besonders die im maurischen Stil gehaltenen, sind zum Teile in Eisenguß ausgeführt, welcher von der Gießerei Lauchhammer in der Lausitz geliefert wurde, die Marmorarbeiten sind in Carrara, die Tischlerarbeiten in Wien, die Seidenstoffe in Lyon, die Möbeln in Paris, Berlin und in der berühmten Werkstatt für Holzschnitzereien von Parvis in Kairo gefertigt.

Ich bemerke gleich hier, daß der Zugang zu dieser Werkstatt etwas versteckt auf dem Platze Atab el Kadra liegt, links bevor man vom Ezbekiehgarten kommend die Muski betritt. Jedem Kunstliebhaber muß geraten werden, einen Besuch daselbst nicht zu versäumen. Die reichhaltigen Magazine fertiger Gegenstände werden von dem Besitzer, einem Künstler italienischer Nationalität, auch dem Besucher, der keine Einkäufe beabsichtigt, mit Bereitwilligkeit geöffnet. Die Motive für die Schnitzarbeiten sind hauptsächlich der altägyptischen und der arabischen (maurischen) Baukunst, aber auch anderen, neueren Kunstepochen entnommen.

* *
*

Nahe unterhalb der Lemûnbrücke beim Faghalla-Platz befindet sich dicht am rechten Ufer des Ismailia-Kanals die Abgangsstation für eine kurze, nach dem viceköniglichen Lustschloß Kubbe und dem Dorfe Matariye führende Eisenbahn. In der Nähe dieses Dorfes liegt die Stätte, auf welcher einst das durch den Sonnenkultus berühmte Heliopolis gestanden hat. Dieselbe zu besuchen, benutzten wir einen nachmittags dorthin abgehenden Bahnzug. Die neun bis zehn Kilometer lange Bahn führt zuerst durch üppige Felder und Gärten, dann weiter an der Abbasiye, dieser nordöstlich von Kairo in zwei bis drei Kilometern Entfernung von der Stadtmauer gelegenen, von Abbas Pascha, Mehemed Alis Enkel und Nachfolger, auf Wüstenland gegründeten Vorstadt, vorüber, deren große Kasernen und Sternwarte ins Auge fallen, ebenso wie das Palais von Ismael Paschas Mutter. Die Bahn passiert die Nordspitze dieses Ortes

Digitized by Google



Kubbe, deren Felder und Gärten der Wüste abgerungen sind, links lassend, bis an die Endstation Matarîye verbleibt.

Nahe bei der Station lohnt die Besichtigung einer künstlichen Straußenzucht, in welcher man das Ausbrüten der Eier durch genau regulierte künstliche Wärme in Brutkästen, sowie die Riesenvögel in allen Lebensaltern sehen kann, den geringen Zeitaufwand, welchen sie erfordert. Auf dem Wege nach der ungefähr zwei Kilometer nördlich von Matarîye gelegenen Stätte

Obelisk auf der Stätte des Ra-Tempels von Heliopolis.

und überschreitet dann rechts ausbiegend die Grenze zwischen Fruchtland und Wüste, in deren Nähe sie, Dorf und Schloß

von Heliopolis kommt man bei dem Grundstück vorüber, auf welchem der heute der Kaiserin Eugenie gehörige sogenannte

Digitized by Google

Marienbaum — er wurde ihr 1869 vom Khedive Ismael geschenkt — gezeigt wird. Derselbe ist eine 1672 gepflanzte große Sykomore, der Nachfolger eines 1665 an derselben Stelle abgestorbenen Baumes derselben Art, in dessen Schatten nach der Legende die Mutter Jesu mit ihrem Kinde bei der Flucht nach Ägypten geruht haben soll.

In einer Viertelstunde gelangt man von dort nach dem Obelisken, dem einzigen Überbleibsel des Sonnentempels von Heliopolis und, abgesehen von einigen Mauerresten, von dieser Stadt überhaupt. Der altägyptische Name der letzteren war An, oder in der Bibel, wo er mehrere Male erwähnt wird, On. Denn die Stadt gehörte noch mit zu Gosen und hatte auch nach dem Auszuge noch zahlreiche Semiten zu Bewohnern. In ihr blühte vorzugsweise der Kultus des Ra, des Sonnengottes, also des griechischen Helios, daher der griechische Name der Stadt. Seit der frühesten Zeit war hier ein Tempel des Ra, nächst dem Ptah-Tempel von Memphis das vornehmste Heiligtum Unterägyptens. Derselbe wurde von Amenemha I. der zwölften Dynastie erneuert und von späteren Königen, namentlich denjenigen der achtzehnten und neunzehnten Dynastie, erweitert und verschönert. Der heute noch vorhandene Obelisk wurde, wie dessen Inschrift besagt, von Amenemhas Sohne Usertesen I. errichtet. Er ist der älteste aller bekannten Obelisken, 20¾ Meter hoch, steckt aber infolge der Schlammablagerungen des Nil tief in der Erde. Sein Zwillingsbruder stürzte nach mohammedanischen Berichten erst im zwölften Jahrhundert n. Chr., überhaupt waren bis tief in die islamitische Zeit hinein viele sehenswerte Reste von Heliopolis vorhanden. Es war einst voll von Obelisken, als Sinnbildern der Sonnenstrahlen. Von hier stammen die meisten der zahlreichen über die Erde verstreuten Denkmale dieser Gattung. Im Altertum war Heliopolis überdies berühmt durch die mit dem Sonnentempel verbundene, auch von Fremden, besonders von Griechen, besuchte Gelehrtenschule. Auch Plato und Eudoxos sind hier gewesen, Strabo (24 n. Chr.) sah noch die Häuser, in welchen sie gewohnt hatten.

Die Rückfahrt nach Kairo machten wir in einem Eisenbahn-Salonwagen, dessen eine abgeteilte Hälfte für die Kinder des Khedive reserviert war. Die sehr hübschen Kleinen fuhren mit ihren französischen Erzieherinnen. Es war uns von Interesse, bei diesem Blick in die Kinderstube eines mohammedanischen Herrschers feststellen zu können, daß dieselbe sich in nichts von derjenigen vornehmer Europäer unterschied.

Bekanntlich lebt der Khedive auch in Einzelehe. Seine Gemahlin ist Prinzessin Emineh, eine Verwandte. Natürlich würde es aber mit dem Koran im Widerspruch stehen, wenn die Vorliebe des hohen Paares für abendländische Sitte sich auch bei dem Verhalten der Vicekönigin gegenüber der Außenwelt, d. h. außerhalb des Harems, geltend machen würde. Der Khedive muß daher bei allen Empfängen und Festlichkeiten selbst die Honneurs machen. Dennoch weiß man, daß seine Gemahlin eine kluge und liebenswürdige Dame ist, einen sehr großen Einfluß auf den Gemahl besitzt, und daß letzterer noch keine Neigung zeigt, von seinen Rechten, weitere Gattinnen oder Nebenfrauen zu nehmen, Gebrauch zu machen.

Ich war aber beim Betrachten des weiblichen Personals in der Kinderstube nicht im stande, mich des Gedankens zu erwehren, dasselbe sei von der Khediva mit sehr großer Vorsicht derartig ausgewählt, daß beim Hausherrn kein Wohlgefallen an dessen äußerer Schönheit aufkommen konnte.

* * *

Es galt einen Ritt in die arabische Wüste, nach dem sogenanten versteinerten Walde. Auf zwei strammen Eseln trabten wir durch die Bazarstraße Suk en Nahhâsin an den mehrerwähnten drei

Digitized by Google

schönen Moscheenfassaden vorüber bis an das Ende der Straße am Bab el Futûh oder Siegesthor. Bevor man dieses passiert, liegt rechts unmittelbar an der Stadtmauer der Platz, auf welchem einst die große Hakim-Moschee — gegründet 1003 n. Chr. vom Fatimidensultan Hakim — gestanden. Noch unlängst Ruine, ist ein Teil ihres Livân heute als Museum für Gegenstände der arabisch-moslimischen Kunst eingerichtet. Ein durch Vermittelung des Konsulats erworbener Erlaubnisschein ermöglichte uns den Eintritt. Die Besichtigung erforderte nicht viele Zeit, denn noch ist die Sammlung wenig reichhaltig. Sie enthält hauptsächlich Holzschnitzereien von Mambars, Kursis, Thüren, Thore, Maschrebiyen; ferner Lampen, Glasfenster 2c., fast alles aus verfallenden Moscheen gerettet.

Nun weiter durch das Bab el Futûh und außen rechts an der alten Stadtmauer entlang, vorüber am Bab en Nasr oder Thor der Hilfe (Gottes). Beide Thore sind bemerkenswert durch schönen soliden Quaderbau und die dem fortifikatorischen und architektonischen Standpunkte ihrer Erbauungszeit (elftes bis zwölftes Jahrhundert) entsprechende Zinnenarchitektur.

Wir kommen nun unmittelbar in die Wüste und reiten am nördlichen Ende des langgestreckten Windmühlenhügels, hierauf an den Kalifengräbern vorüber, beide rechts lassend. Dann geht es, der Wegespur folgend, in östlicher Richtung in eine breite flache Thalsenkung hinein, welche rechts vom Nordabfall des Mokattamgebirges und links von dem durch die dunkelbraune Färbung seiner Felsen sich auszeichnenden Gebel el Ahmar begrenzt wird. Heiß strahlt die Sonne, kein schattenspendender Gegenstand ist im weiten Umkreise sichtbar, aber wir atmen eine erquickende Luft von herrlicher Reinheit.

Der mäßig ansteigende Weg wendet sich nach Südost, und nach einer halben Stunde Reitens von der Stadt ist Einsamkeit, die Öde der Wüste, rings um uns her. Aber doch verschieden ist diese Wüste von derjenigen, deren Bekanntschaft wir auf der Nilreise, bei Theben, gemacht. Dort, im Bibân el Melûk, oder Thal der Königsgräber, nichts als Fels und Trümmergestein, keine Spur von Pflanzenwuchs, hier die Sandwüste, wie wir sie uns gewöhnlich vorstellen, aber nicht ohne alle Vegetation. Hier und da sprossen aus der Sandfläche stachelige und behaarte, hartblätterige Pflanzen verschiedener Species von unbestimmter, meist grauer, brauner, selten grünlicher Farbe. Freilich sind sie meistens hart und saftarm, aber Wasser gehört zu jedem Pflanzenwuchs, und da Regen höchst selten vorkommt, so beweist diese Wüstenvegetation, daß schon der Nachttau hinreicht, pflanzliches Dasein zu ermöglichen.

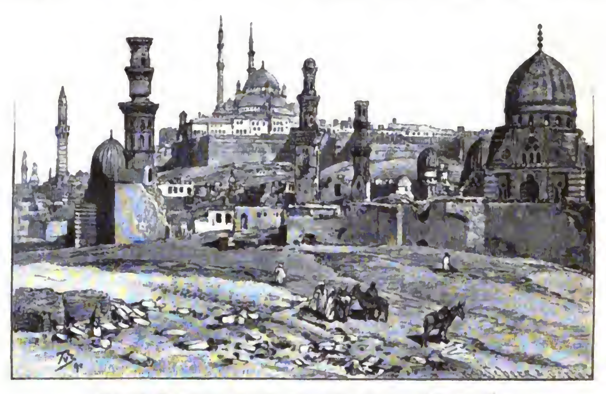
Der Weg führte allmählich rechts dicht an den felsigen Abhang des Mokattam heran, und nach einer Stunde Reitens vom Bab en Nasr teilte sich der Abhang und öffnete den Zugang in eine schmale felsige Schlucht. Die Hauptwegerichtung verlassend, ritten wir hier hinein, gelangten nach einer halben Stunde auf unebenem, steinigem und gewundenem Wege in einen von schroffen, dreißig bis vierzig Meter hohen Felsen eingeschlossenen Kessel und sahen zu unserer Rechten eine Herde von vierzig bis fünfzig Ziegen, Schafen und Eseln. Zwei Beduinenweiber, ärmlich aber malerisch gekleidet und mit Metallschmuck an Ohren, Hals, Armen und Fußgelenken behangen, waren mit ihren Knaben beschäftigt, die Tiere zu tränken, indem sie Wasser aus einem cisternenartigen Behälter auf dem Grunde einer Spalte unter den überhängenden Felsen des Kesselrandes schöpften.

Alljährlich sammelt sich an dieser Stelle, welche den durch keinerlei historische Beziehung begründeten Namen Aïn Musa (Mosesquelle) führt, in der kühleren Jahreszeit einiges Wasser. Wir nahmen im Schatten der Felsen unser Frühstück, mit Interesse das Nomadenbild vor unseren Augen betrachtend. Die genügsamen Tiere suchten und fanden ihr Futter. Denn

Digitized by Google

schon die geringe Feuchtigkeit an dieser Stelle ist ausreichend, die ärmliche Wüstenvegetation zu größerer Entfaltung zu bringen.

auf der Hochfläche, auf welcher wir uns befanden, bereits in vollster Schärfe hervor, schärfer noch als unten in der Thalmulde, durch die wir gekommen. Die



Mehemed-Ali-Moschee, Citadelle, Mameluckengräber von Süden gesehen.

Nach dem Eingange der Schlucht zurückgekehrt, setzten wir unseren Weg in der südöstlichen Hauptrichtung fort und gelangten, bald stärker ansteigend, in drei Viertelstunden aus der Thalmulde auf ein Bergplateau. Hier befanden wir uns auf einer geognostisch merkwürdigen Stelle. Verkieselte Holzstämme liegen weit und breit in der Wüste herum, als Holzstämme kenntlich nicht allein durch ihre Form, sondern auch durch die Struktur ihres Inneren. Der „kleine versteinerte Wald" heißt daher dieser Platz im Gegensatz zu dem noch schönere und größere Exemplare von Holzstämmen aufweisenden und deshalb für Geognosten von Beruf noch interessanteren „großen versteinerten Walde", der anderthalb Stunden weiter östlich liegt. Es bestand bei uns nicht die Absicht, unseren Wüstenritt so weit auszudehnen. Wir wünschten die Wüste kennen zu lernen. Der Charakter derselben, insoweit sie der Inbegriff der Einsamkeit und Unfruchtbarkeit ist, trat

spärliche Vegetation von dort zeigte sich hier noch viel spärlicher. Sie kann dem ausdorrenden Winde, der hier oben weht, nicht stand halten. Einsamkeit und Tod waren rings um uns her, bleichende Gebeine von Kamelen und Schakalen lagen da und dort auf der öden, steinigen und sandigen Fläche, und hätten wir es nicht gewußt, so hätten wir nicht ahnen können, daß uns nur eine Entfernung von kaum zwei deutschen Meilen von der volkreichsten Stadt des afrikanischen Erdteiles trennte.

Ein Ritt von einer viertel Stunde auf etwas ansteigender Fläche brachte uns an den südlichen Steilabhang des Mokattam. Plötzlich standen wir an dessen Kante, sahen zu unseren Füßen das in westöstlicher Richtung streichende Wadi et Tih oder Thal der Verirrungen, jenseits in zwei bis drei Kilometer Entfernung durch den Steilabhang der Berge von Turra begrenzt. Auf der Sohle des Thales führt ostwärts einer der Karawanenwege

Digitized by Google

von Kairo nach dem ungefähr 140 Kilometer entfernten Suez. Westwärts gewendet aber erblickten wir die Einmündung des Wadi et Tih in das breite Nilthal.

Welcher Blick nach dieser Seite! Uns zwar schon bekannt vom Windmühlenberg und der Citadelle her, aber doch immer wieder von neuem überraschend, besonders nach solchem Wege durch die Öde der Wüste: der Blick auf den Strom, das grüne Fruchtland, die Dörfer und Wälder der Niederung, jenseits abgeschlossen durch das lange Pyramidenfeld, die Nekropole von Memphis.

Nun noch eine Mahlzeit angesichts dieses Bildes, dann ein strammer Ritt — denn die Sonne sank tiefer — entlang des Mokattam-Westabhanges, vorüber an den Mameluckengräbern nach dem Mehemed-Ali-Platze am Fuße der Citadelle und auf dem kürzesten Wege nach der Pension.

* * *

Von dem der Südostecke des Ezbekieh-Platzes vorgelegenen kleinen Atab el Kadra-Platze, welchen wir als den Anfang der Muski kennen lernten, geht in südöstlicher Richtung noch eine andere Hauptverkehrsader Kairos aus, der breite, schnurgerade, 1700 Metter lange Boulevard Mehemed Ali. Er ist meist von Häusern zwar europäischer Bauart, aber geringer Sauberkeit eingefaßt, welche in ihren Erdgeschossen größtenteils schmutzige Lebensmittel-Verkaufsmagazine und arabische Cafés enthalten, deren Gäste, Tabak und Cigaretten rauchend und auf schmutzigen Tischen Domino spielend, vor den Häusern und zum Teil selbst auf dem Straßendamm herumsitzen.

700 Meter vom Anfang der Straße liegt zur linken (nördlichen) Seite der Platz Bab el Chalk. Das große rosa getünchte, aber schmucklose und verfallende Gebäude, welches uns an demselben auffällt, ist der Palast Mansur-Pascha. Der Besitzer ist Schwager des regierenden Khedive Tewfik und seit wenigen Jahren



Straße nach den Pyramiden von Gizeh.

Digitized by Google

Witwer. Die Prinzessin, seine verstorbene Gemahlin und Schwester des Khedive, eine leidenschaftliche Dame, endete als Opfer der Morphiomanie und als Gegenstand des Kairenser Stadtklatsches auch in anderer Beziehung.

Von dem genannten Platze geht aus dem Boulevard Mehemed Ali nach rechts in südsüdwestlicher Richtung und gleichlaufend mit dem Stadtkanal eine schmale, aber recht belebte Gasse, Habaniye, später Derb el Gamâmiz genannt, in welche wir 700 Meter weit hineingehen, um an die vom Khedive Ismael gegründete vicekönigliche Bibliothek, Kutubchâne, zu gelangen. Mit großer Bereitwilligkeit werden deren Schätze jedermann, auch dem europäischen Publikum, gezeigt und ihre Benutzung im Lesezimmer der Bibliothek gegen Bürgeschein des Konsuls gestattet.

Die Anzahl der gedruckten Bücher ist in dieser Sammlung geringer als diejenige der Handschriften. Dagegen findet sich hier die größte heute vorhandene arabische Handschriftensammlung. Besonders hoher Wert wird den zahlreichen Koranhandschriften, Meisterstücken arabischer Schönschreibekunst und hervorragend durch die Pracht ihrer Ausstattung, zum Teil auch durch schöne Arabeskenzeichnung, beigelegt. Der älteste dieser Prachtkorane stammt aus dem neunten Jahrhundert n. Chr., der größte, vom Sultan Barkûk, ist 105 Centimeter hoch und 82 Centimeter breit. Zahlreiche andere Handschriften, für den Orientalisten von Wert, enthalten Kommentare des Koran, Traditionen vom Propheten, Schriften über moslimisches Recht. Andere sind geschichtlichen, sprachlichen, astrologischen und dichterischen Inhalts, unter den letzteren eine schöne mit farbigen Bildern gezierte Handschrift des Firdusi.

Nach dem Bab el Chalk-Platze zurückgekehrt, setzen wir unseren Weg auf dem Boulevard Mehemed Ali fort. Auf diesem Teile desselben giebt es zwar keine schmutzigen Cafés mehr, aber die Sauberkeit der Straße entspricht ihrer anspruchsvollen Bezeichnung „Boulevard“ hier ebensowenig wie am Anfange. Die Straße endet am Sultan-Hassan-Platze. Ihrer Einmündung in denselben gegenüber liegt rechts die kolossale früher beschriebene Sultan-Hassan-Moschee, links der fast ebenso große, aber unvollendet gebliebene, von des Exkhedive Ismael Mutter begonnene Bau der Rifaiye-Moschee. Zwischen beiden hindurch gelangt man auf den Rumêle-Platz, den Ausgangspunkt der Mekka-Karawane, am Fuße der Citadelle, und den unmittelbar sich anschließenden langgestreckten Mehemed-Ali-Platz, an dessen Westseite die Station der Eisenbahn nach dem zwanzig Kilometer entfernten Bad Heluan liegt.

Dorthin brachte uns eines Morgens der Bahnzug.

Die Eisenbahn führt südsüdostwärts am Fuße des Mokattam entlang, hierauf am Ausgange des Wadi et Tih vorüber, dann am Fuße des Turra-Gebirges einmal mit dessen Abhang dicht an den Nil herantretend, bald aber die Thalsohle verlassend und langsam zur Wüste ansteigend, nach dem innerhalb derselben fünf Kilometer vom Nil gelegenen Badeort Heluan, bekannt durch seine Schwefelthermen, welche denen von Aix in Savoyen verwandt sind. Die Badeeinrichtung besteht in einem großen Bassin und einer größeren Anzahl von Einzelbadezellen, dabei auch besondere Räumlichkeiten für den Khedive, seine Familie und seine zahlreichen Schwestern.

Die Temperatur der Bäder beträgt 29 Grad C. Sie besitzen Heilkraft gegen Rheumatismus, Hautkrankheiten, Katarrhe. Doch wird der einsam in der Wüste gelegene Ort wegen der vorzüglichen Reinheit und fast beständigen Staubfreiheit der Luft auch von anderen Kranken als Aufenthalt gewählt. In zwei Hotels und mehreren der alljährlich an Zahl zunehmenden Privathäuser ist Unterkunft vorhanden. Das Bad steht unter Verwaltung der ägyptischen Regierung.

Um der Ortschaft die unverfälschte Reinheit der Wüstenluft zu bewahren, ist vom Khedive die Anpflanzung von Bäu-

Digitized by Google

men untersagt, was dem Ganzen ein kahles, einförmiges Aussehen verleiht; nur ein kleiner Bade-(Kur-)Garten ist vorhanden und wird gut unterhalten.

Nach einem erquickenden Bade und einer Mahlzeit mieteten wir Esel und ritten in anderthalb Stunden nach den antiken Steinbrüchen im Turra-Gebirge, aus welchen die Pharaos das Material zu ihren Bauten in und bei Memphis geholt, woher also auch schon dasjenige der Pyramiden stammt.

Gewaltige Abmessungen haben die Stollen, welche die Alten zu diesem Zweck in das Gebirge getrieben, und die mit pfeilergetragenen Felsdecken überwölbten Hallen, welche sie darin ausgehöhlt.

In der Nachbarschaft brechen auch heute noch die Araber Baumaterial. Aber als schlechte Bergleute brechen sie es an dem Gebirgsabhange von außen ab.

Wieder einmal hatte uns dieser Ritt von Heluan nach den antiken Steinbrüchen und von dort zurück an die Eisenbahn — Station Masara — zur Rückkehr nach Hause von Anfang bis Ende durch die Wüste geführt, aber dieses Mal mit beständiger prachtvoller Aussicht auf das lachende Nilthal und auf das Totenfeld von Memphis, von den Daschur-Pyramiden bis zu denen von Gizeh.

* * *

Es war eines Morgens in der ersten Hälfte des Monats März. Wir waren durch das Rütteln des Windes an den Fensterläden aus dem Schlafe geweckt. Als wir sie öffneten, schien die Sonne in die Fenster wie sonst, aber der Wind zauste die langen Zweige der jungen Palme vor unserem Zimmer hierhin und dorthin. Dabei zeigte es sich als eitles Bestreben, den Zimmern wie alltäglich durch die geöffneten Fenster erfrischende Morgenkühle zuführen zu wollen, denn drückend und schwül war draußen trotz der frühen Stunde die Luft. Doch nahmen wir unser Frühstück in gewohnter Weise bei geöffneten Fenstern. Dies bemerkte die Frau Pensionswirtin, welche im Garten Beschäftigung hatte. „Wollen Sie beim Chamsin die Fenster geöffnet behalten?“ fragte sie zu uns herein. — „Dieser Wind ist also der Chamsin,“ erwiderte ich, „den hatte ich mir staubiger gedacht. Weshalb jetzt die Fenster schließen?“ — „Weil Sie es sonst vor Staub später im Zimmer nicht aushalten werden, es kommt bald schlimmer.“ Und so geschah es. Der Wind steigerte sich allmählich zum Sturm. Dennoch war Staub in der Luft eigentlich nicht sichtbar, in so feiner Verteilung schwebte er in derselben, aber er erfüllte sie wie ein feiner Nebel, und daß es in Wirklichkeit kein Nebel war, blieb nur erkennbar durch die gesteigerte Trockenheit der Luft. Dabei war die Sonne unverhüllt, aber ihr Licht war nicht weiß wie sonst, sondern gelb und später orange, der Himmel nicht blau, sondern graugelb.

Der Staub drang durch alle Fugen und Ritzen der geschlossenen Thüren und Fenster in die Zimmer, hier gleichfalls nicht sichtbar, solange er schwebte, aber erkennbar durch die graue Schicht, mit welcher alle Gegenstände sich allmählich bezogen, und durch die Belästigung der Atmungsorgane.

Trocken wurden die Lippen und die Schleimhäute des Mundes und der Nase, und ein unangenehmer Staubgeschmack belästigte die Zunge. Beim Schreiben versuchte man vergeblich, Haarstriche zu machen, denn die Staubschicht überzog das Papier, verdickte die Tinte, und wie in schwarzen Schlamm getaucht ging die Feder über das Blatt.

So wurde das Unbehagen immer stärker im Zimmer und trieb mich hinaus zu einem Gang durch die Straßen; aber da war es ganz unerträglich, der Staub noch ärger, im heißen Sturme die Atemnot noch größer. Ich kehrte zurück, und in stiller Resignation hielten wir uns zu Hause, uns damit zu trösten suchend, daß wir um einen Reiseeindruck reicher waren: wir kannten nun den Chamsin oder Samum!

Digitized by Google

Das dauerte so einen Tag, am Abend ließ der Sturm nach, und am anderen Morgen war die Luft still, rein und frisch wie sonst.

Aber noch zweimal wiederholte sich diese mehr interessante als angenehme Naturerscheinung, welche eigentlich erst in die Monate Mai und Juni gehört, jedoch auch schon im März und April zuweilen auftritt.

Auch die Hitze steigerte sich von Woche zu Woche und mit ihr die Belästigung durch das Ungeziefer, besonders durch Fliegen und Mücken (Moskitos). Die Zudringlichkeit dieser Tiere wurde unerträglich. Die Moskitonetze über den Betten vermochten die Eindringlinge nicht mehr mit Sicherheit abzusperren, ein oder zwei solcher Racker wußten sich fast allnächtlich unter den Gazevorhang einzuschleichen, und diese waren hinreichend, um mit ihrem feinen Summen und ihrem juckenden, beinahe schmerzhaften Stiche die Nachtruhe zu verderben.

Das mahnte uns, die noch rückständige Partie nach den Gizeh-Pyramiden nun nicht mehr länger aufzuschieben und uns bereit zu halten zur Weiterreise nach dem kühleren Palästina. Auch dem Bulak-Museum galt noch ein wiederholter Besuch. Die Beschreibung dieser hochinteressanten weltberühmten Sammlung ägyptischer Altertümer müßte im Anschluß an diejenige der von uns bereits im Februar ausgeführten Reise nach Oberägypten, nach den Stätten der berühmtesten Fundorte, erfolgen, was aber den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten würde.

* * *

Der Morgenimbiß war verzehrt. Vor dem Gartenthor der Pension Fink stand der Wagen, welcher uns nach den Pyramiden bringen sollte. Said setzte das Frühstückskörbchen hinein, welches die vorsorgliche Pensionsmutter für uns zurecht gemacht hatte.

Said, um ihn dem Leser vorzustellen, war ein junger Araber von zweiundzwanzig Jahren, teils Zimmermädchen, teils Kellner, ebenso wie seine beiden Genossen Zui und Mohammed. Weibliche Dienstboten giebt es nicht in den europäischen Hotels und Pensionen Kairos. Dagegen waren in Pension Fink noch ein arabischer Koch und Küchenjunge sowie ein nubischer Boab, das heißt Thürhüter, vorhanden. Said war von allen diesen, abgesehen vom Koch, die Hauptperson, denn er wußte manches, was der Fremde zur Orientierung in Kairo brauchte, und behauptete alles zu wissen; er sprach notdürftig französisch und war überzeugt, das es keinen Araber gebe, der es geläufiger spreche. Diese hervorragenden Eigenschaften hatten ihm auch den Vorzug einer besonders guten materiellen Lage verschafft. Denn er bezog neben der Kost ein monatliches Gehalt von dreißig Franken und konnte es sich daher erlauben, zwei Gattinnen zu haben.

Dieses Faktotum der Pension rüstete den Wagen aus, instruierte auf gut Arabisch den wollköpfigen Neger, der die Rosse lenkte, und fort ging es durch die ruhigen, von Villen eingesäumten Alleestraßen des vornehmen Ismailia-Stadtteils nach der großen Nilbrücke. An der Zufahrtstraße zu dieser liegen zur Rechten (nördlich) die großen Kasernen von Kasr en Nil unmittelbar am Strome. Auf ihren geräumigen Höfen sieht man die Rotröcke im Dienst; denn bei ihrer taktisch wichtigen Lage an dem einzigen festen Stromübergang sind diese Kasernen zur Zeit ausschließlich im Besitz der Engländer, der heutigen Herren Ägyptens.

Als wir an den Fluß gelangten — welche Gegensätze! In der Brücke erkennen wir eine wackere Leistung moderner europäischer Ingenieurtechnik. Durch die weiten Öffnungen des Gitterwerks der großen eisernen Hauptträger blickend, schauen wir am jenseitigen Ufer des imposanten, von Dampf- und Segelfahrzeugen belebten Stromes Afrikas Palmenhaine. Durch deren Lichtungen und über den gefiederten Wipfeln winken groß und in scheinbar geringer Entfernung, geradlinig, scharf-

Digitized by Google

kantig und spitzig, die majestätischen ehrwürdigen Wahrzeichen von Ägyptens vieltausendjähriger Geschichte — unser heutiges Reiseziel.

Und welches Leben auf der Brücke! Was die ägyptische Hauptstadt an Erzeugnissen des inländischen Ackerbaus verzehrt, strömt ihr zu drei Vierteilen über diese Brücke zu. Denn das mit Ackerbaudörfern übersäte Fruchtland des Nilthals, zwischen dem Strom und der libyschen Wüste zehn Kilometer breit und mehr, setzt naturgemäß seine Erzeugnisse nach der nahen Haupstadt ab, und über die große Nilbrücke führt dorthin der einzige Weg.

So sehen wir lange Züge von Lastkamelen über die Brücke ziehen, vier bis acht oder neun Tiere in langer Reihe, immer zu einem; jedes Tier mit der langen Halfterleine am Sattel des vorhergehenden befestigt, ein Treiber auf dem vordersten Tiere und einer auf dem hintersten. Auch das Grautier sehen wir, einzeln getrieben oder zu mehreren, und stets, wenn beladen, mit unglaublich großen Lasten. Schwer beladen sind immer die stadtwärts getriebenen Tiere, mit Feldfrüchten aller Art, meistens mit Klee, Getreide, Orangen; die landwärts ziehenden tragen leichter, städtische Produkte, häufig nur ihre Treiber. Ärmliche Leute, Fellachen, Beduinen, sind diese Lasttiertreiber. Einzelne Fußgänger, meistens Weiber, tragen Früchte, Geflügel, Eier in großen Strohkörben auf den Köpfen zur Stadt. Aber auch gut gekleidete Araber, wohlhabende Landbesitzer, schreiten oder reiten auf sorgfältig gesatteltem und gezäumtem Maultier oder Esel daher.



Ägyptische Wasserträgerin.

Horch, da ertönen von der Mitte der Brücke Trompetentöne! Ein Bataillon

Digitized by Google

englischer Infanterie marschiert, die Musik an der Spitze, heran, von einer Marschübung am linken Ufer des Nil zurückkehrend.

Auch Wagen begegnen uns, gut bespannte Equipagen, deren Insassen, europäisch gekleidete Effendis mit türkischem Gesichtstypus und dem roten Tarbusch auf dem Haupt, den Eindruck machen, als gehörten sie zum Beamtenpersonal der an unserem Wege und unweit desselben liegenden viceköniglichen und prinzlichen Paläste. Von der Mitte der Brücke stromab schauen wir in ungefähr zwei Kilometer Entfernung das dem Khedive gehörige Schloß Gezireh mit Park, stromauf in gleicher Entfernung die Gärten und Palmenwälder der Alt-Kairo gegenüberliegenden Insel Rôda.

So lebendig auch der Verkehr auf der Brücke ist, so gut ist die Ordnung. Einheimische Polizeimannschaften in Uniform sind aufgestellt und patrouillieren. Sie greifen ein hier und da, schaffen Raum für die Wagen, indem sie die Züge der Lasttiere zum Ausweichen anhalten; für die Fußgänger, indem sie Lastenträger von den seitlichen Fußwegen auf die Fahrbahn weisen. Oft saust dabei der Stock auf einen Fellah, der sich säumig zeigt, auf einen jugendlichen Herumtreiber, der Unfug stiftet. Denn Gassenbuben giebt's in Kairo so gut wie bei uns; die Polizeileute aber sind viel weniger nachsichtig und geduldig.

Am jenseitigen Ufer angelangt, können wir die zahlreichen, dort ober- und unterhalb der Brücke festgelegten, für die Nilreise bestimmten großen Fahrzeuge aus unmittelbarer Nähe betrachten: große Passagier-Dampfboote, auf denen die Cook-Flagge flattert, große Passagier-Segelboote, Dahabiyen genannt, arabischen Schiffern gehörig, bei ungünstigem Winde von Ruderern bewegt, oder durch kleine, gleichfalls dort bereit liegende Schleppdampfer bugsiert. Dampf- wie Segelboote sind mit allem für eine mehrwöchentliche Reise erforderlichen Komfort eingerichtet.

Wir befinden uns nach Passieren der Brücke auf der großen Insel Gezireh. Dieser Name bedeutet eben nur „Insel“ und dient auch zur Bezeichnung des gleichnamigen bereits beschriebenen Schlosses. Den anderen, schmaleren Nilarm, welcher die Insel umschließt, überschreiten wir nach einem Kilometer wohlbeschatteten Weges auf einer kleineren gleichfalls eisernen Brücke in nicht großer Entfernung von der Stelle, an welcher er vom Hauptarm abzweigt. Die geradeaus nach dem anderthalb Kilometer entfernten Bahnhof Bulak-Dakrur weiterführende Straße verlassen wir, biegen links in die am westlichen Nilufer entlang zwischen dem Flusse und den zu zwei prinzlichen und einem vicekoniglichen Palast (Gizeh) gehörigen Parks führenden Weg ein und genießen von diesem aus wundervolle Blicke auf die Palmen-Gärten und Paläste der Insel Rôda, über welchen die höher gelegenen Teile von Kairo, vor allem aber die Citadelle mit der weithin sichtbaren Kuppel und den Minarets der Mehemed-Ali-Moschee und noch weiter die gelben Felsen des Mokattamgebirges emporragen.

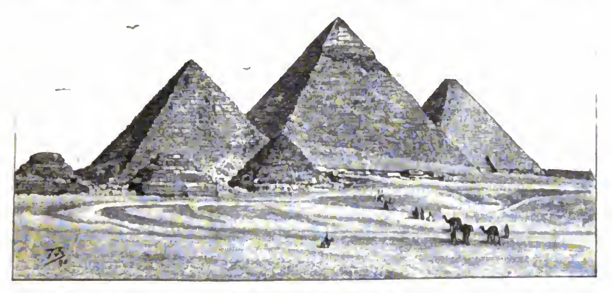
Auf Rôda, am Flußufer, schauen wir den Palast der Sitte Kebir (d. h. der großen Frau), der Mutter des gegenwärtigen Khedive. Als Sklavin im Harem des vorigen Khedive Ismael gebar sie demselben den ersten Sohn und heutigen Nachfolger, und seit dem Tage von dessen Thronbesteigung ist sie die vornehmste Frau Ägyptens.

Der Weg biegt endlich, das Nilufer verlassend, nach Südwest um und führt zwischen dem Park des vicekoniglichen Palastes und dem Dorfe Gizeh hindurch über die nach Assint (Oberägypten) führende Eisenbahn hinweg und von dieser in schnurgerader Linie nach den nun noch sieben Kilometer entfernten Pyramiden. Die Straße ist, mit Ausnahme des kurzen Stückes zwischen Nil und Eisenbahn, von der großen Nilbrücke bis an den Westrand des Nilthales bei den Pyramiden durchweg mit prachtvollen Lebbachbäumen

Digitized by Google

eingefaßt, so daß man den ganzen Weg im Schatten zurücklegt.

Rechts und links von der Straße liegen üppige Felder, auch ein paar Fellachendörfer, wie wir sie bereits vom Wege durch das Delta kennen. Teichartige



Die Pyramiden von Gizeh.

Wasserbehälter, teils vereinzelt, teils durch Wasserarme untereinander verbunden, begleiten die Straße, noch reichlich gefüllt mit dem von der Nilüberschwemmung zurückgebliebenen befruchtenden Naß. Hier und dort sieht man einen Fellah, der mit dem Schedûf (Schöpfeimer) das Wasser aus dem Teiche schöpft und in einen höhergelegenen auf die Felder führenden Graben gießt. Man stelle sich die Hebevorrichtung eines Ziehbrunnens vor, wie er noch heute in deutschen Dörfern häufig angetroffen wird, in kleinster Ausführung, Zugstange wie Balancierbaum beide nur drei bis vier Meter lang, so hat man diese Schöpfvorrichtung, mit welcher heute der ägyptische Ackerknecht noch in gleicher Weise arbeitet, wie schon seine Vorfahren zur Pharaonenzeit.

Beständig sieht man die Pyramiden vor sich, links am Ende der Straße. Noch lange, nachdem man die Eisenbahn überschritten, erscheinen die Kanten geradlinig und scharf, erst nach und nach erkennt man, daß sie ausgebrochen und schartig sind, die Spuren der Verwitterung von sechstausend Jahren, aber weit mehr noch der menschlichen Zerstörungswut.

Wohl noch einen Kilometer von der Cheopspyramide, der größten, nordöstlichsten und nächsten an der Stadt, gesellte sich ein Araber zu uns und trabte, mit den Pferden gleichen Schritt haltend, beständig neben dem Wagen her. Zunächst beschränkte er sich darauf, uns zu beobachten und unserem Gedankenaustausch zuzuhören, der sich allein auf das „Weltwunder“ bezog, welches wir vor uns sahen. Plötzlich beteiligte er sich an der Unterhaltung, indem er ausrief:

„Große Pyramide, kolossal —
pyramidal, schneidig Lokal.“

Er hatte also doch richtig erfaßt, daß er es mit Deutschen zu thun habe, und nicht gezögert, die deutschen Brocken, über die er verfügte, zu verwerten. Noch mehrere Male wiederholte er seine Worte, und endlich fügte er hinzu: „Bismarck hoch!“ Das trug ihm einen Piaster ein und uns erinnerte es an ein viereinhalb Jahre älteres Erlebnis auf einer Seefahrt an der Küste des nördlichen Polarmeeres, bei welcher ich von einem Lappen in seiner Sprache angeredet wurde. Ich verstand von allem, was er sagte, nichts als die Worte Berlin und Bismarck. Zufällig befand sich unter den Norwegern an Bord einer, der Lappisch, und ein anderer, welcher Englisch verstand. Durch

Digitized by Google

zweimaliges Übersetzen erfuhr ich nun, der Lappe wolle mir erzählen, er habe in Berlin Bismarck gesehen; auch den Sohn des Kaisers habe er gesehen, der Kaiser selbst sei krank gewesen. Es war alles richtig, der Mann war bei der Lappen-Karawane gewesen, welche ein paar Jahre vorher Berlin besucht hatte.

Uns aber erfüllte es mit patriotischer Freude, daß die Leute am Nil wie am Polarmeere von den großen Zeitgenossen in Deutschland wissen.

Wo die Straße an den Fuß des linken (westlichen) Nilthalrandes herantritt, hört das Fruchtland auf und beginnt die Wüste. Man fährt an einem zur Rechten (nördlich) der Straße liegenden Hotel vorüber, welches den Namen des ersten in der Geschichte genannten ägyptischen Königs Mena trägt. Im Bogen führt die Straße auf das Felsplateau hinauf, auf welchem die Cheopspyramide steht, zu beiden Seiten durch Mauern gegen die Verwehung durch Wüstensand geschützt. An einem Kiosk des Vicekönigs, ungefähr sechzig Meter östlich der Nordostecke der Pyramide, hält der Wagen. Wir verlassen ihn und befinden uns an dem massenhaftesten und vielleicht auch ältesten Bauwerk der Erde.

Der Eindruck dieses von Menschenhand geschaffenen, geometrisch regelmäßigen Felsenberges ist überwältigend. Trotz der an allen Teilen des Bauwerkes, wenn man sie einzeln ins Auge faßt, vorhandenen Spuren der Verwitterung und Zerstörung bleibt doch der Gesamteindruck von allen Seiten her derjenige der Regelmäßigkeit.

Die Pyramide besteht aus wagerechten Schichten reichlich einen Meter hoher Steinblöcke. Ungeheure Schuttmassen, die von allen vier Seiten am Fuße aufgetürmt sind, legen Zeugnis von dem Maße der Abwitterung ab. Überdies haben die Pyramiden zu verschiedenen Zeiten, zuletzt noch unter Mehemed Ali, als Steinbrüche gedient. Infolgedessen beträgt bei der Cheopspyramide die Seite des Grundflächenquadrats, die ehemals 233 Meter maß, heute nur noch 227,5 Meter und die Höhe statt der früheren 146,5 Meter bei gleichzeitig erheblicher Abstumpfung der Spitze gegenwärtig nur noch 137 Meter. Diese Spitzenabstumpfung fällt dem Auge mehr auf als die, wie gesagt, ganz gleichmäßig erscheinende Abbröckelung der Seitenflächen.

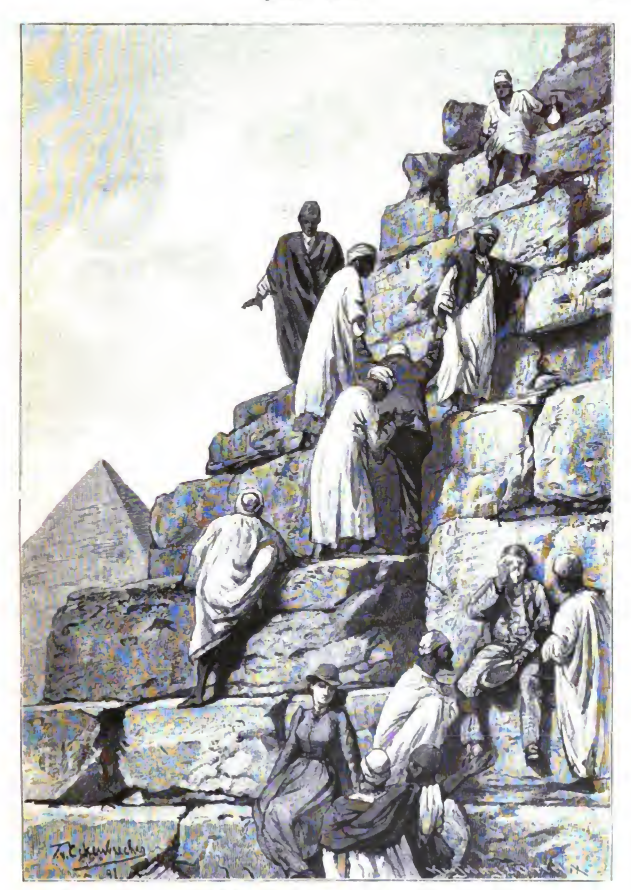
Der Aufstieg erfolgt an der Nordostecke. In großer Anzahl lungern in der Nähe derselben Araber herum. Ein Schech bestimmt drei derselben für jede Person zur Führung und Hilfeleistung beim Aufsteigen. Diese Leute sind so genau vertraut mit der Beschaffenheit jedes Steines und kennen insbesondere diejenigen Steine, an welchen sich zur Benutzung als Zwischenstufen geeignete Lücken und Ausbruchstellen finden, daß ungeachtet der bedeutenden Schichtenhöhe selbst Frauen ohne erhebliche Schwierigkeit Schicht nach Schicht zu erklimmen vermögen, wenn sie mit Bergsteigerauzug versehen sind und, den Weisungen der Araber folgend, sich deren Hilfe bedienen. Zwei der Leute klimmen voran, jeder derselben ergreift eine Hand des Fremden und zieht, der dritte folgt nach und hebt nötigenfalls.

Nichts würde leichter sein, als eine Treppe nach der Pyramidenspitze anzulegen. Da hierdurch aber die Hilfe der Araber entbehrlich werden und eine reiche Einnahmequelle für sie versiegen würde, so haben sie es bisher verstanden, alle Erleichterungen für die Besteigung zu hintertreiben.

Nun, wir gelangten mit Hilfe der Araber in ungefähr zwanzig Minuten nach der Spitze. Daß diese „Spitze“ recht stumpf sei, hatte sich ja, wie bemerkt, schon am Fuße der Pyramide erkennen lassen, daß sie aber eine Fläche bilde, etwa zehn Meter im Quadrat, groß genug, um eine Gesellschaft darauf tanzen zu lassen, wirkt doch überraschend. Auch war es auffallend, daß der scharfe Wind, welcher sich beim Aufstieg bemerkbar gemacht hatte, oben einem sanften Luftzuge Platz machte.

Einige Überlegung lehrt den Grund

Digitized by Google



Besteigung der Pyramide des Cheops.

dieser letzteren Erscheinung: der bestehende wagerechte Luftstrom wird gestaut durch den Körper der Pyramide und muß deshalb seitlich desselben abfließen. Die Stärke des Abflusses, d. h. die beim Anstieg empfundene Schärfe des Luftzuges, ist um so größer, je breiter die stauende Fläche, d. h. je näher man sich dem Fuße

Digitized by Google

der Pyramide befindet. Der Luftzug ist um so geringer, je schmaler die stauende Fläche, d. h. je weiter oben man sich befindet, also am geringsten an der Spitze und über derselben.

Bei der Ankunft riefen unsere Führer „hurra!“ und einer von ihnen, der wohl schon einmal Italiener begleitet hatte: „Evviva l'Italia!“

Das beweist, daß die meisten Europäer, welche die Pyramide besteigen, oben einem Ausbruch des Entzückens freien Lauf lassen.

Und wahrlich sie haben Veranlassung! Nach der einen Seite, in der Richtung der Kante, welche wir erstiegen (Nordost), blicken wir quer über das lachende üppige Nilthal, in der Ferne das vieltürmige Kairo inmitten seiner Palmenwälder und gekrönt von der Citadelle und dem Mokattam. Meilenweit setzt sich nach rechts und links (Südost und Nord) das üppige Grün des Fruchtlandes fort, durchzogen von dem silberglänzenden Strome. Wenden wir uns um, so schauen wir, soweit das Auge reicht, nichts als die endlose Sandwüste. Unvermittelt liegen die Gegensätze der höchsten Fruchtbarkeit und der absoluten Unfruchtbarkeit nebeneinander. Die scharfe Grenzlinie beider zieht in kaum einem Kilometer Entfernung zu unseren Füßen vorüber und verliert sich thalaufwärts und abwärts erst am Horizonte. Nach aufwärts erblicken wir, am Wüstenrande entlang sich ziehend, die übrigen Pyramidengruppen, nach den Nachbarortschaften genannt: die Pyramiden von Zauiyet, von Abusir, von Sakkara und von Daschuhr.

In unserer Nachbarschaft, gerade gegen Südwest, erhebt sich die Pyramide des Chefren, mit ihrer scharfen Spitze unseren Standort überragend. Denn obwohl die Höhe der Cheopspyramide um ein geringes (beinahe einen Meter) größer ist als diejenige des Chefrendenkmals, beträgt der Unterschied zwischen beiden Maßen nicht so viel, als die Basis des Chefrenpyramide über der Basis der großen Pyramide liegt. Hinter der Chefrenpyramide, von dieser zum Teil verdeckt, blicken wir auf die erheblich kleinere des Mykerinus. Auch noch kleinere Pyramiden als diese dritte, aber sehr verfallen, bemerken wir auf dem Pyramidenfelde, vermutlich Grabhügel königlicher Gemahlinnen oder Prinzen, ferner zahlreiche Trümmer von Felsengräbern, Tempelresten und endlich das rätselhafte, halb im Wüstensande vergrabene Gebilde der Sphinx, jene uralte, trotz aller Zerstörung noch immer erkennbare Kolossalfigur eines Löwen mit Menschenkopf, das älteste Kunstwerk der Erde.

Auf dieses unvergleichliche Gesamtbild, auf Fruchtland und Wüste, auf Ägyptens Hauptstadt und auf das Pyramidenfeld zu unseren Füßen strahlt in gleichmäßigem Glanze das Tagesgestirn, spannt sich der wolkenlose sonnendurchglühte Himmel, und an dessen tiefblauem Gewölbe ziehen über unseren Häuptern drei Adler ihre Kreise!



Digitized by Google



Juno.

Novelle
von
E. Langl.

I.



Die Regengüsse des Novembers hatten aufgehört, die Wolken waren von einer frischen Tramontane zerstreut worden, und die Sonne blickte wieder leuchtend von ihrem gewohnten Herrscherthron auf die ewige Stadt hernieder.

Es war für italienische Verhältnisse noch früh am Tage, etwa zehn Uhr morgens, als ein junger Mann nachdenklich die Gänge des Monte Pincio auf und nieder wandelte. Ringsum war es still, Spaziergänger sind um diese Zeit noch wenig dort zu finden, und so konnte er sich ungestört dem Zauber des Ortes oder seinen eigenen Gedanken hingeben.

Nachdem er eine Weile in der Platanen-Allee, deren leise fallenden Blätter an die ferne Heimat mahnten, auf und ab gegangen war, wandelte er unter den immergrünen Eichen dahin, welche in ewiger Frische keiner Veränderung unterworfen sind. Aus dem Laub der japanischen Mispel blickten die weißen Blütenbälle hervor und verbreiteten weithin einen eigentümlich süßen Duft.

Jetzt trat der junge Mann auf die Plattform und ließ seine Blicke über die im Sonnengold leuchtende Stadt schweifen, hinüber bis zu den Pinien des Monte Mario, welche gegen den tiefblauen Himmel sich abhoben. Sankt Peter liegt einsam da, weit und hoch die blaue Kuppel wölbend; weiter links auf dem Monte Gianicolo glänzt der silberne Schaum der Acqua Paolina, und dann kommt eine Stelle, wo das Auge auf die weite bräunlich schimmernde Ebene der Campagna fällt und weit, weit in das Unbegrenzte schweifen kann. Aber viel weiter noch, als es dem Blicke möglich war, schweiften jetzt die Gedanken des jungen Mannes. Von dem Glanze des Südens, welcher ihn umgab, trugen sie ihn weit fort in die öden Ebenen der Mark. Wie tief ist dort der Sand und wie elend die Vegetation. Aber der Duft der Tannen, wenn sie im Frühjahr neue Schößlinge

Digitized by Google

ansetzen, ist süß, und das hellgrüne Laub der weißstämmigen Birke scheint lieblich, wenn es draußen und drinnen Frühling ist und der Mensch sonst noch nicht sehr viel von der Welt gesehen hat. Wie liegen sie so träumerisch da im Sonnenschein, die schilfumkränzten Seen mit dem tiefdunklen Wasser. Der kleine Bach, der den einen See verläßt, den herrschaftlichen Garten durchströmt und sich dann in einen zweiten See ergießt, wie läßt er so fröhlich seine klaren Wellen rieseln. Und die Insel in der Mitte, mit einer großen Birke darauf, sie ist die Insel der Seligen oder vielmehr die Insel des Seligen. Auf dieser Insel hat einmal ein junger Mensch von kaum zwanzig Jahren seiner Cousine, als sie ihm ein Vergißmeinnicht geschenkt, die Hand geküßt und sie — sie hat es sich gefallen lassen. Gab es in diesem Augenblicke ein glückseligeres Menschenherz als das seinige? Nicht weniger als vier Gedichte machte er an demselben Tage noch auf dieses Ereignis. Das wenigst bedeutsame gab er ihr am Abend — sie wurde rot und lächelte. Das war der Höhepunkt des Glückes. Am anderen Tage mußte er abreisen, die Universitätsferien waren zu Ende, und als er im nächsten Frühjahr wiederkam, da war ein anderer da, der Marie bei Spaziergängen das Umschlagetuch trug, welches er früher getragen, dessen Erzählungen sie ihr Interesse zuwendete, welches er früher besessen — ein viel älterer, schöner stattlicher Mann, weit gereist, stolz, kühn, sicher, der kaum verfehlen konnte, auf ein siebzehnjähriges Mädchen Eindruck zu machen. Wie war der zwanzigjährige Richard sich ihm gegenüber so gedrückt und unbedeutend vorgekommen, und wie war er da so verdrießlich, schweigsam und unangenehm der schönen liebenswürdigen Cousine gegenüber gewesen. „Sie war sehr liebenswürdig und er liebte sie, er war nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht“, wie Heine sagt.

Die gebräunten Züge des Mannes, der jetzt auf der Plattform des Monte Pincio stand, zeigten ein Lächeln, als jetzt seine Gedanken mit vollständiger Objektivität bei seinem damaligen Selbst verweilten. Ein hochaufgeschossener Knabe hatte er dem gereisten Manne gegenübergestanden, seine schöne Cousine hatte ganz recht gehabt, sie hatte gefühlt und gehandelt, wie jedes andere mit gesundem Verstande begabte Mädchen auch gefühlt und gehandelt haben würde. Von der Erbitterung, die damals sein junges Herz gegen sie erfüllt, war keine Spur mehr übriggeblieben, ebensowenig wie eine Spur von dem Schmerz, den ihre Verlobung mit ihm, dem schönen Baron Hellingen, einst in ihm erregt hatte. Als er damals erfahren, daß sie dem Bräutigam das Gedicht, welches er ihr ein Jahr vorher gewidmet, gezeigt hatte, und als nun der glückliche Sieger, nicht ganz großmütig den Besiegten schonend, ab und zu einige jener poetischen Wendungen zur Zielscheibe seiner Witze erwählte, wie war da sein Zorn so groß gewesen! Wäre nicht der alte Onkel, Maries Vater, dazwischen getreten, es hätte wohl einen Kampf auf Tod und Leben gegeben, trotzdem der beglückte Nebenbuhler ein weitläufiger Verwandter war. Wie lange lag nun jene Zeit hinter ihm! Über zehn Jahre. — —

Richard von Walden, eine Weile der diplomatischen Laufbahn zugewendet, war viel gereist und hatte das Leben kennen gelernt. Den Frauen gegenüber hatte er kein sonderlich empfängliches Herz mehr gezeigt. Der entschwundene Jugendtraum, über den er jetzt lächelte, hatte doch einen Einfluß auf seine Charakterentwickelung ausgeübt, welchen er selbst kaum zugegeben hätte.

Die Sonne war höher gestiegen und mahnte mit warmen Strahlen an die schon vorgerückte Zeit. Richard sah auf die Uhr. „Jetzt könnte ich wohl den Besuch machen,“ sagte er, „da man sich sonst den ganzen schönen Tag zerreißt.“ Er wendete sich dem Wege zu, welcher nach S. Trinità de' Monti führt. Dort, der Kirche des Klosters vom Herzen Jesu

Digitized by Google

schräg gegenüber, liegt ein großes, sehr nüchtern aussehendes Haus, welches an der der Straße zugewendeten Seite die Aufschrift Appartamenti mobigliati trägt. Hier stieg Richard die Treppen zum ersten Stockwerk hinauf. Er zog die Klingel, wurde gemeldet und sofort in den Salon geführt.

Ein Mann mit dunklen Augen und grauem Vollbart saß in einem großen Lehnstuhl und streckte Richard, ohne sich zu erheben, beide Hände entgegen.

„Teurer, lieber Vetter," rief er, „sehe ich endlich wieder Ihr liebes gutes deutsches Gesicht? Welch eine Wohlthat in dieser italienischen Misere. Entschuldigen Sie, daß ich nicht aufstehe, aber die verdammte Krankheit — sie ist ja überhaupt die Ursache, daß ich in dem verwünschten Lande hier weile. Aber verändert haben Sie sich sehr, wiedererkannt hätte ich Sie nicht; nun setzen Sie sich, ‚nah, recht nah zu mir'."

Richard erwiderte den Empfang in entsprechender Weise. Auch er fand den Baron recht verändert, indessen sprach er ihm dieses nicht aus, da die Veränderung keine vorteilhafte war. War das derselbe, damals in blühender Gesundheit strahlende Mann, welcher, seit mehreren Jahren rückenmarkleidend, der freien Bewegung nicht mehr mächtig, mit hohlen Augen und eingesunkenen Wangen, dort vor ihm im Lehnstuhl saß?

Richard nahm neben ihm Platz, fragte teilnehmend nach seinem Befinden und erfuhr, daß der Baron bereits den zweiten Winter hier weile, im Sommer verschiedene italienische Bäder gebraucht habe und mit dem Erfolg seines Aufenthaltes im Süden in Bezug auf seine Gesundheit leidlich zufrieden sei.

„Das schlimmste bei meiner Krankheit ist, daß ich vorläufig nicht wieder nach Deutschland zurückkann," seufzte der Kranke.

„Wie so?" fragte Richard. „Ich glaube mich doch zu erinnern, daß Sie ein Italien-Schwärmer waren."

„Ha, ha, natürlich, ich schwärme auch für Italien, solange ich nicht dort bin, namentlich Leuten gegenüber, die es nicht kennen. Auch ist das etwas ganz anderes, jung, gesund, unverheiratet, wie ich damals war; ja, das ist ein großer Unterschied. Apropos, es thut mir leid, daß meine Frau nicht zu Hause ist, sie ist natürlich wieder mit der Kleinen und der Gouvernante in eine Galerie gegangen. Die Mode des Galerienbesuches grassiert ja noch immer unter unseren Damen in entsetzlicher Weise. Da lobe ich mir wirklich die Italienerinnen, bei ihnen ist man vor Kunstgesprächen ziemlich sicher; welche Wohlthat! Die Kunst an sich läßt mich wahrlich nicht kalt, ich verdanke einzelnen Meisterwerken hier großen Genuß, nur die Art des Kunstkultus, wie er jetzt, namentlich von den Damen als reine Modesache betrieben wird, erregt meine Opposition. Da phantasieren sie sich mühsam in eine Schwärmerei hinein, die sie in Wirklichkeit gar nicht empfinden. Meine liebe gute Frau, die ja sehr viel mehr Geist besitzt als die meisten ihres Geschlechts, kann sich doch keineswegs von dieser Modekrankheit emancipieren. Sie ist sonst im Punkte des äußeren Anstandes von einer drakonischen Strenge; vor kurzem entließ sie eine Gouvernante, übrigens eine ganz häßliche Person, die aber ausgezeichnet Whist spielte, trotz meiner Bitten ganz plötzlich. Warum? Weil sie mit einem Herrn kokette Blicke gewechselt hatte. Diese koketten Blicke waren ihr anstößig, sie konnte sie nicht sehen, wie sie sagte, die nackten Statuen aber sieht sie sich ganz unbefangen, wie alle unsere Damen, von allen Seiten eingehend an — weil es Mode ist."

„Aber diese beiden Fälle sind ja gar nicht miteinander zu vergleichen!" rief Richard lebhaft. „Eben weil sich die antiken Statuen ohne Koketterie geben, haben sie für ein reines Auge nichts Beleidigendes, sie sind rein empfunden und können daher rein genossen werden. Mit den Berninis zum Beispiel ist es ganz etwas anderes. Die Statue der Santa Teresa,

Digitized by Google

obgleich bekleidet, ist lange nicht so keusch wie die kapitolinische Venus."

„Ach was, teurer Vetter, verzeihen Sie mir, das sind im Grunde nur Worte. Die nackte Statue stellt die nackte Wirklichkeit dar, nicht wahr? Je natürlicher, das heißt, je wirklicher sie ist, desto schöner ist die Statue. Jetzt stellen Sie sich vor, wenn sich das Wunder des Pygmaleon auf einmal hier in den Galerien vollzöge und die Statuen plötzlich lebendig würden, was fingen da unsere Damen an? Natürlich könnten sie dieselben dann nicht mehr ansehen, denn nackte Menschen, auch wenn sie noch so schön sind, anzusehen, ist bis jetzt noch nicht Mode geworden. Und doch ist ein nackter schöner Mensch als Erzeugnis der unbewußt schaffenden Natur ebenso rein als ein ‚rein empfundenes Kunstwerk' des Künstlers."

„Die Kunst ist eine Verklärung der Natur," sagte Richard, „ich kann beide nicht mit gleichen Augen ansehen."

„Ach was Verklärung," rief der Baron, „eine Nachahmung der Natur ist sie oder soll sie wenigstens sein. Die Natur hat gar nicht nötig, durch die Kunst verklärt zu werden. Stellen Sie also jetzt an Stelle der Statuen nackte Menschen auf, lassen Sie die allgemeine Bewunderung derselben Mode werden, da werden sicherlich unsere Damen, welche jetzt errötend die Augen niederschlagen, wenn sich ein Bettler auf der Straße seinen Strumpf auszieht — Ha, ha, teurer Vetter, Sie machen mir ja ein ganz finsteres Gesicht. Das wäre ein schöner Anfang für unsere Freundschaft. Aha, da kommt der alte Tausendsasa, der Friedrich, gerade zur rechten Zeit mit der Flasche Est, est-Weins. Hätte ich doch einen Schluck echten Rheinweins Ihnen anzubieten! Aber da es nicht sein kann, trinke ich Ihnen in diesem süßen Zeuge ein herzliches Willkommen zu."

Das Gespräch kam nun auf den Wein und auf die Verschiedenheit der Bereitung desselben in Italien und in Deutschland.

Endlich erhob sich Richard, um Abschied zu nehmen.

„Kommen Sie heute abend zu uns, das heißt nach italienischer Sitte, wenn Sie sich satt gegessen haben," sagte der Baron. „Ja, mein lieber Vetter, Sie werden sich bei mir daran gewöhnen müssen, daß ich alle Dinge beim rechten Namen nenne, auch wenn dieser Name nicht immer wohlklingend ist. Hier in Italien basiert die Geselligkeit nicht auf so materiellen Grundlagen wie bei uns in Deutschland; man kommt hier nicht des Essens wegen zusammen, sondern um etwas Geistreiches zu sagen, respektive einen Klatsch in Ehren zu halten. Daher teilt man hier auch nicht sein Abendbrot mit seinen Freunden, sondern man ißt es hübsch für sich allein, bewirtet aber dafür seine Gäste mit geistreichen Gedanken, miserabler Musik nebst kleinen Theeküchelchen und, wenn es hoch kommt, mit einem Glase Wein, zu sechzehn Soldi den Liter. Also kommen Sie ja, teurer Vetter. Doch noch eins, ganz unter uns, thun Sie mir den Gefallen, und machen Sie nicht etwa der Gouvernante den Hof, wenn dieses nicht zu viel verlangt ist, denn sie ist wirklich ein schönes Mädchen. Aber ich erzählte Ihnen ja schon, wie meine Frau in diesem Punkte denkt, und es wäre mir höchst fatal, wenn diese Gouvernante wieder entlassen würde; denn ich habe ihr mit der höchsten Mühe Whist beigebracht, auch ist sie für unsere Kleine im ganzen genommen recht gut."

„Wieviel Kinder haben Sie," fragte Richard, welchem es plötzlich einfiel, daß er sich nach diesem Teile der Familie noch gar nicht erkundigt habe.

„Wir — wir haben eigentlich gar keine Kinder," entgegnete der Baron. „Diese Kleine, wegen deren die Gouvernante bei uns ist, ist eine Pflegetochter, das Kind eines verstorbenen Freundes von mir. Es war wirklich sehr edel von meiner Frau, sie aufzunehmen; ich kann das nicht genug anerkennen."

Plötzlich hörte man Schritte im Vorzimmer.

„Sollten sie schon zurück sein?" rief der Baron.

Digitized by Google

Gleich darauf trat eine junge Dame mit einem etwa zehnjährigen Mädchen an der Hand ein.

„Ah, siehe da, Fräulein von Lins und Helene; aber wo ist denn meine Frau?“

„Frau Baronin wollten noch länger in der Galerie Borghese verweilen, um die Bilder noch eingehender zu betrachten,“ sagte das junge Mädchen, „da aber Helene über Hunger klagte, so schickte sie uns zurück und wird später nachfolgen.“

„Und in der ganzen Zeit waren Sie in der Galerie Borghese? Helene, komm hierher, was hast du gesehen?“

„Lauter Bilder.“

„Und was hast du dabei gelernt?“

Das Kind sah in die lustig zwinkernden Augen des Barons und lachte.

„Ha, ha, der bildende Einfluß der Bilder; und wie ist Ihnen denn das Kunst-Martyrium — denn ein paar Stunden lang Bilder zu sehen, ist ein Martyrium — bekommen, liebes Fräulein?“

„Sehr gut, Herr Baron, nur bin ich etwas müde.“

„Und hungrig wahrscheinlich auch, aber Sie bescheidene Seele, Sie sind offiziell nie hungrig. Ich habe es hier besser gehabt als ihr alle,“ fuhr der Baron fort. „Ich hatte hier den Besuch unseres lieben Vetters Herrn von Walden.“

Richard verbeugte sich vor der jungen Dame, welcher er auf diese Weise jetzt vorgestellt wurde.

Er hatte sie schon während ihres Gesprächs mit Hellingen verwundert betrachtet. War sie es, welche vorhin der Baron als ein sehr schönes Mädchen bezeichnet hatte? Da hatte derselbe wieder einmal seiner Spottlust gründlich die Zügel schießen lassen. Rote Haare rahmten ein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht ein. Über Augen, deren Farbe zwischen grün und bräunlich die Mitte hielt, senkten sich lange rote Wimpern. Der Mund war groß und hatte aufgeworfene Lippen, die Gestalt war klein und gedrungen.

Hellingen wird sich an meiner Enttäuschung weiden, dachte Richard. Ich werde ihm gelegentlich ganz ernst versichern, daß auch ich das Mädchen mit den altdeutschen Haaren sehr schön fände.

Richard nahm endlich Abschied und ging nachdenklich die Treppen hinab. Er trug in sich ein unbestimmtes Gefühl des Unbehagens, ähnlich wie es damals der so viel ältere, ihm weit überlegene Vetter in ihm erzeugt, als er selbst noch ein unerfahrener, schüchterner, verliebter Jüngling gewesen. Das alles war er jetzt nicht mehr, im Gegenteil, er war es sich wohl bewußt, daß er selbst der geistig Überlegene sei. Aber dennoch fühlte er sich innerlich gedrückt, man möchte sagen, als Mensch herabgesetzt. Die beständig sprudelnde ironische Ader Hellingens hatte eben etwas jeden freien und hohen Gedanken Ertötendes an sich.

* *
*

Als am Spätnachmittage desselben Tages der Baron mit seiner Gattin die gewöhnliche tägliche Spazierfahrt vollendet hatte, saß er, wie er immer um diese Zeit zu thun pflegte, an dem der Straße zugewendeten Fenster, um die Rückkehr der letzten Equipagen, der letzten Fußgänger, welche den Monte Pincio verließen, zu beobachten.

Fräulein von Lins erteilte in demselben Zimmer Helene noch eine Unterrichtsstunde; während die Baronin nebenan am Klavier saß und das wilde Allegro der Beethovenschen Cismoll-Sonate ertönen ließ. Plötzlich sprang sie auf und trat zum Fenster. Die Sonne sank eben hinter der Peterskuppel hinab und umgab den Bau mit einer leuchtenden Aureole. Die Bogenfenster schienen glühende Flammen zu sprühen, während sich die Landschaft in ein stumpfes Blau kleidete und die ewige Stadt sich in Grau hüllte. Es giebt in dem Leben eines jeden Menschen einen Punkt, welchen er mit einer Aureole bekleidet, während alles übrige stumpfe Farben annimmt, dachte Marie. Wo war für sie dieser Punkt? Ihre Gedanken schweiften weit rückwärts in die ferne

Digitized by Google

sandige Heimat. Mit welchem Entzücken hatte damals ihr junges Auge die Sonnenuntergänge über den einsamen Seen des väterlichen Gutes genossen!

„Marie, was machst du jetzt?“ ließ sich die Stimme des Barons vernehmen; „du hast dein Klavierspiel sehr schnell abgebrochen.“

„Ich betrachte den Untergang der Sonne.“

„Du sagtest neulich, daß, wenn du Beethoven spieltest, du die ganze Welt drüber vergäßest. Die Sonne scheinst du also doch von der Welt auszunehmen; wie muß sie um diesen Vorzug von uns armen Sterblichen beneidet werden! Aber sicher wäre ich dir verpflichtet, wenn du jetzt einmal etwas spielen wolltest, was nicht gelehrt, sondern ansprechend ist, den Baccio oder etwas Derartiges, denn es wird bald dunkel und hier draußen giebt es nichts für mich zu sehen.“

Marie spielte das verlangte Stück, während ihr Gemahl die ihm besonders zusagenden Stellen mitsang.

„Was gefällt Ihnen besser, liebes Fräulein, der Baccio oder die Mondscheinsonate?“ fragte der Baron die Gouvernante, welche soeben die Unterrichtsstunde beendet hatte.

Das junge Mädchen senkte den Blick, ein flüchtiges Lächeln zeigte zwei reizende Grübchen in ihren Wangen.

„Es kommt darauf an, in welcher Stimmung ich bin,“ versetzte sie. „Bin ich heiter, gefällt mir der Baccio mehr; bin ich traurig, die Sonate, welche ja natürlich sehr gediegen ist.“

„Ha, ha!“ lachte der Baron laut auf. „Sie kleine Diplomatin wollen es mit niemandem verderben! Wissen Sie, verehrtes Fräulein, daß Sie überhaupt einen merkwürdig wohlgeschulten Wimpernschlag haben? Sobald man einmal Ihre wirkliche Meinung aus Ihren Augen lesen möchte — gleich werden dieselben durch die rotgoldenen Vorhänge verschleiert.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron; wem läge an meiner ‚wirklichen Meinung‘ so viel, daß ich mir Mühe geben müßte, dieselbe zu verbergen. Ich bin einfach und natürlich —“

„Ha, ha!“ unterbrach sie laut lachend der Baron, „einem natürlichen Menschen pflegt die eigene Natürlichkeit nicht zum Bewußtsein zu kommen; natürlich, meine Verehrteste, sind Sie also nicht, aber liebenswürdig sind Sie, echt weiblich, und was mir jetzt besonders gefällt, ist, daß Sie den Baccio nicht geradezu verwerfen. Ein junges Mädchen, welches einen Baccio verwirft, verdiente nach meiner Ansicht auch Todesstrafe.“

Die Erzieherin lächelte errötend. Sie warf dem Baron halb unter ihren Wimpern hervor einen schelmischen Blick zu, legte dann aber gleich darauf ihr Gesicht in ernste Falten und verabschiedete sich mit einer ceremoniösen Verbeugung.

„Nette kleine Hexe,“ murmelte Hellingen, indem er ihr nachblickte. „Aber manchmal kommt es mir vor, als hätte sie es ein bißchen stark hinter den Ohren.“

Einige Stunden später, nachdem die Hauptmahlzeit eingenommen war, summte im Salon die Theemaschine. Der Baron studierte noch an einer italienischen Zeitung, während Marie von einer Beschäftigung zur anderen eilte. Fräulein von Lins saß am Tisch, die Augen tief auf ihre Arbeit gesenkt.

„Du gehst so unruhig im Zimmer hin und her, du kannst wohl kaum die Ankunft deines alten Verehrers erwarten,“ sagte der Baron zu seiner Gattin.

Marie errötete. Sie blieb mitten im Zimmer stehen und richtete die Augen vorwurfsvoll auf ihren Mann.

„O, o,“ lachte dieser, „welch eine Ähnlichkeit hast du in diesem Augenblicke mit der vatikanischen Karyatide!“

Marie wendete sich um und blickte auf Fräulein von Lins: „Mein Fräulein, ich hoffe, der Bediente hat nicht vergessen, in Ihrem und Helenes Zimmer einzuheizen?“

Die junge Dame erhob sich sofort, verneigte sich und verließ das Zimmer.

Digitized by Google

„Aber Marie!“ rief der Baron entrüstet.

„Hellingen, ich muß dich sehr bitten, derartiges nicht in Gegenwart der Gouvernante zu berühren.“

„Ich danke dir für deine gütige Zurechtweisung. Daß du aber jene kindische Geschichte mit deinem Vetter so tragisch nimmst, konnte ich unmöglich wissen.“

„Ich nehme sie nicht tragisch, aber ich wünsche nicht, daß derartige Beziehungen vor den Ohren einer Untergebenen berührt werden.“

„Deine Untergebene? Ha! ha! Dein Steckenpferd: Menschenrechte, Menschenwürde, Achtung vor der arbeitenden Klasse und ich weiß nicht was alles hast du also augenblicklich in den wohlverdienten Ruhestand versetzt?“

„Ich halte jene Ideen, die übrigens an dir stets einen eifrigen Gegner fanden, nach wie vor aufrecht, ebenso aber auch meine Ansicht, daß die Gouvernante eines Kindes stets die Untergebene der Mutter desselben ist, deren Stelle ich vertrete.“

Hellingens Gesicht überflog eine leichte Blässe.

„Du kommst dir natürlich wieder einmal sehr hoheitsvoll vor,“ sagte er bitter, „das muß eigentlich ein beneidenswertes Gefühl sein.“

Das Gespräch wurde durch die Ankunft Richards unterbrochen.

Marie streckte ihm die feine Hand entgegen. „Herzlich willkommen, lieber Vetter,“ sagte sie.

Da stand sie vor ihm, die der Traum seiner Jugend gewesen war. Es kam ihm jetzt doppelt zum Bewußtsein, wie lange Zeit dazwischen lag, er fühlte es, wie sehr er ein anderer geworden, als er inne ward, wie sehr sie sich verändert hatte.

Sie war vielleicht nicht minder schön als damals. Ihre Gestalt war voller geworden, ohne dabei das Ebenmaß zu verlieren. Das Haar, welches einst halb lose, halb leicht aufgesteckt die jugendlichen Schultern umwallte, war jetzt fest geflochten und in der Form eines Diadems über der Stirn aufgesteckt. Die einst so lachenden Augen hatten einen kühlen, fast abweisenden Ausdruck bekommen, der halb offene rosenknospenartige Mund war fest geschlossen und zeigte Stolz und Willenskraft. Es war eine schöne, stolze, majestätische Frau, die vor Richard stand, aber die alte, süße, blumenhafte Marie war es nicht mehr.

„Nun, Vetter, setzen Sie sich zu meiner Frau auf das Sofa; doch, liebes Kind, willst du nicht Fräulein von Lins und Helene rufen lassen?“

„Ich denke, wir warten damit, bis auch andere Gäste erscheinen, und bleiben lieber einstweilen ganz unter uns. Ich werde den Thee für unseren Vetter selbst bereiten.“

Während Marie sich an das andere Ende des sehr großen Zimmers begab, fragte der Baron seinen Gast: „Nun, hatte ich nicht recht, ist die kleine Gouvernante nicht wunderhübsch?“

„Reizend,“ erwiderte Richard mit dem größten Ernst.

Der Baron sah ihn einen Augenblick etwas erstaunt an, dann drohte er mit dem Finger: „Ei, ei, Sie sind ein feinerer Kenner von Frauenschönheit, als ich es Ihnen eigentlich zugetraut hätte; denn das gewisse Etwas gerade bei dieser Art von Schönheit wird von den wenigsten sofort erfaßt. Meine Frau zum Beispiel, die, nebenbei gesagt, sich auf ihr gebildetes Auge nicht wenig zu gute thut, findet sogar die Kleine grundhäßlich, nicht aber etwa nach der gewöhnlichen Art der Damen, aus Neid; dazu läßt sich meine Frau nicht herab, sondern sie hat wirklich keine Ahnung davon, wie schön dieses Mädchen ist. ‚Wenn Fräulein Lins nur etwas hübscher wäre; es ist wirklich eine Aufgabe, beständig dieses häßliche Gesicht um sich zu haben,‘ sagte sie neulich. Ha, ha, ausnahmsweise habe ich diesesmal nicht widersprochen.“

„Unbegreiflich,“ sagte Richard trocken.

„Es ist besser, meine Frau bleibt bei ihrer Ansicht,“ fuhr der Baron fort,

Digitized by Google

„denn sonst könnte sie es bald merken, daß die kleine Hexe ein kleines bißchen kokett ist, und dann gäbe es wieder ohne Erbarmen einen Wechsel in meiner jetzt so wohlkonstruierten Whistpartie.“

Richard blickte gedankenvoll auf die hohe stolze Gestalt Maries. „Schön ist sie noch immer, aber in ihren Zügen liegt etwas Hartes und Kaltes, auch scheint sie mir etwas kleinlich zu sein. So schwinden die Ideale.“

Er merkte, daß er erst in diesem Augenblicke zu verlieren im Begriff war, was er schon seit Jahren verloren zu haben geglaubt hatte.

Es kamen nun noch andere Gäste, denn es war der gewöhnliche Empfangsabend der Baronin. In den eigentlichen Gesellschaftsstrudel hatten sich Hellingens nicht hineingestürzt, indessen waren sie einmal in der Woche für einen kleinen Kreis von Bekannten zu Hause. Der Baron freilich hatte an jedem Abend seine Whistpartie, ihr war er, wie er sich ausdrückte, mit Leib und Seele verfallen.

Der Major von Friedenberg nebst Gattin, die stehenden Teilnehmer der Whistpartie, waren erschienen, und diese konnte nun ihren Anfang nehmen. Die Spieler zogen sich in das andere Zimmer zurück, während die Baronin im Salon die Gäste empfing. Die Gesellschaft bestand, mit Ausnahme einiger weniger Söhne und Töchter Albions, ausschließlich aus Deutschen. Da war ein Doktor Landner nebst Gattin, ein paar Geheimräte mit Frauen und Töchtern, ein General, zwei Obersten und dann noch einige dem deutschen Adel angehörige Familien. Künstler waren nicht vertreten.

„Diese jungen Leute würden doch nur unser Haus benutzen, um zu versuchen, Geschäfte zu machen, ich will aber nicht Geschäftsvermittler sein,“ hatte der Baron erwidert, als Walden eine Frage dieserhalb an ihn gerichtet.

Richard sprach mit diesem und jenem, ohne daß er jemanden gefunden, dessen Gespräch ihm besonders zugesagt hätte. Der alte Graf Klings vertraute ihm an, wie sehr ihn Rom enttäuscht habe, die Ruinen der Cäsarenpaläste ließen nichts Prächtiges mehr erkennen, die Thermen des Caracalla sähen aus wie ein eingestürzter Ziegelofen, und die vielbesprochene Campagna sei ein traurig anzusehendes Stück Land, welches von jedem deutschen Roggenfelde an Schönheit übertroffen werde.

„Darf ich Sie der Frau Doktor Landner vorstellen?“ unterbrach Marie das Gespräch. Richard befand sich einer hageren dunkeläugigen Dame gegenüber. Der Gemahl derselben war vor Zeiten, als er noch als Regimentsarzt praktizierte, mit Hellingen befreundet gewesen und hatten sich die alten Bekannten jetzt hier in Rom wiedergetroffen.

„Wie reizend ist es hier, nicht wahr?“ redete Frau Doktor Landner den jungen Mann an.

„Rom gefällt Ihnen also, gnädige Frau?“

„Rom? o — ja — natürlich. Aber ich meinte jetzt diese Gesellschaft bei dieser liebenswürdigen Familie von Hellingen. Wie reizend versteht die Baronin alles anzuordnen, ganz selbständig, es ist wirklich bewundernswürdig bei einer Frau. Freilich ist auch die Wohnung sehr glänzend. Es ist nur wenig glücklichen Sterblichen vergönnt, hier in Rom solch eine Wohnung bezahlen zu können. Wissen Sie aber, Herr Baron, was den Gesellschaften bei Hellingens den größten Reiz verleiht? Sie sind in keiner Art gemischt. Sie können es sich gar nicht denken, wieviel unerquickliche Existenzen sich gerade hier in Rom in der Gesellschaft herumbewegen. Frauen mit ganz zerstörtem Ruf werden in den besten Häusern empfangen. Da ist zum Beispiel eine Frau von Rienfeld mit ihrem Manne, sie kamen aus Florenz hierher und wurden in den besten Familien empfangen, auch Hellingens waren sehr mit ihnen befreundet. Auf einmal erfährt man, daß die Dame irgendwo in Deutschland an einen Grafen verheiratet gewesen und sich, um

Digitized by Google

ihren jetzigen Mann zu heiraten, von ihm hat scheiden lassen. Daß sie vorher schon in einem höchst intimen Verhältnis miteinander gestanden, daran zweifelt hier niemand, aber dennoch werden sie nach wie vor überall empfangen. Hellingens indessen, zu meiner innigen Freude muß ich es sagen, machen eine Ausnahme. Ich fragte den Baron heute sogleich, ob die Rienfelds kämen, und er entgegnete mir, daß sie keine Aufforderung erhalten hätten. Und das zu hören, war mir eine Freude, denn so lieb ich Hellingens habe, mit diesen Leuten wäre ich doch nicht gern zusammengetroffen."

„Wer ist diese Dame dort an der Thür in schwarzem Sammet?" fragte Richard, um den Redestrom der Frau Doktor einmal zu unterbrechen.

„Wo?"

„Dort an der Thür, meine Cousine scheint ihr Kommen noch gar nicht bemerkt zu haben?"

„Wie? Ist's möglich? Das ist ja die Rienfeld! Sie ist also hier, ohne aufgefordert zu sein. Was wird die Baronin für Augen machen."

In diesem Augenblicke wurde Marie die Neuangekommene gewahr. Sie ging auf sie zu, zog ihren Arm durch den ihrigen und machte sie sofort mit verschiedenen Damen der Gesellschaft bekannt.

Richard sah sich nach der Doktorin um, doch diese war verschwunden.

Eine Ouverture, auf dem Klavier von vier englischen Händen ausgeführt, zerschnitt die Luft sowie sämtliche Gespräche. Richard war es unmöglich, diese scharfen, zerhackten Töne zu ertragen, und er wendete sich dem Spielzimmer zu. Da saßen der Baron, das alte Ehepaar Friedenberg und die junge Gouvernante starr, stumm wie von Stein, ganz in die Karten vertieft. Als endlich eine Pause eintrat, näherte sich Richard dem Tische.

„Macht Ihnen das Kartenspiel Freude?" fragte er das junge Mädchen.

„Freude? Gewiß," antwortete sie leise, tief die langen Wimpern senkend. „Der Herr Baron haben so viel Geduld mit mir gehabt, da muß es mir ja Freude machen. Wie glücklich bin ich, daß ich schon etwas besser spiele."

Sie ist alltäglich — und häßlich dazu, o weh! dachte Richard und wendete sich vom Tische ab. In Elsbeths bis dahin demutsvoll gesenkten Augen blitzte es leidenschaftlich auf, ihre kleinen weißen Perlzähne preßten sich fest auf die volle Unterlippe; nur mühsam unterdrückte sie einen Seufzer. Dieser Mann schien unempfindlich gegen die Zierde weiblicher Bescheidenheit zu sein, oder fand er sie bei einer Gouvernante nur selbstverständlich?

„Fräulein von Lins, lassen Sie uns arme spielhungrigen Leute gütigst nicht allzu lange auf das Abnehmen warten," tönte die Stimme des Barons.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," flüsterte Elsbeth, indem sie das Versäumte sofort nachholte und sich Mühe gab, ihre Aufmerksamkeit, so viel wie möglich, wieder dem Spiele zuzuwenden.

Richard hatte sich wieder in das andere Zimmer zurückbegeben, wo die fatale Musik nun aufgehört hatte. Er sah Marie auf sich zukommen.

„Ich möchte Sie der Frau von Rienfeld vorstellen, sie ist eine der liebenswürdigsten Frauen, die ich kenne. Hier ist mein Vetter, Herr von Walden, liebe Rienfeld. Während ich heute mit Ihnen die Galerie Borghese durchwandelte, war er hier, um uns aufzusuchen. So war heute," wendete sie sich zu den Umstehenden, „ein recht froher Tag für mich. Zuerst traf ich ganz unerwartet Frau von Rienfeld, die ich noch in Neapel vermutete, und dann wurde ich durch unseren Vetter überrascht, welchen ich" — war es eine Täuschung Richards, daß bei diesen Worten ein flüchtiges Rot Maries stolze Züge überflog? — „seit zehn Jahren nicht mehr gesehen."

Frau von Rienfeld schaute mit ihren klaren blauen Augen erst Richard und dann Marie einige Sekunden lang an, dann sagte sie:

„Zehn Jahre? Damals hatten Sie beide wohl noch nicht lange die Schwelle

Digitized by Google

der Kindheit verlassen? Diese zehn Jahre des Lebens sind diejenigen, in denen wir uns am meisten verändern, in sie fällt der Übergang aus dem Traumleben in die Wirklichkeit."

„Ich weiß nicht, ob man die frühe Jugend ein Traumleben nennen darf," entgegnete Richard. „Man fühlt Freude und Schmerz vielleicht intensiver als später."

„Wie im Traum," sagte Frau von Nienfeld. „Hier wie dort sind unsere Schmerzen Phantome, aber freilich, oft sehr intensiv. Die eigentlichen Leiden und Kämpfe kommen aber erst später, wenn unser Bewußtsein erwacht."

„Wie mancher hat schon die Schmerzen der Jugend mit sich durch das ganze Leben getragen!" entgegnete er.

„Dann war er ein Thor. Wer den vergangenen Leiden nachhängt, versäumt darüber den Zeitpunkt, die gegenwärtigen zu beseitigen, den künftigen vorzubeugen; unser Schicksal ist meistens unser eigenes Werk."

Richard wagte es seit Beginn dieses Gespräches jetzt zum erstenmal, nach der Richtung hinzusehen, wo vorher Marie gestanden hatte. Sie war nicht mehr da. Er sah sie in diesem Augenblicke an der Thür des Spielzimmers, ihrem Gatten den Arm gebend, welcher sich in den Salon zu begeben wünschte.

„Guten Abend, gnädige Frau," wendete sich der Baron an Frau von Nienfeld. „Welch eine hoch erfreuliche Überraschung, Sie hier zu sehen. Ich hatte gar keine Ahnung von Ihrer Anwesenheit in Rom, und meine Frau, mit einer bei ihrem Geschlecht seltenen Meisterschaft, verschwieg mir, daß sie Sie heute morgen in der Galerie Borghese gesehen, um mir für den Abend diese freudige Überraschung zu bereiten."

Frau von Nienfeld warf Marie einen halb prüfenden, halb erstaunten Blick zu, doch diese entgegnete ruhig:

„Mein Mann stellt mich besser dar, als ich bin. Als ich nach Hause kam, erhielt ich die Nachricht von der Ankunft meines Vetters. Hierdurch kam es, daß ich vergaß, meinen Mann von der Aussicht Ihres lieben Besuches, liebe Nienfeld, in Kenntnis zu setzen."

Der Baron lachte laut auf: „Deine Höflichkeit hat einen eigentümlichen Geschmack von Naivetät, Marie."

„Besser von Naivetät als von Unwahrheit," war die Antwort.

Die Nienfeld lächelte fein und reichte Marie die Hand.

„Lassen Sie es immer so zwischen uns sein," sagte sie leise.

Es war Mitternacht. Der größte Teil der Gesellschaft war schon aufgebrochen, Frau von Nienfeld nahm nun auch Abschied. Sich Marie nähernd, fragte sie leise:

„Darf ich sagen: auf baldiges Wiedersehen?" Dann wandte sie sich zu Richard: „Es würde mir eine große Freude sein, Sie an unseren Gesellschaftsabenden bei uns zu sehen."

Vor Frau Doktor Landner blieb sie einen Augenblick stehen, sah sie plötzlich an und sagte:

„Ich empfange Freitag abend um neun Uhr."

„Mit dem größten Vergnügen," entgegnete die Doktorin, „machen wir von Ihrer gütigen Erlaubnis Gebrauch, gnädige Frau."

Frau von Nienfeld erwiderte die tiefe Verbeugung der Dame mit einem leichten Neigen des Kopfes und war bald in der Garderobe verschwunden.

„Landners, Doktors, liebenswürdiges Ehepaar, Sie werden doch nicht schon fortgehen," hörte Richard die Stimme des Barons ertönen. „Und Sie, Graf Klings, alter Freund, nein, das geht nicht. Mein tapferer Gegner in der Whistschlacht, lieber, guter Major Friedenberg, nebst streitbarer Gemahlin; ich mache Ihnen wirklich mein Kompliment, meine Gnädigste, Sie sind eine wahre Whist-Amazone, setzen Sie sich alle um mich her, und jetzt trinken wir noch eine Flasche ganz besonderen Est, est, den bekommen die übrigen Sterblichen gar nicht

zu kosten. Diese Empfangsabende, ha, ha, was sagen Sie denn dazu? Einmal die ehrliche Meinung, wie?"

„Die Ihrigen sind jedenfalls entzückend, Herr Baron!" rief die Doktorin.

„Wäre ein gutes Souper nicht noch entzückender?"

„Mir gefällt es," sagte Marie, „daß hier in Italien der Schwerpunkt der Geselligkeit nicht im Essen und Trinken, sondern in der Unterhaltung liegt. Jeder, der gern gut ißt, verschaffe sich doch diesen Genuß zu Hause nach Lust und Belieben. Aber diese endlosen Diners und Soupers, bei welchen man stundenlang zu denselben Nachbarn, die der Wirt oft mit recht wenig Einsicht ausgesucht hat, verurteilt ist, sind entsetzlich."

„Sagen Sie jetzt Ihre verehrten Ansichten, meine Damen!" rief der Baron.

„Ich liebe es," versetzte die Majorin, eine etwas ausgetrocknete Persönlichkeit in der Mitte der vierziger, „wenn ich für meine Gesellschaften etwas zu thun habe. In Italien braucht sich die Dame des Hauses gar nicht für die Gäste zu bemühen, und da meint man denn auch, sie habe kein Herz für sie. Welch eine Freude ist es daheim, wenn die Hausfrau sieht, wie es allen schmeckt, und wenn sie sich selbst sagen darf, daß alles ihr Werk und alles wohl gelungen war."

„Freilich," rief die Doktorin, „nach solch einer Gesellschaft lege ich mich des Abends immer mit dem Gefühl zu Bett, wie es ein Feldherr nach gewonnener Schlacht haben mag. Es ist ein Gefühl unendlicher Herzenserleichterung, mit welchem ich auf meinen Lorbeeren ruhe. Wenn aber einmal der Braten nicht saftig war, da wurden die Lorbeeren allerdings zu Nesseln."

„Das ist mir in meiner zwanzigjährigen Ehe, gottlob, nie passiert, daß der Braten nicht saftig gewesen," ließ sich die langsame Stimme der Majorin vernehmen.

Der Eheherr machte ein sehr erstauntes Gesicht, schwieg aber als gut erzogener Gatte.

„Wie schön sah heute Frau von Rienfeld aus," rief die Doktorin, welche schon im höchsten Grade ungeduldig war, dem Gespräche diese Wendung zu geben. „Sie hat sich trotz ihres viel bewegten Lebens ausgezeichnet konserviert."

„Ich glaube auch, daß ihre Schönheit noch immer groß genug ist, um Neid zu erwecken," bemerkte Marie.

„Gewiß," rief die Doktorin, „der Neid ist immer geschäftig, denn die Gerüchte, die über diese Dame im Umlauf sind, sind jedenfalls übertrieben, davon war ich in dem Augenblicke fest überzeugt, als ich Frau von Rienfeld hier eintreten sah."

„Ich war einigermaßen verwundert, sie hier zu sehen," sagte der Baron. „Mir scheint, liebe Marie, wir hätten besser gethan, uns erst noch einmal zu erkundigen, was an all dem Gerede wahr ist, und dann zu sehen, wie sich die übrige Gesellschaft auf die Dauer zu Rienfelds stellen wird."

„Was die übrige Gesellschaft thut, ist für mich nicht maßgebend, ich thue, was ich selbst für recht halte," entgegnete Marie mit sehr hochmütigem Gesicht. „Wenn diese Frau wirklich gefehlt hat, was wohl niemand bestimmt wissen kann, so ist ihre Seele doch rein geblieben. Wie viele Menschen führen mit kleinlicher schmutziger Seele das Leben äußerer Tadellosigkeit. Diese aber sind es gerade, die ich in erster Linie nicht gern in meinem Hause sehen würde."

Sie stand auf, trat zum Klavier und blätterte in einigen Notenheften.

Einen Augenblick sprühten Hellingens Augen Zorn, dann sagte er mit größter Freundlichkeit:

„Für die Rienfeld hat meine Frau einmal eine große Vorliebe. Sie, die sonst so streng ist, daß sie jede kleine unschuldige Koketterie auf das härteste verdammt, steht der Rienfeld gegenüber ausnahmsweise stark auf dem Standpunkt christlicher Liebe."

Marie kam an den Tisch zurück.

„Koketterie ist nie unschuldig," sagte sie. „Diese kleinlich durchdachten Mittel,

Digitized by Google

einen Mann anzuziehen, sind viel entwürdigender für eine Frau als der Ausbruch einer großen Leidenschaft, welche die gegebenen Grenzen durchbricht. Es ist ein gewaltiger Strom —"

„Der den Ehemann verschlingt und den Liebhaber sanft auf seinen Fluten in das Paradies trägt," unterbrach sie Hellingen, ärgerlich lachend. „Marie, deine Schwärmerei für die Rienfeld scheint mir auch ein gewaltiger Strom zu werden, der uns hier die Gemütlichkeit wegzuschwemmen droht. Setze dich ans Klavier und spiele ‚Guter Mond' oder etwas dem Ähnliches."

Marie spielte einen Walzer.

„Brav, auch gut," rief Hellingen.

Sie spielte und spielte wie ein aufgezogenes Uhrwerk.

* *
*

Der folgende Tag war ein Donnerstag, der Tag, an welchem zwischen zwölf und vier Uhr die Villa Ludovisi den Fremden geöffnet war.

Richard fand sich pünktlich um zwölf Uhr ein, er hoffte dann die Galerie noch leer zu finden und die Kunstschätze mit mehr Ruhe genießen zu können. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Vorsaal der Statuen-Galerie war noch gänzlich leer, und im Hauptsaale war erst eine Dame anwesend, welche gerade vor der berühmten Juno stand, auf welche auch Richard seine Schritte zulenken wollte. Er wendete sich, um nicht zu stören und nicht gestört zu werden, einstweilen den übrigen Statuen zu, und vertiefte sich eine ganze Zeit in die schöne Gruppe Penelope und Telemach. Schritte im Vorsaal weckten ihn aus seinem Beschauen, und er wendete sich, da er bedachte, daß sich vielleicht bald noch mehr Beschauer um die Juno sammeln würden, nun doch dem wunderbaren Kopfe der Göttin zu, obgleich die Dame immer noch dort stand. Indem er sich bemühte, den besten Standpunkt der ungünstigen Aufstellung gegenüber zu finden, fiel sein Blick zufällig auf die Beschauerin, die ihn ihrerseits erst jetzt gewahr wurde. Zwei dunkle, in Thränen schwimmende Augen begegneten den seinen.

„Marie!" rief er überrascht und streckte ihr die Hand entgegen. Sie zog schnell, wenn auch zu spät, den Schleier vor und sagte freundlich:

„Wie geht es Ihnen? Wie ist Ihnen der gestrige Abend bekommen?"

Richard konnte sich im ersten Augenblicke kaum fassen, um eine gleichgültige Antwort zu geben.

Eine Frau, welche vor der Juno Ludovisi weinte, welcher das Kunstwerk so unmittelbar zur Seele sprach, würde schon als ganz Fremde seine Teilnahme auf das höchste erregt haben. Und nun war es Marie, welche einst, wenn auch in anderer Gestalt, das Ideal seines jungen Herzens gewesen war. Warum weinte sie? War es die überwältigende Macht der Schönheit, oder hatte sie hier vor dem erhabenen Bilde der Göttin versucht, sich die kleinlichen Quälereien des Lebens zurecht zu legen?

„Wie geht es Ihnen?" wiederholte Marie ihre Frage, da sie keine Antwort bekommen.

„Ich danke, gut; und Ihnen?"

„Sie sehen, ich bin schon wieder früh auf dem Platz," lächelte sie. „Der Portier, welcher mich kennt, erschließt mir diese geheiligten Räume immer einige Minuten früher als den übrigen Kunstpilgern. So kann ich mich wenigstens auf kurze Zeit, von geschwätzigen Kunsturteilen der Touristen unbehelligt, dem Genuß hingeben."

„Und Ihre Kleine haben Sie heute nicht bei sich?" fragte er.

„Ich wollte heute einmal allein gehen. Halt," rief sie, als Richard eine Bewegung machte, „das soll sich nicht auf Sie beziehen. Ist es Ihnen recht, so sehen wir die Galerie miteinander an. Es ist das etwas ganz anderes, als wenn ich mit der Kleinen und der Gouvernante gehe, da habe ich beständig zu erklären. Das habe ich gestern den ganzen Mor-

Digitized by Google

gen hindurch im Palazzo Borghese gethan, so daß ich wohl heute ein Stündchen mir selbst widmen darf."

Sie ging nun freundlich gesprächig neben Richard her, fragte ihn um seine Meinung über einzelne Statuen und plauderte harmlos.

Er antwortete zerstreut. War das die Frau, die soeben noch vor der Juno geweint? Nur ab und zu verschob sich die Decke des gesellschaftlichen Firnisses und ließ einen Blick in die Seele thun. So sagte sie vor der Gruppe von Telemach und Penelope: „Du armer junger Mensch, du scheinst es so eilig zu haben, hinauszukommen. Wenn du wüßtest, wie es draußen ist!"

„Sehen Sie diesen Bacchus," bemerkte Richard. „Welch ein glückliches Volk waren die Griechen, die eines heiteren Gottes bedurften. Wie schmerzensreich dagegen ist das christliche Gottwesen. Gott Vater, der eine Welt erschaffen, die sich von ihm wendet, und die er erst mit dem Blute seines Sohnes zurückerkaufen muß; die Mutter dieses Sohnes mit dem siebenfach durchbohrten Herzen —"

„Die Welt ist eben trauriger geworden, darum bedarf sie leidender Gottheiten," seufzte Marie. „Was wollen Sie auch dem Volke an Stelle der jetzigen Religion geben?"

„Das Pflichtgefühl und innere Erhebung durch die Kunst."

„Die Erhebung durch die Kunst bietet teilweise der Katholicismus dem Volke auch jetzt. Darum ist sein Reich auch hier in Italien, trotz der allgemeinen Verachtung der Priester, noch lange unzerstörbar. Aber das Pflichtgefühl! Wenn man nur immer wüßte, wo die Pflichten lägen."

„Das zu ergründen, ist eben auch eine religiöse That, der Gottesdienst des innerlich freien Menschen," rief Richard lebhaft.

„Ich spreche übrigens so viel von Pflicht und vergesse sie am Ende zu beobachten," lächelte Marie, indem sie ihre Uhr zog. „Eine Stunde habe ich noch Zeit, dann muß ich wieder zu Hause sein."

„Nehmen Sie Ihre Mahlzeit so früh ein?"

„Nein, erst um sechs Uhr, aber ich habe Helene Geschichtsstunde zu geben. Die Auffassung der Gouvernante ist mir zu oberflächlich, ich betrachte Geschichtsunterricht für die Jugend als etwas sehr Wichtiges, und habe nun denselben, da Hellingen einen besonderen Professor dazu nicht für notwendig findet, bei Helene selbst in die Hand genommen."

„Ihre kleine häßliche Gouvernante sieht mir allerdings nicht nach viel Geschichtsweisheit aus," bemerkte Richard. „Ist Ihnen die Gegenwart einer Ihnen innerlich fremden Person, noch dazu von so unangenehmem Äußeren, nicht oft störend?"

„Sehr sympathisch ist mir das Mädchen nicht, obgleich ich eigentlich selbst nicht weiß warum; indessen ihre Art, mit Helene umzugehen, ist eine liebenswürdige, und das giebt ihr in meinen Augen einen großen Vorzug."

„Wie edel handeln Sie gegen dieses Kind!" rief Richard.

Marie blickte ihn einen Augenblick forschend an:

„Hat Hellingen Ihnen von dem Kinde erzählt?"

„Er sagte mir, daß Sie mit großer Aufopferung für dasselbe Sorge trügen."

„Zur Aufopferung hatte ich bisher noch gar keine Gelegenheit," sagte sie lächelnd. „Doch was fangen wir jetzt an? Ich habe keine große Lust, unmittelbar nach den Antiken die Fresken von Guercino im Kasino anzusehen. Ist es Ihnen recht, so machen wir noch einen kleinen Spaziergang durch den Garten, zu welchem mir noch gerade Zeit übrig bleibt."

Sie betraten das Boskett immergrüner Eichen dem Eingang gegenüber, durch deren dichtes Laub die Sonne nur in einzelnen Flecken den Boden vergoldete. Dann wendeten sie sich nach rechts und gingen auf schmalem Fußsteig durch Gebüsch und Wiesengrund zu dem Teile des Parkes, wo sich das Gartenartige

Digitized by Google

verlor und der Natur mehr ihr freies Walten gelassen war. Jene langen, geraden, mit hohen Taxushecken eingefaßten Gänge, deren Einförmigkeit nur ab und zu durch einen alten Sarkophag, eine Statue, ein Säulenkapitell oder einen antiken Krug unterbrochen war, blieben links liegen.

„Heute steht mein Sinn besonders nach Natur," sagte Marie, „obgleich ich nicht leugnen will, daß jene Gänge für mich einen gewissen Reiz haben."

„Es ist die Poesie einer längst vergangenen Zeit, die sie umschwebt," bemerkte Richard. „Denken Sie sich solch einen Gang, von welchem Sie wüßten, daß er erst vor ein paar Jahren angelegt wäre, er würde all seinen Zauber verlieren."

„Und hier reichen sich Vergangenheit und Gegenwart die Hand," sagte Marie, als sie in den Teil des Gartens gelangt waren, wo man an den einst sorgfältig geschorenen Hecken und Bäumen der Kraft der Natur ihr Recht zurückgegeben hatte. Die Lorbeeren und Eichen hatten das Joch kräftig abgeschüttelt und beugten sich nicht mehr dem Heckenzwang, sondern gestalteten sich wieder zu lebenskräftigen Bäumen.

„Bravo, bravo, ihr ehrwürdigen Bäume!" rief Richard. „Möchten sich an euch die durch die Gesellschaft verbildeten Menschen ein Muster nehmen!"

„Werden Sie morgen zu Frau von Nienfeld gehen?" fragte Marie plötzlich.

„Allerdings habe ich die Absicht. Und Sie, werden Sie dort sein?"

„Sie haben wohl gehört, wie sich mein Mann gestern ausgesprochen hat," erwiderte sie langsam.

„Aber Ihre Worte der Entgegnung waren so schlagend, daß sie auch den kältesten Verstand hinreißen mußten."

„Es ist immerhin doch möglich, daß mein Mann recht hat," sagte Marie sehr kühl. „Ich werde hören, welchen Rat er mir giebt."

Laune, dein Name ist Weib, seufzte Richard innerlich. Gestern noch ein wahrer Feuereifer für die Freundin, und heute: es ist möglich, daß mein Mann recht hat.

„Wenn es Hellingen für richtig hält," begann Marie wieder, „werde ich jedenfalls hingehen. Ich habe Frau von Nienfeld sehr lieb."

„Ist es wahr, daß in der hiesigen Gesellschaft so viele Damen verkehren, auf deren Vergangenheit irgend ein Makel ruht?"

„Ja, das ist wahr; aber wäre es denn recht, Leute, die jetzt in jeder Art ehrenwert sind, wegen eines früher begangenen Fehlers auszuschließen? Ist das nicht mehr Grausamkeit als Tugend? Stelle sich doch selbst jeder so hoch, daß ihm der Verkehr mit den Sündern nichts schadet, er gewinnt innerlich mehr dabei, als wenn er so ängstlich zur Seite rückt."

Sie waren jetzt an das Kasino herangekommen und begaben sich an dem mit Knospen bedeckten Kameliengebüsch vorbei etwas bergab, wo uralte, breitästige, immergrüne Eichen, selbst zur Mittagszeit, alles in dunkle Schatten hüllten. Eine Quelle, von Grün umwuchert, rieselt leise und eintönig auf bemooste Steine hernieder, Akanthusblätter von ungewöhnlicher Größe bedecken den Boden.

„Das ist der Orkus," rief Richard. „Ist es nicht so, als sollten jeden Augenblick hinter diesen Bäumen Schatten abgeschiedener Seelen hervortauchen?"

„Sollen wir es wagen, durch diesen Orkus hindurchzugehen?" fragte Marie lächelnd.

Sie betraten den düsteren Ort. Es war so still, das Murmeln des Wassers das einzige Geräusch in der schwarzgrünen Einsamkeit. Die weißstämmigen Birken mit dem im Frühlingswind so beweglich flüsternden Laub, die kleine Insel im fröhlich rauschenden Bach, an dessen Ufer die Vergißmeinnicht blühten, der Frühling des Lebens mit seinen Freuden und Schmerzen, wie lag das alles so weit, so weit!

Der „Orkus" war durchschritten, beide

Digitized by Google

blickten zurück. Hatten nicht doch längst entschlafene Geister im Schatten der Bäume gelauert?

* *
*

„Welche Toilette wirst du heute abend wählen, Marie?"

„Heute abend?"

„Nun natürlich wirst du doch zu deinem ‚gewaltig brausenden Strom der Leidenschaft', wie du dich neulich so schön ausgedrückt hast, auf den Empfangsabend gehen?"

„Ich hatte schon in Gedanken darauf verzichtet, da ich annehmen mußte, daß es deine Billigung nicht haben würde."

„O, du bist sehr gütig, in diesem Fall nach meiner Billigung zu fragen, da sonst nur deine eigenen Gesetze für dich maßgebend sind. Handle also auch diesmal ganz nach deinem Ermessen."

„Wenn du also nicht direkt etwas dagegen einzuwenden hast, halte ich es nicht weiter für meine Pflicht, zu Hause zu bleiben, und werde ich gern auf eine Stunde hingehen."

„Du bist über die Maßen pflichtgetreu."

„Hat das nicht deine Billigung?"

„O gewiß, sobald es nicht die Grazien ausschließt, denn Mangel an Grazie verzeihe ich einer Frau viel schwerer als Mangel an Pflichtgefühl. Also pour revenir à notre mouton, gehe du ruhig hin und berichte mir morgen getreu über das Menü. Soviel ich weiß, sollte ja wohl eine Improvisatrice vorgesetzt werden."

„Das ist bei Mrs. Wild, welche uns zu übermorgen aufgefordert hat, zu welcher ich indessen nicht gehen werde. Frau von Rienfeld hat solche forcierte Unterhaltungen nicht nötig, um ihren Salon anziehend zu machen."

„Ich glaube, die Improvisatrice könnte mich reizen, einmal meine Whistpartie aufzugeben," sagte der Baron. „Es gefällt mir von Mrs. Wild, daß sie wenigstens eine Art von Menü macht. Erster Gang: Improvisatrice mit Champignons, o, ich wollte sagen mit Guitarre. Zweiter Gang: Mayonnaise, halt, nein: Mandolinata von zwei spanischen Bildhauern, welche, da sie Bildhauer und Spanier sind, selbstverständlich ausgezeichnet Mandoline spielen müssen. Dritter Gang: Ein Taschenspieler, sauté en madère —"

Ein Kichern nebenan ließ sich hören. Es waren Elsbeth und Helene, für welche beide die Scherze des Barons wie himmlisches Manna in die Öde der Geographiestunde hineinfielen. Marie machte die Thür zu.

„Lachen ist in deinen Ohren keine angenehme Musik," sagte der Baron ärgerlich.

„Es geschah mehr in Gedanken an das, was du vorher über die Pflicht und über die Grazie sagtest, als wegen des Lachens, daß ich, leider verspätet, die Thür zumachte." — —

In dem Salon der Frau von Rienfeld wogte es bunt durcheinander. Künstler, Gelehrte, Staatsmänner, den verschiedensten Nationalitäten angehörig, waren vertreten. Knospenhafte junge Mädchen, Frauen, die im vollen Bewußtsein ihrer Schönheit glänzten, und solche, welche sich ängstlich bemühten, zu längst vergangenen Triumphen neue zu fügen, fanden sich vereinigt mit jenen Priesterinnen, welche ihre Dienste den schönen Künsten geweiht. Selbst die Eumenidenschar der Klatschschwestern war nicht vollständig ausgeschlossen. „Mögen sie lästern, was kümmert das mich," sagte Frau von Rienfeld stolz. „Durch Einladungen macht man die Lästermäuler am besten verstummen," dachte ihr kleines, kluges Köpfchen im stillen.

So waren sämtliche Elemente vertreten, die eine Gesellschaft beleben konnten; die der Langenweile waren strengstens ausgeschlossen.

Herr von Rienfeld kam Richard mit großer Herzlichkeit entgegen. Er war ein auffallend schöner Mann mit geistig belebten Zügen und dilettierte nicht nur in verschiedenen schönen Künsten, sondern auch in „Staats- und Gelehrten Sachen". So fehlte es ihm nicht an interessanten

Digitized by Google

Beziehungen aller Art, wenngleich er selbst in keiner der vielen von ihm eingeschlagenen Richtungen etwas Bedeutendes geleistet hatte.

Richard sprach ihm seine Freude aus, mit verschiedenen ausgezeichneten Persönlichkeiten in seinem Hause bekannt geworden zu sein.

„Ich bin der Ansicht, entweder einen geistig regen Salon zu haben oder gar keinen," entgegnete Herr von Nienfeld. „Die Art zum Beispiel, wie Hellingen dabei zu Werke geht, würde mir für mich nicht zusagen. Er sondert und sondert so ängstlich die Böcke von den Schafen, daß er schließlich wirklich nur Schafe behält und daß es ihm geglückt ist, die ganze Langweiligkeit der deutschen Gesellschaft echt und unverfälscht nach Rom zu importieren. Sie werden gehört haben, daß und warum er die Künstler ausschließt. Ich für meinen Teil, ich würde es mir zur Ehre schätzen, wenn mein Haus der Ort wäre, wo dem jungen Genius die ersten schwierigen Schritte auf seiner Erdenlaufbahn erleichtert würden. Ihre Frau Cousine denkt ganz anders in diesem Punkte als der Gemahl; ihretwegen, die wir beide sehr hoch stellen, ist es, daß meine Frau noch den Hellingenschen Salon besucht."

Der Eintritt Maries unterbrach das Gespräch. Sie erschien erst nach zehn Uhr. Wie schön sah sie aus! Sie trug ein weißes Kaschmirkleid, dessen weiche Falten sich ihren wundervollen Formen anschmiegten.

„Hellingen riet Ihnen also doch zu kommen?" fragte Richard nicht ohne Ironie.

„Er stellte es mir anheim, wie er meistens zu thun pflegt."

„Er hatte nicht Lust, Sie zu begleiten?"

„Nein, seitdem er krank ist, liebt er die Ruhe, die Regelmäßigkeit. Er geht nur noch selten in Gesellschaft, die Mühe, die ihm jede Bewegung macht, und das damit verbundene Aufsehen sind ihm verhaßt. Friedenbergs sind heute wie allabendlich bei ihm, die Whistpartie ist in vollem Gange. Ich gedenke bis elf Uhr, wo dieselbe meistens zu Ende ist, hier zu bleiben. Wie angenehm, daß man bei diesen italienischen Gesellschaften kommen und gehen kann, wann man will."

Marie wurde nun von verschiedenen Bekannten begrüßt, so daß Richard nicht eher wieder Gelegenheit hatte, sie zu sprechen, als bis sie ihm um elf Uhr die Hand zum Abschied reichte.

„Ich schließe mich Ihnen an," sagte er, und ohne ihre Antwort abzuwarten, stand er bald reisefertig neben ihr.

Die Nienfeldsche Wohnung lag auf der Via Sistina ganz in der Nähe des Hellingenschen Hauses. Der Mond schien hell,. der Schatten des Obelisken auf Trinità de' Monti streckte sich ihnen lang entgegen. Kurz vor dem Hause angelangt, warf Richard zufällig einen Blick auf die Fenster des von seinen Verwandten bewohnten Stockwerks. Es war ihm einen Augenblick, als husche eine weiße Gestalt von einem der Fenster fort, doch gab er weiter nicht darauf acht.

„Wollen Sie nicht mit hinauf kommen?" fragte Marie. „Die Whistpartie wird nun zu Ende sein, und Hellingen würde sich freuen, Sie zu sehen."

Richard folgte der Aufforderung. Die Partie war indessen noch nicht zu Ende. Hellingen und das Ehepaar Friedenberg saßen noch wie Steinbilder um den Tisch herum. Sie waren so eifrig, daß die Kommenden nur kurz begrüßt wurden.

„Die Partie ist ja heute en trois, wo ist Fräulein von Lins?" fragte Marie.

„Hat sich wegen Kopfschmerz früh zurückgezogen," entgegnete der Baron.

„Da möchte ich doch sehen, ob ihr nichts Ernstliches fehlt; entschuldigen Sie mich, lieber Vetter," sagte Marie und eilte ohne Säumen dem Zimmer der Gouvernante zu. Bald kehrte sie zurück. „Das Fräulein scheint zu schlafen, ich habe an die Thür geklopft, es war alles still; so hoffe ich, wird das Unwohlsein nichts auf sich haben." Wie sah sie in diesem Augenblicke hübsch aus! Das weiße leichte Tuch, welches sie für den kurzen Weg

Digitized by Google

durch die nächtliche Kühle um den Kopf geschlagen, ruhte noch halb auf den vollen Flechten. Aus dem Gesicht war der Zug der Strenge verschwunden, die halb geöffneten roten Lippen hatten wieder etwas von dem kindlichen Ausdruck früherer Zeit. Richard sah sie voll Bewunderung an. Sie schlug errötend die Augen nieder, wie damals als junges Mädchen.

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen etwas vorspiele?“ fragte sie.

Es war wieder die kalte Stimme der Gegenwart. Er wünschte es eigentlich nicht, aber er glaubte doch „ja“ sagen zu müssen.

„Ich will einmal eins der ‚Lieder ohne Worte‘ von Mendelssohn spielen, sie wirken immer wohlthuend.“

Sie spielte und er hörte zu, oder vielmehr er hörte nicht zu. Er sah ihre Gestalt, ihr Profil, den schönen Ansatz ihres Kopfes. In das Nebenzimmer blickend, bemerkte er dort ihren Gatten mit dem vertrockneten Ehepaar bei den Karten. War sie glücklich? Liebte sie ihren Gemahl? Bedurfte ihr Herz nichts weiter als das, was ihr dieser Gatte gab? Und da stiegen sie wieder empor, die alten seligen Stunden. Wie zarte duftige Ranken umspannen sie die nüchternen Anschauungen der Gegenwart. Wenn er es auch vor sich selbst leugnen wollte: in dieser Stunde fühlte es Richard doch, daß trotz des veränderten äußeren Wesens Marie dieselbe geblieben, und daß auch er noch immer derselbe war. Da! was war das? Hinter der herabgelassenen Portiere von rotem Wollenstoff erschien plötzlich ein Licht, eine weiße Hand teilte den Vorhang, es folgte ein wunderschöner Arm, dann ein zweiter, welcher das Licht hielt, und nun trat eine weiße Gestalt hervor mit langen, goldenen, aufgelösten Haaren. War das Wirklichkeit oder Traum? Die Gestalt blieb einige Augenblicke zögernd an der Thür stehen, dann näherte sie sich leise. War es möglich? Dieses wunderbare Wesen war ja Fräulein von Lins, die „häßliche, unbedeutende“ Gouvernante. Das rote Haar schimmerte, als unmittelbar das Licht darauf fiel, wie flüssiges Gold, die grünlich braunen Augen erschienen tief dunkel und hatten einen wunderbaren Ausdruck. Und dann die selten schönen Arme, welche aus den zurückgeschlagenen weißen Ärmeln des weißen Nachtgewandes hervorsahen. Unter demselben trug Elsbeth noch den Rock ihres Tagkleides von schwarzer Seide, welches, mit langer Schleppe versehen, die kleine Gestalt größer erscheinen ließ.

Das junge Mädchen schien Richard nicht zu bemerken. Leise schritt sie auf die Baronin zu und legte ihre Hand auf die Schulter derselben. Marie hatte ihr Kommen nicht bemerkt, sie fuhr erschreckt zusammen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Frau Baronin,“ sagte Elsbeth mit furchtsamer Stimme: „Ich war soeben an Helenes Bette, sie scheint starkes Fieber zu haben; ich dachte, ich müßte Ihnen das melden.“

„Helene Fieber? Ich war ja noch vor kurzem bei ihr, sie schien ruhig zu schlafen; wie ist das möglich?“ rief die Baronin erschreckt. „Ich werde sogleich hinaufgehen.“

Richard erhob sich.

„Ich werde, wenn es nötig ist, sofort den Arzt holen,“ sagte er.

Elsbeth fuhr erschrocken zusammen.

„Mein Gott, ich hatte nicht bemerkt“ — sie ergriff wie instinktiv ihr langes Haar und zog es vorn über der Brust zusammen.

Welch reizende Bewegung, wert, von einem Künstler belauscht zu werden, dachte Richard.

Die Baronin war schon aus dem Zimmer gestürmt, Elsbeth ihr nach. Richard folgte den Damen. Vor der Thür des Schlafzimmers blieb er stehen, wurde indessen sogleich von Marie hereingerufen.

„Ich bitte Sie, lieber Vetter, fühlen Sie einmal Helenes Kopf an,“ rief sie mit großer Lebhaftigkeit. „Mir scheint er die normale Temperatur zu haben, auch geht der Puls ruhig und das Kind schläft ganz sanft.“

Digitized by Google

„Freilich!" bemerkte er. „Helene hat sich nur rote Backen geschlafen, das ist alles."

„Das scheint mir auch," brummte die alte Kammerfrau Maries, welche nebenan schlief, schnell aufgestanden und nun herbeigekommen war, indem sie Fräulein von Lins fest anblickte.

„Sie sind eben erst aus dem Schlafe erwacht, Marianne, und Frau Baronin scheint mir selbst sehr heiße Hände zu haben, folglich Helenes Hitze nicht so fühlen zu können," sagte Elsbeth erregt, indem sie plötzlich Maries Hände in die ihrigen nahm.

„Unsere nächste Sorge, glaube ich, muß sich auf Sie richten," bemerkte Marie, zu Elsbeth gewendet, etwas kurz. „In Ihrem jetzigen Kostüm können Sie sich leicht erkälten. Marianne, gieb dem Fräulein von Lins meinen großen Mantel."

Die Kammerfrau half Elsbeth in den langen weiten Mantel hinein, aus welchem nur ihr Gesicht und ihre Fingerspitzen heraussahen; denn auch das lange Haar war von der Kammerfrau sorgfältig mit dem Mantel überdeckt worden.

Den strengen Blick, welchen Marie Elsbeth zugeworfen, hatte Richard wohl bemerkt. Das junge Mädchen that ihm leid, sie hatte ja nur im Übereifer der Pflicht gehandelt. Er sagte daher halblaut: „In welcher treuen Sorge befindet sich doch die Kleine bei Ihnen."

Elsbeth schüttelte den Kopf, einen Augenblick erhob sie zu ihm die Augen mit dem Ausdruck des Dankes, dann senkte sie dieselben schnell, um, wie es Richard vorkam, die Thränen zu verbergen.

In der Zwischenzeit hatten die Baronin und Marianne das schlafende Kind genau beobachtet.

„Nicht eine Spur von Fieber," sagte Marie bestimmt. „Bleibe du jetzt hier, Marianne, und sobald du irgend eine Veränderung bemerkst, rufe mich sofort. Wenn irgend möglich, wünsche ich nicht, daß mein Mann etwas davon erfährt. Derartiges macht ihm leicht eine unruhige Nacht."

Elsbeth näherte sich jetzt Marie.

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, wenn ich Sie unnütz beunruhigt habe."

„Seien Sie ruhig, liebes Fräulein," erwiderte Marie freundlich und küßte das junge Mädchen auf die Stirn, „ich danke Ihnen im Gegenteil herzlich für Ihre Sorgfalt. Aber wie geht es denn mit Ihrem Befinden? Ich war vorher hier, um nach Ihnen zu sehen, es war aber alles still, Sie haben doch da wohl geschlafen?"

Maries Augen nahmen einen etwas prüfenden Ausdruck an.

„Ja freilich — ich habe nichts gehört — das heißt, ich erwachte durch ein Geräusch. Da es sich aber nicht wiederholte, so wußte ich nicht, was es gewesen war. Ich besann mich, da fiel mir ein, es könne nebenan Helene etwas zugestoßen sein. Ich stand auf, nachzusehen, da schien es mir, als habe sie Fieber."

Richard fiel in diesem Augenblicke die weiße Gestalt ein, die er vorher am Fenster erblickt zu haben glaubte. Indessen sagte er nichts; es war sehr leicht möglich, daß er sich in der Fensterreihe geirrt und jene Gestalt einem anderen Stockwerk angehört hatte.

* * *

Einige Tage später durchwanderte Richard die vatikanischen Kunstschätze. Der Sixtinischen Kapelle hatte er neulich schon einen Morgen geweiht. Er wendete sich nun den Raphaelschen Stanzen zu. Da sah er plötzlich vor der Schule von Athen Fräulein von Lins stehen. Sie erwiderte seinen Gruß verlegen freundlich, während ein dunkles Rot ihr Gesicht übergoß.

„Das arme Mädchen, sie errötet noch nachträglich, weil ich sie neulich im Nachtkleide gesehen," dachte Richard. Er hielt es für das Beste, durch eine ganz unbefangene Unterhaltung jeden peinlichen Eindruck zu verwischen.

„Sie sind allein hier?" redete er sie an.

„Helene hat heute Geschichtsstunde, Französisch und Musik. Diese Fächer

Digitized by Google

giebt ihr die Frau Baronin selbst, und so bin ich an diesem Tage, ich möchte fast sagen, leider frei."

„Leider? So ganz gehen Sie in Ihrem Berufe auf?"

„Nicht gerade das, aber es thut mir leid, in diesen Fächern, trotz aller Mühe, nicht die Zufriedenheit der Frau Baronin erlangen zu können. Ich werde bezahlt und kann doch nicht alles das leisten, für was ich bezahlt werde. Glauben Sie mir, Herr von Walden, nicht Mangel an Fleiß ist die Ursache, daß meine Kenntnisse nicht gründlicher sind. Mein Vater war Major, er fiel im Duell und hatte noch nichts für die Mutter und mich zurückgelegt. Wohlhabende Verwandte brachten mich in ein Institut, Privatlehrer wurden bezahlt, keine Ausgabe gescheut, damit ich den Kursus, zu welchem sonst ein Jahr erforderlich ist, in einem halben Jahre durchmachen und so schnell wie möglich auf eigenen Füßen stehen konnte. Ich machte dann das Examen, ich erhielt durch Vermittelung eines Freundes meines Vaters diese vorzügliche Stelle. Doch da spreche ich hier vor diesen berühmten Bildern von meinen unbedeutenden Verhältnissen, für die niemand ein Interesse haben kann."

„Wie gefallen Ihnen diese Bilder?" fragte Richard lebhaft.

Um Elsbeths Lippen zuckte es einen Augenblick von unterdrücktem Verdruß. Dieser Mann hatte wirklich ein unglückliches Genie, alles für wahr und selbstverständlich zu halten, was sie sagte, und niemals da zu protestieren, wo es mit Recht von ihm erwartet werden konnte. War es denn nun wirklich möglich, daß ein Jahrhunderte alter Fetzen befleckster Leinewand ihn mehr interessieren konnte als ein junges, frisches, lebendiges Leben?

„Diese Bilder sind viel zu gelehrt für mich," sagte sie mit nachdenklicher Miene. „Die Frau Baronin hat neulich zwei Stunden daran erklärt. Sie hatte zu dem Zwecke zwei Bücher mitgebracht, das Reisebuch und eine Kunstgeschichte. Mir ging alles wirr im Kopfe herum. Von einem Bilde wünsche ich nur — doch Sie lachen mich aus?" Sie sah ihn mit dem Blick eines furchtsamen, hilfsbedürftigen Kindes an, während zwischen den halb geöffneten Lippen die reizenden Zähnchen hervorblitzten.

„Gewiß nicht," rief Richard. „Ich schätze jedes selbstgedachte Urteil hoch, falle es aus, wie es wolle."

„Von einem Bilde also wünsche ich nur, daß es schön sei, in der Art schön, daß man es durch das Auge und nicht erst aus Büchern erkennt."

Einmal ein naives Kunsturteil! dachte Richard, das ist etwas wert. „Welche Bilder würden es hier also sein, die Ihnen besonders gefielen?"

„Nun, hier die Befreiung des Petrus; in den Loggien Raphaels fast sämtliche Bilder, besonders die Aussetzung Moses'. Das ist so schön, daß auch ein ungelehrter Mensch es verstehen kann."

„Das ist aber auch eines der schönsten Gemälde in den Loggien!"

„Wirklich? Das freut mich," rief sie, die kleinen Hände zusammenschlagend, „ich habe also einmal in Kunstsachen etwas gesagt, was nicht geradezu einfältig ist. Sie, Herr von Walden, geben mir neuen Mut; bei den gelehrten Büchern der Frau Baronin bin ich ganz verzagt geworden. Wie soll mein unbedeutendes Empfinden zu Worte kommen, wo sich so viel hochgelehrte Stimmen vernehmen lassen?" Sie lachte fröhlich, die Grübchen in ihren Wangen zeigten sich und die unbestimmten Farben ihrer Augen leuchteten in einem sprühenden Glanz.

„Waren Sie heute schon in der Pinakothek?" fragte sie.

„Lassen Sie uns gleich dorthin gehen," entgegnete Walden.

Sie stiegen die Treppen hinauf. Oben in der Loggia blieben sie stehen.

„Das ist doch das schönste Bild," sagte sie, hinaus in die Ferne deutend. Da breitete sich rechts die Stadt, links die Campagna aus mit ihrer weithin schimmernden Fläche, welche hier und da von

Digitized by Google

einzelnen Pinien unterbrochen wurde. Im Hintergrunde die schneebedeckten Gipfel der Sabina, deren Fuß sich in bräunlich-violette Sammetfarben kleidete.

Sie betraten die Pinakothek.

„Sehen Sie dieses Bild," rief Elsbeth, vor der Murilloschen Madonna im ersten Zimmer stehen bleibend. „Um das zu verstehen, dazu brauch ich keine Erklärungen, keine Kunstgeschichte. Wer möchte das süße, kleine Kind nicht vom Arm der Madonna nehmen und es herzen, küssen und lieb haben? Haben wir nicht alle selbst einmal so auf dem Arm unserer Mutter gesessen? Dieses Kunstevangelium wird auch den geistig Armen gepredigt."

Richard sah die junge Erzieherin erstaunt an. Wie hatte er sie für alltäglich halten können! Sie gingen nun weiter und standen bald vor der Transfiguration Christi.

„Dieses Gemälde ergreift Sie doch gewiß auch?" fragte Richard.

„Ich weiß es nicht, es gehört zu den Bildern, denen gegenüber ich noch nicht zu einer eigenen Empfindung gekommen bin. Die Frau Baronin hat viel von einer Einteilung in drei Teile gesprochen, ich mußte dabei an eine protestantische Predigt denken. Ich sehe eben nur, daß Christus hoch oben im seligen Dasein schwebt, während unten das Elend des Lebens dasselbe bleibt. Das hat doch Raphael gewiß in diesem Bilde nicht darstellen wollen. Ich selbst bin eben den Höhen des Lebens zu fern, und von unten aus hat man keinen richtigen Überblick."

„Was nennen Sie die Höhen des Lebens?"

„Die Freiheit," rief sie lebhaft, „doch," setzte sie, sich schnell besinnend, hinzu, „den Frauen wird diese ja wohl in keiner Lebenslage unverkürzt zu teil, und ich preise mich ja sehr glücklich, eine so gute Stelle erhalten zu haben."

Wieder senkten sich die Augen, ein halb unterdrückter Seufzer hob die Brust.

Seine erstaunten Blicke schienen ihr lästig zu fallen, und sie wendete sich schnell der Madonna di Foligno zu.

„Wie schön ist sie, nicht wahr? Welch eine herrliche Frau!" sagte Elsbeth jetzt in vollständig gleichmütigem Ton. „Aber bei ihr hätte ich doch nicht den Mut, wie bei jener Madonna von Murillo, sie zu bitten, mich das Jesuskind einmal auf den Arm nehmen zu lassen. Jedoch sein kleines, liebes Händchen, sein niedliches Füßchen würde sie mir vielleicht erlauben zu küssen. Ich rede recht viel Unsinn, nicht wahr? Aber ich muß mir jene Gestalten auf den Bildern als wirklich und zu mir in Beziehung denken können, sonst sind sie für mich tot. Sie müssen mit mir Nachsicht haben, Herr von Walden, und bedenken, daß ich bis vor einem halben Jahr noch in einer kleinen Provinzialstadt steckte, und daß die Reise nach Rom die erste meines Lebens war."

Richard gefiel das originelle Mädchen mehr und mehr. Der eigentliche Zweck des Besuches der vatikanischen Kunstwerke war zwar heute nicht erreicht; aber, als er schließlich Abschied nahm, mußte er sich sagen, daß ihm mehrere Stunden angenehm entschwunden seien.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Haghion Oros.

Haghion Oros,

die Republik der Weltüberwinder.

Von

Theodor Harten.

„Gens æterna, in qua nemo nascitur."

I.



Wer den Zauber altchristlichen Athoslebens inmitten seiner Kirchen- und Klosterromantik voll auf sich einwirken lassen will, der gehe zum Fest der Verklärung Christi (6./18. August) hin, nehme teil an der Vigilie, die dann auf dem schroff aus dem Meere aufsteigenden Athoskegel gehalten wird, oder höre die Liturgie, welche die Heroen der Askese nach Sonnenaufgang im Marmorkirchlein droben singen. Durch Fasten, Beten und Wachen das Körperliche ihrer Existenz nahezu verdrängend, gleiten sie alsdann gleich Schatten über das weißschimmernde Gestein und erregen dem weltlichen Beschauer das Gefühl, als vermöchte an ihren Sohlen kein Erdenstaub mehr zu haften.

Wer dagegen im Athos das schon von den Alten hochgepriesene Natur-Eden bewundern will, der betrete seine Gestade im Frühling, wenn sich in Glockenton und Kirchensang der vieltausendstimmige Chor der Nachtigallen mischt, wenn das immergrüne Buschrevier in duftendem Farbenschmelz prangt und der Sonnenstrahl sich im sprühenden Schaum ungezählter Kaskaden bricht — wenn ein mächtiger Hauch ursprünglicher Schöpfungskraft die frohe Wildnis seines lianenumrankten Urwaldes durchflutet und in steiler Felsenschlucht der brausende Gießbach die Schnee-

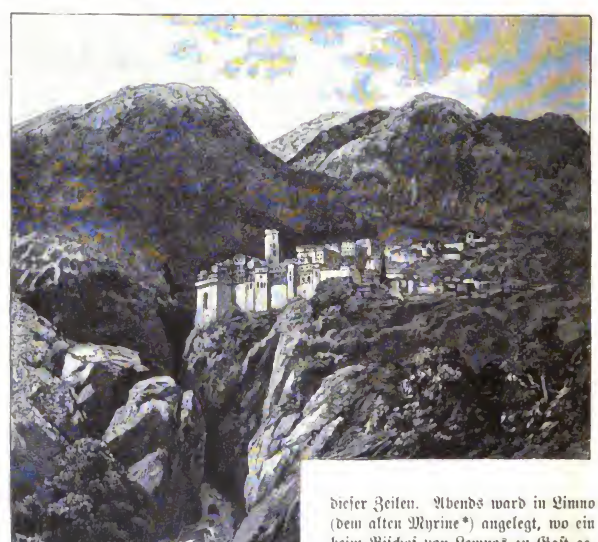
Anmerkung. Ἅγιον Ὄρος = der heilige Berg, Bezeichnung für die Athos-Halbinsel.

Digitized by Google

massen der Höhe zu Thale führt. Weder Bild noch Wort können wiedergeben, was jenes meerumkränzte Stück Erde, wo Felsen, Wald und Wasser um den Preis der Schönheit ringen, dem Auge dann zu bieten vermag.

Zwar hat vor kurzem ein verheerender Waldbrand, dem zwanzig Menschen zum Opfer gefallen, weite Flächen jenes herrlichen Gestades verwüstet, doch werden die Spuren dieses Unfalls mit der Zeit verschwinden.

An einem Maitage, vor etwa sieben Jahren, hielt ein kleiner russischer Dampfer mit für den Athos bestimmten Pilgern aus Odessa in Gallipoli an, um von dort aus einige Abendländer mitzunehmen, die nach Erisso wollten und denen diese Gelegenheit sehr erwünscht kam; unter ihnen befand sich der Schreiber



Kloster St. Paulus.

dieser Zeilen. Abends ward in Limno (dem alten Myrine*) angelegt, wo ein beim Bischof von Lemnos zu Gast gewesener griechischer Prälat ebenfalls an Bord kam und von dem Führer der Pilgerkarawane, einem Athosmönch von Russiko, auf das ehrerbietigste bewillkommnet ward. Die Wallfahrer, Männer jedes Alters, welche sich übrigens musterhaft hielten und von schlichter Glaubenseinfalt beseelt schienen, kamen die ganze Nacht nicht zur Ruhe; sie blieben in ihren Kleidern, um gleich beim ersten Morgengrauen die Ausschau

* Sophokles erwähnt, daß der Athosschatten das eherne Rind auf dem Marktplatz von Myrine berührte, was in langen Sommerabenden möglich ist.

Digitized by Google



Kloster St. Dionysius.

nach dem „thrazischen Loretto" wieder zu beginnen. Der Athos, ein uralter Götterberg, war das Nationalheiligtum, dem Zeus, dessen Bildsäule den Gipfel schmückte, den Beinamen Atho'os (Ἀθῷος) entnahm, und wo auf ihrer Flucht aus dem Olymp die Hera rastete. Kaum einer der alten Autoren hat diese Felsenwarte des Ägäischen Meeres, die schon früh zu den bedeutungsvollen Bergen gehörte, unerwähnt gelassen. Auf dieser Meer und Land beherrschenden Höhe entzündeten Agamemnons Boten einst die Freudenfeuer über Trojas Fall — gewiß ein herrlicher Anblick, denn der Athos steigt bis zu 6438 Fuß Höhe aus der Flut auf; und der Durchmesser des von ihm beherrschten Aussichtskreises beträgt etwa dreißig geographische Meilen. Wir standen schon auf dem Verdeck, als noch die dunkle Glut der Morgenröte breit am Horizonte lag und in sanft verschwimmenden Tönen über den Himmel ausstrahlte, während sie die schäumenden Wogenkämme mit lohendem Schmucke krönte. Immer deutlicher traten Imbros' scharf markierte Silhouette und der wild zerklüftete Bergriese von Samothrake hervor; kühn und düster ragte letzterer in die Luft empor, indessen des Hephästos verlassene Werkstätte — Lemnos — schlaftrunken und schweigend vor uns lag.

„Der Athos zieht die Wetter an, er braut Nebel und Stürme," sagen die Archipelbewohner, und oft, wenn das Ägäische Meer ganz klar ist, steht er selber verhüllt da. Zwar sahen wir nun das sich aus Bergschichten und schroffen Felsen gewaltig aufbauende Vorgebirge vor uns, aber die Marmorpyramide, der es zur Basis dient, barg sich noch hinter leise wallenden Nebelschleiern wie hinter mystischem Vorhang; doch der scharfe Morgenwind litt es nicht länger, und plötzlich ertönte vielstimmiger Jubelruf der Pilger, dem die lautlose Stille der Andacht folgte: das Allerheiligste in diesem Naturtempel entschleierte sich! Luftig und duftig, in klaren Umrissen und in der eigenartigen Schönheit seines Farbenschmelzes, weit und breit alles andere tief unter sich lassend, ward in einsamer Majestät der Gipfel des Gottesberges sichtbar. In unsagbar zarten Schattierungen von reinstem Weiß zu lichtestem Lavendelgrau übergehend, mit rosigem Schimmer über den Schneelagern und

über dem Kirchlein der Verklärung, hob er sich kühl und edel vom warmen Lichtton der Atmosphäre ab, ein Bild makelloser Reinheit und isolierter Hoheit, in Wahrheit ein Gottesberg.

Der Dampfer setzte eilig seinen Weg fort; auf der schimmernden See ringsum war er das einzige Fahrzeug, waren wir doch nun von der Weltstraße abseits — dem Haghion Oros nahe! Dem Umstande, daß wegen der tiefen See die Schiffe bis dicht an das südöstliche Kap, das alte Nymphäum, heranfahren können, verdankten wir einen herzbewegenden Anblick, denn plötzlich bemerkten wir hoch oben an der schroffen Felswand der Portaïs, der großartigsten Partie des Gebirges, einen Klausner am Eingang seiner Wohnung stehen. Es schien ein ganz alter Mann zu sein, aber hoch aufgerichtet stand er in seiner malerischen Klausnertracht da, das Gesicht halb verhüllt durch den vom mönchischen Hut herabfallenden schwarzen Schleier. Er hielt in der Hand einen grünen Baumzweig, den er wie segnend gegen uns Vorüberfahrende ausstreckte, während die Pilger nicht müde wurden, auf alle erdenkliche Weise dem ehrwürdigen Troglodyten ihre Verehrung zu bezeigen.

In der Portaïs feierte das Altertum den erhabenen Wohnsitz schöner Nymphen — nun hält dort seit Jahrhunderten ein Gottesstreiter die Thorwacht des heiligen Berges! Seine Waffen sind Gebet und Fasten, seine Rüstung kindlichste Glaubenseinfalt, seine Parole Entsagung — und die Ablösung bringt ihm der Tod. Welch ein Bild!

Nur die allerstrengsten Asketen des Haghion Oros sind Bewerber der Portaïsklause. Von dort wird zuweilen mittels langen Seiles ein weidengeflochtener Korb aufs Wasser herabgelassen, und Vorüberfahrende legen dann etwas Brot hinein. Der Bischof erzählte uns, daß vor ungefähr dreißig Jahren ein etwa siebzigjähriger Klausner dort gelebt habe, der außer dem Wasser aus seiner Cisterne (dessen er sich an großen Fasttagen enthielt) nur Brot oder Schiffszwieback zum Lebensunterhalt gebrauchte und davon nicht mehr als neun bis zehn Pfund monatlich zu sich nahm.

Am Eingang des Singitischen Golfes ist das Gestade des Haghion Oros mit Ausnahme der schmalen Thäler, an deren Ausgang die Littoralklöster dieser Seite liegen, überaus wild und jäh abfallend. Hier bietet sich die 1000 Fuß über dem Meere gelegene Skiti (ἀσκητήριον = Bußort) St. Anna dem Auge dar, deren malerische Kirche nebst Glockenturm und zwei Wirtschaftsgebäuden auf der grünenden Halde eines Felsenvorsprunges am Ausgang einer Steilschlucht liegen, während die sechzig dazu gehörigen Kalyvia und Kelläen (Einsiedlerhäuschen mit Kapelle und Gärtchen), ringsumher zerstreut, in denkbar kühnster Lage an Zinken und Zacken der Klippenränder erbaut sind. Die etwa zweihundert Bewohner dieser Felsennester begeben sich Sonnabend abends auf wahren Gemsenpfaden nach ihrer gemeinsamen Kirche, um dort dem Nachtgottesdienst beizuwohnen, worauf sie sich, nach kärglichem Mahl im Refektorium, wieder trennen. Haghia Anna ist seit Jahrhunderten durch seine Sänger, Kunstschnitzer und Maler berühmt, man arbeitet und betet dort sehr viel, und die herrliche Luft, kräftig vom Meere herauf, balsamisch von den Bergen herunter, erhält die Leute gesund und stark.

Etwas vom Meere weg liegt die große St. Pauls-Abtei, das schönste der Binnenklöster, solange die Frühlingskatarakten des Athos es umbrausen. Dieser Kirchenfeste, deren Wartturm und Wälle dank des Durchblickes einer Steilschlucht schon von weitem sichtbar sind, folgt St. Dionys mit seinen Nachtigallen am plätschernden Orangenbach, 200 Fuß über dem Wasserspiegel in gotischem Stil erbaut und einer stolzen Ritterburg mehr gleichend als einer Abtei, was den Athosklöstern nun mal eigen ist, da die Frömmigkeit dort ehemals den Harnisch zu tragen gezwungen war. — St. Dionys ähnlich, wenn auch viel kleiner, ist St. Gre-

Digitized by Google

gorio, eine reizende Meeridylle, aber das ärmste unter den Klöstern.

Während das Schiff an Scenerien vorüberglitt, die den verwöhntesten Landschafter bezaubern würden, erzählte uns der Prälat von den Helden des Simonfelsens, den unüberwindlichsten Klosterasketen des heiligen Berges, unter denen er in seiner Jugend monatelang geweilt hatte und zwar in harter Winterzeit. Alsdann ist die Abtei infolge ihrer Lage brachte. Damals hatte das Kloster am Eingang nach dem Aquadukt, der allein es mit dem heiligen Berg verbindet, während der Nacht Feuer gefangen: so war weder an Löschen noch an Rettung zu denken gewesen, und die etwa zweihundert Mönche, von denen nur einige durch außergewöhnliche Gewandtheit sich durch Herabklettern gerettet hatten — sieben, heißt es —, waren entweder verbrannt oder beim Sprung in die Tiefe zerschmet-



Kloster St. Gregorio.

häufigen und furchtbaren Stürmen preisgegeben und buchstäblich von jeglichem Verkehr abgeschnitten, zwischen der tobenden See und der rasenden Windsbraut auf dem einzelnen Felsen klebend, gewärtig, vom Orkan zerschellt und in die gräßlich gähnende Tiefe geschleudert zu werden. Einst tobte ein dämonischer Sturm so sehr, daß die armen Mönche, trotz großer Kälte und langer Dunkelheit, während drei Tagen und Nächten weder Feuer noch Licht anzumachen wagten, aus Angst, daß Brand entstehen möchte, denn auch das Wasser der Leitung hatte ihnen versagt, und dieselben Greuelscenen möchten über die Unglücklichen hereingebrochen sein, wie sie das Jahr 1560 jener Felsenabtei tert worden. „Und warum baute man trotzdem das Kloster wieder auf diesen schrecklichen Felsen?“ — „Damit der heilige Wille Gottes geschehe. Einst hatte Simon der Einsiedler einen leuchtenden Stern auf jener Stelle niedersinken sehen und die Weisung erhalten, dort ein Kirchlein zu bauen. Er that es und nannte das Gotteshaus dem Stern zu Ehren Neu-Bethlehem. Später entstand ein Kloster daraus, und sein Bauherr, ein serbischer König, ward selbst ein Mönch hier.“

Und nun bogen wir um eine Ecke: da stand die sturmumworbene Abtei in schwindelnder Höhe auf dem Simonsfelsen vor uns. Dieser letztere erhebt sich bis an 2000 Fuß inmitten eines tiefen Thales,

Digitized by Google

das von dicht bewaldeter Höhe so schroff zum Meere niederfällt, daß das Kloster



Kloster Simopetra, vom Meere aus gesehen.

einzig durch den steinernen Aquadukt mit dem Haghion Oros verbunden wird. Von ihren luftigen Galerien aus hatten die Mönche wohl längst das erwartete Schiff erspäht, denn am Landungsplatz unten standen bereits einige Laienbrüder mit Maultieren bereit, während zwei hübsche, von Mönchen geruderte Barken sich dem Dampfer näherten, um den hohen Gast ihres Klosters in Empfang zu nehmen. Nun drängten die Pilger herbei, um dem Abgehenden die Hand zu küssen und seinen Segen zu erhalten, so daß wir anderen uns nur flüchtig noch von ihm verabschieden konnten. Kaum hatte der Bischof den Fuß ans Land gesetzt, so begannen im vollen Chor die Glocken der Felsenabtei zu läuten, und die rauschenden Harmonien drangen auf den sonnigen stillen Luftwellen wie Him-

Digitized by Google

melsmusik in die Tiefe nieder. Ein letztes Mal winkte der Prälat Gruß und Segen zu uns herüber, dann fuhren wir weiter, noch lange begleitet vom feierlichen Klang der Glocken aus der Höhe.

An der Bucht von Daphne, dem einzigen sicheren Hafen des Athos, verliert die Scenerie an wilder Großartigkeit, ohne jedoch die Romantik einzubüßen, wovon uns das geschichtlich höchst

Kloster Simopetra von der Landseite.

interessante Xeropotamos den Beweis giebt; ragt doch dies prächtige Kastell von mehr als tausend Fuß hohem Felsensockel weit über das wogende Dunkelblau des Golfes hinweg, gleichzeitig Meer, Wald und Buschrevier beherrschend, mit dem Gießbach in tiefer Schlucht zur Seite — ein herrliches Stück mittelalterlicher Burgenpoesie!

Um eine größere Ecke biegend, schimmern uns die weißen Mauern und grünen Kuppeln von Russiko entgegen, und die Pilger ergreift nun die Unruhe der Ankunft. Ein jeder holt sich, was ihm gehört — oft nur ein kleines Päckchen — herbei, um es schnell zur Hand zu haben, denn der Kaloyeros, ihr Führer, hat einen harten Zug um den asketischen Mund, und die Leute scheinen ihn trotz seiner Freundlichkeit zu fürchten.

Russiko ist ein streng cönobisches Kloster, und doch macht es einen seltsam weltlichen Eindruck, denn in den zahllosen Häusern und Häuschen, die es bis zum Rande des Wassers hin umgeben, herrscht laute Arbeit und bewegtes Treiben. Waren wir etwa aus dem träumerischen Athosfrieden, aus der Welt des Stillstandes und der versteinerten Ideen schon wieder ausgeschieden? Russiko giebt vor, ein Kloster zu sein, ist es auch der äußeren Form nach; aber es weht hier ein starker Hauch zielbewußten, industriellen Weltlebens; unversehens hat sich dasselbe in diesen Winkel des heiligen Berges eingenistet, als ein Stück üppig wuchernder Gegenwart, das sich vermißt, die alte Vergangenheit aus dem Asyl zu vertreiben, wo allein auf dem weiten Erdenrund sie noch dem Geist der Vergänglichkeit Trotz geboten hatte. In diesem Kloster weicht man beträchtlich von der byzantinischen Kirchenmusik und Malerei ab, auch die altchristliche Simandra ertönt dort nicht mehr, um zum Gebet zu rufen. Allerlei modernes Hausgerät ist daselbst vorhanden, und statt des Kaffees trinken die Mönche Thee. Am Landungsplatz wurden aus einigen größeren Fahrzeugen viele Tonnen und Ballen ans Land geschafft. Was alles mochte darin sein? Allerlei seltsame Gerüchte über russisches Treiben am Haghion Oros kamen uns wieder in den Sinn. Das Aussteigen der Wallfahrer ging in Ordnung und Stille vor sich (die Russen unterscheiden sich darin sehr vorteilhaft von den aller Disciplin feindlichen Griechen); den Weg bis an die weit geöffneten Klosterpforten legten sie psalmensingend zurück, indessen die Glocken läuteten und eine Anzahl von Kaloyeren am Thor standen, um die Gäste zu bewillkommnen.

Da außer uns noch zwei griechische Kaufleute an Bord waren, die ebenfalls nach Erisso wollten, fuhren wir ohne Aufenthalt weiter, an den sonnigen Geländen von Xenophon und Dochiariu vorüber, die ihre malerischen Bauten im Meere spiegeln und deren träumerische Stille, duftende Orangenbäume und leise wehende Palmen uns in die Legendenpoesie des heiligen Berges zurückversetzten.

Wenige Stunden später, bei sinkender Sonne, landeten wir an der schmalsten Stelle des Isthmus, um uns quer über die Ruinenfelder von Sane und Akanthus nach Erisso zu begeben. Der Weg führte uns an der sumpfigen Niederung durch, welche die letzten Spuren des Xerxeskanals aufweist, von dem Herodot (Buch VII, 21 bis 24) berichtet, und den Thucydides als etwas ganz Bekanntes erwähnt, den aber übereifrige Forscher zu den Fabeln rechnen, obwohl selbst in der volkstümlichen Benennung „Provlaka" eine Erinnerung an die Thatsache niedergelegt ist. Drei Jahre arbeiteten hier des Xerxes Kriegsvölker, von Athoniten unterstützt, unter den Geißelhieben der persischen Aufseher, und nicht der Durchstich an sich, wohl aber die darauf verwendete lange Zeit könnte uns erstaunen, zumal ein (im Frühling zum reißenden Gießbach anschwellendes) Flüßchen, in welches der Kanal einmündete, die Mühe noch verringerte.

Wir bestiegen den Hügel, der als die Grabstätte des Persers Artachäes (Herodot VII, 117) unser Interesse erregte,

Digitized by Google

bewunderten von hier ab die große Elegie des Sonnenunterganges und vergegenwärtigten uns die Zeit, wo die persischen Soldaten aus Pietät für den Toten diesen ungeheuren Grabhügel mit ihren Händen zusammentrugen.

Erissos weit zerstreute, von mittelalterlichem Wartturm dunkel überragte Steinhäuschen liegen innerhalb der Stadtmauer-Reste von Akanthus und erstrecken sich bis ans Meer, wo die alte Akropolis noch deutliche Spuren hinterläßt. Während wir diese besichtigten, ereiferten sich unsere zwei griechischen Begleiter gegen den zunehmenden russischen Einfluß auf dem heiligen Berge. Geradezu ungeheuerliche Anschuldigungen kamen da zu Tage, und je weniger wir ihren Berichten zustimmten, desto hitziger wurden sie in ihren Beteuerungen.

„Auf mein Wort!" rief der eine, „dies Pilgerschiff war mit Kriegsmunition voll geladen, wie das seit Jahren so getrieben wird; ist Russiko doch eine regelrechte Festung und nur zum Schein ein Kloster. Es hat unterirdische Gänge und Arsenale; unter seinen nahezu neunhundert Zugehörigen sind verkappte Offiziere und Unteroffiziere in Fülle, alles Beten dort ist Schein, nicht der Patriarch, sondern der Czar befiehlt da; und nun endlich die griechischen und serbischen Klöster die Augen aufthun und wissen, was dies Kaufen und Bauen mit russischen Rubeln zu bedeuten hat, und deshalb dem Feinde keinen Finger breit an Terrain mehr verkaufen; wird unter der Erde um so fleißiger für den Handstreich vorbereitet. Von Russiko nach der Skiti ‚Seraï', von da nach dem ‚Propheten Elias' ist alles unterminiert, und das Ende wird sein, daß eines Tages die russische Flagge über dem Haghion Oros weht!"



Albanese von der Haghion-Oros-Miliz.

„Wenn das alles wäre!" rief der andere dazwischen; „aber sobald der heilige Berg erst eine russische Festung ist — und wo in der Welt wäre ein stärkers Bollwerk! —, losgelöst von der Chalcidice

und uneinnehmbar, dann wird man alle anderen Mönche verjagen, das Kleinod der orthodoxen Kirche wird von unserer Nation genommen und zu Moskau gethan werden, und was unser höchstes Gut und unsere größte Ehre gewesen, wird uns fremd werden! Und zu denken, daß all dieses mit List und falschen Versprechungen, mit trügerischem Gold und zerrissenen Verträgen so weit kommen konnte —“ Hier fand sich unser Reporter buchstäblich außer Atem, und wir benutzten die Gnadenfrist, uns der Natur wieder zuzuwenden, die vorläufig noch nichts von russischen Bomben und von dem zukünftigen Patriarchen von Moskau zu ahnen schien und friedlich wie je zuvor im Feuerschein des Nachglühens prangte. Der weite Golf von Orfano und die Haghion-Oros-Bucht lagen spiegelglatt, und zwischen den beiden klassischen Wassern, von Purpurlicht sanft umflossen, stieg in der Ferne der Athos auf, indessen über Macedoniens Bergen die goldene Mondsichel leuchtete.

Schon im Altertum ward der athonische Chersonnes mit einem schwimmenden Manne verglichen, dessen Haupt und Schultern emporragen, weshalb zweimal die glücklicherweise unausgeführt gebliebene Idee angeregt ward, dem Athoskegel das Profil Alexanders des Großen zu geben. Die Haghion-Oros-Halbinsel (nach dem Mythus durch einen Titanen von Thracien abgerissen und gegen den Olymp geschleudert, aber ins Inselmeer zurückgefallen) ist die östlichste der drei von der Chalcidice ins Ägäische Meer auslaufenden Landzungen und hieß bei den Alten Akte (oder auch, nach dem höchsten Berge, Athos). Eine kaiserliche Verordnung v. J. 1046 n. Chr. änderte den Namen Akte in Haghion Oros um, woraus die Türken Aïneros machten.

Die Bewohner von Akte sind dem Anschein nach in den Augen der Athener halbe Barbaren gewesen; auch haben die fünf oder sechs kleinen Städte, die dort gestanden, fast gar keine Spuren hinterlassen. Interessant ist es, daß es in alter Zeit eine „Himmelsstadt“ (Uranopolis) auf der Halbinsel gab, während jetzt diese selbe Bezeichnung (πόλις οὐράνιος) im christlichen Sinn fortbesteht, aber den ganzen Haghion Oros umfaßt, dem mönchische Ekstase die seltsamsten Namen giebt.

Die Halbinsel ist etwas über sechs geographische Meilen lang und, vom weit über die Grundfläche hinausgehenden Kap Platy abgesehen, bis zu $1\,^2/_3$ geographische Meilen breit. Bei der Provlaka beginnt der Vorhof des „Bethauses von Byzanz“, das weltliche Treiben verstummt hier allmählich, grenzen doch die Sumpf- und Hügelreihen des Isthmus das Heiligtum schon gegen die jenseitige böse Welt ab. Klosterfarmen und Herden beleben jedoch noch das ziemlich flache Land, das sich nur in den Wolfshügeln etwas hebt, bis es plötzlich in der Megali Wigla, der hohen Warte, zu etwa 700 Fuß aufsteigt. Steile Pfade führen auf diese quer den Chersonnes durchstreichende düstere Bergwand, die mit ihrem duftenden Pinienhain und der schönen Wildnis von Farn, Rosmarin und Cistusrosen eigenartig romantisch ist, zugleich aber sich wie ein starrer Riegel ausnimmt, der vor das Reich der Bergheiligen gelegt worden ist. Auch dürfen nur die wirklich Berufenen diesen geweihten Wall überschreiten, denn oben stehen die Wächter, malerisch gekleidete Albanesen, von der Haghion-Oros-Miliz, die mit ihren dunklen Pallikarengesichtern und der schweren Bewaffnung, überdies meist von Hunden umgeben, den Eindruck machen, als könnten sie selbst Satan und seinen Scharen den Eintritt wehren. Da aber dieser es schwerlich wagt, der „Werkstätte aller Tugenden“, um welche Gebet und Fasten uneinnehmbare Wälle aufrichten, überhaupt noch zu nahen, so haben die Wächter es nur mit zwei Arten von Feinden zu thun, mit den Klephten nämlich und mit allem, was von Mensch und Tier nicht zum starken Geschlecht gehört. Zwar geht das Gerücht — und die Väter unterstützen diese Sage —, daß die Luft des Berges allein schon jedem weiblichen

Digitized by Google

Wesen sofortigen Tod bringe, aber größte Vorsicht ist immerhin geboten angesichts der ungeheuren Entweihung, die durch den Fuß eines vorwitzigen Weibes, einer verirrten Katze oder Ziege ꝛc. dem Reich der Heiligen widerfahren würde. Den Mönchen zufolge war es die heilige Jungfrau selber, die der Kaiserin Pulcheria († 453) in strenger Weise gebot, den Berg zu verlassen, den nie wieder eine Frau zu betreten habe; aber aus den Urkunden erhellt, daß die Ausweisung erst vom Jahre 1046 datiert. Dies verhinderte nicht, daß um 1345 eine serbische Fürstin, als Wohlthäterin der Klöster, auf dem Athos mit Glanz empfangen ward. Indessen lassen sich die Mönche ungern daran erinnern, suchen auch zu leugnen, daß in unserem Jahrhundert eine russische Großfürstin und eine englische Lady, durch das Verbot gereizt, sich derselben Indiskretion schuldig machten. Neben diesen öffentlichen Gesetzesüberschreitungen sollen auch in den letzten Jahrzehnten einige heimliche zu verzeichnen gewesen sein, indem als Männer verkleidete Frauen den heiligen Berg besucht hätten, ohne daß die Weltüberwinder das Unheil gewahr geworden und an ihrer Heiligkeit geschädigt wären. Als mir dies in Erisso versichert wurde, fiel mir ein altes, wundervoll naives Mönchsbild ein, das den Haghion Oros, „das zweite Paradies“, als mit hoher Pforte verschlossen darstellt,



Athos-Halbinsel.

über der Engel Wache halten. Draußen windet sich ohnmächtig im Staube die Schlange, und ein wenig abseits steht Eva mit dem Apfel in der Hand, vergeblich wartend — denn unter den Heiligen dieses ungleich besser bewachten Paradieses ist kein Adam, der ihn kosten möchte.

Das fürsorgliche Gesetz hat sogar bestimmt, wie man aufs schnellste und ungefährlichste sich eines Weibes entledigen könne, das etwa durch Sturm an das heilige Gestade verschlagen würde: Nicht etwa töten soll man es, sondern in einem Boote des nächstgelegenen Klosters von den ältesten Mönchen desselben nach dem Isthmus befördern lassen, selbstverständlich ohne Zeitverlust.

Nur an einer Klippe hat der guten Väter Enthaltsamkeit Schiffbruch gelitten, denn ob auch Kühe, Ziegen, Hühner um der Tugend willen verbannt wurden, so blieb doch wegen des unübertrefflichen Blütenhonigs die Bienenkönigin, oder vielmehr, sie durfte zurückkehren. Ob dies die Panaghia, als Beherrscherin des heiligen Berges — aber nicht immer Mater amabilis! —, ausdrücklich erlaubt hat, stehe dahin; es wäre grausam, die Heiligen danach zu fragen. Gewiß ist aber, daß das starre Gesetz weder auf Vögel, Fische, noch andere Tiere des Waldes hat angewendet werden können. Viel schlimmer noch ist es, daß Mäuse, Ratten und gewisse Insektenarten sich in den Klöstern selber eingenistet haben und dort den Heiligen zum Trotz ein sehr gedeihliches Familienleben führen. So ist also nichts vollkommen in dieser Welt.

Von der hohen Warte ab streicht über die Mitte der Halbinsel hin ein gegliederter Bergrücken, von dem gleich Rippen vom Rückgrat eine Menge romantischer Querzüge nach links und rechts zum Meere hinab gehen, teils anmutige Thäler, teils wildeste Steilschluchten bildend, die überall Durchblicke auf die See gewähren. Dies Plateau steigt bis zu etwa 3500 Fuß an und trägt den unentweihten, fröhlichen Urwald, der schon Herodot entzückte und in dessen sangesreichem Schatten die griechischen Philosophen neue Kräfte und neue Ideen zu sammeln pflegten. Urwüchsige Waldpracht, Meer und Felsenwildnis im erhabensten Verein pflegen stolze, kühne Menschen zu erziehen, auf dem Haghion Oros aber, so sagen die Mönche, beugt sich die menschliche Natur dem Scepter der dort regierenden Himmelskönigin, die ein Bethaus aus ihm machen wollte und nichts anderes.

Längs der Bergabhänge, bis zu 1200 Fuß Höhe, entfaltet sich, besonders an der östlichen Seite, die unbeschreibliche Pracht der immergrünen Buschregion, wo Rosen, Mandeln, Oleander, Arbutus und dergleichen hohes Strauchwerk förmlich wuchern und natürliche Laubengänge bilden, wo Seelilien, Daphnen, Koronillen ihren Farbenschmelz und Duft entfalten, und wo der Fuß weite Strecken lang über Marmor- und Alabastergestein wandert — ein Naturparadies, dem Staub und Schwüle fremd sind. Höher hinauf beginnt die Hochwaldregion, die in einer Höhe von 5200 Fuß mit dunkelstem Nadelgrün abschließt, aus dem hervor sich die lichte Athospyramide noch etwa 1200 Fuß emporhebt. Zwar wächst dort unter vorspringendem Gestein manch zierliches Kind alpiner Flora, doch thut dies der zarten Färbung des Kolosses keinen Eintrag.

Die zwanzig Abteien liegen teils auf meerumbrandetem Gestein, teils in blumigem Wiesengrund oder in trautem Waldfrieden, die einen den siegreichen Kampf gegen die Leidenschaft, die anderen die dadurch gewonnene Ruhe versinnbildlichend. Auch mehrere Klosterruinen stehen dort als Zeugen einer bewegten Vergangenheit. Etwa sechstausend Mönche und Laienbrüder bewohnen den heiligen Berg, der außer den Klöstern elf große Skiten, wie Skiti Elias, und Hunderte von Kelläen und Klausen besitzt.

Die Athoslegenden erzählen, daß die Panaghia (heilige Jungfrau) selber mit dem Apostel Johannes nach dem heidnischen Akte gekommen sei (bei Iwiron zeigt man den Landungsplatz!), um es zur

Digitized by Google

Stätte höchster menschlicher Vollkommenheit zu weihen. Die Götterstatuen stürzten alsdann mit großem Lärm zu Boden, während Satan grollend entfloh. Mit kindlicher Einfalt glaubt die Mehrzahl der Haghioriten diese Wundersagen, die ihrer Tugend zur Verherrlichung dienen, und wenige ausgenommen, enthalten sie sich seit Jahrhunderten schon alles wissenschaftlichen Strebens, mit stolzer Demut bekennend, daß die Gottseligkeit ihr einziges Ziel und Studium sei. Der Kritik entfremdet und nichts so sehr fürchtend wie jenen Wirbelsturm der Ideen und Ereignisse, der das Regiment des Wissensteufels kennzeichnet, lassen sie sich am Wahn ihrer Heiligkeit genügen und verbringen ihre Tage im Dämmerlicht religiöser Schwärmerei.

Neuerdings hat ernste Forschung die Athostraditionen in die Schranken gefordert, und was aus verstaubten Dokumenten an verbürgter Wahrheit zu Tage gefördert, ward (in Deutschland) zuerst von Fallmerayer zusammengestellt. Auch Pischon und Gaß schrieben darüber, und auf ihre Arbeiten gründen sich folgende geschichtliche Notizen.

Schon ganz früh scheint auf dem Athos christliches Einsiedlertum geblüht zu haben, dessen Mittelpunkt ein Kirchlein (etwa da, wo sich jetzt die Stadt Karyä befindet) bildete, in dem sich dreimal jährlich alle Eremiten versammelten. Diese scheinen viel vom Übermut der Leute von Erisso gelitten zu haben, und ein kaiserliches Dekret vom Jahre 885 (die erste historische Urkunde) schaffte nur vorübergehend Abhilfe. So gab denn Leo Philosophus im Jahre 911 den Bitten der bedrängten Bergheiligen nach und machte sie unabhängig von Erisso und dem dort befindlichen Kolobitenkloster. Hierdurch und infolge häufiger Einfälle von Sarazenen wurden die Eremiten zum Bau fester Wohnsitze geführt, doch mußte z. B. das durch die Araber zerstörte Xeropotamos schon im Jahre 924 erneuert werden, und der dauernde Bestand organisierter Mönchssitze datiert urkundlich erst vom Bau der Lawra. Die Errichtung dieser großen Abtei geschah auf Kosten des Sarazenenbesiegers Nikephorus Phokas im Jahre 960 durch den berühmten Asketen Awramius von Trapezunt, Athanasius Athonites genannt. Er ward der eigentliche Organisator der Mönchsrepublik, hatte aber sehr viel von den Eremiten zu leiden, da diese nicht von ihrer zwanglosen Waldfreiheit, ja sogar auch nicht von ihren Plackereien ablassen wollten, sondern es sich zur Ehre rechneten, „als wahre Zugochsen Jesu Christi die Lasten keuchend und schweißtriefend selber zu schleppen". Der Aufruhr ward unterdrückt und die Lawra mit Festungswerken versehen. Zum Trotz aller Neuerungsfeindlichen entstanden nach dem gegebenen Muster bald andere Abteien, z. B. Iwiron und Batopädi; letzteres freilich weist urkundlich nach, daß es im Jahre 862 von Seeräubern verbrannt worden; es ward demnach nur wiederhergestellt. Mit den vielen Neubauten in der „himmlischen Stadt" entstanden leider Streitigkeiten ganz irdischen Charakters, und Athanasius war nicht immer da, um sie zu schlichten. Wann er gestorben, ist nicht bekannt, aber sein Ruhm wird nur mit dem Berge selber vergehen. Zahllose Legenden ranken sich um seinen Namen; sein Grab, seine Kirche, der Stab, mit dem er die Dämonen schlug, und der, mit welchem er — ein zweiter Moses — die schönste Quelle der Welt aus dem Felsen hervorrief, ebenso die zwei von seiner Hand gepflanzten Riesencypressen sind wertvolle Andenken an ihn.

Ganz unrecht hatten die Eremiten nicht gehabt, denn durch den schnell wachsenden Reichtum der Klöster, denen fromme Gönner große Summen und Territorien (selbst in Italien) schenkten, und infolge der Laienbrüder und mancherlei Haustiere, welche städtische Mönche eingeführt, hatten sich Wohlleben, Luxus, Geldspekulationen und förmlicher Wucher eingeschlichen, und da durch den neu erwachenden Groll in Wald- und Felsenklausen die Lage sich immer drohender gestaltete,

Digitized by Google



Eliti Prophet Elias.

arbeiteten hervorragende Mönche vom Athos und aus Konstantinopel mit dem Patriarchen die „Friedensverfassung" aus, welche, vom Kaiser bestätigt, im Jahre 1046 im bedeutend emporgeblühten Karyä verlesen wurde. Durch Verbannung des Weibes und der Haustiere (Maulesel ausgenommen), sowie durch schärfste Kontrole über Handels- und Geldgeschäfte ward der Verweltlichung endgültig entgegengearbeitet.

In Karyä (von $\varkappa\acute{\alpha}\varrho\upsilon\alpha$ = Nuß) residierte nun der dem Kaiser verantwortliche „Protos" des Berges, und die damals bestehenden Abteien bildeten mit den zugehörigen Einsiedeleien einen unantastbaren Mönchsstaat, welchem Unabhängigkeit vom Patriarchen und Abgabenfreiheit gewährt war. Jedes dieser Reichsklöster ersten Ranges verwaltete sich selbst und blieb nur in gemeinsamen Fragen von der Centralregierung in Karyä abhängig.

Inzwischen war auch das slavische Element auf dem Athos heimisch geworden, und wohl nirgends in der orthodoxen Kirche tritt die Vereinigung des Slavischen mit dem Griechischen so sehr zu Tage als auf dem heiligen Berge, und hierin gerade liegt das Geheimnis der trotz schwersten Unheils nicht zu ertötenden Lebenskraft seiner Institutionen, in denen beide Rassen eine klösterliche Heimat finden und ihr kirchliches Heiligtum sehen. Auch eine lateinische Stiftung, die der Stadt Amalfi, ward dort gegründet, aber der alte Haß gegen alles, was neu und fremd, flammte wieder auf, das Kloster ward bald verlassen und liegt lange in Trümmern. Daß die Lateiner überhaupt Fuß fassen konnten, läßt sich nur damit erkären, daß zur Zeit des ersten Kreuzzuges das Abendland Byzanz förmlich überschwemmte und daß der starke Anprall seiner Wogen selbst am Gestade des Gottesberges nachdrücklichst verspürt ward.

Die lateinischen Kaiser scheinen im Haghion Oros eine Art von Anti-Vatikan und die Brutstätte anatolischer Ketzerei

Digitized by Google

gesehen zu haben, denn sie gingen mit Feuer und Schwert gegen die Mönche vor, welche sich schließlich an Innocenz III. wandten, da sie in ihrer Verzweiflung keine andere Hilfe mehr sahen. Der Papst erfüllte die Bitte und verlieh damit seinem Ansehen ein neues Relief.

In den Paläologen bekamen die Klöster gütige und freigebige Herren, aber das schwache Regiment derselben konnte sie auf die Dauer nicht vor sarazenischen und abendländischen* Räubern und Unruhen anderer Art schützen, so daß ein abermaliger Anschluß an den Patriarchen und den Bischof von Erisso nötig ward. Noch jetzt sprechen die Haghioriten oft von den blutigen Wirrsalen jener Zeit, behaupten aber lächerlicherweise, daß der „Papst von Rom" persönlich mit einer Flotte an den Athos gekommen sei, um dort alles zu verwüsten.

Von serbo-bulgarischer und von darischer Seite wurden die ruinierten Klöster wieder aufgebaut und mit neuen Besitzungen beschenkt. Mit Ausnahme von Stawronikita waren sämtliche Abteien vor 1385 gegründet und teils mehrfach erneuert worden, doch sei bemerkt, daß nur drei oder vier von ihnen neben dem Protaton in Karyä von slavo-wallachischem Gelde unabhängig sind.

Kriegsgewitter furchtbarster Art zogen durch Murads II. siegreiches Vorgehen für den Haghion Oros herauf. Seine Bewohner, von ihrem Herrscherhause keinen Schutz erwartend und für die Lateiner unversöhnlichen Haß empfindend, sahen nur einen Weg, um ihre Genossenschaft zu retten, und, bessere Diplomaten als Patrioten, erflehten sie des stolzen Sultans Nachsicht; noch ehe Konstantinopel



Karyä, Regierungssitz der Mönchsrepublik.

* Spanische und sizilianische Abenteurer z. B. beraubten und verbrannten vier Klöster, darunter Xeropotamos.

gefallen. Die Türken schonten auch infolgedessen die alten Privilegien und die Verfassungsordnung (weshalb denn auf dem Athos ein Stück Byzanz fortlebt) und erlaubten den Heiligen (allein unter ihren christlichen Unterthanen) den Gebrauch ihrer Glocken, was den Mönchen den Beinamen „Herren von der Glocke" eintrug.

Freilich wurden Kriegssteuern und stehender Tribut über den heiligen Berg verhängt, und im Jahre 1534 wüteten ganz unversehens Feuer und Schwert unter der Brüderschaft, aber der Wirbelsturm fanatischer Wut zog schnell vorüber, die verbrannten Abteien erhoben sich wieder, und zwar mit Hilfe der Türken selber. So bestimmte z. B. Selim I. für den Wiederaufbau von Xeropotamos den Ertrag von zwanzig Schmelzwerken der Chalcidice, erließ bedingungsweise Kopf- und Grundsteuern und verwies die Macht des türkischen Aga in Karyä in strenge Grenzen. Die Mönche erzählen von Besuchen verschiedener Sultane und von mehreren zum Christentum bekehrten Osmanen.

Gerade durch die Türkenherrschaft stieg die Verehrung des Athos bis zum denkbar höchsten Grade: er ward der Petrusfelsen im Meere des Islam, und die isolierte Lage des herrlichen Berges trug viel zur Erfüllung seiner Mission bei, denn rings aus weiter Ferne war der Marmordom der „Polis Uranios" sichtbar, und die Gewißheit, daß dort nach wie vor des Erlösers Panier hoch gehalten ward, hielt die unter türkischem Joch befindlichen christlichen Völker vom Abfall zum Islam ab. Ob sich die Türken niemals hierüber klar geworden sind? Der heilige Berg, als unverletzliches Asyl aller Verfolgten, hat im Lauf der Zeiten Tausende aus schwerster Bedrängnis gerettet und vom Selbstmord zurückgehalten, und es darf behauptet werden, daß, solange die Türkei besteht, auch die Athos-Institutionen ihre volle Berechtigung haben; ihr Schicksal scheint aufs engste mit dem des osmanischen Reiches verknüpft zu sein und die Athosmönche als solche haben keine Veranlassung, andere Verhältnisse zu wünschen, denn daß ihre gewaltige Körperschaft den weltumgestaltenden Zeitereignissen zum Trotz noch unangetastet steht, verdanken sie dem schützenden Wall, den das Türkenreich um sie her gezogen hat. Die östlichen Christenvölker haben tiefe Empfindung für die hohe Bedeutung des Haghion Oros als Bollwerk des Kreuzes gegen den Halbmond, und dies erklärt die fast magische Anziehungskraft, die das doppelt gesegnete Stückchen Erde ungeschwächt auf die Gemüter ausübt.

Die Athos-Mönche, seit 1600 wieder eng mit dem Patriarchen verbunden, während der Einfluß des Bischofs von Erisso und die Herrschaft des Protos dann endgültig gebrochen wurden, vergaßen beim Ausbruch der griechischen Revolution die weise Mäßigung, welcher sie die Milde der Türken verdankten. Viele von den jüngeren unter ihnen gingen zu den Insurgenten über, während ältere überall den Aufruhr schüren halfen. Die Türken ahndeten diese patriotische Regung der Mönche durch starke Einquartierung, hohe Kriegssteuern, Einziehung vieler Klostergüter und Beraubung der klösterlichen Schatzkammern, auch ward fortan keine Waffe mehr unter den Haghioriten geduldet. Die meisten Abteien, besonders die Lawra, waren dem Ruin nahe, doch slavisches Geld linderte wiederum die härteste Not. Als darauf durch Kapodistrias in Griechenland und durch den Fürsten Couza in den Donaufürstentümern (1862) die großen Revenuen der Athosklöster aus jenen Gebieten fast ganz gestrichen wurden, begann Rußland — die Macht, welche seit Peters I. Zeit in der oströmischen Kirche die Vorhand hat — sich eingehender für den heiligen Berg zu interessieren und das Füllhorn seines Goldes darüber auszuschütten — zu welchem Zwecke, wird die Zukunft lehren.

Während der türkischen Einquartierung wurden die Backöfen von den Soldaten centnerweise mit alten Handschriften ge-

Digitized by Google

heizt, aber wohl dem Athos, wenn nur so seine einst unermeßlich reichen Archive Einbuße erlitten hätten. Leider haben die Mönche selber sich in ärgster Weise daran vergangen, indem sie große Sammlungen und unschätzbare Codices unter der Hand verschleuderten, während anderes ihnen gestohlen ward, weil sie keine Kontrolle übten. Curzon fand die meisten Athos-Bibliotheken in arg verwahrlostem Zustand vor; so mußte in Karakala das Schloß gesprengt werden, da niemand den Schlüssel dazu wußte, die Bücher lagen auf zerbrochenen Gestellen und auf dem Fußboden umher, Motten, Mäusen und dem Staub preisgegeben. Als er ein loses Blatt aufhob und es sich vom Abt erbat, „um es über einen Topf mit Marmelade zu decken" — was natürlich nur ein listiger Vorwand war —, schnitt der ehrenwerte Prälat aus einem ganz alten Evangelium die gesamte Apokalypse heraus, falls noch mehr Töpfe zu versorgen wären ...



Alter byzantinischer Wartturm der Lawra aus dem elften Jahrhundert.

In Pantokratoros, schlimmer noch, sah Curzon durch das leere Bogenfenster eines Turmes, der den Einsturz drohte, auf „das entsetzliche Grab eines ganzen Büchergeschlechtes hinunter". Mit Lebensgefahr zog er aus der modernden Masse einen

Digitized by Google

scheinbar erhaltenen Folianten an sich, aber die Substanz zerbrach in Stücke. Spiridion Lambros, der im Jahre 1881 einen Generalkatalog der Athos-Handschriften anfertigte, geht schonungslos gegen die Mönche vor, und wie sollte er nicht, da sie mit alten Pergamenten Fensterscheiben verkleben, Fischköder daraus machen, sowie auch Ränder um ihre Mörserhüte, wenn die Sonne zu sehr brennt. „Sie wissen, wieviele Maultiere — aber nicht, wieviele Bücher und Handschriften sie besitzen!“ ruft er unwillig aus, indem er aus allen Ecken das Material herbeisucht, „eine wahre Augias-Arbeit!“ Übrigens hebt er lobend Batopädi, Russiko und die Lawra hervor. Im geheimen Kirchenschatz der Klöster mag neben den ängstlich gehüteten Goldbullen noch manche alte Urkunde schlummern, und solange dies Material von den eigensinnigen Mönchen der Gelehrtenwelt vorenthalten wird, weist die Geschichte des heiligen Berges Lücken auf.

Die Frage, wann das höhere Geistesleben auf dem Athos erstorben sei, läßt sich nicht ganz leicht beantworten, jedenfalls aber blühte es einst, denn daß ein Alexius Comnenus (1081 bis 1118) die Mönche sehr auszeichnete und sie zu den wichtigsten Diensten verwandte, daß im vierzehnten Jahrhundert ein Gregoras in jeder Beziehung ihr Lob sang, und daß sich der gelehrte Usurpator Cantacuzenos und manche andere byzantinische Schriftsteller auf dem Athos niederließen, gestattet die günstigsten Schlußfolgerungen. Die Mönche hatten mehrfach Gelegenheit, als „Vorkämpfer auf dem dogmatischen Kampfplatz“ zu erscheinen, denn als sie sich kaum von dem Verdacht des Gnosticismus rein gewaschen, gaben sie durch ihre aus asketischer Überspanntheit geborenen Hallucinationen vom unerschaffenen, zeitlosen Thabor-Licht zu dem langwierigen Hesychasten*-Streit Anlaß, der eins der



Kloster Stawronilita.

* Benennung der Athosmönche, von ἡσυχάζοντες = die Ruhenden.

seltsamsten Kapitel zur Geschichte der Mystik geliefert hat. Trotz der gefährlichen Gegnerschaft eines Barlaam und eines Acindynus gingen die Heiligen vom



Kloster Karakala.

Berge aus der zehnjährigen Fehde als Sieger hervor. Im fünfzehnten Jahrhundert waren es dann die Unionsconcilien, welche die Athos-Äbte und ihre alten Urkunden in den Vordergrund brachten, aber auch den gegenseitigen Haß des Ostens und Westens deutlich kund machten. Daß die Union nicht zu stande kam, ist zumeist der starren Orthodoxie der Athosklöster zuzuschreiben. Nach dieser letzten Erregung brachte die Türkenherrschaft den geistigen Stillstand, zugleich aber auch einen starken Schutz gegen abendländische Unruhen und Übergriffe zuwege, so daß selbst die gewaltigsten Ereignisse des Occidents in der Folge nur einen schwachen Wiederhall am heiligen Berge fanden. Nur noch ein Name wird laut, der des gelehrten Kritopulos, Schülers der Athosmönche, dann wird es ganz still in der christlichen Bergoase, und in dem erstarrenden Geisteswesen bleibt nichts als das Element mystischer Frömmigkeit flüssig. Freilich machte gegen 1750 der Patriarch Cyrillus den Versuch, den Athos zu einem wissenschaftlichen Centrum des Ostens zu machen, und ein wahrer Fürst unter den Rittern vom Geiste ward abgesandt, um das Haghion-Oros-Dornröschen zu erwecken und den Bann zu brechen: umsonst! Nach fünfjährigem Bestehen ward die bereits überall genannte Athos-Akademie als „christusfeindlich" von der uralten Körperschaft der Mönche zu Fall gebracht, und der Groll gegen ihren berühmten Leiter, Eugenius Bulgaris von Korfu,* war so groß, daß das

* Für diesen berühmten Gelehrten, der sich einige Zeit in Potsdam aufhielt, zeigte Friedrich der Große lebhaftes Interesse. In des Königs Gegenwart

Schulgebäude zur Ruine gemacht ward. Von luftigem Standpunkt aus das stolze Vatopädi überragend, von herrlichstem Grün umrankt und durchflutet, bietet dieselbe einen traurig schönen Anblick und könnte als das Wappenschild der Haghioriten gelten.

Die Haghion-Oros-Körperschaft bildet einen Bundesstaat, dessen zwanzig Abgeordnete (mit demjenigen der Lawra als Vorsitzenden) jeden zweiten Tag im Protaton von Karyä ihre Sitzungen halten. Neben diesem Parlament besteht der den Charakter eines Ministerrates tragende Ausschuß der vier, ebenfalls jährlich neu gewählten Epistatä, deren einer der (nominelle) „Erste vom Berge" oder Präsident ist. Die Epistatä führen die Beschlüsse der Synode aus; letztere ist zugleich auch Gerichts- und Appellationshof. Der türkische Aga hat etwaige Schuldige ihr zu überliefern und erhält sie nach erfolgter Aburteilung zur Vollziehung der Strafe zurück.

Die Klöster folgten seit des Athanasius Zeiten der basilischen Mönchsregel, und die Cönobien unter den Abteien, sowie die elf großen Skiten des heiligen Berges (von denen einige sich nur durch den Mangel einer selbständigen Verfassung vom Mutterkloster unterscheiden) thun dies heute noch. Sie werden von ihrem Abt despotisch regiert und haben alles gemeinsam. Trotz angestrengter Arbeit essen sie nie Fleisch und fasten sieben Monate im Jahre aufs allerstrengste. An Festtagen verbringen sie bis zu zweiundzwanzig Stunden in der Kirche, ohne sich dort je zu setzen. So ist denn ihr Leben ein unblutiges Märtyrertum, dessen Krone zu tragen sie stolz sind. Es sei gleich hier erwähnt, daß es Haghion-Oros-Art ist, die Leichen nach kaum dreijähriger Rast wieder auszugraben, um anderen Platz zu machen. Die noch übrigen Knochen wandern dann ins Beinhaus, der Schädel in die Krypta der Kirchhofskapelle — kein Grabmonument, keine Trauerscenen: still geht der Tod über den Haghion Oros, und dicht hinter ihm schreitet das Vergessen!

Etwa die Hälfte der Klöster hat sich im Laufe der Zeit in republikanisch regierte „Idiorrhythma" umgewandelt, die von zwei oder drei jährlich gewählten Epitropen verwaltet werden. Begüterte Weltmüde und verbannte Prälaten ziehen meist diese Klosterform der streng monarchischen der Cönobien vor, denn gleich den Mönchen selber sind sie hier verhältnismäßig unabhängig, überdies viel besser verpflegt. Dieser freieren Klosterordnung entspricht unter den im Walde wohnenden das Leben der Kellioten. Sie entrichten ihre Pacht für das Kelläon und sind dann so ziemlich ihrem Willen überlassen, beziehen auch nicht, wie die Klausner, ihr Brot vom Mutterkloster, und streben keineswegs, wie jene, nach möglichster Entkörperung. So treibt denn der Geist der Verweltlichung doch immer noch sein Spiel auf dem heiligen Berge, und gerade die reichsten Klöster widerstehen der Versuchung am wenigsten. Der fromme Abt von Kutlumusi wußte das, als er, vor dreißig Jahren etwa, in einer Winternacht den Flügel der Abtei, in dem sich der Klosterschatz befand, dem Feuer preisgab. Armut zwang nun die rebellischen Mönche zur Beibehaltung der strengen Regel — eine in ihrer Art bewundernswerte That!

---

von Voltaire über seinen Unsterblichkeitsglauben verspottet, rief Bulgaris aus: „Irre ich mich, so verliere ich nichts nach meinem Tode — irrst du dich aber, dann wehe dir!"

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Im Garten.

Ein Beitrag zur Ästhetik der Pflanzenwelt

von

Heinrich Noé.



Die Wahrheit der Entwickelung zum Besseren und Lichteren wird wohl nicht leicht durch irgend einen Sachverhalt so einleuchtend gemacht als dadurch, daß man der Differenzierung der einen und anderen Wortwurzel nachgeht. Man gelangt da oft zu seltsamen Betrachtungen und Ergebnissen.

Dieser Gedanke trat mir vor einiger Zeit in einer beschaulichen Stunde nahe, welche ich, des Genusses der Frühlingssonne wegen, in meinem Garten zubrachte.

Ich war dem Sonnenschein nachgegangen. Jeder von uns kennt die doldentraubigen, bläulich-weißen Gartenblumen mit ihrem Vanillegeruch, welche man Heliotropen nennt. Dieser Name bedeutet „Sonnenwender", Pflanzen, welche mit ihren Blüten dem Wandel der Sonne folgen. Kein Mensch weiß, wie gerade diese Blume zu der Bezeichnung kommt, welche kein Eigenname irgend einer Sippe, auch keiner Gattung, sondern ein Beiname für schier alle Pflanzen sein sollte. Heliotropisch sind alle Lebewesen. Alles geht der Sonne nach, und es ist nur eine aus unbewußten Tiefen emporsteigende Übung, wenn sich die Menge auch der Menschen einer gleichen Regung hingiebt wie das vereinzelte Geschöpf, das unter der Sonne lebt.

Diesem Bedürfnis entspricht für mich und diejenigen, die in unseren Tagen leben, der Garten. Einmal aber war der Garten etwas anderes.

Unsere Arier hatten in ihrem nicht sehr reichen Wortschatze eine Wurzel, einsilbig wie alle anderen, welche aus einem Gaumenlaut, einem r und einem Zahnlaut d oder t, bestand. Dieselbe mochte also grd oder grt gelautet haben, wobei man sich indessen noch einen kurzen Selbstlaut eingeschoben denken kann.

Die Bedeutung dieser Wurzel fiel mit „einfrieden, wehren, schützen" zusammen.

Nun stelle man sich vor, was durch Differenzierung aus diesem Wurzelwort geworden ist. Zu seiner Sippschaft gehören beispielsweise: gorod oder grod im Slavischen, hortus und cohors (das zusammen Eingefriedete) im Latein, der Nibelungenhort, die steierische Stadt Graz (aus der Verkleinerungsform gradec hervorgegangen), das skandinavische gard (der Bauernhof), das gotische garda (der Stall), das französische jardin, Stuttgart und unser vaterländischer Garten. Dazu noch manches andere.

Eine unermeßliche Weite von verschiedenen Gesittungsbildern taucht auf, durch diese Auszweigung eines und des nämlichen Wortes angedeutet.

Wir können uns dem Genusse dieser Aussicht bequem hingeben. Der in Leder gekleidete Ackerbauer verschollener Jahrtausende rammt die Eichenstämme um seinen Viehhof herum ein. Frithjof be-

Digitized by Google

sucht Hildings Gard, der schwäbische Herzog umzäunt den Weideplatz seiner Rosse, der Slave birgt seinen Hausrat hinter kunstlos aufgeführtem Bollwerk, die Kohorte pflanzt ihren Adler auf fernem Ufer auf. Malafried, der Reichenauer Mönch, pflegt seine Arzneikräuter hinter den Mauern seines Klosters. Im Heimgarten sammeln sich die Ältesten des Dorfes, um Gericht zu halten. Mit den Steinen der ograda schützt der arme Bauer des Karstes das kleine Getreidefeld, das er dem felsigen Boden abgerungen hat. Im Jardin zu Chantilly lustwandelt der bezopfte Marquis zwischen Wasserkünsten und Labyrinthen, mit Freuden sehen die Kinder unseres deutschen Dorfes die roten Äpfel in das Gras des Hausgartens fallen.

So hat sich der Begriff des Einfriedens nach verschiedener Richtung hin entwickelt — wild und zahm, kriegerisch und friedlich. Man müßte aber der Wahrheit zu nahe treten, wenn man nicht sagte, daß die Weiterentwickelung im ganzen und großen mehr nach dem Besseren und Freundlicheren hingeht als nach dem Groben und Gewaltthätigen. Sicherlich hat es einmal viel mehr umpfählte Bollwerke als Frucht- und Blumengärten gegeben.

Wer an der Richtigkeit dieser Behauptung zweifeln wollte, dem müßte man nacheinander zwei Schaustücke zu Gemüte führen. Es wären ihm die Abfälle eines Pfahlbaues zu zeigen mit ihren Überresten von zackigen Wassernüssen, mit ihren Eicheln, Kornelkirschen, Himbeerkörnern. Alsdann müßte man ihn durch ein Dorf unserer Zeit führen, welches im herbstlichen Schmucke dasteht.

Dort die Waldfrüchte, welche aufs Geratewohl in der Wildnis eingesammelt worden waren, hier der rote Glanz der Äpfel, nicht hinter Pfählen, sondern hinter dem Laubwerk der Hecken, in denen die letzten Monatsrosen sich langsam entblättern.

Die Umzäunung, welche Blüten und Früchte in sich birgt, hat allmählich jene andere Umzäunung, hinter welcher sich der scheue Mensch gegen erwartete und unerwartete Gefahren barg, verdrängt. Wohl giebt es noch immer Bollwerke, deren Stärke im immerwährenden Kampf mit den Waffen liegt, mit welchen man Herr über sie zu werden trachtet. Dieselben liegen aber viele Meilen weit auseinander, sind in geringer Anzahl über die Erde hin verstreut und tragen nicht entfernt in gleicher Weise zur Bestimmung des Vordergrundes unserer Landschaften bei, wie es einmal die Zaunpfähle thaten, welche damals den Zugang zu allen Wohnstätten der Menschen verrammelten. Durch Differenzierung ist aus dem umpfählten Vorhof der Garten geworden.

Der Garten ist das einzige Guckfenster, durch welches der größte Teil der gebildeten Menschheit einen Ausblick in den Wandel der fort und fort schaffenden Natur erhält. Denken wir uns den Garten weg, der in der Mitte der großen Häuserreihen einer Stadt angelegt ist, so ist niemand, welchen man plötzlich zwischen diese Mauern versetzte, im stande zu sagen, ob der Mai oder der Oktober in die Welt gegangen ist. Wie in so vielen anderen Dingen, berühren sich auch hier wieder Anfang und Ende aller menschlichen Gesittung — der Ring, der in sich selbst zurückkehrt.

Mein Garten hat allerdings eine Aussicht, wie sie wenigen Guckfenstern zukommt. Er liegt an der blauen Adria. Der Gast, der ihn des Morgens durchschreitet, erfreut sich an der Kühlung, welche durch Tau und durch die Bindung der Wärme hervorgebracht wird, die mit der Verdunstung über der weiten Wasserfläche zusammenhängt. Er nimmt zunächst ein Luftbad. Nicht nur die ungezählten Blüten teilen der Luft ihren Duft mit, sondern auch alle die Blätter des Waldgartendickichts, die lederglänzenden Blätter mit ihren flüchtigen Ölen, die Myrten und die Kampherbäume, der Lorbeer, die Cistrosen und die hohen Oleanderwipfel, dann all die Nadelhölzer, die Cedern und Araukarien, die Pinien

Digitized by Google

und Cypressen. Der Blick dagegen sonnt sich in einem Lichtbade. Denn da draußen glänzen die dreieckigen Schaumblitze der Zitterwellen, und weiterhin versinken Wasser, Luft und Küsten in ein einziges Tiefblau. Der Fremdling sucht irgendwo im Dickicht, durch welches der Sonnenschein nur in den schmalsten Streifen den Boden erreicht, eine Marmorbank und setzt sich durch ein Dichterwerk über die Zeit hinweg, in akustische Verbindung mit den alten Sängern, die an den Küsten dieses Meeres gelebt haben, als von den Bergen herab und aus den Wogen empor den Menschen sich noch Götter nahten — er lauscht dem Phonogramm, welches sie ihm aus der Verklärung durch Zeit und Raum senden — oder er horcht dem Meere zu, welches noch immer dasselbe Lied singt wie damals, als dort unten die zauberkundigen Königinnen auf den Inseln herrschten. Es ist ein Lied von leichtem Tonfalle, nicht dem nordischen Stabreim gleich, dessen Rhythmik sich, wie der Wogengang der germanischen Meere kurz abgebrochen, steil erhebt und wieder abfällt, um sich alsbald zur folgenden Verszeile emporzustrecken, sondern ein Lied, sanft abgemessen, welches dem Zuhörer weder Überraschung, noch Unruhe bereitet.

Allerdings bietet so viele und so farbenreiche Schaustücke zugleich nicht leicht ein Garten in unserer nordischen Heimat.

Es ist aber auch gar nicht notwendig, bei Betrachtungen der Evolution, die sich vom Pfahlwerk ab bis zu dem von kunstvoll ciselierten Metallstäben eingefriedeten Blumengarten im Laufe der Jahrtausende vollzogen hat, gleich zu einem der glanzvollsten Abschlußbilder zu greifen.

Eine andere, viel weniger glanzvolle, aber in ihrer Weise noch bedeutungsvollere Umgestaltung des umpfählten „Gart"-Raumes sind die nordischen Wintergärten innerhalb der Häuser, ja innerhalb der Wohnungen. Das Empyreum des südlichen Himmels kann freilich durch keine elektrischen Bogenlampen ersetzt werden, aber die Pflanzenwelt wird in die Dienstbarkeit der Gesundheit und des Genusses gezwängt. Alle Theater, alle Tanzsäle, alle sogenannten Vergnügungsräume bringen ungezählten Menschen keinen Ersatz für das, was sie in einem Garten finden.

Je weiter gegen Norden, desto mehr kommen solche Anlagen in unmittelbarem Zusammenhange mit den Wohnräumen vor. Es findet nach den Breitengraden hin eine eigentümliche Steigerung statt, welche zugleich einen sehr genauen Maßstab für den Natursinn der Völker darstellt. In Deutschland sind die Gärten sorgfältiger gehalten als in den Ländern des Mittelmeerbeckens, und weiter hinauf gegen Norden zu werden sie schließlich schier zu Luxuskabinetten. Dort tritt die Gartenbaukunst ein. Eine Menge von Leuten, welche in wärmeren Ländern keine Ahnung davon haben, daß eine Anlage, welche zum unmittelbaren Dienst der Hausbewohner gehört, etwas anderes als eine Art von Gemüsefeld sein könne, halten es im Norden für notwendig, aus ihrem Wohn- oder Speiseraum den Fuß mit einem Schritte in das grüne Reich unter dem gemeinschaftlichen Hausdach setzen zu können. In manchem solcher Gärten fließt lebendiges Wasser über moosbedeckte Felsen nach einem Becken, welches so dicht von Lorbeer- und anderen grünen Büschen umschlossen wird, daß man kaum den Rand sieht. Den Pflanzen und Bäumen verschiedener Erdteile ist hier ein Stelldichein gegeben.

Während ein Teil der Glasbedachung ein wenig geöffnet ist, um der äußeren Luft erfrischenden Eingang zu verschaffen, sitzt dort der Hausherr unter den hellgrünen, stachelspitzigen Blättern einer Pisangstaude und liest oder schreibt. Der Springbrunnen auf der Felseninsel im Teich plätschert, und kaum vernimmt er durch die Öffnung in der durchsichtigen Bedachung das Gerassel der Räder auf dem Straßenpflaster.

In solchen Gärten gedeihen allerdings die Gewächse warmer Zonen, aber in Vorräumen derselben, die man kaum zu heizen braucht — oder überhaupt in Räumen, die dem Sonnenschein offen stehen

Digitized by Google

und von welchen man bloß die eigentliche strenge Kälte fern zu halten hat, erschließen sich sogar in der Januarsonne allerlei Blumen. So erfreut uns, ohne daß wir irgendwelche Kosten oder Mühe aufzuwenden hätten, der hohe Strauch des calycanthus præcox mit seinen vanilleduftigen Kelchen. Das Gleiche gilt vom Winterheliotrop, vom lorbeerblätterigen Seidelbast und vielen anderen Sträuchern, die nicht einmal nach einem Ofen verlangen. Das ganze Mittelmeerbecken kann man im Winter ein kaltes Gewächshaus nennen.

Die Evolution eines umfriedeten Raumes ohne oder mit Nutzpflanzen innerhalb des Wohnstättengebietes bis zu dem mit Dampf geheizten Wintergarten kann zudem als ein neuer Beleg dafür gelten, daß die Natur zugleich mit den Übeln Triebe emporkeimen läßt, durch welche dieselben gelindert werden. Man wird es kaum für einen Zufall halten können, daß sich beispielsweise auch der Drang nach einem zeitweiligen Aufenthalte im Hochgebirge oder am Meere jetzt, in der Zeit einer immer stärkeren Anspannung der Kräfte und eines stets unbarmherziger sich ausgestaltenden Lebenskampfes, des verderblichen Anwachsens der Großstädte, viel lebhafter äußert als in den ruhigen Tagen vormärzlicher Gemütlichkeit.

Ebenso verhält es sich, in kleineren Maßstäben gerechnet, mit dem Begriff und der Benutzung des Gartens. Das eisenharte Getriebe des modernen Lebens fordert ein Streben in entgegengesetzter Richtung heraus. Denn selbst die Kunst fängt, wie es scheint, teilweise an, uns nicht mehr die Erholung zu bieten, die sonst bei ihr gesucht wurde. Sie entrückte uns den Gedankenkreisen, denen wir uns zu entziehen trachteten. Jetzt aber gerät sie mehr und mehr in den Bann derselben hinein, in den nämlichen Bann, in welchen wir uns mit unserem ganzen Thun und Treiben immer mehr verstricken. Darum wird man den Garten dem Hause nähern, so viel als möglich, und wird seine Erholung in der Teilnahme am Gedeihen einer lieblichen, stillen Welt um uns herum suchen.

In mancher Hinsicht erinnert dieses Streben an die Beliebtheit des Idylls, die sich in verschiedenen Drehwindungen der Sittengeschichte dann zeigte, wenn die Gesellschaft sich der in ihrer Mitte breit gewordenen Pflege der Unnatur bewußt zu werden anfing.

Als die griechische Gesittung in Üppigkeiten versank, ersannen die Dichter der alexandrinischen Schule das Lob des Hirtenlebens. Während die Staatskunst ein Gewebe von Grausamkeiten und das Leben der hohen Gesellschaft nur Unnatur war, begeisterten sich die Leser Frankreichs, Italiens und Spaniens mit Büchern, die von den Schafen auf der Weide erzählten. Als Deutschland vom Rauch verfinstert wurde, der aus den Brandtrümmern des Dreißigjährigen Krieges aufstieg, entstand der löbliche Hirten- und Blumenorden der Pegnitzschäfer, der sich als Wahrzeichen die Flöte des Pan erwählte. Im Theater traten Hirten und Hirtinnen in seidenen Kleidern auf. Die Schäflein, weiß wie Schnee, waren gleich den Hirtenstäben mit neuen Bändern geschmückt.

Daß wir Moderne uns jetzt mit größerer Vorliebe, so oft es uns die Muße gönnt, in den stillen Frieden der Pflanzenwelt flüchten, als es unsere Eltern und Großeltern gethan haben, hat einen ähnlichen Grund. Da sich aber sowohl in den Annalen der Welthändel, als in der Geschichte der sittlichen Entwickelung nichts vollständig wiederholt und es nur eine Täuschung ist, wenn man glaubt, man sei wieder genau auf dem nämlichen Standpunkte angekommen, der schon einmal eingenommen worden war, so läßt sich wohl die Ähnlichkeit dieser Regung mit jenen anderen Liebhabereien vergangener Jahrhunderte nicht ableugnen, sie ist aber doch etwas anderes.

Das Element, in dem wir atmen, ist Überreizung. Noch niemals, soweit wir die Kulturgeschichte von Europa überblicken können, ist so viel gearbeitet und

Digitized by Google

geschaffen worden. Ein großer Teil der Arbeit wird von Maschinen vollbracht, welche der Dampf in Bewegung setzt und die mit einer Umdrehung ihrer Räder so viel schaffen als die Arme der Menschen vergangener Zeit in Wochen. Man bringt uns die Zeitungen ins Haus, die uns daran gewöhnt haben, alle Tage die Lage des Weltteiles hinlänglich verändert zu sehen, um uns an die Notwendigkeit glauben zu machen, daß dieselbe jeden neuen Morgen einen übersichtlichen Leitartikel verdient. Ebenso können die zahlreichen Telegramme, die schon als solche auf Wichtigkeit Anspruch machen, den Wahn bestärken, als ob fort und fort erhebliche Dinge vorgingen. So kommt man aus der Unruhe viel schwieriger hinaus als vor der Ausbeutung all dieser an und für sich so schönen und nützlichen Erfindungen.

Gegen diese Aktion taucht die Reaktion auf, welche man als das zeitweilig hervortretende Streben, die Sinnesweise zu „idyllisieren", bezeichnen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Tageslitteratur, welche der Erholung dient, solchem Streben zu Hilfe komme. Sehr häufig verkennt sie indessen vollständig diese Seite ihres Berufes und bequemt sich des Erwerbes wegen den gefährlichen Neigungen unserer Zeitgenossen an, ja, sucht dieselben noch zu fördern und zu überbieten.

In dieser Hinsicht sollte uns das gute Schriftentum des vorigen Jahrhunderts ein lehrreiches Vorbild sein. Mitten in der qualmigen Atmosphäre des Zeitalters, welches mit dem großen Gewitter endigte, war das Streben vornehmer Geister auf die Vereinfachung und Reinigung der Bestrebungen in der zeitgenössischen Gesellschaft gerichtet. Bernardin de St. Pierre und in späteren Jahrzehnten Chateaubriand haben Werke geschaffen, die sich in Gedankenkreisen bewegen, denen die meisten der heutigen Schriftsteller fernbleiben. Diese steigen vielmehr lieber zu dem Getriebe der Menge herab, statt Schöpfungen anzustreben, welche von keiner anderen Idee eingegeben werden als der des Schönen im allgemeinen; statt die vielgestaltige Natur, wie sie immer um uns war und ist, zu durchgeistigen, sind zwei Schlagwörter barbarischen Klanges die Herren des Schriftentums geworden: aktuell und sensationell. So wirkt alles zusammen, um unser Geschlecht in der Unruhe zu erhalten, der es sich hingegeben hat.

Diese Aufgabe des Gartens, mancherlei Eindrücken der bezeichneten Art, welche uns die Welt aufdrängt, ausgleichend entgegenzuwirken, wurde von keinem der Freunde auch meines Gartens bestritten, welche denselben zeitweilig aufsuchten. In allen Neigungen und Geschmacksrichtungen giebt es jedoch, um einen Ausdruck aus der Askétik zu gebrauchen, eine strengere und eine gelindere Observanz. Der ersteren verhalf in Bezug auf das Ideal eines Gartens insbesondere einer der eifrigsten Besucher desselben, ein Philologe, zum Ausdruck. Man hätte glauben dürfen, daß ihm die Beschäftigung mit seinen alten Poeten Geschmack an den wenigen Bildsäulen und an einigen Marmorstücken des Gartens, wie beispielsweise einem Medusenhaupte, aus welchem ein Wasserstrahl hervorschoß, beigebracht habe. Dem war aber keineswegs so. Er wollte im Garten nur Grünes, nur das stille Weben einer allen gewaltsamen Trieben abgewendeten Pflanzenwelt sehen. Durch die marmornen Götter und dergleichen fühlte er seine Einbildungskraft schon wieder zur Erinnerung an Leidenschaften und Kämpfe angeregt.

Weil man es wohl unter diejenigen Fragen rechnen kann, die mit der Ästhetik des Gartens zusammenhängen, die Frage, ob Plastik und andere bildende Künste gefällig und harmonisch sich den Eindrücken einfügen, die wir im Grünen suchen, so will ich den Widerwillen nicht verschweigen, den unser Sonderling gegen den Marmor mitten im Garten hegte.

Einmal hielt ihm ein anderer Gast, der Sanitätsrat, vor, daß der Marmor in allen Zeiten zum Schönheitssinn und

Digitized by Google

zur Einbildungskraft gesprochen, und selbst ein so bescheidener Mensch wie Virgil, der die einfachen Freuden des Landlebens zu würdigen wußte, doch keinen Gedanken zu fassen vermocht habe, der ihm mehr Genugthuung einflößte, wie den, daß er einen Tempel von Marmor baute:

Auf dem grünen Gefilde, dort, wo in trägem
Laufe der gewaltige Mincius irrt, und
Mit zartem Schilfe die Gestade bedeckt.

Unser Philolog aber ließ sich durch dieses Citat in keiner Weise irre machen. Er antwortete:

„In diesem Punkte hat Virgil allerdings bei den deutschen Romantikern Geschmacksgenossen gefunden, welchen eine weiße Marmorvilla im Lorbeerhain als die Verkörperung ihres hesperischen Traums vorschwebt, bei mir nicht. Ein Schweizerhaus aus Holz, von schönen Nadelbäumen umschattet, ist mir lieber als marmorne Mauern und Figuren."

„Wir haben einen Marmorfeind unter uns," rief der Rat lachend. „Ist es denn nicht schön, zu sehen, wie dort der weiße Marmor durch den hellen Brunnquell hindurchblinkt, der über ihn durchsichtig hinwegrieselt?"

„Ihr seid nie in einem Marmorbruch gewesen," erwiderte der Philologe. „Ich begreife nicht, wie Dante unter seinen Höllenstrafen die eines zum Steinbruch verdammten Menschen oder Tieres hat übersehen können. Stellt euch eine grelle blendende Sonne vor, welche auf die weißen Platten zündet. Die Luft ist von pulverisiertem Gestein angefüllt, welches in die Augen und Hautporen eindringt. Das Geschrei, das tierische Gebrüll hat etwas Teuflisches. Man muß in Carrara gewesen sein, um sich davon eine Vorstellung machen zu können. Erstens einmal tönt es allenthalben in allen Klangarten von den Schlägen und Meißeln, mit denen die Platten bearbeitet werden, die einen hell, wie wenn man an ein leeres Glas schlägt, die anderen dumpf, wie wenn ein Bahnzug über eine Brücke fährt. Dann kommt das Geheul derjenigen, die mit ihren Eisenstangen die Blöcke auf die Karren heben, das Gebrüll der geprügelten Ochsen, die warnenden Rufe an solche, die sich einer Mine nähern, das Dröhnen der Schüsse, das Rasseln der herunterfallenden Bruchstücke, das Klirren der Ketten — und über all dem eine Staubwolke, so dicht wie der Pulverrauch, der aus einem eben abgeschossenen Kanonenrohr hervordringt — da habt ihr Carrara. Wir sind entrüstet über die Barbareien der Assyrier, die wir auf ihren Basreliefs verewigt sehen. Dort haben sie uns lange Reihen von Sklaven und Gefangenen abgebildet, die alle miteinander an einem Stricke ziehen, an dem ein ungeheuerlicher Felsblock angehängt ist. Daneben stehen die Aufseher und peitschen darunter hinein, auf jeden los, der einen Augenblick Atem schöpft. In Carrara geht es nicht viel besser zu, wenn es gleich statt der Menschen unschuldige Tiere trifft. Da schwankt ein Karren den Hohlweg herunter, auf dem ein Block von hundert Kubikmetern liegt. Er wird uns von der Ferne angekündigt durch eine Staubwolke, durch das Knarren der Räder und das Knirschen der von ihnen zerquetschten Steine, durch das dämonische Johlen der Treiber, welche neben den sechzehn Ochsen hergehen. Der Karren kann nicht weiter. Jetzt beginnt ein unbeschreibliches Heulen. Sämtliche Treiber stoßen den Ochsen die Spitzen ihrer Stachelstecken ins Fleisch. Die Muskeln der Tiere zerren sich, es tritt ihnen Schaum vor das Gebiß, sie streifen mit dem Bauch die Erde. Es geht noch immer nicht. Das Gebrüll der Menschen steigert sich noch, Blut rinnt den Tieren über die Weichen. Endlich ein furchtbares Krachen und Knarren, die Kette und der angebundene Block rollen wieder weiter."

„Was hat aber das alles mit dem Garten zu schaffen?" fragte der Rat etwas verwundert.

„Er stört mich im Genusse des Stillebens, das ich hier suche. Übrigens bin ich durch das Medusenhaupt zu der Erklärung gekommen, welche man mir abgenötigt hat. Seit ich weiß, unter welchen

Digitized by Google

Höllenqualen der kalte Stein in die Welt geschafft wird, kann ich mir ihn wirklich in keiner geeigneteren Gestaltung denken als in der eines solchen Kopfes, in dessen Betrachtung sich das Grausen mischt."

Daß verschiedenerlei Marmorwerk dem idyllischen Eindruck des geschützten und stillen Pflanzenlebens eher abträglich als förderlich sei, möchte unserem Philologen zugegeben werden können, wenn man auch seine bilderstürmerischen Gedanken nicht völlig teilt. Daß der Mensch beim Anblick von Kunstwerken, welche Menschen- oder Tierleiber darstellen, vielleicht weniger beruhigt wird als durch Versenkung in das Wesen der Pflanzenwelt, läßt sich kaum bestreiten. Man hat immer die Pflanzen, die Blumen, insbesondere aber die Bäume als etwas aufgefaßt, durch dessen Anblick das Sinnen des Menschen gesänftigt wird. Wenn jemand den Hang des Hindu zur Beschaulichkeit deutlich machen wollte, so sprach er von seiner Anbetung des heiligen Lotos, und diejenigen, die allen menschlichen Strebungen und gewaltthätigen Regungen entrückt waren, die Seligen, läßt der Glaube des Griechenvolkes auf Wiesen wandeln, auf welchen der Asphodill blüht. Das Bezeichnendste aber für diesen sänftigenden Eindruck der Pflanzenwelt bietet die Verwandlung der Menschen in Bäume und andere Gewächse, wie sie uns von vielen alten Dichtern, insbesondere von Ovidius, beschrieben wird. Solche Verwandlungen wollen nichts anderes sagen, als daß die menschliche Not oder Leidenschaft zur Ruhe gebracht worden ist. Wenn die Seele, die vorher in einem Menschen thätig war, in eine Pflanze übergeht, so kommt mir das vor, wie wenn ein Fieberkranker genest. Das Treiben des Willens wird gesänftigt, der Docht der Lampe wird heruntergeschraubt. Ein thätiges Leben geht in ein traumhaftes über, und darum halte ich es nicht nur für ein poetisches, sondern auch für ein versöhnliches Ende, wenn die Götter dem bedrängten Menschen zu dieser um so viel ruhigeren und sanfteren Lebensform verhelfen.

„Da wäre also die Pflanze oder der Baum," nahm der Philolog, nachdem derartiges geäußert worden war, das Wort, „in der Einwirkung, den ihr Anblick hervorbringt, so zu sagen ein neutrales Geschöpf, und für denjenigen, der sie im Garten sieht, hauptsächlich dazu vorhanden, daß sie ihm dazu verhilft, an gar nichts zu denken. Das will ich doch nicht gelten lassen. Sie macht mir vielmehr die marmornen Statuen und anderen künstlichen Steinzierrat des Gartens gänzlich entbehrlich. Wenn ich an die Liebe denken will, so brauche ich keine Aphrodite, das Nämliche sagt mir die Myrte. An ein anderes Leben erinnert nicht nur der Gott mit dem zweizackigen Scepter und dem Cerberus, sondern auch die düstere Cypresse. Und an die heitere Kunst kann man auch ohne Musengestalt denken, wenn man sich die aufstrebende lichte Palme vergegenwärtigt, deren Blätterwerk sich hoch über dem Erdboden wiegt. Das sind keine Gelehrtenklügeleien, sondern Beziehungen, wie sie von den einfachsten Leuten geahnt werden. Ein tiefinneres Empfinden geht durch alle Völker, und die Sinnbildlichkeit der Dinge wird von Menschen durchschaut, die niemals in ihrem Leben von einem Buchstaben etwas gehört haben. In meiner Heimat giebt es keinen wirksameren Liebeszauber als das Holzmehl, welches von Zweigen herabfällt, die der Wind gegeneinander reibt. Es wird also dem geheimnisvollen Wehen, welches die Welt durchdringt, die Kraft zugeschrieben, daß es Lebendiges, welches getrennt ist, einander nähert. Wasserrosen, wie sie dort auf dem kühlen Wasser des Brunnenbeckens schweben, vom wärmenden Pulsschlage der Erde getrennt, sind Jungfrauen. Mit Rosen aber werden die Schläfe der Toten umkränzt, weil sie die Hoffnung geben, daß Lebenskraft und Liebe in ihnen wieder aufblühen mögen."

„Mir kommt aber vor," nahm der Sanitätsrat das Wort, „als ob die Neigung, Statuen in den Garten zu setzen und dadurch handgreiflich, wenn auch in

Digitized by Google

den Umrissen des von Ihnen verwünschten Steines an menschliches Gedankenwerk und an menschliches Getriebe zu erinnern, doch nicht eigentlich einer verkünstelten, sondern einer ganz natürlichen Empfindungsweise entspräche. Allerdings hat die Mythe Menschen in Bäume verwandelt, aber diese haben als Bäume ihre Regungen beibehalten, ja sie möchten vielleicht, um mich so auszudrücken, gern wieder aus ihrer Rindenhaut fahren. Schauen nicht die Lorbeerbäume dort über dem Gartenhause, die mit ihrem steifen Gezweige gegen den Himmel hinauflangen, so aus, als wäre jeder einzelne von ihnen eine tugendhafte Daphne, die ihre Hände bittend emporhebt, um von dem versammelten Olymp Schutz gegen den schlimmen Apollo zu erflehen, der sie verfolgt? Es gehört gar nicht viel Einbildungskraft dazu, sich das vorzustellen, besonders wenn man die Geschichte schon hundertmal gehört hat. In meiner Heimat ist ein See, an dessen Ufer sich ein breiter Baumstumpf erhebt. Der Stamm, der zu diesem gehörte, ein süßsaftiger Ahorn, ist verschwunden. In diesen Ahorn war ein Mädchen verwandelt worden, welches der ungerechte Fluch seiner bösen Mutter getroffen hatte. Die Äste mit den herzförmigen Blättern riefen um Hilfe gleich den ätherischen Zweigen des Lorbeers. Aber die Verzauberung war nicht von allzu langer Dauer. Eines Tages kam ein blutjunger, unschuldiger Geigenspieler an das Ufer des Sees, unfern von der Stelle, an welcher der Ahorn grünte. Er begann zu spielen, daß es weit über die Wasserfläche hinausklang. Dadurch wurde der Bann gelöst. Die Rinde des Baumes that sich auf und das Mädchen trat aus ihm hervor. Unsere nordische Phantasie entdeckt ja auch in manchen baumstrunkigen Gestalten Hainjungfrauen, und oft haben wir gesehen, daß Künstler den Weidenbaum zu allerlei Schabernack benützen. Wir erinnern uns, welche Gesichter dieser oft mit seinem knorrigen Kopfe schneidet, und welche Bewegungen er mit seinen sparrigen Ästen ausführt. Habt ihr nie gesehen, wie er sich draußen in der Au über einen Sonntagsangler oder über gespreiztes Stadtvolk lustig macht? Geradezu koboldartig aber wirken diese Bäume — Goethe hat sie Erlkönigs Töchter scheinen lassen —, wenn sie vom Menschen, der ja fortwährend ihre Zweige braucht, zur buckligen Zwergform zusammengeschnitten worden sind. Wenn unser Volk die Ölbäume, die mit den Weiden verwandt sind, vor sich hätte, so würde man gewiß diesen ähnliche Rollen übertragen. Seht da oben die wunderlichen Verrenkungen dieser Stämme. Sollte man nicht glauben, der dort habe ein Gesicht? Hier sind die zwei runden Augen, unten klafft der breite Mund, während dazwischen ein Teil der Rinde sich zu der platten Nase aufgebläht hat. Der dort streckt seine Arme aus, und der neben ihm scheint des Guten ein wenig zu viel gethan zu haben, denn er krümmt den gespaltenen Stamm, seine Beine, ein wie ein Matrose, der bei schwerer See über Deck geht. Aus einem solchen Olivenwalde könnte sich ein Maler wohl alle möglichen Karikaturen zusammenstellen."

Das Gespräch wurde hier durch den Eintritt eines Naturforschers unterbrochen, welcher sich seither auch als Botaniker einen Namen gemacht hat. Nachdem er hörte, um was es sich handelte, meinte er, daß in Ziergärten — abgesehen von manchem greifbaren Nutzen, den sie bringen, der Erholung und Erfrischung in der von Wohlgerüchen durchhauchten Luft — allerdings von jeher nicht nur eine stillvergnügte Schwärmerei, die eine gänzliche Abwendung von menschlichem Treiben bedeute, sich geltend gemacht habe, sondern auch stets immer wieder der Versuch, an jene Phantasiegebilde, die ihre Bedeutung nur in ihrer unmittelbaren Beziehung auf den Menschen haben, durch irgend eine Kunstthätigkeit auch inmitten der stillen Pflanzenwelt anzuknüpfen.

„Der Quietismus," sagte er, „der sogar von Statuen im Garten nichts wissen will und sich mit der vermeintlichen Traum-

Digitized by Google

seele der lautlosen Pflanzenwelt zu vereinigen trachtet, erscheint mir gänzlich erkünstelt und als das Erzeugnis einer überhetzten Thätigkeit. Es ist richtig, daß für viele der Garten nicht mehr wie einst nur Umzäunung, auch längst nicht mehr bloß der Grund ist, wo Kohl und Äpfel wachsen. Wenn er auch nur zum Spazierengehen, zum müßigen Herumschauen, zum Vergnügen bestimmt ist, so sehen wir doch unter gewöhnlichen Verhältnissen überall die Neigung, ihn nicht nur als das einförmige Revier der dort angesiedelten Pflanzen zu betrachten, sondern auch mit allerhand Zuthat, welche an das Getriebe von Menschen und Tieren erinnert, auszustatten. Der Sinn des Menschen ist von Haus aus anthropomorphisch. Darum finden wir einmal Bäume, die wie Thüren zugeschnitten sind, dann hineingestellte Obelisken oder Porzellanscherben, ja sogar ganze Hecken oder Baumgruppen, denen man mit der Schere menschliche Umrisse gegeben hat. Zu streiten ist über diese Verschiedenheit des Geschmacks in solcher Frage so wenig wie überhaupt. Jeder gehe in den Garten und suche dort das, was ihm gefällt."

Unser Philolog wiederholte, daß es ihm um Ruhe und Ungestörtheit zu thun sei, und daß ihn inmitten der Bäume und Blumen alles störe, was ihn an Dinge erinnere, denen er mit dem Eintritt in den grünen, umfriedeten Raum den Rücken gekehrt zu haben glaube. „Mir ist der eingefriedigte Raum ein Schutzort, hier habe ich den Frieden der lautlosen Natur. Ich will weder von Göttern, noch von Helden, noch von Prunk, noch von tierischer Bewegung und menschlichen Thaten oder Unthaten hier irgend eine greifbare Andeutung sehen."

„Nun, was den sogenannten Frieden der Natur anbelangt," entgegnete der letzt eingetretene Gast, „so ist das eben auch eine anthropomorphe Anschauung. Wir halten diese Wurzeln, Blattnerven, Blumenkronen für ruhig und friedlich, weil wir an ihnen eben keine Bewegungen im Maßstabe unserer Thätigkeiten bemerken. Und doch ist ein solcher Garten, wenn man die Sache genau anschaut, nichts anderes als eine Menagerie. Denn ob das Lebewesen festgewurzelt ist oder herumgeht, es rührt sich in seiner Weise, und meist auf Kosten anderer Lebewesen. Und wenn es auch das letztere nicht thut, so zieht es doch an sich, es raubt."

Diese Behauptung wurde mit einem stürmischen Oho! aufgenommen.

Unser Naturforscher ließ sich davon durchaus nicht einschüchtern. Er verdoppelte vielmehr seine Dosis und fuhr fort: „Wenn Ihnen das nicht gefällt, so will ich das Ding beim rechten Namen nennen. Wenn Sie so ein Stück Land anschauen, in welchem Sie Ihren Frieden der Natur finden, so haben Sie in Wirklichkeit eine Mördergrube gesehen."

„Der Garten eine Mördergrube," rief unser Philolog lachend. „Wir sind der Wissenschaft für diese Bereicherung unserer Gedankenkreise wirklich zu Dank verpflichtet."

„Es ist nicht anders," antwortete der Mann der Wissenschaft. „Alles dieses Ranken, Wurzelausstrecken, Blätterzusammenklappen, Wimperzucken geht schließlich auf nichts anderes hinaus als auf die Bereitung eines flüssigen Düngers, in welchem diese blühenden und grünenden Unholde in grausamer Lust zu schwelgen lieben. Schaut jene Kletterpflanze dort an, wie sie den saftigen Stamm anfällt und ihn umstrickt, um ihn auszusaugen. Wie die Boa ihr Opfer erwürgt, so erdrosselt der poetische Epheu und eine ungezählte Menge seiner Sippschaft den Baum, auf den er hinaufklettert. Geht einmal dort in das dichte Gestrüpp der Myrten und Cistrosen hinein. Dort werden die Wurzeln von den Hypocisten angepackt, einer Pflanze, die allerdings schon auf den ersten Blick verdächtig ausschaut mit ihren blutroten Blattschuppen und den giftig gelben Blüten. Und wie viele dieser ruhigen und sanften Pflanzengeschöpfe gehen im Frieden der Natur gerade so auf die Jagd wie Spinnen und Schlangen. Sie stellen ja sogar Fallgräben,

Digitized by Google

Leimspindeln und andere Vorrichtungen auf, mit welchen sie Käfer, Ameisen und andere unglückselige Tiere, die sich von dem Reize der Blume bethören lassen, festhalten, um ihnen das Eiweiß auszusaugen und sich selbst damit zu füttern. Schaut einmal den niedlichen Sonnentau an, wie er mit seinen Fangwimpern die Beine der Tiere auf seine Drüsen hinschiebt."

Der Philolog machte Einwendungen, der Sanitätsrat aber beschwichtigte dieselben, indem er sagte: „Unsere Chemiker haben ja nachgewiesen, daß die Säuren und Fermente, mit welchen solche festgewurzelte Tierfänger ihre Gäste aussaugen, ganz denselben Stoff zusammensetzen, wie es unser Magensaft ist. Hat man doch in unseren Gewächshäusern schon ungezählte Male die Blätter der Dionäa mit Fleisch gefüttert. Sie hat es vortrefflich verdaut und die Mahlzeit ist ihr so gut bekommen, daß sie dick und fett dabei wurde."

„Derlei ist allerdings das stärkste, was man dem sogenannten Pflanzenfrieden der träumerischen Natur nachsagen kann," bemerkte der Naturforscher lächelnd. „Es besorgen übrigens allenthalben die Wurzeln das unterirdische Aussaugungs- und Umklammerungsgeschäft."

„Es ist schon vorher daran erinnert worden," sagte der Sanitätsrat, „daß das Volk keinen Publius Ovidius Naso braucht. Es hat schon überall herausgefunden, was hinter diesen Rinden steckt. Die Erdmännlein und Galgenpeterchen sind nichts als Wurzeln. Man läßt solche aus der Nacht der Erde aufsteigen. Manche Magd, welche Grünzeug und allerlei Wurzelwerk aus dem Garten forträgt, ahnt es nicht, daß ein Alraun darunter ist. Während sie nach Hause geht, flüstert ihr der Wurzelkobold allerlei böse Dinge zu, welche sie vor Wonne erzittern machen. Es ist der Alraun, welcher lispelt. Deshalb verstehen sich die Wurzelmännlein auch auf das Schatzgraben, denn sie kommen aus dem Gebiete der Finsternis. In der Walpurgisnacht schneiden Bäume in der Dunkelheit Gesichter und die Wurzeln sitzen als graue Heckemännchen auf den Steinen, aus denen metallischer Schimmer ausströmt."

Nach einer Weile bemerkte der Naturforscher: „Wenn wir diesen Standpunkt im Auge behalten, so kommen wir zu einer richtigen Beurteilung eines solchen grünen und blühenden Winkels. Dieses Urteil giebt zugleich auch einen Genuß, den weder die Beschaulichkeit allein für sich, noch auch die Künstelei und Prunksucht, die sich etwa in einem Garten breit machten, gewähren können. Wir sehen im Garten, gerade so wie überall, das Doppelgesicht der Welt. Jede Betrachtung der einen Seite ist wahr und falsch zu gleicher Zeit. Wahr, weil sie Vorhandenes auffaßt, falsch, weil sie das Gegenstück davon übersieht. Wie in einem Menschen abscheuliche Verrichtungen und die Visionen des Idealen vorhanden sind, so wurzelt sich und greift hier das Wesen gierig in die finstere Erde hinein, während es mit seinen Blüten dem Licht zustrebt. Lassen wir dieses Klammern, Würgen, Düngerbereiten in der vom Lichte abgewendeten Seite, so bleibt uns immer auf der anderen Seite der Glanz, der Wohlgeruch und die sinnbildliche Bedeutung, mit welcher zu allen Zeiten die grünen Zweige und grellfarbigen Blumen mit den teuersten Vorstellungen der Menschheit in eine Art von magischem Zusammenhang gebracht worden sind. Lassen wir immerhin das eine Gesicht nicht allzu sehr hinter dem anderen zurücktreten und bleiben wir dabei, daß sich alles in der Welt wie Tag und Nacht anschaut. Dann bleibt uns wohl manche Überraschung, aber auch manche Enttäuschung erspart. Jedenfalls aber werden wir über den Fanghaken und den Moderpilzen auch das nicht vergessen, was uns die Cypressen und die Palmen andeuten. Und das ist offenbar die Philosophie des Gartens."

Digitized by Google



Litterarische Notizen.



Du mein Österreich! Roman von Ossip Schubin. Drei Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Mit diesem Roman ist Ossip Schubin wieder einmal zu demjenigen Stoffgebiete zurückgekehrt, welches von Anfang an von ihm bevorzugt und in ungewöhnlichem Maße beherrscht wurde. Typen aus der höheren österreichischen Gesellschaftswelt werden darin mit großem Talent und scharfem Blick für die charakteristischen Eigentümlichkeiten vorgeführt. Man kann nicht sagen, daß diese Bilder aus der Wirklichkeit sehr erfreulich sind, denn man sieht die wahrhaft adelige Gesinnung durch mancherlei Flecken entstellt und entwürdigt, während allerlei Emporkömmlinge sich unberechtigt breit machen und gleich den Schmarotzerpflanzen des Urwaldes den gesunden Kern edler Stämme zerstören; aber das sind eben die allgemein menschlichen Züge, welche dem Werke seine tiefere ethische Bedeutung verleihen. Alle Vorzüge Ossip Schubins: die farbenprächtige Schilderung des vornehmen Verkehrs, die konsequente Durchführung der Charaktere — dafür ist die Gestalt der Paula Harfink durch alle Phasen ein glänzendes Beispiel — treten darin in das beste Licht, und das ernstgemeinte Buch wird ohne Zweifel allseitige Anerkennung finden. — Wir erwähnen noch, daß inzwischen die wahrhaft ergreifende Erzählung **Heil dir im Siegerkranz!** von Ossip Schubin, der ein Motiv aus dem großen Kriege von 1870 zu Grunde liegt und welche zuerst durch unsere Monatshefte bekannt wurde, auch in Buchform (Braunschweig, George Westermann) erschienen ist.

* * *

Das starke Jahr. Der Dichtungen zweite Folge. Von John Henry Mackay. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Es gehört das Studium der ganzen Dichterpersönlichkeit Mackays dazu, um in vielen dieser Lieder hinter dem regellosen, melodischen Wortgetön den ernsten, oft sehr eigenartigen Gedanken zu finden. Dürfen Gedichte schwer verständlich und tiefsinnig sein? darüber ließe sich streiten. — Wer sich von dem Eindruck, den das erste Lesen dieses Buches macht, nicht abschrecken läßt, wird hohe Schönheit darin finden. Zwischen dunklen philosophischen Betrachtungen über die Schwäche der Menschheit und die Stärke des einzelnen, über die Freiheit und über das Wesen des schaffenden Künstlers, taucht plötzlich ein so einfach schönes Liebeslied auf wie „Frühlingsnacht", erschreckt uns ein so grausig-plastisches Bild wie „Der Zecher". Welche großartigen Phantasien erweckt dem Dichter der Anblick eines Sternes. ... Ganz Wortmusik ist das mystische Notturno: „Weltgang der Seele." — Und wäre für manchen in dieser Sammlung nur ein Lied, welches ihm unvergeßlich bliebe — ist das nicht genug?

* * *

Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von Gneomar Ernst v. Natzmer. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Nicht ohne tiefe Teilnahme wird jeder gebildete Deutsche diese Geschichte von der ersten Liebe des Deutschen Kaisers, von seiner Pietät gegen den Vater und seiner Entsagung lesen. Die beigegebenen Briefe des damaligen Prinzen zeigen aufs unzweideutigste, wie tief und edel die Leidenschaft des jugendlichen Königssohnes für die liebenswürdige Prinzessin war. Indessen darf heute, nach über einem halben Jahrhundert, ehrlich und wahrheitsgemäß gesagt werden, daß der König und Kaiser an ihrer Seite wohl kaum jenes dauernde Glück gefunden hätte, welches ihm die Enkelin Karl Augusts gewährte. Das kleine Werk, durch seine Schlichtheit und Wahrheit in Mitteilung wirklich tragischer Konflikte ergreifender zu lesen als viele der spannendsten Romane, wird sicherlich eine große Verbreitung finden und die Sympathien für

Digitized by Google

die auch menschlich edlen Eigenschaften des verblichenen Begründers des Deutschen Reiches noch erhöhen.

Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Von Hermann Jahnke. (Berlin, Paul Kittel.) — Dieses reich illustrierte Werk ist in erster Linie für die große Masse des Volkes bestimmt und als Prämie für Schüler bei gewissen Festgelegenheiten besonders zu empfehlen. Der Verfasser, der auf dem Gebiete der Jugendlitteratur schon viel Treffliches geleistet hat, ist mit dem überreichen Material sparsam umgegangen und suchte vor allem ein anschauliches Bild des großen Kanzlers zu geben, eine Aufgabe, die mit Glück gelöst ist. Das der ersten Lieferung beigegebene Bild nach dem unglückseligen Gemälde von C. Wagner: „Friedensverhandlung zwischen Bismarck, Fabre und Thiers" hätte übrigens fehlen können: so schauspielerhaft gespreizt bewegen sich keine Diplomaten!

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Fr. Bodenstedt. Zweiter Band. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Verfasser führt uns zunächst nach München, dann nach Escheberg und dann nach Italien; wir leben noch einmal die seltsame Zeit von 1848 durch. Dann kommen als Lebensstationen ein dreimonatlicher Aufenthalt in Triest und längeres Verweilen in Wien. Mit der Reise nach Berlin 1850 schließt dieser Band. Viel Neues und Eigenartiges, manche unbekannte Anekdote enthält auch dieser zweite Teil, aber auch, es darf nicht verschwiegen werden, vieles, zumal Historisches, was für die, welche nicht dabei waren, interesselos ist. Gerade bei Memoirenwerken, wie dem vorliegenden, ist eine starke Dosis Subjektivität erwünscht, ja sogar notwendig; Bodenstedts Persönlichkeit verschwindet zu sehr. Vielleicht bietet dafür der folgende Band Ersatz.

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Lfrg. 1. (Straßburg, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt.) — Der Verfasser, durch seine zahlreichen Romane in weiten Kreisen wohlbekannt, bietet uns hier eine Art Autobiographie; nur daß er von sich und seinem Entwickelungsgange wenig erzählt, als uns vielmehr ganze Reihen von Größen aus aller Herren Ländern und aus den verschiedensten Kreisen vorführt, mit denen er als Korrespondent auf seinen europäischen Wanderschaften in Berührung gekommen ist. Halten die folgenden Lieferungen, was die erste an Form und Inhalt giebt, so dürfte sich das Buch zu einem wertvollen Geschichts- und Memoirenwerk ausgestalten, das man noch in späteren Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit lesen wird.

Zeitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen von M. Charles. Neue Folge. (Leipzig, Roßbergsche Buchhdlg.) — Dieses Werk kann den Musikfreunden aufs wärmste empfohlen werden. Die Urteile des Verfassers sind immer maßvoll, zeugen von tiefgehenden Kenntnissen; und da, wo der Verfasser tadelt, fehlt es niemals an überzeugender Begründung. So wird dem, was er über Neßler, Gounod und Verdi Einschränkendes sagt, jeder Einsichtige beistimmen. Liebevoll behandelt ist Robert Franz, der größte lebende deutsche Liederkomponist, während der klassische Epigone Franz Lachner trotz seiner volkstümlich gewordenen Suiten wohl doch kaum die Bedeutung für die Entwickelung der Musik beansprucht, die ihm der Verfasser beilegt. Im Schatten Wagners hält es eben schwer, mit neuen und besseren Orchesterwerken die klassische und romantische Musikperiode zu schlagen! Fesselnd ist der Aufsatz über den bekannten Geiger August Wilhelmj und einen weniger bekannten und doch rühmenswerten ersten Meister seines Faches, den Kontrabassisten Georg Laska.

* * *

Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung. Von W. Hohoff. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) — Dieses Buch sucht den Grund und die Entwickelung der Unruhe zu erklären, welche zunehmend mehr die Menschheit ergriffen hat und die Lebensluft geworden ist, in der wir heute atmen. Es enthält demnach Die große deutsche Revolution des sechzehnten Jahrhunderts; Die große englische Revolution des sechzehnten Jahrhunderts; Die große französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts; Die Revolution im neunzehnten Jahrhundert. Gewiß sehr beachtenswerte Gegenstände. Freilich der Verfasser ist nicht ohne Tendenz an sie herangetreten. Bereits die Einleitung gesteht dies ein; er will zeigen, daß Papst Leo XIII. recht hat, wenn er die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts als Ursache der modernen Revolution erklärt, will eine Ergänzung zu Janssens Werk geben und zwar in der Weise, daß er nicht wie dieser die Quellen, sondern die angesehensten neueren Geschichtsforscher und Gelehrten reden läßt. Auf diese Weise kommt nun ein eigentümliches Werk zu stande, ein Werk erstaunlichen Fleißes, größter Belesenheit und ungewöhnlicher Selbstbescheidung, weil der Autor selber trotz seines Wissens fast ganz auf das Wort verzichtet und nur das anderer in Anführungszeichen giebt. Eine solche Arbeit ist nur möglich bei nicht gewöhnlichem Idealismus, fester Überzeugung und wahrer Hingabe. Aber dies alles bewirkt noch nicht das geschichtlich Maßgebende: einen objektiven Standpunkt.

Digitized by Google

Hohoffs Auge sieht von vornherein einseitig, sieht nur die Übel, welche durch die Umwälzungen zu Tage gefördert wurden. Dem Charakter vieler Reformatoren wird er entschieden nicht vorurteilslos gerecht; das, was sie erstrebt und gewollt haben, wird mit dem verwechselt, was Fremde und Umstände daraus gestalteten. Tadelt der Verfasser mit Recht den evangelischen Mythus, der sich um die Reformation verbreitete, so verfällt er dabei in das entgegengesetzte Extrem. Er arbeitete eben mehr als Theologe denn als Historiker. Dennoch aber darf der Wert der Leistung nicht unterschätzt werden. Wer einmal sehen will, wie viel Schlimmes seit dem sechzehnten Jahrhundert in der Welt emporgewuchert ist, der kann hier lernen.

* * *

Harmonielehre. Von Kaspar Jakob Bischoff. Erste bis dritte Lieferung. (Mainz, J. Diemer.) — Deutschland, das Heim der echten und großen Musik, ist nie arm an Werken wie das vorliegende gewesen. Viele sind nur Auszüge für Schüler aus den bekannten, umfangreicheren Büchern von Lobe, Marx u. s. w., und meist ohne Mithilfe eines Lehrers unbrauchbar. Bischoffs neue Harmonielehre wendet sich an den Laien, welcher selbständig in die Geheimnisse der Harmoniewandlungen eindringen will, dem diese auch offenbar werden, wenn er Schritt für Schritt fleißig, wie in der Methode Toussaint-Langenscheidt, die mitgeteilten zahlreichen Aufgaben durcharbeitet. Viele Ansichten des Verfassers werden sicherlich von manchen musiktheoretischen Fachleuten nicht geteilt werden; allein für den praktisch Lernenden ist das belanglos. Diese neue Harmonielehre vereinigt jedenfalls in sich den Vorzug größter Anschaulichkeit und Einfachheit. Die Meinung Bischoffs über die griechische Musik ist sehr plausibel dargestellt; und die berühmten Vierteltöne haben wohl meist nur in der Phantasie nicht musikmachender Theoretiker ihr Schattenklangdasein gefristet. Das Buch ist als hervorragende Leistung auf diesem an ähnlichen, meist nur recht dürftigen Erzeugnissen wohlgesegneten Gebiete zu bezeichnen: trotz seiner praktischen Zwecke für den angehenden Schüler der Tonkunst, verdient es die Beachtung aller Musikfreunde, auch jener, denen mancher rasche Modulationswechsel in Wagners letzten Musikdramen noch immer gegen die alten Regeln zu verstoßen scheint.

Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text, Musik und Scene erläuternd. Von Otto Reitzel. I. Band: Deutsche Opern. Zweite Abteilung. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Dieser neue Band giebt ausführliche Analysen der noch lebensfähigen Opern von Spohr, Weber, Marschner und Schumann, denen sich die leichteren Spielopern und komischen Opern von Kreutzer, Lortzing, Nikolai und Flotow anschließen. Besonders lobend sei hervorgehoben, daß der Verfasser bei der Weberschen „Euryanthe" darauf hinweist, wie das Wagnersche Reformwerk nicht mit seinen Wurzeln gleichsam in der Luft schwebt, sondern sich historisch entwickelt hat: wonach die Vorgänger, zumal die Romantiker, strebten, was sie ahnten, das wurde bei Wagner Wissen, zielsicheres Schaffen. Opernfreunden wird das Buch ein sehr lehrreicher Wegweiser sein. Möge der dritte Band, welcher sich mit Wagner allein beschäftigen will, nicht allzu lange auf sich warten lassen; möge zumal beim vierten Bande, der die ausländischen Repertoireopern unserer Bühne umfassen soll, der Verfasser streng und gerecht sein!

Wandernde Melodien. Eine Studie von W. Tappert. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig, List u. Franke.) — Ein überaus interessantes Büchlein, das gerade für den Laien viel Überraschendes bietet. Der Verfasser zeigt und belegt es durch Notenbeispiele, wie das darwinistische Princip auch im Reiche der Töne sich verfolgen läßt, wie es da gewisse Motive giebt, die immer wieder auftauchen, manchmal bewußt — entlehnt, noch öfter unbewußt, gleichsam angeflogen. Wer hätte geglaubt, daß z. B. das Anfangsmotiv aus dem Finale von Beethovens Eroika in Wagners Lohengrin wiederkehrt, daß die Glocken der Gralsburg im Parsival schon einmal erklangen in den Pièces de Viole eines verschollenen Gambisten aus Anfang des achtzehnten Jahrhunderts? Und doch darf hier nirgends von Motivdiebstahl die Rede sein. Auch der vorgetragenen Ansicht über Entstehung der Volksliedermelodien wird heute jeder beipflichten, nachdem die Existenz der dichtenden oder singenden Volksseele sich in eine bedeutungslose Gelehrtenphrase verflüchtigt hat: das Volk komponiert keine Liedweise, es setzt und flickt nur zusammen aus Vorhandenem! In dieser Beziehung ist die Melodie des Gaudeamus igitur ein klassisches Beispiel. Für den Musikästhetiker bietet somit das kaum hundert Seiten starke Werkchen mehr positives Material als manches von echt Hegelscher Geschichtsauffassung durchdrungene, schwerwiegende Buch ohne Inhalt.

* * *

Hamlet ein Genie. — Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Zwei Vorträge von Hermann Türck. (Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann.) — Hamlet und kein Ende?

Ja, auch hier, und das ist wohl der beste Beweis für die Größe des britischen Dramatikers als Charakteristikers. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwieweit Türck seine Vorgänger überholt hat, jedenfalls ist er mit der einschlägigen Fachlitteratur vertraut und hebt jenes von vielen Ästhetikern vernachlässigte Moment in Hamlets Charakter wieder besonders hervor, daß der Dänenprinz nicht eine rein passiv angelegte Natur ist, sondern auch die „Aktivität des Handelns besitzt“. Das geistvolle Schriftchen bietet viele neue Gesichtspunkte, wird hier und da im einzelnen Widerspruch finden, darf aber den Freunden dieses Problems aufs wärmste empfohlen werden.

* * *

Kurze Antworten auf brennende Zeitfragen. Von Nir-Fennden-Michanor. (Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.) — Unter den fünf Aufsätzen in Briefform verrät der zweite „Über Kritik“, daß wir es mit einem Jüngeren zu thun haben: Nir-Fennden-Michanor verlangt gleichsam Sitten- und Studienzeugnisse für den Kritiker. Weiß der Verfasser nicht, daß die meist den besten Geschmack besitzen, am besten kritisieren, die selber schlechte Dichter sind? Der letzte Aufsatz über „Weltanschauung und Religion“ nimmt für den Verfasser ein: er hat gewiß recht, wenn er wenig Sinn in der beliebten Gegenüberstellung „Moses oder Darwin“ findet. Noch bedarf die sittliche Welt beider im Bunde.

* * *

Das Wiener Theaterleben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig, Otto Spamer.) — Nachdem der Verfasser in der allgemeinen Lage ein ziemlich trostloses Bild entrollt hat, kommt er bei Betrachtung der Verhältnisse an den einzelnen Theatern zu nicht minder trüben Ergebnissen; zumal das neue „Deutsche Volkstheater“ zeigt sich, nach seiner Beweisführung, auch eben nur als ein Unternehmen, bei dem es nicht auf Bildung und künstlerische Hebung des Volksgeschmacks abgesehen ist, sondern allein auf Geldverdienen. Hat der Verfasser recht in allem, was er sagt, so muß Wien ohne Zweifel bald eine Provinzstadt ersten Ranges werden; wünschen wir im Interesse des Deutschtums, daß auch hier manche Ruinen nur — neues Leben bedeuten!

* * *

Offenes Visier! Von Otto Ernst. (Hamburg, Conrad Kloß.) — Der Verfasser nimmt kein Blatt vor den Mund; was ihm als Wahrheit gilt, sagt er ungescheut. Freilich in diesen gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben findet sich viel Jugendlich-Unreifes. Aufsätze wie „Konstante Majoritäten“, „Eine Phrase der geistig Armen“ sind auch nur Dilettantenarbeit; aber dafür entschädigt der Verfasser reichlich durch Behandlung von Gegenständen, denen er durch Stellung und Neigung gewachsen ist: wir meinen die Aufsätze über „Schule und Litteratur“. Die Schlußarbeit: „Der Hamerlingsche Ahasver und sein Ideengehalt“ ist übrigens wenig in die Tiefe gehend und kann den bekannten Epilog des Dichters selber höchstens nur etwas umschreiben. Trotzdem wird das Buch Freunde finden, und es gewährt auch, mit Vorsicht genossen, viel Anregung.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**



Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's

Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß
des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.





Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz

Königlich Sächsische Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt.

Nichtgefallendes wird bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Bunte Cravatten.



Nr. 2582.
(Nur für Umlegekragen.)
Helle Cravatte
in den verschiedenartigsten Mustern vorräthig.
Stück M. —.50.
Dutzend „ 5.50.



Nr. 2554.
Schön buntcarrirter Atlas.
Grundfarben:
1. Bleugrau.
2. Schwarz.
3. Marine.

Stück M. —.75.
Dutzend „ 8.25.



Nr. 2555.
Gemusterter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss mit rosa.
2. „ „ hellblau.
3. „ „ hellmode.
4. „ „ roth.
5. „ „ dunkelmode.
6. „ „ marine.

St. M. —.75. Dtzd. M. 8.25.



Nr. 2557.
(Nur für Umlegekragen.)
Oben u. unten zum Gebrauch eingerichtet.
Carrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss mit schwarz
2. „ „ marine.

St. M. 1.—. Dtzd. M. 11.—

Nr. 2576. (Nur für Stehkragen.)
Carrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss mit mattroth.
2. „ „ bleugrau.
3. „ „ cardinal.
4. „ „ mittelblau.
5. „ „ bordeaux.
6. „ „ marine.

Stück M. —.75. Dutzend M. 8.25.







Nr. 2572. (Nur für Stehkragen.)
Carrirte Seide.
Farben:
1. Weiss mit mode und orange.
2. „ „ bordeaux und blaugrau.
3. „ „ bleugrau und mattroth.
4. „ „ blaugrau und goldgelb.
5. „ „ schiefergrau und mode.
6. „ „ heliotrop und mode.

Stück M. 1.75. Dutzend M. 19.25.

Nr. 2579. (Nur für Stehkragen.)
Gestreifter Seidenstoff.
Farben:
1. Schwarz mit silbergrau
2. Braun „ weiss
3. Marine „ roth.
4. Marine „ weiss
5. Gendarme „ chamois.
6. Marine „ gold

Stück M. —.90. Dutzend M. 9.90.

Nr. 2565.
(Für Steh- und Umlegekragen.)
Gestreifter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss mit mattblau.
2. „ „ bordeaux.
3. „ „ orange.
4. „ „ rosa.
5. „ „ mode.
6. „ „ marine.

Stück M. 1.25. Dutzend M. 13.75.





Nr. 2563. (Nur für Stehkragen.)
Carrirter Seidenstoff.
Farben:
1. Weiss mit roth und silbergrau.
2. „ „ silbergrau.
3. „ „ roth.
4. „ „ roth und chamois.
5. „ „ marine und chamois.
6. „ „ marine.

Stück M. 1.25. Dutzend M. 13.75.



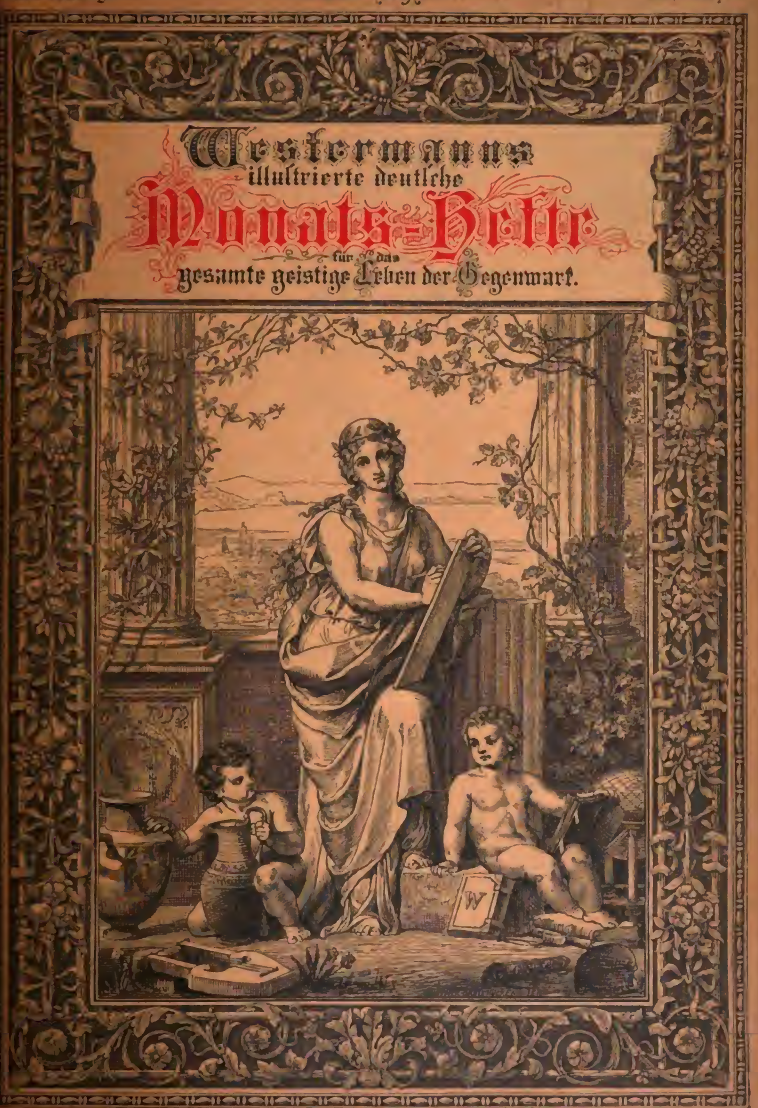
Nr. 2566.
(Für Steh- und Umlegekragen.)
Gemusterter Atlas.
Farben:
1. Schwarz mit mattblau.
2. Marine „ lachs.
3. Marine „ roth.
4. Braun „ gold.
5. Schwarz „ roth.
6. Marine „ weiss.

Stück M. 1.25. Dutzend M. 13.75.

Reichhaltige Auswahl von
Bunten Cravatten.
Näheres hierüber enthält der Special-Catalog, welcher portofrei versandt wird.

Grosses Lager in
Schwarzen Cravatten.
Der hierüber Ausführliches enthaltende Special-Catalog wird portofrei versandt.

35. Jahrg. Juni 1891. Heft 417.



Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann

Inhalt.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von:

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig und Ferdinand Hirt in Breslau, betr. geschichtliche und geographische Schriften, Pracht- und Reisewerke.



Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre.

Roman

von

Ossip Schubin.

III.

s ist um vierundzwanzig Stunden später — Gräfin Lenzdorff ist mit ihrer Enkelin von einer durch kleinere Besorgungen und ein paar Besuche unterbrochenen Spazierfahrt in einer luftdicht verschlossenen Kutsche heimgekehrt. Sie hat Besuche gemacht, um ihre Enkelin zu zeigen, und Besorgungen, um dieselbe zu schmücken.

Jetzt sitzt sie neben dem Kamin, eine Theetasse in der Hand, und sagt: „Sehr viel ausgehen kannst du diesen Winter noch nicht, besonders da du erst nächsten Winter vorgestellt werden sollst — aber im kleineren Kreise kannst du dich immerhin ein wenig amüsieren. Mir war infolgedessen darum zu thun, daß ich dir dein Kleid bei Petrus zur rechten Zeit bestelle, die Leute sollen doch ordentlich die Augen aufreißen, wenn sie dich zum erstenmal sehen!"

Erika hat sich soeben ihres Sealskinpelzes entledigt; sie sitzt der Großmutter gegenüber und denkt an den Putz, der heute für sie bestellt worden ist — ein weißes Kaschmirkleid — so einfach, ach wie einfach! — „Es soll kein Mensch an dein Kleid denken, wenn er dich sieht," hat die Großmutter gesagt — aber dennoch ein Prachtstück von einem Kleid. Mit welchen vornehmen Kunstgriffen ist diese Einfachheit hergestellt, wie „stilgerecht" ist alles!

„Das erste Mal, wo du in die Welt trittst, muß alles an dir ‚stilgerecht' sein," erklärt jetzt die Großmutter — „die Leute dürfen nicht von vornherein etwas an dir zu kritteln finden, dann später werden wir uns einige Excentricitäten erlauben. Ich hab ein paar Kleidchen für dich im Kopf, die dir Marianne entzückend zurechtschneidern wird — aber von Anfang an müssen wir erst beweisen, daß du, wenn du willst, aussehen kannst, wie irgend jemand ... nur ein klein wenig anders. Ich passe eine Gelegenheit ab ... ich möchte dich das erste Mal nicht ohne

Digitized by Google

einen gewissen Effekt produzieren. Gieb mir noch eine Tasse Thee, Kleine.“

Erika reicht ihr die Tasse, die alte Frau fährt ihr liebkosend über den Arm. „Petrus ist stolz, dich zu deinen Debuts herrichten zu dürfen, er macht sich eine besondere Ehre daraus. Anfangs hatte ich die Absicht, dir ein Kleid von Paris kommen zu lassen ...“ sagt sie noch, dann stockt das Gespräch.

Die alte Frau hat sich in ihren bequemen Sessel zurückgelehnt und ist eingenickt. Sie legt sich des Tags über nie zum Schlafen nieder, aber manchmal „duselt“ sie, wie sie es nennt, um diese Stunde sitzend ein.

Die Dämmerung fällt — fällt ungewöhnlich bald heute und rasch, der Winter, von dem man sich endgültig befreit glaubte, hat Berlin von neuem heimgesucht, tückisch und grausam. Der Regen, der gestern die Gräfin Brock in die Arme und die Kutsche der Geroldstein getrieben, hat sich heute in Schnee verwandelt — fußhoch liegt er draußen in den Gärtchen vor den Luxushäusern in der Bellevuestraße, fällt so schnell, daß er keine Zeit hat schwarz zu werden — auf den Bäumen im Tiergarten liegt er, jedes Zweiglein trägt seine Schneelast, und an einer Seite jedes Stammes entlang zieht sich ein breiter, blauweißer Streifen — blauweiß, wie nur der frisch fallende, der sich von Sekunde zu Sekunde erneuernde Schnee in der alles beschmutzenden Atmosphäre der Großstadt sich zeigt; auf den Dächern liegt er, auf den Gittern vor den schmalen Stadtgärtchen, ja selbst auf den Telegraphendrähten, die sich oberhalb der weißen Stadt in zahllosen schwarzen Linien durch den violett-grauen Himmel ziehen.

Ein Weilchen hat Erika dem lautlosen Hinsinken der Flocken zugesehen. Noch aus dem Schleier der Dämmerung leuchtet der Schnee.

Erika denkt jetzt nicht mehr an ihren Putz — ihre Gedanken tragen sie weit zurück, nach Luzana zurück. An den vorigen Winter denkt sie, wie kalt und lang er war — Schnee, Schnee, noch viel mehr Schnee als hier — die ganze Welt ausgelöscht von Schnee, nichts zu sehen als ein endloses Schneefeld, unter einem blaudüsteren Himmel, das arme kleine Bauerndorf, der gefrorene Bach, der Strom, die Bäume, alles erdrückt von Schnee. Die Straßen waren verweht, sie hatten Mühe gehabt, sich die Lebensmittel zu beschaffen. Die Kälte war so groß, daß das Brennmaterial, wie der Ritter sich ausdrückte, „ein Vermögen“ kostete. Erika durfte das Schulzimmer, in dem sie sich sonst aufzuhalten pflegte, nicht heizen, ebensowenig wie den ehemaligen Salon, wo ihr Klavier stand. Den größten Teil des Tages mußte sie in dem von Tabakdampf durchräucherten Wohnzimmer verbleiben, wo sich der Ritter von Strachinsky gewöhnlich aufhielt, seine Mahlzeiten nahm, seine Patiencen legte und über seine Romane auf seinem Diwan einschlief. — Welche Atmosphäre! Der Ritter lüftete nie, der Geruch von kaltem Cigarrendampf, von faulem Kohlendunst, die Nachwehen eines fetten nachlässig gekochten Mittagessens überall. Einmal hatte Erika heimlich aus Verzweiflung eine Fensterscheibe eingeschlagen, um etwas frische Luft hereinzulassen. Und dann, was hatte es genützt? Da man momentan eines Glasers nicht habhaft werden konnte, hatte man das Loch im Fenster mit Fetzen und einem Strohwisch verstopft.

Das war das Ärgste gewesen — der letzte Winter, das viele Beisammenseinmüssen mit dem Strachinsky.

Eines Tages hatte sie die Verzweiflung gepackt, sie war herumgewandert, wie von bösen Geistern verfolgt, tief in den Wald hinein. Rings um sie herum das große tote Schweigen, nichts als Schnee, Schnee, überall Schnee, nur mit Männerstiefeln konnte sie durch, alles weiß, nur hier und da aus dem Weiß herausstarrend wie ein schwarzer Finger der Ausläufer eines Fichtenastes. Nichts Lebendes, das sich regte, kein Vogel, der sang, kein Laut als hier und da das Kra-

Digitized by Google

chen eines Astes, der unter seiner Schneelast zusammenbrach, oder das leise Schaudern eines anderen, der seine Schneelast abgeschüttelt hatte, und dann der dumpfe Klang des fallenden Schneeklumpens.

Am Heimweg war ihr eine Schwäche gekommen und zugleich eine vollständige Mutlosigkeit.

Zu was die Marter weiter aushalten; wer konnte wissen, wie lange es noch dauern würde, dieselbe widerliche Qual, eine täglich nergelnde, erniedrigende Pein, ein Unglück ohne Würde, ein Martyrium ohne Glauben, ohne Zweck!

Und da, es war gerade am Waldessaum gewesen, knapp vor der Heide, die sich neben dem Wald auf der Hochebene ausbreitete wie ein großes Leichentuch — dort hatte sie sich niedergelegt mitten in den Schnee hinein, um — ein Ende zu machen; die Kälte würde ihr Befreiung bringen, dachte sie. Wie lange sie so gelegen, sie hätte es nicht zu sagen gewußt, aber sie fühlte die Mattigkeit bereits herannahen, die der Vorbote sein sollte vom Ende. Am flachen Horizonte dort hinter der Heide sah sie zwischen den Bäumen den Vollmond aufgehen, groß, dunstig, blutrot. Ein rötlicher Schimmer fiel über den Schnee. Die Welt wurde mit einemmal sehr schön. Ihr war's, als rüttle sie jemand an den Schultern und riefe ihr zu: „Steh auf, das Leben ist nicht abgeschlossen für dich — wer weiß, was die Zukunft dir bietet!"

Eine Hoffnung, eine Neugierde, vielleicht nur der unabweisbare Lebenstrieb ihrer gesunden Jugend, der sich hinter diesen beiden Empfindungen barg, riß sie empor. Sie zwang sich aufzustehen, ganz steif und elend kroch sie nach Haus.

Mein Gott, kaum ein Jahr ist das her, und ... jetzt! Von den großen Spiegelscheiben, hinter denen man das Gewirbel der einzelnen Flocken nicht mehr sieht, sondern nur einen undeutlichen, allgemeinen blauweißen Schimmer, blickt sie in das Innere des Zimmers. Wie wohnlich, wie traulich! Das Zwielicht in der Dämmerung verlischt, die Farben sind fast unkenntlich, die Formen jedes Gegenstandes noch deutlich sichtbar, aber der Umriß verschwommen, es ist, als sei man mit einem Wischer über eine Zeichnung hinübergefahren. Was die Bilder an der Wand vorstellen, ist nicht mehr zu erkennen, aber die goldenen Rahmen schimmern noch durch den über alles hinschwebenden, alles verhüllenden bräunlichen Schleier. Aus dem Kamin glüht ein dumpfes Rot, das teilweise von der ebenfalls im Umriß bereits verwischten Gestalt der alten Gräfin verdeckt wird — die Luft ist rein und leicht, kaum merklich geschwängert von dem Duft eines feinen Rauchwerks und dem angenehmen herben Geruch brennenden Holzes. Von unten dringt der Schall des Wagenverkehrs schneegehemmt und schneegedämpft bis herauf, von Zeit zu Zeit hört man das letzte Aufsprühen eines verglimmenden Holzscheites im Kamin.

Erika schmiegt sich mit der bewußten Freude, die nur ein in traurigen Verhältnissen aufgewachsener Mensch kennt, in diesen Komfort hinein, wie man sich in die Falten eines weichen, warmen Kleidungsstücks hineinschmiegt. Plötzlich umfängt sie ein undeutliches Mißbehagen, eine drückende Traurigkeit, ein Schmerz — die Erinnerung an ihre Mutter, die willkürlich diesem angenehmen, leicht hinfließenden Leben entsagt hatte — für was? — Es rüttelte ihr an den Nerven.

Indem brachte Lüdecke zwei Lampen herein, die infolge ihrer sehr großen farbigen Schirme, die nicht genügen, die Schatten aus den Ecken des hübschen Gemachs wegzuleuchten, überhaupt nur eine malerische Dämmerung verbreiten statt Licht. Noch stand der würdevolle Kammerdiener im Begriff, etwas an den Lampen zu richten, als er den Kopf horchend nach einem aufgeregten Zwiegespräch hindrehte, das sich in raschem Tempo der Portiere näherte, welche das Boudoir der Gräfin von den weniger intimen Empfangsräumen trennte. Offenbar verteidigte Friedrich, der junge, noch

Digitized by Google

wenig geschulte Adjutant Lüdeckes, die Thür seiner Herrin gegen irgend einen besonders unternehmenden Eindringling.

„Aber ich bitte, Frau Gräfin, Ihre Excellenz ist nicht zu Hause," rief Friedrich zum drittenmal, worauf eine gereizte weibliche Stimme ihm zur Antwort gab:

„Ich weiß, daß die Gräfin zu Hause ist — und wenn sie nicht zu Hause ist, werde ich auf sie warten."

„Die Fee," meinte Gräfin Lenzdorff. „Armer Friedrich — er strengt sich an — aber da ist nichts zu machen als gute Miene zum bösen Spiel." Und sich erhebend, ging sie der soeben mit empörtem Gesichtsausdruck durch die Portiere hereinstrebenden Gräfin Brock ein paar Schritte entgegen.

„Dieser Unmensch!" entsetzte sich die böse Fee, „ich glaubte schon, er würde mich mit Thätlichkeiten zurückhalten" — und gänzlich erschöpft ließ sie sich auf einen Sessel niedergleiten.

„Da ich ihm den Auftrag gegeben hatte, mich zu verleugnen, so hat er nur seine Pflicht gethan — freilich in der ungeschlachten Manier eines beschränkten Menschen, der keine Nuancen kennt und sich den Umständen nicht anzupassen weiß," sagte Gräfin Lenzdorff.

„Er hätte doch ahnen sollen, daß ich eine Ausnahme bin," rief die Fee immer noch empört.

„Ja, das hätte er ahnen sollen — und jetzt ... sage mir einmal, was du auf dem Herzen hast, denn daß du nicht ohne einen speciellen Grund dich in einen Zweikampf mit Friedrich, dem Simpel, eingelassen, seh ich dir an deinem schiefsitzenden Stuarthut an."

„Ach ja!" ächzte Gräfin Brock, „ich habe in der That einen Wunsch, einen vermessenen Wunsch — aber du darfst mir ihn nicht abschlagen!"

„Wir wollen sehen — fünfzig Ellen roten Flanell für deinen Verein zur Unterstützung rheumatischer alter Weiber?"

„Ach, wenn's nur das wäre, da hätte ich keinen Zweifel an deiner Gewährung meiner Bitte, deine Großmut kennt man — aber du hast Schrullen!" Die böse Fee lächelte mit der angesäuerten Süßlichkeit, mit der sie jedes ihrer Gefühle zu verdünnen pflegte, sei's Freude, Entsetzen oder Verzweiflung. „Ich hatte bereits Goswyn darum angegangen, dir meine Bitte vorzutragen. Ich weiß, daß du viel auf ihn hältst und ihm nicht leicht etwas abschlagen würdest — er aber hat abgelehnt. Er ist immer so kurios gegen mich."

„Übrigens ohne weitere Vorbereitungen — ich bin begierig auf dieses Anliegen von dir, in das sich Goswyn nicht mischen wollte."

„Es handelt sich um meinen nächsten Donnerstag — nein, nicht den nächsten, den laß ich einfach fallen, aber um den übernächsten, der sich unter Umständen überaus glänzend gestalten könnte. Ich will nämlich Tableaux stellen lassen, zwei der größten Schönheiten von Berlin haben mir ihre Mitwirkung bereits zugesagt — Dorothee Sydow und Constance Mühlberg," erzählte noch immer atemlos Gräfin Brock.

„Hm! das ist ja großartig," warf ihre Freundin ein.

„Nun ja — aber man kennt die Damen schon auswendig, und ich will den Berlinern etwas Neues zeigen. Mit einem Wort, ich bin mit mir darüber einig geworden, daß niemand anderer die great Attraction meines nächsten Empfangsabends bilden soll als deine entzückende Enkelin!" erklärte die Fee, wobei sie sich mit allerhand begeisterten Kontorsionen aus ihrem Biberpelz herauswand.

Erika, die sich indessen bescheiden im Hintergrund mit einer Handarbeit beschäftigte, hielt neugierig die Nadel in die Luft.

„Meine Enkelin?" rief indessen die Großmutter einigermaßen überrascht aus.

„Ja, ja," wimmerte die böse Fee, ihre schwarzbehandschuhten Hände zusammenlegend, „ich habe mich verliebt in deine Enkelin, geradezu verliebt. Sie hat so viel natürliche Distinktion mit einem leicht

Digitized by Google

barbarischen Beigeschmack dazu. Gerade das gefällt mir, es ist im höchsten Maße aristokratisch, es erinnert mich an irgend ein edles Wild, die Aristokratie erinnert mich immer an edles Wild und die Bourgeoisie an schön gemästetes Hühnerhofgeflügel, der Unterschied ist nur daß erstere nicht gejagt und letztere nicht abgeschlachtet wird. Übrigens, wer kann wissen par le temps qui court! Mais je me perds. Es handelt sich gar nicht um den Socialismus und andere uns drohende Scheußlichkeiten — sondern um meine Tableaux. Es sollen im ganzen nur drei gestellt werden: Senta, dem fliegenden Holländer nachträumend — die Mühlberg, Thee Sydow, und endlich deine Enkelin ganz einfach als Heideblume. Sie wird unbedingt den Vogel abschießen, die anderen können sich nicht halten neben ihr."

Gräfin Lenzdorff blickte zu Erika hinüber und lächelte gutmütig, da sie sah, wie sich das junge Mädchen jetzt eifrig über die Arbeit beugte und darauf losnähte, als habe es gar nichts gehört. Daß es vielleicht nicht ganz in der Ordnung sei, dieser jungen Person ruhig die Gelegenheit zu gönnen, ihre Schönheit derart anpreisen zu hören, fiel ihr gar nicht ein.

„Nicht wahr, du gestattest, daß mir die Kleine diesen Dienst erweist," drang die Brock von neuem in Gräfin Anna. „Es ist alles vortrefflich eingeleitet, Riedel soll den Regisseur machen — du weißt, der kleine Maler mit den guten Manieren, der sich immer seine Hemden in Paris waschen läßt."

„Ach, der Farbenverderber!" warf Gräfin Lenzdorff verächtlich hin.

Die Fee zuckte ungeduldig mit ihren etwas hohen Schultern. „Ach was, Farbenverderber hin oder her, er ist einer der wenigen Künstler, die im Verkehr bequem sind —"

„Ja, ja, und ein paar Bilder zu stellen wird ihm jedenfalls leichter gelingen, als selbe zu malen," erklärte Gräfin Lenzdorff.

„Also du schlägst ein — ich kann auf deine Enkelin zählen?" fragte die Brock.

„Ich muß mir die Sache doch noch genau überlegen," warf Gräfin Lenzdorff hin, in einem Ton freilich, dem man es anmerkte, daß sie nicht ungeneigt war, den Wunsch ihrer verdrehten Jugendfreundin zu erfüllen.

„Ich sehe, die Sachen stehen für mich günstig," hauchte die Brock — „dem Himmel sei Dank, ich hätte mich umgebracht, wenn ich ein Refus bekommen hätte. Wie viel Uhr ist es denn?"

„Sechs Uhr — etwas darüber — wo willst du denn hin?"

„Ich speise bei der Geroldstein — wir sollen nachher in das Lessingtheater zu der Premiere, zu der bereits seit zehn Tagen keine Karten zu bekommen sind."

„Du — speisest bei der Geroldstein?" Die Gräfin Lenzdorff schlug die Hände zusammen in unhöflich aufrichtigem Erstaunen.

„Ja, ich speise bei der Geroldstein," wiederholte mit gereizter Betonung die böse Fee — „was ist denn da für ein Geschrei darüber zu machen? Du empfängst sie schon seit einem Jahr . . ."

„Ich kenne keine sociale Prüderien — Übrigens empfange ich sie nicht; ich weise ihr nur nicht die Thür," erklärte Anna Lenzdorff hochmütig.

„Nun, sie paßt mir gerade," erwiderte die Brock mit Gesichtszuckungen, bei denen sie alle ihre Zähne zeigte und auch das Gold, in welches sie gefaßt waren. „Ich sehne mich seit zwei Monaten, dieser Premiere beizuwohnen, ohne daß ich im stande bin, mir einen Sitz zu verschaffen — sie bietet mir den besten Platz in einer Loge an — nein, sie bietet mir ihn nicht an, sie bittet mich darum, ihn anzunehmen, wie um eine Gnade. Und dann, wie hab ich doch gestern Goswyn gebeten, mich mit Perfection bekannt zu machen! — Nein — durchaus nicht! — Sie wird das für mich besorgen. Sie ist die gefälligste Frau in ganz Deutschland, und dann — heute früh habe ich sie mit Hedwig Norbin durch den

Digitized by Google

Tiergarten fahren sehen. Eine Frau, mit der Hedwig Norbin durch den Tiergarten fährt, die darf jeder kennen!"

Eine Minute später ist die Brock fort, nicht ohne noch im Davoneilen mit aufgehobenen Händen ihre Bitte wiederholt zu haben.

„Du läßt mich morgen deine Entscheidung wissen, nicht wahr, Anna?" Mit diesen Worten ist sie verschwunden.

Die Gräfin Lenzdorff hat ihr kopfschüttelnd nachgeblickt — kopfschüttelnd und lächelnd. Sie lächelt noch immer, während sie nachdenklich in dem Zimmer auf und ab geht.

Was überlegt sie? — Ob es denn in der Ordnung sei, die Aufmerksamkeit der Welt in dieser unverblümten Weise auf die Schönheit eines jungen Mädchens zu lenken. — Goswyn hat es offenbar nicht richtig gefunden, aber Goswyn ist ein Pedant. Was ist denn weiter dabei! Das Zartgefühl der Gräfin sträubt sich nicht. — Ein anderes Bedenken kommt ihr — wird ihre Enkelin den Vergleich aushalten mit den anerkannten Schönheiten, die sich mit ihr in die Ehren des Abends teilen sollen? — Sie heftet den Blick auf Erika. Die verdrehte Elise hat recht. Ob sie sich halten wird neben ihnen — die anderen können sich nicht halten neben ihr.

„Was sagst du, Kind," fragt sie auf Erika zugehend, „hättest du Lust zu stehn?"

„Ja," gesteht Erika aufrichtig.

„Ganz ohne wäre es nicht," meint die Großmutter, die im Grunde bereits völlig mit sich einig geworden ist; „viel ausgehen kannst du ja dieses Jahr noch nicht, aber es hätte immer etwas für sich, einmal zu erscheinen, Aufsehen zu erregen und dann für den Rest dieser Saison in den Hintergrund zu treten. Die Neugier wäre gereizt, und nächstes Jahr wäre ein schönes Eroberungsfeld für dich vorbereitet."

Den nächsten Morgen erhielt Gräfin Brock von Anna Lenzdorff ein Billet mit einer zusagenden Antwort.

— — — — — — — — — — — —

Etwa zehn Tage später präsentierte sich Gräfin Erika Lenzdorff einem aus den exklusivsten Kreisen Berlins gewählten Publikum als Heideblume in einem abgesetzten Röckchen und mit bis an die Knie herabwallendem Haar.

Es war eine seltsame Soiree, bei der die junge Schönheit zum erstenmal in der Welt auftauchte.

Gräfin Brock als kinderlose Witwe eines ungewöhnlich reichen Mannes, der sein Familienprestige der Gattin um ein bedeutendes vorgezogen, hatte von dem Verstorbenen die Nutznießung einer sehr großen Wohnung in seinem Palais zu einem Einkommen geerbt, dessen Schmalheit mit dem Umfang der Wohnung in schreiendstem Widerspruch stand.

Die Folge davon war knickernde Schäbigkeit zwischen sehr glänzenden Coulissen.

Die Tableaux wurden in einem mit Weiß und Gold dekorierten Tanzsaal gestellt, an dessen einem Ende eine kleine Bühne aufgeschlagen worden war. Die Coulissen dieser Bühne wurden immer von strebsamen Künstlern umsonst gemalt. Der Vorhang bestand aus zusammengenähten beschmutzten alten gelben Damastportieren, über welche die böse Fee, um deren Schäden zu decken, eigenhändig phantastische Blumen gepinselt hatte.

Wie man auch sonst wohl über ihre Donnerstage spötteln mochte, diesmal waren ihre Veranstaltungen mit Erfolg gekrönt. Nicht wenig trugen zur Wirkung des Ganzen die musikalischen Hintergründe bei, die Perfection, von der unermüdlichen Geroldstein richtig für Gräfin Brock angeworben, den Tasten eines Bechsteins entlockte.

Für einmal hatte sich dieser überaus geschickte, aber nüchterne junge Virtuose über sich selbst hinausgehoben und bot seinen Zuhörern in seinem Spiel etwas anderes als eine Musterkarte von glänzend überwundenen technischen Schwierigkeiten.

War's Laune seinerseits, war's, daß ihm Erika einen besonderen Eindruck gemacht, war's der verwegene Wunsch, zu ihrem Erfolg das Möglichste beizutragen

Digitized by Google

und durch ihren Sieg die beiden bereits anerkannten Schönheiten zu ärgern — jedenfalls spielte er alle seine musikalischen Trümpfe bei der Begleitung der Heideblume aus.

Die alte Gräfin Lenzdorff, die sein scharf klares Spiel immer an einen spießbürgerlich kostbar möblierten Salon mit zu viel Beleuchtung — und noch obendrein Gas! — zu vergleichen pflegte, traute ihren Ohren kaum, als mit singender Klage, das dritte Bild einleitend, eine Paraphrase des abgedroschenen, aber immer noch schönen Schäfferschen Liedes: „Wär ich geblieben in meiner Heide!“ durch den mit geputzten vornehmen Menschen dicht gefüllten Salon tönte. Wie war das so süß, schwermütig in die Saiten hineingehaucht, daß man Tasten und Hämmer darüber vergaß — und es einem fast wie ein Echo der Zaubergeige Boris Lenskys durch die Seele schwebte!

Der Vorhang rauschte auf.

Eine öde, traurige Heidelandschaft, von dem gefälligen Riedel ziemlich konventionell hingeschmiert, und mitten drin eine einzige Gestalt, hoch, schlank, in abgesetztem Röckchen und mit derbem, grauweißem Leinenhemdchen, das den überaus edel geformten Hals und die langen, noch etwas dünnen Arme frei ließ, dazu ein blasses Gesicht, von schwerem, leuchtendem Haar umbauscht, schmal mit eigentümlich feinen und dennoch charakteristischen Zügen und unbeschreiblichen Augen.

Der Maler Riedel hatte der Heideblume die Pose von Ary Scheffers Mignon aufzwingen wollen. Anscheinend hatte sie sich ihm gefügt, im letzten Moment aber sich doch nach ihrem Willen hingestellt, mit etwas vorgeneigtem Kopf und fast gerade niederhängenden Armen.

Die einfache Kühnheit ihrer Pose verblüffte die Zuseher, und alle diese eleganten, von matten Gefühlsverfälschungen in Kunst und Poesie ermüdeten Weltmenschen fühlten sich irgendwie erschüttert, aus dem gleichgültigen Einerlei ihrer Existenzen herausgedrängt beim Anblick der starren herben Verzweiflung, die sich in diesem jungen Geschöpf verkörperte. Es war, als empfänden sie plötzlich neben sich die Wirkung einer geheimnisvollen Naturkraft.

Der Vorhang blieb länger offen als sonst — das junge Mädchen behauptete ihre Stellung merkwürdig mit der Willenskraft der Eitelkeit — die klagende singende Musik tönte noch immer.

Der Vorhang schloß sich — das Publikum raste, dreimal mußte der Vorhang auseinander gezogen werden — als das Publikum noch ein viertes Mal das eigentümliche und rührende Bild zu sehen verlangte, blieb er geschlossen. Mit eigensinniger Koketterie hatte Erika sich zurückgezogen.

„O die Hexe,“ murmelte die alte Gräfin Lenzdorff zu Hedwig Norbin, die neben ihr saß.

Die dummste, naivste Großmutter vom Lande hätte sich an dem Erfolg ihrer Enkelin nicht mehr und nicht unbefangener gefreut als die geistvolle Gräfin Lenzdorff. Man konnte ihr das Kind gar nicht genug loben, sie forderte immer noch mehr Komplimente heraus.

Als Erika nach den Tableaux verwandelt und noch verschönt in ihrem weißen von Petrus angefertigten Kleid unter die Gäste trat mit freundlicher Bescheidenheit und vollständiger Selbstbeherrschung, erregte sie fast noch größeres Aufsehen und wurde sofort umringt. Sie erregte nicht nur die Bewunderung der sämtlichen anwesenden Männer, sondern auch das Wohlwollen aller alten Damen. Der Neid der jungen Frauen blieb freilich nicht aus, ebenso wie der Neid aller Mütter, die Töchter auf den Markt gebracht hatten. Mit einem Wort — es fehlte nichts zu einem durchschlagenden Erfolg.

Die Großmutter wurde nicht müde, sie nach rechts und links vorzustellen und ihren Bekannten allerhand Einzelheiten über die Eigentümlichkeiten und die besondere Begabung des jungen Mädchens zuzuflüstern. Von jeder anderen Großmutter hätte man gesagt, sie mache sich

Digitized by Google

lächerlich — aber von Anna Lenzdorff sagte man so etwas nicht leicht, man ärgerte sich nur über das Mädchen, das ganz unschuldig dazu kam, und dem man allerhand böse Eigenschaften andichtete. Die jungen Frauen erklärten sie sehr von sich eingenommen und durch und durch berechnet.

Sie war beides bis zu einem gewissen Punkt, aber in einer kindischen altklugen Weise, die vorläufig noch weit eher etwas Possierliches als etwas Abschreckendes hatte.

Die Gräfin Mühlberg, Frau eines nüchternen Gardeoffiziers, der sie nicht zu schätzen wußte und mit dem sie sehr unglücklich war, hatte aus Gutmütigkeit die Senta dargestellt und mischte sich jetzt nicht in diesen neidischen Reigen, im Gegenteil erwies sie der Debütantin alle erdenkliche Freundlichkeit — die Mißgunst Dorothees von Sydow hingegen durchbrach geradezu jeden Anstand.

Sie war eine seltsam fascinierende und abstoßende Persönlichkeit, von Geburt aus sehr arm, aus sehr guter, ja reichsunmittelbarer Familie, ein Prinzeßchen, dem es aber recht elend ergangen war, so elend, daß es sich gefreut hatte, als ihm eines Tages ein simpler Junker sein Herz und sein freilich sehr großes Vermögen zu Füßen gelegt hatte. Die Familie der Prinzessin hatte zwar anfänglich sehr laut geschrien gegen die Mesalliance, dann schließlich sich mit dem tröstenden Gedanken zufrieden gegeben, daß sich die junge Dame gut versorgt habe. Einige ihrer Standesgenossinnen fingen sogar nach einem Weilchen an, sie zu beneiden, denn darin kamen alle überein, daß es auf der Welt keinen zweiten Ehemann gab, der seine Frau so verwöhnte und vergötterte und ihr so geduldig alles durchgehen ließ wie Otto von Sydow Prinzeß Dorothee.

Er war der ältere Bruder Goswyns und Majoratsherr, weshalb zwischen seinem Vermögen und Goswyns verhältnismäßig schmalen Renten ein großer Unterschied bestand. Im übrigen waren die Vorteile alle auf Goswyns Seite.

Otto sah ihm zwar ähnlich, doch fehlte seinem Blick der forschende Ernst, der Goswyns Auge belebte, seine Züge waren runder, schwerfälliger, seine Schultern breiter, Hände und Füße größer, das Gesicht stark gefärbt. Die böse Fee behauptete von ihm, daß in seinem Habitus das Blut seiner bürgerlichen Mutter durchschlage.

Die Gräfin Lenzdorff, welche mit der verstorbenen Frau von Sydow eng befreundet gewesen war, stellte zwar jede Verschlechterung der Sydowschen Rasse durch die Mutter der beiden Brüder in Abrede, und versicherte stets, daß im Gegenteil diese Mutter, eine schöne Frau und starke, genial angelegte Natur, den Sydowschen Familienstamm nicht nur durch ihr Geld, sondern durch ihr stark pulsierendes rotes Blut von neuem zum Blühen gebracht habe. Otto war ein Sydow durch und durch. Sein fast bäuerischer Typ, aus dessen Schwerfälligkeit jedoch immerhin eine markige Zeichnung der Züge, ein sogenanntes Familiengesicht heraussah, gehört übrigens bei dem preußischen Landadel nicht zu den Seltenheiten.

Er war einer von denen, die sich auf dem Lande und besonders im Freien am besten ausnehmen, und denen in der Stadt alles zu eng ist, besonders im Salon, sei's auch der größte. Er sah immer aus, als verliere er in einem so glänzenden Menschengedränge den Atem. Mit der etwas verschüchterten Haltung, die den Männern von übermäßig gefeierten Frauen eigen ist, drückte er sich gegen die Wände, bediente, wenn die Zeit dazu gekommen war, geduldig die Damen beim Büffett und sprach nie ein Wort, außer wenn er einem Menschenkind begegnete, das sich in der großen Welt noch fremder fühlte als er selbst. Dabei verschlang er unaufhörlich seine Frau mit den Blicken und konnte sich offenbar nicht satt freuen an ihrer seltsamen Anmut.

Viele Leute fanden sie nicht schön, nur eigentümlich und vornehm, beides aber war sie im auffälligsten Maße. Man

Digitized by Google

konnte sich überhaupt kaum eine vornehmere Erscheinung denken, keine, die bis in die Fingerspitzen hinein mehr Adel verraten hätte. Hoch aufgeschossen, fast bis zur Magerkeit, mit langen schmalen Händen und Füßen, kleinem, meist stolz zurückgeworfenem Köpfchen und etwas scharfen Zügen, dabei mit einer unnachahmlichen Haltung und fast herausfordernd charakteristischen Armbewegungen zu einem leicht hinschwebenden Gang — zog sie, wo sie erschien, die Aufmerksamkeit auf sich, ohne daß man eigentlich gewußt hätte, wodurch. Sie trug ihr volles, aschblondes Haar kurz geschnitten und eng um den kleinen Kopf gekraust, was damals eine verwegene Neuheit war, sprach rasch mit einer hohen, etwas dünnen Stimme und einem leichten Zungenanstoß, der, ein charakteristisches Merkmal der fürstlichen Familie, welcher sie entsprossen, viele Menschen nervös machte, von den zahllosen Anbetern der jungen Frau aber entzückend gefunden wurde.

Schön oder nicht — jedenfalls war sie seit zwei Jahren eine der tonangebenden Frauen von Berlin. Etwas, das ihre Herrschaft bedrohte, duldete sie nicht.

Die Soiree hatte ihren Fortgang genommen, die Diener hatten die Thüren des Speisesaals aufgethan — die Damen setzten sich an kleine Tische, die Herren versammelten sich um das Büffett (ein sehr mageres Büffett) und trachteten für ihre Damen irgend etwas zu erobern, ehe sie daran denken konnten, selber zuzulangen. Einige entledigten sich dieses Geschäfts mit dem Geschick eines Kellners von Profession, andere klapperten unsinnig zwischen den Gläsern und Tellern herum und ließen beständig etwas fallen.

Erika, blässer als gewöhnlich, mit sehr glänzenden Augen und roten Lippen, saß an einem Tischchen mit einem frischen, reizenden jungen Mädchen, das ihr im Alter gleichstand, in seiner geistigen Ausbildung aber um zehn Jahre zurück war. Dennoch konnte man ihre Entwickelung, so wie sie einmal war, als beinahe abgeschlossen betrachten, während die Erikas kaum ihre ersten Stadien durchgemacht hatte. Erika hatte aufrichtig versucht, mit der anmutigen Altersgenossin zu plaudern, sie hatte es nicht zu stande gebracht; auch den jungen Herren, die, von dem fesselnden Reiz ihrer Erscheinung angezogen, sie massenhaft umdrängten und ihr allerhand anboten, hatte sie nicht viel zu sagen. Die Reaktion war eingetreten, die Freude an ihrem Erfolg hatte einer seltsamen inneren Unruhe Platz gemacht.

Dorothee von Sydow saß mit noch einer jungen Frau, die zu der höchsten Berliner Gesellschaft gehörte, nicht weit von ihr, am selben Tisch mit einem russischen Diplomaten, einem Gardekürassieroffizier und einem ihrer österreichischen Vettern, Prinz Helmy Nimbsch. Alle fünf aßen mit großem Appetit und plauderten über die Maßen heiter durcheinander. Mitten unter ihnen saß Frau von Geroldstein, sehr geschnürt und mit großen schwarzen Augen, rechts und links von ihr eine große Lücke, vor ihr ein Teller, auf dem sie von Zeit zu Zeit etwas herumschob — feierlich und stumm. Niemand kannte sie, niemand sprach mit ihr, aber sie saß zwischen zwei Reichsunmittelbaren und war glücklich. Das einzige, was sie beunruhigte, war, daß sie sich um einen Tag in der Dauer der Hoftrauer geirrt hatte und infolgedessen pechschwarz erschienen war — mitten in einer Gesellschaft von dekolletierten Damen mit Federn und Diamanten im Haar.

Goswyn saß — eine Auszeichnung, die ihm übrigens häufig zu teil wurde — bei der alten Garde. Er schnitt ein sehr ernstes, besorgtes Gesicht, und Gräfin Lenzdorff, die ihn mit gewohnter Despotie für ihre kleine Tischgesellschaft angeworben, machte ihm Vorwürfe darüber, daß er langweilig und verdrießlich sei. Von Zeit zu Zeit blickte er zu Erika hinüber, von der er nur den schlanken Hals und den schweren Knoten golddurchschimmerten braunen Haares im Nacken sah, manchmal ein kleines rosiges Ohr und die länglich ausgerundete Linie ihrer glatten weißen Wange.

Digitized by Google

Ja, sie war entzückend, das ließ sich nicht leugnen, aber sie mußte unausstehlich werden, das ließ sich nicht umgehen. Welche Idee, ein kaum achtzehnjähriges Mädchen der großen Welt als Schaustück auf dem Präsentierteller vorzusetzen! Es war geschmacklos, es war geradezu unsittlich, es war ein Verbrechen, welches die alte Frau in ihrer unvernünftigen Eitelkeit an dem Kind beging. Manchmal überkam es ihn wie eine Wut, wie etwas, das ihm die Kehle zuschnürte und ihm rot vor den Augen flimmerte, so daß er die alte Frau, der er fast wie ein Sohn ergeben war, und die ihn von Jugend an mehr als ihren eigenen Sohn verwöhnt, bei beiden Schultern hätte packen und ihr zurufen mögen: So nehmen Sie doch Vernunft an! Und wieder schielte er zu Erika hinüber. Dann irrten seine nachdenklichen Augen zu dem runden Tischchen, wo seine Schwägerin saß. Sie sah besonders gut aus in einem Kleid von weißem Sammet, und mit einem alten spanischen Smaragdenschmuck um den schlanken, aber durchaus nicht mageren Hals. Es war alles sehr hübsch, aber ihr kurzes Haar paßte nicht dazu.

Als Goswyn zu ihr hinüberschaute, lachte sie ihrem Vetter Nimbsch über das flache Champagnerglas, das sie in der Hand hielt, zu. Die Augen waren das Schönste an ihr — große grüngelbliche Augen, aber es sprach keine Seele aus ihrem Blick, nicht einmal eine schlechte. Ihre ganze Anmut war rein äußerlich, nichtsdestoweniger war diese Anmut sehr groß. Schade, daß sie sich in so schlechten Manieren gefiel. Dieses ewige eintönige Kichern, das beständig durch ihr Geplauder hindurchklang, griff Goswyn die Nerven an. Er stand vereinzelt da in seiner Antipathie, die Zahl ihrer Verehrer war sehr groß.

Er sah von ihr weg. Wo war denn sein Bruder? — Dort in einer Ecke saß er an einem kleinen Tisch ohne Dame mit einem anderen Herrn. Er hatte glücklicherweise einen Menschen gefunden, der sich in dieser glänzenden Versammlung noch um ein Bedeutendes unbehaglicher fühlte als er selbst.

Das war Herr Geroldstein, Gatte der berühmten Streberin, ein kleiner, blasser Mann mit großer Glatze, etwas spitziger Nase und runden, kurzgehaltenen schwarzen Koteletts, der den Eindruck machte, als hätte er sein Leben damit verbracht, das Neueste in Seide oder Wolle bei Gerson zuzumessen, im übrigen ein anständiger Mensch, der sich immer wegen irgend etwas zu schämen schien und für sich keinen Gebrauch von dem Freiherrntitel machte, den er einmal als sehr kostspieligen Luxusartikel seiner Frau zum Geburtstag geschenkt. Er redete sehr leise und aß und trank fast nichts, während Otto von Sydow im Begriff war, eine sehr große Portion kalten Rehbraten mit Cumberlandsauce zu vertilgen, Sherry aus Bordeauxgläsern trank und gewichtige Äußerungen über die beste Weinfirma in Rheims vernehmen ließ. Sein Gesicht war noch röter als gewöhnlich und machte einen fast brutal übergesunden Eindruck neben dem blassen, im Comptoirdienst verkümmerten Geschäftsmann. Es ließ sich nicht leugnen, Goswyn konnte sich selbst keinen Zweifel darüber gönnen, daß im ganzen Zimmer kein Mann schlechter zu der schlanken Prinzessin Dorothee paßte als sein Bruder Otto.

Nach dem Souper wurde noch ein wenig musiziert. Da Goswyn seines Hofdienstes bei Gräfin Lenzdorff entlassen war, so wollte er sich unbemerkt entfernen, hätte zum Abschied noch gern einen Blick auf Gräfin Erika werfen, sie im Gedächtnis behalten mögen, so wie sie heute war. „Binnen kurzem ist der Tau doch hin," sagte er sich und setzte hinzu: „schade!" — Er konnte sie nirgends entdecken. „Mein Gott, sie ist gewiß irgendwo hinter einem Wall von unausstehlichen Verehrern verschanzt," sagte er sich und wendete sich zum Gehen. Warum er es bei sich ausgemacht hatte, daß alle ihre Verehrer gerade unausstehlich sein mußten, wollen wir nicht untersuchen.

Digitized by Google

Das vierte in der Flucht von Zimmern, welche die Empfangsräume der bösen Fee bildeten, war leer und schlecht beleuchtet. Mit einemmal war's ihm, als höre er leises, mühsam verhaltenes Schluchzen. Ein roter Reflex spielte über die Falten eines weißen Kleides, das er hinter einer großen, effektvollen Palme (aus Papier) aufschimmern sah. Unwillkürlich machte er einen Schritt vor ... Dort saß Erika, die junge Schönheitskönigin, von der er gewähnt, daß sie vollauf damit beschäftigt sei, die Huldigungen ihrer Vasallen entgegenzunehmen, eng zusammengekauert in einem Lehnstuhl, das Taschentuch an den Augen, und weinte wie ein krankes Kind. Er, der in ruhiger Gemütsstimmung langsam und pedantisch im Überlegen seiner Entschlüsse war, ging im Gegenteil, sobald etwas ihn in Aufregung gebracht hatte, sehr gerade und rasch vorwärts. Er zögerte nicht, weder aus Zartgefühl noch aus irgend einem anderen Grunde.

„Gräfin Erika, um Gottes willen!" rief er, sich über das junge Mädchen beugend, „was ist Ihnen, es kann Sie doch niemand verletzt haben?" Seine Stimme klang ganz heiser vor Zorn bei der bloßen Vermutung.

„Ach nein — nein!" schluchzte sie.

„Soll ich Ihre Großmutter holen?" fragte er.

„Nein — nein!"

Er stockte einen Augenblick. Endlich leise und sehr gutmütig fragte er: „Störe ich Sie, möchten Sie lieber allein sein, soll ich gehen?"

Da ließ sie ihr Taschentuch in den Schoß heruntergleiten und versicherte sehr treuherzig: „Nein, gewiß nicht; es freut mich, wenn Sie bei mir bleiben wollen," und etwas schüchtern setzte sie hinzu: „Setzen Sie sich doch!"

Von der selbstbewußten jungen Dame war nichts übrig als ein in Thränen aufgelöstes kleines Mädchen, das Angst hatte, gegen einen guten Freund ihrer Großmutter unhöflich zu sein.

Wie sie mich als alten Herrn behandelt, dachte der junge Rittmeister bei sich; es rührte ihn und verdroß ihn zugleich, nichtsdestoweniger folgte er ihrer Einladung und nahm unweit von ihr Platz.

„Es wird gleich vorüber sein," tröstete sie ihn, indem sie die Thränen zu trocknen versuchte. Aber die Thränen wollten sich nicht trocknen lassen, sie brachen immer von neuem hervor — offenbar war sie gänzlich weltungewohnt über der Aufregung ihres gesellschaftlichen Debüts zusammengebrochen und von einer Nervenkrisis überfallen worden. Armes Ding!

„Ach Gott ..." rief sie, sich gewaltsam zusammennehmend, „ich muß das doch überwinden; wie demütigend, wenn mich jemand von den Leuten da drinnen so sähe!"

Offenbar zog sie eine sehr tiefe Kluft zwischen Goswyn und „den Leuten da drinnen". Es freute ihn. Ein Weilchen blieb er teilnahmsvoll stumm, dann sagte er gutmütig: „Gräfin Erika! wollen Sie Ihren Kummer lieber für sich behalten, oder wollen Sie mir ihn anvertrauen?"

Seine bloße Nähe hatte beruhigend auf sie gewirkt, das Schluchzen hatte aufgehört, nur ein leiser Schauder durchzog ab und zu ihren schlanken Oberkörper. „Ach, es war ja gar kein Kummer," erklärte sie ihm, „nur so ein Mißbehagen; fast so wie den ersten Abend, da ich in Berlin angekommen war, packte mich's. Heimweh war's nicht, denn nach was sollte ich Heimweh haben! aber plötzlich fühlte ich mich zwischen den vielen fremden Menschen, die mich alle so neugierig ansahen und von denen doch keiner ein Herz für mich hatte, so fremd, alles that mir weh, es war wie eine große Kälte, die ich rings um mich empfand — ihre Art, zu sprechen, ihre Art, auf alles herabzusehen, was nicht so vornehm und hochmütig war wie sie, ging mir durch Mark und Bein. — Sie ... Sie können sich nicht da hinein finden, da Sie ja doch mitten zwischen dem allen aufgewachsen sind und von Jugend an nur diese Luft geatmet haben."

Digitized by Google

„Ich glaube, Sie thun mir unrecht, Gräfin Erika," warf er ein, „ich kann Ihnen sehr genau nachempfinden, obgleich ich zwischen dem allen aufgewachsen bin."

„Es kam mir ein Haß auf die Leute," rief sie, und ihre großen, tragisch geschnittenen Augen funkelten zornig, „und dann — nun dann, mitten aus dieser Vornehmheit und dem Hochmut heraus ..." sie sprach von beiden Eigenschaften ganz unbefangen, als von fremden, ihrer Existenz spät zugeführten Elementen, „mußte ich an das Elend denken, in dem ich aufgewachsen bin, und ... und an die kleinen Freuden und Überraschungen, die mir meine Mutter mitten aus all der Dürftigkeit heraus zu bereiten pflegte — ach, so armselige kleine Freuden! — die da drinnen würden alle lachen darüber, daß man sich an so etwas erfreuen könne — aber mir waren sie wichtig damals. Ach, wenn Sie wüßten, mit was für einem Blick mich meine Mutter anzusehen pflegte, wenn sie mir ein neues Kleid aus alten Lappen zusammengeschneidert hatte — kein Mensch wird mich mehr so ansehen ... Und da kam's ...!" Sie ballte die Faust krampfhaft um ihr thränendurchweichtes Taschentuch herum. „Daran zu denken, daß meine Mutter eigentlich hineingehörte in dieses helle, heitere Leben, und sich zu erinnern, wie sie gestorben ist, in welcher sorgenvollen Kümmerlichkeit — und daß es vorüber ist — und daß ich ihr nichts geben kann von allem, was ich habe ... mir war's, als risse mir etwas das Herz mitten entzwei ..." Sie stockte außer Atem.

„Arme Gräfin Erika!" murmelte er sehr warm, „es ist auch das Schrecklichste im Leben, sich seiner Toten zu erinnern und ihnen nichts Liebes mehr thun zu können. Das einzige, was uns übrig bleibt, ist, den Lebenden so viel Liebe zuzuwenden, als wir irgend können!"

„Aber an wen soll ich denn meine Liebe verschwenden," rief Erika mit einer naiven Vehemenz, über die er mitten in seiner Rührung Mühe hatte, ein Lächeln zu unterdrücken; „meiner Großmutter kann ich doch nicht kommen damit, die wüßte ja gar nicht, was ich will, sie hielte mich einfach für krank ..."

„Nun, schließlich," sagte er, mitten in seiner Rührung aufrichtig belustigt, „werden Sie nicht darauf angewiesen sein, Ihr ganzes Leben nur Ihre Großmutter zu lieben!"

„Sie meinen, daß ..." Sie sah ihn plötzlich sehr betroffen, fast erschrocken an.

„Ich meine, daß ... daß ..."

Da klang bis zu den beiden herüber ein nüchtern auf dem Klavier gehämmertes Ritornell — dann eine dünne, hell und herzlos klingende Sopranstimme.

Was war das? Er kannte diese Couplets — hatte er sie nicht einmal in einem sehr ordinären Tingeltangel gehört?

Es war seine Schwägerin, die sang. Er horchte atemlos.

Da trat Gräfin Lenzdorff zugleich mit Frau von Norbin in das Zimmer. „Ach, da bist du, Erika!" rief sie aus. „Nun, das nenn ich eine Aufführung! Ich suche dich wie eine Stecknadel — hm! So seinen Anbetern davon zu laufen und sich still vertraut von einem jungen Herrn den Hof machen zu lassen, was sagst du dazu, Hedwig?" Dies zu Frau von Norbin.

„Es war ja Goswyn," sagte die alte Frau mit ihrem feinen Spieluhrstimmchen.

„Ja, das ist ein mildernder Umstand," gestand Gräfin Anna zu.

„Und er hat mir auch gar nicht den Hof gemacht," versicherte Erika.

„So, das nehm ich ihm eigentlich übel," lachte Gräfin Lenzdorff. Indessen fuhr Erika treuherzig fort:

„Ich fühlte mich ein wenig fremd und traurig — so ganz plötzlich, und er war sehr, sehr lieb mit mir!" Sie schlug die Augen dankbar auf zu ihm.

„Hm! ... Aber jetzt komm, Kind, wir gehen nach Hause, der Abend hat mir gerade lang genug gedauert. Adieu, Goswyn!"

„Die Damen erlauben mir vielleicht, sie hinauszubegleiten," bemerkte Goswyn, worauf ihm die Gräfin erwiderte:

Digitized by Google

„Eigentlich thäten Sie viel klüger daran, dort hinein zu gehen und dem Unfug zu steuern, der sich, wenn ich nicht irre, heute bedenklich ausbreiten wird.“ Dies mit einem Blick nach dem Salon.

„Ich bin machtlos,“ erwiderte Goswyn trocken. Er geleitete die Damen in die Vorhalle, in welcher bereits ein ganzes Regiment von Lakaien harrte. Nachdem er die alten Damen bedient, hatte er das Vergnügen, auch Erika ihren Umwurf umthun zu dürfen. Ihm wurde seltsam zu Mute, als er ihr die weiche, weiße Hülle um die schlanken, jungen Schultern legte. Das weiße Pelzwerk, mit welchem der Mantel verbrämt war, stand ihr vortrefflich zu Gesicht.

„Die Heideblume im Schnee,“ sagte die eitle Großmutter, zu ihm hinüber schielend; dabei entdeckte sie, daß sie es wirklich nicht mehr nötig hatte, ihn auf den Liebreiz ihrer Enkelin aufmerksam zu machen. Diese Entdeckung freute sie. Sie sagte ihm mit besonderer Herzlichkeit gute Nacht, und während sie mit Erika die hell erleuchtete, teppichbelegte Treppe hinabschritt, lächelte sie vergnügt vor sich hin.

Goswyn war indessen in den Salon zurückgekehrt. Seine Schwägerin stand noch immer am Klavier und sang. Perfection begleitete sie mit seiner bekannten gutmütigen Bereitwilligkeit, jede musikalische Missethat auf sein Gewissen zu nehmen, die seiner Umgebung Vergnügen machen konnte — einer Bereitwilligkeit, die teilweise auf der ihm eigenen nüchternen Auffassung seines Handwerks, wie er die Musik nannte, beruhte. Eine ganze Reihe von Damen war bereits hinausgerauscht.

Gräfin Brock fing an, aufgeregt zu werden. Die Wirkung des Vortrags der Prinzessin erinnerte im höchsten Maße an die Wirkung, welche die Vorlesung des schönen jungen Schauspielers auf ihre Gesellschaft geübt.

Goswyn schielte zu seinem Bruder hinüber. Otto von Sydow war ein Bild des Jammers, er sah aus, als ob ihn der Schlag treffen sollte, dabei ballte er von Zeit zu Zeit die Fäuste und machte sie wieder auf, warf unruhige Blicke nach den Männern hin, die er lachen — nach den Frauen, die er davoneilen hörte; er stützte sich von einem Fuß auf den anderen ... aber ... er ließ seine Frau singen.

Die erste der von ihr gewählten Coupletreihenfolgen war einfach derb. Damit tröstete sich Goswyn; die letzten wird sie vielleicht doch nicht singen, sagte er sich. Er hatte die Verwegenheit seiner Schwägerin zu niedrig angeschlagen. Jetzt fing sie an ... ihm verging Hören und Sehen.

Da, mit einemmal, wütender Applaus. Ein paar der anwesenden Herren hatten sich des unglücklichen Ehemanns erbarmt und die Anstößigkeiten des letzten Verses durch eine verfrühte Beifallssalve erdrückt.

Prinzeß Dorothee sah sich um — sah in einen Salon voll diskret lachender Männer und davoneilender Damen. Sie wurde sehr blaß, ein harter, herausfordernder Zug trat auf ihr Gesicht. Sie griff nach einem zweiten Notenheft. Da trat die Hausfrau an sie heran.

„Reizend!“ rief die Gräfin Brock, „reizend, Theechen — aber du solltest dich heute doch nicht mehr anstrengen — du — bist ein wenig heiser!“

Das war deutlich — Prinzeß Dorothee verstand. Ihre künstlich hinaufgeschraubte Heiterkeit brach sich jetzt in einer anderen Richtung Bahn. „Ich fühle mich plötzlich tanzlustig,“ rief sie aus. „Perfection, spielen Sie einen Walzer — wir wollen einen Ball extemporieren.“

Perfection spielte mit viel Feuer den Citronenwalzer von Strauß — da erhob ein grauhaariger, alter General seine Stimme — eine dünne, scharfe Stimme, und sagte: „Einen Ball zu organisieren, würde doch ein wenig schwer sein — denn mit Ausnahme der Hausfrau sind Sie die einzige noch anwesende Dame, Durchlaucht.“

Dorothee wurde totenblaß, richtete sich noch ein wenig gerader auf als sonst, warf den Kopf zurück und lächelte. So wie jetzt, totenblaß, hart, gerade aufgerich-

Digitized by Google

tet und lächelnd sollte sie Goswyn noch einmal im Leben sehen — um ein paar Jahre später, während die ganze Welt mit Fingern auf sie wies.

— — — — — — — — — — — —

„Du erlaubst, daß ich Helmy nach Hause fahre, Otto," bat Dorothee in der Vorhalle, wo sie, eine gelbliche Spitzenschärpe über dem kurzen Haar, vom Kopf bis zu den Füßen eingehüllt in einen schwarzen Sammetmantel mit breit zurückgeschlagenem grauem Kragen von krausem Krimmschaf und umgeben von einer Unmenge Verehrer — noch ein klein wenig Hof hielt. „Helmy ist so verschnupft und er findet gewiß um diese Stunde keine Droschke mehr."

Unwillkürlich horchte Goswyn, der im Begriff stand, sich seinen Säbel umzuschnallen, dieser in sehr zärtlichem Ton dem Gatten vorgebrachten kleinen Rede seiner verführerischen Schwägerin.

Daß seinem Bruder von seiten Prinz Helmys Gefahr drohe, glaubte er nicht, vorläufig war es Dorothee darum zu thun, eine etwaige Ermahnung ihres Mannes hinauszuschieben. Wenn Otto nicht gleich zankte — zankte er überhaupt nicht mehr. Nein, gerade sehr Schlimmes war nicht dabei, daß sie mit ihrem Vetter allein nach Hause fuhr, aber schließlich ... Sie legte dem Gatten die eine ihrer schmalen Hände auf die Brust, während sie sprach — die umstehenden Herren sahen sich an. Ohne die Antwort des Bruders abzuwarten, eilte Goswyn die Treppe hinab. Er hatte kaum ein paar Schritte in die Straße hinein gemacht, als ihm jemand nachkam. Es war Otto.

„Hast du Feuer?" fragte er Goswyn in einer etwas unsicheren Stimme. Dieser zog sein Feuerzeug aus der Tasche und strich dem Bruder ein Streichholz an, und schweigend sah er zu, während Otto, die Luft mit übermäßiger Gewalt einsaugend, seine Cigarre in Brand steckte.

„Es ist mir eigentlich sehr angenehm, daß ich zu Fuß gehen kann," sagte er, als er sich neben dem Bruder in Gang gesetzt hatte. „Thee kann's nicht leiden, wenn ich in dem kleinen Wagen rauche."

Goswyn schwieg.

„Hm! ich kenne die Thee durch und durch," fuhr Otto fort, „sie ist unschuldig wie ein Kind, aber ein wenig unvorsichtig — und dann nehmen's ihr alle diese steifleinenen Berlinerinnen übel, daß sie origineller und bestrickender ist als sie. Was war denn so Schlimmes dabei, daß sie diese Lieder sang, man merkte ihr ja gleich an, daß sie nicht verstand, was sie sang ... zum wenigsten nicht daran dachte. Die reinsten Frauen sind immer die unvorsichtigsten. Diese Berliner verstehen sie nun einmal gar nicht. Sie bewundern sie — ein jeder muß sie bewundern, aber sie würdigen sie nicht. Als sie gemerkt, daß sie diese Philister chokiert hatte, sang sie einfach weiter aus Trotz ... hm ... es war vielleicht nicht klug, die öffentliche Meinung herauszufordern ..."

So oft Otto von Sydow den Faden seiner Rede unterbrochen, um Goswyn Zeit zu gönnen, ihm in seiner Auffassung der Situation beizustimmen, so oft war er enttäuscht worden. Goswyn schwieg beharrlich.

Otto trat stärker auf und atmete schwer. Goswyn, der ihn genau kannte, wußte, daß er mit einem heftigen Anfall von Zorn kämpfte. Ein Weilchen schwieg auch er, um es dem Bruder gleich zu thun, dann plötzlich stehen bleibend, fuhr er Goswyn an: „Findest du es etwa unpassend, daß ich meine Frau mit einem Vetter, der unwohl ist, dem ich vielleicht eine Krankheit erspare, und mit dem sie wie mit einem Bruder aufgewachsen ist, allein nach Hause fahren lasse?"

Goswyn zuckte die Achseln. „Wenn du mich fragst, so muß ich dir die Wahrheit sagen," erwiderte er. „Gerade heute hätte ich es für klüger angesehen, wenn du deine Frau nicht im tête-à-tête mit dem jungen Nimbsch hättest fahren lassen."

Die Atemzüge Ottos wurden noch lauter, dann stampfte er wütend mit dem Fuße, und ehe sich's Goswyn versehen,

Digitized by Google

war er mit einem übellaunigen „gute Nacht!" in eine Nebenstraße abgebogen.

Er war zu bedauern — er war sehr unruhig; er hatte gehofft, daß Goswyn ihn beruhigen würde, aber Goswyn hatte ihn nicht beruhigt.

„Er hat sie nie verstanden und darum nie gemocht," knirschte er in sich hinein. „Er ist der ärgste Philister von ihnen allen!"

Und dann erinnerte er sich der energischen Einwendungen, welche Goswyn seiner Zeit gegen seine Verbindung mit Prinzeß Dorothee gemacht, wie leidenschaftlich er — denn der stille Goswyn konnte mitunter leidenschaftlich sein — den Bruder gebeten hatte, von dieser Verbindung abzustehen. „Ihr paßt nicht zueinander, ein Blinder könnte es sehen, daß ihr nicht zueinander paßt — ihr werdet euch gegenseitig zu Grunde richten!" hatte er gesagt. Die Worte klangen ihm mit unausstehlicher Deutlichkeit durch den Kopf.

Es mochte gegen zwei Uhr früh sein, die Straßen waren wie ausgestorben, öde, halbdunkel — die Lücken zwischen den Laternen groß. So beiläufig alle hundert Schritte weit spiegelte eine ihr rötliches Licht in dem schwarzbraunen Schlamm, der sich über den Asphalt zog. Schwere Tropfen klatschten von den Dächern herab in diese dunkle Schlüpfrigkeit. Von Zeit zu Zeit schoß ein Wagen, zwei lange blauweiße Lichtstreifen vor sich hinwerfend, unnatürlich laut rasselnd, durch das dumpfe Schweigen an Otto vorbei. Die Fenster in den Häusern waren alle dunkel und still — nur aus einem Gebäude tönte verschleiert wie durch dicken Filz hindurch eine leichtsinnig hüpfende Musik. Es war ein Vergnügungslokal billiger Sorte. Unwillkürlich horchte Sydow — etwas an der halb verwischten Melodie ärgerte ihn und zwang ihm Aufmerksamkeit ab. Den unlängst bekannt gewordenen Gassenhauer, den seine Frau heute gesungen, den spielten sie da drinnen.

Ihm wurde unerträglich zu Mute. Eine schwere Mattigkeit lag ihm in den Gliedern. „Bah — es ist dieses verdammte Tauwetter," sagte er sich. Aus seiner Erinnernng klang's: „Zwei Menschen können nicht schlechter zueinander passen als sie und du ..." Ob Goswyn am Ende doch recht gehabt hätte!

Mein Gott! Keiner hätte ihr widerstanden!

In Florenz hatten sie einander kennen gelernt. Die beiden Brüder hatten eine Reise durch Italien gemacht, gleich nach Ottos Antritt des Majorats. Sie reisten insofern miteinander, als ihr Reiseziel dasselbe war — im übrigen hielt ein jeder sich auf, wo es ihm gefiel, und es dauerte manchmal ziemlich lange, ehe einer sich mit dem anderen zusammenfand. Während Goswyn eine unbequeme Tour durch allerhand kleine interessante, oberitalienische Städte machte, hatte sich Otto, der beim Reisen ein gutes Hotel nicht entbehren konnte, direkt von Venedig nach Florenz begeben. Schon seit fünf Tagen befand er sich dort. Er langweilte sich fürchterlich — Goswyn ging ihm ab. Obwohl Otto der ältere von beiden Brüdern war, hatte er von Jugend an die Gewohnheit angenommen, Goswyn für sich denken zu lassen. Die alte Gräfin Lenzdorff behauptete sogar, daß sie ihn als Kind öfters habe fragen gehört: „Goswyn, ist mir kalt? — Goswyn, hab ich Hunger?"

Eine gewisse Unselbständigkeit war durchs ganze Leben hindurch an ihm haften geblieben — noch immer pflegte er sich bei jeder Unbequemlichkeit an den jüngeren Bruder zu wenden, sich in jeder unbehaglichen Lebenslage nach ihm zu sehnen, sich auf ihn zu stützen.

Er hatte keine Bekannten in Florenz, die Kost schmeckte ihm nicht, die Weine waren verfälscht, die Betten, in denen vor ihm Hunderte von Menschen geschlafen, ekelten ihn an, die Theater fand er unerquicklich, Opern machten ihm kein Vergnügen, er war gründlich — ja für einen Deutschen geradezu merkwürdig unmusikalisch — und im Schauspiel verstand er nichts. Infolgedessen fand er

Digitized by Google

die Abende unerträglich lang — sein Italienisch existierte nicht und sein Französisch war auch nicht weit her. Da zufällig in seinem Hotel keine Deutschen vorhanden waren außer solchen, die er sich trotz seines Heimwehs vom Leibe zu halten für angezeigt hielt, so führte er eine sehr einsame Existenz. Da ihm bei alledem die Kunst geringes Interesse einflößte, so ist es kein Wunder, daß er am fünften Tage seines florentinischen Aufenthaltes „so eine italienische Bildungskur“ die „ärgste Vergnügungsschinderei“ bezeichnete, „die ein preußischer Landedelmann willkürlich auf sich nehmen kann“.

Das Komische für ihn war, daß Goswyn sich so wohl zu fühlen schien. — Er schrieb vergnügte Postkarten aus allerhand kleinen Nestern, von denen Otto den Namen nie gehört, nicht einmal in der Geographiestunde, und schien mitten aus humoristisch erwähnten Übelständen in Bezug auf den Komfort seiner Nachtlager heraus ganz begeistert von dem „Kunstkrempel“, wie Otto sich ausdrückte.

Schon war Otto im Begriff, Neapel, jenes ideale Reiseziel jedes guten Deutschen, der sich nach Italien begiebt, an den Nagel zu hängen und von Florenz aus nach Hause zu reisen, als am Morgen des sechsten Tages die Dinge eine ganz besondere Wendung nahmen.

Im Dom war's — mit besonders herabstimmender Langerweile war er in der stimmungsvollen katholischen Kirchendämmerung von einem Monument zum anderen gewandert, als er plötzlich einen Seufzer hörte. Er sah sich um — erblickte ein junges Mädchen in einem großen van Dyck-Hut und einem mit silbernen Borden besetzten dunklen Tuchkleid, die sich eben in einen Kirchenstuhl niedersetzte und einen gelbbroschierten Roman aufschlug. Alles an der Kleinen, der Hut, das Kleid, ihre eigene und auffallend fesselnde Erscheinung, machte den Eindruck, daß sie von sehr vornehmer Herkunft sei, aber alles sah gleichermaßen ein wenig herabgekommen aus.

Dabei war sie sehr jung und schien doch durch ihre Verlassenheit nicht im geringsten beeinflußt. — Es dauerte nicht lange, so merkte sie es, daß er sich mit ihr beschäftigte, und blickte ihn über ihren Roman hinüber mit ein Paar wunderschönen, grünlich schimmernden Augen spöttisch an.

Er wurde plötzlich sehr rot, sehr ärgerlich, und wendete sich von ihr ab. Da hörte er durch die dämmerige Stille der großen, an jenem Tage gänzlich verlassenen Kirche ein feines, einschmeichelndes Stimmchen rufen:

„Feistmantelchen!“

Unwillkürlich sah er sich um — das schlanke Mädchen in dem Kirchenstuhl war's, die gerufen.

Er bemerkte, wie ein kurzbeiniges Frauenzimmer mit einem praktischen grau und schwarz karrierten Regenmantel und umgeschnallten Operngucker — ein reizendes Wesen, das er schon früher bemerkt, wie es neugierig um die Merkwürdigkeiten des Doms herumschnüffelte, nie im Traum aber in irgend eine Verbindung mit dem anziehenden Mädchen in dem Kirchenstuhl gebracht hätte —, jetzt auf dasselbe lossteuerte.

„Feistmantelchen!“

„Prinzeß!“

„Ich bin so hungrig — haben Sie sich denn noch nicht satt gesehen an den dummen alten Scherben?“ Und das junge Mädchen gähnte, seufzte und rieb sich die Augen.

„Aber ich bitte Sie, Prinzeß!“

Damit gingen beide Damen auf das Ausgangsportal zu, wo sie plötzlich sehr entmutigt stehen blieben.

Es regnete in Strömen — regnete in einer eigensinnigen, mit regelmäßigem Rhythmus hintropfenden Eintönigkeit, die kein baldiges Aufhören verspricht.

„Das ist unerträglich!“ rief das junge Mädchen mit ihrem einschmeichelnden, jetzt weinerlich klingenden Stimmchen und mit einem leichten Zungenfehler, der sich als etwas ganz Unvergeßliches, Reizendes für immer dem Gedächtnis des täppischen, gutherzigen Sydow einprägte. „Uner-

Digitized by Google

träglich! — wir können doch unsere Unterröcke nicht über den Kopf schlagen wie die Wallfahrerinnen!"

„Meine Damen, wollen Sie mir erlauben ... Ihnen eine Droschke zu verschaffen?" Mit diesen Worten trat der junge Preuße an die beiden heran — und dann, da ihn das junge Mädchen hochmütig und belustigt zugleich vom Kopf bis zu seinen sehr großen Füßen herab anstarrte, setzte er erklärend und sich verneigend hinzu: „von Sydow!"

Die Damen nickten, ohne es für nötig zu erachten, ihm ihre Namen zu nennen, dann sagte die jüngere immer mit ihrer hastigen Artikulation und ihrem entzückenden Zungenfehler: „Sie werden uns sehr verbinden — wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen."

Mühe genug war's in der That. Sich der Zudringlichkeit italienischer Droschkenkutscher zu erwehren bei schönem Wetter, wenn man zu Fuß gehen will, ist schwer, aber einer Droschke habhaft zu werden bei schlechtem Wetter, wenn man dringend fahren will, das ist noch schwerer.

Als es ihm endlich gelungen war, fürchtete er, die Damen würden ihm, des Wartens müde, davongelaufen sein — aber nein, da standen sie noch beide — die Begleiterin im schwarz-grauen Regenmantel, mit vom häufigen Kopfvorstrecken regenübergossenem Gesicht, um das die fettigen Haarsträhnchen halb wie Blutegel, halb wie Medusaschlangen herumbaumelten — das Mädchen tausendmal verführerischer als früher, leicht gerötet von dem frischen, nassen Wind, der ihr entgegenblies, und offenbar in etwas gehobener Stimmung, geschmeichelt von ihrer Eroberung. Sie war plötzlich gnädig gestimmt und lächelte ihm den verbindlichsten Dank zu. Ein Paar reizendere Füßchen als die, welche unter ihrem Kleid hervorguckten, während sie mit großer Ungeniertheit hochgeschürzt den regenüberrieselten Platz bis zu dem Wagen herabschritt, hatte Otto von Sydow in seinem Leben noch nicht gesehen.

„Wohin soll ich den Kutscher dirigieren?" fragte er, nachdem er sorgfältig das Schutzleder um die Damen herum eingehakt hatte.

„Hotel Washington!"

— — — — — — — — — — — —

Er trug keinen Regenschirm, er war naß wie eine Ratte und der Tag war kalt. Das that nichts zur Sache, Otto von Sydow hatte sich nicht so warm gefühlt, seit er sich in Italien befand.

Noch an demselben Abend übersiedelte er aus dem Hotel de la Paix ins Hotel Washington. Da der ganze erste Stock von einem Wiener Banquier in Beschlag genommen und das Hotel auch sonst ziemlich überfüllt war, erwies sich das Zimmer, welches man ihm zur Verfügung stellte, als keineswegs besonderer Gattung — aber ihn focht das nicht an.

Noch denselben Abend vor der Table d'hote fand er seine „Schönheit". Sie saß im Lesezimmer und las Paris Caprice. Er erfuhr, wer sie war:

Prinzeß Dorothee von Ilm.

— — — — — — — — — — — —

Sie war elternlos — und Tochter eines nachgeborenen Sohnes, von Haus aus arm. Die Familie trotz ihrer ursprünglichen Vornehmheit herabgekommen, hauptsächlich durch das liederliche Leben der beiden Brüder des Prinzeßchens, insbesondere aber durch die Heirat des ältesten dieser beiden mit einer französischen Kunstreiterin. Seitdem die Koryphäe in Schloß Egerstein eingezogen, war Prinzeß Dorothee heimatlos und zog mit einer sehr mageren Apanage und einer Begleiterin, die den Doppelposten einer Kammerzofe und Gesellschafterin bei ihr versah, in der Welt umher.

Diese Begleiterin, welche Fürst Ilm in aller Eile durch die Zeitung für seine Schwester verschafft, hieß Anna Feistmantel, stammte aus Wien, wo sie jenen ästhetisch angehauchten Kreisen angehörte, die sich hauptsächlich für Künstler interessieren und fürs Theater. Sie war seit zehn Jahren unglücklich in Sonnenthal verliebt und schwärmte daneben überhaupt für breitschulterige Männer, Wagnersche

Musik und Romane, in denen man „die heilige Stimme der Natur“ zu Worte kommen läßt.

Unter dem Schutze dieses Frauenzimmers hatte Prinzeß Dorothee seit drei Jahren abwechselnd in Wien, Rom und Paris ihre Bildung vervollkommnet.

Die Prinzessin weihte ihren Verehrer mit dem größten Freimut in ihre Verhältnisse ein, erzählte ihm, daß sich ihr Bruder schändlich gegen sie benommen habe — aber daran sei die Kunstreiterin schuld, die ihn jetzt völlig am Bändchen halte, man müßte sich hineinfinden, und darum sei Willi doch der entzückendste Mensch, den man sich denken kann — wie ein Spanier sähe er aus. — Sydow erinnerte sich seiner, er hatte vor einer Zeit im selben Regiment mit ihm sein Freiwilligenjahr abgedient.

Ebenso ehrlich erzählte Prinzeß Dorothee davon, daß sie sich manchmal in Geldverlegenheiten befände — einmal war's ihr so knapp gegangen, daß sie ihren Hund an einen Engländer verkauft habe. Dreihundert Franken habe sie für ihn bekommen; es sei ihr sehr nahe gegangen, den Hund weggeben zu müssen, sie habe nie einen Menschen so gern gehabt wie diesen Hund, aber sie habe ein neues Ballkleid gebraucht damals in Rom für ein Fest auf der deutschen Botschaft. Ihre Tante, Prinzeß Nimbsch, hatte sie chaperonniert, denn manchmal ginge sie in die Welt, und manchmal nicht, das hinge davon ab, wie die Verhältnisse gerade lägen. Eigentlich mache sie sich nicht viel daraus, in die Welt zu gehen, man sei dadurch an so vielem gehindert, man könne sich gar nicht mehr ungeniert unterhalten und nicht einmal die kleinen Theater besuchen, wo die lustigsten Stücke gegeben würden. Drum sei sie am liebsten in Paris gewesen, wo sie kein Mensch kannte, da sei sie mit der Feistmantel — manchmal nannte sie ihre Begleiterin „die Feistmantel“ und manchmal „die Alma“ — überall gewesen.

Die Feistmantel hatte die Prinzessin im Laufe ihrer Geständnisse durch Fußstöße zurückzuhalten versucht, die sie ihrem Schützling unter dem Tische verabfolgte und von denen einer zufällig Sydow ganz empfindlich ins Schienbein traf. Da aber Prinzeß Dorothee gar nicht darauf Rücksicht nahm, so fiel ihr die Wienerin jetzt heftig ins Wort mit: „Nein, was die Prinzeß heut zusammenplauscht — ich bitt Sie, Baron Sydow, schlagen's mir gleich fünfzig Prozent Agio ab von dem Gered! Sie werden doch nicht glauben, daß ich ein mir anvertrautes junges Mädchen an einen unpassenden Ort hinführen werd!“

„Ach, was weiß ich, was unpassend ist und was nicht — ich kümmere mich nur um das, was amüsant ist und was langweilig,“ lachte das Prinzeßchen, „und wir sind überall gewesen — die Feistmantel posiert nur ein wenig für den durchlauchtigen Familienanstand, Herr von Sydow, aber glauben Sie ihr nicht, wir haben Ma Camarade gesehen und Niniche, und einmal waren wir sogar im Café des ambassadeurs! — Etsch ...!“ und sie schabte ihrer aufgeregten Duenna ein Rübchen.

„Aber Baron Sydow, lassen's sich doch so was nicht weis machen,“ rief die Feistmantel außer sich, „im Café des ambassadeurs — das ist ja ein Café chantant — sie flunkert ja nur so ins Blaue hinaus, 's ist ja kein Wort wahr!“

„Nicht wahr? ... ja gerade ...“ entgegnete unbeirrt das Prinzeßchen, „freilich war's ein Café chantant, und die Sängerin hat Estelle où est ta flanelle gesungen — es war zum Ersticken komisch, aber ich kann's gerade so wie sie, noch denselben Abend hab ich mir's einstudiert — ich muß es Ihnen nächstens vorsingen, Herr von Sydow, das heißt, wenn wir uns besser kennen lernen. Ach, giebt's denn kein Café chantant in Florenz, wo Sie uns hinführen könnten?“

„Aber Prinzessin ...!“ rief hier die Feistmantel.

„Als ob uns ins Café des ambassadeurs nicht auch ein Herr geführt hätte, den wir im Hotel kennen gelernt hatten!“

Digitized by Google

rief Dorothee. „Ein Amerikaner war's, Mr. Higgs hieß er und war ein reichgewordener Käsehändler aus Connecticut. Er war sehr nett, er schickte uns immer Logenbillets — später wollte er mich heiraten; er gefiel mir gut, ich hätte ihn gleich genommen, meine Verwandten aber meinten, es sei keine Partie für mich. Nun, den Kopf habe ich mir nicht abgerissen deshalb, weil ich ihn nicht haben konnte, aber genommen hätt ich ihn. Wir Prinzessinnen Ilm haben zwar das Recht, gekrönte Häupter zu heiraten, aber ich werde nie davon Gebrauch machen. Wenn ich Kaiserin wäre, würde ich immer inkognito reisen — sobald ich großjährig bin, heirate ich einen Kaminfeger — wenn er Millionär ist, oder wenn ich mich in ihn verliebe!"

„Es ist beides so überaus wahrscheinlich!" lachte Sydow. Das war die einzige Bemerkung, die er sich im Laufe dieser Konversation erlaubte — einer Konversation, die am ersten Abend seiner Anwesenheit im Washington in dem großen, niedrigen Lesezimmer dieses Hotels stattfand.

Nachdem die Prinzessin mit ihren Geständnissen fertig war, trat sie an das Fenster und blickte auf den Arno hinaus. Ein Weilchen blieb sie ganz still, als aber Alma Feistmantel anfing, sich von ihrer Schreckensstarrheit erholend, Sydow eindringlich etwas Erbauliches vorzulügen, da wendete sich die Prinzeß ruhig um und sagte: „Herr von Sydow, wollen Sie einen Spaziergang mit uns machen? Florenz ist so wunderschön bei Nacht."

Den nächsten Tag fuhr er mit den Damen nach Fiesole. Er saß erbärmlich schlecht auf dem Vorderbänkchen einer florentinischen Droschke und fühlte sich wie ein König glücklich.

Es war in der Mitte April, und ein steil aufrechtstehender Kamm von weißen und violetten Iris krönte die weißen Mauern, welche die sich nach dem altberühmten kleinen Städtchen hinaufkrümmende Straße umsäumten, hier und da warfen die Rosenbüsche ihre blühenden Äste dazwischen bis in den Staub hinab. Barfüßige italienische Kinder mit zerzaustem Haar und leuchtenden Augen warfen Rosensträuße in die Droschke und verfolgten Sydow und die beiden Damen mit geflochtenen Strohwaren, die sie ihnen mit beharrlicher Zudringlichkeit feilboten. Wieviele Liri und Fünfzigcentesimi-Stücke warf er an jenem wunderschönen Frühlingstage in den Staub! Je mehr er seiner Großmut die Zügel schießen ließ, um so länger wurde der Zug seiner Verfolger. Ein ganzes Heer von Kindern lief hinter dem Wagen drein, lachend und gestikulierend, schreiend, alle hübsch, mit Licht in den Augen und Blumen in den Händen, wie eine Schar freilich sehr zerlumpter Frühlingsgenien nahmen sie sich aus. Mit einemmal schrie der Kutscher irgend jemand an, der nicht ausgewichen war. Sydow sprang auf und sah sich um.

Die staubige Straße entlang kroch ein erbärmliches Bettlerpaar — alt, verkrümmt, mit wunden, von schnöden Lappen umwickelten Füßen. Es schnitt ihm in die Seele, etwas so Elendes zu sehen mitten in der leuchtenden Frühlingspracht. Und was konnte er schließlich thun, als ihnen eine Münze zuwerfen!

Die Feistmantel, die als jahrelanges Mitglied des Vereins gegen Bettelei die leichtsinnigen Almosenspenden als „demoralisierend" bezeichnete, schalt ihn noch obendrein dafür aus — und das Prinzeßchen lachte über die Bettler, deren sich aneinander schmiegendes Elend sie komisch fand und denen sie ein spöttisches „Philemon und Baucis" nachrief. Im ersten Moment erschrak er über sie — dann sah sie ihn freundlich an, und er sagte sich: „Ach, sie ist eben ein Kind!" Er hatte nicht mehr die Fähigkeit, ihr etwas übel zu nehmen.

Den nächsten Morgen kam der deutsche Sekretär des Hotels auf ihn zu und fragte ihn nach einigen Umschweifen, ob er denn näher und schon längere Zeit mit der Prinzessin bekannt sei? Sehr verlegen, ohne eine Ahnung, auf was der Sekretär hinzielte, erklärte er, seine Be-

Digitized by Google

kanntschaft sei von der oberflächlichsten Art. Der Sekretär verbiß ein Lächeln hinter seinem dunkelblonden Vollbart — Sydow hatte die größte Lust, ihm eine Ohrfeige zu verabfolgen, nur die Angst, dem Ruf der Prinzessin durch ein derartiges Vorgehen zu schaden, hielt ihn davon ab. Es stellte sich heraus, daß der Sekretär sich durchaus keine verfängliche Neugier hatte zu schulden kommen lassen. In was für Beziehungen der junge Preuße zu der hübschen Prinzessin stand, war ihm einfach gleichgültig, er wollte nur wissen, ob Sydow etwas von ihrer Familie wisse — ob sie eine wirkliche Prinzessin und ob ihre Familie vermögend sei. Sie reise ohne Kammerjungfer und habe seit einem Monat die Rechnung nicht bezahlt, erzählte er.

Daraufhin schnauzte Sydow den Sekretär gehörig an und erklärte ihm, er brauche sich keine Sorgen zu machen, die Ilms gehörten zu den Vornehmsten in Deutschland — die Prinzessin habe gewiß einfach vergessen zu zahlen, weil es ihr unwichtig vorgekommen sei, sich damit zu beeilen.

Der Sekretär überstürzte sich in Entschuldigungen. Drei Stunden verbrachte Sydow damit, darüber zu klügeln, wie er der Prinzessin seine Hilfe anbieten könne. Endlich — es regnete draußen schauerlich und die Damen waren zu Hause — klopfte er bei ihnen an.

„Wer ist's?" fragte das grobe Organ der Feistmantel.

„Sydow."

„Herein, bitte, bitte," kicherte das hohe Stimmchen der Prinzessin. Er trat ein.

Ein kleines Zimmer war's, das sie bewohnten im dritten Stock. Die Feistmantel saß beim Fenster und flickte irgend etwas, die Prinzeß saß auf ihrem Bett und las Autour du mariage von Gyp.

Die Prinzeß rührte sich nicht weiter von ihrem Sitz, reichte ihm nur mit einem einschmeichelnden Lächeln die Hand; die Feistmantel räumte in aller Eile einen Lehnstuhl ab, um ihm denselben anbieten zu können.

„Ach, was für ein schauerlicher Tag! ich freu mich so, daß Sie gekommen sind, wir langweilen uns tot!" sagte Prinzeß Dorothee und rieb sich die Augen, dann schlug sie beide Füße unter sich, daß sie wie eine Türkin auf der Bettdecke kauerte, und sagte: „Können Sie mir eine Cigarette geben — meine sind mir ausgegangen!"

Die Feistmantel sagte irgend etwas Entsetztes über das Rauchen der Damen, und Dorothee bemerkte gelassen: „Ach, hören Sie nicht zu, die posiert schon wieder für den durchlauchtigsten Familienanstand, aber es geht ihr nicht von Herzen, das Rauchen hab ich von ihr gelernt! Ach, welch eine entsetzliche Welt — who but ducks and pumps can keep out of the dumps in a world, that never is dry! Ach, ich langweile mich — wie ich mich langweile!" Sie reckte sich ein wenig. „Ich wollte wenigstens zu Doney gehen, Gefrorenes essen, aber wir können nicht, wir haben kein Geld!"

Jetzt platzte Sydow heraus, plump und verlegen, mit der kleinen Rede, die er sich mühsam ausspekuliert, ebenso mühsam auswendig gelernt und in der er dreimal stecken blieb.

Er hatte gehört, daß die Damen einen Geldbrief vergeblich erwarteten — es sei gewiß eine Konfusion daran schuld — wollten Sie ihm erlauben, ehe die Sache ins reine gebracht — ehe sie eine Antwort von Deutschland erhalten hätten — ihnen — aus . . . auszuhelfen?

Ganz beschämt hielt er inne. Würde sie ihn zum Zimmer hinausjagen? Nein! Die Prinzessin breitete ganz einfach die Arme aus und schrie: „Sie sind ein Engel, ich hätte Lust, Ihnen um den Hals zu fallen!" was sie natürlich nicht that, aber im Grunde wär's ihr nicht darauf angekommen.

Noch denselben Abend war die Rechnung der Prinzessin beglichen.

Zwei Tage später kam Goswyn nach Florenz. Er überraschte seinen Bruder beim Diner, das dieser mit Prinzessin Dorothee und der Feistmantel an einem

Digitized by Google

besonderen Tischchen, am äußersten Ende des langen, schmalen, luftlosen Speisezimmers, knapp neben einem Fenster, das auf den Arno hinaussah, einnahm.

Die Prinzessin kicherte und scherzte mit ihrem hohen, hellen Stimmchen, daß man es bis vor die Thür des Speisesaals hörte; sie trug ein weißes Kleid und ließ einen Brillantring in der Sonne blitzen. Anfangs lächelte Goswyn nur in sich hinein über die artige Reisebekanntschaft seines Bruders; als er aber näher zusah, wurde ihm die Sache bedenklich. Natürlich mußte er sich zu den dreien an den kleinen Tisch setzen. Die Prinzeß fing sofort an, mit ihm zu kokettieren. Erst konstatierte sie, daß sie nun eine Partie carrée bildeten — das sei sehr lustig — bis dahin habe Herr von Sydow zwischen seinen zwei Damen den Eindruck eines Grafen von Gleichen gemacht, aber jetzt würde man sie gewiß für zwei hochzeitsreisende Ehepaare halten. Dann pflanzte sie beide Ellenbogen auf den Tisch, und sich zu Goswyn hinüberbeugend, fragte sie: „Welcher von den beiden Herren nimmt sich die Feistmantel?"

„In diesem Fall entscheidet die Damenwahl," erwiderte Goswyn lachend.

„Dann fällt Ihnen mein Schutzgeist zu," lachte Prinzeß Dorothee, „denn ich halt's mit Ihrem Bruder — ich hab's Ihnen nämlich gleich an der Nasenspitze angesehen, daß Sie ein sehr unbequemer Gesell sind, Herr Goswyn von Sydow" — sie sprach den Namen mit komischem Pathos aus —, „ja, ein gründlich unbequemer Gesell — nicht drei Tage könnte ich's mit Ihnen aushalten, während mit Ihrem Bruder — das ganze Leben könnte ich mich mit dem vertragen. Das ist so ein treuer, täppischer Bär — ich habe immer eine Vorliebe für Bären gehabt. Da, sehen Sie, diesen Ring hat er mir zum Vielliebchen geschenkt; ist er nicht hübsch?"

Otto von Sydow erinnerte sich noch heute des sonderbaren Blicks, mit dem sein Bruder den Ring betrachtete.

Noch denselben Abend hatten die Brüder eine heftige Auseinandersetzung.

Goswyn gab zu, daß die Prinzessin allerliebst sei, trotz ihrer schlechten Erziehung und ihres unmöglichen Tons — für eine flüchtige Reisebekanntschaft konnte man sich eigentlich nichts Reizenderes denken — nur sei sie ja doch aus sehr gutem Hause und, so merkwürdig sie sich in der Konversation auch gehen lassen mochte, im Innersten rein — infolgedessen sei es Gewissenssache, sie nicht so gänzlich zu kompromittieren, wie es Otto thue — und . . . an eine Heirat — selbst wenn sich die trotz ihrer Armut sehr hochmütigen Ilms zu dieser Mesalliance verstünden — war nicht zu denken.

Das Resultat dieser Unterredung war, daß Otto mit gesenktem Kopf seinem klügeren, willensstärkeren Bruder recht gab, daß er versprach, den nächsten Morgen mit ihm abzureisen, daß, als der Wagen bereits mit den Koffern vor der Thür stand, er Prinzeß Dorothee auf der Treppe begegnete — daß er nicht abreiste und sich mit der Prinzessin verlobte.

Man thäte unrecht, zu glauben, sie habe ihn nur genommen seines Geldes wegen. Nein, die fast unheimlich zarte Prinzessin hatte wirklich eine Vorliebe für „Bären"; soweit sie irgend jemanden lieb haben konnte, hatte sie ihren schwerfälligen, täppischen Mann lieb, gerade wie sie schwarzes Brot und saure Milch allen Delikatessen der Welt vorzog. Während der Flitterwochen, welche sie mit Otto auf seiner Herrschaft Kößnitz in Schlesien verbrachte, entwickelte sie sogar eine erstaunliche Zärtlichkeit; aber sie konnte eben auf die Länge der Zeit gar nichts lieben. Dann . . . sie war eine geregelte Existenz ungewohnt, bald langweilte sie sich drin zum Sterben. Es hatte sie anfangs gefreut, in dem Reichtum ihres Gatten zu wühlen, sich ein Kleid nach dem anderen machen zu lassen, sich mit Geschmeide zu behängen — im Grunde genommen war ihr das bald alles lästig, eintönig. Ach, irgend ein kleines Zimmerchen im dritten Stock in einem Pariser Hotel mit der Feistmantel, Nahrungssorgen, Freiheit und alle Tage eine neue

Eroberung — wie sie sich danach zurücksehnte!

Anfangs hatte sie ihrem Manne zu Ehren in Berlin die konventionelle Haltung einer großen Dame angenommen — aber das war ihr bald das Langweiligste in ihrem neuen Leben, bei dem ihr im Grunde genommen alles langweilig war.

So viel Böses man bereits von ihr sprach, war sie damals noch eigentlich unschuldig. Ihr Mann war überzeugt davon.

„Sie hat ja kein Temperament, sie hat ja absolut kein Temperament," sagte er sich, während er durch das schlammige Tauwetter nach Hause stapfte. An diesem melancholischen Trost mußte er sich genügen lassen.

Aber so plump er war, wußte er doch, daß Frauen, welche gegen Versuchung unempfindlich sind, häufig die Scheu vor dem Fehltritt nur in sehr geringem Maße fühlen. Die Sache ist ihnen einfach nicht wichtig — weder so, noch so. Die Leidenschaft würde Prinzeß Dorothee nie zu Fall bringen, aber diese Langeweile, die in vernichtende Melancholie ausartete. Otto von Sydow schauderte bis ins Mark hinein.

Dann brannten ihm plötzlich die Wangen — er hätte sich ohrfeigen mögen dafür, daß er seiner Frau gegenüber solche Bedenken aufkommen ließ.

— — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage nach dem gelungensten Donnerstage der bösen Fee verbreiteten sich zwei neue Gerüchte in Berlin: erstens, daß Goswyn von Sydow „schon wieder" ein Duell wegen seiner Schwägerin bestanden, und zweitens, daß Gräfin Lenzdorff dem Modemaler Riedel gestattet habe, das Porträt ihrer Enkelin als Heideblume zu malen. Was an dem Duellgerücht Wahres war, konnte man nie ganz entdecken. Goswyn von Sydow wurde wohl in der nächsten Zeit mit dem Arm in der Binde gesehen, aber da er gegen alle seine Bekannten behauptete, er sei vom Pferde gestürzt und habe dabei die Hand verstaucht, so mußte man sich an dieser Erklärung genügen lassen. Wenn besonders scharfsinnige Menschen hinzusetzten, in gewissen Fällen sei das Lügen für einen anständigen Menschen Pflicht, mochte er auch sonst noch so wahrheitsliebend sein — nun, so war das ihre Sache.

Was nun das Porträt betraf, so hatte es damit allerdings seine Richtigkeit. Gräfin Lenzdorff hatte Riedel die Bitte gewährt, daß ihm Erika als Heideblume posieren solle, natürlich nicht in dem Atelier des Künstlers, sondern im Salon der alten Gräfin, wo Riedel eine Woche hindurch täglich drei Stunden mit seinen Aquarellfarben vor einem sehr großen Bogen Papier Watmann saß und an Gräfin Erika herumpinselte.

Das Resultat seiner wohlgemeinten Anstrengungen war ein Mittelding zwischen Mignon von Ary Scheffer und dem Gretchen am Brocken von Gabriel Max.

Natürlich war Gräfin Lenzdorff mit dieser Leistung keineswegs einverstanden, hatte jedoch, die Kunstfertigkeit des in Rede stehenden Künstlers kennend, nicht viel Besseres erwartet.

„Ein echter Schönheitsmaler, dieser Riedel," sagte sie von ihm, „so ein Allerweltsschmeichler, der sich gegen Runzeln, Narben und andere störende Unregelmäßigkeiten blind stellt. In der großen Welt, wo die Wahrheit noch heute zu den Nichtaufgenommenen zählt, machen solche Schmeichler Glück. Sie stören sie nicht in ihren Illusionen, und darauf kommt es der ‚Welt', der sogenannten ‚großen Welt' mehr als auf alles andere an!"

Sie hütete sich nicht im mindesten davor, die große Welt in ihren Illusionen zu stören — im Gegenteil, sie störte sie mit besonderer Vorliebe und spottete coram publico über die weiße Beschönigungssalbe, welche die mustergültigsten Mitglieder der Gesellschaft ebenso wie die bei ihr besonders beliebten Künstler und Litteraten quer über alle Eigentümlichkeiten der Menschheit schmieren und welche im Leben ein „wohlwollendes Urteil", in der Kunst eine „ideale Auffassung"

Digitized by Google

heißt, und verbrachte ihr Leben damit, ihren Bekannten die rosa Gardinen von den Fenstern herunterzureißen. Das war ihren Bekannten natürlich sehr unbequem. Die Bekannten liebten ihre rosa Gardinen, die, das häßliche, schonungslos nüchterne Tageslicht vor ihnen absperrend, nur eine beschönigende Dämmerung zu ihnen hineinließen — eine Dämmerung, unter deren einschmeichelnden Schleiern alle schroffen Ecken und dunklen Flecken des Lebens verschwanden.

Die Helligkeitswut der Gräfin Lenzdorff nannten ihre Bekannten grausam — die Gräfin wiederum nannte die dringenden Dämmerungsbedürfnisse dieser Herrschaften feig, und wenn sie von der großen Welt sprach, so bezeichnete sie dieselbe gewöhnlich kurzweg als „Kapillawastu".

Erika fragte die Großmutter, was das Wort eigentlich bedeute?

Hierauf zuckte die alte Frau gleichgültig mit den Achseln und erwiderte: „Kapillawastu! — Es ist der Name der Stadt, in der Buddha groß geworden ist — der Stadt, in welcher ihm seine Eltern den Anblick des Alters, des Todes und der Krankheit für immer vorenthalten zu können wähnten!" Und dabei lachte sie vor sich hin und sagte, die Achseln zuckend, noch zum Schluß: „O diese große Welt!"

Sie spöttelte ihr ganzes Leben lang über die „große Welt" — was nicht verhinderte, daß es ihr sehr unbequem gewesen wäre, irgend etwas anderes als „eine große Dame" zu sein.

— — — — — — — — — — —

Als Riedel das Heideblumenbild zu seiner eigenen Befriedigung vollendet und, mit seiner wertvollen Signatur versehen, der Gräfin Lenzdorff als Tribut seiner Verehrung zu Füßen gelegt hatte, erbat er sich die Erlaubnis, dieses Meisterwerk auszustellen und zwar bei Schulte unter den Linden.

Die Erlaubnis wurde ihm gewährt, natürlich nur unter der Bedingung, daß der Name des Modells verschwiegen bliebe.

Mochte das Bild nun die „süßliche Pfuscherei" sein, als welche es die Gräfin Anna bezeichnete, oder die „herrliche Kunstblüte", als welche die vielen Verehrerinnen Riedels es ausschrien, jedenfalls machte es großartiges Aufsehen — so großes Aufsehen, daß eines Tages Gräfin Lenzdorff die Lust anwandelte, die Wirkung, welches dasselbe auf das gaffende Publikum übte, mit eigenen Augen zu prüfen.

An einem schönen, leuchtenden Tag Anfang März ging sie mit Erika, den Wagen langsam nachfahren lassend, zu Fuß den Tiergarten entlang. Es machte ihr Vergnügen, die unbefangene Bewunderung zu beobachten, die ihre Enkelin allenthalben hervorrief. Sie war aber auch des Ansehens würdig; — groß, wenn auch nicht von der einschüchternden Höhe des weiblichen Berliner Gardedragonerregiments, wundervoll gewachsen, tadellos vornehm und dennoch pittoresk im Anzug mit einem dunkelgrauen Tuchkleid, langer Boa von blauem Fuchs und großem schwarzem Federhut, der einen leichten Schatten über ihre Augen warf, dazu mit einem Gang und einer Kopfhaltung, die eine junge Königin sich hätte an ihr absehen können.

„Alle Leute sehen dich an, der Kaiserin könnte man nicht mehr nachblicken," sagte die Großmutter und lachte.

Indem erblickte sie einen jungen Dragoneroffizier, der, seine Hand an der Mütze — wie sich die alte Gräfin ausdrückte —, die Enkelin ansah und die Großmutter grüßte.

„Goswyn! das ist nett," rief sie, ihn ansprechend. „Wir sind eben im Begriff, zu Schulte zu gehen, um uns Erikas Porträt anzuschauen. Wollen Sie mitkommen?"

„Wenn Sie mich mitnehmen! Das Porträt werden Sie übrigens wahrscheinlich nicht sehen," erklärte er lächelnd, „nur eine große Menschenmenge, die sich davor drängt; so zum wenigsten fand ich den Stand der Dinge, als ich das letzte Mal bei Schulte war."

„Also Sie waren schon bei Schulte?"

Digitized by Google

sagte die alte Gräfin ihn lustig anblinzelnd; „nun dann kommt es Ihnen gewiß nicht darauf an, ein zweites Mal hinzugehen."

„Wegen des Bildes allerdings nicht," erklärte Goswyn, „aber Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß Sie mich jetzt noch loswerden, Gräfin."

Etwas vor ihnen stand im Schatten der alten Linden ein verkrüppelter Knabe mit einem sehr großen Höcker und spielte Harmonika.

Der dünne Ton dieses Bettelinstruments klang recht jämmerlich in den Glanz des Tiergartens hinein — eine Dame, die an dem Kinde vorüberging, kehrte sich schaudernd ab — dem Knaben flossen die Thränen über das blasse, kluge Gesicht. Er drückte sich tiefer in den Schatten.

Goswyn reichte dem Krüppel, ohne sich im Gespräch mit der alten Frau zu unterbrechen, ein Almosen. Mit einemmal merkte Gräfin Lenzdorff, daß Erika ihren Blicken entschwunden war. „Wo ist denn das Kind?" rief sie — sie sah sich um. Erika war zurückgeblieben, um dem kleinen Krüppel die bleichen Wangen zu streicheln.

Als sie merkte, daß man sie ertappt, riß sie sich eiligst von dem kleinen Märtyrer los. Sie war feuerrot und hatte nasse Augen.

„Aber Erika!" rief die Großmutter entsetzt, „was fällt dir ein?"

„Ich hab's nicht aushalten können," rief das junge Mädchen, „es war so gräßlich von der dicken protzigen Frau, dem Kinde zu zeigen, daß sie sich vor ihm ekle." Erika hielt mit Mühe die Thränen zurück.

„Aber Erika!" Die Großmutter legte ihrer Enkelin die Hand auf den Arm und sprach sehr sanft: „Du kannst dir ja eine Krankheit holen!"

„Und wenn," murmelte Erika noch immer ganz außer sich, „da werd ich doch noch nicht so elend sein wie der Kleine. Warum soll ich alles haben und er nichts!"

Dagegen war nichts einzuwenden, selbst die allezeit schlagfertige Philosophie der Großmutter verstummte. Schweigend gingen die drei nebeneinander. Wehleidig, wie die im Grunde sehr gutherzige alte Gräfin war, trachtete sie den traurigen Eindruck von sich abzuschütteln, aber es ging nicht recht.

Sie schielte nach Goswyn hin — so ernst und so gerührt hatte sie ihn noch nie gesehen; und plötzlich erlosch ihr Anlauf von Verzweiflung über die Ungerechtfertigkeiten der Weltordnung und ging in stolze Freude über.

Kurz darauf hatten sie die Kunsthandlung erreicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Heideblume hing im zweiten Zimmer und war in der That von einem ansehnlichen Menschenschwarm umdrängt.

Dennoch war der alten Gräfin das Gewimmel eigentlich nicht dicht genug — vielleicht hatte sie erwartet, daß die Leute einander über die Schultern kriechen würden — jedenfalls hätte sie nichts dagegen gehabt. Indessen lieh sie ihrer Enttäuschung keineswegs Worte, sondern spöttelte lustig über das, was es an Gaffern gab.

Auf dem sehr effektvollen Rahmen des Bildes war das Wort „Heideblume" eingeschnitzt und auf der linken Ecke desselben eine Grafenkrone angebracht.

„Ein Bettelmädchen und eine Grafenkrone! — etwas Rührenderes giebt es für den Spießbürger nicht," rief die alte Philosophin; dann flüsterte sie Erika ins Ohr: „Gott sei Lob und Dank, daß man dich nach diesem Gepinsel nicht erkennt, sonst würde sich der ganze Troß um dich versammeln. Wie finden Sie das Bild, Goswyn?" wendete sie sich an den jungen Offizier.

„Schlecht," erwiderte Goswyn stirnrunzelnd; „unter uns gesagt, begriff ich nicht, daß Sie dem Pfuscher gestatteten, es auszustellen."

„Was wollen Sie," gab die Gräfin achselzuckend zurück, „er versprach sich eine große Wirkung davon — auf die

Digitized by Google

Gemüter der Kommerzienrätinnen, und in der That scheint er sich nicht geirrt zu haben. Die Großherzogin von Geroldstein hat bereits ihr Bild bei ihm bestellt. Ich für meinen Teil begreife das Pläsir nicht — für mich ist der Riedel eine Null. Sobald sich ihm ein Modell präsentiert, worauf es ankommt, versagt ihm selbst die Kunst der Schmeichelei, auf die doch seine ganze Carriere basiert ist. Die Erika ist ja zehnmal hübscher als auf dem Bilde!"

Dies war entschieden auch Goswyns Ansicht — dennoch machte er ein ernstes Gesicht und blieb stumm. Heimlich fragte er sich, ob die zerstreute alte Frau vielleicht wieder einmal die Anwesenheit ihrer Enkelin gänzlich vergessen habe? Dies war nicht der Fall. Es fiel ihr einfach nie ein, Erikas Schönheit als ein Geheimnis zu behandeln, von dem die ganze Welt wissen durfte, nur nicht Erika selbst. Es wäre ihr ebenso unnütz vorgekommen, Erika zu verschweigen, daß sie schön sei, als ihr zu verschweigen, daß sie auf so und so viel tausend Mark jährliches Einkommen zu rechnen habe.

„Ich möchte Sie doch auf ein Bild aufmerksam machen, das mein Herz erobert hat," bemerkte er nach einer Pause, um das Gespräch auf andere Bahnen zu lenken, und dabei deutete er auf ein Gemälde, bei dessen Anblick die alte Dame einen kräftigen Ausruf der Bewunderung ausstieß, während Erika bleich und stumm in starres Schauen versank.

Das Bild hieß „Die Seherin" und stellte ein Bauernmädchen vor, bleich, mit großen, in eine Vision verlorenen Augen und dünnen, tastend vorgestreckten Händen. Aus der sich flach hindehnenden Landschaft ragten rechts von dem Mädchen ein paar Weiden hervor, mit zerrissenen Stämmen, aus denen Wiesenblumen wuchsen, im Hintergrund zogen sich über einen ärmlich hinsickernden Bach wuchtig steinerne Brückenbogen, zwischen denen man die Konturen eines elenden Dorfes hinter leicht verwischendem Nebel aufdämmern sah.

Das Berliner Publikum war damals noch zu sehr verwöhnt von billigen malerischen Euphemismen, als daß es der Herrlichkeit dieses Kunstwerks irgend einen Geschmack hätte abgewinnen können. Ein paar Kunstjünger gingen soeben kopfschüttelnd daran vorüber und bezeichneten es als „unreifes Obst".

Gräfin Lenzdorff fing das Wort auf. „Unreifes Obst — ganz richtig," wiederholte sie, da sich diese scharf aburteilenden Kritiker zurückzogen, „aber ein sehr edles Obst, ich wünsche nur, daß es unter günstigen Bedingungen ausreifen möge. Das Ding ist voll Talent. ‚Eine Seherin'! offenbar eine Jeanne d'Arc."

„Wahrscheinlich," meinte Goswyn, „es ist eigentümlich in der Auffassung — nichts Hergebrachtes dabei. Sehen Sie nur, welche Begeisterung in dem blassen Gesichtchen und welche Keuschheit in dem edlen, aber fast dürftigen Körper! Es ist ein fesselndes Ding!"

„Das Seltsame dabei ist, daß diese Seherin der Erika im Grunde genommen mehr gleicht als die Riedelsche Heideblume!" rief Gräfin Lenzdorff. „Das Bild muß ich haben!"

„Sie kommen zu spät, Gräfin," erwiderte Goswyn.

„Es ist schon verkauft? Um welchen Preis?"

„Es war sehr billig — ein Anfängerpreis," gestand Goswyn, der ein wenig rot geworden war.

Die alte Gräfin lachte — sie hatte gar nichts dagegen, daß Goswyn von seinen schmalen Renten ein Bild kaufen solle, nur weil es ihrer Enkelin ähnlich sah.

Erika zitterte indes heimlich an allen Gliedern. Daß er's war, der das Bild gemalt, daran konnte sie nicht zweifeln, wer sonst hätte Luzana gekannt — Luzana und sie. Sie fühlte sich stolz auf ihren Schützling. „Lozoncyi" las sie in der Ecke des Bildes. Sie freute sich darüber, daß er einen hübschen, fremdklingenden Namen hatte.

„Sie sollen's für mich auskundschaften, wo sich der junge Mann aufhält," rief

Digitized by Google

jetzt Gräfin Lenzdorff eifrig — „er muß mir die Erika malen, solang er noch billig ist!"

Goswyn räusperte sich — „So sehr ich das Talent dieses Unbekannten auch schätze," bemerkte er, „Gräfin Erika würde ich an Ihrer Stelle doch nicht von ihm malen lassen!"

„Warum nicht?"

„Weil er zu gleicher Zeit mit der Seherin ein zweites Bild hier ausgestellt hat, für das man noch extra Entree zahlen muß."

„So!" rief Gräfin Lenzdorff, „ist es gar zu schrecklich?"

„Das Schrecklichste daran ist der Vorhang, der das Bild vor den Blicken des Publikums absperrt — und die Mark extra, die man dafür zahlt, es zu sehen," erwiderte Goswyn halb lachend; — „'s ist immerhin ein gewaltiges Ding — später gemalt als die Seherin und unter einem anderen Einfluß. Wenn Sie sich's ansehen wollen, so gönnen Sie mir vielleicht die Ehre, Gräfin Erika zu beschirmen, bis Sie zurückkommen; man tritt von der Hinterthür ein."

Entgehen ließ sich Gräfin Lenzdorff etwas Derartiges nicht. Sie war eine alte Frau, niemand konnte etwas dagegen einzuwenden haben, daß sie sich das Bild ansah, nicht einmal der skrupulöse Goswyn. So ging sie denn lustig und neugierig ihrer Wege.

Erika war inzwischen totenblaß geworden, ihr war's, als sei ein liebes altes Kinderspielzeug, an das sich rührende Erinnerungen hingen, in eine Pfütze gefallen! — Es war vorüber — mochte es dort liegen bleiben — sich danach bücken, um es aufzuheben und daran herumzuputzen, wollte sie nicht.

Goswyn, der sie genau beobachtete, konnte die Veränderung, welche sich plötzlich mit ihr zugetragen, nicht verstehen. Die große Sensibilität ihres sittlichen Organismus hatte er zwar schon öfters zu beobachten Gelegenheit gehabt, diesmal fehlte ihm zu dem Rätsel ihres Empfindens jedoch der Schlüssel. Was lag ihr schließlich daran, ob ein ihr gänzlich unbekannter Maler ein unanständiges Bild gemalt hatte oder nicht.

Er trachtete ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, hatte es aber noch nicht recht zu stande gebracht, als Gräfin Lenzdorff bereits zurückkehrte und zwar mit einem sehr stolzen Gang und hochgehobenem Kopf, was bei ihr den höchsten Grad von Entrüstung ausdrückte.

„Sie scheinen entsetzter, als ich erwartete, Gräfin!" rief ihr Goswyn entgegen.

„Ach was," entgegnete ihm die alte Frau ungeduldig, „für Backfische und Gymnasiasten ist das Bild nicht — aber schließlich ... Dem Bild gilt meine Entrüstung nicht ... wissen Sie, wen ich dort hinter dem Vorhang getroffen habe, mit ihrem Vetter Nimbsch und noch zwei oder drei jungen Herren? ... Ihre Schwägerin Dorothee! — Ein Bild, zu welchem man durch eine Hinterthür hineingeht, braucht eine so junge Frau überhaupt nicht anzusehen — aber daß sie sich zu einem derartigen Pagenstreich noch ein Gefolge von jungen Herren mitnimmt, das geht über den Spaß! Wenn man auch keine Grundsätze hat — mein Gott, es ist schwer, Grundsätze zu behalten in dieser philosophischen Zeit, in der man nicht mehr recht weiß, auf was man dieselben stützen soll — aber ein wenig sittliches Schönheitsgefühl hat man doch!"

— — — — — — — — — — — —

Seit einiger Zeit hatten die Bummler in der Bellevuestraße jeden Morgen sehr viel zu gaffen. Vor dem Palais, dessen erstes Stockwerk die Gräfin Anna Lenzdorff bewohnte, standen täglich gegen acht Uhr früh drei schöne, ungeduldig scharrende Pferde, von denen eines einen Damensattel trug. Ein Stalljunge in einer grauen Velvetjacke hielt zwei von den Pferden, während ein Groom in Cylinder und weißer Lederhose das dritte Pferd, das mit dem Damensattel, andächtig bewachte. Der Groom hatte Säbelbeine und ein rotes, stumpfes, aber außerordentlich englisch aussehendes Gesicht. Er war das Ideal von einem Groom.

Digitized by Google

Es dauerte jedesmal nur eine kurze Weile, dann traten aus dem eisenverschnörkelten Thor, welches das Haus abschloß, erst eine junge Dame in einem knapp anliegenden, dunkelblauen Reitkleide und Männerhut, unter dem ihr leuchtendes Haar, in einem dicken Knoten fest zusammengeflochten, trotz aller bändigenden Anstrengungen etwas zu üppig hervorquoll, und dicht hinter ihr ein blonder Dragoneroffizier. Erst streichelte sie die Tiere ein wenig und reichte ihnen Zucker, dann legte sie die rechte Hand auf die Gabel des Damensattels und die linke auf die Schulter des sich neben ihr zusammenknickenden Offiziers, der, ihr Füßchen in die Hand nehmend, sie mit einem Ruck aufs Pferd hob. — Was für ein Füßchen es doch war! — das kleinste, das sich je in einem lackledernen Reiterstiefel versteckt hatte, so schmal, so edel geformt und so zart hilflos! Es verschwand beinah gänzlich in der großen, gesundkräftigen Hand des jungen Offiziers — dann noch ein kleines Hin- und Herrücken im Sattel — „Alles in Ordnung, Gräfin Erika?"

„Ja, Herr von Sydow."

Worauf der Offizier und sein Groom in einer Sekunde aufsaßen und sich die kleine Kavalkade im vorsichtigen Schritt mit laut klappernden Hufen nach dem sehr nahen Tiergarten zu bewegte.

Von der kleinen, die Aufmerksamkeit der Gassenjugend so sehr in Anspruch nehmenden Gruppe blieb nichts übrig als der Stalljunge Max, der sich sehr wichtig vorkam, sobald die Herrschaft nicht dabei war, und dem Publikum eine scharfe Strafpredigt über unbefugte Zudringlichkeit hielt, im schönsten Berliner Dialekt und mit Gesten, die seine Gefühle drastisch illustrierten.

Zu Ende des Winters hatte Gräfin Lenzdorff gefunden, daß ihre Enkelin schlecht aussähe und ihr eine tüchtige Bewegung not thue.

Erst hatte es geheißen, daß sie den endlos langen Reitkurs im königlichen Marstall durchmachen sollte. Da sie das langweilig fand, bettelte sie sich davon los.

Goswyn wurde mit der Mission betraut, ihr ein Reitpferd auszusuchen. Hierauf überwachte er ihren Unterricht in einer naheliegenden Reitbahn, worauf sie bald genug wußte, um mit ihm ins Freie hinauszutraben — das heißt gerade genug, um sich im Sattel zu erhalten auf einer ausgezeichnet zugerittenen Fuchsstute und neben einem sehr vorsichtig beobachtenden Begleiter, der ebensogut alle Eigentümlichkeiten des Pferdes, wie die Grenzen der Reitkunst der jungen Amazone kannte. Übrigens machte sie die erstaunlichsten Fortschritte — und dann — sie sah so allerliebst aus im Sattel. Als sie angefangen hatte, mit Goswyn auszureiten, war der Tiergarten noch braun und kahl — es war Ende März gewesen damals. Jetzt war es Ende April und Frühling überall.

An den hohen alten Bäumen hing das Laub so jung, weich von Sonnenschein durchtränkt, dort grüngoldig, fast gelb, dort glänzend braun und korallenrosa, dann wieder fast weißlich in allen zartlaunigen Farbenabstufungen des ersten Frühlings; und mitten aus dieser harmonischen Buntheit ragten mit altklugem Ernst ein paar Koniferen empor, denen das Jahr noch keine grünen Kerzlein auf die schwarzen Äste gesteckt. Zwischen den Bäumen streckten sich große Teiche aus, glasig glatt, mit jeder Einzelheit und nur wenig nachgedunkelter Färbung das Bild der sie umgebenden Frühlingsschönheit zurückstrahlend. Über den grünen Rasen zogen sich die Morgenschatten dunkel, lang gedehnt, schwarze Streifen hinzeichnend, zwischen dem goldigen Sonnengeflimmer, das in den Grashalmen hängen geblieben war. — Die Luft war herb und duftete nach nachtgekühlter Erde und jungem Laub, und mitten durch diese erquickende Herbheit zog sich oft plötzlich etwas Ermattendes, Berauschendes — unendlich süß, aber mit etwas Unlauterem darin, und wenn die Reiter die Köpfe erhoben, da erblickten sie zwischen dem

Digitized by Google

grünen Frühlingsgewirr unheimlich weiß, bis in das feinste Ästlein mit Blüten bedeckt — den Faulbaum.

Erika zog's mit wahrer Leidenschaft zu dessen berückendem Duft, Goswyn empfand eine ausgesprochene Abneigung dagegen, fast einen Ekel.

Alle Tage ritten sie also nebeneinander alle Alleen des Tiergartens ab, und kannten bald jeden Teich, jede Statue, ja jeden Reiter.

Häufig begegneten sie ein paar Kavallerieoffizieren, die sie im Vorbeieilen grüßten, ja ein paar Worte mit ihnen wechselten, sich ihnen für eine Strecke anschlossen; dann wieder Infanterieoffizieren, die sie zumeist nicht kannten, vielgeplagte Krieger, mit kurzen, breiten Taillen und geräuschvoller Atemlosigkeit, denen von all ihren schweren Dienstübungen das Reiten als die beschwerlichste erschien — Herren vom Handel, die zum erstenmal ihre frisch erlernten Reitkünste auf einem Mietgaul probierten und vor Schrecken die Zunge heraussteckten, wenn sie die Bügel verloren. Eskadronen von jungen Damen, die unter Führung eines Reitlehrers über den weichen, braungrauen Sand dahinsprengten, einige frisch und biegsam, froh, ihren jungen Lebensübermut irgendwie austoben zu können, andere offenbar einer ärztlichen Vorschrift gemäß mithumpelnd, mühsam und krumm, immer außer Atem, immer schlechter Laune und immer räsonnierend über irgend etwas, ihr Pferd, ihren Sattel, das Terrain, die Bäume, die Luft — einige dünn wie die Bleistifte, andere mit aus dem Sattel herausquellenden Hüften.

Von Zeit zu Zeit wendete sich Erika zu ihrem Begleiter und teilte ihm ihre kleinen Beobachtungen mit, fast unheimlich treffend, nie boshaft. Nie ließ sie sich zu jenen Henkerstreichen des Hochmuts verleiten, der nach rechts und links bescheidenen Freuden den Kopf abschlägt, bloß aus jenem rastlosen Trieb, sich zu äußern, der jedem Hochmut um so mehr inne wohnt, je kleinlicher er ist.

Sie war trotz all ihrer Urteilsschärfe, vielleicht infolge derselben wohlwollend, und hätte es für ein halbes Verbrechen angesehen, einen Gassenjungen, an dem sie vorübergaloppierte, erraten zu lassen, wie sehr ihr heimlich vor dem sirupbestrichenen Kommißbrot schauderte, in das er gerade mit gesunden Zähnen hineinbiß. — Statt dessen lachte sie manchmal den Gassenjungen samt seinem Schwarzbrot so freundlich aufmunternd an, daß er ihr erst verdutzt nachschaute, dann einen Ausdruck dermaßen kräftiger Begeisterung nachrief, daß Goswyn nicht wußte, ob er den kecken Burschen dafür an den Ohren zausen sollte oder nicht.

Natürlich hatte Gräfin Lenzdorff Goswyn nur gebeten, für die allererste Zeit das Reiten ihrer Enkelin zu überwachen; daß er täglich ein bis zwei Stunden opfern solle, um mit der Kleinen im Tiergarten herumzutraben — davon konnte nicht die Rede sein. Aber die Wochen schlossen sich an die Wochen, und noch immer ritt er jeden Morgen mit Erika aus. Durch seine Stellung im Kriegsministerium gehörte er zu den Bevorzugten, welche sich um diese Zeit frei machen können. An und für sich war es ja ein zahmes Vergnügen, so alle Tage im Tiergarten herumzusprengen — längere Ausflüge durfte er mit Erika und einem Reitknecht der Schicklichkeit halber nicht unternehmen, aber diese zwei Morgenstunden blieben doch immer die schönsten des ganzen Tages für ihn.

Sie paßte so gut zu dieser herben Duftigkeit, zu dieser unentweihten, taubesiegelten Morgenstimmung. Sie war noch ein Kind; aber gerade so, wie sie war mit ihrer unabgestumpften Gemütszartheit, mit ihrem schönen Herzensernst, hätte er sie in seine Arme schließen mögen — um das Recht zu haben, alles, was noch unbewußt in ihr schlummerte, zu hegen und zu pflegen und zur herrlichsten Entfaltung zu bringen, ehe sie sich an den tausend Klippen des Lebens wund gestoßen.

Daß ihr Gefühl für ihn in nichts dem, welches er für sie hegte, vergleichbar war,

Digitized by Google

wußte er, das war ja auch gar nicht nötig. Eine zu starke Leidenschaftlichkeit hätte ihm nicht einmal an ihr gefallen — und daß sie ihn, jeden Vergleich ausschließend, allen jungen Männern ihrer Umgebung vorzog, gestand sie ihm mit dem größten Freimut zu.

Die alte Gräfin that alles, was sie konnte, um seine Werbung zu begünstigen — wenn er nicht verliebt gewesen wäre, hätte er gefunden, sie thue zu viel. — Es war thöricht, zu zögern.

Die Blätter hatten ihre erste weich zusammenfallende Haltlosigkeit bereits verloren, sie breiteten sich in ihrem ganzen Umfang aus, glatt und stark. Der Faulbaum hatte längst seine weißen Blüten verstreut, und die Linden begannen zu duften. — In einem der schmalen Reitwege war's, in einem der Wege, in denen an verschiedenen Stellen ein großer Baum stehen geblieben ist, der an die ursprüngliche Beschaffenheit des Tiergartens erinnert und den derjenige, welcher die Reitwege in dieses Gehege hineintraciert hat, nicht vermocht zum Tode zu verurteilen.

Munter waren sie vorwärts getrabt; wie alle Anfängerinnen liebte Erika ein schwindelndes Tempo, wogegen Goswyn bisweilen Einsprache that. Mit einemmal machte ihr Pferd einen Satz. Es war vor einem Wegelagerer erschrocken, der sich zwischen einem Baum und dem am Wegsaum aufragenden Gestrüpp in dem Schatten ausgestreckt hatte und dort eingeschlafen war.

Sehr kaltblütig, vielleicht weil sie noch nie von dem Gedanken einer möglichen Gefahr gestreift worden war, vermochte sich Erika nicht nur im Sattel zu behaupten, sondern beruhigte auch sehr bald ihr Pferd.

Um so mehr war Goswyn erschrocken. Nachdem er sich überzeugt, daß Erika ihn nicht mehr brauche, war er auf den offenbar betrunkenen Wegelagerer losgefahren und hatte seinen Zorn ordentlich an ihm ausgelassen. Dann, etwas beschämt über seinen Wutanfall, kam er auf Erika zu, die ihn lächelnd und verblüfft zugleich betrachtete. Er runzelte die Stirn, das Blut war ihm in die Wangen gestiegen. „Verzeihen Sie, Gräfin, es thut mir leid, ich hätte nicht so laut brüllen sollen ..." sagte er, „ich dachte an gar nichts, als daß Sie hätten vom Pferd stürzen können ... gegen den Baum ...! wenn Sie den Mut verloren hätten ..." Er schauderte.

„Ach," sie zuckte leicht mit den Achseln, „selbst wenn ich den Mut verloren hätte — Sie waren ja da!"

Bei diesen Worten hellte sein finsteres Gesicht sich auf. „Hegen Sie wirklich so großes Vertrauen zu mir?" frug er.

„Ich?" wiederholte sie, ihn groß ansehend. Weshalb fragte er nach etwas so Selbstverständlichem?

Sein ernstes männliches Gesicht nahm einen fast kindisch verlegenen Ausdruck an. Mit einemmal merkte sie, was in ihm vorging — jetzt erst! Sie bemühte sich krampfhaft, etwas zu finden, was sein Geständnis verhindern, ihm eine Demütigung und ihr einen peinlichen Eindruck hätte ersparen können — es fiel ihr nichts ein. Vergebens suchte sie auch nur ein kleines, vernünftig ablenkendes Sätzlein, und endlich murmelte sie: „Die Bäume sind schon sehr grün. Finden Sie nicht?"

Er lächelte mitten in seine Aufregung und Verlegenheit hinein, dann sagte er etwas heiser wie immer, sobald ihm etwas zu Herzen ging: „Gräfin Erika! über einen gewissen Punkt hinaus kann man die Dämmerung nicht festhalten, so schön sie auch ist — es verlangt einem nach Licht ...!" Er hielt inne, sah sie an und räusperte sich. „Sie müssen es ja doch schon längst wissen, wie es um mich steht!"

Da aber unterbrach sie ihn heftig. „Nein!" rief sie, „nein, nein — nichts hab ich gewußt — gewiß, ich hab gar nichts gewußt!"

Sie zitterte am ganzen Leibe und ritt im Schritt gerade in der Mitte des Reitwegs entlang, als ob die Welt ihr gehörte. Indem sprengte eine Kavalkade

Digitized by Google

ihr entgegen. Eine schlanke Reiterin und mehrere Herren — Prinzeß Dorothee mit ihrem Troß.

„Nach rechts ausbiegen!“ rief Goswyn — dann war die Kavalkade vorbei. Der Staub von den Vorüberreitenden spielte den Pferden noch um die Köpfe wie eine kleine Dunstwolke.

Erika hüstelte ein wenig. Mein Gott, vielleicht hat er bereits bemerkt ... vielleicht erläßt er mir die Antwort ... dachte sie.

Aber nein, er erließ ihr die Antwort nicht. „Nun, Gräfin Erika?“ begann er nach kurzer Pause von neuem, sanft, aber sehr fest.

„Wa ... was?“ stotterte sie verwirrt.

„Wollen Sie meine Frau werden?“

Der Atem versagte ihr — nie im Leben hätte sie gedacht, daß es ihr so schwer fallen sollte, jemandem einen Korb zu geben. Und annehmen ... nein, dagegen sträubte sich etwas in ihr — sie konnte nicht.

„N ... nein — es thut mir sehr leid ...“ stotterte sie, dabei raste ihr Puls. Ihr war gräßlich zu Mute. Scheu sah sie ihn von der Seite an. Kein Muskel seines Gesichtes zuckte.

„Eigentlich war ich darauf gefaßt,“ murmelte er.

Gott sei Dank, es geht ihm nicht sehr nahe! dachte sie aufatmend — in der nächsten Minute ... nun, in der nächsten Minute ärgerte sie sich beinahe darüber, daß es ihm „nicht sehr nahe ging“.

Sie befanden sich gerade vor der Eisenbahnbrücke, unter der sie in die große Galoppallee einzubiegen pflegten. Einen Augenblick dachte sie daran, ihrem abgewiesenen Freier diesen Galopp, welcher den Höhepunkt des Tiergartenritts auszumachen pflegte, zu opfern. Sie parierte ihr Pferd.

„Kein Galopp?“ fragte er, als ob es gar nichts zwischen ihnen gegeben hätte, nur mit einer gewissen Heiserkeit in der Stimme.

„Ach ... wenn Sie wollen ... ich dachte nur ...“ stotterte sie.

Er aber antwortete mit derselben ruhigen Ritterlichkeit, die ihn stets im Verkehr mit ihr zu charakterisieren pflegte: „Ich stehe gänzlich zu Ihrer Verfügung.“

Noch einen Augenblick zögerte sie, dann ein leichter Schlag auf die rechte Schulter des Pferdes — vorwärts ...

„Ach, wie herrlich!“ rief sie, da sie kurz vor dem Pflaster parieren mußte, „aber noch einmal, nicht wahr?“

So ritten sie denn die große Allee an jenem Morgen zweimal auf und nieder. Die Luft war leicht und hell, in den Duft der jungen Blätter mischte sich der Geruch von frisch gehobeltem Holz, der den Baracken entströmte, welche neben der Allee für eine Pferdeausstellung zusammengezimmert wurden.

Nie hat sich Erika noch um Jahre später jenes Rittes und ihrer unerhörten Grausamkeit erinnern können, ohne daß jener eigentümliche Geruch ihr Gedächtnis durchschwebt hätte.

Dem jungen Manne war übel genug zu Mut. Was er auch sagen mochte, er hatte das nicht erwartet. Er hatte die letzten Tage in einem Zustand ahnungsbeklommener, gerührter Glückseligkeit verbracht, in dem er, trotzdem er sich manchmal bemüht, seine Zuversicht mit Zweifeln zu quälen, es nicht recht vermocht hatte. Er war von einer sehr großen Höhe herabgefallen und spürte es tüchtig. Trotz all seiner Selbstüberwindung fing man an, es ihm anzusehen. Erika wurde immer trübseliger zu Mute. Beständig sah sie ihn mitleidig von der Seite an. Jetzt wäre ihr's viel lieber gewesen, er hätte sich's nicht so zu Herzen genommen. Offenbar wußte sie selbst nicht recht, was sie wollte.

Nun trabten sie nebeneinander — da, am Anfang der Bellevuestraße, hörte er's leise ängstlich:

„Herr von Sydow ... ich möchte nicht gern ... daß Sie glauben, daß ... daß ... ich ... ich hab mir's vorgenommen, Ihnen das zu sagen. Ich freue mich sehr über Ihre Freundschaft — es wär mir sehr traurig, wenn Sie mir die

Digitized by Google

entziehen wollten und ... und ..." Sie bog den Kopf etwas zurück, und ihm unter dem geraden Rand ihres Reithutes in die Augen sehend, setzte sie mit einem ängstlich einschmeichelnden Lächeln hinzu: „Nicht wahr, es wird alles beim alten bleiben zwischen uns?"

„Wie Sie befehlen, Gräfin Erika," erwiderte er. Diese Art, mit einem abgewiesenen Freier umzugehen, lockte ihm doch ein Lächeln ab.

Als er sie kurze Zeit darauf vom Pferd hob, streifte er ihren grauen Reithandschuh andächtig mit seinen Lippen — sie sah ihn freundlich dabei an; ja, während er ihr im Hausflur unten nachsah, wie sie die Treppe hinauflief, blickte sie sich noch einmal nach ihm um — um ihm zuzunicken.

— — — — — — — — — — — —

Sein Herz war ihm wieder leicht geworden — allzu ernst nehmen durfte er den ihm zu teil gewordenen Korb nicht. Er bedeutete nicht viel, damit wollte er noch fertig werden. „Schließlich — sie ist ja im Grunde, trotz ihres bißchen frühreifer Weisheit, doch noch ein reizender kleiner Dummkopf, und das ist ja das Entzückende an ihr!"

Eigentlich war er bereit, alles an ihr entzückend zu finden.

Der Sonnenschein glänzte flimmernd auf den Eisengittern der Vorgärtchen in der Bellevuestraße, auf den Blättern der Bäume, auf einer Reihe von feuerrot lackierten und mit weißen Nummern bezeichneten Wasserspritzen, die sich wie ein großmächtiger Rosenkranz in verkleinernder Perspektive bis in die Bellevueallee zogen. Die Morgenhitze brannte bereits ziemlich schwer auf Berlin.

Aber Goswyn war nicht weichlich und weder gegen Hitze noch Kälte empfindlich. Den Ritt mit dem jungen Mädchen hatte er kaum gespürt, ihm war darum zu thun, sich einmal ordentlich die starken Glieder durchzurütteln, er gedachte den Weg ins Freie hinaus zu nehmen.

Da, in der Charlottenburger Allee, kam er mit derselben Kavalkade zusammen, der er kurz zuvor im Tiergarten begegnet war, mitten in seiner Auseinandersetzung mit Gräfin Erika. Erika hatte, dank ihrer großen momentanen Verlegenheit und Benommenheit, niemanden erkannt, er aber hatte Zeit gehabt, seine Schwägerin und ihre Trabanten zu grüßen. Sie winkte ihm jetzt von weitem zu und rief: „Goswyn!"

Sie war um ein Bedeutendes dünner als Gräfin Erika und länger im Leib; wenn sie vom Pferde herabstieg, wirkte ihre übertriebene Schlankheit im Reitkleid fast abschreckend. Im Sattel machte sie sich sehr gut. Ihre grünen Augen schillerten unter der Krempe ihres Cylinders mutwillig neckend zu ihm hinüber. „Goswyn," rief sie, wie immer rasch redend mit ihrer kichernden, durchdringenden Stimme, die man weithin hörte, und ihrem berühmten Zungenfehler, „du bist heute der Gegenstand einer Wette geworden!"

„Aber Thee," unterbrach Prinz Nimbsch seine Cousine empört, „keiner von uns ist auf deine unsinnige Wette eingegangen."

„Um was handelt sich's?" fragte Goswyn, dem zugleich die Ahnung von einer ihm drohenden empfindlichen Unannehmlichkeit kalt über den Rücken schlich.

Die drei Männer um Dorothee herum starrten sich an, Dorothee kicherte. Endlich sagte Nimbsch: „Meine Cousine wollte wetten, daß die Hand Gräfin Erikas noch in diesem Frühling vergeben sein wird."

„O ho!" fiel ihm Prinzeß Dorothee ins Wort, „das war ganz anders. Ich habe gewettet, daß du heute früh im Tiergarten einen Korb von Erika bekommen hättest, Gos — Helmy wollt's mir nicht glauben, aber ich ... ich seh so etwas gleich."

Sie sagte das noch immer kichernd, schäkernd, mutwillig, nicht einmal bewußt grausam, sondern nur völlig kopf- und herzlos, wie ein schlecht erzogenes Kind, das zu seinem Zeitvertreib einem Maikäfer die Beine aus dem Leib herausreißt. „Hab ich recht?" drang sie in ihn hinein.

Digitized by Google

Die Männer wendeten sich ab, wie sich ein anständiger Mensch von einer Hinrichtung abwendet.

Goswyn war's schwarz und blau vor den Augen geworden, äußerlich aber behauptete er seine Ruhe.

„Ja, Dorothee — ich hab einen Korb bekommen," sagte er, und die Worte klangen seltsam deutlich und gelassen in die kleine Insel starren Schweigens hinein, welche sich um die Gruppe herum mitten in dem von allen Seiten hereinrasselnden Lärm der Großstadt gebildet hatte. „Dürfte ich dich fragen, inwiefern dich das interessiert?"

„Ach!" sie kicherte noch leichtsinniger, wie immer bereit, ihre Unarten zu übertreiben, wenn sie hart daran war, sich derselben zu schämen. „Ach, ich wollte nur recht haben. Helmy widersprach mir so eigensinnig, er behauptete, ein Mensch wie du holt sich keinen Korb, der weiß vorher, wie er daran ist — etsch, etsch, Helmy! Na, die anderen Berliner Herren werden sich freuen!"

„Inwiefern?" fragte Goswyn mit dem unseligen Hang, welchen manche starken Menschen an den Tag legen, eine unerträgliche Lage weiter auszudehnen, in dem Trieb, ihren Mangel an moralischer Wehleidigkeit zu beweisen.

„Inwiefern? ... Du bist ein gefährlicher Konkurrent, Goswyn," rief Dorothee, „und glaubst du etwa, daß du der einzige bist, der die Hand nach dem Goldfischchen ausgestreckt hat?"

In dem Augenblick war's Goswyn, als habe man ihm eine brennende Fackel ins Gesicht geschlagen. Zugleich drehte sich alles unter ihm. Aber noch immer behauptete er sich. „Dorothee, es ist unter Umständen sehr bequem, eine Dame zu sein," sagte er einfach, dann grüßte er die drei Männer und sprengte in anderer Richtung davon.

Dorothee kicherte noch immer, aber sie war blaß geworden — ihre Begleiter waren im Gegenteil alle dunkelrot.

„Reite du nach Haus, mit wem du willst, ich schäme mich neben dir tot!" rief Prinz Nimbsch heftig — damit eilte er Sydow nach. Doch als er ihn erreicht hatte, sahen sich die beiden Männer an und blieben stumm. Endlich begann Nimbsch: „Ich wollte Ihnen nur sagen ..."

Goswyn unterbrach ihn: „Es ist nichts zu sagen," murmelte er mit einer heiseren, schlecht artikulierenden Stimme, die dem jungen Österreicher weh that, „ich weiß, daß Sie ein anständiger Mensch sind, Prinz, und daß Sie mich auch dafür halten ... aber zu sagen ist nichts!"

Ehe sich's Prinz Nimbsch versah, war Goswyn seinen Blicken entschwunden.

Noch um zwei Stunden später konnte man Goswyn von Sydow auf einem schaumbedeckten Pferde über die unebenen, sandigen Felder, welche sich in der Umgebung von Berlin ausdehnen, herumsprengen sehen. Er hatte nie an den Reichtum Erikas gedacht — aber er fühlte jetzt, daß er diesen Reichtum nie mehr vergessen würde. Seine Unbefangenheit ihr gegenüber war ihm benommen.

Es war vorbei.

— — — — — — — — — — — —

Wenn Erika etwas von dem abscheulichen, widerlichen Auftritt in der Charlottenburger Allee erfahren hätte, so hätte ihre warmherzige Empörung sofort den schlummernden Keim zu dem starken Gefühl entwickelt, das sie im Grunde ihres Herzens unbewußt für Goswyn hegte. Sie hätte irgend etwas Kopfloses, Überstürztes, Unberechenbares gethan, das Goswyns plötzlich erstandenen peinlichen und peinigenden Stolz über den Haufen geworfen und alles in Ordnung gebracht hätte. Einen Schmerz, eine Demütigung, die jemand anderer ihm zugefügt als sie selbst, die hätte sie nie ruhig hingenommen. Die unangenehme Verwickelung hätte in einer gewaltigen Rührscene ihren Höhepunkt gefunden, und schließlich hätten die beiden im Grunde füreinander geschaffenen Menschen auf dem kleinen Sofa unter der Fächerpalme in dem Boudoir der alten Gräfin Lenzdorff gesessen — Hand in Hand, leise plaudernd, und Erika wäre zu der angenehmen und

Digitized by Google

vernünftigen Überzeugung gekommen, daß es auf der Welt nichts Besseres giebt, als liebend und emporsehend seinen Teil nehmen zu dürfen an dem Leben eines edlen und starken Menschen und ihm seine ganze Existenz blind anzuvertrauen. Das Lebensproblem Erikas hätte seine Lösung gefunden und die gefährlichen Verirrungen und schweren Prüfungen, welche die Zukunft ihr noch bieten sollte, wären ihr erspart geblieben.

Aber die häßliche Geschichte drang nicht bis zu ihr. Die drei Männer, welche der Grausamkeit Dorothees beigewohnt, hätten es als ein Ehrenverbrechen erachtet, sie weiter zu erzählen, und Prinzeß Dorothee selbst berichtete nur kichernd allen Leuten, die es anhören wollten, daß ihr Schwager Goswyn einen Korb von Erika Lenzdorff erhalten habe, ohne hinzuzufügen, wie sie von der Sache Kenntnis erlangt.

So verbrachte denn Erika den Rest des Tages mit einem etwas wunden, mitleidigen Gefühl ums Herz, aber in dem festen Glauben, daß sie den nächsten Morgen mit Goswyn ausreiten würde, wie jeden Tag, und mit dem Vorsatz, besonders nett zu sein. Es würde schon alles in Ordnung kommen, sagte sie sich.

Aber noch denselben Abend, als sie mit ihrer Großmutter beim Thee saß, präsentierte der alte Lübecke seiner Herrin einen Brief, den diese mit einem Ausdruck wachsender Befremdung durchlas, dann ohne ein Wort neben ihren Teller legte. Sie aß den Rest der Abendmahlzeit über nichts mehr und sprach kein Wort. Als sie merkte, daß Erika, durch ihr Schweigen eingeschüchtert, ebenfalls aufgehört hatte zu essen, wobei sie die Großmutter beständig beklommen von der Seite ansah, fragte sie: „Bist du fertig, Erika?“ Ihre Stimme klang um ein Bedeutendes härter als sonst. — Erika erschrak. „Ja,“ stotterte sie und folgte der Großmutter, am ganzen Leibe zitternd, zum Speisesaal hinaus in das wohnliche helle Boudoir der Gräfin. Dort fing die alte Frau sofort an, gedankenvoll auf und ab zu gehen. Sie sah sehr einschüchternd aus. Erika hatte sie noch nie so gesehen mit diesem ungeduldig kurz auftretenden Gang, diesen gerunzelten Brauen und diesem wie aus Stein gemeißelten harten Statuengesicht. Sie fing an, sich unheimlich zu fühlen in der Nähe der offenbar erzürnten alten Frau. Eben wollte sie sich unbemerkt davonschleichen, als ihr die Großmutter den Weg vertrat und ziemlich kurz angebunden sagte: „Bleib hier, ich habe mit dir zu reden, Erika!“

„Ja, Großmutter.“

„Setz dich!“

Sie setzte sich.

Das Zimmer sah unendlich wohnlich aus mit seinen hellen Möbeln, über die das Licht der farbig verhangenen Lampen nur so liebkosend dämmerig hinschlich. Ein Fenster stand offen, ein schwaches Blätterrauschen drang herein durch den herabgelassenen Rollvorhang von erbsengrüner Seide, zugleich mit dem lauen ermattenden Duft der Frühlingsnacht. Eine Motte umkreiste unruhig eine der Lampen. Die Großmutter hatte sich in ihrem Lieblingssessel niedergelassen, neben ihrem mit Büchern beladenen Lesetisch, Erika ihr gegenüber auf einem sehr gebrechlich aussehenden Stühlchen. Sie hielt sich sehr gerade, die Hände im Schoß, ängstlich und kindisch.

„Der Brief ist von Goswyn!“ sagte die alte Frau, auf das Schriftstück klopfend, das sie auf den Knien hielt.

„Ja, Großmutter,“ murmelte Erika.

„Du hattest's erraten?“ fragte die alte Frau immer in dem unnatürlichen harten Ton und mit der kurzen strengen Artikulation, die ihrer Enkelin an ihr fremd waren.

„Ich kenne ja seine Schrift,“ stotterte Erika.

„Hm! Du weißt, was in dem Brief steht?“

„Wie sollt ich!“ Die blasse Erika wurde mit einemmal blutrot.

„Wie solltest du? Nun, ich muß dir's sagen.“ Die alte Frau glättete verdrießlich den feinen schwarzen Stoff auf ihren

Digitized by Google

Knien — „daß du ihm heute einen Korb gegeben hast, steht drinnen. Ich glaube, das solltest du wissen, so etwas thut man nicht im Schlaf."

„Nun ja, das weiß ich," murmelte Erika ihrerseits etwas gereizt; „aber wie konnte mir einfallen, daß er dir das schreiben würde? Ich sehe nicht ein, wozu er's thut."

„Wozu? — Er kündigt mir an, daß er eine Zeit lang den Verkehr mit uns aufgeben muß, daß er einen Urlaub genommen hat und Berlin verläßt."

„Aber warum denn um Gottes willen?" rief Erika, „das hat ja alles keinen Sinn, es war ja ausgemacht, daß wir morgen wieder zusammen ausreiten wie alle Tage."

„So — nachdem du seine Hand abgewiesen — das hast du ihm zugemutet?" rief die alte Frau.

„Er war einverstanden damit," verteidigte sich Erika eifrig, „wir sind als die besten Freunde geschieden. Heiraten will ich ihn nicht, aber — ich halte ungeheuer viel auf seine Freundschaft. Das hab ich ihm ehrlich gesagt, es muß auch in seinem Brief drin stehen. Er ist nicht ungerecht — er wird dir's gewiß geschrieben haben, daß ich nett gegen ihn war. Wie hätte ich auch anders sein sollen, er dauerte mich ja so sehr!" Die Stimme des jungen Dings zitterte, während sie sprach. „Du hast den Brief nur schlecht gelesen — gewiß wirst du ihn schlecht gelesen haben," behauptete sie.

Die Großmutter entfaltete das Dokument von neuem, las halblaut, dann deutlich: „Ja, hier steht's — — ‚Reizender und liebenswürdiger ist noch keinem Mann seine Werbung abgeschlagen worden, als mir von Gräfin Erika — aber genützt hat mir das nichts! Ich fand sie nur noch entzückender als früher in ihrer Zartheit und Güte — ja bis in alle ihre kindischen, ungeschickten, lieben Versuche hinein, ins Gleichgewicht bringen zu wollen, was sich unter den Umständen nicht ins Gleichgewicht bringen läßt.

Eine Zeit lang wird mir natürlich recht miserabel zu Mute sein. Aber Sie kennen mich genügend, um zu wissen, daß ich keiner bin, der den Kopf unnütz hängen läßt, ebensowenig, als ich damit gegen die Wand zu stoßen versuche.

Hoffentlich wird es mir noch einmal gegönnt sein, mich Ihnen, meine verehrteste Freundin, und ihr irgendwie nützlich zu erweisen — vorläufig bin ich zu nichts zu brauchen.

Es ist besser, ich trete in den Hintergrund zurück. In wenigen Tagen verlasse ich Berlin. Verzeihen Sie, daß ich es nicht über mich gewinnen kann, mich noch persönlich von Ihnen zu verabschieden, und glauben Sie an die unbegrenzte Ergebenheit Ihres

G. von Sydow.'"

Nachdem die alte Dame die Lektüre dieses Briefes nicht ohne ein gewisses vorwurfsvolles Pathos beendet, sah sie auf. Erikas Gesicht war überströmt von Thränen. Die alte Frau betrachtete sie befremdet. Nach einer Weile begann sie von neuem, aber in völlig verändertem weichem Ton:

„Mir ist die Sache sehr unangenehm, Erika."

Erika nickte.

„Schließlich —" die Großmutter legte dem jungen Mädchen die Hand auf den Arm, „du bist sehr unerfahren in solchen Dingen, nur — ein andermal darfst du es nicht so weit kommen lassen. Es ist immerhin eine Demütigung, die man einem Ehrenmanne lieber erspart. Dein Benehmen hätte den Bescheidensten berechtigt, an deine Neigung für ihn zu glauben. Mich selbst hast du gänzlich irre geführt."

„Irre geführt — Neigung — " wiederholte Erika, mit den feinen Fußspitzen auf dem hellen Teppich herumschiebend; „aber ich hab ihn ja sehr lieb."

Die Großmutter lächelte fast. „Höre, Kind, ich kann mich nicht in dich hineinfinden. Überleg dir's! Soll ich dem Goswyn schreiben, daß du ein bißchen dämlich warst, und daß dir leid ist — 's ist keine Schande, das einzugestehen — und — weiß Gott, ich schreib den Brief gern!"

Digitized by Google

Sie stand auf, um auf ihren Schreibtisch zuzugehen, da hielt sie Erika krampfhaft mit beiden Händen am Kleid zurück.

„Nein! nein! — O nein, Großmutter!" schrie sie fast, „ich hab ihn ja gern, ich weiß, daß er ein prachtvoller Mensch ist, aber ich will ihn nicht heiraten, ich bin ja noch so jung — zwing mich nicht dazu!" Sie war totenblaß und faltete flehend die Hände.

Die Großmutter betrachtete sie kopfschüttelnd, ernst. „Wie du wünschest," sagte sie nicht mehr streng, aber bekümmert, gedrückt, eine Stimmung, die ihr sonst unter allen die fremdeste war, „und jetzt leg dich nieder, geh, dir wird die Ruhe gut thun — und ich möchte ein wenig allein sein."

Noch bis spät in die Nacht hinein schritt die alte Frau rastlos in ihrem Boudoir auf und ab, mitten zwischen all den hübschen, anmutigen Dingen, die sie mit so viel künstlerischem Behagen um sich herum aufgestapelt hatte und die sie heute nicht sah. Endlich setzte sie sich doch an ihren Schreibtisch.

Ehe Goswyn abreiste, erhielt er folgenden Brief:

Mein liebes Kind!

Die Geschichte ist mir sehr nah gegangen, mehr als Sie glauben werden. Ich war meiner Sache so sicher. Anfangs wollte ich die Kleine streng ins Gebet nehmen — es stellte sich heraus, daß keine Veranlassung dazu war. Von einer geschmacklosen Gefallsucht oder auch nur gedankenlosen Herzlosigkeit nicht die Spur. Alles, was sie Ihnen gesagt hat, ist wahr, sie hält sehr viel auf Sie, nur ... Ich wollte ihr den Kopf zurechtsetzen, es ging nicht! Momentan ist mit ihr nichts anzufangen.

Im Laufe meiner Unterredung mit ihr sah ich ein, daß ich dem Kind nichts zur Last legen darf, und daß die ganze Schuld mich trifft. Verzeihen Sie mir?

Das ist übrigens Phrase. Ich weiß, daß es Ihnen nicht einfällt, mir irgend etwas nachzutragen.

Ich finde meine Worte heute nicht so leicht wie sonst und fühle mich überhaupt recht unbehaglich. Ich schreibe Ihnen auch nicht bloß, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie bedaure, sondern, um mir im Plaudern mit Ihnen meine Sorgen ein wenig zurecht zu legen.

Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß meine Enkelin, die ich mir so lang gewissenlos — ich schreibe das Wort, wie es ist — vom Leibe gehalten, und an der ich jetzt hänge, wie ich im Laufe meines Lebens noch nie an irgend etwas gehangen habe, mir noch sehr schwere Stunden bereiten wird.

Ihre traurige Jugend hat einen Schatten in ihrer Seele zurückgelassen und ihre angeborene peinliche Feinfühligkeit noch überreizt.

Es giebt Tiefen in ihrem Charakter, die ich nicht ergründen kann. Dabei ist sie gut, zartfühlend, edel, schön und ungewöhnlich begabt. Aber es ist ein gefährlicher Überschuß bei all dem, der mich erschreckt. Ich ahne heute, daß meine lange Vernachlässigung des Kindes, aus bequemer Selbstsucht, sich noch bitter an mir rächen wird.

Wenn ich sie von Jugend an beobachtet hätte, müßte ich sie jetzt genau kennen, aber so, so rasend lieb ich sie habe, fühle ich doch, daß ich sie nicht verstehe, und der Altersunterschied zwischen mir und ihr ist zu groß, als daß wir uns je völlig finden könnten. Ich bin überhaupt trotz meines bißchen Klugheit, das ich stets nur zu meiner eigenen Kurzweil und nie zum Nutzen von irgend jemand an mir gepflegt habe, eine unpraktische Person, und werde noch viele Dummheiten machen in der Behandlung der Kleinen. Und es ist schade, denn Sie überschätzen sie nicht, sie ist entzückend!

Bei all dem kann ich den Gedanken nicht los werden, daß Sie auch nicht so recht klug vorgegangen sind, wie ich's von Ihnen erwartet hätte, daß Sie mit ein bißchen herzlicher Energie von ihr erreicht hätten, was ich durch mein Zureden nicht erreichen konnte. Besonders

Digitized by Google

ist mir Ihre überstürzte Flucht ein vollständiges Rätsel. Ein wenig mehr Ausdauer hätte ich doch von Ihnen erwartet. Nun, das ist Ihre Sache.

Daß ich Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr sehe, thut mir sehr leid. Vielleicht überlegen Sie sich's und kommen doch noch zu mir. Es würde mich freuen. Sie werden mir unendlich fehlen, liebes Kind, ich war so gewöhnt, mich in allen meinen kleinen Schwierigkeiten auf Sie zu verlassen.

Indem ich mir die Hoffnung nicht verwehren kann, daß früher oder später noch alles gut werden wird zwischen der Erika und Ihnen, bleibe ich von Herzen Ihre alte Freundin

Anna Lenzdorff.

So elend und innerlich zerschunden er sich auch momentan fühlte, that Goswyn dieser Brief doch wohl. Als er ihn durchgelesen, murmelte er: „Wenn sie einem manchmal so ein Stück ihrer Seele preisgiebt, dann weiß man erst, warum man trotz ihrer leider großen Verkehrtheiten so innig an dieser alten Frau hängt!" Aber in der Bellevuestraße erschien er vor seiner Abreise nicht mehr.

* *
*

Etwas in dem Leben Erikas hatte seinen Abschluß gefunden mit dieser Episode. Die plötzliche, abschiedslose Trennung von ihm blieb für sie stets etwas unendlich Trauriges, und noch lange, nachdem er Berlin verlassen, zitterte bei der bloßen Nennung seines Namens eine schmerzliche Unruhe in ihren Adern, eine nervöse Unzufriedenheit mit sich selbst, mit der Welt, mit ihm, eine Ahnung davon, daß sich da irgend ein Rechnungsfehler eingeschlichen und die Geschichte eigentlich ganz anders hätte ausgehen sollen. Im Grunde ihres Herzens empfand sie es als eine große Enttäuschung, als sie, nach einem ziemlich bewegten Sommer und Herbst nach Berlin zurückkehrend, hörte, der junge Sydow sei nach Breslau versetzt worden.

Bald freilich fehlte es ihr an Zeit, sich noch weiter mit dem Gedanken an ihren braven lieben Freund und unerwünschten Freier zu beschäftigen. Ihr Leben entwickelte sich äußerst glänzend und der Weihrauch der großen Welt stieg ihr zu Kopf und betäubte sie — wie er alle, auch die Klügsten, Ernstesten betäubt, für eine Zeit zum wenigsten, wenn sie seiner Wirkung ausgesetzt sind.

Sie wurde bei Hofe vorgestellt, wo sie den erwünschtesten Eindruck machte und von den allerhöchsten Herrschaften in neiderregendster Weise ausgezeichnet wurde.

Sie ging natürlich sehr viel aus, so viel, daß die Großmutter, welche von jeher eine berühmte sociale Trägheit entwickelt hatte, es schließlich müde wurde, sie in die Welt zu begleiten und sie, wo es irgend anging, dem Schutze ihrer ältesten Freundin, Frau von Norbin, anvertraute.

Wenn Erika aber spät zurückkehrte, mußte sie noch jedesmal an das Bett der Großmutter treten und derselben erzählen, wie sehr sie gefeiert worden war. Die alte Frau blickte sie dann prüfend an wie ein Kunstwerk, und einmal sagte sie: „Ja, du bist ein seltenes Geschöpfchen, das läßt sich nicht leugnen, du bist noch schöner nach dem Ball als vorher. Wie dir das Leben in allen Gliedern zuckt! — aber klug werd ich nicht aus dir. Deinen Geist kenn ich, und deine Nerven — deinem Herzen aber hab ich bis jetzt nicht auf den Grund geschaut." Dann schüttelte sie den Kopf, seufzte, küßte die junge Schönheit auf die Augen und schickte sie schlafen.

Ja, gefeiert wurde sie, man erinnerte sich kaum eines jungen Mädchens, das derart gefeiert worden wäre wie Erika Lenzdorff in den ersten zwei Jahren, nachdem sie vorgestellt worden war — es regnete Freier und wimmelte von Verehrern. Dann ... nicht etwa, daß man ihre Schönheit als im Verblühen bezeichnet hätte — nein, sie war nie schöner gewesen, ihr Äußeres hatte sich noch herrlicher entfaltet — aber ihre Triumphe

Digitized by Google

nahmen ab. Ihre Verehrer wurden unbeständig, sie erneuerten sich zwar immer wieder, fielen aber auch immer schneller von ihr ab — und Freier ... Freier meldeten sich gar keine mehr.

Einen Umstand konnte selbst die in sie verliebte Großmutter nicht in Abrede stellen. Den landläufigen jungen Männern gegenüber war Erika im Grunde genommen dümmer als das erste beste, rundliche, rot und weiße Backfischchen, dem die Evatochter im Blut steckt, so daß es sich halb unbewußt an die Schwächen der Herren der Schöpfung heranschmeichelt und sich trotz allerhand kleiner, neckischer Herausforderungen und Auflehnungen recht andächtig ihrer Überlegenheit unterordnet.

Sie wußte nicht recht was anzufangen mit ihren Verehrern, und ihre Verehrer wußten nicht was anzufangen mit ihr. Ja, sie war den Männern geradezu unheimlich. Sie galt für einen Blaustrumpf, weil sie ernste Bücher las, und für überspannt, weil sie sich allerhand Gedanken machte über Dinge, die sonst junge Mädchen ungestört links liegen lassen. Da sie neben all ihrem, für kleine weibliche Verhältnisse wirklich recht annehmbaren Verstand von irgend einer findigen Weltklugheit auch nicht die Spur besaß, so schleppte sie in der naiven Überzeugung, ein jeder müsse gerade so tief ins Leben hineinschauen als sie, die sie beschäftigenden Probleme kühn in ein Gespräch mit dem oberflächlichsten Cotillontänzer hinein.

Da stieß sie manchmal gegen eine recht harte Klippe, aber noch viel öfter fuhr sie auf eine Sandbank auf.

Ihre Großmutter sagte ihr einmal: „Du verscheuchst alle deine Courmacher, indem du versuchst, sie fliegen zu lehren. Die Männer haben gar keine Lust, fliegen zu lernen; wenn du sie lehren wolltest, auf allen vieren zu kriechen, hättest du viel mehr Erfolg. Dazu haben die meisten Männer eine ausgesprochene Neigung, und die Frau, die ihnen zulieb dafür einen Vorwand erfindet — für das auf allen vieren Kriechen, meine ich —, die es ihnen recht bequem und plausibel macht, die ist ihnen die liebste!"

Auf so einen Ausspruch hin sah Erika die alte Frau stets so „rührend dumm" an, daß diese sie dafür jedesmal an sich zog und küßte.

„'s ist ewig schade, daß du den Goswyn nicht gewollt hast!" schloß sie zumeist mit einem Seufzer, „du bist einmal Kaviar für das Volk, und Goswyn war der einzige, welcher dich zu würdigen gewußt hätte. Ich begreife dich nicht, Erika! Goswyn ist das Ideal von einem Ehemann, warmherzig, tapfer und treu, er hat einen so festen Arm, auf den man sich stützen kann, und so breite Schultern, denen man die Lasten aufbürden kann, die einem selber zu schleppen zu schwer fallen. Er ist ja kein Genie, aber er hat so viel edle Vernunft im Kopf — du begreifst, edle Vernunft ... fassest du den Unterschied zwischen der edlen und der niedrigen?"

Aber wenn sie so weit gekommen war in ihren Anpreisungen Goswyns, stand Erika zumeist bereits an der Thür, die Klinke in der Hand, und stotterte: „Ja ... ja, Großmutter — aber ich ... ich habe einen Brief zu schreiben."

Den Gesprächen über Goswyn ging sie gern aus dem Wege; eine ganz kleine, traurige Unruhe, eine Unruhe, die immer am selben Platz herumzappelnd, sich nie in eine nach irgend einer Richtung vorwärtstreibende Sehnsucht verwandelte, schmerzte sie noch immer im Herzen, wenn auf ihn die Rede kam.

— — — — — — — — — —

Rings um sie heirateten die Mädchen, welche mit ihr debütiert hatten, nach rechts und links; ganz bescheidene Mädchen, die sie ehemals herablassend protegiert hatte, heirateten Erikas alte Verehrer — um sie bewarb man sich gar nicht mehr. Anfangs lachte sie über die wichtigen Mienen, welche diese jungen Frauen ihr gegenüber annahmen; aber als es mit der nächsten Saison schlimmer wurde, verdroß es sie. Ein neuer Schönheitsflor war erblüht, man drängte sich um Erscheinungen,

Digitized by Google

deren einzige Überlegenheit darin bestand, daß man sie noch nicht so oft gesehen hatte wie die Gräfin Erika.

Im Grunde des Herzens hatte sie noch immer keine Lust zum Heiraten. Das Heiraten war für sie einfach eine in der Organisation unseres socialen Lebens begründete schwerfällige Unbequemlichkeit, der sich zu fügen sie so lange als irgend möglich hinausschob. Sich einem Mann in Liebe unterzuordnen, war etwas, wogegen sich ihr innerstes Wesen sträubte, aber es ärgerte sie doch, daß die Freier ausblieben.

Da, als die tonangebenden Damen von Berlin bereits begonnen hatten, die Köpfe über sie zu schütteln und sie als einen „kritischen Fall" zu bezeichnen, verblüffte sie plötzlich die Welt durch die Ankündigung ihrer Verlobung mit einem der reichsten englischen Peers, Percy Marquis of Langley.

In Karlsbad, wo ihre Großmutter eine leichte Kur gebrauchte, lernte sie ihn kennen. Schon mehrere Tage hindurch hatte sie gemerkt, daß sie ein ältlicher, vornehm aussehender Herr, wo sie sich auch zeigen mochte, beständig mit den Blicken verfolgte. Endlich, eines Morgens, kam er auf die alte Gräfin Lenzdorff zu und fragte halb lächelnd, ob sie sich seiner wirklich nicht erinnere, oder ob es eine wohlerwogene Absicht ihrerseits sei, ihn so ausdauernd zu schneiden.

Sie reichte ihm hierauf freundlich die Hand und erwiderte: „Lord Langley, am Kontinent ist es Sache der Herren, die Damen zu grüßen. Übrigens, selbst wenn ich auf Ihre Nationalgewohnheiten eingegangen wäre, hätte ich wahrscheinlich nicht gewußt, ob ich mich Ihnen nähern soll, ob nicht."

Er lachte, die Augen halb zuzwinkernd, behauptete aber sofort, ihre Anspielung passe nur auf eine bei ihm längst vergangene Lebensperiode, jetzt sei er ein alter Mann u. s. w. „I have sown my wild oats," erklärte er und setzte hinzu: „I've taken a long time to sow them, haven't I? But it's all over now!" Hierauf bat er die Gräfin, ihn ihrer Begleiterin vorzustellen.

Von da an widmete er beiden Damen die ritterlichste Aufmerksamkeit. Erika fühlte sich stolz auf seine diskret kundgegebene Bewunderung und plauderte ungewöhnlich gern mit ihm. Eigentlich hatte sie sich überhaupt noch nie so gut mit einem Mann unterhalten. Er hatte ehemals der Diplomatie angehört und alle Leute gekannt, deren Lord Malmesbury in seinen Memoiren, und alle, deren der Graf d'Alton Shée in seinen Aufzeichnungen erwähnt, kurz, alles was in den letzten vierzig Jahren nennenswert berühmt oder berüchtigt war, vom Kaiser Nikolai angefangen, von dem er schwärmte, bis zur Cora Pearl, über die er der alten Gräfin Anekdoten ins Ohr flüsterte und deren Erfolge ihm, wie er achselzuckend behauptete, rätselhaft waren.

Er war einer der subtilsten Lebenskünstler und geistvollsten Plauderer, die man sich denken konnte, dabei von vornehmem Äußeren, mit strammer Haltung, korrektem Anzug, gutgeschnittenem, wenn auch etwas fleischigem und stark gefärbtem Gesicht, der vollendete Typ jener Engländer, welche, dem britischen National-Cant den Rücken drehend, im Auslande ein sehr lustiges Leben führen, ohne Glauben, ohne sittliches Ideal und ganz durchdrungen von einem bis aufs äußerste verfeinerten, aber durchaus nüchternen, geistreich cynischen Epikuräismus, den er im Verkehr mit Damen zu mildern wußte, wenn er es auch nie der Mühe wert hielt, ihn gänzlich wegzuheucheln.

Vierzehn Tage, nachdem er sich der Gräfin Lenzdorff ins Gedächtnis zurückgerufen, hielt er bei ihr um die Hand ihrer Enkelin, und zwar brieflich, an. Nicht ohne Verlegenheit teilte die alte Frau dem jungen Mädchen seinen Heiratsantrag mit. „Es ist immerhin fatal," begann sie. „Ich begreife gar nicht, wie es ihm einfallen konnte, an dich zu denken; ein junges, blühendes Geschöpf wie du — und seine sechzig Jahre! ... Was soll ich ihm denn antworten?"

Digitized by Google

Erika blieb einen Moment sprachlos, der Antrag des alten Engländers kam ihr völlig überraschend, aber merkwürdigerweise übte er auf sie durchaus nicht dieselbe abschreckende Wirkung wie auf die Großmutter. Sie hatte sich immer gewünscht, in der englischen Gesellschaft zu leben. Sehr wohlhabend, wie sie war, wußte sie doch, daß ihr Einkommen in keinem Verhältnis stand zu den Reichtümern Lord Langleys. Und dann, die Stellung einer englischen großen Dame war doch etwas ganz anderes als die der Gattin irgend eines preußischen Edelmanns. Die fatale Krankheit der Romantik, welche ihr im Blut steckte, äußerte sich bei ihr ohnehin in letzter Zeit in einem gewissen socialen Größenwahn. Welch ein Spielraum breitete sich vor ihr aus! Sie sah sich gefeiert, umschwärmt, von Bittschriften belagert, eine der politischen „Influences" von Europa.

„Nun?" fragte Gräfin Lenzdorff, welche sich indessen an ihren Schreibtisch gesetzt hatte.

„Nun?" wiederholte Erika etwas verlegen.

„Was soll ich schreiben — daß du ihn nicht willst, natürlich. Aber wie soll ich's ihm denn höflich beibringen — es ist unerträglich — bring mich ein andermal nicht in solche Verlegenheit! Das heißt, armes Ding! du kannst freilich nichts dafür ..."

Erika schwieg.

Die Großmutter hatte indes angefangen zu schreiben. Da hörte sie hinter sich eine leise, etwas verschämte Stimme sagen: „Großmutter!"

Sie wendete sich um. „Was willst du, Kind?"

„Siehst du ... wenn ich schon überhaupt heiraten muß ..."

Die Großmutter blieb starr. Dann rief sie scharf: „Du könntest dich entschließen ...?"

Erika nickte.

Die alte Frau fuhr gerade wie ein Pfeil aus ihrem Sessel empor, zerriß den begonnenen Brief, warf die beiden Stücke heftig auf den Boden und verließ das Zimmer. Nachdem sie die Thür bereits geschlossen, öffnete sie dieselbe noch einmal und rief über ihre Schulter hinüber: „Schreib ihm selbst!"

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage nach seiner Verlobung verließ Lord Langley Karlsbad, um für den Empfang seiner jungen Gattin die nötigen Vorbereitungen in Eyre Castle zu treffen, wohin er Ende August seine junge Frau heimzuführen gedachte.

Thränen vergossen die Brautleute beide nicht beim Abschied, und ihr Austausch von Zärtlichkeiten belief sich darauf, daß der Bräutigam seiner Braut mit großer Ehrerbietung die Hand küßte. Diese nüchterne Auffassung der Situation erschien Erika überaus befriedigend.

— — — — — — — — — — —

Nachdem Gräfin Lenzdorff die Karlsbader Kur durchgemacht, verfügte sie sich mit Erika nach Franzensbad zur Nachkur.

Die Festspiele in Bayreuth machten damals viel von sich reden; in dem schläfrig hindußelnden Franzensbader Traumleben hörte man überhaupt kaum etwas Interessantes, das nicht mit dem Parsifal zusammengehangen hätte. Doch wies die alte Gräfin ihre Enkelin anfangs schroff ab, als ihr dieselbe ihren dringenden Wunsch, nach Bayreuth zu reisen, gestand. Überhaupt war die alte Frau schlecht gelaunt seit der Verlobung und ihre Zärtlichkeit hatte sich Erika gegenüber merklich abgekühlt. Sie widersprach ihr häufig, zeigte sich reizbar und erwiderte oft auf die unschuldigsten Vorschläge Erikas: „Warte, bis du verheiratet bist!" Von Bayreuth wollte sie schon gar nichts wissen und behauptete, an den Bruchstücken des Parsifal, die ihr vierhändig aus allen Fenstern von Franzensbad entgegen tönten, übergenug zu haben und gar keine Lust zu verspüren, das Spektakel an seinem Urquell aufzusuchen, sie leide ohnedies an Kopfweh ... seit Erikas Verlobung.

Diesen Widerstand verlängerte sie eine gute Weile, bis endlich zuletzt ihre Neu-

Digitized by Google

gier den Sieg davontrug und sie sich bereit erklärte, ihrer Enkelin als gequältes Opferlamm nach Bayreuth zu folgen.

Lord Langleys letzter Brief datierte aus München, wo eine seiner Töchter — denn er war Witwer, aber ohne Sohn — an einen jungen englischen Diplomaten verheiratet war; Großmutter und Enkelin sollten dort mit ihm zusammentreffen, um sich mit ihm gemeinschaftlich nach Schloß Wetterstein in Westfalen, dem Sitz des Lenzdorffschen Majoratsherrn, eines Großonkels Erikas, zu verfügen, wo die Trauung vollzogen werden sollte.

Sehr vergnügt über die endlich durchgesetzte Nachgiebigkeit der Großmutter, schrieb Erika einen Brief an Lord Langley, in dem sie ihn bat, ihr nach Bayreuth entgegenzukommen, anstatt in München auf sie zu warten — übrigens möge er ganz nach Belieben verfahren ... setzte sie hinzu.

Lübecke wurde voraus nach Bayreuth geschickt, um Billette und Wohnung zu besorgen, wenn Billette und Wohnung überhaupt noch zu haben seien. Beides mußte schwerer halten, als es anfangs wahrscheinlich erschien, denn zwei Tage vergingen, ohne daß Lübecke etwas von sich hören ließ. Endlich, am Vormittag des dritten Tages, flog den Damen ein Telegramm auf ihrer täglichen Brunnenpromenade nach. Es enthielt die Worte:

„Alles bereit — Brief folgt.
Lübecke“

und veranlaßte die alte Gräfin zu dem Ausruf: „Schafskopf!“

Um wenige Stunden nach dem Telegramm erschien der angekündigte Brief:

„Euer Excellenz!

Vor allem mögen Euer Excellenz die Comtesse beruhigen, es ist alles in Ordnung — Besorgnisse waren jedoch nicht unbegründet, denn es waren anfangs durchaus keine Billette zu beschaffen — d. h. besonders nicht für Parsifal, auf den es die Comtesse ja hauptsächlich abgesehen hatten. Ich hatte bereits Schritte eingeleitet, um eine Audienz bei der hier allmächtigen Frau Wagner zu erlangen. Da ereignete sich ein glücklicher Zufall. Die Mutter eines Wiener Banquiers starb plötzlich am Schlagfluß, wodurch zwei Plätze frei wurden für eine ganze Serie, und habe ich mich sofort derselben versichert; auch in betreff der Wohnung mein möglichstes gethan, doch war es allerdings etwas spät und jedes Plätzchen in den Hotels — wo selbst in den Korridoren Betten für durchreisende Bayreuthpilger aufgeschlagen werden — besetzt, auch die vornehmen Privatwohnungen bereits vergriffen, weshalb ich für Eure Excellenz nur zwischen zwei Logis die Wahl hatte, und zwar eines derselben bei einem Rittmeister von Adel, aber mit Masern bei zwei Kindern, von denen das jüngste gestorben ist, aber nicht an Masern, sondern an Diphtheritis, weshalb ich, obgleich die Infektionsstoffe durch Reinigung mit Chlor und Karbol — von welchem ein sehr übler Geruch noch zu verspüren ist — beseitigt, doch vorgezogen habe, für Euer Excellenz das zweite Logis bei einem Bäckermeister zu nehmen, welcher zwar nicht von Adel, aber sich samt seiner Familie einer vortrefflichen Gesundheit erfreut — und die Zimmer sind größer.

Anbei ein Zettel mit Instruktionen, welchen ich Euer Excellenz bitte der Marianne zu übergeben, damit selbe genau weiß, in welcher Weise sie während meiner Abwesenheit Euer Excellenz versorgen, und was die unentbehrlichsten Reiseeffekten sind, insbesondere der kleine silberne Theekessel samt Kanne.

Indem ich Euer Excellenz bitte, mich per Drahtpost zu benachrichtigen, mit welchem Zug Euer Excellenz in Bayreuth einzutreffen geruhen, bleibe ich Euer Excellenz gehorsamer und unterthäniger Diener Karl Lübecke.

1. P. S. Ich an der Stelle Euer Excellenz würde den Frühzug benutzen, die Luft in der Eisenbahn schmeckt früh viel besser, und ist auch das Ankommen

Digitized by Google

erheiternder als am Abend in einer kleinen Stadt mit schlechter Beleuchtung, insbesondere, als die Reise nicht anstrengend — dauert nur zwei Stunden.

2. P. S. Kann Euer Excellenz versichern, daß Euer Excellenz die Pilgerfahrt nach Bayreuth nicht bereuen werden. Habe bereits gestern eine Vorstellung mitgemacht, dank der Protektion eines Feuerwehrmanns, welchen ich als einen alten Kameraden begrüßte, indem derselbe mit mir zugleich bei den X... Füsilieren gestanden, hinter der Bühne, und sind die Aufführungen in der That hochinteressant, wenn auch die Musik nicht eigentlich wie Musik klingt, sondern wie etwas ganz anderes, daß es einem dabei kalt durch die Gebeine fährt, was, wie mich mein alter Kamerad versichert, die beabsichtigte Wirkung ist — auch macht sich der während der Aufführung ganz dunkle Zuschauerraum sehr effektvoll.

Entschuldigen Excellenz meine übermäßige Schwatzhaftigkeit, ich schreibe das nur so von wegen der Comtesse und zeichne mich noch einmal u. s. w. ..."

— — — — — — — — — — — —

Den nächsten Tag verlassen sie Franzensbad — Franzensbad mit seinen weißschimmernden Birken, mit seinem guten Gebäck und schwachen Kaffee, mit seinen Symphonie-Konzerten und seinem, entweder ins Leere schmachtenden, oder in irgend jemand verliebten, bleichsüchtigen Schönheitsflor. Dem praktischen Rat Lübeckes folgend, benutzen sie den Morgenzug. Der Tau liegt noch auf allen Gartenanlagen, da sie in einem offenen Wägelchen auf den Bahnhof hinausfahren.

Ehe sie das Coupé besteigen, hat Gräfin Lenzdorff bereits sechsmal Gelegenheit gehabt, sich über von Marianne angerichtete Konfusionen zu ärgern, und sich mit lang gedehnten Seufzern nach „diesem Schaf dem Lübecke" zu sehnen.

Im letzten Moment wird Marianne noch zurückgeschickt, um einen Band „Oper und Drama" und zwei Broschüren über „die innerste Beschaffenheit der Kundry" zu holen, welche sie auf dem Toilettentisch ihrer Herrin vergessen hat — zur großen Entrüstung der letzteren. „Vom musikalischen Standpunkt kann Bayreuth für mich kein Interesse haben," so entscheidet diese, „höchstens vom kulturhistorischen, da will ich über das Gebotene orientiert sein."

Ganz atemlos, die Bücher ans Herz drückend, kommt Marianne in einer Droschke zurückgefahren nach dem dritten Läuten, ja gerade in dem Augenblick, in dem der Stationschef, welcher nur aus Rücksicht für „die hohen Herrschaften" den Zug hat warten lassen, das Zeichen zur Abfahrt giebt. Der Schaffner schiebt das gehetzte und aufgeregte Frauenzimmer noch in aller Eile in das Coupé zu den Damen hinein, sie drückt sich demütig in eine Ecke, die Gräfin setzt ihre Brille auf und versenkt sich sofort in das Studium von „Oper und Drama", und Erika blickt hinaus in die stille, ebene Landschaft, auf die frisch abgeräumten Stoppelfelder, über die sich die Schatten der Telegraphenstangen endlos lang ausdehnen, mitten zwischen das goldene Geflimmer des Morgenlichts.

Auf dem Bahnhof in Bayreuth erwartet natürlich Lübecke seine Herrschaft strahlend vor unterthäniger Freude über das Wiedersehen, vor Mitteilungsdrang berstend und mit einem Operntextbuch in jeder Tasche seines dunkelgrauen Rockes.

Er geleitet die Damen zu dem Wagen, den er für sie bestellt hat, besteigt einen zweiten mit Marianne und dem Handgepäck und dirigiert beide zu dem gemieteten Logis in der Maximilianstraße beim Bäckermeister Strümpfel. Sie halten vor einer dunklen, mit ungleichen spitzigen Steinen gepflasterten Durchfahrt, deren düstere Schlupfwinkel-Physiognomie sie eigentlich befremden könnte, wenn ihnen nicht bei ihrem Eintritt die Frau Bäckermeister, blond, frisch, vom Bewillkommnungseifer glänzend, entgegengestürzt käme mit dem Ausruf: „Grüß Gott, Frau Gräfin!"

Ein solcher unverwüstlicher Vorrat freundlichen guten Willens spricht aus

Digitized by Google

diesem Ausruf, daß es unmöglich wäre, ihr danach noch ihren Hauseingang zu verübeln. Über eine sehr hohl klingende und dumpfig riechende Holztreppe folgen sie ihr hinauf auf einen mit Ziegeln gepflasterten Hausflur, von wo aus sie ihre Wohnung betreten — einen großen, niedrigen Salon mit einer ganz kleinen Teppichinsel vor dem Sofa, in einem Meer von grellgelb lackierter Diele, mit einer Möbelgarnitur von roter Peluche, zwei Gummibäumen, einem Kanarienvogel in weiß gestrichenem Vogelkäfig und einem Glasschrank, rechts und links von dem Salon zwei Schlafzimmer, alles gemütlich, sauber, vorweltlich.

Beim Frühstück stellt sich's heraus, daß sie sich irgendwie verrechnet haben und um vierundzwanzig Stunden zu früh eingetroffen sind. Aber da sich Gräfin Lenzdorff in guter Laune befindet, und zwar zum erstenmal seit Erikas Verlobung, lacht sie nur zu diesem Mißgeschick. Sobald sie sich des Eisenbahnstaubes entledigt und etwas zurecht gemacht haben, fahren sie in die Eremitage, und zwar in einem schwerfälligen, blau ausgeschlagenen Viersitzer mit einem Paar feierlich schweren Braunen bespannt, denen das um ihre Ohren hängende, buntbetroddelte Fliegennetz sonderbar genug zu Gesicht steht; durch das heute von phantastischem fremdem Leben fiebernde Städtchen, in dem sich die mit moderner Stuckatur beklexten neuen Bauten recht wunderlich ausnehmen zwischen den altdeutschen Giebeldächern, fahren sie hinaus ins freie Land, zwischen frisch abgeräumten Feldern und saftigen, von gelbem und blaßlila Blumenschimmer verklärten Wiesen, durch die schönen, schattigen Alleen — Alleen, wie sie nur zu fürstlichen Lustschlössern führen —, in den stillen verlassenen Park, in dem sich außer ihnen nur noch sehr wenige Fremde zwischen den herrlichen Laubgängen und um die verschiedenen Produkte der nach Deutschland verschleppten Rokokokunst herumbewegen.

Gegen ein Uhr kehren sie in das Städtlein zurück und essen zu Mittag in der „Sonne“ am selben Tisch mit österreichischen Aristokraten und Berliner Kommerzienräten und zahlreichen Bayreuthpilgern aus bekannten und unbekannten Ländern, dann bummeln sie noch ein wenig in dem lieben, alten Städtchen mit seiner zwischen altväterischer Giebelarchitektur hineinspielenden markgräflichen Rokokoresidenz-Vornehmheit. Sie sehen sich das Grab des Meisters an und das alte Theater. Die alte Frau verliert sich in geistreiche Betrachtungen darüber, was sich wohl die Markgräfin zu dem großen deutschen Spektakel denken würde, der jetzt jedes oder wenigstens jedes zweite Jahr Leben in das verschlafene und verschollene Residenzstädtlein bringt. Und Erika zeigt ihr lachend die „Parsifalpantoffeln“ und „Nibelungenbonbons“ in den Auslagen der kleinen, unansehnlichen Läden.

Die Sonne steht bereits tief und die Schatten der hochgiebeligen Häuser dehnen sich über die ganzen breiten Plätze aus und kriechen in den schmalen Straßen an den Wänden der ihnen gegenüberstehenden Häuser empor, als die alte Gräfin, eine gelinde Müdigkeit verspürend, nach Hause zurückgeht, um sich mit einer Tasse Thee zu erfrischen. Erika geleitet sie bis in die Durchfahrt, dort bemerkt sie: „Ich möchte mich umsehen, ob ich irgendwo einen Band Tauchnitz auftreiben könnte; darf ich die paar Schritte allein gehen? wir sind ja auf dem Dorfe.“

„Meinetwegen,“ ruft die alte Frau, indem sie bereits die Treppe emporklimmt.

Nichts Übles gewärtig, biegt Erika um die nächste Straßenecke.

— — — — — — — — — — —

Sie geht sehr langsam, die Augen über das altväterische Bauwerk, die hohen Giebel der Häuser gleiten lassend. Da hört sie hinter sich eine Stimme: „Rika! Rika!“ rufen.

Sie wendet sich um, zuckt zusammen, als ob ein Blitz vor ihr niedergefahren wäre und einen Baum zersplittert hätte. Vor ihr steht mit weit von den Wangen aufgekämmtem Backenbart, etwas kupf-

Digitized by Google

riger als früher, aber elegant zusammengekrempelt, in einem stutzerhaften karrierten Anzug, ein Monocle im Auge — der Strachinsky.

„Rika! meine liebe kleine Rika!“ ruft er, ihr seine Hand entgegenstreckend, aus, „welche Überraschung und welche Freude, dich hier zu sehen und ohne den Cerberus, der sich immer störend zwischen uns stellt. Das Schicksal wird ihr's noch einmal heimzahlen.“

Erika zitterte vor Entrüstung, aber die Zunge klebte ihr am Gaumen. Beim besten Willen hätte sie nichts zu erwidern vermocht. Eine gräßliche, dumme, kindische Panik hat sie überkommen, fast, als ob dieser Mensch noch irgend eine Macht über sie gehabt hätte, als ob er sie aus ihren jetzigen angenehmen Verhältnissen heraus zurückzuzerren vermocht in die alte Traurigkeit von Luzana.

„Du bist ja ganz sprachlos,“ fuhr er fort. Er hatte sich indessen einer ihrer zitternden Hände bemächtigt und führte sie an seine Lippen: „Kein Wunder, wir haben uns schon sehr lange nicht gesehen. Dieser eifersüchtige Drach ...“

„Ich möchte dich bitten, nicht in diesem Ton von meiner Großmutter zu sprechen,“ rief sie. Sie redete ihn mit „du“ an, aber wie seltsam war es ihr, daß sie zu diesem Menschen „du“ sagte, so ganz losgerissen war sie von ihrer Vergangenheit, und jetzt ...

Eine kalte, unheimliche Pein zuckte ihr in allen Nerven, sie dachte an ihre Mutter, die Erinnerung an ihr schreckliches, durch diesen Menschen erniedrigtes Leben wurde in ihr wach.

„Du bist beeinflußt von der Alten,“ erklärte der Strachinsky; „nun, das war ja zu erwarten, aber jetzt wird das alles anders werden; wenn du einmal verheiratet bist, werden wieder herzlichere Beziehungen zwischen uns herrschen. Ich trage nichts nach, ich verzeihe alles — ich war von jeher zu gut, das war mein einziger Fehler — ein Idealist war ich, ein Don Quixote — meine arme Frau hat es mir immer gesagt — meine arme, heißgeliebte Emma — ich habe sie heute noch nicht vergessen,“ und er fuhr sich ins Auge.

„Ich muß nach Hause,“ murmelte Erika, „die Großmutter erwartet mich.“

„Nun, ich glaube, du könntest dich schließlich immer ein paar Minuten lang deinem alten Vater widmen, wenn es auch nur aus Pietät für deine Mutter wäre,“ bemerkte der Ritter, indem er seinen erhabensten Gesichtsausdruck annahm.

Aus Pietät für ihre Mutter ...! Nun, hungern oder in irgend einer Richtung Not leiden hätte sie ihn nicht lassen wollen. „Brauchst du etwas?“ murmelte sie.

„Nein!“ erwiderte er kurz mit abweisender Empfindlichkeit.

Dann folgte eine Pause. Sie sah sich um — sie weiß nicht, wo sie sich befindet.

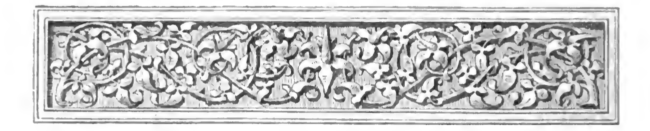
Während dieser unerquicklichen Unterhaltung hatte sie einen Fuß vor den anderen gesetzt, ohne sich über die Richtung, welche sie einschlug, auch nur im mindesten Rechenschaft zu geben.

„Willst du mir den Weg sagen in die Maximilianstraße?“ frug sie ihn.

„Hier links,“ antwortete er lakonisch; dann die Brauen in die Stirn ziehend, erklärte er: „Ein unpraktischer Idealist, wie ich es bin, hatte ich über die schreiende Undankbarkeit, welche du mir in diesen letzten Jahren, ja eigentlich von jeher bewiesen hast, einen Strich ziehen wollen. Ja, ich hatte sogar die Absicht, deinen Bräutigam zuerst aufzusuchen, obgleich das eigentlich die verkehrte Weltordnung gewesen wäre! Aber ... ich sehe, daß du gar nicht mehr aus noch ein weißt vor Hochmut. Meinetwegen! Mögest du nicht zu schwer dafür büßen!“ Bei diesen Worten lüftete er mit grotesker Grandezza seinen kleinen karrierten Hut. Ehe sie sich dessen versehen, war er verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Haghion Oros,

die Republik der Weltüberwinder.

Von

Theodor Harten.

II.

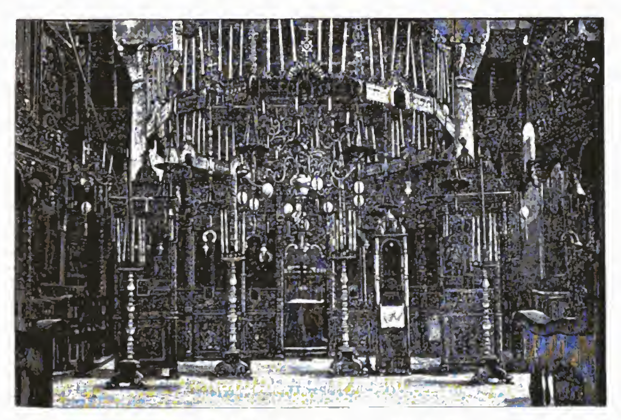
Das große Verdienst der im übrigen durch Unwissenheit und Aberglauben arg geschädigten griechischen Kirche ist ihre Pietät für die frühesten Zeiten der christlichen Ära, und dieser Zug tritt besonders auf dem Haghion Oros hervor: in dem Troglodyten-Klausner in wildester Waldverlorenheit würde der heilige Antonius selber den Prototyp des Eremitentums zu finden meinen, indessen die Klostergreise mit ihrem archäologischen Aussehen und ihrem unbeweglichen Antlitz den Eindruck machen, als ständen sie soeben von einem Konzilium des zweiten Jahrhunderts auf. Dort, wo der Simandra heller Ton und der tiefe Klang des Haghiosideron wie bei den ersten Christengemeinden zum Gebet rufen, da steht altes, heiliges Herkommen in höchsten, unantastbaren Ehren, und diese Liebe für das Überkommene hat ein großartiges byzantinisches Museum aus dem Athos gemacht, der zudem vielleicht die ältesten christlichen Hausbauten aufweist. Keine Sammlung Europas bietet größere Meisterwerke der Juwelier- und Goldschmiedekunst dar als die meist aus kaiserlichen Schatzkammern stammenden Reliquien der Bergheiligen, deren Wert unermeßlich ist. Eigenartig schön ist die „Lichtkrone“ der größeren, meist prächtigen Athoskirchen, die bis zu fünfzehn Meter Umfang haben kann und hier und da aus getriebenem Silber verfertigt ist; viele sinnige Glaubenssymbole schmücken sie. Den Klosterhof ziert die Phiale (Weihbrunnen), deren Wasser den Mönchen ehemals zu symbolischen Waschungen diente; seitdem indessen der Islam diesen nützlichen Brauch nachgeahmt, ließen die Bergheiligen ihn fallen, und da sie den Bädern, als zu großem Luxus, abhold sind, geht ihre Frömmigkeit nur zu oft mit Wasserscheu Hand in Hand. Die Phiale der Lawra ist ein kompliziertes antikes Kunstwerk, das aus Ägypten stammen soll, nun aber seit lange durch ein auf den Rand des Marmorbassins graviertes Kreuz in den Dienst der Kirche gestellt ist, während die Iwiron-Phiale durch die schöne Rücklese-Inschrift: *νίψον ἀνομήματα μὴ μόναν ὄψιν* (Wasch ab die Ungerechtigkeiten, nicht nur das Antlitz) ausgezeichnet ist.

Auf dem Haghion Oros bekommt man einen viel besseren Begriff von byzantinischer Malerei, als dies in unseren Museen möglich ist, denn dort sind noch Werke eines Macarius und eines Panselinos,* des „Apelles des mittelalterlichen Hellenismus“, über dessen Leben leider nichts bekannt ist. Herrliche Sachen finden sich auch in den alten illustrierten Handschriften, doch stirbt wahre Kunst nie ganz auf

* Manuel von Thessalonichi.

Digitized by Google

dem Haghion Oros aus, und neuerdings wird der Mönch Cosmas viel genannt, dessen vollendete Elfenbeinskulpturen auf zwei Weltausstellungen bewundert wurden. Neben solchen Perlen echter Kunst ist indessen nur allzuviel vom Gegenteil in den mönchischen Darstellungen vorhanden, sauertöpfische Heilige, die ihrer Vollkommenheit müde zu sein scheinen, und abgeschmackt lächerliche Sünder und Teufel, wahre Karikaturen, die aber dennoch ihren kunsthistorischen Wert haben.



Lichtkrone des Katholikon zu Dochiariu. (Nach A. Riley.)

Der Athos, wo die byzantinische Kunst in höchster Blüte gestanden, ist heute, trotzdem sie sich völlig überlebt hat, da ja ihre Transmissionsrolle ausgespielt ist, ihre letzte Pflanzstätte. Während überall sonst die frei gewordene Kunst auf neuen Gebieten neuen Idealen huldigen darf, ist sie auf dem Athos noch immer die Sklavin dogmatischer Principien, deren unwandelbare Starre jede Entwickelung im Keim erstickt. Man restauriert das Alte, man schafft Neues nach Gesetzen, denen das „heilige Herkommen" leider unausgesetzt Vorschub leistet.

Daß man zum Besuch der Klöster einen Brief des „allerheiligsten" Patriarchen nötig hat, der dann der Bundesregierung in Karyä vorgezeigt werden muß, worauf der Fremde, mit einem Geleitsbrief der heiligen Synode versehen, die Rundreise antreten darf, ist allgemein bekannt. Interessant dürfte das Siegel sein, von dessen vier Teilen ein jeder der vier Epistatä eins besitzt; diese Teile werden dann vom Präsidenten mit silberner Schraube zusammengefügt. Sind auch die Entsagungsheroen nicht frei von geistigem Hochmut, so tritt derselbe Fremden gegenüber doch niemals in unliebsamer Weise zu Tage, auch sind der gütige, duldsame Sinn und die patriarchalische Gastfreundlichkeit über allem Lob erhaben. Wie sich aber das Ohr an die Eigenart griechischen Kirchengesanges gewöhnen muß, so hat es der Gaumen mit der wenn möglich noch unangenehmeren der Mönchsküche aufzunehmen — keine leichte Aufgabe, wenn es sich um ranziges Öl und Knoblauch, um Wegschnecken, Seesterne u. dergl. handelt.

Zwar werden Geldgeschenke dankbar angenommen, aber niemals wird eine Vergütung für noch so langen Besuch ge-

Digitized by Google

fordert. Solange etwas da ist, wird gegeben, und doch sind die meisten Klöster jetzt in schlechten Verhältnissen und einige sind seit lange mit Expropriation bedroht. Russiko ausgenommen, kann sich kaum noch eine der größeren Abteien mit dem großartigen Vatopädi vergleichen, das ehemals an 100000 Dukaten feste Revenüen hatte und selbst jetzt noch reiche Hilfsquellen besitzt. An den prächtigen Marmortafeln seines Refektoriums finden (wie in der Lawra) fünfhundert Personen Platz, das Öl wird in antiken Riesensarkophagen aufbewahrt, und die Weintonnen betreffend, könnte man sich in den Bremer Ratskeller versetzt wähnen. Nur ein guter Trunk kann übrigens die Mönche bei ihren unbarmherzigen Fasten und Nachtwachen aufrecht erhalten, auch machen sie aus ihrer Liebhaberei dafür kein Hehl, gehen jedoch niemals zu weit darin.

Haghion-Oros-Luft und -Wasser sind unübertrefflich gut, dennoch sind infolge der schlechten und unregelmäßigen Nahrung der Kaloyeren (zu oft aus gesalzenem Fisch bestehend) Skorbut, Nerven- und Magenleiden, sowie Fieber dort sehr häufig, und nicht die Hausmittelchen der Väter, vor allem der unentbehrliche Sideritisthee,* sondern nur normalere Lebensweise und mehr Nachtruhe könnten da Abhilfe schaffen. Der blinde Glaube der Mönche bewirkt, daß sie nur gar zu oft trotz schwerer chronischer Leiden ihre Heilung einzig dem guten Willen der Panaghia anheimstellen, trotzdem jetzt die meisten Klöster mit Arzt und Hospital versehen sind. Diese scheinen mehr für die von außen zugeführten Kranken, als für die Haghioriten selber bestimmt zu sein, deren Unterstützung nicht nur armer Pilger, sondern auch anderer Bedrängter aus der Welt ins Große geht. Zwiron z. B. hat Asyle für Geisteskranke, Aussätzige, Verkrüppelte und bewahrheitet in edelster Weise das Gebot der Menschenliebe.

In Karyä erhält man jedenfalls den bezeichnendsten Eindruck vom heiligen Berge. Das 2000 Fuß hoch gelegene Städtchen ist von majestätischen Edelkastanien und Nußbäumen umrahmt, deren epheuumrankte Stämme baldachinartig mit Lianengewirr überdacht sind. Die Villen der Synodalbeamten und andere Häuschen mit ihren Kapellen liegen in hübschen Gärten zerstreut, wo üppige Jediverenen*-Guirlanden das Auge erfreuen, während das Protaton (Sitzungsgebäude mit schöner, alter Kirche) inmitten der wenigen Gassen des Ortes liegt. Hier ist ständiger Markt und besonders Sonnabends reger Verkehr, da dann Bergheilige und Weltleute ihre Kunst- und Naturprodukte gegenseitig austauschen. Dort hat der Roheiten betrunkener Kosmiki (κοσμικοί = Weltleute) wegen leider ein Gefängnis erbaut werden müssen.

In den Buden der langen, überdeckten Bazarstraße sieht man auch Mönche allerlei ehrsames Handwerk treiben, und selbst Schuh- und Kesselflicken wissen sie mit der Würde ihres Ornates zu vereinen. Seltsamer noch ist die Abwesenheit von Frauen und Kindern in Karyä, der Stadt ohne Familienleben seit nun fast achteinhalb Jahrhunderten! Nur Männerstimmen, nur Männergestalten, nur Männerinteressen: die allein passende Atmosphäre für die, welche es ernstlich meinen mit dem Weiberhaß, weshalb Karyä verdient, bekannter zu werden, denn Raum zur Ansiedelung ist noch genug vorhanden. Auch die Wache der Bergmiliz und die Wohnung des türkischen Aga und seiner Beamten befinden sich im Orte, und zwar in den Nebengebäuden des Protaton. Der Kaimakan, „als Hirtenhund bei der Schafherde", kommt schon deshalb mit den Bergheiligen gut überein, weil er gleich ihnen ein Feind der Ideen ist, doch benutzt dieser Büßer wider Willen gern jede Gelegenheit zu einem längeren Aufenthalt in Salonichi, um sich für Langeweile und Einsamkeit zu entschädigen.

* Sideritis perfoliata, angeblich nur am Athos wachsend.

* Siebengebende, Name der edelsten Traubensorte, die alle Entwickelungsphasen zu gleicher Zeit bietet.

Digitized by Google

Auch ein Post- und Telegraphenbureau ist in Karyä, übrigens ist dies Amt beinahe eine Sinekure, und da der junge Beamte gar zu oft durch den Draht „Nachrichten aus der Welt“ erbat, so verletzte dies unheilige Gebaren und man dachte daran, ihn durch einen Kaloyeros zu ersetzen. Nun steht zwar jenen Bergheiligen gar manches gut zu Gesicht, was unter uns vorurteilsvollen Abendländern Anstoß erregen würde: Socken strickende oder Kohl schneidende Prälaten erregen dort kein Lächeln, und wir selber sahen auf einer Isthmusfarm einen Kaloyeros mit tadellos antiker Würde eine viel geringere Arbeit verrichten, so ganz im patriarchalischen Wesen des Haghion Oros. Aber der elektrische Funke unter der Hand des Athosmönches? Seltsamer Anachronismus!

In der familienlosen Stadt sehen wir — wie zum Spott — bei jedem Schritt das Symbol gemütlicher Häuslichkeit: dicke, schön getigerte Kater, die beschaulich auf der Schwelle ihres Heims sitzen und auf die quellenübersprudelten Kiesel der Gasse hinabblicken, ohne arges im Sinn zu führen. Weise und stumm, der Mönchsregel angepaßt, sind sie, völlig ungleich unserem Hinze, der abenteuernd über die Dächer streicht und in lauten Tönen sein lustiges Vagabundenleben preist.

Der türkische Druck in den Provinzen wechselt wie Ebbe und Flut; wird er schärfer, so rekrutiert sich der Haghion Oros durch die Hilfesuchenden, weshalb die Gesellschaft dort sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt. Dies war besonders während der großen Revolution und der nachfolgenden zwei Jahrzehnte der Fall, und die seltsamsten Scenen spielten sich dann an seinen Gestaden ab.

Curzon ward von einem etwa fünfunddreißigjährigen Mönch, der nie den Athos verlassen hatte, gefragt, welcher Art eigentlich die Frauen seien, hielt aber mit seinen Erklärungen inne, als in des jungen Heiligen träumerisch stiller Seele ein Funken sündhafter Weltlust zu zünden drohte. Dieser Haghiorit, in dessen Leben keine Frau jemals eine Rolle gespielt hatte, versicherte ernstlich, daß mehrere seiner geistlichen Brüder sich im gleichen Falle befänden. Vielleicht waren sie, gleich ihm selber, in frühester Kindheit von wandernden Athosmönchen gelegentlich eines Massakre gerettet und dem Haghion Oros als eine Art geistigen Eigentums einverleibt worden. — Es mag hier eine Geschichte folgen, die für damalige Athoszustände charakteristisch ist und die uns ein Greis, Philemon war sein Name, in Erisso erzählt hat. Als wir nämlich in der Halle des dortigen Chan saßen — es war ein kühler Abend, und der flackernde Pinienstamm strömte würzigen Duft aus und warf lodernden Feuerschein auf die malerischen Gestalten ringsum —, da riefen die Wirtsleute den Alten herbei, damit er uns die Zeit verkürze. Er hatte den Freiheitskrieg mitgemacht und verband mit scharfem Verstand reiche Erfahrungen, war überdies bei aller Gewandtheit sehr bescheiden. Am anderen Morgen fuhr er selber uns in seiner zierlichen Perama nach dem romantisch gruppierten Kap Platy hinüber, und während das Boot über die schlummernde Tiefe glitt, erzählte er uns „Dimitris Geschichte“:

Als dem Freiheitskämpfer Phokas im Jahre 1824 bei der Verwüstung von Psara Haus und Hof verbrannt und die ganze Familie massakriert worden war, schwur er, daß sein Leben künftig nur noch ein blutiger Racheakt sein solle, und als Pirat oder Klephtenführer that es ihm niemand fortan zuvor. Plötzlich verschollen, tauchte er unter anderem Namen zwei Jahre später wieder auf und trieb es geraume Zeit ärger als zuvor, bis er, nach einem besonders blutigen Angriff unweit Patmos, wo er schwer verwundet ward, wiederum verschwand. Gerüchtweise verlautete, daß er sich irgendwo in den Bergen aufs neue eine Familie gegründet und aus Liebe zu seinem schönen Weibe zwei Jahre lang seiner blutigen Mission entsagt habe, dann aber, seines Racheschwurs eingedenk, heimlich entronnen sei. Nun aber hatten durch die Bluthat von Patmos, wo Phokas in nebeliger

Digitized by Google



Ein Teil der Lawragebäude.

Nacht statt einer lange erwarteten türkischen Brigg mit ungezügelter Wut eine desselben Weges kommende griechische angegriffen, der Vater und der einzige Bruder seiner Frau das Leben eingebüßt, weshalb denn letztere, an die Unabsichtlichkeit des Verbrechens nicht glaubend und von unbesiegbarem Grausen erfüllt, den endlich nach langer Abwesenheit Zurückkehrenden für immer von ihrer Schwelle weggewiesen habe. Seine Liebe in glühendsten Haß verkehrend, nachdem mehrere Beweise aufrichtigster Reue stolz abgewiesen worden, entführte Phokas sein Söhnchen Dimitri, niemand wußte, wohin. Das sollte im April 1834 geschehen sein. Vier Monate später, am Feste der Verklärung, glaubte Philemon auf dem Athoskegel in einem finster blickenden Pilger den berüchtigten Bandenführer zu erkennen, dessen dunkles, narbenbedecktes Archipelgesicht durch den Ausdruck von Trotz und Verbitterung erschreckte. Phokas hielt sich geflissentlich von den Mönchen und Wallfahrern abseits, bald von fürchterlich überragendem Marmorgeklipp in die schäumende, lichtverklärte See hinabstarrend, bald wieder in düsterem Brüten nach dem fernen Parnaß hinüberschauend.

Ein alter Lawra-Mönch, Namens Sophronius, trat zu ihm; Philemons scharfes Ohr vernahm alsbald, daß sich die beiden von Psara her kannten und daß sich der ehrwürdige Kaloyeros zwar über des anderen unheilige Gesinnung entsetzte, ihm aber doch zu einem Kelläon der Lawra verhelfen wollte, damit er in sich gehen und auf dem „Berg der Schicksal-



Phiale (Weihbrunnen) der Lawra mit den zweitausendjährigen Athanasiuscypressen.

losen" (der Erzähler betonte das Wort scharf) ruhig werden könne. „Nenne dich Nikephorus,"* rief der alte Mönch, „und sei unbesorgt vor Verfolgung, denn unverletzlich ist, wer sich hierher geflüchtet — die Haghion-Oros-Flagge deckt ihre gesamte Ware!"

Als nun Phokas — denn er war es

* Der Sieger.

Digitized by Google

— von seinem dreijährigen Knaben sprach, den ein Händler in Karyä verwahrte und der den heiligen Berg nicht wieder verlassen sollte, da schnitt es dem verstohlen Lauschenden ins Herz und er wünschte, dem armen Kinde etwas zu sein. Des langen Abenteuerns müde — er war seit seiner Kindheit Tagen nie wieder zur Ruhe gelangt — und überdies wegen gewisser Vorfälle von den Türken überwacht, hatte er bereits daran gedacht, für längere Zeit auf dem Haghion Oros für Leib und Seele Ruhe zu suchen; jetzt nun beschloß er, als Laienbruder in die Lawra einzutreten, um auf diese Weise — scheinbar absichtslos — mit Vater und Sohn in Verbindung zu kommen. Lange nachdem der Kaloyeros hinabgegangen, als auf dem weiten Meere das Goldgefunkel des scheidenden Sonnenlichtes erloschen und ein scharfer Südost um den Berg blies, trat Philemon mit einem heißen Trunk, der im Nebenbau des Kirchleins bereitet worden, an den finsteren Träumer hinan und mahnte ihn, sich den Hinweggehenden anzuschließen, was denn auch geschah. Wißt Ihr, was es heißt, wenn Pilger in mondheller Nacht vom Athos herniedersteigen? fragte Philemon, der lebhaften Empfindungen sehr zugänglich war, und fuhr fort: Der Mond stand groß und klar am wolkenlosen Himmel und durchwob mit Silberglanz die wallenden Duftschleier über dem heiligen Walde drunten, als unsere von Mönchen geführte Schar thalwärts zog. Einen jeden, Phokas ausgenommen, zierte als kostbare Reliquie ein Sträußlein jener Alpenblumen, die nur der Gipfel trägt, und unsere Hände waren in stummer Andacht gefaltet. Bei der ersten großen Wegbiegung wandten sich aller Blicke nach oben, wo zwar das Kirchlein hinter Felsen verschwunden war, aber der Schein des Wachtfeuers sichtbar ward, das den Gläubigen nah und fern das Ende der heiligen Feier verkündete. Nun sandten mit ihrer gewaltigen Stimme alle Glocken des Haghion Oros einen feierlichen Abschiedsgruß hinauf, und uns überfiel es wie ehrfurchtsvolles Grausen, denn in einsamer Nacht hoch oben über furchtbaren Abgründen wandelnd, weit entfernt von der Erde Sünden und Sorgen, auf dem weißen, staublosen Marmorpfad, fühlten wir uns Gott so viel näher als sonst. Jeder Laut erstarb auf den Lippen, und erst als die Panaghiakapelle, 2000 Fuß tiefer, erreicht war, löste sich der fromme Bann. Hier ward ein letztes Gebet gesprochen, auf der schönen Waldwiese ein letztes Andenken genommen, dann ging's durch Tannenhochwald und über schroffe Berghalden weg in die Eichen- und Kastanienwälder hinab, bis endlich Kerasia erreicht ward, wo sich die Wege teilen. Phokas trat bei einem alten Eremiten ein, der zu dieser mitternächtlichen Stunde noch für einen verstorbenen Bruder betete, und ich folgte seinem Beispiel. Der Alte setzte uns Brot und Zwiebeln nebst einem frischen Trunk Wasser vor und kehrte dann an seinen Hausaltar zurück, wo ihn die aufgehende Sonne noch verweilen sah.

Phokas schien es auf ein Kerasia-Kelläon abgesehen zu haben; die wilde Felsen- und Tannenknöde mit der herrlichen Steilschlucht und dem Durchblick aufs weite Meer, dazu die Aussicht auf den senkrecht aufsteigenden Athosgipfel und die wunderbare Höhenluft thaten es ihm an, und da der alte Sophronius, dem er, wie ich später erfuhr, auf Psara das Leben gerettet, in der Lawra in hohem Ansehen stand und für ihn gesprochen hatte, so ward ihm auch wirklich ein gerade leer gewordenes Kerasia-Kelläon in lebenslängliche Pacht gegeben. Schon drei Tage später — auch ich hatte inzwischen meine Absicht erreicht — zogen er und das Kind in das Berghäuschen ein, und ich selber war es, der das kleine, dann verwilderte Gärtchen in stand zu setzen hatte. Um des armen Kindes willen, das mich so sehr jammerte, bot ich alles auf, um des Vaters Sophronius Gunst zu erwerben, was mir nicht schwer ward. Obgleich ich als Gärtner angestellt war, betraute man mich doch zu meiner Freude häufig mit Botschaften nach Haghia Anna

Digitized by Google

und Kerasia, und ich lief dann wie gehetzt die steilen Bergpfade auf und nieder, um möglichst viel Zeit für das einsame Kind zu gewinnen, das scheu und traurig mit seinem einzigen Spielkameraden, einem Kater aus Karyä, unter dem Ikon in der kleinen Hauskapelle, oder im umzäunten Gärtchen zu sitzen pflegte, während sein Vater rastlos im Walde umherwanderte.

Bald erhielt der kleine Dimitri noch einen anderen Freund, den jungen Lawra-Mönch Vassili, der in den Kerasia-Kelläen die Liturgie zu singen und zu beten hatte. Er nahm sich des Knaben aufs sorgfältigste an, was der gutherzige Sophronius begünstigte und Nikephorus stillschweigend litt. Letzterer hatte nicht, wie andere Kellioten, seine gewiesene Tagesarbeit, sondern er verbrachte seine Zeit mit finsterem Brüten, und wer ihm an abgelegenen Stellen begegnete, bekreuzigte sich heimlich und beschleunigte den Schritt.

So gingen die Jahre ins Land und es kam eine Zeit, wo die Seeräuber wieder überhand nahmen und die Felsenbuchten des Haghion Oros in Verruf brachten. Denn hier lagen ihre Mystikos* zwischen Steinblöcken und Buschwerk sicher geborgen, und von hier aus verlachten sie ihre Verfolger. Eines Abends, auf meinem Wege nach Haghia Anna, kehrte ich auch wieder bei Dimitri vor, der nun acht Jahre zählte und von außergewöhnlicher Schönheit war. Drosselgesang und Tannenduft durchzogen die sonnige Luft, daß es eine Freude war; der Knabe, seinen Kater im Arm, saß auf der Schwelle des Kelläon und lauschte Vassili, der in der Hauskapelle sang. Mir ward ganz feierlich zu Mute, aber ich wagte nicht hervorzutreten, denn wie eine schlimme Ahnung packte es mich und Thräne auf Thräne rann mir aus den Augen, sobald ich Dimitri anblickte. Da trat Vassili auf die Schwelle: „Dimitri, wann kommt dein Vater heim?"

„Ich weiß nicht," antwortete traurig das Kind, sich zärtlich an den Mönch anschmiegend, „ich wollte, Vassili, du bliebest immer hier, denn ich fürchte mich so sehr, wenn nachts die wild aussehenden Männer den Vater besuchen und ihn dann mit sich nehmen."

„Still, still, Dimitri, ich brauche das nicht zu wissen, das geht nur deinen Vater an, sonst niemand," sagte leise der Mönch. Ich aber schlich mich davon, wollte lieber nun gar nicht gesehen sein. So war es denn wahr, was man sich zuflüsterte: Nikephorus war wieder Phokas geworden! Als ich auf steilem Pfad im Dickicht abwärts klomm und einen Blick auf die Felswände warf, die Kerasia überragen, sah ich Phokas auf jähem Vorsprung stehen und mit einem Fernglas aufs Meer schauen. Jetzt verließ er seinen gefährlichen Posten, und da mir schien, daß er nicht allein war, trat ich hinter einen Baum, um von den Näherkommenden unbemerkt zu bleiben. Von zwei stark bewaffneten Männern begleitet, sah ich nun Phokas quer durch den Wald — er mied stets die Wege — so vorsichtig daher schreiten, als wünsche er weniger als je gesehen zu werden. Ich erschrak fast, als die drei gerade meinem Versteck gegenüber anhielten. „Gewiß halte ich Wort!" rief Phokas unwillig über einen kundgegebenen Zweifel, und seine gebeugte Gestalt richtete sich hoch empor, indem seine Augen hell von Kampflust flammten. „Zwar kann ich eure Niederlagen von Piperi und Jura nicht ungeschehen machen, aber diesmal wenigstens soll der Sieg euer sein! Kanaris steht jetzt oberhalb Thasos, die Österreicher bei Salonichi, und ehe die türkische Flotille von Haghia Strata herbeikommen kann, wird das Werk geschehen sein. Wann, denkt ihr, kann das Schiff beim Kap Georgios sein, und warum segelt der Hund vom Halbmond allein?"

„Ali Effendi wird gegen zwei Uhr morgens am Kap sein und denkt schon vorher Solimans Geschwader zu treffen, aber wir haben seine Botschaft an den

* Vielleicht die älteste Form griechischer Fahrzeuge, lange, schmale, sehr flache Boote mit legbaren Masten und lateinischen Segeln, meistens eine Kanone im Bug, gern von Piraten benutzt.

Pascha aufgefangen und vernichtet! Phokas, der Henker deiner Familie, der Kirchenschänder, der Würgengel von Psara ist in deinen Händen, gehört dir, wenn du willst!"

„Ich komme, Kameraden! Der Himmel schickt mir den Bluthund zur Sühne, damit ich das Griechenblut abwaschen kann, das mir seit dem Tage von Patmos noch an den Händen brennt!"

„Mich brennt Griechenblut so wenig wie anderes, wenn's nur reiche Beute giebt!" sagte spöttisch der jüngere der beiden Piraten und drängte zum Gehen.

„Alis Fang wird sehr ausgiebig sein," warf der ältere ein.

„Was kümmert den Kellioten die Beute?" sagte verächtlich Dimitris Vater, „des Effendi Blut will ich, nicht sein Gold!"

Damit trennten sie sich; als ich sah, daß Phokas auf mein Versteck zukam, und kein Entrinnen möglich war, trat ich schnell hervor und sah ihm dreist ins Auge. Die Zornader schwoll ihm auf der Stirn; er riß ein verborgen gehaltenes Messer hervor, so daß ich mich verloren glaubte, aber seine Hand zögerte. „Du bittest nicht um Gnade, Laienbruder?"

„Nein, was Gott zulassen will, geschehe!"

Da glättete sich seine Stirn und er steckte den Dolch ein. „Hast du alles gehört?" fragte er.

„Alles," erwiderte ich ohne Zögern. Sein durchdringender Blick fragte weiter, ob ich ihn verraten werde, worauf er aus meinen Augen ein bestimmtes „nein" las, und mehr als das, denn Türkenhaß glühte auch mir in den Adern, und daß Phokas kein gemeiner Räuber war, wußte ich ja längst. Nun hielt er mir die Hand hin und sagte ganz bewegt: „Philemon, du bist stets besorgt um mein Kind gewesen, willst du's auch fernerhin sein?"

„So viel ich nur immer kann!" sagte ich schnell und aus tiefstem Herzen hervor, die Hand ergreifend. Phokas murmelte einen Dank und entfernte sich schnell, um seine Rührung zu verbergen.

Ich fand keine Ruhe in Haghia Anna, und als ich etwas nach zwei Uhr vom Kap herüber scharfes Schießen hörte, verließ ich die Skiti in aller Stille, um Dimitri zuliebe nach Kerasia zurückzukehren. An einer Stelle, die einen guten Durchblick gewährt, hielt ich an, da ich ganz von weitem die Signalschüsse herankommender Kriegsschiffe zu hören meinte, die das unten noch anhaltende Gewehrfeuer dumpf überdröhnten. Ich sprach ein Gebet und wollte weiter gehen, als leises Ächzen an mein Ohr schlug, das aus einer Farnkrautwildnis unter altersgrauen Fichten und starrem Geklipp zu kommen schien. Ich bekreuzigte mich und schlug die Farnwedel auseinander: da lag mit glühendem Kopf, fast unbekleidet, an Händen und Füßen blutend und am ganzen Körper arg zerschunden, Dimitri; das Herz schmolz mir in Mitleid, vorsichtig trug ich das stark fiebernde, bewußtlose Kind nach dem Kelläon und achtete nicht mehr auf die taufrische Pracht des erwachenden Tages, war mir doch die Seele von tiefem Weh erfüllt über die Ereignisse dieser Nacht.

Im Häuschen war es totenstill; vor dem Ikon brannten mehrere Kerzen, wohl von den Piraten gespendet, und auf dem Lager des Kindes schnurrte gemächlich der Kater. Die Morgensonne schien hell auf der Panaghia Antlitz und machte es lebendig, ihr Glorienschein flimmerte und das metallene Gewand funkelte augenblendend. Mit dem ächzenden Kinde im Arm flehte ich die Hilfe der Gebenedeiten an und suchte dann Dimitris Schmerzen zu lindern. Nachmittags kam Vassili und trug den Knaben in seinen starken Armen nach der Lawra hinab, während er mir gebot, im Kelläon zu bleiben und zu sehen, ob Phokas nicht wiederkomme. Als die Nacht anbrach, stellte ich die Gartenarbeit ein, beschaffte etwas Nahrung für mich und das verlassene Tier, zündete vor dem Ikon eine Kerze an und begab mich auf meinen Wächterposten. Gegen Mitternacht — es wehte kalt und schauerlich aus der Schlucht herauf — hörte ich jemand

Digitized by Google

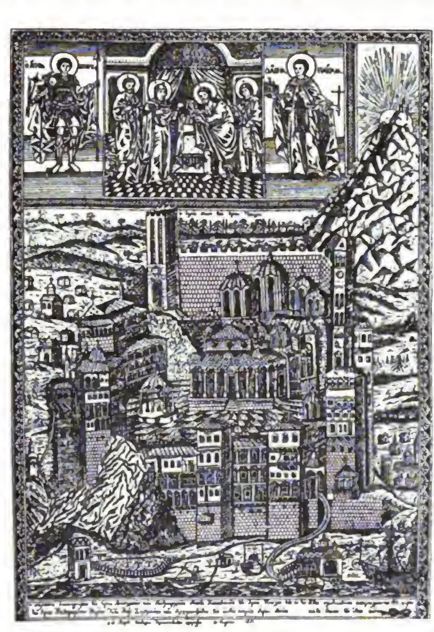
den schwindelnden Pfad emporklimmen und verstohlen auf das Häuschen zugehen. Kaum jedoch hatte der Mann einen Blick auf das erleuchtete Ikon und auf Dimitris leeres Lager geworfen, als er schen zurückwich und einen Waldweg einschlug, der zur Felsenklause des alten Jesaias führte und auf dem ich vorsichtig folgte. Der Pirat pochte lange vergeblich an der eisenbeschlagenen Thür, endlich rief er durch ein Luftloch ins Innere hinein: „Guter Vater, nicht eine wilde Rotte, ein einzelner Mann steht hier und erfleht deine Fürbitte für einen Toten!"

Gleich darauf ward innen ein Riegel geschoben und auf der Schwelle erschien der Klausner, mit lang wallendem Silberhaar, ein schönes Bild in dem engen, felsüberragten Thürrahmen. „Wer stört mein Gebet?" fragte er, mit dem flackernden Kienspan dem Manne ins Gesicht leuchtend.

„Ein Abgesandter des Phokas, den Ihr Nikephorus nanntet! Von seiner tapferen Hand hat Ali Effendi, der Feind Christi und aller Gläubigen, die verdiente Strafe erhalten, sein Schiff ist in den Grund gebohrt, er selbst und seine Leute füttern die Fische; als die türkischen Fregatten von Haghia Strata herbeikamen, war das Werk gethan und wir in Sicherheit."

„Und Nikephorus?"

„Er suchte den Tod, meinen wir alle, und er hat ihn gefunden. Drei Wünsche sprach er aus: ‚Bringt mein Kind in die Lawra, — begrabt mich in Haghion-Oros-Erde, — laßt Vater Jesaias für mich beten!' Wir versprachen es und halten Wort im Guten wie im Bösen! Seit einer Stunde deckt den Phokas die Erde drunten in der Platanenschlucht, und das Meer, von dem er nicht lassen konnte, singt



Kloster St. Paul. (Mönchische Darstellung.)

ihm das Schlummerlied. Aber das Kind, heiliger Klausner, ist nicht zur Hand."

„Sorge nicht! Vassili, ein Lawra-Mönch, trug es in seinen Armen hinweg, ich sah es von weitem!"

„Hier sind einige Goldmünzen, guter Vater, nimm sie an für die Panaghia deiner Klause, und wenn du ein Gebet sprechen willst für mich und meine Kinder, so lohne es dir Gott!"

Digitized by Google

Der Mann ging wieder nach der Schlucht zurück, ich aber nach dem Kelläon, und hat je einer aus tiefstem Herzen für den Seelenfrieden des armen Phokas gebetet, welchem der gebrochene Bluteid und der Zwiespalt von Liebe und Haß am Lebensmark gezehrt hatten, so war ich es in jenen Nachtstunden. Mit Tagesanbruch ordnete ich das verödete Häuschen, nahm den Schlüssel davon, sowie des Knaben treues Tier an mich und stieg nach der Lawra hinab. Meine schlimme Nachricht teilte ich nur den Epitropen und Vater Sophronius mit, denn wegen des türkischen Aga in Karyä durfte diese keineswegs ungefährliche Angelegenheit nicht bekannt werden. Man vermied es, den seltsamen Kellioten noch zu erwähnen, und stellte ihn als verschollen hin, denn wenn auch die Piraten bei ihren nächtlichen Streifereien teils aus Sympathie, teils aus Furcht von den Inhabern der Klausen und Kelläen nie abgewiesen wurden, so war dies als eine Art von Notwehr noch einigermaßen zu entschuldigen, doch lag der Fall von Dimitris Vater ganz anders. — In seinen Fieberphantasien sprach der Knabe viel von zwei Männern, die den Kellioten abgeholt hätten, und von dem schweren Abschied, den dieser von dem schlafend geglaubten Kinde genommen, was der Wahrheit entsprechen mochte und jedenfalls den darüber entsetzten Knaben bewogen hatte, dem Enteilten in die finstere Waldnacht nachzulaufen, um ihn zurückzuhalten: nun aber war er aus Angst vor den zwei wilden Gesellen zu spät gegangen, um überhaupt bemerkt zu werden.

Dies alles hatte sich zu Anfang Mai zugetragen. Als wir zuerst wieder Dimitri ins Freie geleiteten, leuchteten aus dem dunkelglänzenden Arbutuslaube statt der wachsfarbenen Blütentrauben schwellende Kirschen hervor. Inzwischen hatte die Piraten ihr Schicksal erreicht. Nur vierzehn waren dem von Kanaris ihnen gelegten Hinterhalt entronnen und aufs neue in die Haghion-Oros-Wälder geflüchtet. Nun aber spürte man ihre Fahrzeuge auf, hieß auch die Mönche die ihren zurückziehen und bewachte den Isthmus aufs strengste, so daß „die Herren des Meeres“ in einer Falle saßen. Dazu besetzten Truppen die Wege der Halbinsel, die ein ganz kriegerisches Ansehen gewann. Endlich wurden an einem Quell in der „Piratenschlucht“ sechs der Umzingelten erschossen, und zwar von der Haghion-Oros-Miliz, die ihnen die Köpfe abschnitt und als Trophäen nach Salonichi schickte, während die Körper unbestattet vermoderten. Hierauf ergaben sich fünf der übrigen dem Pascha von Salonichi, während zwei auf geheimnisvolle Weise entkamen, wahrscheinlich in mönchischer Verkleidung. Der letzte, an einer brandigen Wunde hilflos daniederliegend, hatte sich selbst getötet. So herrschte denn wieder Ruhe auf dem heiligen Berge.

Dimitri blieb seit seiner Genesung Vassili ganz überlassen, der ihn eifersüchtig hütete, damit nicht ein Hauch von Weltlust oder ungebührlicher Lernbegier seine Seele träfe, denn er verfolgte einen besonderen Zweck hinsichtlich des Kindes. Der ehrgeizige Schwärmer ward mit der Zeit immer asketischer und härter; er gehörte sogar zu denen, die infolge von Fasten und Kasteiungen sich zeitweise unkörperlich zu machen versuchten und sich dann sogar vom Glanz des Thaborlichtes umflossen* wähnten. Zu solchem Grade von „Heiligkeit“ sollte auch Dimitri herangebildet werden. Kaum daß Sophronius und die Epitropen ein Wörtlein darein reden durften, geschweige denn ich. — Der schöne Knabe, dessen traurige große Augen immer etwas zu suchen schienen, lernte mit den Jahren das Malen so gut, daß die Pilger sich förmlich um seine Panaghia- und Heiligenbildchen rissen, und die Berglegenden wußte er so trefflich zu erzählen, daß man alles, was er sagte, vor den Augen zu sehen meinte. Vassili war stolz auf sein Seelenkind, aber erst, als ein reicher Erzbischof, der monatelang mit

* Dieser Zustand ist auf ekstatische Hypnose zurückzuführen.

großem Gepränge in der Abtei residierte, auf Dimitri aufmerksam ward und ihn zu einem wahren Künstler ausbilden lassen wollte, merkte ich, wie unbeugsam herrisch er über den Knaben verfügte. Dieser sollte nie und nimmer den heiligen Berg verlassen, von allem, das die Welt liebt, unberührt bleiben und ein größerer Heiliger und Held der Entsagung werden, als der Haghion Oros, ja die ganze Menschheit jemals gekannt hatte. Aus Büchern zu lernen, war dazu nicht nötig, deshalb ward auch der gelehrte Grammatikos der Lawra, der vornehme und gütige Vater Melchisedek abgewiesen, als er den Knaben dazu anhalten wollte, die alten Schriften lesen zu lernen. Warum sich Vassili ungerügt so manches erlauben durfte, habe ich nie erfahren, aber ich weiß, daß selbst die Oberen sich scheuten, ihm entgegenzutreten. Die Klausner in der Umgebung zu besuchen, war Dimitris größte Lust. Er durfte mir zuweilen helfen, das Brot hinzutragen, und verweilte dann bei ihnen. Dem alten Makarius in der Turmklause am Meere, welcher medizinische Kräuter sammelte, half er dieselben ordnen und zur Versendung nach Karyä verpacken; in der Konstantinklause, wo der weise Eusebius trotz seiner beinahe hundertundzwanzig Jahre noch selber duftende Pflanzenöle bereitete und feurigen Wein zu keltern verstand, sammelte der Knabe Blumen und Blätter und half Trauben lesen, während er dem lahmen Diamandes, der eine Art groben Mantelzeuges, das „Athos-Tuch", webte und dabei nur von Wasser und Brot lebte, gelegentlich die besten Dienste erwies und ihm nebenbei seine schön,ten Legenden erzählte.

Seinen Vater hatte Dimitri sehr gefürchtet, er erwähnte ihn selten, von seiner Mutter aber war nie die Rede gewesen, und schon Phokas, wie nun auch Vassili, hatte mir streng verboten, dem Knaben jemals von ihr oder überhaupt von der anderen Hälfte der Menschheit zu sprechen. Als ich mich eines Tages zu einer Bemerkung über das Unnatürliche dieser Erziehung hinreißen ließ und das Kind zu bedauern wagte, erzürnte sich Vassili in fürchterlicher Weise und verbot mir, je wieder mich um Dimitri zu kümmern. Das ertrug ich nicht, und so verließ ich nicht nur die Lawra, sondern auch den heiligen Berg, und ließ mich in Erisso nieder. Von da ab sah ich Dimitri nur noch bei Wallfahrten wieder, aus der Entfernung mich seiner wachsenden Schönheit erfreuend. Es war mir ein Trost, daß sein starker Körper allen Entbehrungen Trotz bot, und daß die religiöse Schwärmerei ihn so völlig befriedigte; aber Dimitri kannte nichts anderes, und ich traute dem Frieden nicht recht.



Siegel des Präsidenten der heiligen Berggemeinde des Athos.

Als er etwa neunzehn Jahre alt war, schloß ich mich einem großen Pilgerzuge aus den Thälern des Parnaß und des Öta an, um meinen Liebling wiederzusehen. Diese Pilgerkarawane ward besonders feierlich empfangen; unter Glockengeläute und von sämtlichen Mönchen geleitet, zogen die Söhne Nord-Griechenlands, Hymnen singend, durch die weit geöffneten eisernen Thore der Abtei. Nie zuvor war so viel Aufsehen von Vassilis Gesang und Dimitris Legenden und gemalten Bildchen gemacht worden; die Leute bestanden darauf, daß die beiden mit ihnen gingen, um des heiligen Berges Lob zu verkünden und neue Pilgerkarawanen anzuwerben. Da die von der Türkenzeit her noch immer sehr erschöpfte Klosterkasse hierbei nur gewinnen konnte, so hätten die Epitropen gewiß der Wallfahrer Bitte erfüllt, aber an Vassilis Un-

Digitized by Google



Kloster Vatopädi.

beugsamkeit scheiterte alles. Um nun aber Dimitris rege gewordene Wanderlust zu befriedigen und ihm zum Malen neuer Bilder Gelegenheit zu geben, ward beschlossen, ihn eine Rundreise um den heiligen Berg machen zu lassen: die ihm bestimmte Welt: Kirchen, Klöster und dazwischen die urwüchsige Natur, reichte ja nur so weit wie die Grenzen des heiligen Chersonnes selber.

Es war ein wundervoller Maiabend, und Mönche, Pilger und Laienbrüder bewegten sich zwanglos in den großen Höfen der Lawra, oder in ihren Kirchen und Kapellen, wo die Wallfahrer nicht müde wurden zu bewundern und Gaben zu spenden. Eine so reiche Ernte hatte das Kloster lange nicht gehalten, auch ward Dimitri, die Veranlassung davon, gebührend ausgezeichnet. Ganz spät noch stand er vor dem wunderthätigen Ikon der kleinen Thorkirche, um der andächtigen Menge wiederholt die Güte der Theotokos zu preisen. Gleich darauf benutzte der Jüngling einen unbewachten Moment, um sich mir in Eile zu nahen. „Guter, lieber Philemon," flüsterte er mir liebevoll zu, „ich werde nie vergessen, was du an mir gethan hast — und daß du meinetwegen aus der Lawra weg mußtest!" Dann aber trat er schnell zurück, denn Vassilis Blicke straften ihn bereits. Wie leid mir der Jüngling in jener Stunde that! Ich gönnte ihn den Bergheiligen nicht, schon seiner schönen Geistesgaben wegen, die wie eine hervorbrechende Flamme erstickt wurden, dem Schöpfer zum Trotz. Hätte er nicht auch in der Welt ein frommer Mensch werden können?

Ein Mann aus Arachova (am Parnaß) hatte die Scene beobachtet und bat mich sehr, ihm Näheres über Dimitris Herkunft zu sagen; aber Vassilis Drohung eingedenk — der harte, hagere Mönch mit den finsteren Augen war von allen gefürchtet — schützte ich Unwissenheit vor. Da erzürnte sich der Mann: „Schon mehrere antworteten mir ebenso einfältig," sagte er, „so ist euch denn Dimitri vom Himmel gefallen? Aber ich kenne genau den Ort, wo solche Wunder hellenischer Schönheit erblühen, und ich werde schon das Rätsel lösen!" Die Worte klangen mir wie ein Unglücksruf in den Ohren; aber konnte nicht dennoch eine Veränderung zum Besten Dimitris

Digitized by Google

sein? Das alles wollte mir nicht aus dem Sinn.

Es waren fast drei Monate vergangen, als ich eines Abends, meine Netze flickend,

Athanasiusklause an den Lawrallippen.

am Meere saß. Öfter als je schaute ich nach dem lichten Athoskegel hinüber, wo nun bald wieder das große Fest gefeiert werden sollte, und sehnsüchtig dachte ich an Dimitri. Da kamen zwei Dorfkinder mit einem jungen Fremden auf mich zu, der mich mit ängstlicher Eile fragte, ob ich derselbe Philemon sei, welcher unlängst von einem Manne aus Arachova um Dimitri befragt sei. Ich bejahte dies, und er beschwor mich dann, ihm zu helfen, von der anderen Seite des Isthmus zwei Frauen nach Erisso zu geleiten, von denen die eine todkrank sei, aber durch meine Hilfe dennoch den Zweck ihrer mühseligen Reise zu erfüllen hoffe. Da ich zugleich erfuhr, daß ich es mit Dimitris Mutter, seiner Schwester und deren Mann zu thun hatte, war ich zu jedem Opfer bereit und betrachtete die Fremden als meine Gäste. Aus des jungen Charalambos Mitteilungen sah ich, daß das früher Gehörte wahr sei: die unglückliche Mutter hatte seit des Phokas Flucht mit seinem Sohne von beiden die Spur verloren, hoffte nun aber, sie wiederzusehen, sich mit dem Gatten zu versöhnen und Dimitri zu segnen, ehe sie stürbe.

Mir schwindelte der Kopf — ich

Digitized by Google

wünschte mir ein weniger weiches Herz. Was der Abend und die Nacht an Thränen und Jammer brachten, übergehe ich; über die Schwelle meines friedlichen Heims waren Trauer und Sorge geschritten, aber ich zürnte den Ankömmlingen deshalb nicht, denn es waren drei Menschen, die man lieb haben mußte, sobald man sie sah. Nur mit größter Verehrung kann ich der Mutter gedenken, Charalambos und Daphne aber sind noch heute meine besten Freunde, und wäret Ihr zum Fest der Verklärung gekommen, so hättet Ihr sie und ihre drei Söhne — sie erinnern an Dimitri! — als meine Gäste begrüßen können.

Doch zurück zu jenen leidvollen Tagen. Die Mutter flehte unter Thränen, ihr nur für einige Stunden den schmerzlich entbehrten Sohn zuzuführen; ihr und Daphne zuliebe, deren Liebreiz und vornehme Schönheit mich fast verwirrten, hätte ich wohl noch ein größeres Wagstück unternommen als das, Vassilis Seelenkind über die Provlaka zu bringen. — So eilte ich mit Tagesanbruch fort, und Dimitris Bergreise eingedenk, wandte ich mich zuerst nach Chiliandari, ob er etwa zufällig dort sei. Man wies mich nach Sographu, von da nach Dochiariu, wo beide dann anwesend waren. Mir brannten die Füße von den langen Eilmärschen, aber was war das gegen die Furcht vor der wahrscheinlichen Abweisung, die mir Vassili geben würde, der ja ein sehnendes Mutterherz nicht verstand. Indessen war meine Angst unnütz, denn der Mönch hatte einen Fall gethan, sich bedenklich den Kopf geschädigt und lag seit Tagen bewußtlos danieder. Sein Schützling weilte im Gebet versunken vor dem wunderthätigen Panaghiabilde des Klosters, und ob er mich auch herzlich willkommen hieß, wollte er — so gut war er geschult worden — doch nichts davon hören, mit mir zu gehen. Als ich ihm dann von dem letzten Segen der sterbenden Mutter sprach, deutete er auf das rauchgeschwärzte, uralte Bild, das geheimnisvoll hinter Weihrauchdunst und Kerzenlicht hervorschaute, und rief: „Diese hier ist meine Mutter! Ewig lebt sie, und ihr Segen quillt immer neu aus dem Born der Gnade!" Seine Augen strahlten, er stand da wie einer, der den Himmel offen sieht und den nichts Irdisches mehr anficht. Unwillkürlich wich ich zurück, dann aber sah ich wieder das jammernde Weib vor den Augen, das dem Tode Stunde um Stunde abrang um des ersehnten Anblickes wegen. Nur zu gut hatte Vassili seinen jungen Heiligen bearbeitet, ich aber fluchte ihm um des vermessenen, lieblosen Werkes willen.

„O Dimitri!" rief ich, „hat man dir mit der Heiligkeit das Herz verdorrt und verknöchert, daß du nicht derer gedenken magst, die dich geboren hat, und die nicht sterben möchte ohne einen letzten Blick auf dich? In ihr fernes Thal war die Kunde von dir gedrungen, sie ward gewiß, daß du ihr geraubter Sohn seist, und den Tod schon in den Gliedern, unternahm sie dennoch die Reise und harrt nun deiner ..."

„Ich verstehe dich nicht, wie könnte ich Vassili verlassen?" war seine Antwort.

Da ward ich heftig und stieß bittere Schmähungen gegen Vassili hervor, so daß zwei Kaloyeren mich hinwegführten, damit ich das Heiligtum nicht entweihe. Aber die Epitropen hatten ein fühlendes Herz und sprachen ein Machtwort, und trotz beginnenden Gewittersturmes wurden Dimitri und ich von den gutherzigen Mönchen zu Wasser nach der Provlaka befördert, wo wir abends bei Sternenlicht ankamen. Im Sturmschritt ging's dann nach Erisso, meinem Hause zu. Kein Wort hatte ich mehr zu meinem Begleiter gesagt, der selber auch verstimmt und träumerisch, daher stumm war. Ich meinte, den zwei Frauen alles andere überlassen zu müssen, und habe unrecht daran gethan. Daß ich's kurz mache: Dimitris Mutter war bereits tot. — Jahrelang habe ich mich nicht darüber trösten können, und doch war es vielleicht besser so.

Die Leiche war verhängt und mit Kerzen umstellt, aber das Sterbezimmer war

Digitized by Google

leer. Ich hieß den Jüngling dort warten, indes ich Daphne und ihren Mann suchen wollte. Die junge Frau trat mir im Hausflur entgegen, und ihr schneeweißes, wallendes Gewand — in Arachova ist so manches aus der alten Zeit erhalten —, ihr tiefblasses, herrliches Antlitz mit den großen, glänzenden Augen gaben ihr bei der spärlichen Beleuchtung etwas Überirdisches, das mir auffiel. Charalambos war soeben nach dem Kloster gegangen, um geweihte Kerzen und Weihrauch zu holen, und da Daphne sehr besorgt um ihn war, eilte ich ihm nach, damit ihm in der Dunkelheit nichts geschehen möchte. Als wir geraume Zeit später zurückkehrten, warf der halbe Mond sein bleiches Licht über das stille Dorf. Eben bogen wir um die letzte Ecke, als aus meinem Häuschen ein zorniger Ruf ertönte, worauf unbedeckten Hauptes, mit wallendem Haar Dimitri aus der Thür heraus und an uns durch, den Hügel hinabstürzte. Aber mit wenigen Sprüngen holte ich ihn ein und hielt ihn fest. „Laß mich, du hast mich dem Teufel überliefert, Fluch über dich!" stieß er hervor, entwand sich mir mit der Kraft des Wahnsinnes und stürmte davon. Ich merkte mir die Richtung, ließ ihn aber vorläufig gewähren.

Daphne war in Thränen aufgelöst, und das sichtbare Entsetzen, welches Dimitri ihr einzuflößen schien, war peinlich zu bemerken. Schließlich verstand ich so viel, daß sie anfangs vom Bruder für die Panaghia gehalten und mit göttlicher Verehrung begrüßt worden war. Als sie ihn dann aber umarmte und küßte und er das holde Wesen in seinen Armen hielt, da ward er inne, daß dasselbe ein Mensch sei wie er, und doch anders, und unter der großen Offenbarung, die seiner schönheitsdurstigen Seele ward, verwirrten sich ihm die Sinne: die erschreckte Daphne hatte ihm gut zurufen, daß sie seine Schwester sei, daß dort die tote Mutter liege — „Mutter" und „Schwester" waren ihm leere Worte, er fühlte und wußte nur das eine, daß etwas wunderbar Neues ihm erschlossen war, und daß er mit jugendlicher Begeisterung die bisher ungekannte Seligkeit auf sich einwirken, sich ganz davon durchdringen lassen müsse. Nun aber, in Daphnes höchster Not, entfielen Dimitris Gewand zwei kleine, bleigefaßte Bilder — sie sehen und Daphne von sich stoßen, war eins gewesen: der Unglückliche glaubte plötzlich in dem ganzen Vorgang ein Blendwerk der Hölle zu erkennen, und von der Panaghia, der er den Schwur, die Welt um ihretwillen zu hassen, gebrochen hatte, zur Buße gemahnt, stürzte er, von Zorn gegen sich selbst und gegen Daphne erfüllt, auf den heiligen Berg zurück, um seine verführte Seele zu retten.

Nicht mehr als zehn Minuten Vorsprung hatte Dimitri, als ich ihm folgte. Bei den Metochien an der Provlaka bellten noch die Wächterhunde, die er aufgeschreckt hatte, und im Mondlicht sah ich seine Fußspur und glaubte ihn von weitem noch zu erkennen. Er erklomm nun die hohe Warte, und mit Angst dachte ich daran, daß wir uns dem Bereich der Bergmiliz nahten, die ihn, falls er nicht antwortete, niederschießen würde. Mein Rufen half nichts, so suchte ich wenigstens, vor ihm die Wache zu erreichen, aber eine Streifpatrouille (man war Klephten auf der Spur gewesen) kam dem Flüchtling unversehens im Waldesdunkel in den Weg. Ich hörte Rufen und Schießen, und mit der ganzen Kraft der Verzweiflung vorwärts stürzend, konnte ich nur noch verhindern, daß man nicht auch die Hunde noch auf ihn hetzte. Den Wächtern, die mich kannten, war die Sachlage schnell erklärt; auf meine Bitte kam einer von ihnen mit mir, und als gleich nachher die Sonne aufging, war es zu meinem großen Leid nun eine Blutspur, die uns leitete. Durchs Dickicht hindurch und quer durch den Busch und schließlich nach links, dem Meere zu, ging's stundenlang, bis ich das Opfer von Vassilis Ehrsucht an der Schwelle des Kirchleins der Klosterruine St. Basil auffand. Nur an solchem Ort hatte sich

Digitized by Google

Dimitri vor Satan sicher geglaubt und seine müden Glieder zu ruhen gewagt. Da die schmerzlich verzerrten Züge und die heftigen Bewegungen verrieten, daß der wahnwitzige Kampf in ihm weiter tobte, schlug ich eine vorgefundene Simandra an, damit ihm der geheiligte Klang sage, daß er nichts vom bösen Feind hier zu fürchten habe. Wirklich wurde er dann auch ruhiger, so daß wir ihn nach Chiliandari tragen konnten, dessen serbische Mönche uns gütig aufnahmen. Schlimme Stunden harrten dort meiner, denn das starke Wundfieber und die stets wiederkehrenden Visionen setzten Dimitri so arg zu, daß er oft schwer gebändigt werden konnte. In den wenigen lichten Augenblicken vermied er es, von Daphne und Erisso zu sprechen, bat mich aber flehentlich, ihn nach Philotheu zu schaffen, daß er dem wunderthätigen Ikon dort, vor dem Vassili ihn hatte schwören lassen, Abbitte thun und dann sterben könne, „denn meine Sünde kann nur der Tod sühnen, für ein Leben voll Buße bleibt mir keine Kraft," setzte er hinzu.

In seinen Fieberphantasien sprach er von einer furchtbar schönen Riesenblume, die Satan ihm ins Herz gepflanzt und deren Duft ihn ersticke, oder er klagte herzbrechend über die verlorene Heiligkeit, um gleich darauf um so leidenschaftlicher nach Daphne zu rufen. Sein Zustand verschlimmerte sich inzwischen sehr, und sein Transport über schroffe Gebirgspfade nach Philotheu hin war nicht mehr möglich. So mußte sich Dimitri an den dort gemachten Kopien genügen lassen: die eine stellte die berühmte Glykophilusa, die bei weitem anmutigste Panaghia des Haghion Oros, vor, die andere einen jungen Mönch am Kreuze, den die sieben Todsünden mit glühenden Pfeilen durchbohren, während ihm ein Engel die Märtyrerkrone vorhält, um ihn zum letzten Kampf zu stärken. Durch eben diese Bildchen, die er als Talisman bei sich getragen, war mein armer Dimitri in verhängnisvoller Weise aus seinem Sinnentaumel emporgeschreckt worden.

Eines Tages trat plötzlich Vassili vor uns hin. Noch taumelnd vor Schwäche, leichenfahl bis in die dünnen Lippen hinein, selber vom Tode gezeichnet, wagte es der Fanatiker, dem Kranken mit den Qualen der ewigen Verdammnis zu drohen, mich aber zur Rechenschaft über das Vorgefallene zu ziehen. Ich aber war nicht mehr der demütige Laienbruder, der zu schweigen hat, und was ich dem finsteren Gesellen erwiderte, trieb ihn zur Stunde von dannen; was lag ihm auch an dem sterbenden Dimitri — dem zerbrochenen Werkzeug?

Die wahrhaft glühende Augusthitze und die neue furchtbare Aufregung zerstörten meine letzte Hoffnung, auch war die drittfolgende Nacht die letzte für Dimitri und die traurigste meines langen Lebens. Ein schweres Gewitter stand stundenlang über der großen Abtei, die hohen Cypressen wanden sich hilflos im Sturm und ächzten laut, und fürchterlich rollte der Donner, vom Echo der Berge verstärkt. Den Kranken packte Entsetzen: er meinte, den Ruf des Herrn zum Weltgerichte zu hören, und das Wimmern der „ewig Verdammten", die ihn unter sich erwarteten. Noch während des Gewitters trat der überaus schwere Todeskampf ein; nun es aber draußen endlich ruhiger geworden, ward auch der Sterbende stiller, und als in leuchtender Morgenfrische die Sonne aufging — am Feste der Verklärung —, da legte sich ein glückliches Lächeln auf Dimitris verhärmtes Gesicht, und mit den Worten: „Daphne, vergieb mir!" entschlief er wie ein müdes Kind zum Licht der ewigen Verklärung. Ob der Herr selber im letzten Augenblick den frommen Thoren über den Irrtum seines kurzen Daseins aufgeklärt hatte? Ich weiß es nicht, aber versöhnt mit Gott und in Frieden ist der junge Märtyrer dahingegangen.

Ich sandte Nachricht in die Lawra und konnte es ermöglichen, Dimitri neben seiner Mutter in Erisso zu begraben, denn im Tode wenigstens sollte er den Seinen angehören, anstatt im kahlen Erdhügel,

Digitized by Google

und bald danach im ekeln Beinhaus des Klosterkirchhofs in liebloser Vergessenheit zu modern. — Daphne litt schwer und schien um Jahre gealtert, und da es mir ein Stich durchs Herz war, den Athos sehen zu müssen, so gab ich den Bitten der beiden lieben Menschen nach, vermietete Haus und Hof und zog mit ihnen. Aber endlich ergriff mich Heimweh und ich kehrte nach Erisso zurück. Da nun Lebensadern unterbinden sollen. Ist's ein Wunder, daß sie dann, an sich selber irre werdend, von Blendwerken des Satans reden, denen sie zum Opfer gefallen? Dimitris und seiner Mutter letzte Reste haben nun längst in jenem gesegneten Thale am Parnaß, wo edle Menschen friedlich beieinander leben, eine Ruhestätte gefunden, und auch ich werde bald für immer dorthin übersiedeln.



Kloster Chiliandari

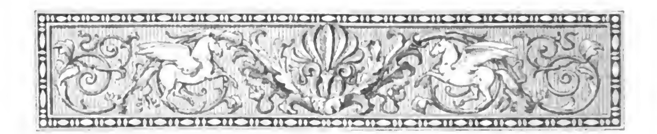
auch Vassili längst gestorben, schwand mein Groll gegen den Haghion Oros allmählich, hatte er sich doch zumeist gegen den Mönch dort gerichtet, der ungestraft die heiligen Bande des Blutes lösen wollte und sich vermaß, Heilige heranzubilden, welche die einfachsten und schönsten Regungen — wie Kindes- und Geschwisterliebe — verleugnen und sich überdies alle

Der Alte schwieg, sagte aber dann, auf den Athos deutend, mit bitterem Lächeln: „Seht dort den Berg der Schicksallosen,* die Heimstätte der Unkörperlichen,** und vergeßt — wenn Ihr wollt! — was ich Euch von Phokas und seinem Sohne erzählte."

* *Τὸ ὄρος τῶν ἀτυχῶν.*
** *Τάξις ἀσωμάτων.*



Digitized by Google



Octave Feuillet.

Von

Ferdinand Groß.



Knapp vor Neujahr 1891 ist ein Schriftsteller verschieden, dessen Auf- und Niedergang bezeichnend war für die Wendungen, welche der Geschmack in Frankreich genommen: Octave Feuillet, geboren am 11. August 1812 zu Saint-Lô, gestorben am 29. Dezember 1890 zu Paris. Es gab eine Zeit, in welcher die Sonne seines Ruhmes in hellstem Mittagsglanz erstrahlte; in unseren Tagen erblaßte diese Sonne ein wenig, Feuillet zehrte an seiner alten Beliebtheit, von einer jüngeren und ganz anders gearteten Generation überholt. Man las seine letzten Schriften aus Rücksicht auf seinen Namen, auf seine litterarische Vergangenheit; man fühlte die Verpflichtung, einen Autor nicht fallen zu lassen, der ehedem die breiteste Leserschar entzückte. In seiner Blütenepoche war er der Liebling der Damen, das Schoßkind der vornehmen Kreise gewesen; seine Bücher gehörten zum Hausrate jeder eleganten Familie, er erschien als Meister der Kunst, weltmännisch anregend zu erzählen, das Gewagteste anzudeuten, aber doch die Grenze des Zulässigen einzuhalten, in den Bahnen des Erlaubten zu verbleiben. Er war ein Gentleman mit der Feder. Er schrieb so zu sagen im Frack. Wohl schlug er, namentlich in seinen einaktigen „Proverbes“, den graziös leichten, den romantisch-ironisch tändelnden Ton Alfred de Mussets an, aber zur rechten Zeit besann er sich und suchte einen moralischen Schluß. Mit der Miene der Würdigkeit, mit Enthusiasmus für die Wohlanständigkeit brachte er das Pikante vor, dessen er nun einmal nicht entraten mochte. Diese Vereinigung greller Gegensätze brachte ihm aus der Feder Jules de Goncourts — des jetzt Überlebenden aus dem schriftstellerischen Brüderpaare Jules und Edmond — den Spitznamen bei: Le Musset des familles. Dieses Wortspiel enthält in der That einen tieferen Sinn, denn es bezeichnet die Extreme, zwischen denen Feuillets Muse sich bewegte. Während andere sich bemühten, die verbotene Frucht mit dem Nimbus des Erlaubten zu umgeben, zeigte er das Bestreben, der Legitimität den Beigeschmack des Verbotenen zu schenken. Vielleicht liegt gerade in diesem letzteren Vorgehen das größere Raffinement, das bedeutsamere Zugeständnis an einen verderbten Geschmack. Er hat übrigens zwei „Manieren“ gehabt, wie man sonst von Malern zu sagen pflegt. Zu der ersten gehört sein vielgelesener und als Theaterstück vielgespielter Roman d'un jeune homme pauvre, zu der zweiten sein Monsieur de Camors. Dort drückt er in salonfähiger Sprache salonfähige Effekte aus; seine Leute gehen über schwellende Teppiche, reden mit sorgfältiger Gewähltheit und gefallen sich in Neigungen, wie sie nur in den auserwählten Klassen vorkommen. Hier hascht er nach dem Krassen, nach dem gewaltsam Wirkenden und ver-

Digitized by Google

läßt die Region, die von kostbaren Wohlgerüchen erfüllt ist; der alte Camors, übersättigt vom Genußleben, schießt sich eine Kugel vor den Kopf, sein Sohn hat die Frau eines Freundes verführt, und auf Grund einer wunderlichen Selbstverurteilung mietet er einen Lumpensammler, um sich von ihm — ohrfeigen zu lassen. Wie ein Epilog zu diesen auseinanderstrebenden Richtungen geben sich die Werke seines Alters, in denen er als gläubiger Katholik den modernen naturwissenschaftlichen Standpunkt bekämpft und seine letzten, sinkenden Kräfte dazu verwendet, gegen Errungenschaften der Neuzeit Protest zu erheben. Der Höhepunkt seines Schaffens und seiner Popularität fällt mit jenem des zweiten Kaiserreiches zusammen. Seine Kunst müßte durch eine mit ausgesuchter Eleganz gekleidete, gefallsüchtige Schöne symbolisiert werden, welche die Augen schwärmerisch gen Himmel aufschlägt und abwechselnd Romane und Gebetbücher liest. Kein Wunder, daß Kaiserin Eugenie ihn beschützte; sie betrieb seine Ernennung zum Bibliothekar von Fontainebleau — eine Sinekure mit 15000 Franken Jahresgehalt —, und bei den Hoffesten in Compiegne, wo der Adel des Geistes, der Geburt und des Geldes sich zusammenfand, war er ein ständiger Gast, und eine ganze Reihe seiner mehr liebenswürdigen als bedeutenden Einakter hat er für das Schloßtheater von Compiegne verfaßt. Nach dem Sturze Napoleons blieb er ein überzeugter Imperialist; das Gehalt als Bibliothekar nahm er von der Republik, welche es ihm belassen wollte, nicht an. Heute ist Eugenie von Montijo eine vereinsamte, vom Unglück gebeugte Witwe, das Kaiserreich liegt seit mehr als zwei Jahrzehnten in Trümmern, und an Stelle der — von Feuillet geradezu typisch vertretenen — **Délicats** sind jene Wahrheitssucher getreten, die einen Ehrgeiz darein setzen, jedes Kind bei seinem Namen zu nennen, auch wenn dieser Name nicht eben erbaulich oder geschmackvoll klingt.

Als Feuillet seine Romane erscheinen ließ: **Histoire de Sibylle, Onesta, Dalila, Bellah, La petite comtesse, Julia de Trécœur, Le journal d'une femme**, da vernahm man mit bewunderndem Erstaunen, daß von jedem dieser Werke dreißig- bis vierzigtausend Exemplare verkauft worden seien, und enthusiastische Pariser Boulevardjournalisten schilderten, wie vor den Buchläden Equipage an Equipage sich drängte, angefüllt mit Damen, welche es sich nicht nehmen ließen, den köstlichen litterarischen Schatz persönlich zu holen. Und wie durch das gedruckte, so erzielte Feuillet auch durch das gesprochene Wort die mächtigsten Erfolge. Das Theaterpublikum jubelte ihm zu, wie der Leser. Seine Dramen: Le Sphinx, Julie, Montjoye und eine ganze Reihe kleinerer Stücke gingen über die hervorragendsten Bühnen innerhalb und außerhalb Frankreichs, man hätte meinen mögen, die Geltung des gefeierten Autors sei für alle Tage gesichert. Der Wandel, der seither eingetreten, ist ein Stück französischer Kulturgeschichte. Ehemals bildete es einen von Feuillets Ruhmestiteln, daß er zu den Hausromanciers der **Revue des deux mondes** gehörte; heute ist diese Zeitschrift, welche sich der neuen Bewegung starr verschließt, ein Refugium der Veralteten, zu denen Feuillet mehr oder minder offenkundig bereits gezählt wurde. Und kaum will man heute ein kritisches Lob darin sehen, daß Feuillet, als er den Lehrstuhl Scribes an der französischen Akademie einnahm, von Louis Vitet mit der Bemerkung empfangen wurde: es wäre Undank, nicht zu erwähnen, daß Feuillet von Jugend auf seinen Zeitgenossen praktische Belehrungen über die Reize des Familienlebens, über die Wonne des häuslichen Herdes gegeben ... der Kritiker fände eine lohnende und gehaltreiche Aufgabe darin, auseinanderzusetzen, welchen Weg das französische Schrifttum Schritt für Schritt zurücklegen mußte, um von der Petite comtesse und der Histoire d'une Parisienne bis zum Assommoir zu gelangen. Der Schriftsteller, der ein vielköpfiges Auditorium besitzt, schreibt nicht

in die Massen hinein, sondern aus den Massen heraus, und so darf man sagen, daß für den französischen Volksgeist der fünfziger und sechziger Jahre Feuillet ein ebenso charakteristischer Vertreter ist, wie der Ultranaturalist für jenen der Gegenwart. Die Menge der Lesenden hat sich übrigens entweder vermehrt, oder das jetzige Schriftstellergeschlecht versteht es in ungleich höherem Maße, anzulocken und zu fesseln, denn den vielgerühmten vierzigtausend Exemplaren des Roman d'un jeune homme pauvre stehen die zweihunderttausend von Nana entgegen.

Feuillet entwickelte eine so rastlose Thätigkeit, daß ein Rückblick auf dieselbe ermüdend wirken müßte, wenn man ihm eine Aufzählung aller Schriften des Dahingegangenen einfügen wollte. Aber ein in sicheren Linien gezeichnetes Porträt ergiebt sich, wenn man ein und das andere wichtigere Produkt des einst unsäglich beliebten Schriftstellers heraushebt. Damit mag man sich um so eher begnügen, als sie alle gemeinsame Familienzüge aufweisen. Seine Heldinnen haben durchschnittlich fünfhunderttausend Franken Jahresrente, und wenn er einmal die Armut auftreten läßt, so trägt sie einen so angenehm schwärmerischen Charakter, daß selbst der Eingeweihte vergißt, wie weh der Hunger thut. Ferner finden wir Feuillet fast immer bestrebt, unter dem Vorwande geistreichen Geplauders für die Heiligkeit der Ehe und aller anderen grundlegenden bürgerlichen Einrichtungen einzutreten; er thut dies — um ein paar Beispiele zu nennen — in den Lustspielen La crise, Le pour et le contre, La clé d'or, La partie des dames. Sehen wir seinen Schriften weiter ins Gesicht, so fällt uns auf, mit welcher Vorliebe er sich für die Form des Tagebuches eines weiblichen Wesens entscheidet. Diese Neigung hat Sainte-Beuve mit einer durchdringend witzigen Bemerkung ironisiert, welche durch eine Übersetzung nur verlieren würde: „Monsieur Feuillet excelle à écrire de ces Journaux de femme, de jeune folle. On dirait qu'il l'a été.“ Frauen und Mädchen waren allezeit die bevorzugten Objekte von Feuillets Sinnen und Denken. Aber sie mußten den obersten Schichten der Gesellschaft angehören, oder sie spielten, wenn er sie einer anderen Sphäre entnahm, eine so entsetzliche Rolle wie Sabine Tallevaut in dem Roman La morte, in welchem er als belletristischer David die Steinschleuder handhabt gegen den wissenschaftlichen Goliath, der den Namen Charles Darwin führt. In einem seiner hübschesten Proverbe, in „Das weiße Haar", legt er Herrn von Lussac die Betrachtung in den Mund: „Entzückendes Zimmerchen! Was giebt es Reizenderes als das Zimmer einer distinguierten, anständigen und etwas koketten jungen Frau? Überall die Spuren eines erlesenen Geschmackes und einer weißen Hand ... Eine Atmosphäre, sanft durchtränkt von ihren Lieblingsparfums ... Etwas zugleich Wollüstiges und Geheiligtes ... Eine Dämmerung von Verschämtheit, welche den Glanz des weltlichen Luxus verschleiert ..." In diesem Stückchen kommt, wie in der soeben daraus citierten Stelle, der ganze Feuillet zu Worte ... Nachdem Clotilde von Lussac zehn Jahre hindurch von ihrem Gatten Fernand vernachlässigt worden, entdeckt sie an ihm das erste weiße Haar, und an diesem einen Haare will sie ihn zu sich zurückziehen. Das Vorhaben gelingt ihr, Clotilde hat nicht umsonst so lange auf ihn gewartet.

Hier wie in vielen anderen Schriften Feuillets ist in der Ehe nicht die Frau, sondern der Mann der weltsüchtige Teil, der für das Haus neu erobert werden muß. Vielleicht hat diese Wendung dazu beigetragen, dem Autor eine überschwengliche Verehrung von seiten der Damen zu verschaffen. In dem Lustspiele Le village beklagt Madame Reine es, „daß jede Frau am Tage nach ihrer Hochzeit sich einer fürchterlichen Rivalität gegenüber befinde: den Erinnerungen ihres Gatten". Als Dramatiker wie als Erzähler kehrt Feuillet gern seine Religiosität hervor. In La Sibylle wendet die

Digitized by Google

Heldin sich von ihrem Geliebten ab, weil sie ihn als einen Ungläubigen erkennt. „Dalila“, ein starkes Effektstück, welches einen jungen Künstler, André Roswein, als Opfer der herzlosen und gefährlichen Kokette Marquise Falconieri zu Grunde gehen läßt, giebt dem Mäcen des Künstlers Gelegenheit, André vor den Frauen zu warnen, die keinen Glauben haben. „Toute femme,“ sagt er, „qui n'est pas au Christ, est à Vénus.“ Daneben huschen dramatische Kleinigkeiten vorüber, artig und anspruchslos, von spielerischer Anmut, nur mit dem einen Fehler behaftet, daß die auftretenden Personen unaufhörlich geistreich sind, sogar wenn sie sich nachts im Walde verirren und den Weg nach Hause nicht finden. In La rédemption nimmt Feuillet das Thema auf, welches Dumas in der „Kameliendame“ ange-



Octave Feuillet.

Digitized by Google

schlagen; er macht dabei Bemerkungen von gewinnender Feinheit, wie zum Beispiel, wenn er die anständigen und die unanständigen Frauen vergleicht: „Es kommt eine Zeit, in welcher die anständigen Frauen vom Laster versucht werden; dafür haben die anderen ihre Tugendkrisen." Die Krisen im Dasein des Weibes haben Feuillet oft beschäftigt; von mannigfachem Standpunkte aus betrachtet er sie, und hier und da macht er den Versuch, als Arzt aufzutreten, was ihm freilich nicht immer gelingt. Am gefälligsten erscheint er uns, wenn er solchen bedenklichen Fragen mit den Waffen liebenswürdigen Humors beizukommen sucht. Er hat ein Lustspiel „Die verbotene Frucht" geschrieben, in welchem er die Leute hänselt, die nach ihr fahnden. Der Chevalier de Rosalba kommt zufällig auf das Schloß der verwitweten Gräfin Corisanda. Er, um nicht immer vom Heiraten sprechen zu hören, giebt sich für einen Malteser aus, sie — aus gleichem Grunde — geriert sich als Gattin eines Notars. Beide reizen einander als verbotene Früchte, sie flammen in Liebe auf, lassen die Masken fallen und werden einander in demselben Augenblicke so uninteressant, daß sie für immer voneinander scheiden.

Wenn in den hier angeführten und anderen Lustspielen Feuillet mit lächelnder Miene auf die Scene tritt, so findet er in manchen seiner Dramen so packende, beinahe gewaltthätige Vorgänge, daß man den privilegierten Proverbe-Hausdichter von Compiegne kaum wiedererkennt. Er hatte eben ein Doppelgesicht wie der alte Janus; das eine nickt uns mit höfischer Liebenswürdigkeit entgegen, das andere verkündet mit der Glut seiner Augen, mit den herben Falten der Leidenschaft Kämpfe und Konflikte. Diese letzteren waren fast durchwegs von der Gattung, welche am besten im Boudoir von unbeschäftigten, empfindsamen Damen genossen wird; das liegt so in Feuillets innerster Wesenheit, welche ihn dazu verurteilte, sein künstlerisches Schaffensvermögen in die Bannmeile der aristokratischen Welt einzuengen. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist der Roman „Julia de Trécoeur". Die Hauptperson, die Tochter der jungen Witwe Clotilde de Trécoeur — adelig sind sie alle! — liebt Herrn von Lucan, muß aber eines Tags erfahren, daß dieser sich um ihre Mutter bewirbt. Im Kloster will sie Vergessenheit suchen. Da meldet sich ein Freier in der Person ihres Vetters Grafen Moras. „Ihn oder einen anderen, gleichviel!" Unter dieser Devise wird sie die Gattin des Grafen. Gegen ihren Stiefvater hat sie von nun an nur Haß und Ungebärdigkeit, aber unter solchem Deckmantel birgt sich die glühendste Liebe. Auf die Länge kann sie das Leben ohne Lucan nicht ertragen, und während eines Besuches bei ihrer Mutter begeht sie einen Selbstmord — natürlich einen fashionablen, keinen gewöhnlichen, wie es einer Plebejerin zukäme: sie reitet im Galopp von der hochgelegenen schroffen Küste hinab ins Meer. In diesem Roman geschieht nichts eigentlich Unmoralisches, keine Ehe wird gebrochen, kein Band der Familie zerstört, und doch entsteht die berechtigte Frage, ob das fortwährende raffinierte Spielen mit der Gefahr nicht ebenfalls unsittlich ist. Herr von Lucan ist einen Augenblick nicht weit davon entfernt, seiner reizenden Stieftochter, deren seinem Auge offenbare Neigung von ihm im stillen erwidert wird, ein Geständnis zu machen. „Wenn er," lesen wir, „dem Zauber der Leidenschaft, des Mitleids, des Schwindels nachgäbe, der ihn mit fast unwiderstehlicher Heftigkeit in die Spuren der schönen unglücklichen Frau drängte und ihn anreizte, sich zu ihren Füßen und dann an ihr Herz zu stürzen, dann wäre seine Seele auf ewig hoffnungslos verloren. Dieses Verbrechen, auch wenn es ein geheimes bliebe, müßte ihn von allem trennen, was es bisher für ihn Geachtetes, Heiliges, Unverletzliches gab: Himmel und Erde hätten ihm dann nichts mehr zu bieten: nicht Rechtlichkeit, nicht Ehre, nicht Glauben, keinen Freund, keinen Gott! Die ganze moralische Welt wäre für ihn versunken."

Digitized by Google

Julia de Trécoeur teilt das Schicksal einer gar stattlichen Reihe von Feuilletschen Frauengestalten; ihr Selbstmord gehört zu den Roman-Utensilien, deren er nicht entbehren konnte. In Le journal d'une femme betrügt Charlotte ihren Gatten; um ihre Schuld zu sühnen, geht sie in Balltoilette in den Wald und — erfriert sich. Auch an männlichen Selbstmördern fehlt es nicht. In La veuve soll ein Offizier im Auftrage eines auf dem Schlachtfelde sterbenden Kameraden dessen Gattin bestimmen, nicht wieder zu heiraten; statt diesen Auftrag zu vollziehen, erobert Maurice das Herz der Witwe, sie reicht ihm ihre Hand, aber sein Gewissen erhebt die rächende und strafende Stimme: während des Hochzeitsmahles verläßt Maurice die Gesellschaft und giebt sich den Tod.

Aus dem, was Feuillet in den letzten Jahren veröffentlicht hat, ist La morte deshalb mit besonderer Betonung zu nennen, weil er in diesem Buche den allerdings undankbaren Versuch unternimmt, mit den Mitteln des Romanschreibers der exakten Wissenschaft den Krieg zu erklären. Graf Vaudricourt muß auf seiner einsamen Besitzung für seine schwer erkrankte Gattin Aliette die Hilfe des in der Nähe einsam seinen Studien lebenden Doktors Tallevaut berufen. Der Doktor praktiziert sonst nicht, aber ausnahmsweise übernimmt er die Behandlung, und seine Nichte und Jüngerin Sabine läßt er auf dem Schlosse als Pflegerin zurück. Sabine bemerkt rasch, daß in dem Grafen Liebe für sie aufkeimt, und sie thut nun das, was nach des gealterten Feuillet Ansicht von einer Darwinistin nicht anders zu erwarten ist: sie räumt die Kranke aus dem Wege und wird des Grafen Gattin. Doktor Tallevaut hat das schreckliche Geheimnis entdeckt. Julie setzt ihm ihren Standpunkt mit Fassung auseinander: „Sie überraschen mich, Onkel. Ein Geist wie der Ihrige mußte voraussehen, daß ich aus Ihren Lehren, aus unseren gemeinschaftlichen Studien auch andere Konsequenzen ziehen könne als diejenigen, die Sie selbst daraus gezogen. Der Baum der Wissenschaft trägt nicht auf jedem Boden dieselben Früchte. Sie staunen, daß die Theorien, welche Ihnen nur Tugend einflößten, auf mich eine ganz andere Wirkung gemacht haben? Der Grund ist ein sehr einfacher. Sie wissen so gut wie ich, daß diese vorgeblichen Tugenden dem Belieben jedes einzelnen überlassen bleiben — nichts als Instinkte — Vorurteile, welche die Natur uns eingiebt, weil sie ihrer bedarf zur Erhaltung und Entwickelung ihres Werkes. Sie wollen sich diesen Instinkten unterwerfen, ich will nicht — das ist der Unterschied." Dem Grafen Vaudricourt wird eines Tages enthüllt, nicht nur daß er mit einer Giftmischerin verbunden ist, sondern auch daß die arme Aliette recht wohl wußte, Sabine verabreiche ihr Gift, daß sie jedoch glaubte, er sei mit ihr einverstanden, und deshalb das Gift gutwillig nahm — der Schmerz über diese Entdeckung tötet ihn — Sabine macht sich natürlich nicht viel daraus, denn sie verachtet „das Individuum gerade so wie die Gattung", während die Natur wenigstens auf Erhaltung der Gattung bedacht ist.

La morte ist eine Verirrung. Man muß sie anführen, weil sie ein wichtiges Moment in Feuillets Gesamterscheinung ausmacht. Dieses Buch hat den Lorbeerkranz des Dahingegangenen nicht bereichert; aber es ist auch nicht im stande, sein Bild zu verwischen; es bleibt dasjenige eines vornehmen Schriftstellers, der mit seinem Rappier schön und kunstvoll zu fechten verstand, ein ritterlicher Fabulist, ritterlich im Sinne des second empire, zu dessen markantesten Gestalten er gezählt werden muß. Seit einigen Jahren freilich war seine Glanzzeit vorüber — wie der Kaiser, an dem er gehangen, ist er entthront und verbannt gestorben. Andere führen das Scepter im Reiche des französischen Romans, und er selbst lebte schon jenseit der Grenzen, innerhalb deren die Quellen des Ruhmes sprudeln.

Digitized by Google



Juno.

Novelle
von
E. Langl.

II.


Es vergingen einige Wochen, aber es gab in denselben keinen Tag, an welchem sich Richard nicht im Hellingenschen Hause eingefunden hätte. Bald geschah es, um einen Abend dort zuzubringen, bald, um zu einem gemeinschaftlichen Besuch der Galerien und Kirchen oder zu einer Fahrt in die einsame trümmerreiche Campagna aufzufordern. Es war eine Zeit für Richard, in welcher er weder rückwärts noch vorwärts denken mochte, sondern sich dem ganzen Zauber der Gegenwart überließ. Vielleicht wäre es besser, sofort abzureisen, dachte er manchmal, aber er konnte es nicht über sich gewinnen, mit eigener Hand eine Zeit abzukürzen, welche so viel Sonnenschein in sein vereinsamtes Herz gebracht, und in welcher er jedem neuen Tage mit Ungeduld entgegensah.

Hellingen hatte schon lange den Wunsch gehabt, einmal eine Spazierfahrt nach der Acqua acetosa, jenem vor Porta del Popolo gelegenen Sauerbrunnen, zu machen; indessen eine Reihe von Regentagen hatte die Erfüllung dieses Wunsches hinausgeschoben. Endlich machte der Himmel wieder ein etwas freundlicheres Gesicht, und so fuhr denn eines Nachmittags die ganze Familie Hellingen in Begleitung Richards zur Porta del Popolo hinaus. Die gerade Straße der Vorstadt bietet an sich nichts besonders Interessantes. Nur ab und zu unterbricht eine malerische Osteria die Alltäglichkeit der übrigen Häuser oder irgend ein halb verfallener Palast, dessen verwitterte Skulpturen auf eine glänzende Vergangenheit schließen lassen. So geht es fort auf dieser altrömischen Via Flaminia, bis man nach einiger Zeit einen freien Blick in die Campagna gewinnt. Sankt Peter grüßt herüber, der Monte Mario mit seinen Pinien ist in unmittelbarer Nähe. Endlich gelangt man an den Ponte Molle, welcher in hohem Bogen über den eilig dahinströmenden gelblichen Tiber gespannt ist. Jenseit des Flusses

Digitized by Google

ziehen sich sanfte Höhen hin, hinter welchen in weiter Ferne der einsame Monte Oreste emporragt. Vor dem Ponte Molle bog der Wagen rechts ab, um den malerischen Weg längs des Tibers nach der Acqua acetosa zu einzuschlagen. Der Himmel war bedeckt, die Berge in der Ferne erschienen in dem eigentümlichen Blau jener Landschaften, welche häufig „die heilige Familie" Peruginos umgeben. Linde Lüfte mit sanften Schwingen kamen aus der Höhe und verkündeten die große Freude, daß der Frühling in die Welt gekommen sei. Da entfaltete denn auch schon gläubig und vertrauungsvoll der Kirschbaum seine weiße Blütenpracht, die Mandelbäume umhüllten sich mit ihren rosigen Schleiern, und insbesondere an den hohen Felsen, welche weiterhin den Weg beengen und von Epheu und anderen Schlingpflanzen umzogen sind, wucherte bereits das saftige Grün des erwarteten Frühlings. An der Acqua acetosa angelangt, ließ man sich von dem erfrischenden Wasser reichen, welches in einem von Bernini erbauten Brunnenhause aus Löwenköpfen heraussprudelt.

„Für den Heimweg möchte ich einen Vorschlag machen," sagte Marie. „Ich wünschte sehr, lieber Vetter, daß Sie den schönen Weg, der durch den Arco oscuro führt, kennen lernen. Fräulein Elsbeth ist denselben neulich mit mir gegangen. Sie werden ihn doch wiederfinden, liebes Fräulein? Helene giebt vielleicht auch etwas Weisheit dazu, und natürlich muß auch Friedrich, der uns neulich begleitet hat, mitgehen. In der Osteria, Fräulein Elsbeth, auf der Höhe des Bergrückens, da wo wir neulich unseren Durst stillten, müßten Sie auch jetzt einige Augenblicke einkehren, um sich auf den antiken Säulenkapitellen, die dort im Hofe herumliegen, etwas auszuruhen. Friedrich," sagte sie, sich nun zu dem alten Bedienten wendend, „Sie werden den Weg doch noch wissen?"

„Zu befehlen, Frau Baronin, ich weiß ihn."

„Werden Sie uns nicht begleiten, Marie?" fragte Richard leise.

„Nein, es wäre doch zu traurig für Hellingen, so ganz allein zurückbleiben zu müssen. Da käme ihm sein Unglück zu sehr zum Bewußtsein. Wir werden," wendete sie sich nun zu den anderen, „an der Villa Giulia, da wo der Weg, den Sie nehmen müssen, in die große Fahrstraße der Via Flaminia einmündet, den Wagen halten lassen. Diejenige der beiden Parteien, welche zuerst da ist, warte einige Augenblicke ruhig auf die andere, lange kann es ja nicht dauern."

Elsbeth und Helene waren schon voraus, Richard beeilte sich, ihnen nachzukommen; der alte Friedrich folgte.

Die eigentümlich gedrückte Stimmung, welche heute den Baron beherrschte, hatte sich während der Fahrt allen mitgeteilt. Jetzt indessen traten Munterkeit und Jugend wieder in ihre Rechte. Elsbeth und Helene jauchzten laut auf im Gefühle freier Bewegung, und auch Richard ließ sich mit fortreißen. Sie jagten einander, warfen sich mit Blumen und Blättern, bis dann allmählich wieder eine etwas ruhigere Stimmung eintrat.

Elsbeth ordnete eine Ranke auf Helenes Hut und wand dann heimlich für Richard ein ganz kleines Sträußchen, wie es die Herren in Italien vielfach im Knopfloch tragen und welches Helene ihm überreichen mußte. Richard hatte aber bereits die eigentliche Geberin erkannt und sagte dem jungen Mädchen einige freundliche Worte. Elsbeth schüttelte stumm den Kopf und wendete sich hoch errötend ab.

„Jetzt sind wir alle mit Blumen geschmückt, nur Sie nicht, Fräulein Elsbeth," bemerkte Richard. „Verschmähen Sie diese weißen Blumen, Gott weiß, wie ihr botanischer Name sein mag, nicht, sondern gestatten Sie ihnen, Ihr Haar zu schmücken."

„Blumen sind nicht für mich," entgegnete Elsbeth und erhob abwehrend ihr weißes Händchen.

„Blumen sind für die Jugend," beharrte Richard.

Digitized by Google

„Aber nicht für mich. Jugend und Jugend ist ein Unterschied. Für mich ist keine Jugend und für mich sind keine Blumen."

„Aber Fräulein Elsbeth, Sie werden ja tragisch."

In Elsbeths Augen flammte ein zorniger Blitz auf, dann lächelte sie.

„Es würde bei mir nur komisch wirken, wenn ich ‚tragisch' würde. Das muß ich Leuten von höherer Gestalt und schönerem Gesicht überlassen. Ich werde also die Blumen in das Haar stecken."

Sie zog die Handschuhe ab — es war eine Kindernummer — und bat Richard, dieselben zu halten. Während die erhobenen Hände die Blumen im Haar zu befestigen suchten, ließen die zurückfallenden Ärmel einen Arm von wunderbarer Schönheit sehen. Sie bog das Köpfchen hin und her, der Frühlingswind spielte leise mit den kleinen, rotgoldenen Löckchen an ihrem weißen Nacken, welche sich nicht dem Zwange des Flechtens hatten beugen wollen. Aber die Finger zitterten in nervöser Hast, es wurde Elsbeth augenscheinlich schwer, den rechten Platz für die Blumen zu finden. „Ich bin heute so ungeschickt," lachte sie, „Helene, komm und hilf mir." Richard streckte die Hand aus — „wollen Sie mir erlauben?" war er im Begriff zu sagen — da fiel ihm das hohe, reine Bild ein, welches er im Herzen trug, und er wendete sich ab, „um bei der Toilette nicht zu stören".

Sie waren nun an der Osteria angelangt. „Da sind auch die Säulenkapitelle, auf welche wir uns nach dem ausdrücklichen Wunsche der Frau Baronin setzen müssen!" rief Elsbeth, Richard mutwillig anlachend. Er bemerkte ihren Spott gar nicht, sein Auge wendete sich zunächst der Gegend zu.

„Welch eine Aussicht!" rief Richard. Da war wieder das eigentümliche nicht zu beschreibende Bild der römischen Landschaft: die wellenförmige Campagna, die sanften Linien der Hügelketten, die einsamen Tenuten mit den sie umgebenden Pinien.

„Wunderschön," sagte Elsbeth sinnend. „Aber ist ein Häuschen mit rot leuchtendem Ziegeldach im grünen Laubwald nicht viel schöner? Da möchte ich hausen, walten, schaffen, mit allen Kräften ein freundliches Dasein gestalten, hier in diesen Häusern könnte ich es nicht."

Richard blickte das junge Mädchen sinnend an. Dieses bescheidene Glück, wie sie es ausmalte, es hatte wohl etwas Anziehendes. Das wäre wirklich der Hafen der Ruhe, die Zerfahrenheit des unruhigen Daseins hätte ein Ende. Wenn er jetzt die Hand ausstrecken und sagen würde: „Elsbeth, folgen Sie mir in solch ein freundliches Haus mit rotem Ziegeldach als treue sorgsame Hausfrau," dann würde sie vielleicht beglückt an sein Herz sinken und — auch ihn beglücken? Ja, wenn ein anderes Bild nicht wäre! Sie, die er einzig und allein und doch zweimal geliebt: der Jüngling das Ideal, welches er angebetet, und der reife Mann das Weib, das er als Gefährtin seiner eigensten Seele erkannt hatte und unter Tausenden erwählt haben würde! Liebte sie ihn? Ein warmer Strahl ihres Auges, ein weicher Ton ihrer Stimme schienen es ihm zuweilen zu sagen, aber das war auch alles. Richard seufzte. Ich sehe zu einem unerreichbaren Stern empor und beachte nicht die freundliche Blume, welche mein einsames Herz erquickt hätte, dachte er.

„Warum seufzen Sie?" fragte Elsbeth leise, ihre Augen in stummem leidenschaftlichem Flehen in die seinigen senkend.

Richard machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es geschah unbewußt," entgegnete er, sich abwendend. Elsbeth stand einen Augenblick unbeweglich. Plötzlich rannte sie in eiligem Lauf den Weg zur Rechten hinab.

„Fang mich, Helene," rief sie. Diese sprang hinter ihr her und auch Richard folgte den beiden Flüchtigen, sie zu haschen. Der alte Friedrich blieb brummend stehen, schüttelte den Kopf und folgte dann so schnell, als es ihm seine Beine erlauben

Digitized by Google

wollten. Die beiden Mädchen sprangen bald rechts, bald links, es war ein liebliches Bild. Helenes vielfarbige römische Schärpe flatterte lustig im Winde, von Elsbeths Haar hatte sich eine Flechte gelöst.

„Ich bitte um Waffenstillstand, ich muß mein Haar aufstecken," rief sie.

„Wird nicht gewährt," entgegnete Richard.

Von neuem sprang sie davon, und das Haar löste sich immer mehr. Richard erinnerte sich jener Nacht, in welcher er Elsbeth so schön gesehen. Auch jetzt glänzten ihre Augen in unbestimmter Farbe, die ihnen einen besonderen Reiz verlieh. Er begriff nicht, wie er dieses Mädchen je hatte häßlich finden können. Die aufgeworfenen Lippen, die ihm zuerst besonders mißfallen hatten, waren sie nicht frisch und rot, und die kleinen weißen Zähne, die zwischen ihnen hindurchschimmerten, waren sie nicht wunderschön?

„Jetzt muß Waffenstillstand und sogar Friede sein," sagte Elsbeth ernsthaft. „Helene darf sich nicht zu sehr erhitzen, und was würde die Frau Baronin sagen, wenn sie mich in diesem Zustande sähe?" Sie errötete, als sie dieses sagte, auch sie dachte wohl an jenen Abend, als sie auf Befehl Maries mit dem großen Mantel umhüllt worden war.

„Ich glaube, wir müssen uns einige Augenblicke setzen, um uns abzukühlen," fuhr Elsbeth fort. „Helene, nicht auf den feuchten Erdboden, setze dich hier auf mein Tuch."

„Aber Sie selbst, Fräulein Elsbeth, werden sich erkälten."

„Ach nein," lachte sie, „ich bin ein Soldatenkind. Wie sollte ich durch die Welt kommen, wenn ich weichlich wäre. Wenn man, wie ich, allein draußen im feindlichen Leben steht, muß man es sich abgewöhnen können, um sich selbst besorgt zu sein."

Richard blickte sie mitleidig an. Welch ein Schatz von Aufopferungsfähigkeit, welch reiches, beglückendes Gemüt war dieses Mädchen für jemanden, dessen Herz noch frei war, dachte er.

Der alte Friedrich war herangekommen, er gab sichtliche Zeichen der Ungeduld, die aber niemand bemerkte. Langsam erstieg er endlich eine kleine Erderhöhung in der Nähe.

„Entschuldigen Sie," sagte er, sich der Gruppe nähernd, bedächtig, „wir sind ja wieder am Fluß, wir müssen den ganzen Weg wieder zurückgehen."

„Mein Gott, und der Wagen erwartet uns an der Villa Giulia; was wird die Frau Baronin sagen, wenn wir zu spät kommen," rief Elsbeth mit Thränen der Angst in den Augen, „o ich Arme!"

„Das ist schlimm," sagte Richard nachdenklich, „indessen seien Sie ruhig. Wir gehen jetzt zurück an den Tiber. Am Ponte Molle nehmen wir einen Wagen, es ist heute viel Verkehr dort, und wir werden sicher einen finden, der uns schnell nach der Villa Giulia bringen wird."

„Aber wir kommen nicht am Ponte Molle, sondern weiter aufwärts am Tiber heraus, und haben, bis wir einen Wagen finden, noch ein beträchtliches Stück zu gehen," sagte Elsbeth besorgt.

„Vielleicht finden wir einen Kahn am Tiber, obgleich das in dieser Gegend allerdings zweifelhaft ist," meinte Richard. „In diesem Falle würden wir, da es stromabwärts geht, sehr bald am Ponte Molle sein."

* * *

In dieser Zeit hatte der Wagen mit dem Hellingenschen Ehepaare den Rückweg eingeschlagen. „Du bist so still, Hellingen," fragte Marie, „hast du wieder Schmerzen?"

Er lachte laut auf. „Hast du nicht neulich einmal sehr geistreich bemerkt, daß die wahre Bewunderung stumm mache? Mich macht jetzt auch die wahre Bewunderung stumm." Er sah sie an, ob sie etwas hierzu sagen würde, doch schwieg sie. „Meine wahre Bewunderung bezieht sich nämlich auf dich, Marie. Wie fängst du es so außerordentlich geschickt an, aus deinem früheren Verehrer und der kleinen Lins ein Paar zu machen."

Digitized by Google

„Ich bat dich schon öfter, von Richard nicht mit diesem Ausdruck zu sprechen,“ entgegnete Marie.

„Nun, nun, du bist ein bißchen gar zu streng. Im übrigen ist es sehr edel von dir, Richard, welcher bis jetzt durch dich ohne liebende Gefährtin geblieben ist, mit einer solchen versorgen zu wollen.“

„Was meinst du denn eigentlich, lieber Hellingen?“ fragte Marie, den in ihr aufsteigenden Verdruß gewaltsam niederkämpfend.

„Du hast also doch — ich hätte dir das kaum zugetraut — das Interesse bemerkt, welches Walden für die Lins hat, so schüchtern sich dasselbe auch kundgab?“

„Nein, ich habe davon nicht das Allergeringste bemerkt!“ rief sie lebhaft.

„Wie? wirklich nicht? Ich dachte, daß du beiden jetzt deshalb Gelegenheit gäbest, einmal recht ungestört miteinander verkehren zu können.“

„Auf eine ‚Gelegenheit‘ hatte ich es nicht im entferntesten abgesehen. Ich glaube auch nicht, daß Richard eine solche wünschen würde. Er hat sich ja noch nie um Fräulein von Lins bekümmert, im Gegenteil, ich erinnere mich sogar, daß er ihre Häßlichkeit besonders hervorhob.“

„Ha, ha, ha! o, der Schlaukopf! Ich sage es ja immer, stille Wasser sind tief. Richard scheint, seitdem wir ihn nicht gesehen, bei den Damen sehr eingehende psychologische Studien gemacht zu haben. Mir sagte er nämlich, er fände die Lins sehr schön, dir sagt er, er fände sie häßlich; das nenne ich aber wirklich eine bewunderungswürdige, gründliche Kenntnis der weiblichen Natur.“

„So niedrig denkt Richard nicht!“ rief Marie.

„Bitte, werde in der Verteidigung deines Vetters nicht unliebenswürdig gegen deinen Mann, liebe Marie. Da du eine Frau bist, kann man von dir freilich kein objektives Urteil verlangen. Es ist ja eine ganz feststehende Thatsache, daß es jede Frau ärgert, wenn eine andere hübsch gefunden wird.“

Marie schwieg, aber ihre Miene verriet den mühsam unterdrückten Zorn. Der Baron war einstweilen zufrieden, er hatte seine Frau glücklich aus ihrer Erhabenheit, wie er es bei sich nannte, herausgebracht.

Nach einer Weile begann er von neuem: „Hast du es denn nicht bemerkt, wie Waldens Augen der Lins überall hin folgen? Wie er die Tage benutzt, wo du so gütig bist, an Stelle der Gouvernante Helene Unterricht zu erteilen, mit der Erzieherin in den Galerien zusammenzutreffen?“

„Das war Zufall.“

Der Baron lachte laut auf. „Ich glaube gar, du bist deines Vetters Vertraute; du weißt mehr als ich, doch hast du Schweigen gelobt, denn daß du nichts bemerkt haben solltest, ist doch unmöglich. Nun, Verschwiegenheit bei einer Frau ist eine solche Seltenheit, daß ich dich in dieser Hinsicht nur bewundern kann.“

Der Wagen hielt bei der Villa Giulia.

„Sie sind noch nicht da,“ sagte der Baron.

„Wir sind auch schnell gefahren.“

Nach einer Weile zog er die Uhr. „Jetzt könnten sie aber doch schon da sein. Die verliebten Leute werden sich wohl auf das angenehmste unterhalten und nicht daran denken, daß wir beiden hier vor Langerweile vergehen. Ich begreife dich wirklich nicht, Marie, wie du mich so in die unangenehme Lage des Wartens bringen konntest. Sei menschenfreundlich, soviel du willst, nur nicht auf Kosten deines Mannes.“

Marie achtete wenig auf das Poltern ihres Gatten. Ein bitterer Schmerz machte ihr Herz in seinen Tiefen erbeben. Es war ihr vorher wie Schuppen von den Augen gefallen, sie hatte einen Blick in ihr Inneres gethan, vor welchem sie zitterte.

Hellingen wurde immer ungeduldiger. „Wenn Helene und Friedrich nicht dabei wären, so würde ich glauben, Walden habe das Mädchen entführt. So ist es nur möglich, daß sie sich verirrt oder sonst Schaden genommen haben.“

Digitized by Google

Auch Marie fing an, sehr besorgt zu werden. „Sie müßten längst da sein,“ seufzte sie. „Ich fürchte, Hellingen, daß dir die Sonnenuntergangsluft, die bald eintreten wird, schaden könnte.“

„Du bist sehr gütig, um mich besorgt zu sein, indessen hättest du mehr Ursache, dich der anderen wegen zu ängstigen, die jetzt durch dich vielleicht in einer sehr schlimmen Lage sind.“

„Ich möchte vorschlagen, Hellingen, du führest nach Hause. Ich warte hier, bis sie kommen, und du schickst mir dann mit dem Wagen unseren Portier hierher, der mich, für den Fall, daß sie bis dahin nicht gekommen sind, begleitet, um sie zu suchen.“

„Welch weiser Vorschlag! Bis alles dieses geschieht, sind sie vielleicht längst umgekommen.“

Marie weinte bitterlich.

„Ich will mich gleich hier an einen redlich aussehenden Mann wenden, der mich begleiten soll, und sofort gehen,“ sagte sie, indem sie entschlossen aufsprang. „Der Wirt jener Osteria dort macht mir einen zuverlässigen Eindruck.“

„Halt, bleibe ruhig sitzen,“ gebot der Baron. „Jener zuverlässige Wirt sieht ganz so aus wie der Compare derjenigen, welchen sie vielleicht schon jetzt in die Hände gefallen sind.“

„Da sind sie, da sind sie!“ rief Marie die Hände vor Freude zusammenschlagend. „Dort kommt eine Droschke, aus welcher man uns mit einem weißen Tuche zuwinkt. Das müssen sie sein, wahrscheinlich hatten sie den richtigen Weg verfehlt.“

„Das habe ich mir gedacht,“ sagte der Baron triumphierend.

„Du schienst aber einen Unfall anzunehmen.“

„Wenn sich jemand verirrt, so ist er immer einem Unfall ausgesetzt; im übrigen ist diese Gegend ganz sicher.“

„Richard sitzt allein im Wagen!“ rief Marie erschrocken.

„Was? Das habe ich mir doch gedacht, daß da irgend etwas nicht richtig wäre!“ rief der Baron und versuchte sich zu erheben.

„Seid ohne Sorgen, es ist nichts Ernstes passiert!“ rief Walden schon von weitem.

„Nun ja,“ brummte Hellingen, „was sollte denn auch passiert sein? Aber wo sind denn die anderen?“

Helene hat sich das Kleid verdorben. Fräulein von Lins ist beschäftigt, die Toilette der Kleinen ein wenig wieder in Ordnung zu bringen, und den alten Friedrich habe ich zum Schutz bei ihnen gelassen.“

„Wo?“

„Am Ponte Molle.“

„Sagen Sie mir, was geschehen ist,“ sagte Marie ihn fest ansehend, „einmal müssen wir doch die Wahrheit erfahren.“

„Nun also, es ist aber von keiner Bedeutung. Als wir, anstatt am Arco oscuro, schließlich am Tiber wieder herauskamen, nahmen wir, um möglichst schnell hier sein zu können, bis zum Ponte Molle einen Kahn. Unterwegs gelang es mir, Helene an ihren langen Schärpenenden, welche auf dem Wasser schwammen, in die Höhe zu ziehen, sie war nämlich über den Rand des Kahnes in den Fluß geglitten. Sie ist ganz frisch und gesund und eben beschäftigt, sich vermittels der Kleider des Wirtstöchterleins der großen Trattoria am Ponte Molle in eine kleine Contadina umzuwandeln. Sie werden uns bald entgegenkommen.“

Marie brach in Thränen aus, sie drückte schweigend Richards Hand. Auch Hellingen war bewegt. „Worte giebt es für unseren Dank nicht,“ sagte er.

„Was reden Sie von Dank, lieber Vetter? Wenn ich noch nachgesprungen wäre! So aber zog ich die Kleine ohne jede Mühe in den Kahn hinein.“

„Da, da sind sie!“ Ein Freudengeschrei ertönte. Helene fiel dem Baron und Marie abwechselnd um den Hals. Es war eine liebliche Scene frohen Wiedersehens, in welcher nur Elsbeths trübes Gesicht einen Mißklang abgab.

„Gehen Sie nicht zu streng mit dem

Digitized by Google

armen Fräulein ins Gericht," flüsterte Richard Marie zu.

Diese sah ihn ernst an.

„Es handelt sich um eine Pflichtverletzung, die Helene fast das Leben gekostet hätte und Hellingen und mir tiefen Kummer bereitet haben würde — daran scheinen Sie nicht zu denken."

Elsbeth saß mit gesenktem Kopfe stumm da. Sie schien von dem, was um sie vorging, nichts zu bemerken. Endlich hielt der Wagen vor Hellingens Wohnung.

„Ich will noch für ein halbes Stündchen mit hinaufgehen," sagte Richard, „um zu sehen, ob Helene wohl ist, oder ob es vielleicht nötig sein würde, einen Arzt zu rufen."

Helene wurde nun der Vorsicht halber sofort zu Bett gebracht und Marie nahm an ihrem Lager Platz.

„Herr von Walden, ich habe Helene so lieb; bitten Sie die Frau Baronin, daß sie mir gestatte, an dem Bett des Kindes zu sein," flüsterte Elsbeth bitterlich weinend.

„Was ich für Sie thun kann, soll mit der größten Freude geschehen, verlassen Sie sich darauf," entgegnete er bewegt.

„Frau Baronin ist sehr streng, ich glaube nicht, daß sie je etwas verzeihen könnte, und ich — ach, ich habe ja auch keine Verzeihung verdient. Wenn Sie aber dennoch — mich nicht für zu unwürdig — mein Fürsprecher — und — und —" Schluchzen erstickte ihre Stimme, und als sie jetzt Schritte kommen hörte, stürzte sie hinaus.

Es war Marie, welche auf einige Augenblicke heruntergekommen war, um ein Märchenbuch für die Kleine zu holen. Richard trat auf sie zu und faßte ihre Hand. Sie errötete; über ihre Gestalt lief ein Zittern, sie wollte ihm die Hand entziehen.

„Nein, Marie," sagte er, „lassen Sie mir einen Augenblick diese Hand, die allen wohlthut. Lassen Sie mich diese liebe Hand bitten, sich einer Unglücklichen entgegenzustrecken, die aus der Tiefe ihres Herzens um Ihre Verzeihung fleht."

Marie wurde totenbleich.

„Gestatten Sie mir, in dieser Angelegenheit nach meinem Ermessen zu handeln," sagte sie kühl. „Die Unglückliche, welcher es an warmer Fürsprache nicht zu fehlen scheint, hat meine Verzeihung noch gar nicht nachgesucht; ich erwarte von ihrem Ehrgefühl, daß sie um ihre Entlassung bittet."

Sie verließ Richard mit leichtem Neigen des Hauptes und begab sich an das Bett Helenes, um, solange er da war, nicht wieder im Salon zu erscheinen.

* *
*

Was waren es für Gedanken, die in Marie auftauchten, als sie am Lager des Kindes saß, welches längst eingeschlafen war? Es zogen Stürme durch ihre Seele, wie sie dieselben bisher nie gekannt. Am liebsten wäre sie zu ihrem Gatten gegangen und hätte gesagt: Hilf mir, ich gehe zu Grunde, rette mich! Ich liebe dich nicht mehr, ich liebe einen anderen; er liebt mich zwar nicht wieder, dennoch kann mein Herz nicht von ihm lassen. Hilf mir und stehe mir bei, daß meine Gedanken und Gefühle den Weg zur Pflicht wiederfinden.

Was würde Hellingen wohl sagen? Er würde sie mit grausamem Spott vor sich selbst herabsetzen, wie er es die langen, langen Jahre hindurch selbst bei dem harmlosesten Wort gethan hatte. Sie dachte zurück, sie bemerkte es jetzt erst, wie so einsam ihre Seele gewesen war. Bei jedem Schritt auf der Bahn zum Idealen hatten sie die Dornen seiner Spottlust blutig geritzt, jeden inneren Aufschwung hatte er ihr zu nehmen versucht und ihr nichts gegeben, was ihr hätte ein Halt sein können in den Stunden des Kampfes.

Welch ein Glück hingegen war ihr der Verkehr mit Richard in diesen wenigen Wochen gewesen. Er hatte sie verstanden, ihre Seelen nahmen den gleichen Flug. Sie weinte heiße Thränen, als sie alles dieses bedachte. Erst spät am Abend,

Digitized by Google

als Helene schon lange fest und ruhig schlief, ging Marie in den Salon. Sie hörte, daß Hellingen die Whistpartie hatte absagen lassen.

„Nach diesem unruhigen Tage bin ich wirklich zu abgespannt dazu!“ rief er. „Walden ist längst fort, Fräulein von Lins behauptet Kopfschmerzen zu haben, und dich bekam ich bisher gar nicht zu Gesicht — das sind alles die Folgen dieses unglückseligen Spazierganges. Ich habe Friedrich gesagt,“ fuhr er fort, „er solle mir eine Flasche Aleatico bringen, nun kann ich wenigstens den guten Wein mit dir zusammen genießen.“

Der Bediente erschien mit Flasche und Gläsern.

„Zum Tausend, Friedrich, wie habt ihr es denn eigentlich angefangen, euch so zu verirren!“ sagte der Baron. „Du kanntest ja den Weg und hättest besser aufpassen müssen.“

„Gnädiger Herr Baron, das Fräulein lief wie toll darauf los, der gnädige Herr hinter ihr her, ich konnte kaum mit. Ich wollte sagen: Aber wir müssen doch links gehen; da der gnädige Herr Baron jedoch immer sagen, ich sei so dumm, so getraute ich mich nicht zu widersprechen.“

„Und so kam es denn unfehlbar wieder auf eine Dummheit heraus, so oder so,“ versetzte Hellingen. „Und dann fiel das Kind in das Wasser, und so ein alter Kerl wie du sitzt dabei und paßt nicht auf.“

„Gnädiger Herr, ich getraute mich nicht.“

„Was, zum Tausend, du getrautest dich nicht aufzupassen?“

„Gnädiger Herr Baron wollen verzeihen, aber der gnädige Herr von Walden und das Fräulein — ich dachte — ich glaubte, es schicke sich nicht, wenn ich so viel gerade dorthin sähe, es sähe vielleicht so aus, als wolle ich spionieren; da schaute ich denn immer ins Wasser, bis Fräulein Helenchen auf einmal hineinfiel.“

Der Baron lachte laut auf. „Marie, sieh dir einmal dieses Muster von Diskretion an. Du bist ein braver Kerl, Friedrich, wenn du auch dumm bist. Aber etwas mehr gesehen, als du sehen solltest, hast du doch, das steht dir deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Du Pfiffikus. Also raus mit der Sprache!“

Marie warf ihrem Gatten einen vorwurfsvollen Blick zu, den derselbe mit lautem Lachen beantwortete.

„Nun, ich habe nur gesehen —“

„Nur? Was?“

Marie erhob sich, um das Zimmer zu verlassen, aber es war, als habe sie Blei in den Füßen, und es dauerte lange, bis sie an das Ende des großen Salons gelangte, alles schwankte vor ihren Blicken.

„Nun, als Fräulein Helenchen glücklich gerettet war, da sank Fräulein von Lins vor dem gnädigen Herrn von Walden auf die Knie, um sich schön zu bedanken, glaube ich, und —“

„Und?“

„Und da hat er sie geküßt, aber nur einmal, daß ich es gesehen habe.“

Marie war an der Portiere angelangt, sie sank im Nebenzimmer kraftlos in einen Sessel.

* *
*

Die Tage vergingen in gewohnter Ordnung, nur Richard ließ sich nicht mehr sehen. Helenes Gesundheit hatte durch das kalte Bad nicht im mindesten gelitten, Elsbeth hatte nicht um ihre Entlassung gebeten und Marie ihr dieselbe auch nicht erteilt, obgleich sie große Lust dazu hatte. Ihre Nachlässigkeit wäre nur Vorwand, nicht der eigentliche Grund, rief eine Stimme in ihrem Inneren, und dieser Stimme wegen kündigte sie Elsbeth nicht. Es war indessen zwischen beiden Frauen ein geschraubtes und unerquickliches Verhältnis eingetreten.

„Richard kommt gar nicht mehr,“ sagte der Baron eines Tages, „man sollte einmal nach ihm schicken.“

„Nein,“ sagte Marie bestimmt, „wenn er nicht von selbst kommt, so wollen wir ihn nicht nötigen.“

„Es wäre möglich, daß er krank ist.“

„Krank ist er nicht. Ich höre öfter von Bekannten, daß sie ihn hier und

Digitized by Google

dort in Galerien oder in Gesellschaften gesehen haben."

„Ist es dir nicht aufgefallen, Marie, daß dich die kleine Lins jetzt so häufig um Urlaub, auszugehen, bittet?"

„Sie hat hier alte Bekannte und Landsleute gefunden."

„Ha, ha, Marie, in mancher Beziehung bist du arglos wie ein neugeborenes Kind. Sie trifft mit Walden zusammen, das sage ich dir."

Marie wurde bleich: „Das dürfen wir nicht dulden!" rief sie erregt.

„Warum denn nicht? Es ist gar nicht anders anzunehmen, als daß Walden die ehrenhaftesten Absichten hat. Du wirst doch nicht dem armen Mädchen deshalb kündigen wollen, weil sie mit dem Zukünftigen einmal ein harmloses Stelldichein in einer Galerie hat? Treibe nicht immer die Jugend aus dem Hause, weil sie ihre kleinen Fehler und Schwächen hat, die bloße Weisheit ist gar zu trocken."

Marie sah ihren Mann einen Augenblick erstaunt an. „Wie du willst," seufzte sie.

„Ich glaube," fuhr der Baron fort, „daß es Walden, solange zwischen ihm und der Lins die Sache vielleicht noch in der Schwebe ist, peinlich sein wird, hierher zu kommen, und von diesem Gesichtspunkt aus bin ich ganz mit dir einverstanden, daß man es ihm überläßt, ob und wann er kommen will, und es ruhig abwartet, mit was für wunderbaren Dingen er uns am Ende unserer hiesigen Tage überraschen wird. Aber siehe, da kommt der Wagen zu unserer Spazierfahrt. Bist du fertig? Und wohin fahren wir heute?"

„Ich möchte dich bitten, mich für heute zu entschuldigen, lieber Hellingen, und mit Fräulein von Lins und Helene allein zu fahren. Ich möchte jetzt noch ein Stündchen ruhen und nachher mehrere notwendige Besuche machen."

Der Wagen rollte davon. Marie schloß sich in ihr Schlafzimmer ein, das Herz von Kämpfen zerrissen. In diesen Wochen hatte sie gelitten, was ein Mensch an stummer Qual nur leiden kann. Sie hatte gewartet, vom frühen Morgen bis Mitternacht, ob Richard nicht kommen würde, gewartet und gewartet und vergebens gewartet. In die Galerien, in die Gesellschaften ging sie nicht mehr, „nach ihm nur geh ich aus dem Haus," diese Worte hatten wie Donner in ihre Seele getönt, als sie einmal im Begriff gewesen war, nach dem Vatikan zu gehen; sie war unterwegs wieder umgekehrt. Eine Spazierfahrt an Hellingens Seite war das einzige, was sie sich seitdem ab und zu noch gestattete.

„Bist du krank?" hatte Hellingen sie heute gefragt.

„Krank nicht, nur nervös."

„Um des Himmels willen, Marie, fang du nicht auch an, über Nerven zu klagen! Das war ja die edelste unter allen deinen außerordentlichen Eigenschaften, daß du nie von Nerven sprachst. Ich bitte dich dringend, steige nicht vom Piedestal deiner Tugenden herab. Doch," fuhr er freundlicher fort, „du bist wohl, als Helene in das Wasser gefallen, zu sehr erschrocken, dein Gesicht ist bleich, du solltest einen Arzt fragen."

„Ruhe ist der beste Arzt," brachte Marie mühsam hervor. Sie hätte weinend auf die Knie sinken mögen. Hellingen, der sich sonst stets bemühte, sie durch seinen Spott herabzusetzen, stellte sie hier höher, als sie es verdiente.

Jetzt in ihrem einsamen Zimmer zog dieses alles wieder an ihrer Seele vorüber.

„Welch ein Glück, daß Richard mich nicht liebt!" seufzte sie, bis sie plötzlich merkte, daß gerade dieses „Glück" ihr tiefstes Leid sei. Ich werde nun doch die Besuche machen müssen, von denen ich gesprochen habe, dachte Marie endlich. Sie ließ sich schnell ankleiden, winkte einem leer vorbeifahrenden Wagen und fuhr bei gleichgültigen Menschen vor, von welchen sie wußte, daß sie um diese Stunde nicht zu Hause sein würden. An der Ecke der Via Sistina angelangt, hörte sie plötzlich ihren Namen rufen und sah lebhaft ein

Digitized by Google

weißes Tuch winken. Sie erkannte Frau von Nienfeld am Arm ihres Gatten.

„Kommen Sie und trinken Sie mit uns den Fünf-Uhr-Thee, wie die Engländer sagen," rief die Freundin, und Marie, welche bis zum Essen noch eine Stunde Zeit hatte, folgte gern der Aufforderung.

Die Zimmer, welche das Nienfeldsche Ehepaar inne hatte, waren lange nicht so elegant wie die, welche Hellingens bewohnten, aber die ganze Einrichtung hatte etwas sehr Trauliches. Da stand Nienfelds Schreibtisch, daneben die Staffelei seiner Gattin. Über dem Klavier hing sein Bild, welches sie selbst gemalt; auf ihrem Schreibtisch lagen, elegant gebunden, einige Bände seiner Werke. Frische Blumen, die Nienfeld seiner Gattin täglich spendete, verbreiteten süßen Duft durch die freundlich ausgeschmückten Räume.

„Wie behaglich ist es hier bei Ihnen," sagte Marie mit einem unterdrückten Seufzer.

„Nicht wahr?" entgegnete Frau von Nienfeld und streichelte mit besorgter Miene Maries bleiches Gesicht. „Ja, wir haben uns," fuhr sie fort, „unser Schicksal geschaffen, nicht ohne Kampf und Beschwerden, aber schließlich ist das Werk wohlgelungen. Wie innerlich einsam fühlte ich mich bei meinem ersten Gatten, und wie glücklich bin ich jetzt!"

Es war das erste Mal, daß Frau von Nienfeld diesen Punkt Marie gegenüber berührte.

„War er nicht gut gegen Sie?" fragte diese.

„Sehr, sehr gut," rief Frau von Nienfeld mit Wärme, „aber meine Interessen waren nicht die seinigen. Wo ich warme Teilnahme an allem Hohen und Schönen in Kunst und Poesie verlangte, gab er mir —"

„Einen Stein," seufzte Marie dumpf.

„Nein, zum Beispiel einen neuen Hut," lachte die Freundin. „Erst als ich Nienfeld kennen lernte, da merkte ich, was mir fehlte."

„Welche schwere Stunden mögen es gewesen sein, als Sie zuerst diese Neigung zu bekämpfen suchten!"

„Ich habe sie keinen Augenblick bekämpft, ich fühlte, daß sie mir Lebensluft, das Leben selbst war; ich öffnete ihr mein ganzes Herz ohne Rückhalt und war sofort entschlossen, alles ihretwegen zu leiden. Ich erkannte, daß die Trennung einer Ehe, welche nicht auch die Geister vereint, eine sittliche That sei. Die Mißbilligung der Welt kann man hinnehmen, wenn man weiß, daß man das Rechte thut."

„Und wußten Sie das?" fragte Marie, sie gespannt anblickend.

„Ich glaubte es zu wissen und bin noch derselben Meinung. Wir sind beide sehr glücklich, wir tragen in uns die Bedingungen zu unserer gemeinschaftlichen inneren Fortentwickelung. Meinen ersten Gatten konnte eine Frau, die gar nicht zu ihm paßte, auf die Dauer auch nicht glücklich machen. Und wenn auch, so wäre auf diese Weise er es doch nur allein, der bei der Sache verlöre, während, hätte ich meine Ehe nicht gelöst, Nienfeld und ich, also zwei Herzen, unglücklich geworden wären."

Marie schwieg. Diese Berechnung gefiel ihr nicht ganz. Endlich sagte sie:

„Sie halten die Trennung einer Ehe, in welcher beide Gatten nicht in ihren geistigen Interessen übereinstimmen, für eine sittliche That. Würden Sie aber die Selbstverleugnung, die des Herzens Neigung bekämpft, um einmal übernommene Pflichten zu erfüllen, nicht ebenso nennen müssen?"

„Nein, denn diese Selbstverleugnung ist nur Danaidenarbeit. Sie ist ein unnützes Schaffen mit einem untergeordneten Teil unserer geistigen Kräfte, während der edlere brach liegt. Diese Art Pflichterfüllung läuft mehr oder weniger auf die Furcht hinaus, der Meinung der Menge die Stirn zu bieten."

Der Eintritt Nienfelds unterbrach dieses Gespräch. Die Unterhaltung drehte sich von nun an nur um allgemeine Dinge, bis es für Marie Zeit war, nach Hause zu gehen.

* *
*

Digitized by Google

Wieder verging Tag auf Tag, ohne daß Richard sich sehen ließ. „Wüßte ich nur, warum er nicht kommt?" seufzte Marie. „Ist es, weil ich ihm damals unfreundlich geantwortet, als er für Elsbeth bat? Wie lieb muß er sie haben, wenn er deshalb jede freundschaftliche, jede verwandtschaftliche Beziehung zwischen uns abbricht. Oder hätte er etwa meine mir damals selbst kaum klar gewordene Neigung für ihn bemerkt, und hielte es nun für seine Pflicht, fern zu bleiben?" Maries Wangen brannten vor Scham bei diesem Gedanken.

Dann erwog sie wieder, ob Elsbeth sie verleumdet haben könnte. „Stände ich nur einer Gewißheit gegenüber, es sollte mir nicht an Kraft fehlen, das Schlimmste zu ertragen," seufzte sie oft.

Das Wetter war trübe; es war die Regenzeit, welche dem Ausbruch des vollen Frühlings vorausgeht. Marie waren diese grauen Tage willkommen; sie stimmten zu ihrem Inneren und gestatteten ihr, ohne Ausflüchte und Entschuldigungen suchen zu müssen, ruhig zu Hause zu bleiben.

Endlich brach eines Tages die Sonne siegreich hervor. Die ewige Stadt lag wieder von blauem Glanz umflossen da, rötlich schimmerten die fernen Berge.

Hellingen saß noch behaglich am Frühstückstisch, scherzte mit Elsbeth und Helene und machte allerlei Reisepläne für die herannahende wärmere Jahreszeit.

Marie hatte sich in das Nebenzimmer begeben. Sie war gar nicht zum Scherz aufgelegt, und die Reisepläne machten ihr Qual, bedeuteten sie doch für sie das Erlöschen des letzten Hoffnungsschimmers. Wie sollte sie es ertragen, unversöhnt von Richard zu scheiden, in qualvollen Zweifeln, ob er ihr zürne, ob er nicht gut von ihr denke, ohne Aussicht, sich jemals verteidigen zu können.

Elsbeth, die Marie innerlich nie sympathisch gewesen, wurde ihr nun von Tag zu Tag unangenehmer, obgleich das junge Mädchen alles that, was in seinen Kräften stand, um auch die kleinste Pflicht pünktlich zu erfüllen. Marie ging selbst streng mit sich ins Gericht: daß sie, die verheiratete Frau, die Richard nie etwas sein dürfe, der armen, heimatlosen Waise ihr Lebensglück beneide; aber trotz aller dieser Strafpredigten blieb ihr Widerwillen gegen Elsbeth derselbe, und wenn sie dann wirklich einen Anlauf zu größerer Freundlichkeit nahm, so kam sie sich in dem Augenblick so falsch und unaufrichtig vor, daß sie es lieber bei dem alten kühlen Ton bewenden ließ.

Sie hatte jetzt eine Weile gedankenlos zum Fenster hinausgestarrt. Plötzlich ließ sich ein lautes Lachen vernehmen, und nun hörte sie auch das Klappern von Hellingens Stöcken, mit welchen sich derselbe, von Friedrich unterstützt, mühsam auf sie zubewegte.

„Nun, Marie, du bist ja wunderbar tief in Gedanken versunken. Du hältst wohl einige geistreiche Gespräche im Concept, mit welchen du nachher uns gewöhnliche Sterbliche zu überraschen gedenkst. Woran dachtest du denn so eifrig?"

Marie errötete. Wo war die Zeit geblieben, wo sie auch dem spottlustigen Gatten jeden Gedanken offenbaren konnte?

„Ich dachte an das schöne Wetter."

„Wie geistreich! Du hast jedenfalls das erhebende Bewußtsein, daß sämtliche Römer heute mit dir diesen Gedanken geteilt; doch daran wird dir freilich wenig gelegen sein, da du ja nach Originalität strebst."

Marie antwortete nicht. Er konnte sie nicht mehr quälen, als sie schon gequält war.

„Und erregt das schöne Wetter gerade heute in dir sonst keine Empfindungen?"

„Nein," sagte Marie erstaunt.

„Nein? Ist das dein Ernst? Was ist denn eigentlich mit dir vorgegangen, Marie? Deine Haltung läßt mich auf einen großen Umschwung in der Mode schließen."

„Ich verstehe dich nicht," sagte Marie stumpf.

„Was haben wir denn heute für einen Tag?" sagte er lachend.

Digitized by Google

„Montag; nein, richtig, Dienstag; — warum?"

„O heiliger Kunstgötze, so bist du wirklich entthront! Es scheint dir also gleichgültig zu sein, daß heute Dienstag und dabei schönes Wetter ist?"

„Meinst du wegen der Villa Albani?"

„Was sollte ich denn sonst meinen? Aber du, wie bist du verändert! Wie warst du vergangenen Winter zuweilen in heiligem Zorn, weil der große kleine Torlonia den Leuten manchmal ein bißchen zeigt, daß er Herr in seinem Hause ist, und sich bei schlechtem Wetter, für welches der liebe Gott an jedem Dienstag gewissenhaft sorgte, die Kunstvisiten in seiner Villa Albani verbittet! Welcher Schaden für jede unsterbliche weibliche Seele, welche nun nicht den schönen Antinous zu sehen bekam und sich nicht an dem pikanten Äsop erbauen konnte!"

„Ich sagte dir schon, daß mich die Frühlingsluft nervös macht, aber du wolltest von Nerven nichts hören."

„Nein, da hast du recht. Du erschienst mir bisher als die vollkommenste Frau, da du von allen Frauen, die ich je gekannt, die gesundeste warst. Da du nun aber, als wirkliche Dame, immerhin eine Modekrankheit haben mußt, so bleibe lieber bei dem Kunstenthusiasmus und laß die Nerven. Ich verspreche dir auch feierlich, daß ich nie mehr deiner heiligen Begeisterung spotten will, und um mit meiner Besserung gleich gründlich den Anfang zu machen, verordne und bestimme ich, daß wir alle, mit und ohne Nerven, heute nach der Villa Albani fahren. Ich natürlich werde euch nur bis zur Thür begleiten und im Wagen sitzen bleiben, bis ihr ‚genossen das irdische Glück'. Ich betrachte mir während der Zeit die Menschen, wie sie kunstgesättigt, meistens gründlich gelangweilt, oder innerlich verlegen, nicht wissend, was sie von alledem halten sollen, das Kunstheiligtum verlassen — auch ein Schauspiel für Götter."

Marie zog sich in ihr Zimmer zurück, sie bedurfte einige Augenblicke der Sammlung. Es war sehr wahrscheinlich, daß sie in der Villa Albani Richard treffen würde. Wie hatte sie sich seit Wochen nach diesem Wiedersehen gesehnt, und nun, da es vielleicht bevorstand, war ihr sehr bange zu Mut. Hatte sie doch nun Elsbeth neben sich, die Glückliche! Welch bitteres Herzweh stand ihr da vielleicht bevor!

„Heute muß sich mein Schicksal entscheiden," seufzte Marie. „Ach, hätte das Hangen und Bangen noch etwas länger gedauert; warum schon jetzt die schreckliche Gewißheit? Und was soll sich entscheiden? Nur Frieden mit ihm und eine freundliche Erinnerung in seinem Herzen."

Mit klopfendem Herzen stieg Marie am Nachmittage in den Wagen. Sie saß an Hellingens Seite, Helene diesem, ihr selbst Fräulein von Lins gegenüber.

„Warum verschleierst du dich bei dem schönen Wetter, Marie?" fragte Hellingen verwundert. „Schleier sind nur für häßliche Frauen, oder für solche, die hinsichtlich ihres Alters kein gutes Gewissen haben."

Marie fiel das Wort „gutes Gewissen", obgleich hier ganz harmlos gemeint, wie ein Hammerschlag auf das Herz. Hatte sie doch wirklich den Schleier nur deshalb vor das Gesicht gezogen, um die Bewegungen ihrer Seele weniger lesbar zu machen.

„Fräulein von Lins," rief Helene plötzlich, „Sie sind ja ganz rot im Gesicht, selbst da am Halse sind Sie rot, haben Sie wieder Kopfschmerzen?"

Marie blickte auf ihr Gegenüber. Wirklich war das ganze Gesicht des jungen Mädchens bis an die Stirnlöckchen des roten Haares wie in Purpurglut getaucht.

Hellingen lachte laut auf: „Das Kind hat recht, wie kommt das, verehrtes Fräulein? Da muß irgend ein interessanter Bekannter von Ihnen in Sicht sein, aber ich sehe niemanden, der auf diese Ehre Anspruch machen könnte. Siehst du vielleicht irgend einen Jemand, Marie? Sie haben sich wahrscheinlich geirrt, mein sehr verehrtes Fräulein, und den Falschen für

Digitized by Google

den Rechten genommen. Wie schade um diese nun ganz unnütz verschwendete schöne Purpurfarbe."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron."

„Sie haben recht, wie sollten Sie mich auch verstehen? Aha, jetzt hab ich es! Jener junge Italiener, bei welchem wir soeben vorbeifuhren, sieht wirklich unserem Vetter Walden etwas ähnlich — finden Sie nicht?"

„Ich weiß es nicht," stammelte das junge Mädchen.

„Nun, ich würde freilich diese beiden Herren auch nicht gerade miteinander verwechselt haben und noch weniger dabei errötet sein." Er lachte verlegen laut auf unter dem zornigen Blick, welcher ihn durch den Schleier aus Maries dunklen Augen traf. Es war das erste Mal, daß der Baron Elsbeth geradezu mit Richard neckte und auf Beziehungen zu ihm anspielte.

Die Porta Salaria war nun passiert, und der Wagen hielt vor Villa Albani. Marie war froh, das peinliche Gespräch beendet zu sehen. Hellingen empfahl ihr, nicht gar zu ausführlich zu sein in der Betrachtung der Kunstwerke, damit er nicht allzu lange warten müsse. Er fing plötzlich an, die Miene eines Opfers anzunehmen.

Marie nahm nun die mitgebrachten Bücher, ein Reisehandbuch und eine Kunstgeschichte, zur Hand und verließ den Wagen, ihr folgten Fräulein von Lins und Helene, während Hellingen sich behaglich in die Kissen des Wagens zurücklehnte.

Der warme, empfängliche Sinn, mit welchem Marie sich sonst dem Genuß der Kunst hingegeben, war dahin, sie machte die Sache ab wie eine Arbeit, wie eine Pflicht. Sie folgte dem Reisehandbuch und ergänzte es durch die Kunstgeschichte. Sie las, mit möchlichst leiser Stimme, Helene und deren Erzieherin bei jedem der bedeutenden Kunstwerke das Betreffende vor, ohne, wie wohl sonst, eigene Bemerkungen daran zu knüpfen. Scheu blickte sie zuweilen zur Seite; zuweilen, wenn sich hinter ihr ein frischer, energischer Schritt vernehmen ließ, stockte ihr der Herzschlag, sie hielt mit Lesen inne, weil ihr die Buchstaben vor den Augen tanzten, dann aber setzte sie ihre Arbeit ernst und trocken wieder fort.

Zu den Karyatiden blickte sie seufzend empor. Wie fingen sie es an, die ihnen auferlegte Last mit so viel Grazie und Würde zu tragen, daß diese Last für niemandes Auge eine wirkliche Last zu sein schien? In den Gesichtern liegt etwas Kühles, etwas über das Leben Erhabenes. Ja, das ist es vielleicht, was man anstreben muß, wenn man lernen will, Schweres richtig zu tragen. Aber wie kann ein so heftig klopfendes Herz Kühle und Erhabenheit erringen?

Der verwachsene Äsop erregte sehr die Bewunderung des Fräulein von Lins. Marie streifte sie mit einem hochmütigen Blick und winkte ihr und Helene, ihr in die anderen Zimmer zu folgen.

Sie waren nun vor der rührenden Gestalt des Antinous angelangt. Wie steht er da, der schöne Jüngling, im Gesicht den wehmutsvollen Zug der Todesahnung und dabei die Blumen in der Hand! Vor diesem Bildwerk vergaß Marie heute zum erstenmal ihre kunsterklärenden Bücher, vergaß die verhaßte Nebenbuhlerin an ihrer Seite, vergaß selbst für einen Augenblick die Unruhe ihres Herzens.

Erst Helenes Frage: „Mama, wer ist das, der mit den Blumen?" brachte sie wieder zur Wirklichkeit zurück.

„Antinous — er opferte sich für den Freund, den Kaiser." Marie brach ab. Sie fühlte Elsbeths schillernde Augen auf sich gerichtet, ihr gegenüber wollte sie der inneren Rührung über diese Gestalt nicht Ausdruck geben. Sie nahm wieder die Kunstgeschichte zur Hand: „Der Antinous in der Villa Albani —"

„Ich glaube, die Aussicht auf dem Balkon ist sehr sehenswert," unterbrach die Erzieherin, nahm Helene an die Hand und eilte ohne weiteres mit ihr davon. Marie hielt erstaunt mit Lesen inne und wollte sich gerade nach den Enteilenden

Digitized by Google

umwenden, als ihr Auge zufällig durch die offen stehende Thür in das Nebenzimmer fiel und hier Richard erblickte, welcher im Begriff zu sein schien, sich dem Antinoussaale zu nähern. Sie fühlte, wie ihr das Blut in das Gesicht stieg, und wendete sich ab. In diesem Augenblick wurde von der anderen Seite her ihr Arm berührt und vor ihr stand Frau Doktor Landner.

„Meine liebe Frau Baronin, so ganz in die Kunstwerke vertieft und so ganz allein? Aber ich sah vorhin Herrn von Walden, er schritt so eilig an mir vorüber, gewiß hat er Sie gesucht?" Die dunklen Augen der Frau Doktor sprühten lauter boshafte Fragezeichen.

„Ich bin mit meinem Töchterchen und dessen Erzieherin hier," sagte Marie sehr kühl, und jetzt kam Helene vom Balkon zurück, zögernd gefolgt von Fräulein von Lins.

„Nun," wendete sich Marie ruhig an diese, „da die Aussicht genossen ist, kehren wir wohl wieder zu dem Studium der Kunstwerke zurück, sonst wird meinem Mann beim Warten die Zeit lang — ich empfehle mich Ihnen, Frau Doktor." Sie grüßte die Dame mit hochmütigem Blick und wendete sich schnell, gefolgt von Fräulein von Lins und Helene, den anderen Räumen zu.

Wieder wie vorher las sie alles mechanisch aus ihren Büchern ab, und selbst das kostete ihr innerlich nicht geringe Mühe. War sie doch nun noch viel erregter als vorher. Wo war Richard geblieben? Hatte er sie gesehen und war dann vor ihr geflohen, während Elsbeth, welche ihn sicherlich vor ihr bemerkt, vor ihm entflohen war. Welch ein Wirrwarr! War die Bemerkung der Frau Landner: „So ganz allein, Herr von Walden sucht Sie wohl?" harmlos gemeint gewesen oder nicht? Waren ihre schweigenden, bitteren Herzenskämpfe schon an das Licht gezerrt, zum Unterhaltungsstoff für gemeine Naturen?

Unten, im Begriff den Garten zu durchschreiten, kamen Nienfelds auf sie zu. Besorgt ruhten die Augen der Freundin auf Maries Gesicht. „Sind Sie krank?" flüsterte sie ihr zu, während Herr von Nienfeld mit Fräulein von Lins und Helene scherzte.

„Nein, ich bin ganz wohl."

„Ganz wohl sind Sie nicht," entgegnete Frau von Nienfeld und streichelte ihr die Hand. Um Maries Mund zuckte es schmerzlich.

„Still," sagte die Freundin, „seien Sie tapfer, wir sprechen uns noch einmal länger in diesen Tagen."

Marie hatte sich schnell wieder gefaßt. Sie nahm von Nienfelds Abschied und eilte mit ihren Begleiterinnen dem Ausgang zu, um wieder zu Hellingen in den Wagen zu steigen.

„Nun, das ist ja merkwürdig schnell abgegangen," rief ihr der Gatte, offenbar freudig überrascht, entgegen.

„Wir haben das Hauptsächlichste gesehen," entgegnete Marie mit müder Stimme.

„Gesehen? Aber wie gesehen? Auch eingehend gesehen? Auch belehrend gesehen?" fragte Hellingen mit komischer Wichtigkeit. „Den Antinous-Walden natürlich ganz eingehend, nicht wahr, Fräulein von Lins?"

„Aber Hellingen!" rief Marie vorwurfsvoll.

„Nun, was sage ich denn so Böses?" lachte der Baron. „Man wird hier in Rom so künstlerisch angehaucht, daß man schließlich auch die Menschen als Kunstwerke betrachtet. Nun, sie sind es ja auch, Kunstwerke des lieben Gottes, freilich nicht alle wohlgeraten, doch soll sich dieses natürlich nicht auf Antinous-Walden beziehen, Marie, du brauchst mich daher nicht so böse anzusehen. Natürlich ist er für jeden Kunst- und Menschenkenner, oder sagen wir lieber, Fräulein von Lins, für jede Kunst- und Menschenkennerin ein Ideal. Den Damen gegenüber trägt er die Blumen der Galanterie in den Händen, er macht solch ein melancholisches Gesicht, als sei auch er im Begriff, sich für jemanden aufzuopfern — und am

Digitized by Google

Ende gar in den Stand der heiligen Ehe zu treten! Nur dir, Marie, und auch mir gegenüber ist er wirklich von Marmor, und scheint er jede verwandtschaftliche Empfindung für uns verloren zu haben, was wirklich recht undankbar ist, denn an Freundlichkeit deinerseits und auch meinerseits ihm gegenüber hat es wahrlich nicht gefehlt. Aber erzähle doch, Marie, hast du ihn nicht gesprochen? Ich sah ihn in die Villa hineingehen, da aber der Wagen nur abseits vom Eingang halten durfte, gelang es mir nicht, mich bemerkbar zu machen. Ob er mich wirklich nicht gesehen hat? Aber ihr müßt ihm doch sicher begegnet sein?"

„Nein, Papa," rief Helene unschuldig dazwischen, „wir haben Onkel Richard nicht gesehen. Du hast dich gewiß geirrt, er war gar nicht da. Aber Frau Landner, die hat mit Mama gesprochen, nicht wahr, Mama?"

„O diese verdienstvolle Frau," rief Hellingen, „die du zu meinem Bedauern nicht recht leiden kannst, Marie! Ich aber, nun — von Zeit zu Zeit seh ich die Alte gern und hüte mich, mit ihr zu brechen — ja, davor muß man sich sehr hüten. Aber sie ist wenigstens nicht langweilig und das ist immerhin ein großes Verdienst. In höheren Regionen schwebt sie freilich nicht, aber hier auf der Erde weiß sie um so gründlicher Bescheid, was meiner Ansicht nach die Hauptsache sein dürfte."

„Mir ist sie wegen ihrer klatschhaften Bemerkungen verhaßt," rief Marie mit einer gewissen Heftigkeit.

„Klatschhafte Bemerkungen? Was gehen denn diese dich an, dich können sie doch nicht treffen, mich aber amüsieren sie. Laß einen unvollkommenen Menschen auch ein bißchen Vergnügen haben, Marie, und sei nicht so unduldsam. Übrigens liegt den ‚klatschhaften Bemerkungen' der Frau Doktor immer ein Körnchen Wahrheit zu Grunde. Wer das zu fürchten hat, mag sich beklagen, was geht es uns an?"

Die Sonne sank hinter den Monte Mario, als Marie wieder ihr Zimmer betrat. Goldene Schleier breiteten sich über die ewige Stadt, die Abhänge des Pincio glühten auf wie in bengalischem Licht, aber Marie hatte dieses Mal keinen Blick für all diesen Glanz. Sie schloß sich in ihr Gemach ein und überließ sich ihren Gedanken.

Hellingen hatte sich, vom alten Friedrich geleitet, auf sein Zimmer begeben, um sich umzukleiden. Bei dieser Gelegenheit fand immer eine längere Unterhaltung zwischen Herrn und Diener statt, wobei es Hellingen viel Spaß machte, den Alten über Land und Leute seinen naturwüchsigen Ärger ausdrücken zu hören. Marie atmete auf, eine kurze Zeit ungestörten Alleinseins war ihr vergönnt.

Das, was sie so gefürchtet hatte, war ihr erspart geblieben: sie hatte nicht nötig gehabt, Zeugin von einer Annäherung Richards an Elsbeth zu sein. Daß aber zwischen den beiden ein Verhältnis bestand, daran war wohl kaum mehr zu zweifeln. Beide mußten sich öfter außerhalb des Hauses getroffen, und wie es ja schon längst Hellingens Ansicht gewesen war, den Bund ihrer Herzen auf diese Weise befestigt haben. Warum war Elsbeth geflohen und warum mied Richard so ängstlich nun schon seit Wochen, und auch heute wieder die Jugendgeliebte — nein — die Verwandte! Warum bin ich ihm auf einmal ein Gegenstand des Schreckens geworden, dem er so weit als möglich aus dem Wege geht? Wie hat sich das geändert, seufzte Marie. Thränen entstürzten ihren Augen, sie fühlte, daß ihrem Herzen die bittere Trennungsstunde schlagen müsse.

Graue Abendschatten erfüllten schon das Gemach, aus der Ferne tönten die Glocken des Ave Maria. Die einsame Frau riß mit zitternder Hand ein Blatt aus ihrem Notizbuche und schrieb darauf folgendes Gedicht:

Aus meinem Herzblut, da mögen
Viel blühende Blumen entstehn,
Die Pfade dir zu schmücken,
Die du durch das Leben mußt gehn.

Digitized by Google

Aus meinen Thränen, da mögen
Viel leuchtende Engel entstehn,
Die Sorgen dir zu verscheuchen
Mit ihrer Fittiche Wehn.

Und daß auch nimmer gestört sei
Hienieden dein Wohlergehn,
So will ich Gott darum bitten,
Daß wir uns nicht wiedersehn.

Es klopfte an die Thür. Marie verbarg hastig das Blatt und eilte zu öffnen. Es war Helene. „Mama, du bist ja ganz im Dunklen, bist du krank?"

„Nein, was wolltest du?" fragte Marie etwas rauh.

Das Kind sah sie verwundert an. „Was wolltest du," hatte Marie noch nie gefragt, wenn es zutraulich und liebebedürftig zu ihr in das Zimmer gekommen war.

„Papa meinte," sagte Helene kleinlaut, „ob du vielleicht nicht wohl seiest, weil du so lange in deinem Zimmer bliebest. Aber ich sollte dich nicht wecken, wenn du schliefest; habe ich dich geweckt, Mama?"

„Nein, nein," sagte Marie bewegt. „Geh hinüber, mein Herz, und sage dem Papa, ich sei ganz wohl und käme sogleich."

Das Kind blieb noch einen Augenblick zögernd stehen. „Nicht wahr, Mama, du bist mir nicht böse?"

„Böse, warum?"

„Weil wir fortliefen, Fräulein von Lins und ich, auf den Balkon, gerade, als du wieder angefangen hattest, vorzulesen."

Maries Herz klopfte. Die Fragen: warum liefet ihr denn eigentlich fort, was sagte dir Fräulein von Lins, zuckten ihr auf den Lippen. Aber fühlte sie sie auch plötzlich um sich, „viel leuchtende Engel — mit ihrer Fittiche Wehn"? Mahnende Stimmen der Erinnerung dessen, was sie bisher gewesen, und dessen, was sie im Begriff war zu werden? Elend sein kann das menschliche Herz, aber niedrig sein darf es nicht, dachte sie.

„Ich bin dir nicht böse," sagte sie weich und drängte die Kleine der Thür zu. „Gehe nun sofort hinüber zu Papa, ich werde dir sogleich folgen."

Sie hörte Helenes flinke Füßchen über den Korridor springen und schloß noch einmal die Thür ab. Sie zog das vorher verborgene Gedicht aus der Tasche und wollte Licht anzünden, um es noch einmal zu lesen. Plötzlich besann sie sich eines anderen. Einen Augenblick hielt sie den Zettel fest in der geschlossenen Hand, dann zerriß sie ihn in kleine Stückchen. Sie öffnete das Fenster. Eben erhob sich der Mond, der scharfe Schatten des Obelisken von Piazza Trinità de' Monti streckte sich ihr entgegen. Sie warf die Papierstückchen weit hinaus. Der Abendwind ergriff sie, spielte mit ihnen und trug sie bis zu Füßen des Obelisken, dem Unvergänglichen ein Tribut der Vergänglichkeit menschlicher Schmerzen.

* * *

Am folgenden Nachmittage fuhren Herr und Frau von Neufeld bei Hellingens vor. „Kommen Sie schnell, liebe Baronin, wir haben einen Permesso für die Villa Wolkonsky. Es ist heute der letzte Mittwoch, an welchem wir noch hier sind; fahren Sie mit uns hinaus."

Marie folgte der Aufforderung der Freundin, und in raschem Trabe ging es die Via Gregoriana hinab, dem Korso zu. Das Forum Trajanum mit seiner hohen Säule, deren Schaft die Darstellungen der Heldenthaten Trajans und deren Spitze die Statue des Apostels Petrus trägt, war bald erreicht, und nun lag das Fremdenviertel Roms hinter ihnen. Durch enge Straßen mit ärmlichen Häusern, inmitten deren einzelne Bruchstücke antiker Herrlichkeit einen eigentümlichen Eindruck machten, ging es weiter. Die ehrwürdigen Mauern des Kolosseums zeigten sich bereits dem Blick, und jetzt bog der Wagen in die stille Via di San Giovanni ein, in deren Hintergrund man den lateranischen Obelisken erblickt. Nun ging es an der alten, stolzen Basilika San Giovanni in Laterano vorüber, in einen Feldweg hinein, welcher auf das Gitterthor der Villa Wolkonsky zuführte.

Digitized by Google

Nienfelds und Marie verließen den Wagen und betraten den Garten. Den durch Taxus eingefaßten Mittelweg verfolgten sie nicht, sondern wendeten sich einem schmalen Seitenpfade zu und befanden sich bald an den Bogen der antiken Wasserleitung, von welcher ein Teil in dem Garten liegt. Diese gewaltigen Trümmer sind größtenteils, soweit sie sich innerhalb des Gartens befinden, von uraltem Epheu übersponnen, und auch andere Pflanzen groß und klein haben sich in den Ritzen dieser Mauern ein Heimatsplätzchen erobert. Jeder dieser Bogen schließt das wunderbarste Landschaftsbild wie ein Rahmen ein. Man sieht hindurch auf die Campagna mit ihren Trümmern. Im Hintergrunde erheben sich, wie im blauen Duft, die Sabiner und Albaner Berge.

„Wie schön, wie schön," rief Marie, die Hände zusammenpressend. Es war der erste gute Augenblick für sie seit Wochen.

„Der Schnee der Sabiner Berge funkelt noch mit dem ganzen Trotz des Winters gen Himmel," sagte Herr von Nienfeld.

„Aber das hellgrüne Kleid der Campagna sagt uns, daß der Frühling da ist, und als Frühlingsgruß sehe ich das Grün gern, wenn auch das Goldbraun des Herbstes an sich schöner ist," entgegnete Frau von Nienfeld.

„O, die weite, weite Campagna," sagte Marie sinnend. „Ich möchte einmal hineinwandern, immer weiter und weiter, in diese grüne Unendlichkeit."

Frau von Nienfeld warf einen besorgten Blick auf die Freundin. „Gehen wir durch den Bogen hindurch nach der anderen Seite," schlug sie vor. „Wir sehen dann die Landschaft nicht mehr in einzelne Bilder geteilt, sondern im Ganzen."

Man wanderte hinab und bewunderte von neuem. An den Rosenhecken, welche die Wege einfassen, an den Rosenguirlanden, welche sich von einem Baum zum anderen schlingen, zeigte sich das üppige Walten des römischen Frühlings. Die zum großen Teil erschlossenen Rosen luden das Auge auf das lieblichste ein, nicht nur in die Ferne zu schweifen.

„Sie sehen müde aus," sagte Frau von Nienfeld, sich zu Marie wendend. „In der Nähe der Bogen weiß ich ein Holzbänkchen, halb von Akanthus überwuchert. Setzen Sie sich dort einige Augenblicke; um lange zu verweilen, ist es da zu schattig."

„Ja, es ist kühl und feucht hier," meinte Herr von Nienfeld; „was mich betrifft, so möchte ich einem Stein in der Sonne den Vorzug geben."

„Aber es ist hier so schön, so still, lassen Sie mich einen Augenblick verweilen, ich folge Ihnen dann bald," sagte Marie.

„Sie finden uns dort unten."

„Gut, ich komme bald."

Einige Minuten Einsamkeit in dieser Umgebung erschienen Marie wie ein Geschenk des Himmels.

Sie saß ganz versteckt an den uralten Bogen. Die Bäume, die in den Mauerritzen Wurzel geschlagen, breiteten über sie ihr dichtes Dach. Um sie herum wucherten Akanthusblätter. Hier und da ragte ein Säulenstumpf oder ein antiker Krug aus dem Grün hervor.

Marie senkte einen Augenblick den Kopf, sie konnte den Thränen nicht mehr gebieten. Da tönten Schritte auf dem schmalen, abschüssigen Wege, welcher zwischen einem der Bogen hindurch zu ihrem Platze führte — Richard stand vor ihr.

„Marie, warum haben Sie mich verstoßen?" sagte er mit bebender Stimme. Sie sah in ein Paar treue, unendlich traurige Augen. Diese Augen konnten nicht lügen. Einen Augenblick später lag sie in seinen Armen.

Wer zuerst gesprochen, was zuerst gesagt worden war, keiner von ihnen wußte es später. Als beide ruhiger geworden, erzählte Richard, daß er zweimal da gewesen, um nach Marie zu fragen, und daß er beide Male erfahren, einmal durch Fräulein von Lins, das andere Mal durch den Bedienten, daß sie an diesem Tage oder zu dieser Stunde niemanden em-

Digitized by Google

pfinge. Der eigentliche gesellschaftliche Empfangsabend hatte nach römischer Sitte überhaupt seit Ostern aufgehört, und so hatte Richard schließlich seine Zuflucht zum Schreiben genommen. Auf drei Briefe indessen, von welchen er zwei durch die Post, einen durch den Hausdiener geschickt, war keine Antwort erfolgt.

„Wer es auch sein mag," sagte Marie, „der hieran die Schuld trägt, er hat mir viel Leid verursacht. Nun aber, Richard, müssen wir scheiden, scheiden für immer."

„Marie, werde mein!" rief er. „Folgen wir dem Beispiele der Nienfelds, sie haben den richtigen Weg erwählt und sich durch ihren Mut ein reiches Glück geschaffen. Schließe du dich Nienfelds, welche in wenigen Tagen Rom verlassen, einstweilen an, ich werde in dieser Zeit mit Hellingen alles zu ordnen suchen, denn von dir scheiden kann ich nicht mehr."

„Richard, was denkst du? Ich sollte meinen Mann, der noch dazu krank ist, verlassen, sollte meiner Pflicht untreu werden?"

„Glaubst du, Marie, daß Hellingen unglücklich wird, wenn du ihn verläßt? Beantworte dir und mir ganz aufrichtig diese Frage."

„Unglücklich vielleicht nicht, aber —"

„Aber? Laß das Aber. Unglücklich nicht, sagst du. Ich aber werde unglücklich, nun wähle!"

„Es handelt sich hier um eine Pflicht."

„Ja, darum handelt es sich. Hast du eine Pflicht gegen den Mann, an den dich kein Band des Geistes, kein Band des Herzens knüpft, welcher nichts in dir versteht, nichts in dir ehrt, oder hast du eine Pflicht gegen den, der dich verstanden, geliebt und hoch gehalten alle diese langen Jahre hindurch, der dich verstehen, lieben und hoch halten wird, solange noch ein Atemzug in ihm ist?"

„O Richard!"

„Ich möchte dich gewiß nicht vom rechten Wege abbringen, deine stolze Natur ertrüge es ja auch gar nicht, auf unrechten Wegen zu wandeln, aber ich habe in meinem Herzen die feste Überzeugung, daß das, was ich dir vorgeschlagen, das Rechte und die eigentliche Pflicht ist."

„Und die Pflicht, ein gegebenes Wort zu halten?"

„Der Buchstabe tötet, Marie, laß dein und mein Lebensglück nicht am Buchstaben scheitern. Du bist Hellingen nichts —"

„Nichts? Ich habe mich redlich bemüht, ihm etwas zu sein in allen diesen langen Jahren —"

„Aber vergeblich. Wir können nur dem wirklich etwas sein, der uns versteht. Fasse Mut, Marie, Hellingen wird bei ruhiger Überlegung selbst einsehen, daß es so am besten ist, und über das Urteil der Welt bist du erhaben."

„Ich bin darüber erhaben, wenn ich gewiß weiß, daß ich das Rechte thue, aber auch nur dann," seufzte Marie. „Gestern in der Villa Albani, als Frau Landner mit spöttischen Blicken sagte, ich sei so ganz allein und du suchest mich, fühlte ich zum erstenmal in meinem Leben, was es heißt, in gewisser Art beurteilt zu werden, und gestern war doch noch nicht einmal ein Wort zwischen dir und mir gewechselt worden; gestern noch bestand meine ganze Schuld in nichts anderem als in den schwersten Herzenskämpfen."

„Ach, die Landner!" rief Richard. „Die Worte dieses bösen kleinlichen Weibes sollten hier in die Wagschale fallen dürfen? Ich war gerade im Begriff, mich dir zu nähern, als sie zu dir trat, aber mein ahnendes Herz riet mir gut, mich zurückzuziehen und dir nur ganz aus der Ferne mit meinen Blicken zu folgen, denn ich kenne sie, sie hat die Zunge eines Teufels."

„Und war das der einzige Grund, weshalb du dich zurückzogst?" fragte Marie, ihn zärtlich und forschend zugleich anblickend.

„Gewiß," sagte er, seine treuherzigen Augen verwundert auf sie richtend, „welchen Grund sollte ich denn sonst gehabt haben?"

Marie antwortete nicht. Einen Augen-

Digitized by Google

blick sah sie ihn dankbar glücklich an. Ein Seufzer der Erleichterung hob ihre Brust.

„Da sehe ich Nienfelds auf uns zukommen!“ rief sie plötzlich, während Totenblässe ihr Gesicht überzog. „Richard, wir müssen scheiden.“

„Marie, es ist unmöglich. Bestimme mir einen Ort, wo ich wenigstens noch Abschied von dir nehmen kann.“

„Nein, Richard, das nicht. Aber es ist mir selbst nicht möglich, mich schon jetzt von dir zu trennen. Komme morgen abend noch einmal in unser Haus. Wir sehen uns dann vor aller Augen zum letztenmal, und tief im Herzen nehmen wir voneinander Abschied.“

„Ah, willkommen, Herr von Walden; es ist hübsch, daß wir nun auch die Freude Ihrer Gesellschaft haben!“ rief Frau von Nienfeld. Herr von Nienfeld ging nun in ungezwungenem Gespräch neben Richard, Frau von Nienfeld neben Marie her. Diese wandelte wie im Traum. Muß es denn wirklich geschieden sein, ist das Schwerste immer das Rechte? fragte das zagende Herz.

„Wir möchten gern,“ wendete sich Nienfeld an Marie, „auf dem Rückweg noch die beiden alten Kirchen San Stefano Rotondo und Santa Maria in Domenica ansehen; wäre es Ihnen recht? Ich hoffe, Herr von Walden begleitet uns auch?“

Richard verbeugte sich zustimmend, und Marie fügte sich gleichfalls den Anordnungen der Freunde.

Der Weg führte über den Lateranplatz hinaus in das Freie zwischen Vignen und Tenuten hindurch. Die beiden Kirchen lagen, nur wenige Schritte voneinander entfernt, draußen im freien Felde, weit, weit vom Treiben der Menge, vom Staub und Lärm des Tages, einsam und still. Nur einmal im Jahre, am Tage der betreffenden Schutzheiligen, erwachen sie aus ihrem Zauberschlafe, die Thore öffnen sich der andächtigen Menge — nachher kehren sie wieder in ihr altes Schweigen zurück. Das heutige Leben der Stadt hat andere Richtungen eingeschlagen, nur der Pulsschlag einer versunkenen Welt tönt in matten Schlägen durch die Einsamkeit.

San Stefano Rotondo erhebt sich in Form eines runden Turmes, in welchem wohl so leicht niemand eine Kirche vermuten würde. Von dem einst dazu gehörigen Kloster sind nur noch Trümmer vorhanden, welche sich fast ganz unter den Ranken einer Vigna verlieren.

Die Gesellschaft betrat nun die Kirche, welche aus dem fünften Jahrhundert stammt. Der Custode machte auf ein altes Christusbild in byzantinischer Mosaik aufmerksam.

„Welch eine Zeit muß es gewesen sein, in welcher sich die Menschen ihren Gott so kalt und verdrießlich aussehend dachten!“ sagte Frau von Nienfeld.

„Es muß eben eine traurige und verdrießliche Zeit gewesen sein,“ lächelte ihr Gatte behaglich; „doch,“ fuhr er ernster fort, „giebt es ja auch jetzt noch Menschen, die es als eine Art von Gottesdienst betrachten, durch enge pedantische Anschauungen sich und anderen alle Blüten des Lebens in Eis zu verwandeln.“

Man wendete sich der Betrachtung der runden Wände der Kirche zu, mit Fresken aus dem siebzehnten Jahrhundert, welche das Martyrium heiliger Personen in wahrhaft entsetzlicher Weise darstellen, bemalt.

„Welche Verirrungen!“ rief Marie, sich abwendend.

„Jetzt scheinen es Verirrungen,“ sagte Richard, „doch als die Künstler diese Bilder schufen, hatten sie, ohne Zweifel, das Bewußtsein einer sehr vortrefflichen That.“ Er sah sie ernst an; sie winkte ihm, nicht weiter zu sprechen.

Wenige Schritte von San Stefano Rotondo liegt die kleine Kirche Santa Maria in Domenica, auch die Navicella genannt des großen steinernen Schiffes wegen, welches, nach antikem Muster hergestellt, Leo X. vor der Kirche Platz finden ließ, und welches den fremdartigen, weltverlassenen Eindruck der uralten, im achten Jahrhundert gegründeten Kirche

Digitized by Google

noch erhöht. Links erheben sich die Trümmer von Dolabellas Triumphbogen, über hohe Gartenmauern grüßen ernst-düstere Cypressen herüber.

Im Inneren der Kirche richtete sich die Hauptaufmerksamkeit wieder auf ein altes Mosaikbild mit Paschalis, dem Gründer der Kirche, die Anbetung der Madonna darstellend, welche von Engeln umgeben ist.

„Welch ein Bildnis ohne Gnade!" rief Richard. „Scheint es nicht das verkörperte Muß zu sein? Es hat keine Spur von Leben in sich."

„Es ist das verkörperte Muß ohne das Soll," sagte Marie ernst.

„Wie so ganz anders erscheinen dagegen die griechischen Götter," versetzte Richard, „ihr glückliches Dasein wirft noch nach Jahrtausenden seinen goldenen Schimmer in unsere eiserne, rasselnde Zeit. Sollte das volle, harmonische Glück des einzelnen nicht auch mittelbar ein Segen für das Ganze sein?"

Marie wendete sich ab und trat in die Loggia vor der Kirche hinaus.

„Hier ist mir wohler!" rief sie Richard entgegen, der ihr gefolgt war.

Die sinkende Sonne warf glühend rote Lichter auf die alte Rotonda von San Stefano, die Trümmer des Dolabellabogens hoben sich düster von dem leuchtenden Abendhimmel ab.

„Marie," sagte Richard, ihre Hand ergreifend, „wir sind hier von tausendjährigen Denkmälern menschlicher Irrtümer umgeben, laß uns beide das Rechte wollen. Der Buchstabe tötet, der Geist lebt ewig."

„Ich will noch einmal alles bedenken," sagte sie leise, „möchte ich dir recht geben können."

* *
*

Nach Hause gekommen, erklärte Marie, nicht wohl zu sein und der höchsten Ruhe zu bedürfen. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück. Das Bett Helenes mußte aus demselben hinaus und in die Stube Mariannes, der alten Dienerin, geschafft werden.

„Das ist recht, Frau Baronin," sagte die Alte, „daß Frau Baronin das Kind bei mir und nicht bei der Gouvernante schlafen lassen. Ich bin nur eine geringe Person, und die Gouvernante ist sogar ein adeliges Fräulein, dennoch taugt sie nichts. An dem Abend, an welchem sie im Nachtkleid vor dem jungen Herrn herumlief, wußte sie ganz gut, daß Helenchen nicht krank war. Ich sah durch das Schlüsselloch, wie sie sich mit dem Haar vermaskierte —"

„Was du durch Schlüssellöcher wahrnimmst, wünsche ich nicht zu erfahren; bitte, erzähle mir nie davon," entgegnete Marie kurz. Sie entließ die Dienerin bald, und nun war sie allein mit den Kämpfen ihrer Seele. Sie sprang oft vom Lager auf, um hinauszublicken in den Sternenhimmel, sie lief mit gerungenen Händen im Zimmer auf und ab und kühlte ihre heiße Stirn an den Fensterscheiben. Da sah sie plötzlich eine Gestalt draußen stehen, unbeweglich im Mondschein. Sie stürzte auf ihr Lager und vergrub ihr Gesicht in die Kissen.

Am Vormittag des nächsten Tages huschte eine dichtverschleierte Gestalt die Treppen hinab. Es war Marie. Sie rief einen Wagen an und fuhr nach der Villa Ludovisi. Sie betrat die Galerie und eilte zur Juno. Sie stand dort lange und blickte zur Göttin empor. Als sie Schritte in der Vorhalle hörte und andere Besucher sich einzustellen begannen, wendete sie sich zum Gehen. „Ich danke dir," murmelte sie, während der herabfallende Schleier die Thränen verbarg. Dann eilte sie unverzüglich nach Hause, schloß sich in ihr Zimmer ein und schrieb:

„Lebewohl, lebewohl für immer, wir dürfen uns nicht wiedersehen.

Ich habe die ganze Nacht hindurch gekämpft, ich wußte nicht, was ich thun sollte. Meine Liebe zu dir war eine so gewaltige Fürsprecherin, daß alle Bedenken sich schon gefangen geben wollten. Da dachte ich: Wenn diese Gründe, diese Empfindungen vor dem Urbild weiblicher

Digitized by Google

Hoheit und weiblicher Milde stand halten, dann sind sie die rechten. Es giebt in der Moral und in der Kunst ein Ewiges, für alle Zeiten Gültiges, wenn sich das einzelne einfügt in die Harmonie des Ganzen. Ich ging zur Juno Ludovisi, und als ich vor ihr stand, schlug ich die Augen nieder. Da wußte ich, daß meines Herzens Wünsche nicht zum Rechten führen und daß ich auf meinem Platz an Hellingens Seite bleiben muß.

Hellingen und ich passen nicht füreinander, das ist leider wahr. Hätte ich deshalb schon früher die Ehe gelöst, so hätte das eine sittliche That sein können. Ich blieb aber ruhig zehn Jahre an meines Mannes Seite, trotz der Verschiedenheit unserer Naturen. Diese wäre bei einer Ehescheidung auch gar nicht der Grund, sondern nur der Vorwand. Der Grund wäre, weil ich einen anderen liebe.

Darf ich deswegen Hellingen mein Wort brechen? deswegen einmal übernommene Pflichten ihm und dem Kinde gegenüber ohne weiteres beiseite setzen? Wenn ich mich als eine idealere Natur, als er ist, fühle, darf ich es auf diese Weise an den Tag legen? Was auch Hellingens kleine und große Schwächen sein mögen — mit keiner derselben hat er es verdient, daß ich ihn verlasse.

Lebewohl, Richard, ich darf dir weiter nichts mehr sagen: Du wirst meinen Schmerz, meine Kämpfe ehren und nicht mehr schreiben. Ich gehe jetzt zu meinem Mann, ihm alles zu erzählen. Was frage ich jetzt noch nach den Nadelstichen seines Spottes? Dafür bin ich empfindungslos geworden. Aber Wahrheit und Licht müssen auf meinen Wegen sein.

Marie."

* * *

Kurze Zeit später trat Marie in das Zimmer ihres Mannes.

„Hellingen, ich möchte dich bitten, mich einige Augenblicke ruhig und mit Ernst anzuhören."

„Du trittst auf wie die tragische Muse in Person; wird es sehr lange dauern?"

Plötzlich bemerkte er ihr totenbleiches Gesicht.

„Ist ein Unglück geschehen — Helene?" rief er erschrocken.

„Nein, ich bin es, um die es sich handelt, Hellingen; zwischen Richard und mir sind gestern Worte vorgekommen, welche ich, als deine Frau, weder hätte hören noch sprechen dürfen. Ich bitte dich, mir zu verzeihen."

Der Baron wurde totenbleich.

„Marie, ist das möglich, du?"

„Wir haben für immer Abschied voneinander genommen, es ist mir sehr schwer geworden, hilf mir!"

Sie sank am Sofa nieder und verbarg den Kopf in die Kissen.

„Marie, du, du, die du so hocherhobenen Hauptes durch die Welt gingst?" sagte Hellingen nicht ohne schmerzliche Bewegung. „Das habe ich zwar längst bemerkt, daß du für deinen Vetter ein kleines Faible hattest. Es war mir manchmal, zum Beispiel auch damals an der Acqua Acetosa, ein großes Vergnügen, dich auf Elsbeth eifersüchtig zu machen. Ich dachte aber, es sei bei dir nur die Eitelkeit, die Sucht, einen Verehrer zu haben, von welcher keine Frau frei ist. Daß es aber bei deiner kühlen Natur zu gegenseitigen Liebeserklärungen kommen könnte, das wäre mir wirklich im Traum nicht eingefallen und ist mir, offen gestanden, höchst fatal."

Marie hatte sich erhoben, ihre Augen blitzten ihn zornig an.

„Hättest du doch von mir und den Frauen im allgemeinen eine bessere Meinung gehabt, es stände jetzt wahrlich besser um uns alle! Also, ehe ich selbst es wußte, hattest du schon mein ‚Faible', wie du es nennst, für Richard bemerkt! Anstatt mir zu helfen, auf dem rechten Wege zu bleiben, wußtest du nichts Besseres zu thun, als mich zum Spaß eifersüchtig zu machen, wie du dich ausdrückst! Habe ich meine Pflicht an dir verletzt, so hast du die deinige an mir wahrlich auch nicht erfüllt! Du erntest, was du gesäet!"

Digitized by Google

„Was soll das heißen? Willst du mich verlassen?“ rief er im höchsten Schreck.

„Gewiß nicht, ich sagte dir ja schon, daß ich für immer Abschied genommen. Aber das Recht, mir einen Vorwurf zu machen, gestehe ich dir in dieser Sache nicht mehr zu.“

„Du hältst deinen Kopf noch sehr hoch.“

„Ich werde ihn ebenso hoch tragen wie bisher, denn ich bin schließlich in einem schweren Kampfe Siegerin geblieben.“

In diesem Augenblick klopfte es wiederholt heftig an die Thür. Marie ging zu öffnen, Elsbeth im Reiseanzug trat ein.

„Ich komme, Abschied zu nehmen,“ sagte sie. „Ich hörte, daß Sie Friedrich nach verloren gegangenen Briefen fragten, ich weiß nun, daß Sie Herrn von Walden doch gesprochen, daß er Ihnen alles gesagt und daß meines Bleibens nicht länger in diesem Hause sein kann. Vorgestern in der Villa Albani habe ich Todesangst ausgestanden, als ich Herrn von Walden auf uns zukommen sah. Ich stürzte auf den Balkon, unbekümmert um alle kunstgeschichtlichen Erklärungen. Es war mir gelungen, teils durch günstigen Zufall, teils durch Wachsamkeit, die Briefe des Herrn von Walden aufzufangen; es gelang mir auch, seine Besuche, angeblich in Ihrem Auftrage, abweisen zu lassen. Warum ich das that, werden Sie sich denken können. Herr von Walden wird es Ihnen gewiß wohlgefällig erzählt haben, daß ich, nachdem er Helene aus dem Wasser errettet, ihm die Hände küssend zu Füßen fiel und ich weiß nicht mehr was für Worte sagte, und daß er mich, höflich kühl meine Stirn küssend — verschmähte. Verachten Sie mich nur, soviel Sie wollen; wer so grenzenlos unglücklich ist wie ich, dem erscheint die Verachtung der ganzen Welt eine Kleinigkeit.“

„Herr von Walden hat mir von alledem nichts erzählt, Sie thaten unrecht, ihm das zuzutrauen,“ sagte Marie. „Beruhigen Sie sich, armes Kind, und weinen Sie nicht so,“ fügte sie hinzu, mit ihrer Hand sanft Elsbeths Schultern berührend.

„Er hat nichts gesagt? O, er ist gut; aber Sie, Frau Baronin, sind es auch, daß Sie jetzt noch ein freundliches Wort für mich haben können. Das hätte ich nie gedacht, ich wäre sonst nicht so schlecht gewesen, die Briefe zu unterschlagen. Aber ich glaubte, Sie würden mich gleich fortschicken, wenn Sie die Scene im Kahn erfahren hätten, und darum wollte ich es verhindern, daß Sie Herrn von Walden sprächen. Ich habe mir nun,“ fuhr sie ruhiger fort, „sogleich Mühe gegeben, eine andere Stelle zu erhalten; dieses ist mir gelungen, und ich gehe nun unter dem Schutz meiner Landsleute nach Deutschland zurück. Es war verabredet, daß ich erst später mit ihnen in Florenz zusammentreffen sollte, jetzt ist es mir aber nicht länger möglich, in diesem Hause zu bleiben, ich verlasse Rom noch heute abend. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl, armes Kind,“ sagte Marie mit Thränen in den Augen.

Das junge Mädchen beugte sich nieder, ihr die Hand zu küssen. „Hätte ich doch gewußt, daß Sie so gut sind, ich wäre vielleicht besser gewesen,“ schluchzte sie.

„Welch eine verdammte kleine Hexe!“ rief Hellingen, nachdem sich die Thür hinter Elsbeth geschlossen. „Ein bißchen kokett erschien sie mir zwar immer, und ich freute mich, daß du diesmal in dieser Beziehung so blind warst, Marie; aber Briefe unterschlagen, Liebeserklärungen gemacht — was soll man dazu sagen? Übrigens, Marie, hatte ich für die Kleine auch ein ‚Faible‘, aber zu Geständnissen wäre es wohl schwerlich je meinerseits gekommen. Nun, nun, sieh nicht so finster aus. Ich werde von jetzt an auf die Episode zwischen dir und Richard nie mehr zurückkommen, darauf gebe ich dir mein Ehrenwort. Ich weiß, was ich dir schuldig bin und wie du einst an mir gehandelt hast.“

* * *

Zwei Jahre sind vergangen. Richard und Marie haben einander nicht wiedergesehen. Richard hat verschiedene Reisen

Digitized by Google

gemacht und sich dann wieder für eine Weile in die Heimat auf sein Gut begeben. Die Sehnsucht nach Italien, das er damals sofort verlassen, erwachte indessen allmählich wieder und ließ sich nicht mehr zum Schweigen bringen. So gab er ihr endlich nach, vermied indessen, um jedem Zusammentreffen mit Marie aus dem Wege zu gehen, die großen Städte und wendete sich der Einsamkeit der Gebirge zu.

Es war an einem schönen Herbstmorgen, als sich Richard von Subiaco zu Fuß nach Olevano auf den Weg machte. Das enge Thal der Sabiner Berge, welches der Anio wütend durchströmt und in welchem das Städtchen Subiaco gelegen ist, war bald durchschritten. Von grünen Anhöhen grüßen die Klöster der heiligen Scholastika und des heiligen Benedikt hernieder, jenes Heiligen, welcher in die Dornen sprang, als sich ihm die Versuchung nahen wollte.

Der höchste Punkt des Weges, das Städtchen Civitella, war nun erreicht. Das Auge blickte tief in verschiedene Bergkessel hinab, ein wunderbares Chaos von Formen und Farben that sich da auf. Das Städtchen war von einem Thor zum anderen bald durchschritten, und nun bot sich ein ganz neues Landschaftsbild. Die Linien der Berge zeigten sich weicher und milder, der Horizont freier, die Campagna hatte wieder Raum, ihr bräunlich-goldenes Gewand zu entfalten. Wellenförmig breitete es sich bis zu den weithin gelegenen leuchtend blauen Bergen aus.

Richard schritt jetzt schnell bergab. Schon zeigte sich weiter unten der alte, halb verfallene Turm der Burgruine von Olevano, auch das Städtchen mit seinen Treppenstraßen, seinen an und in die Felsen hineingebauten Häusern kam allmählich zum Vorschein. Bald betrat Richard das ländliche Gasthaus und erfreute sich der Ruhe und Kühle.

„Haben Sie im Sommer viel Fremde hier gehabt?“ fragte er die Wirtin.

„O ja, doch sind sie jetzt alle fort, mit Ausnahme einer Familie. Der Herr ist sehr krank geworden, sie können noch nicht abreisen. Zuweilen kommt der Arzt aus Rom, es sind gran Signori, auch Deutsche.“

„Ich gehe morgen auf einen Tag nach Rom,“ sagte Richard. „Wenn der Kranke dort vielleicht irgend etwas zu besorgen hätte, würde ich es gern übernehmen. Wollen Sie einmal bei der Familie dieserhalb anfragen? Hier ist meine Karte.“

Kurze Zeit nachher händigte ihm die Wirtin gleichfalls eine Karte ein. „Freiherr von Hellingen“ las Richard betroffen. Darunter stand von unsicherer Hand mit Bleistift geschrieben: „Darf ich Sie bitten, lieber Vetter, mich auf ein Stündchen zu besuchen?“

Richard betrat das Zimmer des Kranken. Hellingen war allein; er lag im Bett und streckte Richard die bleiche Hand entgegen. Um seinen Mund spielte ein Lächeln, aber dasselbe hatte einen sehr wehmütigen Ausdruck. Seine Augen ruhten freundlich, aber durchdringend auf Richard. Dieser mußte die seinigen senken, vor dem Manne senken, dem gegenüber er sich stets als die höhere Natur gefühlt. In diesem Augenblick ward er inne, daß Marie das Rechte gewählt.

„Hellingen,“ sagte Richard bewegt, „ich danke Ihnen, daß Sie mir die Hand zur Vergebung reichen.“

„Ach was, lassen Sie doch das dumme Zeug. Jugend hat keine Tugend, und Alter schützt vor Thorheit nicht; das letztere bezieht sich auf mich. Nun aber habe ich etwas Ernstes mit Ihnen zu sprechen, dabei will ich kurz sein. Also, kurz und gut. Ich habe nicht mehr lange zu leben, nehmen Sie sich Maries an. Genießt beide das schöne Leben noch lange miteinander. Aber die kleine Helene vergeßt nicht, sie muß bei euch bleiben. Wissen Sie, daß sie meine Tochter ist?“

„Nein,“ rief Richard überrascht.

„Ich war etwa zwei Jahre mit Marie verheiratet, da kam eine Schauspielerin, mit welcher ich kurz vor meiner Ehe in Paris ein Verhältnis gehabt, mit dem Kinde an und machte ein großes Geschrei,

Digitized by Google

daß ich mit einer anderen verheiratet sei. Sie forderte eine ungeheure Summe und drohte, Marie alles mitzuteilen, wenn ich nicht bezahle. Ich ließ es darauf ankommen, und sie erfüllte wirklich ihre Drohung. Als ich eines Mittags nach Hause kam, brachte mir Marie das Kind entgegen. ‚Dieses Kind ist unser,‘ sagte sie. ‚Ich habe die Mutter zufrieden gestellt, sie giebt ihre Rechte auf, und dein Kind ist den Wegen des Lasters entrissen.‘ Ich stand betroffen von solcher Größe der Gesinnung, die mich aber, offen gestanden, einigermaßen genierte. Mich in dieser Weise als den Schuldner meiner Frau zu fühlen, drückte mich; durch Spott und Satire suchte ich mir über das Unbehagen dieses Gefühls hinwegzuhelfen. Unsere Herzen wurden mehr und mehr einander entfremdet, mehr und mehr wurden wir beide innerlich einsam. Dazu kam, daß ich wohl fühlte, wie sehr ich in ihrer Achtung verloren hatte. Die Existenz des Kindes hätte sie mir wohl verziehen, aber nicht, daß ich ihr dieselbe verschwiegen. Welch ein Thor hätte denn aber seiner Frau solche Dinge mitgeteilt? Sie aber war der Ansicht, ich hätte ihr bei der Heirat eine Art von Generalbeichte, wie sie die katholische Kirche dem Priester gegenüber vorschreibt, ablegen sollen. Ich hatte nämlich damals, als ich gern wissen wollte, wie viel oder wie wenig Sie, lieber Vetter, ihr damals als junger Mensch die Cour gemacht, ihr eine schöne Rede darüber gehalten, daß Liebende sich volle Wahrheit in Bezug auf ihre beiderseitige Vergangenheit schuldig seien. Da gab sie mir, hocherrötend, Ihr Gedicht und bat mich um Verzeihung, daß Sie es ihr gemacht. Plötzlich fing sie an zu weinen und sagte, sie fürchte, es sei gegen Sie ein Unrecht, daß sie mir das Gedicht gezeigt. Ich habe mich damals köstlich über die ganze Sache amüsiert und freilich nicht geahnt, daß ich eine Waffe gegen mich selbst geschmiedet hatte. Da haben Sie die Geschichte meiner Ehe. Als vor zwei Jahren — Doch lassen Sie mich davon schweigen. Nur so viel will ich sagen, daß, da ich nun auch einmal in die Lage gebracht war, Marie etwas zu verzeihen, sie mir wieder von Tag zu Tag lieber wurde. Kein drückendes Gefühl mischte sich mehr in meine Dankbarkeit ihr gegenüber. Sie kam mir so weich, so weiblich vor wie in den ersten Jahren unserer Ehe. Nun dauert es nicht mehr lange mit mir; aber daß ich sie in dieser Zeit noch gehabt, noch so gehabt habe, das betrachte ich als ein Gnadengeschenk des Geschicks.“

Richard beugte sich tief bewegt über den Kranken und drückte ihm warm und innig die Hand. War das der Mann, den er einst einer edlen Frau gänzlich unwert erachtet?

„Wollen Sie Marie sehen?“ fragte der Baron nach einer Pause.

„Nein,“ entgegnete Richard mit Entschiedenheit, „ich verlasse Olevano noch in dieser Stunde.“

* * *

Wieder sind drei Jahre vergangen. Durch die Gänge des Parkes Ludovisi wandelt ein Paar. Zwei Hände legen sich fester ineinander, zwei Herzen strömen über von den Worten innigster Liebe. Herbstliches Laub raschelt leise zu ihren Füßen, aber über ihnen spannt sich das leuchtende Blau des Himmels. Sie betreten wie damals den dunklen Hain immergrüner Eichen, welchen Richard einst den Orkus genannt, aber sie haben keine Schatten zu fürchten. Dann wandeln sie zu dem Bilde der Göttin und blicken in ihr hohes, mildes Antlitz — und Frieden ist in ihren Herzen.



Digitized by Google



I Castelli Romani.

Von

Therese Höpfner.

II.



Die berühmte alte Abtei Grotta Ferrata, nach welcher der ganze Ort seinen Namen führt, liegt auf einem sanften Abhange des Albaner Gebirges, kaum eine Stunde von Frascati entfernt. Der Weg dahin würde der denkbar angenehmste sein, wenn man ihn wie früher durch die Villa Montalto mit ihren schattigen Baumgängen und das daranstoßende Wäldchen machen könnte; aber der jetzige Besitzer, der Herzog von Grazioli, erlaubt zwar, daß man in seiner Villa spazieren gehe, nicht aber sie als Durchgang benutze. Nur zweimal im Jahre ist das Thor nach Grotta Ferrata hin geöffnet, nämlich an zwei Marientagen, die dort besonders feierlich begangen werden und Feste für die ganze Umgegend sind.

Wir müssen uns also darein ergeben, die weitere und sehr staubige, der Sonne ausgesetzte Landstraße zu gehen, bis wir endlich die herrliche schattige Allee von gewaltigen Ulmen und Platanen erreichen, die zum Kloster führt. Zuvor aber biegen wir rechts ab, um eine alte Ruine zu beschauen, deren malerischer Anblick, schon von Frascati aus gesehen, unsere Neugierde anlockte. Il Borghetto war im Mittelalter eine feste Burg an der Via Latina belegen, die den Savelli gehörte. 1476 wurde es gegen ein Schloß und Ländereien bei Ariccia eingetauscht, um als ein Bollwerk für die vom Papste befestigte Abtei zu dienen. Es stehen noch die mächtigen Ringmauern, durch ein Seitenpförtchen kann man in die alte Trümmerwelt gelangen und sich allenfalls die ehemalige Anlage der geräumigen Burg mit ihren Höfen und festen Türmen vorstellen. Das Anziehendste dabei bleibt aber doch der malerische Eindruck des epheuüberwucherten Gemäuers, des üppigen Pflanzenlebens inmitten der Ruinen. Geschützt vor Wind und Wetter wachsen hier die wilden Blumen schöner, kräftiger; wir pflückten sie mit Lust und fanden darunter auch einige unserer Gartenblumen, wie Jungfer im Grünen oder Braut im Haar, dazu prachtvolle rote Nelken, Lilien und einen blühenden Granatbaum neben grünenden Feigenbäumen.

Wer nach Grotta Ferrata geht, versäume nicht die drei Schritt vom Wege zum Borghetto.

Die Geschichte von Grotta Ferrata ist so außerordentlich interessant, daß wir zuerst dabei verweilen müssen. Die Mönche von Grotta Ferrata schmeicheln sich damit, daß ihr Kloster auf den Ruinen der Villa des Cicero erbaut sei, und berufen sich auf einige Stellen in dessen Briefen an seinen Freund Atticus. Indessen liegt doch Grotta Ferrata gar zu weit ab von Tusculum, um diese Annahme zu rechtfertigen, und die Gründe, welche für die Ruffinella als die einstige tusculanische

Digitized by Google

Villa Ciceros sprechen, scheinen viel einleuchtender.

Jedenfalls aber steht das Kloster auf den massiven Unterbauten irgend einer altrömischen Villa, Fundamenten, die für die Ewigkeit gebaut scheinen. Als Gründer des Klosters wird der heilige Nilus verehrt, und sein Geschick bildet ein seltsames Gegenstück zu dem Schicksal seiner Stiftung. Nach einem stürmisch bewegten Leben suchte er als Greis hier Ruhe und Einsamkeit, und wollte eine Stätte des Friedens gründen; aber kaum ein anderes Kloster hat nach kurzer Zeit der Ruhe so viel von den Fehden und Unruhen des Mittelalters zu leiden gehabt wie Grotta Ferrata.

Nilus entstammte einer vornehmen griechischen Familie und war 910 in Calabrien geboren. In seiner Jugend nahm er an den kriegerischen Unternehmungen jener unruhigen Zeiten thätigen Anteil, aber in späterem Alter, nach dem Tode seiner Gattin, die er sehr geliebt hatte, sehnte er sich nach der Stille des Klosterlebens. Er war für seine Zeit schon als Laie ein ungewöhnlich gelehrter Mann, den Wissenschaften zugethan, der heiligen Schrift und der Kirchenväter kundig, dabei von energischem Charakter und unermüdlichem Fleiß. Sein Sinn stand allezeit auf Erwerbung von alten Manuskripten, und mit der größten Sorgfalt liebte er es, sie selbst in schöner klarer Schrift abzuschreiben. Nach kurzer Zeit wurde er in dem calabresischen Kloster, in das er sich begeben, zum Abt erwählt, und als ein Beispiel für seine Demut und rastlose Thätigkeit wird folgende Geschichte erzählt. Das Kloster hatte eine kleine Schuld, und um dieselbe rasch abtragen zu können, machte der Abt Nilus in sieben Tagen dreimal die Abschrift des Psalters. Für jede bekam er eine Krone, das war für die damalige Zeit eine ansehnliche Summe.

Die Sarazenen hatten am Ende des zehnten Jahrhunderts Sicilien inne und beunruhigten von dort aus die Südküste Italiens. Bei einem ihrer räuberischen Einfälle plünderten und verbrannten sie das Kloster und auch die kostbare Bibliothek. Nilus flüchtete mit seinen Mönchen zuerst zu den Benediktinern nach Monte Cassino, später ging er nach Serperi bei Gaeta und legte dort ein Kloster an. Natürlich lag ihm die Gründung einer neuen Bibliothek besonders am Herzen. Er unternahm eine Reise nach Rom, um dort Manuskripte anzukaufen. Es war eine stürmische Zeit in Rom; vor den Thoren lagerte das Heer des deutschen Kaisers Otto III. Der rechtmäßig erwählte Papst Gregor V. war von Crescentius vertrieben worden, und der Empörer hatte sich mit dem von ihm ernannten Gegenpapst Johann in die Engelsburg zurückgezogen, welche nun von Otto belagert wurde. Nilus erfuhr, daß Crescentius die Engelsburg übergeben habe, gegen die Zusicherung seines Lebens, und daß er dann doch, nicht ohne Vorwissen des Kaisers, erwürgt worden war. Nun fürchtete er ein ähnliches Schicksal für den Gegenpapst Johann, der ein alter Freund von ihm war, und er erbat sich vom Kaiser, den er auch von früher her kannte, die Gnade, Johann mit in sein Kloster nehmen zu dürfen. Das wurde ihm versprochen. Aber geblendet und entsetzlich verstümmelt wurde der unglückselige Gegenpapst auf einem Esel durch die Straßen von Rom geführt. An diesem Akt grausamer Rache mag Gregor V. mehr Schuld gehabt haben als der Kaiser.

Nilus war in tiefster Seele empört. Er richtete an den Kaiser und an den Papst ein Schreiben, das mit den Worten schloß: „Weil ihr kein Erbarmen mit den Besiegten gehabt habt und kein Mitleid mit denen, die euch nicht länger Widerstand leisten konnten, wisset, daß Gott die Sache der Unterdrückten rächen wird, und wenn ihr beide seine Barmherzigkeit suchen werdet, so werdet ihr sie nicht finden.“ Dann kehrte er nach seinem Kloster Serperi zurück. Doch nicht zum letztenmal sollte er das Antlitz des kaiserlichen Jünglings gesehen haben. Otto war damals, 998, erst achtzehn Jahre alt.

Digitized by Google

Es ist bekannt, wie er von Unruhe und Gewissensbissen gequält, verschiedene Wallfahrten unternahm, so auch zum heiligen Romualdo, dem Stifter des Kamaldulenser Ordens. Nilus' Worte brannten in seinem Herzen, er ging nach Gaeta und suchte eine Zusammenkunft mit ihm. Dann bat er den ehrwürdigen Abt, von ihm zu fordern, was er wünsche, alles solle ihm gewährt sein. Nilus aber legte seine Hand auf das Herz des Kaisers und sprach: „Nichts wünsche ich von dir als das Heil deiner Seele!" Sie sahen sich nicht wieder. Otto starb an römischem Gift in seinem zweiundzwanzigsten Jahre — 1002.

Der Romstadt, die am Tiber prangt,
Ihr galten seine Thaten,
Die Römer haben's ihm gedankt
Und haben ihn verraten.

Er ruhte nicht, bis er aufs neu
Ihr stolzes Reich gestiftet,
Die Römer schwuren ew'ge Treu
Und haben ihn vergiftet! (F. Dahn.)

Den Papst Gregor V. ereilte der Tod schon 990 in seinem achtundzwanzigsten Jahre, inmitten all seiner kühnen Pläne und Entwürfe zur Reform der Kirche. Das ist ein dunkles Blatt in der Geschichte! Kehren wir zu Nilus zurück.

Serperi lag in einer unfruchtbaren Gegend; es war schwer, den Unterhalt des Klosters zu beschaffen, und so rückte er mit einigen seiner Mönche aus, um etwas Besseres zu suchen. Ohne ein bestimmtes Ziel im Auge zu haben, zog er auf der Via Latina hin, vorher war er an dem Kloster Tre Fontane vorübergekommen, wo St. Paulus den Märtyrertod gestorben, also ganz in die Nähe von Rom, die Stadt aber wollte er nicht wieder betreten. Am Albaner Gebirge angelangt, suchte er mit seinen Mönchen Zuflucht und Schutz gegen Wind und Wetter in den Trümmern eines antiken Landhauses. Sie führten mit sich ein Madonnenbild, das sie in einer vergitterten Grotte aufstellten, die sie in eine kleine Kapelle umwandelten. Von dieser Grotte kam dann später der Name des Klosters und des Ordens her

Die Mönche sahen auf den ersten Blick, daß die Ruine für ihre Zwecke vortrefflich geeignet wäre, und so kam es denn, daß sie alle gleich in der ersten Nacht denselben Traum hatten: Dieser Ort wäre ihnen von Gott bestimmt, hier sollten sie bleiben und eine Kirche und ein Kloster bauen. Nach einer späteren Legende erschien sogar die Madonna selbst dem heiligen Nilus im Traume und überreichte ihm einen goldenen Apfel, den er dann in das Fundament des Turmes einmauern ließ.

Oben in seiner Bergfestung wohnte der mächtige Graf von Tusculum; als er hörte, daß Nilus, der heilige Greis, auf seinem Gebiet weile, stieg er zu ihm herab und sprach: „Ich bin nicht wert, o Knecht Gottes, daß du bei einem sündigen Menschen, wie ich, einkehrest; sprich, was du begehrest, mein Haus und meine Stadt, alles ist dein!" Da bat Nilus um diese Trümmerstätte, wo er in Ruhe für das Heil seiner Seele beten könne. Er war damals zweiundneunzig Jahre alt und erlebte nicht mehr die Vollendung des Klosters, obschon der Bau rasch in Angriff genommen wurde und dem Greise, der schon bei Lebzeiten wie ein Heiliger verehrt wurde, von allen Seiten Gaben zuströmten.

Als er den Tod herannahen fühlte, bat er, seine Brüder möchten ihn in den Chorraum der noch unvollendeten Kirche tragen; dort starb er im Alter von fünfundneunzig Jahren.

Ihm folgte als Abt Bartholomäus, der das begonnene Werk rüstig fortführte und vollendete. Die Kirche wurde vom Papst Johann XIX. feierlich geweiht. Die alte Kirche muß von der jetzigen sehr verschieden gewesen sein, leider ist sie im zwölften und sechzehnten und schlimmer noch im achtzehnten Jahrhundert umgebaut worden. Die herrlichen alten Granitsäulen, in der Halle der alten Villa vorgefunden, stecken jetzt vermauert in plumpen Pfeilern; ursprünglich trennten sie das Mittelschiff von den Seitenschiffen, deren Mauern mit Freskomalerei geschmückt waren. Die Kirche hatte schöne

Digitized by Google

spitzbogige gemalte Fenster. Der Haupteingang ist von der Narthex (Vorhalle) aus, die man das goldene Thor nannte. Die antiken Marmorpfosten zierten Reliefskulpturen, Tierköpfe und Weinranken, davon noch Spuren vorhanden sind; über dem Architrav ist der obere Teil eines Sarkophags angebracht. Auch sieht man noch im Portal die Köpfe eines Mannes und einer Frau, von denen man vermutet, daß sie die Wohlthäter des Klosters, den Grafen von Tusculum mit seiner Gemahlin, darstellen sollten. Auf dem Architrav steht eine griechische Inschrift: „Die ihr in dieses Gebethaus eintreten wollet, lasset draußen den Rausch der Gedanken, damit ihr den Richter drinnen gnädig findet.“

Die Kirche war nach griechischem Vorbilde gebaut und das Kloster dieser Basilianer befolgte, wie zum Teil noch bis auf den heutigen Tag, den griechischen Ritus.

Im Mittelschiff der Kirche dicht vor den Chorschranken lag noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine große runde Porphyrplatte, acht Fuß im Durchmesser, welche auch aus der alten Villa stammte; die raubten die Franzosen zur Zeit der ersten Republik; sie zerbrach unter ihren rohen Händen. Aus dem linken Seitenschiff führte eine Thür in eine Seitenkapelle, parecclesia, und an diese stieß der Kirchhof, auf dem der heilige Nilus seine letzte Ruhestätte fand.

Ein sonderbares Schicksal hatte der Glockenturm; von dem ältesten sind nur noch die Grundmauern übrig, und eine griechische Inschrift besagt: „Am 19. April 1084 spaltete ein Blitzschlag den Turm von oben bis unten, wie eine Feuerflamme fuhr er herab in Gottes Zorn.“ Der Glockenturm von Grotta Ferrata wurde später noch dreimal vom Blitz getroffen, 1575, 1778 und zuletzt 1874.

Den ersten Umbau erfuhr die Kirche im zwölften Jahrhundert. Dabei wurde die Form der Fenster verändert und die Kirche innen und außen mit Fresken bemalt. Auf der rechten Mauer sind noch Spuren davon übrig, die Gemälde stellten die Geschichte von Moses und Aaron dar. Auch wurden schöne Mosaiken im byzantinischen Stile angebracht, von denen noch einige Reste übrig sind, z. B. am Triumphbogen die zwölf Apostel vor Gottes Thron. Indessen blieb doch im ganzen noch der Charakter der alten Kirche erhalten. Der ging erst verloren, als Kardinal Alexander Farnese darüber kam. Er ließ durch eine neue Decke die alten Deckengemälde verdecken, die unteren Fresken übermalen, nahm die Apsis fort, änderte die Lage des Chors, kurz, verfuhr mit äußerster Willkür. Dafür aber verdankt ihm die Kirche andererseits ihren schönsten Schmuck, die Fresken des Domenichino in der Kapelle des heiligen Nilus und Bartholomäus.

Annibale Caracci selbst malte das Altarbild, das diese beiden ersten Äbte des Klosters fürbittend vor der Madonna darstellt. Für die Ausschmückung der Kapelle empfahl er dem Kardinal den damals (1610) erst achtundzwanzig Jahre alten Domenichino. Diese Fresken sind vielleicht das Schönste, was er, von frommer Andacht erfüllt und tiefem religiösem Gefühl begeistert, jemals geleistet hat. Sie sind allein den Weg nach Grotta Ferrata wert. Die Geschichte des heiligen Nilus und die Entstehung des Klosters kann man von diesen Bildern ablesen.

Rechts vom Taufbecken sieht man St. Nilus in brünstigem Gebet vor dem Kruzifix, demütig geneigt, die Hände andächtig gefaltet, die Lippen halb geöffnet, als ob ihnen leise Worte entschwebten — Il tipo dell' orazione! Christus breitet segnend seine Hand über dem Betenden aus. Links vom Taufbecken beschwichtigt St. Nilus durch sein Gebet den drohenden Sturm.

An der rechten Wand wird ein Ereignis während des Klosterbaues dargestellt: eine Säule stürzt und droht die beängstigten Arbeiter zu zerschmettern, aber St. Bartholomäus erhebt betend die Hände und hält den todbrohenden Sturz auf.

Digitized by Google

An derselben Wand sieht man die Madonna, welche den vor ihr knienden Mönchen einen goldenen Apfel reicht. Die schönsten Gemälde aber, wahrhafte Meisterwerke, befinden sich an der gegenüberliegenden Wand. Die Heilung des epileptischen Knaben ist eine ebenso einfache wie ergreifende Komposition. Vor dem wunderthätigen Bilde der Madonna della Grotta hängt eine Ampel. Ein Elternpaar führt den großen kranken Sohn den Heiligen zu, Furcht und Hoffnung kämpft in ihrer Seele und spiegelt sich in ihren Zügen wieder. Im Auge des Knaben scheint ein Strahl von Vernunft aufzudämmern, der Ausdruck ist unbeschreiblich. St. Nilus betet mit feuriger Andacht und St. Bartholomäus taucht mit ruhiger Zuversicht den Finger in das Öl der Lampe, um damit die Stirn des Knaben zu berühren; für ihn ist das Wunder schon geschehen, in ihm ist kein Zweifel. Eine ganze Stufenleiter von Gefühlen malt sich in den Gesichtern dieser verschiedenen Personen, und dabei ist in dem Vortrag des idealen Vorganges ein gesunder Naturalismus, das Gesicht des kranken Knaben ist nicht verzerrt und doch so voll Jammer.

Noch bedeutender als Komposition, die Krone von allen, ist die Begegnung Kaiser Ottos mit dem heiligen Nilus zu Gaeta. Der Kaiser ist eben mit seinem Schiffe gelandet und von seinem Roß abgestiegen; umgeben von einer Schar seiner Krieger zu Fuß und zu Pferde, tritt er demütig dem Heiligen entgegen; der grünbekleidete Knappe, der sein Pferd hält, trägt die Züge Domenichinos, rechts stehen Guido Reni und Guercino. Nilus naht sich Otto mit seinen Mönchen, mit Kreuz und Rauchfaß. Der Knabe, welcher das Rauchfaß schwingt, ist von packender Naturwahrheit, es ist, als sähe man die schwingende Bewegung. Ganz bewundernswert sind die Instrumentenbläser, als könnte man die Töne von ihren Gesichtern ablesen. Nicht mit Unrecht hat man indessen bemerkt, daß auf diesem großen Bilde die mit unendlich feiner Empfindung ausgeführten Nebendinge und Figuren fast zur Hauptsache werden. Am Triumphbogen ist Mariä Verkündigung. In der Lünette über dem Bilde der Besessenen der Tod des heiligen Nilus. Endlich sind oberhalb der Fresken verschiedene Heilige in Medaillonbildern dargestellt.

Die letzte und ärgste Mißhandlung erfuhr die Kirche im Jahre 1754 durch den Umbau des Kardinals Guadagni. Er ließ die schönen antiken Säulen in schwerfällige Pfeiler von Ziegeln einmauern und verdeckte die alten Bilder durch nüchterne Stuckornamente. Es war die verhängnisvolle Zeit, wo auch die meisten altertümlichen Kirchen in Rom der Neuerungssucht zum Opfer fielen, wo Piranesis Malteserkirche auf dem Aventin, das non plus ultra verschnörkelter und farbloser Geschmacklosigkeit, als Musterbild für dergleichen „Verbesserungen“ angestaunt wurde.

Vergebens beschwor Vitali, der damalige Abt, ein Mann, der Kunstsinn und rechtes Verständnis für den Wert des alten Bauwerks hatte, den Kardinal, von seinem Vorhaben abzustehen und der siebenhundertjährigen Kirche doch noch zu lassen, was sie von ihrer ursprünglichen Gestalt bewahrt hatte. Es half nichts! ihr altehrwürdiges Aussehen wurde mit Gips und Stuck verkleistert und entstellt.

Die Säulen der Vorhalle waren wohl schon früher entfernt und eine Mauer an ihre Stelle gesetzt worden. 1843 wurde sie mit einem Anflug von Gotik erneuert.

Die basilianischen Mönche bedienten sich beim Gottesdienst der griechischen Sprache und feierten auch die Messe nach Art der orthodoxen Kirche, indem der Priester das heilige Brot auf dem Altar mit einem Messer zerschnitt. Sie trugen lange, wallende Gewänder und das Pluviale geschlossen. Verschiedene Farben waren üblich an den verschiedenen Festen; beim Totenamt schwarz und nicht rot wie in der alten lateinischen Kirche. In der Fastenzeit und der Karwoche sangen und beteten die Mönche abwechselnd Tag und

Digitized by Google



Grotta Ferrata.

Nacht ohne Unterlaß, und an allen Festtagen hielten sie feierliche Prozessionen, auf welche ein Liebesmahl (agape) zu folgen pflegte.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurden römische Kirchengewänder und allmählich auch römische Gebräuche, besonders die Hostie statt des Brotes eingeführt, und es wurde verlangt, daß Evangelium und Epistel erst in griechischer, dann in lateinischer Sprache verlesen würden.

Bei der Krönung eines neuen Papstes war es lange Zeit ein Vorrecht des Abtes von Grotta Ferrata, die Epistel in griechischer Sprache zu verlesen.

Der Abt wurde vom Kapitel erwählt und dann vom Papst auf Lebenszeit in seiner Würde bestätigt. Es hat im ganzen achtzig Äbte gegeben und unter ihnen manche bedeutende und gelehrte Männer. Namentlich ließen sie sich, wie ihr Stifter, die Vermehrung ihrer Bibliothek angelegen sein, und hielten die Mönche, die Geschick dazu hatten, zum Abschreiben von alten Handschriften und Choralbüchern und auch zum Illuminieren derselben an. Trotz der strengen Gebetsübungen wurde diesen Klosterbrüdern ein rastlos thätiges Leben zur Pflicht gemacht. Sie arbeiteten auf dem Felde und im Weinberge und übten Gastlichkeit und Krankenpflege in großem Maßstabe.

Gleich der erste Nachfolger des heiligen Nilus, Bartholomäus, errichtete neben dem Kloster ein Hospital für Kranke und eine Pilgerherberge. Hier haben Kaiser und Könige, Päpste und Prälaten auf ihren Reisen und Kriegszügen gerastet und die Gastlichkeit der Mönche von Grotta Ferrata erfahren. Benedikt IX. (1033 bis 1044), ein Sohn des Grafen von Tusculum, der sogenannte Papa bambino, war als Knabe auf den päpstlichen Thron gekommen und seines unwürdigen Benehmens willen endlich zur Abdankung getrieben worden. Der Abt Bartholomäus redete ihm selbst zu, der Kirche nicht länger ein Ärgernis zu geben, und bewog ihn, sich nach Grotta Ferrata zurückzuziehen, wo er bis an das Ende seines Lebens blieb. Sein Grabmal, obschon seines Bronzeschmuckes beraubt, ist

Digitized by Google

noch dort zu sehen. Gregor IX. hat einige seiner Bullen von Grotta Ferrata aus datiert, und Gregor XI. rastete hier auf seiner Rückkehr von Avignon.

Die Abtei hatte unterdessen reiche Schenkungen erhalten, von den Grafen von Tusculum und den Conti und anderen alten Adelsfamilien der Umgegend; so war sie reich an Feldern, Äckern, Wiesen, Weinbergen und Fischteichen und hatte Besitzungen in Rom und Tusculum, Albano, Tivoli, Velletri, Nettuno, ja sogar in Calabrien. In ihrer besten Zeit betrug ihre Jahreseinnahme 100000 Kronen. Ihr Abt hatte zwanzig Pfarrkirchen unter sich.

Im fünfzehnten Jahrhundert fingen die Einnahmen der Abtei an, abzunehmen. Papst Pius II. Äneas Silvius (1458 bis 1464) begab sich selbst nach Grotta Ferrata, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen, fand aber alles in bester Ordnung, die Gebäude trefflich und dazu einen schönen Garten mit köstlich kühlem fließendem Wasser. Pius II. führte eine wesentliche Neuerung ein, die nicht zum Besten des Klosters ausschlug. Er machte die Abtei zu einer Kardinalskommende und bestimmte, daß der Abt in commendum nicht nötig habe, im Kloster zu wohnen, noch ein Basilianer zu sein. Diese Veränderungen führten zum allmählichen Niedergang von Grotta Ferrata.

Der erste Abt in commendum war der Erzbischof von Nicäa, Bessarion, ein gelehrter Grieche, dessen Palast in Rom, wo er sich naturalisiert hatte, ein Sammelplatz von Gelehrten aller Nationen war.

Sixtus IV. ernannte seinen damals erst dreiundzwanzigjährigen Neffen, Giuliano della Rovere (nachmals Julius II.), zum Abt von Grotta Ferrata; er war der dritte dieser neuen Äbte und gab der Abtei einen ganz anderen Charakter, indem er sie zu einer Art von Festung machte, deren Vorposten das vorerwähnte Borghetto wurde. Bramante und Sangallo leiteten den Bau. Ein Kastell wurde vor dem Kloster angelegt, Türme, Gräben und Basteien, Graben und Zugbrücke, zinnengekrönte Mauern gaben dem Ort nicht mehr das Ansehen eines stillen Asyls frommer Mönche, sondern einer Trutzfeste eines kriegerischen Lehnsherrn — ganz entsprechend dem Sinne des neuen Herrn, dessen Namen Jul. Card. Ostiens. (Julius, Kardinal von Ostia) man noch am Thorweg sieht. Auch das Innere der Abtei wurde von ihm umgebaut; er legte den schönen Kreuzgang an und führte den Palast, den er zu seiner Wohnung bestimmte, zur Hälfte aus, so weit, als man das Wappen der Rovere (die Eiche) sieht. Am oberen Teil ist das Säulenwappen der Colonna, in deren Besitz die Abtei 1484 kam und die den Bau vollendeten. Der letzte Kardinal-Abt von Grotta Ferrata war Kardinal Gonsalvi, der hier 1824 starb.

Es bleibt uns nun noch übrig, von den Kriegsgefahren zu berichten, denen Grotta Ferrata in den stürmischen Zeiten des Mittelalters ausgesetzt war. 1084 zog Robert Guiscard durch, als er zur Befreiung Gregors VII. nach Rom eilte.

Dann folgten im zwölften Jahrhundert die beständigen Fehden zwischen den Römern und den Grafen von Tusculum, buchstäblich ein dreißigjähriger Krieg, der mit der Zerstörung von Tusculum endete. Die Mönche hatten darunter viel zu leiden und mußten in dem Unglücksjahr 1191 sogar aus ihrem Kloster fliehen und Schutz bei den Benediktinern in Subiaco suchen.

1241 schlug Friedrich II., der Hohenstaufe, sein Lager in Grotta Ferrata auf.

1379 siegten in dieser Gegend die Truppen Urbans VI. über die des Gegenpapstes Klemens VII., und die Abtei litt sehr unter der Besatzung durch die rohen Soldaten. Dann besetzte Ladislaus, König von Neapel, Grotta Ferrata mit seinen Truppen und machte es ein Jahr lang zum Ausfallspunkt seiner Streifzüge gegen das päpstliche Gebiet. 1432 nennt ein Gast des Abtes Vitali die Abtei „eine traurige Ruine, die so lange von Soldaten bewohnt worden".

Digitized by Google

1484 nahmen die Colonna das Kloster im Sturm und behielten es eine Zeit lang im Besitz.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erst kam eine etwas ruhigere Zeit für die bedrängte Abtei. Es blieben nur noch wenige päpstliche Soldaten als Besatzung dort, und 1647 hören wir zum letztenmal von einer bei Grotta Ferrata abgehaltenen Truppenschau.

Mit welcher Angst und Sorge mögen die Mönche in diesen Zeiten der Bedrängnis ihre geliebte Bibliothek gehütet haben! Während ihrer Abwesenheit in Subiaco ging manches kostbare Stück verloren, auch soll Kaiser Friedrich II. einige schöne griechische Handschriften mitgenommen haben. Aber am meisten litt die Bibliothek durch die Päpste Sixtus V. und Paul V.; die führten ihre erlesensten Schätze fort nach dem Vatikan, gaben aber freilich dem Kloster Schenkungen an Ländereien zum Ersatz.

Der Kardinal Alexander Farnese wurde auch für die Bibliothek verhängnisvoll. Zuerst verlangte er, daß die Mönche einen Katalog anfertigten. Darüber waren sie sehr empört. „Das kennt man schon, wer das Verzeichnis hat, will nachher die Bücher!" Und so kam es denn auch. Der Kardinal Barberini, später Urban VIII., der Protektor der Basilianer, führte die kostbarsten Handschriften aus und brachte sie teils in die vatikanische, teils in seine Privatbibliothek im Palazzo Barberini. So wurde die berühmteste griechische Klosterbibliothek des Mittelalters stückweise zerstört, und dennoch sind dem Kloster noch etwa zweihundert Handschriften und sechstausend Bücher verblieben. Die Handschriften bestehen in Teilen der Bibel, Schriften der Kirchenväter und Liturgien, darunter ist das berühmte Encologium, das ein Mönch aus Kandia dem Kardinal Bessarion 1490 nach Florenz brachte. Dieser schenkte es der Bibliothek seiner Abtei. Ebenfalls ist ein prächtiger silberner Kelch sein Geschenk; von Alexander Farnese stammt ein kostbares Majolikagefäß mit seinem Wappen, was wohl für das Weihwasser bestimmt war, das nach griechischem Ritus am Epiphaniastage geweiht wurde. In dem Kirchenschatze wird auch noch ein griechischer Omoforion (Pallium) aus dem elften Jahrhundert mit reicher Gold- und Silberstickerei gezeigt.

Unter der neuen Regierung wurde 1874 bestimmt, daß die Abtei von Grotta Ferrata um ihrer historischen Bedeutung, ihrer Bibliothek und der anerkannten Verdienste der Basilianer Mönche willen bestehen bleiben sollte. Als Monumento nazionale wurde sie der Sorge des Unterrichtsministeriums anvertraut.

Am 25. März, Mariä Verkündigung, ist der Hauptfesttag für Grotta Ferrata; dann strömen dort alle Leute aus der Umgegend zusammen zum — Schweinemarkt; aber selbst diesem prosaischsten aller Märkte weiß hier das Volk eine malerische Seite abzugewinnen. Vom Gebirge herab kommen die Leute auf ihren Eseln geritten, kräftige, elastische Gestalten mit wohlgebildeten, sonnenverbrannten Gesichtern, die Männer oft viel schöner als die Frauen. Diesen fehlt leider ihre frühere malerische Tracht. Unter einem Panno, weißen Kopftuch, sieht so ein italienisches Frauenbild mit seinen dunklen Augen gleich ganz anders aus. Jetzt ist es Sitte, sich auf dem Markte von Grotta Ferrata eine große künstliche Rose mit einem Büschel gesponnenen Glases daran ins Haar zu stecken, und diese Sträuße werden zu Dutzenden ausgeboten. Es giebt aber auch noch sonst alles mögliche zu kaufen, Kattun und Band, Korallen und sonstigen Schmuck und allerlei nützliche und unnütze Sachen, wie das so auf einem Jahrmarkt zu sein pflegt. Die Schweine aber bleiben die Hauptsache. So ein nero (denn schwarz sind die meisten) ist oft die Hoffnung der ganzen Familie, und für seinen Erlös sollen Wunderdinge angeschafft werden. Buden stehen zu beiden Seiten der langen Straße, und auch hier spielt das Schwein eine Hauptrolle, aber nicht in lebendem Zustande. Mächtige Stücke Schweinebraten,

Digitized by Google

besonders aber gebratene Spanferkel sind da einladend ausgelegt, der Verkäufer steht mit der Wage und gewetztem Messer daneben und schneidet jedem Käufer für so oder so viel Soldi ein Stück herunter, das wird in dickes braunes Papier gethan — Teller wäre Luxus — und damit geht der glückliche Besitzer in eine der vielen im Freien errichteten Zeltbuden, wo sich an hölzernen Tischen und Bänken eine fröhliche Gesellschaft nach der anderen zusammenfindet; dann giebt's ein Stück Brot dazu und Wein, köstlichen goldgelben Genzano oder roten duftenden Aleatico, und der Schmaus ist fertig, so lecker man ihn nur wünschen kann. Das Messer hat ein jeder bei sich — leider, möchte man sagen, wenn man daran denkt, wie oft gerade bei solchen ländlichen Festen abends, wenn der Wein die Köpfe erhitzt hat, gefährlicher Gebrauch davon gemacht wird. Indessen in Grotta Ferrata pflegt es meistens friedlich abzugehen, und die Fremden, welche im März in großen Scharen zum sogenannten „Schweinefest“ hinauskommen, werden durch das gesittete Benehmen der Landleute aufs angenehmste berührt.

Das Fest im September habe ich nie mitgemacht, jedenfalls fehlt dann der Zufluß von Fremden, die sich übrigens zu so einem Mahl aus freier Faust in rohrgedeckter Hütte selten herbeilassen, sondern lieber in einer civilisierten Trattoria in Frascati einkehren.

Zwischen Grotta Ferrata und Castel Gandolfo liegt Marino, jetzt auch Bahnstation, höchst malerisch 360 Meter über dem Meere, mit prachtvollstem Blick auf die Campagna, auf der Stelle des antiken Castrimoenium. Im zehnten und elften Jahrhundert hieß die Gegend zwischen der Via Appia und der Via Latina Moreni, und daraus soll der Name Marino entstanden sein. Castrimoenium wurde von Sulla befestigt und wird noch unter Antonius Pius als Municipium genannt. Im Mittelalter war Marino zuerst Stammsitz der Orsini, der Hauptfeinde der Colonna. Unter Martin V. wurde es von den Colonna genommen, die es von da ab als ihr Eigentum behaupteten. Es wurde nun zum Zankapfel in den Fehden zwischen dieser mächtigen Familie und den Päpsten. Eine der furchtbarsten Episoden aus der Geschichte des gewaltthätigen Papstes Sixtus IV. (Francesco della Rovere) knüpft sich an den Namen Marino. Nach der mißlungenen Verschwörung der Pazzi in Florenz ließ er nicht ab in seinem Haß gegen die Feinde seines Neffen Riario.* „Die Gegner des Riario, die Colonna, verfolgte er mit wildem Ingrimme; er entriß ihnen Marino. Den Protonotar Colonna ließ er überdies in seinem eigenen Hause bestürmen, gefangen nehmen und hinrichten. Dessen Mutter kam nach S. Celso in Banchi, wo die Leiche lag; bei den Haaren erhob sie den abgehauenen Kopf und rief: ‚Das ist das Haupt meines Sohnes; das ist die Treue des Papstes! Er versprach, wenn wir ihm Marino überließen, würde er meinen Sohn freigeben; nun hat er Marino: in unseren Händen ist auch mein Sohn, aber tot! Siehe da, so hält der Papst sein Wort!“ (Alegretto Alegretti, Diario Sanesi.)

Nachdem Marino mehrmals zerstört und von den Colonna wieder aufgebaut worden war, verblieb es im Besitz dieser Familie bis auf den heutigen Tag, und auch das wilde Blut ist in den Leuten von Marino verblieben und treibt oft zu wilder That. Blutige Rache ist etwas ganz Gewöhnliches unter ihnen, die coltellate (Messerstiche) von Marino sind fürchterlich. Nach vollbrachter That geht dann der Mörder in die Macchia, das Wäldchen, und keiner würde es wagen, ihn anzugeben. Noch im vorigen Jahre hielt sich so ein Bluträcher wochenlang in der Macchia verborgen und fiel hin und her ahnungslos Vorübergehende an — denn wer es wußte, mied den Wald —, bis endlich der Hunger ihn den Karabinieren in die Hände trieb.

Massimo d'Azeglio giebt in seinen Ri-

* Ranke, Geschichte der Päpste I, 31.

Digitized by Google

cordi eine prächtige Schilderung von Marino, wo er sich eine Zeit lang inkognito als Landschaftsmaler aufhielt.

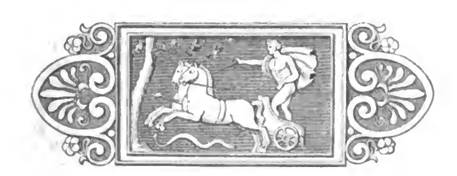
Die Frauen sind schön und kräftig und tragen, wie überall im Albanergebirge, das hübsch geformte doppelhenkelige Kupfergefäß, die Conca, voll Wasser mit großer Anmut auf dem Kopf. Die reine gesunde Luft stählt den Körper und verleiht ihm Gewandtheit und gefälliges Aussehen.

Marino hat etwas Stattliches, so schon gleich der schöne Platz beim Eingang in die Stadt mit den großen Bäumen, dem Sammelpunkt der schönen Wasserträgerinnen. Prächtig ist die Aussicht vor der imposanten Domkirche, die sehenswert ist und einige gute Bilder hat von Guercino und Guido Reni. Am Korso stehen ansehnliche Häuser. Zum Sommeraufenthalt würde ich, trotz der reinen Luft und schönen Lage, Marino nicht wählen, es hat zu wenig Schatten, obschon der Wald nicht fern ist. Auch von hier aus führt ein herrlicher Waldweg auf den Monte Cavo. An das auf diesem Berge gefeierte Bundesfest der Latiner, bei welchem dem Jupiter Latiales geopfert wurde, schlossen sich dann die Versammlungen der Gemeindevertreter am Quell der Ferentina, unweit Marino.

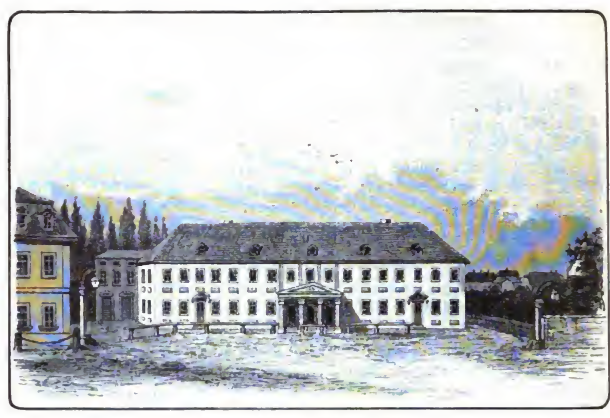
Die schöne waldige Schlucht, einst der Lucus Ferutinæ, wird jetzt Parco Colonna genannt. Es ist ein quellenreicher Grund, den im Frühling ein üppiger Blumenteppich deckt. Einer der kleinen Bäche wird als Caput Aquæ Ferentinæ bezeichnet. Hier soll Turnus Herdonius von Aricia seinen Tod gefunden haben. Er warnte seine Landsleute vor dem Stolz und der Herrschsucht des Tarquinius Superbus und wurde nun angeklagt, dem Könige nach dem Leben zu stellen. Der große Rat der Latiner verurteilte ihn zum Tode, und grausam wurde er hier in dem flachen Gewässer ertränkt, indem er glatt mit dem Gesicht hineingelegt und sein Kopf durch ein mit Steinen beschwertes Gestell niedergehalten wurde. Auf Schritt und Tritt stößt man hier auf alte Sagen und Geschichten.

Der Weg von Marino nach Frascati ist nicht so angenehm als der von Marino nach Castel Gandolfo durch die schöne Galleria di sotto mit ihren uralten Bäumen.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Das alte Theater (1779 bis 1825).

Das weimarische Hoftheater unter Goethes Leitung.

Zur Feier des hundertsten Jahrestages seiner Gründung.

Von

Dr. Julius Wahle.



Den Rang, den die Schauspielkunst neben der dramatischen Dichtkunst einnimmt, beansprucht die Geschichte des Theaters neben der Geschichte des Dramas. Die Gestalten, die der dramatische Dichter schafft, entbehren der unmittelbaren sinnenfälligen Gegenwart, wenn nicht das belebende Genie des Schauspielers ihnen dieselbe verleiht. Die Bühne lehrt uns die Gesetze des Dramas kennen, indem sie die Technik desselben vor unseren Augen aufrollt; die Bühne ist die strengste und oberste Richterin des Dramatikers. Die Bühne lehrt aber auch die Geschichte dieser höchsten Kunstform, indem sie das Schlechte in die Versenkung verschwinden läßt, das Gute als bleibendes Eigentum allen Zeiten überliefert. Anders ist es mit dem Kunstwerk des Schauspielers. Es vergeht in dem Augenblick, wo es entstanden ist, es dringt nicht hinaus ins Leben, sondern haftet nur in der Erinnerung derjenigen, die es entstehen und vergehen sahen. Die Geschichte des Theaters ist daher angewiesen auf die meist kritiklosen Berichte von Augen- und Ohrenzeugen; hauptsächlich aber wird sie gefördert durch den Stoff, den die Geschichte des Dramas selbst ihr zuführt. Mit der Höhe der Forderungen, die der Dichter dem Schauspieler stellt, wird auch die Kunst des letzteren sich erheben; sie wird sinken, wenn sie sich von

den hohen Zielen, die ihr die großen Dichter gesteckt haben, abwenden und einzig und allein sich jenen Aufgaben zuwenden wird, die der hinfällige Geschmack des Tages ihr anweist.

Die moderne deutsche Schauspielkunst ist, wie die deutsche Dichtkunst, geboren um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; beide verleben eine wirre, viel umhergetriebene Jugend, und kommen aus einer unter stark wechselnden Einflüssen hingebrachten Lehrzeit in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts zur Meisterschaft.

„Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuschauer.“ So klagte Lessing 1760 im einundachtzigsten seiner „Litteraturbriefe“. All jene Übelstände, welche das Aufkommen unserer Litteratur hemmten und verlangsamten, hinderten auch die Entwickelung unseres Theaters. Wandertruppen, die sich aus den niedrigsten Schichten des Volkes, aus Leuten, die zu nichts Ordentlichem taugten, zusammensetzten, zogen von Ort zu Ort, und jede Bretterbude war ihnen gut genug, um die Lachlust und Neugierde des ungebildeten Publikums zu befriedigen. Bedurfte es dazu des Talents oder angelernter Kunstübung? Aus solchem Boden konnte natürlich nur ein roher Naturalismus erwachsen, der sein Genüge darin fand, auf die rohen Massen äußerlich zu wirken. Dazu kam der Mangel an dramatischen Dichtern, an nationalen Aufgaben für die Schauspielkunst, die sich im ernsten und heiteren Fache in den Dienst des Auslandes begeben mußte. Die französischen Alexandrinerstücke kamen immer mehr in Aufnahme und begründeten eine Neigung zur höheren Wertschätzung des Wortes, der Rede, die natürlich in den alten Stegreifkomödien und Harlekinaden weniger Bedeutung hatten als die Gebärdensprache. Und so gehen hier schon die beiden Richtungen der Schauspielkunst nebeneinander: der Realismus, der aber noch ganz auf der unvollkommenen Vorstufe einer Karikatur des Charakteristischen steht, und der Idealismus, der sich jedoch erst aus der ganz äußerlichen Deklamationsmanier herausarbeiten mußte. Ein fernerer Mißstand war die Leitung der Theater durch Prinzipale, die nicht auf ein künstlerisches Ziel, sondern nur auf ihre Kasse sahen. Und dann: wie die Muse der Dichtkunst, so zog auch die Muse der Schauspielkunst ungehört und ungeehrt von den Thronen der Fürsten hinweg. Nur von dem Seßhaftwerden der Wandertruppen in großen Städten, von dem Schutze und der Unterstützung der Fürsten ließ sich Besserung erhoffen. Es wurden verschiedene Ansätze dazu gemacht; von Dauer und Erfolg waren nur wenige. Zwei Ereignisse waren in dieser Hinsicht von epochemachender Bedeutung: die Gründung des Hamburger Nationaltheaters und des weimarischen Hoftheaters.

Das Hamburger Nationaltheater war hervorgegangen aus dem von einsichtsvollen Kennern ausgesprochenen Bedürfnis einer Reform der Theaterzustände. Wenn das Unternehmen auch dieses Ziel nicht erreicht hat, so hat es dafür den Ruhm, in Lessings Theaterkritik ein Werk von bleibender Bedeutung hervorgerufen zu haben. Lessing trat mit seiner ganzen männlichen Energie ein in den Kampf zwischen Natürlichkeit und Gespreiztheit des Dramas; er spielte die lebendige Natur Shakespeares aus gegen den steifleinenen, regelmäßigen Klassicismus der Franzosen. Leider ist der zweite Hauptpunkt des für die „Dramaturgie“ aufgestellten Programms, die Kunst des Schauspielers von Schritt zu Schritt zu begleiten, durch kleinliche Schauspielereitelkeit frühzeitig unterbunden worden. Auf den Brettern des Hamburger Theaters standen wirkliche Talente nebeneinander, vor allen Konrad Ekhof, welcher Meisterschaft der Rede und Charakteristik der Gebärde harmonisch verband. Er war der Kanon, den Lessing in seine Sprache umsetzte und erklärte. Aber die Herrlichkeit war nicht von langer Dauer — und so muß sich der große Kritiker bescheiden: „Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst.

Digitized by Google

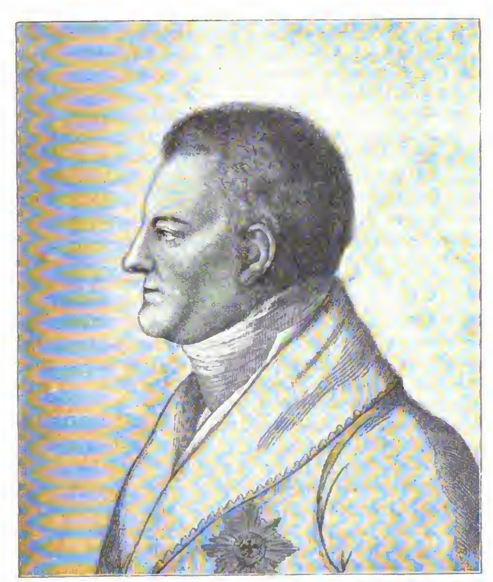
Wenn es vor alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden." Das Theater wurde endgültig, nach einer mehrmonatlichen Unterbrechung, am 25. November 1768 geschlossen.

Am 7. Mai 1791 wurde das weimarische Hoftheater eröffnet. Gerade in den dazwischen liegenden Jahren hatte die Schauspielkunst ihre große Entwickelung durchgemacht. Die verloren Gegangene hatte sich wieder gefunden, und zwar in dem Sinne Lessings. Gerade in Hamburg, wo vor Ekhof schon vortreffliche Künstler gewirkt hatten, tauchte nach dem Scheitern der mit so großen Hoffnungen begrüßten Entreprise das Genie Schröders empor, und das Werk, das Ekhof begonnen hatte, wurde durch ihn zur Vollendung geführt. Er hatte in seinem Stiefvater Ackermann, einem Schauspieler von gesundem, urwüchsigem Realismus, einen Lehrer, dessen Schule er getreu geblieben ist. Und das, was Lessing als den höchsten Gewinn für das Repertoire betrachten mußte, hat er geleistet, indem er Shakespeare auf der deutschen Bühne einbürgerte. Schröder war der Begründer der sogenannten Hamburger Schule, die von hier aus, teilweise durch Schröders Reisen selbst, sich verbreitete: es war die Schule der einfachen, natürlichen Rede, die sich vor dem Pathos geschraubter Deklamation hütete, die Schule der scharfen Charakteristik — eine Schule, in welcher die Naturwahrheit als oberstes Gesetz galt. Solange auf der Bühne die thränenselige Mittelmäßigkeit des bürgerlichen Rührstückes, die wilden Ausgeburten einer aus Rand und Band gehenden Sturm- und Drang-Dramatik, dazu die wenigen in Verballhornung kursierenden Leidenschaftsdramen Shakespeares ausschließlich zu Hause waren, mußte diese Richtung der Schauspielkunst als die allein richtige gelten. Auch Lessings in der Rede scharf pointierte, in der Charakteristik knappe und bestimmte Prosadramen leisteten dieser Kunstübung Vorschub. Wie aber in jeder Kunst ein neuer Inhalt sich auch eine neue Form erschafft, so mußte die Entstehung eines neuen Dramas auch eine homogene Entwickelung der Schauspielkunst zur Folge haben. Beides, das neue Ideal des Dramas und das neue Ideal der Schauspielkunst, nahm von Weimar seinen Ausgang.

Die theatralische Vergangenheit Weimars führt zurück bis ins sechzehnte Jahrhundert. Schulkomödien waren an der Tagesordnung. Das Repertoire bestand aus Lust- und Schauspielen, zu denen sich im siebzehnten Jahrhundert die Oper gesellte. 1696 wurde in der Wilhelmsburg ein eigenes Operntheater eingerichtet. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts müssen bereits Berufsschauspieler hier gewirkt haben, denn wir finden „Hochfürstliche Weimarische Hof-Komödianten" auf der Wanderschaft in Norddeutschland. Ein wichtiges Ereignis war die Vermählung des Herzogs Ernst August Konstantin mit der feingebildeten braunschweigischen Prinzessin Anna Amalia, welche das Ansehen der Künste und Wissenschaften am weimarischen Hofe begründete. Der bekannte Prinzipal Karl Theophilus Döbbelin spielte gerade damals (1756) in Erfurt. Durch Kriegsnöte verscheucht, hoffte er ein Unterkommen im nahen Weimar. Die angeknüpften Unterhandlungen führten zu einem günstigen Resultat: er wurde vom 1. November ab mit seiner Truppe gegen eine jährliche Zahlung von 6800 Reichsthalern vom Hofe in Pflicht genommen. Diese „Hof-Komödianten-Gesellschaft" spielte unter der Oberaufsicht des Kammerjunkers v. Dürckheim bis Ende April 1757, wo Döbbelin die Direktion niederlegte. Der Hof übernahm nun die Truppe auf eigene Kosten, und es wurde unter Dürckheims Intendanz ein Hoftheater gegründet. Aber schon 1758, nach dem Tode des Herzogs, mußte die Gesellschaft entlassen werden.

Zehn Jahre entbehrte Weimar der theatralischen Vergnügungen. Da berief die

Herzogin Anna Amalia, um die Hebung der Stadt und des Hofes besorgt, den Prinzipal Koch aus Leipzig, den die Engherzigkeit der um die Sittlichkeit der studierenden Jugend allzu besorgten Professoren aus dieser altberühmten Theaterstadt vertrieb. Bis 1771 wirkte er in Weimar. Er hatte schon in Leipzig dem Singspiel seine besondere Pflege angedeihen lassen und setzte diese Richtung auch in Weimar fort, in der zwei Weimaraner für ihn thätig waren: Musäus als Dichter, Wolff als Komponist.



Nach dem Stich von Jagemann.

1771 folgte die Seylersche Gesellschaft. Der Kaufmann Abel Seyler ist in der Theatergeschichte berühmt geworden als Hauptanstifter des Hamburger Unternehmens. Nach dem Untergang desselben zog er an der Spitze einer Truppe mit wechselnden Schicksalen in Deutschland herum. Anna Amalia berief ihn unter sehr günstigen Bedingungen nach Weimar. Die Vorstellungen fanden nur vor geladenen Gästen des Hofes in dem nach der Ilm zu gelegenen Teile der Wilhelmsburg statt. In der vortrefflichen Gesellschaft befanden sich zwei berühmte Theatergrößen: Madame Hensel, in Weimar verheiratet mit Seyler, die bei der Gründung des Hamburger

Nationaltheaters und als erste Darstellerin desselben eine aus Lessings Dramaturgie bekannte Rolle gespielt hatte, und neben ihr kein geringerer als der größte damalige Schauspieler — Konrad Ekhof. Neben Lessing, Diderot, Beaumarchais, Molière u. a. erscheinen auch neue Werke weimarischer Dichter und Musiker auf dieser Bühne, die durch Aufführung von Wielands „Alceste“, mit Musik von Schweitzer, die Geburtsstätte der deutschen Oper geworden ist. Der verheerende Schloßbrand (6. Mai 1774) störte gewaltsam die weitere Entwickelung, die man sich von so schönen Anfängen versprechen durfte. Die herzogliche Familie und die Stadt wurden von diesem großen Unglück schwer betroffen. Die Seylersche Gesellschaft mußte wieder wandern; sie ging nach Gotha, wo sie der Herzog in seine Dienste nahm und unter Ekhofs Leitung ein Hoftheater errichtete, das nur von kurzer Dauer war.

Die theatralische Lust war aber einmal erwacht und verlangte nach neuer Nahrung. Da kam im November 1775 Goethe nach Weimar. Von Kindheit auf war in ihm das Theaterinteresse lebendig; es war ein kostbares Erbteil seiner Mutter. Wie er in den geistig so hochstehenden weimarischen Kreis neue Ideen hineintrug, so brachte er auch diesen Trieb nach theatralischer Bethätigung mit, der ein wesentliches Ferment in der Fortbildung der geselligen und ästhetischen Verhältnisse Weimars wurde. Es war eine lustige Zeit, diese Zeit des Liebhabertheaters. Hier jammerte nicht jenes Elend, das die Wandertruppen auf ihren Zügen begleitete. Den ungebildeten, meist auf den tiefsten Stufen der Menschheit stehenden Berufskomödianten standen hier Dilettanten aus den Höhen feinster Gesellschaft gegenüber, mit dem Zauber wissenschaftlicher, künstlerischer, weltmännischer Bildung versehen. Karl August und sein Bruder Konstantin, gelegentlich auch Anna Amalia, Goethe, Knebel, Bertuch, in behäbig-komischen Rollen Musäus, seit 1777 die schöne, vielgepriesene Korona Schröter, die Hofdamen v. Göchhausen, v. Wöllwarth und noch andere vornehme Adelige und angesehene Beamte aus der Stadt bildeten das Personale dieser Bühne. Ein ausgezeichneter Theatermeister, Namens Mieding, besorgte das Technische; Goethe hat ihm und dieser Zeit ein herrliches Denkmal gesetzt: „Auf Miedings Tod.“ Die Aufführungen fanden zuerst in dem von dem Hofjäger Hauptmann auf der Esplanade (jetzt Schillerstraße) errichteten Redoutenhause statt, teilweise im Schloß, zumeist aber in den herzoglichen Lustschlössern bei Weimar.

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb der hohen Nacht

gingen jene Vorstellungen vor sich, welche als die Wurzeln der späteren Kunstblüte zu betrachten sind. Man verfolgte nicht immer künstlerische Absichten; man hatte sich ja zu eigenem Vergnügen zusammengethan und ließ ohne viel Bedenken der übermütigen Lust des Augenblicks die Zügel schießen. Goethe war die Seele des Ganzen; er war als Dichter, Direktor, Regisseur und Mitspieler Mittelpunkt und belebende Kraft; und wie ihn tiefe Leidenschaft und ernste Lebensanschauung immer mehr von einem in der Weite sich verlierenden tollen Treiben abzogen und in sein reiches Innere zurückführten, so hat er diesen ungezügelten Dilettantismus bald in den Dienst höherer Zwecke gestellt. Vor diesem fein gesitteten Kreise erschien Hans Sachs in der derben Komik des Narrenschneidens. In aristophanischer Weise geißelte Goethe in der „geflickten Braut“ Eigenheiten des ganzen Gesellschaftskreises, sich selbst nicht schonend. Er getraute sich sogar, ernste Beziehungen auf das getrübte Einvernehmen zwischen Karl August und seiner edlen Gattin auf die Bühne zu bringen — Stücke, die wegen ihres aktuellen persönlichen Inhalts bei der späteren Herausgabe eine Umarbeit erleiden mußten. Er dichtete Singspiele wie „Jery und Bätely“, „Die Fischerin“; letzteres, mit

Digitized by Google

Musik von Korona Schröter, wurde auf dem natürlichen Schauplatz an den Ilmufern in Tiefurt mit malerischen Lichteffekten zum besten gegeben. Aber die dichterische Blüte, die aus diesen Anlässen hervorgetrieben wurde, sind „Die Geschwister" und „Iphigenie"; vor ihnen verblassen all die Gelegenheitsstücke, die mehr zum Ergötzen des Augenblicks geschaffen sind. In den Geschwistern spielte Goethe selbst den Wilhelm, Amalie Kotzebue die Marianne; in der Iphigenie spielte Korona Schröter, Goethe (Orest), Karl August und Prinz Konstantin (Pylades), Knebel (Thoas). Der weite Kreis, in dem sich die Aufführungen bewegten, ist damit noch lange nicht erschöpft. Ein großer Teil der von Goethe für die Liebhaberbühne gedichteten Schwänke und Ballettkomödien ist verloren gegangen. Neben Goethes „Mitschuldigen" und „Erwin und Elmire" versuchte man sich an Stücken von Einsiedel und Seckendorf, an Molière und Gozzi. Wichtig aber ist, daß diese Dilettanten sich sogar an eine so schwierige und große Aufgabe wie Lessings Minna von Barnhelm heranwagten, und daß 1778 im „Westindier" Ekhof aus Gotha gastierte.

Dieser Trieb der weimarischen Gesellschaft, auf leichtgezimmerten Brettern sich in die Welt des schönen Scheins zu versetzen, hatte seinen Höhepunkt erreicht. Dazu kam, daß Goethe auf den weniger glatten Brettern der Wirklichkeit eine neue große Rolle übernommen hatte: nämlich die des Alhafi, wie er sich einmal ausdrückt. Er war Staatsmann geworden; und je mehr die Pflichten und Sorgen des neuen Amtes ihn in das Getriebe der Außenwelt verflochten, desto mehr zog sich seine dichterische und künstlerische Thätigkeit ins Enge. März 1783 hörte das Liebhabertheater ganz auf. Das wichtigste Resultat dieser Periode ist aber: Goethes bisher mehr allgemein-ästhetisches und dichterisches Interesse am Theater erhielt die entschiedene Richtung aufs Praktische. Die hier gesammelten Erfahrungen kamen ihm nachmals zu gute.

Unterdessen war aber fürs Theater und das Redoutenvergnügen ein neues Heim geschaffen worden. Die Herzogin Anna Amalia baute 1779, nachdem das Hauptmannsche Haus verkauft worden war, in der Nähe ihres Palais, auf dem Platze, wo auch das heutige Theater steht, ein neues großes Haus. Es bestand aus nur einem sehr hohen Stockwerk, enthielt einen großen mit einer Galerie versehenen Tanzsaal, in dem eine unbewegliche geräumige Bühne aufgeschlagen war. In dem Hintergrunde derselben konnten zwei große Flügelthüren nach dem Garten zu geöffnet werden. In diesem Hause trat am 1. Januar 1784 zum erstenmal die Schauspieltruppe des Prinzipals Bellomo auf und blieb daselbst bis Ostern 1791.

Bellomo verfügte über ein großes Personal für Schauspiel und Oper. In seinem Repertoire finden wir Shakespeare mit mehreren Stücken, darunter Lear und Hamlet in Schröders Bearbeitung, Lessing mit Minna von Barnhelm und Emilia Galotti, Schiller mit seinen revolutionären Jugenddramen, Goethe mit Clavigo, den Geschwistern und Egmont vertreten. Goethe besuchte das Theater, wie es scheint, nicht allzu oft. Ihn zog es am meisten hin, wenn er wußte, daß auch Frau v. Stein da zu finden sei.

In der Zeit Bellomos vollzieht sich die große Umwälzung in Goethes Lebensverhältnissen. Durchaus zum Schriftsteller bestimmt, hatte er den Druck der Staatsgeschäfte und mancher persönlicher Verhältnisse immer schmerzlicher empfunden. In Italien suchte er Befreiung. Er nahm dahin mit die große Vorliebe für das Singspiel, das er, so gut es in der spröden, unschönen, deutschen Sprache möglich war, zu reformieren und im Verein mit dem Komponisten Kayser der vielbewunderten italienischen Oper näher zu bringen strebte. In Italien fand er den der Antike nacheifernden idealen Stil, den Stil der „Iphigenie", des „Tasso". Der nordische Himmel lastete schwer auf dem Zurückgekehrten. Der einsichtsvolle Herzog enthob ihn seiner Staatsämter, und in

Digitized by Google

der Oberaufsicht über sämtliche Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft erhielt er eine ihm zusagende öffentliche Stellung. Dazu kam, als nach Ablauf des Bellomoschen Kontrakts, zu Ostern 1791, der Hof das Theater übernahm, die Leitung dieses neugegründeten Kunstinstituts. Der ästhetisch gebildete Teil des weimarischen Publikums war mit den Leistungen der Bellomoschen Gesellschaft unzufrieden, und Karl August wünschte für seine Residenz ein besseres Theater. „Im Monat Mai," schreibt er im März 1791 an Knebel, von dem gleichfalls ungehaltene Urteile über Bellomo sich erhalten haben, „wird unser neues Theater seinen Anfang nehmen; ob wir gleich dieses Unternehmen sehr mäßig beginnen, so hoffe ich doch, daß es mehr Vergnügen reichen wird, als aus dem bisherigen zu schöpfen war." Wie weit Goethes Einfluß beim Herzog in dieser Richtung maßgebend war, läßt sich nicht feststellen. Das Unternehmen war nicht leicht. Die Stadt, kaum 6000 Einwohner zählend, war arm; der Hof, durch den Schloßbrand schwer geschädigt, litt außerdem noch an den Nachwehen des Krieges und befand sich sonach nicht in der glänzendsten Lage. Das Schifflein, das hier ins Wasser gesetzt wurde, hatte von Anbeginn einen Kampf zu bestehen gegen widrige Umstände; allen Stürmen zum Trotz hat es sich flott gehalten und seine schwere Fahrt glücklich vollendet. Man kann getrost sagen: der 7. Mai des Jahres 1791, an dem das weimarische Hoftheater eröffnet wurde, ist epochemachend in der Geschichte des Theaters sowohl als in der Geschichte unserer Litteratur.

Eine umfassende, erschöpfende Darstellung von Weimars Theatergeschichte steht noch aus. Gute Vorarbeiten sind vorhanden. Pasqué hat in „Goethes Theaterleitung in Weimar" reiches, wenn auch ungleichwertiges Aktenmaterial zur Geschichte der Organisation und geschäftlichen Leitung gehäuft; neuestens hat uns Burkhardt einen Überblick über das gesamte Repertoire ermöglicht („Das Repertoire des weimarischen Theaters unter Goethes Leitung 1791 bis 1817"). Das Material ist sehr zerstreut, und ein großer Teil desselben durch ein böses Ohngefähr verloren gegangen. Die folgenden Zeilen versuchen in großen Zügen darzustellen, was Goethe im Vereine mit Schiller diesem Theater und damit zugleich dem ganzen deutschen Theater geworden ist.

Ifflands „Jägern", die zur Eröffnung gewählt worden waren, ging ein von Goethe gedichteter Prolog vorauf.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein aufgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht, was jeder wollte.

Nun dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst, so träten wir vielleicht
Getrost hervor, und jeder könnte hoffen,
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann,
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle miteinander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen,
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen, sind einander fremd
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht,
Mit seinem Nebenmann es zu erreichen.

Denn hier gilt nicht, daß einer atemlos
Dem andern hastig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir mit bestem Willen
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

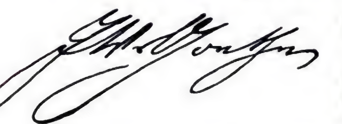
Bescheiden und doch bestimmt läßt Goethe den Schauspieler dem Publikum gegenübertreten. Er verspricht scheinbar nichts und verlangt nur weniges. Er stellt aber hier gleich dasjenige Princip auf, welches von jeher als das höchste

Digitized by Google

einer einsichtsvollen Bühnenleitung gegolten hat. Die widerstrebenden Elemente unter einen Willen zu zwingen, das Auseinanderstrebende in dem Dienst einer höheren Idee zu vereinen — das ist die Aufgabe eines Theaterleiters, und in diesem Sinne ist er Künstler. Seine



Nach dem Stich von Lips.



Person tritt hinter seinem Werke zurück, aber sein Geist soll aus letzterem heraus leuchten. Diesem Grundsatze ist Goethe stets getreu geblieben, denn er ist identisch mit seiner ganzen Kunstanschauung, wie sie sich seit der italienischen Reise entwickelt hat: Schönheit ohne Harmonie ist nicht zu denken. „Die weimarischen Schauspieler gelten am mehrsten, wenn sie miteinander wirken," schrieb er im Jahre 1816 an Zelter.

Dieses Zusammenspiel der Darsteller zu erreichen, war im höchsten Grade schwierig. Zu den von der Bellomoschen Gesellschaft übernommenen Kräften kamen aus Norden und Süden, aus Osten und Westen Deutschlands Schauspieler hinzu, über deren Fähigkeiten Goethe nicht unterrichtet war. Es waren auch keine Talente, sondern Kräfte dritten und vierten Ranges. Aus der Bellomoschen Gesellschaft war nur das große Talent der Christiane Neumann zurückgeblieben. Goethe nahm sich des

zarten, schönen, kaum den Kinderjahren entwachsenen Mädchens, welches sich später mit dem Schauspieler Becker verheiratete, mit Liebe und Sorgfalt an; er gab ihr, der Schülerin von Korona Schröter, in seinem höheren Sinne Unterricht, stellte sie gleichsam in den Mittelpunkt der neuen Schöpfung und suchte die übrigen ihr anzugleichen. Gleich entzückend in munteren Knaben- und ernsten Mädchenrollen, hat sie vor allem das Verdienst, Goethe in ein tieferes persönliches Verhältnis zum Theater gebracht zu haben. Ihn stieß schon damals jener Natur- und Konversationston der Schauspieler ab, die, weit entfernt, aus ihm eine vollendete Kunst, eine zweite Natur hervorzubringen, nur ihr nacktes Wesen zur Schau trugen. Der geistlosen Theatertechnik jener Durchschnittsschauspieler setzte er eine höhere Kunstauffassung entgegen. Er trachtete das Wesen dieser Kunst zu erfassen und suchte es in allgemeinen Gesetzen, die in dieser wie in jeder anderen Kunst verborgen liegen. Christiane Neumann war diejenige Künstlerin, an und mit der die Grundelemente, gleichsam die Grammatik der Schauspielkunst, ihm immer deutlicher und klarer aufgingen. Das Größte hätte von ihr erreicht werden können, wenn nicht ein früher Tod sie schon im sechsten Jahre von Goethes Direktionsführung, im neunzehnten Jahre ihres Lebens hinweggerafft hätte. Was sie ihm war, hat er in der herrlichen Elegie „Euphrosyne“ ausgesprochen; Schmerz und Liebe haben ihm die Feder geführt.

Christiane war das einzige, was ihn fester an das Theater knüpfte. Er war eifrig um die Organisation des neuen Instituts bemüht und bat Schröder, der am Hamburger Theater eine feste Zucht eingeführt hatte, um Mitteilung der von ihm angeordneten Gesetze und Regeln; auch die Kasseneinrichtungen Schröders wurden auf das weimarische Theater übertragen. Und wie er es gleich im Anfang mit dem Künstlerischen hielt, zeigt ein Brief vom 30. Mai 1791 an den Berliner Kapellmeister Reichardt: „Im ganzen macht mir unser Theater Vergnügen, es ist schon um vieles besser als das vorige, und es kommt nur darauf an, daß sie sich zusammenspielen, auf gewisse mechanische Vorteile aufmerksam werden und nach und nach aus dem abscheulichen Schlendrian, in dem die mehrsten deutschen Schauspieler bequem hinleiern, herausgebracht werden. Ich werde selbst einige Stücke schreiben, mich darinne einigermaßen dem Geschmack des Augenblicks nähern und sehen, ob man sie nach und nach an ein gebundenes, kunstreiches Spiel gewöhnen kann.“ Goethe hatte zwar, aus Not nicht weniger als aus kluger Rücksicht auf das zu gewinnende Publikum, das Bellomosche Schauspielrepertoire übernommen; aber keiner war sich wie er der Nichtigkeit und Hohlheit dieser Stücke bewußt, die allenfalls mittelmäßigen Schauspielern Gelegenheit boten, sich leidlich darzustellen, aber ohne jeglichen ästhetischen Wert waren.

Goethes Princip war es, das Publikum langsam aus dieser Beschränktheit herauszuführen. Er pflegte anfangs besonders die Oper. Aus seiner großen Neigung zur musikalischen Poesie erwuchs auch die Neigung zu dieser Kunstform, erwuchsen seine Bemühungen um das „lyrische Theater“, wie er es nennt. Den italienischen und französischen Opern werden neue deutsche Texte zu besserer Singbarkeit untergelegt; und schon am 30. Januar 1792 erschien der Don Juan auf der weimarischen Bühne. Das Schauspiel trat zwar nicht zurück, aber da für Oper und Schauspiel dasselbe Personal ausreichen mußte, da Goethe auf ein sorgfältiges Studium drang zur Erreichung eines harmonischen Zusammenspiels, konnte die Erweiterung des Schauspielrepertoires nur langsam gefördert werden. Ein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes war die auswärtige Thätigkeit der Truppe. Schon Bellomo hatte die Sommermonate in dem Halle benachbarten Badeorte Lauchstädt gespielt, in dem ein vornehmes adeliges Publikum,

Digitized by Google

der reiche Leipziger Bürgerstand, sowie Professoren und Studenten aus Halle sich mehr zur Zerstreuung als aus Gesundheitsrücksichten zusammenfanden. Lauchstädt war auch für die Hoftheatergesellschaft nicht bloß eine reichere Einnahmequelle als Weimar, sondern es wurde als Übungsanstalt betrachtet, um das heimische Publikum nicht mit zu vielen Wiederholungen zu belästigen. Von dort kehrte sie in der Regel mit einem gekräftigten Repertoire nach Weimar zurück.

Aus den „einigen Stücken", die Goethe zur Hebung des Theaters, zur Förderung eines gebundenen kunstreichen Spiels schreiben wollte, ist nichts geworden. Nur „der Großkophta" stammt aus jener Zeit. Goethe war in den neunziger Jahren der dramatischen Muse gänzlich untreu geworden. Ein Stück wie „der Großkophta" kam dem damaligen Tagesgeschmack ziemlich nahe. Es ist klar, daß ein Dichter, der einen über diesem Geschmack so hoch erhabenen Stil gefunden und gehandhabt hat wie der Verfasser der „Iphigenie", des „Tasso", diese Herablassung zum Ungeschmack der Zeit nicht principiell durchführen konnte.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Goethe bei Durchführung seines Planes auf den Vers als der dem höheren Drama eigentlich zugehörigen Form zurückgegriffen hätte. Die Schicksale des Verses im deutschen Drama füllen ein denkwürdiges Kapitel der Theatergeschichte. War der Vers als berechtigte Kunstform endgültig ins Drama eingeführt, dann mußte sich eine gründliche Reform der Schauspielkunst daran knüpfen. Dies ist der springende Punkt für die Beurteilung der klassischen Bühnenzeit Weimars.

Über Theater und Theaterleitung äußert sich Goethe einmal nach elfjähriger Praxis: „Das Theater ist eines der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblick ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, dieses ist's, was die Direktionen tyrannisiert und wogegen ihnen fast kein eigener Wille übrig bleibt. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hilfe, sobald man fest auf denselben beharrt und die Gelegenheit zu nützen weiß, sie in Ausübung zu setzen." Als die vornehmsten Grundsätze, die ihm bei Leitung des weimarischen Theaters vor Augen geschwebt haben, führt er zwei an: der Schauspieler müsse lernen, seine Persönlichkeit vollständig zu verleugnen, so daß seine menschliche Individualität hinter der künstlerischen verschwindet; der Schauspieler müsse die auf dem damaligen Theater übliche Rhythmophobie, die Reim- und Taktscheu überwinden lernen und die vernachlässigte rhythmische Deklamation zu ihrem künstlerischen Rechte erheben. Eine dritte Bemühung, die naturnotwendig aus diesen beiden hervorging, war die Bildung eines neuen Repertoires.

Wenn wir von den dem deutschen Gefühle widerstrebenden Alexandrinertragödien absehen, war die Prosa Herrin des Theaters. Lessing hatte sie als solche befestigt, er hat aber auch zuerst den Blankvers mit starkem Nachdruck für das Drama in Anspruch genommen, leider ohne Erfolg; denn die hier und dort gewagte Aufführung des Nathan hatte vorläufig noch keine Nachwirkung auf die Schauspielkunst. Die Schauspieler steckten so tief drin in der Prosa, welche weder an ihr Verständnis noch an ihre Redekunst hohe Anforderungen stellte, daß sie sich mit Händen und Füßen gegen die Einführung des Verses sträubten. Diese Abneigung ging so weit, daß hervorragende Schauspieler sich Rollen in Versstücken in fortlaufender Folge ohne Versabteilung ausschreiben ließen, bloß um nicht in ihrer hergebrachten Art des Sprechens gestört zu werden und auf einen, wie sie meinten, von der Natürlichkeit zur Unnatur und Unwahrheit ableitenden Pfad zu gelangen. Selbst Iffland und Schröder, die Meister der Natürlichkeitsrichtung, waren ausgesprochene Feinde der Rhythmen und Verse im

Digitized by Google

Drama. Auch in den außerhalb des Theaters stehenden ästhetisch gebildeten Kreisen wogte der Streit, ob der Vers im Drama Berechtigung habe oder nicht. Entschieden wurde dieser Kampf auf der weimarischen Bühne und endete mit einem vollständigen Siege des Verses.

In noch größerem Maße als Goethe war an diesem Siege Schiller beteiligt. Denn er hat die Waffen zu dem vorausgehenden Kampfe geschmiedet, er hat den Schauspielern erst die Möglichkeit geschaffen, aus den Hausröcken der lieben, einfältigen Natürlichkeit herauszukriechen und den glänzenden Harnisch des Heldentums, einer höheren idealen Welt umzuthun. Nach der Vorstellung eines hausbackenen Prosastückes im November 1797 gesteht Goethe in einem Briefe an Schiller, er wundere sich, wie weit seine Schauspieler wirklich seien. Aber nur auf einem gewissen ebenen Wege der Natur und Prosa machen sie ihre Sachen gut; in dem Momente, wo nur eine Tinktur von Poesie eintrete, wie bei dem gelindesten Pathetischen immer geschehe, sind sie gleich null oder falsch. Für diese Schauspieler quälte sich damals Schiller mit der schwierigen Wallenstein-Arbeit. In derselben Zeit ward zwischen den beiden Dichtern das Problem vom Zusammenhang zwischen Stoff und Form der Poesie verhandelt. Schiller, der den Wallenstein erst in Prosa schreiben wollte, wurde naturgemäß auf die rhythmische Behandlung hingedrängt, und mit der Form erfuhren auch der Stoff, die Charaktere und Situationen eine Erhebung aus dem Individuell-Charakteristischen zum Allgemeinen, rein Menschlichen. Und Goethe spricht, mit entschiedener Verachtung der poetischen Mittelmäßigkeit der Zeitgenossen, das entscheidende Wort: „Alle dramatischen Arbeiten (und vielleicht Lustspiel und Farce zuerst) sollten rhythmisch sein und man würde alsdann eher sehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibt dem Theaterdichter nichts übrig, als sich zu accommodieren, und in diesem Sinne konnte man Ihnen nicht verargen, wenn Sie Ihren Wallenstein in Prosa schreiben wollten; sehen Sie ihn aber als ein selbständiges Werk an, so muß er notwendig rhythmisch sein." Der Wallenstein hat für Schiller die Bedeutung, daß hier zuerst das Ästhetisch-Theoretische der vorausgegangenen philosophierenden Periode ins Praktisch-Künstlerische umgesetzt worden ist; daß Schiller durch ihn in unmittelbaren Verkehr mit der Bühne, mit den Schauspielern kam und so ein reales Korrektiv für seine über die Schranken des Theaters weit hinausfliegenden Ideen gewann. Er hat für die Litteratur die Bedeutung, daß der durch Goethe inaugurierte, aber nur für die geistige Aristokratie bestimmte und daher vom Volke unbeachtete Idealismus popularisiert wurde und von hier aus seinen Weg in die breiten Schichten des Volkes nahm. Er hat für das Theater die Bedeutung, den Anstoß zur Gründung einer Spielweise gegeben zu haben die man am besten ebenfalls idealistisch nennen wird. Er hat speciell für Goethe die Bedeutung, sein nicht allzu festes Verhältnis zum Theater durch ein persönliches Moment erst recht gekräftigt zu haben. Die Jahre 1791 bis 1798 waren eine Vorbereitungsepoche von nicht allzu großer Bedeutung. Goethe hatte sehr bald die Lust verloren, denn er sah ein, daß diesem Geschäfte, bei dem damaligen Stande der dramatischen und der Schauspielkunst, der notwendige geistige Gehalt völlig mangele. Er bat daher schon 1795 den Herzog um Enthebung von der Theaterleitung, dieser aber wußte ihn zum Bleiben zu bewegen. Mit der Aufführung des Wallenstein beginnen die Ruhmesspalten in den Annalen der weimarischen Bühne.

Goethe selbst teilt diese vorbereitende Epoche in zwei Hälften, die durch Ifflands erstes Gastspiel im März und April 1796 voneinander geschieden werden. Goethe, ein Feind des zwecklosen Gastierens, ließ nur Gäste zu, die seinen Schauspielern eine neue Anregung zu geben vermochten. Von Ifflands Gastspiel datiert er geradezu den Anfang jener Spielweise auf dem

Digitized by Google

weimarischen Theater, die er als eine Maxime seiner Leitung bezeichnet: Aufhebung der eigenen Individualität zu gunsten einer wahrhaften Natürlichkeit und von jedem echten Darsteller zu verlangenden Vielseitigkeit. Diese Forderung schärferer Charakteristik hat Goethe



Nach dem Porträt der Frau Simanowiz.

also im Anfang thatsächlich gestellt; freilich aber nicht in dem Sinne, wie es bei den damaligen Bühnen-Naturalisten üblich war. Denn auch die Schauspielkunst sollte unter jenes Gesetz subsumiert werden, das Goethe als für alle Künste gültig erkannt hatte und 1798 in den „Propyläen“ zu verkünden begann. Kunst und Natur sind durch eine himmelweite Kluft voneinander getrennt. Der Künstler hat nicht die Aufgabe, den Dingen die äußere schöne Seite abzugewinnen und das so Gefundene einfach wiederzugeben, sondern er soll sowohl in die Tiefe der Gegenstände als in die Tiefe seines eigenen Gemütes dringen, „um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht und oberflächlich Wirkendes, sondern, wetteifernd mit der Natur, etwas Geistig-Organisches hervorzubringen und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.“

Digitized by Google

Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, einem blinden Triebe folgende nach Naturwirklichkeit; jener hebt die Kunst zum höchsten Gipfel, dieser führt sie zur niedrigsten Stufe. Goethe will zur Bildung und Leitung des Künstlers Maximen aufstellen, nicht theoretische, sondern rein praktische; und er verlangt auch hier vom Künstler, sich über seine begrenzte Individualität hinaus zum ganzen Menschen zu erweitern. Dieser höhere Kunstbegriff soll nun auch für die Schauspielkunst gelten.

Erst wenn man den allgemeinen Bildungsgrad bedenkt, auf welchem durchschnittlich der damalige Schauspieler stand; erst wenn man erwägt, daß das damalige Durchschnittspublikum dieser so plötzlich an ihn herantretenden, über seinen Bildungshorizont so hoch erhabenen Forderung eines ganz neuen Kunstideals fremd und ratlos gegenüber stand, wird man die rücksichtslose Kühnheit dieses Unternehmens begreifen können. Hier aber zeigte sich gerade die volkstümliche Macht der Schillerschen Muse. Mit jedem seiner neuen Stücke, die seit dem Wallenstein alljährlich erschienen, hat er der neuen Kunstrichtung einen glänzenden Sieg verschafft. Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell — jedes dieser Stücke bot für den Schauspieler Aufgaben, wie sie vorher kein deutscher Dichter gestellt hatte.

Auch in einer äußeren Hinsicht bildet die Wallenstein-Aufführung einen starken Einschnitt in der weimarischen Theatergeschichte. Das von Anna Amalia gebaute Redoutenhaus bedurfte dringend einer Umgestaltung. Mitte Juli 1798 wurde damit begonnen. Schiller, der sich, wo es das Theater galt, von jetzt ab mit Goethe innerlich verbunden fühlt, wünscht, daß dieser äußeren Reform auch eine innere im dramatischen Wesen entgegenkomme. Goethe schildert den neuen Theatersaal. „Die Anlage ist geschmackvoll, ernsthaft, ohne schwer, prächtig, ohne überladen zu sein. Auf elliptisch gestellten Pfeilern, die das Parterre einschließen und wie Granit gemalt sind, sieht man einen Säulenkreis von dorischer Ordnung, vor und unter welchem die Sitze für die Zuschauer hinter einer bronzierten Balustrade bestimmt sind. Die Säulen selbst stellen einen antiken gelben Marmor vor, die Kapitäle sind bronziert, das Gesims von einer Art graugrünlichem Cipollin, über welchem lotrecht auf den Säulen verschiedene Masken aufgestellt sind, welche von der tragischen Würde an bis zur komischen Verzerrung nach alten Mustern mannigfaltige Charaktere zeigen. Hinter und über dem Gesims ist noch eine Galerie angebracht." Die Eröffnung fand am 12. Oktober statt; gegeben wurde Kotzebues Schauspiel „Die Korsen", dem Schillers „Prolog" vorausging und „Wallensteins Lager" folgte. Am 30. Januar 1799 erschienen „Die Piccolomini", am 20. April desselben Jahres der Schluß unter dem Titel „Wallenstein". Mit unermüdlichem Eifer leitete Goethe die Proben und war bedacht, daß sich alles in „thätige Harmonie" auflöse. Schiller hatte bei Ausführung der Hauptfigur an Schröder gedacht; des Dichters Wunsch, seinen Helden von diesem großen Künstler dargestellt zu sehen, ging nicht in Erfüllung. Graff hat den Ruhm, der erste Darsteller des Wallenstein gewesen zu sein. Schiller selbst anerkannte nach Aufführung der Piccolomini Graffs gehaltenes Spiel und seine treffliche Recitation. Auch Goethe rühmte dieselben Vorzüge und tadelte nur, daß er zuweilen, von seinem Gefühl fortgezogen, eine zu große, dem männlichen Geiste des Helden nicht ganz entsprechende Weichheit in den Ausdruck legte. Auf Grillparzer machte er 1826, allerdings in einem unbedeutenden Stück, keinen Eindruck. Die Erinnerung an die Heldengröße Anschütz' stellte die feierliche Würde, das Deklamatorisch-Pathetische des damals schon Gealterten in den Schatten. Vohs spielte den Max, Karoline Jagemann die Thekla, auch diese beiden zur höchsten Befriedigung Goethes. Von letzterer sagt er: „Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre

Digitized by Google

Sprache, und beides wußte sie, wo es nötig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben." Diese Künstlerin hatte ihre Laufbahn in Weimar als Sängerin begonnen und wurde, da es nicht gelang, für Christiane Neumann-Becker einen Ersatz zu finden, als deren Nachfolgerin auch auf dem Gebiete des recitierenden Dramas eine Zierde des weimarischen Theaters: sie war die erste Darstellerin der Königin Elisabeth und feierte später auch als Maria Stuart Triumphe; sie schuf hier die Rolle der Jungfrau und der Beatrice, der Phädra und Sappho, und soll auch im Lustspiel feinen Weltton mit Schalkhaftigkeit und unverkünstelter Natur verknüpft haben.



Das neue Theater bis zur Errichtung des Goethe-Schiller-Denkmals (1825 bis 1857).

Die Darstellung des Wallenstein macht auch in Schillers Leben Epoche. Er hatte das Theater als seinen ausschließlichen Beruf erkannt. Er fühlte immer deutlicher die Notwendigkeit einer direkten Verbindung mit der lebendigen Bühne; auch Goethe bestärkte ihn in dieser Einsicht, und so übersiedelte er am 3. Dezember 1799 von Jena nach Weimar. Wollte man Schillers Stellung am weimarischen Theater bezeichnen, so geschähe es am besten durch den Titel: Dramaturg und Theaterdichter. Zum Theaterleiter fehlte ihm entschieden das Talent; zwar ist auch er anfangs eifrig bemüht, durch Vorlesen und Probieren auf die Kunst des Schauspielers bildend einzuwirken. Aber gar bald schreckt ihn „die schreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverlust der Proben davon zurück, den Verlust der guten Stimmung nicht einmal gerechnet". Und dann war er zu reizbar, zu krankhaft, um auf die Dauer die Launen des Schauspielervölkchens zu ertragen. Bei der Austeilung der Rollen des von ihm bearbeiteten Nathan äußert er sehr heftig: „Ich will mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten, es giebt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe." Goethe wußte allerdings diesen „kurzen Imperativ" sehr wirkungsvoll zu handhaben und schrak dabei selbst vor Gewaltmitteln nicht zurück: er war im stande,

Digitized by Google

einen unbotmäßigen Schauspieler auf die Hauptwache zu schicken, einer ungehorsamen Schauspielerin acht Tage Zimmerarrest zu geben und ihr auf ihre eigenen Kosten eine Wache vor die Thür zu stellen. Selige Zeiten! wird da vielleicht mancher Theaterleiter — denken.

Zur Zeit, da Schiller den Wallenstein vollendet hatte, bewegte sich schon eine ganze Reihe dramatischer Gestalten in seinem Inneren, die lebhaft nach Befreiung von der Fessel des Gedankens drängten und zur That zu werden strebten. Aber schneller, als dies geschehen konnte, wollten die beiden Dichter der Bühne das verschaffen, was ihr vor allem not that: ein gediegenes Repertoire. Goethe, nach der einen Richtung bemüht, das Publikum aus seiner ästhetischen Lethargie aufzurütteln, war nach der anderen doch wieder zu praktisch gesinnt, um dies von allem Anfang an durch Gewaltstreiche durchzuführen. So ließ er dem Theater diejenige Kost, die jene Generation wegen ihrer leichten Verdaulichkeit als die angenehmste schätzte: Kotzebue und Iffland. Man hat sich gewöhnt, in der Verurteilung beider, besonders Kotzebues, bis zum äußersten zu gehen. Sie sollen auch hier gegen gerechte Anschuldigungen nicht beschützt werden. Aber man sollte auch nicht vergessen, daß sie als Dichter um die Entwickelung des Theaters und der Schauspielkunst doch gewisse Verdienste haben. Kotzebue, ein Schriftsteller von unerschöpflicher Erfindung und Gestaltungskraft, von reichem Witz und Humor, von hervorragender Bühnenkenntnis, wurde durch die unglaubliche Leichtigkeit der Produktion, durch die rückhaltlose Anerkennung des Durchschnittspublikums zur Seichtheit und schriftstellerischen Charakterlosigkeit verführt. Indem er nach Einführung der Jambentragödie als schlauer Praktikus auch diesen Lorbeer für sich erhaschen wollte, bewies er den vollständigen Mangel an Selbstkritik und an jenem höheren ästhetischen Gewissen, das gerade die Stimmführer der Litteratur als etwas lebendig Wirkendes in sich trugen; ebenso fehlte ihm das Gefühl der ethischen Würde des Dichters. Schiller und Kotzebue repräsentierten auch in schauspielerischer Hinsicht die beiden Extreme der damaligen Litteraturströmungen; lehrten die Werke des ersteren den Schauspieler gehobene Deklamation, pathetische Recitation, Größe der Auffassung, Würde der Darstellung, so wiesen die des letzteren auf leichte Dialogführung, Einfachheit, Schnelligkeit, Natürlichkeit des ganzen Gebarens hin. So steht es auch mit den Stücken Ifflands und Schröders. Alle diese Lust-, Schau- und Trauerspiele kommen meist direkt dem Bedürfnis des Schauspielers entgegen; sie verlangen nicht wie die Schillers den Flug der mitschaffenden Phantasie des Darstellers, sondern sind Hausröcke, in welchen er sich jederzeit bequem zum besten geben kann. Die Gefahren, welche die äußerliche Wirksamkeit solcher populären Talente mit sich führt, leuchten ein: sie erniedrigen die Kunst zum Handwerk.

Schiller als Dichter war weniger duldsam als der Theaterdirektor Goethe. Ihm war diese Art Produktion im ganzen ein Greuel, obwohl er gerade an Kotzebue den Reichtum und die Leichtigkeit der Erfindung anerkannte. Er möchte auch, als eine stark impulsive Natur, gegen das Publikum viel radikaler vorgehen als Goethe, der sich äußerlich mit ihm auf den Fuß weltmännischer, diplomatischer Courtoisie stellt: gewillt, ihm bis zu einem gewissen Grade sein Vergnügen zu lassen, lenkte er den bildsamen Teil nach seiner höheren Einsicht, um dort, wo die großen, ihm und Schiller am Herzen liegenden Bildungsinteressen gefördert werden sollten, die Masse rücksichtslos als eine Art Versuchsobjekt zu behandeln. In diesem Sinne verlangt Goethe vom Publikum Vielseitigkeit und rückhaltloses Vertrauen in die höhere Einsicht einer zielbewußten Theaterleitung. Wünscht Goethe einmal, rein vom technisch-theatralischen Standpunkt aus, daß ein Theaterstück geschrieben werde, das auf allen Theatern gespielt und vom Publikum für eine vor-

Digitized by Google

treffliche Leistung gehalten werden müßte, ohne daß es der Autor dafür zu halten brauchte, so hat Schiller einmal den Gedanken, es müßte ein eigenes Haus für die Tragödie gebaut und jede Woche ein Stück bloß für Männer gegeben werden. Beide Äußerungen sind trotz ihrer Übertriebenheit höchst charakteristisch: der eine möchte eine Ausgleichung des allgemeinen Geschmackes, der andere eine energische Beschränkung auf den ihm allein maßgebend erscheinenden Teil des Volkes.



Amalie Christiane Luise Neumann. Nach dem Porträt von Kraus.

Bei dem Mangel an guten, den höheren Anforderungen des neuen Stilprincips nachkommenden Originalstücken war es notwendig, in die Vergangenheit zurückzuschauen. Es war eine Idee Schillers, die Goethe treffend in folgenden Worten darlegt: „Schiller hatte nicht lange in so reifen Jahren einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die teils der Bühne überhaupt, teils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein Deutsches Theater her-

Digitized by Google

ausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tages einen festen altertümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können." Schiller wollte mit den neu gewonnenen künstlerischen Ideen an eine Bearbeitung seiner wild gärenden Jugendstücke herangehen, kam aber zu der richtigen Überzeugung, daß an ihnen in jenem Sinne nichts geändert werden könne, ohne daß der Charakter des Ganzen leide. Er hatte für Ifflands erstes Gastspiel eine Bearbeitung des Egmont geliefert, in die er ohne zarte Rücksicht auf den neben ihm lebenden Dichter seine theatralischen Begriffe hineinbrachte, und hatte sich bei der Lektüre Richards III. zu dem Gedanken einer Theaterbearbeitung sämtlicher Shakespearescher Historien begeistert. Er hatte die Absicht, Klopstocks Hermannsschlacht der Bühne zugänglich zu machen, unterließ es aber, da er sie als ein „kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Produkt, ohne Anschauung für den Sinn, ohne Leben und Wahrheit" mit seinen Idealen nicht vereinigen konnte. Er schnitt rücksichtslos in sein eigenes Fleisch, indem er den Don Carlos zusammenzog. Er, der in seiner Jugendproduktion sichtlich unter Lessings Einfluß stand, wandte sich auch dessen Stücken zu und lieferte eine sehr stark reduzierte Bearbeitung des Nathan. Goethes Aufforderung Folge leistend, legte er auch seine Hand an dessen Iphigenie, welche erst jetzt (1801) zum erstenmal auf der Weimarer Bühne erschien. War aber bei den Werken deutscher Dichter dem Bearbeiter durch die Sprache schon eine gewisse Schranke gesteckt, so hatte er bei den Dichtungen fremder Zunge einen weiteren Spielraum und war als Übersetzer genötigt, dem Grundcharakter des Werkes näher an den Leib zu rücken. So entstanden Schillers Hauptschöpfungen auf diesem Gebiete: Macbeth, Turandot, Phädra. Die Untersuchung dieser Bearbeitungen ist höchst interessant und führt zu lehrreichen Resultaten. Gewisse Grundnormen, die für Schiller maßgebend waren, sind leicht zu durchschauen. Die Umarbeitungen sind vor allem zu betrachten unter dem Gesichtspunkte: der Übersetzer ist ein Dichter von starker Eigenart, der an jedes fremde Werk herantritt mit dem kritischen Maßstab, wie er selbst, geleitet von seiner dichterischen Individualität, es gemacht haben würde. Er begnügt sich nicht damit, das Undramatische, Bühnenwidrige zu tilgen oder einzurenken, sondern stellt sich als Mitarbeiter neben den Originaldichter, wo er von dem Stoff, dem Charakter, der Form, dem geistigen Inhalt andere poetische Vorstellungen hat. Schiller liebte als echter Dramatiker starke Accente; und höchst bezeichnend ist es für seinen realistischen Zug nach Deutlichkeit und sinnlicher Wahrnehmbarkeit, wenn er in der Iphigenie die den Orest verfolgenden Furien auftreten lassen möchte. Es entspricht vollständig einem Goetheschen Kunstprincip, das die Forderung streng gesonderter Gattungen aufstellt, wenn er im Macbeth dem Pförtner statt des possenhaften, unflätigen Selbstgesprächs ein frommes Morgenlied in den Mund legt, und wenn er die häßlichen, bösen, abstoßenden Hexen in demselben Stücke zu warnenden und moralisierenden Schicksalsschwestern veredelt. Den Weg, der zur „Phädra" führt, hatte Goethe bereits im Anfang des neuen Jahrhunderts eingeschlagen mit Übersetzung und Bearbeitung von Voltaires Mahomet und Tancred, auf Wunsch und zur großen Freude des den Franzosen sehr zugethanen Herzogs, der davon eine neue Epoche für das deutsche Theater erwartete. Mündliche Unterhaltungen zwischen den beiden Dichtern aus jener Zeit beschäftigten sich mit dem Wesen des Dramas, des Theatralischen; wären sie erhalten, sie würden eine wesentliche, hochbedeutende Ergänzung zu den im Briefwechsel niedergelegten theoretischen Auseinandersetzungen über Epos und Drama bilden. Es

Digitized by Google

ist übrigens sehr bezeichnend, daß in diesen französischen Stücken die Bearbeiter streng an der Handlung und den Charakteren des Originals festhalten; hier gab es nichts, was die theatralische Würde verletzte, hier fehlten jene Excentricitäten und Ausschweifungen der Shakespeareschen Phantasie. Das klassische Drama der Deutschen, das von Shakespeares Tragödie der Leidenschaft, der freien Subjektivität ausgegangen war, neigte sich doch wieder der strengeren, fest geschlossenen Form der Franzosen zu.

Goethe und Schiller waren also von dem Bestreben, ein nationales Repertoire zu schaffen, etwas abgekommen; und zwar teilweise aus Not, teilweise im Sinne ihrer weltbürgerlichen Kunstauffassung. Im Lustspiel war eine Besserung schon gar nicht zu hoffen, nachdem auch ein Preisausschreiben für die beste Intriguenkomödie — denn zur Charakterkomödie wurde den Deutschen von vornherein das Talent abgesprochen — keinen Erfolg gebracht hatte. So griff Goethe auch hier in die Vergangenheit zurück; und nachdem er bereits in dem Festspiele „Paläophron und Neoterpe“ mit dem Versuche, die antiken Maskenspiele zu erneuern, den Anfang gemacht hatte, folgten bald Terenz' „Brüder“ und „Eunuch“ (bearbeitet von Einsiedel), die „Andria“ (bearbeitet von Niemeyer). Die Einführung solcher Maskenspiele war freilich nur ein Experiment, aber ein gewagtes, und für die Schauspielkunst nicht ohne Gefahr. Dem Publikum wurde jenes gelehrte, antiquarische Interesse zugetraut, welches die Theaterleitung dabei hatte. Dem Schauspieler war, da ihm das Gesicht, also die Gebärdensprache, als das Hauptmittel der Charakteristik zum größeren Teil genommen war, das Äußerste zugemutet in Erfüllung der Kunstforderung, sich seiner Individualität vollständig zu entledigen. Hier war strenge Ge-



Johann Jakob Graff. Nach einem Stich zu seiner fünfzigjährigen Jubelfeier.

Digitized by Google

bundenheit des Spiels, Genauigkeit und Deutlichkeit der Recitation geboten und damit jener Forderung einer erhöhten Natur, einer „Kunstnatur“, wie es Goethe einmal nennt, schon in einem äußersten Extrem Genüge geleistet.

Wie das Publikum sich zu solchen Versuchen stellte, war für Goethe gleichgültig. Sein ästhetischer Egoismus kam dagegen mit dem Geschmack desselben in offenen Konflikt, als er 1802 den „Jon“ von A. W. Schlegel und den „Alarcos“ von F. Schlegel zur Aufführung brachte. Beide Stücke kamen seiner antikisierenden Tendenz entgegen. Das erste wetteiferte mit Euripides und leitete ihn auf die allgemeine Idee des Vergleichs zwischen dem Antiken und Modernen. Das zweite sollte nach der Intention des Dichters nichts weniger sein als eine „Tragödie im antiken Sinne des Wortes, vorzüglich nach dem Ideale des Äschylus, aber in romantischem Stoff und Kostüm“. Gegenüber diesen kalten, phantasielosen, nach abstrakten Begriffen zurechtgeschnittenen, dem Inhalt und der Form nach fremdartigen und abstoßenden Produkten verhielt sich auch das Publikum kalt und direkt ablehnend. Welche Selbsttäuschung und Zurücksetzung des nächsten Zwecks der Bühne ist es von seiten Goethes, wenn er einem Stücke wie dem Jon die pädagogische Wirkung zutraut, den weniger gebildeten Teil des Publikums zum Nachschlagen eines mythologischen Lexikons anzuregen! Im Publikum herrschte eine feindliche Strömung, die von Kotzebue dirigiert wurde. Schiller, der im Jon noch manches Geistreiche und schön Gesagte fand, prophezeite den Durchfall des Alarcos und ahnte einen Triumph der elenden Gegenpartei. Folgende Stellen im Briefwechsel sind für die Tendenzen der Theaterleitung zu charakteristisch, als daß sie hier übergangen werden könnten. Schiller schreibt über „Alarcos“: „Meine Meinung ist, die Vorstellung des Stückes so vornehm und ernst, als möglich ist, zu halten und alles, was wir von dem Anstand des französischen Trauerspiels dabei brauchen können, anzuwenden.“ Goethe erwidert: „Über den Alarcos bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müssen alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach außen gar nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Silbenmaße sprechen lassen und sprechen hören.“ Was Schiller gefürchtet hatte, geschah; die Gegenpartei triumphierte. Goethe aber, der sich im Theater als unumschränkter Herr fühlte, duldete keinen Widerspruch, weder von seiten der Kritik, noch von seiten des Publikums. Einen Tag vor Aufführung des „Jon“ verlangte er vom Herausgeber des in Weimar erscheinenden „Journals des Luxus und der Moden“, daß die Theaternotizen in Zukunft im Manuskript ihm vorgelegt werden; und als ihm derselbe eine tadelnde Besprechung der Aufführung bereits halb gedruckt überschickt, verlangt er in sehr heftigen Ausdrücken die Unterdrückung derselben und droht mit sofortiger Demission. Der Abdruck unterblieb. Als dann während der Aufführung des „Alarcos“ ein Teil des Publikums zu lachen sich erlaubte, erhob sich Goethe, der im Parterre saß, und bändigte durch ein lautes „Man lache nicht!“ die starke Opposition.

In diesen beiden Stücken wurde von den Schauspielern das Höchste gefordert in Befolgung des deklamatorischen Princips. Wie die Dichtungen ohne inneres Leben waren, so waren die Darsteller verpflichtet, durch äußere Würde, durch ruhigen Anstand und durch möglichste Vollkommenheit der Recitation diese Experimente über Wasser zu halten. Auf Individualisierung der Charaktere kam es weniger an. In solchen Aufführungen erkennen wir den äußersten Gegensatz zu jenem realistischen Darstellungsprincip, das die sogenannte Hamburgische Schule, mit ihrem Hauptvertreter Schröder an der Spitze, lehrte. In Weimar galt als oberstes Gesetz, dem poetischen Gedanken, der künstlerischen Form zu ihrem vollen

Digitized by Google

Rechte zu verhelfen, und der Schauspieler mußte mit seiner künstlerischen Individualität sich diesem höheren ästhetischen Gesetze vollständig unterordnen, der Spieler hinter den Deklamator zurücktreten. In dem Stil strenger Formschönheit ist auch das einzige Stück geschrieben, das Goethe in dieser Periode der deutschen Bühne geschenkt hat: „Die natürliche Tochter.“ Man kennt die Schönheiten dieser hochsymbolischen Dichtung, weiß aber auch, daß sie an echter Volkstümlichkeit noch weit hinter „Iphigenie“ und „Tasso“ steht. Hier ist alles Stoffartige getilgt, die reine typische Form des Kunstwerks im Geiste der „Propyläen“ geschaffen und damit der Schauspielkunst die schwerste, fast unlösbare Aufgabe, gleichsam das Probestück einer die Individualität auf den Typus zusammendrängenden Kunstform vorgelegt. Kein größerer Gegensatz als zwischen dieser Dichtung und etwa dem „Macbeth“.



Karoline Jagemann. Nach dem Porträt ihres Bruders.

Mit klar bewußter Absicht hat Schiller in der citierten Briefstelle von dem „Anstand des französischen Trauerspiels“ gesprochen. Dieselbe Richtung zum französischen Klassicismus, wie die deutsche Dichtung, hat auch die Schauspielkunst in Weimar genommen. Neben inneren Gründen war dafür auch ein äußerer Anstoß maßgebend. Wilhelm v. Humboldt hatte 1799 von Paris aus einen höchst geistreichen Brief über die Zustände der französischen Bühne an Goethe geschickt, welchen dieser, da die daselbst niedergelegten Kunstanschauungen ganz im Geiste der „Propyläen“ geschrieben waren, in dieser Zeitschrift zum Abdruck brachte. Auch Humboldt stellt an die Kunst die Forderung, sie müsse die Natur genau studieren, in der Darstellung aber idealisieren. Diese

Erhöhung der Natur in der Kunst verlangt daher als notwendige Form für das Drama den Vers. Er hatte Gelegenheit, die bedeutendsten französischen Schauspieler in Paris zu sehen, und findet dieses Idealisieren der Natur auch in der französischen Schauspielkunst, freilich ohne daß sich der Franzose dieses Kunstprincips bewußt wird; es ist vielmehr dieselbe aus dem Charakter der Nation erwachsene Konvention, die sich auch im französischen Drama herausgebildet hat. Humboldt imponiert dieser konventionelle Idealismus, das Pathetische, die hohe Würde, der nie verletzte Anstand der französischen Schauspielkunst. Während der deutsche Schauspieler mehr auf die Sache, auf den Charakter, auf Empfindung und Ausdruck ausgeht, ohne Rücksicht auf Wahrung des Anstandes — Humboldt denkt natürlich hier an die realistische Richtung —, überwiegt beim Franzosen das Äußere über das Innere, das Ästhetische über das rein Menschliche. Die französische Bühne leistet mehr für die sinnliche Befriedigung des Auges, in malerischer Komposition, Dekoration und Kostüm, der französische Schauspieler wirkt auch durch ästhetische Körperbildung, durch den harmonischen Rhythmus der Bewegungen, Gebärden und der Sprache, durch edle Grazie und Anstand. All das vermißt er beim deutschen Darsteller. Das Hauptmuster für seine Beobachtungen war der große Talma. Aber gerade an ihm bemerkt er gewisse Abweichungen von der konventionellen Spielweise: Talma spricht nicht mit den Zuschauern, sondern wirklich mit den Personen des Stücks, er thut Schritte gegen den Hintergrund und wendet dem Zuschauer den Rücken; er gestattet sich sogar einen stärkeren Ausdruck der Leidenschaft, wobei er vor unästhetischen Verzerrungen des Gesichts nicht zurückschreckt; kurz, trotzdem auch er streng auf Anstand und Würde sieht, sucht sich sein Genie den Fesseln des stereotypen Idealismus zu entwinden, und in seinem Streben nach Naturwahrheit nähert er sich der realistischen Kunstrichtung.

Goethe glaubt, kein Freund des deutschen Theaters werde diesen Aufsatz lesen, ohne zu wünschen, „daß unbeschadet des Originalgangs, den wir eingeschlagen haben, die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unserige herübergeleitet werden möchten“. Er unterstellt seiner Mahometbearbeitung, die sich auch der Zeit nach an jenen Humboldtschen Brief direkt anschließt, die Absicht, eine solche Epoche beschleunigen zu helfen, den Schauspieler zu einem wörtlichen Memorieren, zu einem gemessenen Vortrag, zu einer gehaltenen Aktion zu veranlassen.

Goethe hat im Wilhelm Meister, fußend auf leidenschaftlicher Neigung und den wertvollen Erfahrungen der Weimarer Zeit, gleichsam das Ideal einer Theaterleitung aufgestellt. Aus einer hohen Kunstbegeisterung und tiefer Einsicht in das wahre Wesen der Kunst sind hier goldene Regeln gegeben, die gerade im Anfang der neuen Entwickelung von besonderem Werte sein mußten. Dem hier aufgestellten Programm ist Goethe in der Praxis auch treu geblieben. Aus dem Naturalismus, in dem die ganze Bühnenwirtschaft krank daniederliegt, entwickelt sich vor unseren Augen, kämpfend mit den Waffen geistiger Übermacht, ein Idealismus, der nur deshalb nicht zum endgültigen Siege gelangt, weil zwar der Bühne sowohl für Wilhelms Entwickelung als für die Bildung des ganzen Volkes der hohe Wert einer moralischen Anstalt zuerkannt, Wilhelm aber aus dieser Wirkungssphäre zu höherer Thätigkeit abberufen wird. Die künstlerische Harmonie des Zusammenspiels wird als oberstes Gesetz der Bühnenkunst dargethan, der sittliche Ernst der Kunst lebhaft betont gegenüber dem aus innerer Gleichgültigkeit entsprungenen Schlendrian der Schauspieler, der darin bestand, daß man in den Proben sudelte, bei der Vorstellung sich auf Laune und gut Glück verließ. Wilhelm geht mit Entschiedenheit auf eine vollständige Bühnenreform aus, und aus seiner hohen Kunstanschauung heraus will er — wir erinnern uns der oben ange-

führten Worte Lessings — Regeln feststellen, bestimmen, was recht, schön und gut sei, und was Beifall verdiene. Laut und vernehmlich zu sprechen, wird als notwendige Forderung an den Schauspieler aufgestellt; der Schauspieler müsse lesen lernen, und auch hier wird der Hauptaccent auf rhythmisches Gefühl, auf die Kunst, Verse zu sprechen, gelegt. Wie Goethe selbst, hält hier Serlo, der praktische Theatermann im Gegensatze zum dieser Zusammenhang durch Gewohnheit mechanisch werde; man solle keine gemeine Handbewegung machen, nicht Tabak schnupfen, nicht in Stiefeln probieren, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen sei, und die Frauenzimmer sollten in den Proben nicht ihre Hände in den Rockfalten verstecken. Neben diesen äußerst praktischen Vorschriften für das Mechanische, die Zucht und Ordnung in das ziemlich verrottete Bühnenwesen bringen



Pius Alexander Wolff. Nach einem Stich von Buchhorn.

Idealisten Wilhelm, bei sich zu Hause mit den Schauspielern Leseübungen und Didaskalien. Es wird die Wichtigkeit guter Leseproben betont und die Notwendigkeit ausgesprochen, daß der Schauspieler in den Geist seiner Rolle und des ganzen Stückes eindringen müsse, somit eine Erhöhung seines zumeist sehr tiefen Bildungsniveaus gefordert. Gewisse beiläufig ausgesprochene Ratschläge für das Halten der Proben hat Goethe stets streng durchgeführt: Stellung und Aktion müssen mit der Rede verbunden werden wie bei der Vorstellung, damit

sollen, werden die höchsten Begriffe dramatischer und schauspielerischer Kunst berührt: der Gegensatz zwischen dem französischen und englischen Drama thut sich auf; die ästhetische Analyse des Hamlet, die Gesichtspunkte für die Bühnenbearbeitung, die Vorschriften für die Darstellung sind bewundernswürdige Abschnitte von ewiger Bedeutung.

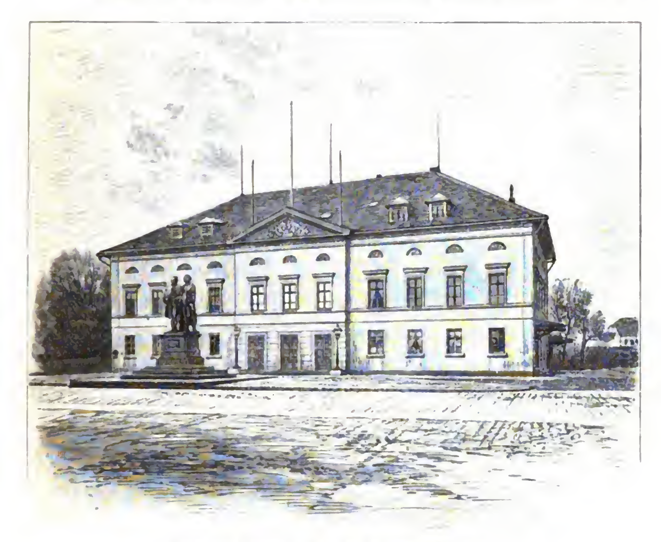
Goethe hat einmal, wie Lessing, den Mangel einer „Grammatik“ der Schauspielkunst beklagt, und die Maximen, die Meister aufgestellt haben möchte, hat Goethe gegeben in den „Regeln für Schau-

Digitized by Google

spieler". Es sind Unterweisungen an junge Männer, die 1803 zu Goethe kamen mit dem Wunsche, Schauspieler zu werden. Nach und nach bildete sich eine kleine Theaterschule um Goethe, die gelehrigen Schüler studierten bei geschlossenen Thüren zu ihrer Übung Stücke ein, und aus einer solchen Übung ist die erste Aufführung des Tasso (1807) hervorgegangen. Sieht man genau zu, so enthalten diese Regeln nichts als eine weitere Ausführung der in jenem Briefe Humboldts gegebenen Grundsätze. Es wird großes Gewicht gelegt auf deutliche, reine, dialektfreie Aussprache; zur Erreichung dieses Zieles werden sehr praktische und wertvolle Winke gegeben. Die natürliche Sprache wird zur Kunstsprache erhöht durch Recitation, und sie wird zur eigentlichen Theatersprache durch gesteigerte Recitation, das ist Deklamation. In der Deklamation muß der Darsteller seinen angeborenen Charakter, sein Naturell zu gunsten der darzustellenden Rolle verleugnen. Eine richtige Deklamation muß gleich weit entfernt sein vom gesangartigen Wechsel wie von monotoner Gleichartigkeit der Töne. Kunst ist nicht Naturerscheinung, sondern eine Summe aus Wahrheit und Schönheit. Diese Idealisierung muß nicht bloß in der Sprache Platz greifen, sondern auch im Ausdruck der körperlichen Beredsamkeit. Daher werden Regeln für Stellung und Bewegung des Körpers gegeben, die identisch sind mit den Forderungen der französischen Schauspielkunst. Der Schauspieler muß die vollständige Herrschaft über seinen Körper haben und dieselbe frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen können. Er muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da sei, Rücksicht auf dasselbe ist strenge Vorschrift. Keine Profilstellung und besonders keine Rückenstellung. Der Schauspieler soll nie ins Theater hinein sprechen, sondern immer zum Publikum. Wenn zwei Personen miteinander sprechen, darf die links stehende nicht allzu heftig auf die rechts stehende eindringen; auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person: Frauenzimmer, Ältere, Vornehmere. Der Rechtsstehende lasse sich nicht gegen die Couliße drängen, sondern weise den Zudringlichen mit einem Zeichen der linken Hand zurück. Graziöse Haltung und Bewegung der Hände ist geboten, mit besonderer Rücksicht auf schöne malerische Wirkung. Ebenso ist die Stellung auf der Bühne von diesem Gesichtspunkte aus reguliert. Das Theater ist ein leeres Tableau, der Schauspieler bildet die Staffage in demselben. Die Gesetze, die in der Probe zu beachten sind, decken sich vollkommen mit den im Wilhelm Meister gegebenen. Alle diese in einundneunzig Paragraphen niedergelegten technisch-grammatischen Vorschriften soll sich der Schauspieler zu eigen machen, sie müssen ihm Gewohnheit werden. „Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden."

Welche Gefahr in solchen Versuchen, das künstlerische Schaffen zu normieren, verborgen liegt, ist bei keiner Kunst klarer wie bei der Schauspielkunst. Hier, wo alles darauf ankommt, einen lebenden Menschen hinzustellen, sind solche Regeln, welche die reine, schöne Form so ausschließlich über die Charakteristik stellen, im stande, das freie Leben, das freie Schaffen des Schauspielers zu unterbinden und ihn zu einer Schachfigur zu erniedrigen. Die natürliche Verteilung von Licht und Schatten, von hell und dunkel ist aufgehoben und ein gewisses Durchschnittsmaß der Darstellung wird angestrebt. Die Schauspielkunst hatte sich nach diesem Princip vollständig der Dichtkunst unterzuordnen. Man hat oft darüber gelächelt, wie Goethe in diesen Regeln die Kunst am Gängelbande führte. Seine pädagogische Neigung und ein Zug von Pedanterie sind bei diesen Vorschriften, welche Reinlichkeit und Genauigkeit der äußeren Form anstreben, mitwirkend gewesen. In Wirklichkeit, wenn Goethe selbst am Regietisch saß, sein hoher Geist die Scharen lenkte, mag sich vielleicht manches anders ausgenommen haben. Denn daß sich für

Digitized by Google



Das neue Theater mit dem Goethe-Schiller-Denkmal.

Auffassung und charakteristische Wiedergabe, kurz für das innere selbstthätige Schaffen des künstlerischen Geistes nicht allgemeine Normen aufstellen lassen, wußte Goethe sehr wohl. Hätte er unter seinen Truppen ein Genie gehabt, wie es Talma war, er hätte bei seiner grenzenlosen Verehrung wahren Talents die Freiheit desselben wohl anerkannt. Ihm aber kam es eben hauptsächlich darauf an, das Durcheinander, den Schlendrian, die zuchtlose Willkür, die im großen Ganzen damals auf den Bühnen herrschten, zu vernichten und das Princip der schönen Harmonie auch für diese Kunst festzustellen. Unter den Schülern, die Goethe nach diesen Grundsätzen herangezogen hat, befand sich nur ein über das Mittelmaß emporragendes Talent: Pius Alexander Wolff, der Dichter der „Preciosa". Er war der vollendetste Vertreter jenes idealen, formellen Stils und hat an den ihm von seinem Meister eingepflanzten Regeln strenge festgehalten. Nur langsam entwickelte sich sein Talent, das von äußeren Mitteln nicht genügend unterstützt wurde. Er war der Stolz Goethes. Nachdem er unter ihm dreizehn Jahre gewirkt hatte, folgte er mit seiner Frau, ebenfalls einer Schülerin Goethes, einem Rufe an das Berliner Nationaltheater und verpflanzte die weimarische Spielweise nach Berlin, wo bisher, getragen durch die großen Talente Ifflands, Flecks und der Bethmann, die realistische allein geherrscht hatte und in Ludwig Devrient auch für die Zukunft einen genialen Vertreter fand.

Goethe ist schon zu seinen Lebzeiten vielfach wegen des idealen Darstellungsprincips und wegen der von dem Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechenden Methode, mit der er diese „Dressur" durchgeführt hat, ange-

Digitized by Google

griffen worden. Aber ästhetisch gebildete Kreise empfanden doch auch, daß hier etwas Höheres, Besseres hervorzubringen versucht werde, als die Unbildung und Roheit der meisten damaligen Schauspieler zu leisten vermochte. Der gebildete Zuschauer stand damals der Schauspielkunst anders gegenüber als in späteren Zeiten. Ihm wurde von der Bühne herab der Einblick in eine neue Welt eröffnet, er stand geblendet, begeistert vor den Dichtungen, deren tiefen Gehalt er nicht geahnt hatte. Die Schauspielkunst war ihm nur Vermittlerin dieses höheren Genusses. Wo ihm das Dichtwerk in seiner formalen Reinheit geboten und wo sein Interesse nicht durch die blendenden, als Selbstzweck auftretenden Zuthaten einer anderen Kunst vom Hauptzweck abgelenkt wurde, da war er schon dankbar und kargte nicht mit seinem Beifall. Daher die Begeisterung, welche den Weimaranern auf ihren Kunstreisen nach Lauchstädt, Erfurt, Halle, Leipzig aus den Kreisen des gebildeten, für die neue Dichtung gewonnenen Publikums dargebracht wurde. Die Angriffe auf Goethes Theaterleitung sind nicht gleichwertig, denn auch hier haben Neid, Mißgunst, Verleumdung ihre Maulwurfsarbeit verrichtet. Wenn aber überhaupt andere Meinungen laut wurden, so geschah es im Sinne der realistischen Richtung, welche der Schauspielkunst eine andere, eine selbständigere Stellung anweisen will, die Stellung einer jüngeren Schwester, näher der Dichtkunst als die idealistische Richtung, die sie als Dienerin im Gefolge der Dichtkunst einherschreiten ließ. Das, was man einen stilvollen Realismus nennt, eine harmonische Vereinigung beider Kunstübungen mit steter Rücksichtnahme auf den Charakter der darzustellenden Dichtung, ist gewiß eher das Ideal der Schauspielkunst als eine einseitige Durchführung des einen dieser Grundsätze. Das wäre eine Schauspielkunst im Geiste Lessings, im Geiste jenes Spruches, den er Schröder ins Stammbuch schrieb:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

In neuerer Zeit haben besonders Devrient (im dritten Bande seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst) und Laube (in „Das norddeutsche Theater“) vortreffliche Charakteristiken der weimarischen Schule gegeben; beide urteilen unter dem Gesichtswinkel praktischer Bühnentechnik, beeinflußt durch die Weiterentwickelung der Schauspielkunst, die gerade von Talenten der realistischen Richtung begünstigt worden ist. Das Verhältnis Laubes zu dieser Frage kennzeichnet sein Ausspruch: „Ob und wie sich die hamburgische und weimarische Schule vereinigen lassen, das ist eigentlich der Inhalt alles dessen, was seit Anfang des Jahrhunderts die ehrlichen und denkenden Freunde des deutschen Theaters beschäftigt.“

Goethe hat nach Schillers Tod den eingeschlagenen Kurs in der Leitung des Theaters fortgehalten. Er hat Calderon auf der deutschen Bühne befestigt; er hat auch neueren Richtungen, die ihm innerlich fremd waren, äußerlich eine gewisse Duldung angedeihen lassen, wie er denn sogar der Veranlasser des sogenannten Schicksalsdramas geworden ist. Er hat eine Bearbeitung von „Romeo und Julie“ geliefert, wo das Burleske, Possenhafte des Originals ausgemerzt ist und mit derselben rücksichtslosen Freiheit, wie sie Schiller anwandte, der große Brite korrigiert wurde. Er war als Theaterpraktiker ein Gegner jener Anschauung, die Shakespeares Werke mit Haut und Haaren auf die Bühne gebracht wissen wollte; und gegen die von den Romantikern ausgehende Anpreisung der unvollkommenen Shakespeare-Bühne hat er sich — man lese den Aufsatz „Shakespeare und kein Ende“ — kurz, aber deutlich und einsichtig ausgesprochen. Er hatte im geschäftlichen Teil der Leitung mancherlei Unbilden zu erdulden und im Personal erwuchs eine einflußreiche Opposition, deren Streben es war, ihn zum Falle

Digitized by Google

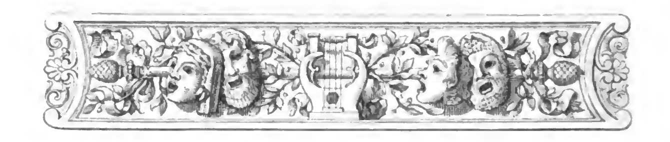
zu bringen. Goethe selbst war mit den Jahren auch immer gleichgültiger geworden. Seine Berichte über den Fortgang des Theaters in den Annalen ziehen sich ins Enge. Die letzte große That war die Aufführung seines Monodrams Proserpina (1815). „In dieser Epoche," heißt es in den Annalen, „durfte man wohl sagen, daß sich das weimarische Theater in Absicht auf reine Recitation, kräftige Deklamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Wertes erhoben hatte." Im Jahre 1817 siegte endlich die Opposition, und Goethe mußte weichen, weil ihm die Bühne etwas zu Heiliges war, als daß er ihre Erniedrigung zum Schauplatz einer Hundekomödie geduldet hätte.

Damit endete die klassische Periode des weimarischen Hoftheaters. Sie ist identisch mit der Zeit des höchsten Aufschwungs unserer Litteratur; in der Geschichte des deutschen Theaters giebt es keine, die ihr an innerem Werte an die Seite gesetzt werden könnte. Weimar steht immer noch dem Herzen der Nation näher als irgend eine Stadt. Jeder gebildete Deutsche betrachtet es als eine Art geistiger Vaterstadt, und jede an denkwürdige Großthaten, die hier geschahen, geknüpfte Erinnerung findet in den Herzen Tausender Wiederhall. Das Theater und die übrigen herrlichen Kunstinstitute Weimars stehen unter dem Schutze eines Fürstenhauses, das nicht in starrem Festhalten an einer zur Pflicht gewordenen Tradition, sondern, von innerem Anteil belebt, eine Ehre darin sucht, die großen Ideale der klassischen Epoche auch als lebendige geistige Grundkräfte in der Gegenwart sorgsam zu pflegen. Er ist sich wohl dessen bewußt, daß in Weimar die Flamme fortbrennen muß in ungetrübtem Glanze, die von Goethe und Schiller angezündet worden ist. Denn nur wenn wir in Deutschland eine Stätte wissen, nach der unsere geistigen Augen blicken können, wo es gilt, für irgend eine neuere Bestrebung die richtige Beleuchtung zu suchen, dann können wir auch für die Zukunft Günstiges hoffen.

So wenden sich auch in diesen Tagen die Augen der Gebildeten der freundlichen Ilm-Stadt zu, die lebhaften Anteil an den Plänen nimmt, mit deren Ausführung die gegenwärtige Theaterleitung, der Bedeutung des Augenblicks eingedenk, die große Vergangenheit zu ehren gedenkt. Am Haupttage der Festwoche, am 7. Mai, wird die Vorstellung des Gründungstages wiederholt. Die alte Stätte, an die sich der Ruhm jener Zeit knüpft, ist durch den Brand in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1825 zerstört worden. An den Fenstern seines Hauses stehend, sah Goethe schmerzvoll die Flammensäulen aufsteigen von dem Orte, wo er in den reichsten Jahren seines Lebens schöpferisch gewirkt hatte. Ein Freund des Lebens, des Neuentstehens, einer rastlosen Fortentwickelung ohne Stillstand, dachte er sofort an Wiederaufbau; er hatte Pläne dazu entworfen, die bereits in der Ausführung begriffen waren, als ein abermaliger Sieg der Gegenpartei sein Werk zu nichte machte. Wie schade, daß wir heute nicht auf jenem von Goethe zuerst intendierten Platze stehen können! Aber ein ideales Band knüpft uns fest und unzertrennlich an die große, in ihrer Fortwirkung auf die Gegenwart und auf alle Zukunft noch nachlebende Vergangenheit; ihr weihen wir dieses anspruchslose Blatt dankbarster Erinnerung an den Stufen des Denkmals, das die Nation errichtete als ein Wahrzeichen des hohen Geistes, der hier gewaltet hat.



Digitized by Google



Eine Wanderung durch das Reich der Töne.

Von

Albert Tottmann.



Die geneigten Leser und Leserinnen wollen in den vorliegenden Zeilen nicht eine erschöpfende Darlegung der Geschichte der Musik, sondern nur ein flüchtig skizziertes, cykloramenhaft vorüberziehendes Bild der Tonkunst erwarten. Denn es gilt einen nach Jahrtausenden zählenden Zeitraum zu durchmessen, da die Keime zur Musik (hier in mehr, dort in weniger hervortretender Weise) von Anfang an in das Menschengeschlecht gelegt sind.

Wenn die Musik schon bei den alten Kulturvölkern in hohem Ansehen stand, so ist dieselbe anerkanntermaßen geradezu zur herrschenden Kunst, nicht nur in der sogenannten guten Gesellschaft, sondern in dem modernen Leben überhaupt geworden. Denn schon in der Schule werden die Kinder im Gesange unterrichtet, in der Kirche singt alt und jung, in Gesangvereinen pflegt man die Musik, fast in jedem Hause wird in irgend welcher Gestalt Musik getrieben, im Theater und Konzert hört man Musik, so daß man von dieser Kunst in der That sagen kann, wie der Dichter von der himmlischen Liebe sagt:

> Es ist kein Hüttchen, noch so klein,
> Da nicht ihr Zauber bringt hinein.

Wer die Kunst nicht selbst treibt, wer sie nur liebt, weil sie den Sinn veredelt und das Herz erquickt, gleicht er nicht der Blume, welche sich im stillen Drange immer wieder zum Lichte neigt, wie sie der Zufall auch richten und wenden mag? zu dem Lichte, von welchem ihr Leben, Duft und Schönheit kommt? Darum ist die Kunst auch allezeit das getreue Abbild des Gemütslebens und der Gesittung ganzer Jahrhunderte und Nationen gewesen; darum hat sich dieselbe auch stets gern in den Dienst der Religion gestellt, als deren treuestes Kind, und durch diese wieder ihre Erziehung, ihre Weihe empfangen.

Sonach ist der Entwickelungsgang der Kunst überhaupt, und daher auch der der Musik nur im engsten Zusammenhange mit dem Kultur- und Gemütsleben der Völker mit Erfolg zu betrachten und zu verstehen.

Fragen wir nun zunächst: Was ist denn eigentlich Musik? so müssen wir mit einem bekannten Ästhetiker antworten: „Musik ist die in Tönen dargelegte Seelenbewegung oder Seelenhandlung, Äußerung des noch nicht zu Begriffen verdichteten Innenlebens in tönende, schöne Form gebracht. Als noch die Sprache nicht war, sang bereits der Mensch seine Freuden und Wonnen; und wiederum wird die Menschheit noch am letzten Tage für ihren Seeleninhalt in musikalischen Formen Gestaltung in denjenigen Fällen suchen, in welchen die Sprache, trotz all ihrer begrifflichen Bestimmtheit, sich an Tiefe der Empfindung, wie an Reichtum der Darstellungsmittel ohnmächtig erweist. So

Digitized by Google

wird also die Tonkunst zur Künderin der Dinge an sich, Offenbarerin ursprünglicher Welt- und Seelengeheimnisse."

Aber es dauerte geraume Zeit, bevor der Mensch im stande war, sich den Ton gefüge und das ganze Tonmaterial derart unterthan zu machen, daß es ihm zum vollwichtigen Ausdrucksmittel für sein Seelenleben werden konnte.

Betrachten wir nun diesen Ton sowie die formalen Bedingungen, unter denen die Musik zunächst zu unseren Sinnen spricht, näher, so treten uns an dem Tone vier verschiedene Eigenschaften entgegen: die Höhe, die Dauer, die Klangfarbe und der Stärkegrad, in welchem derselbe an unser Ohr schlägt.

Wie aus der Physik bekannt ist, besteht der Ton aus periodischen Luftschwingungen. Sein eigentliches Wesen ist also Bewegung, und somit ist er auch das geeignetste Mittel zur Darstellung innerer, seelischer Bewegungen.

Aber gerade infolge des fluiden Wesens der Musik ist das Tonschaffen an eine strenge harmonische wie metrische Gesetzmäßigkeit und Eurhythmie gebunden, sollen sich seine in stetem Fluß begriffenen Gestaltungen dem inneren Sinne als etwas Vernünftig-Faßbares, als etwas Schönes darstellen. Diese Gesetzmäßigkeit liegt aber, wie der große Theoretiker und Denker Moritz Hauptmann (der Lessing der Musik) schlagend nachweist, schon in den Schwingungsverhältnissen des Tones an sich keimhaft enthalten, so daß der Philosoph Leibnitz recht hatte, wenn er die Musik eine klingende Mathematik nannte.

Es dürfte nun nicht uninteressant sein, dem Wesen des Tones weiter nachzugehen und zu sehen, wie schon die physikalischen, das heißt akustischen Eigenschaften desselben zu psychischen Faktoren werden können. Hohe Töne, jähe Tonsprünge drücken an sich genommen große Affekte, stufenweise Tonschritte dagegen milde Seelenbewegungen aus.

Ähnlich wie mit der Tonhöhe ist es auch mit der Tondauer. Kürzere Rhythmen sprechen innere Lebendigkeit, langsame, gleichmäßig fortschreitende dagegen Ernst, Ruhe, Würde, schroff wechselnde Rhythmen aber Aufregung und Leidenschaft aus.

Jedoch nicht nur die Höhe und die Dauer, sondern auch der Stärkegrad und vor allem die Klangfarbe, in welcher uns der Ton entgegentritt, sprechen bei der Darlegung seelischer Bewegungen und Stimmungen bedeutend mit.

Die Klangfarbe hängt bekanntlich von den Neben- und Mitklängen ab, welche in dem Stammtone enthalten sind. Sie bestimmt nicht allein die Qualität und den Charakter des Tones, sondern auch zugleich den des tonerzeugenden Instrumentes. Daher berührt uns auch ein und dieselbe Melodie ganz anders, wenn dieselbe auf der zarten Flöte oder auf der glänzenden Trompete vorgetragen wird. Es handelt sich hier ebenso wie in der Malerei um Lüge und Wahrheit, denn es ist nicht gleichgültig, ob ein in bloßen Umrissen entworfenes Porträt in Farben blond oder brünett ausgeführt wird. Auf jeden Fall würden Original sowie dessen Angehörige und Freunde mit Recht gegen eine solche Eigenmächtigkeit des Künstlers protestieren. Ganz so ist es in der Musik mit der Kolorierung, das heißt mit der instrumentalen Einkleidung der melodischen Zeichnung, der musikalischen Gedanken. Man denke sich z. B. einen Schlachtchor von Flöten geblasen, ein zartes Schlummerlied oder einen Elfentanz von Trompeten geschmettert, und man wird das Ungereimte solcher Behandlung sofort herausfühlen.

Aus allen jenen Elementen setzt sich nun der gesamte Tonapparat zusammen.

Die Töne selbst können aber wieder in zweierlei Weise miteinander verbunden werden: einmal so, daß sie nacheinander erklingen und eine Melodie geben, das andere Mal so, daß sie miteinander erklingen und eine Harmonie bilden.

Der mehrstimmige Satz, die Harmonie, kann aber wieder doppelter Art sein: homophon oder polyphon. Homophon ist

der Tonsatz, sobald nur eine melodische Hauptstimme vorhanden ist, während sich die übrigen Stimmen dieser füllend oder begleitend anschließen. Polyphon dagegen ist der Tonsatz, sobald derselbe aus einer Verbindung verschiedener, melodisch mehr oder weniger selbständiger (sogenannter realer) Stimmen besteht.

Die einstimmige Melodie gleicht der Umrißzeichnung, die nur harmonisch-homophon begleitete Melodie aber dem kolorierten Flächenbilde; der polyphon ausgearbeitete Tonsatz dagegen dem perspektivisch ausgeführten, so zu sagen in die Tiefe gearbeiteten Gemälde.

Wie nun aber schon der musikalische Ton an sich nichts Einfaches, sondern ein Zusammengesetztes, eine Mehrheit von Tönen ist, so ist auch jede bedeutende Seelenregung stets von verwandten Nebenempfindungen begleitet. Denn es ist (wie wir an uns zu hunderten Malen wahrnehmen können) mit dem Empfinden genau wie mit dem Denken, von welchem Goethe in seinem Faust sagt: „Mit der Gedankenfabrik ist es wie mit einem Webermeisterstück, wo die Schifflein herüber, hinüberschießen, die Fäden ungesehen fließen, ein Schlag tausend Verbindungen schlägt,“ indem jede Phantasievorstellung, soweit sie das Seelenleben anregt, gleichwie das Licht die Wärme, so die Empfindung im Geleite hat. Ja, selbst Vorstellungen äußerer Vorgänge spielen in dieses innere Getriebe häufig mit hinein, und wir sehen, wie diese bei fortschreitender Kunstentwickelung auch mehr und mehr ihre analogen Tonverstellungen und Tonverbindungen finden. Ich erinnere hier nur an die vielen Tonmalereien in größeren Tonwerken: an die Schilderung des Erdbebens und der in der Bibel mitgeteilten sonstigen Vorgänge bei dem Tode des Erlösers in Bachs großer Matthäuspassion, an den Nachtigallensang und den Wachtelschlag, an die Schilderung des Gewitters und der ländlichen Scenen am Bach u. s. w. in Beethovens Pastoralsymphonie, vor allem aber an die herrlichen Tonmalereien in Joseph Haydns „Schöpfung“ u. a. m.

In der verständnisvollen Herausarbeitung dieser aus einem Grundgedanken hervorgegangenen Nebenvorstellungen und Empfindungen (welche sich zu jenem wie die Partialtöne zu ihrem Stammtone, wie die farbigen prismatischen Brechungen zu ihrem Grundstrahle verhalten) und in der harmonischen Zusammenfassung derselben zum einheitlichen Stimmungsbilde liegt der Schwerpunkt alles musikalischen Schaffens. Ein Meisterstück solcher Mannigfaltigkeit und zugleich solcher innerlichen Geschlossenheit ist der Trauermarsch in Beethovens Eroika-Symphonie. Der demselben zu Grunde liegende Todesgedanke kommt hier in ebenso reicher wie einheitlicher Auslegung in erschütterndster Weise zur Darstellung, so daß man dieses gewaltige Tongemälde geradezu als ein Tondrama, als einen Actus tragicus, als eine Divina commedia in Tönen bezeichnen darf.

* *
*

Wir sahen bisher, gleichwie aus dem Keime den Baum, so aus dem Tone, das heißt aus den in demselben enthaltenen physikalischen Grundbedingungen durch den Hinzutritt des psychischen Moments in fortgesetzter Steigerung das vielgliederige Kunstwerk sich entwickeln.

Gehen wir nun zu der Frage über: Wie haben wir uns die ersten Anfänge der Musik und deren allmählichen Entwickelungsgang in Wirklichkeit zu denken? welche Musikgattung ist wohl die ältere, die Vokal- oder die Instrumentalmusik? so dürfte auch hier die Antwort nicht schwierig zu geben sein.

Wie der Mensch in den Gesetzen der Harmonik nach formaler Seite hin zugleich die Grundgesetze für das gesamte Tonschaffen bereits in dem Tone an sich vorgebildet findet, so empfing er auch das Rohmaterial zu seinen Tonwerkzeugen, sowie die Impulse zur Musik ebenfalls von der Natur, und zwar zugleich von außen und von innen.

Von außen empfing er sie durch die Naturlaute selbst, durch den Gesang der

Digitized by Google

Vögel, durch das Heulen des Windes rc., ferner durch das Erklingen gewisser Gegenstände, welche bei entsprechender Berührung so zu sagen die in ihnen eingeschlossene Tonseele kundgaben. Diese Rohmaterialien richtete sich nun der Mensch seinen Zwecken gemäß zu, und so entstanden die ersten Musikinstrumente.

Von innen empfing der Mensch die Impulse zur Musik durch die eigene Stimme. Vom ersten Laute der Lust oder Unlust, vom unbestimmten Tonlallen, vom ungebundenen Jodler ausgehend, veredelte sich das Spiel mit Tönen durch die Verbindung mit dem begrifflich fixierten Worte der Sprache zum Gesange.

Bald ahmte der Mensch nach, was er der äußeren Natur abgelauscht hatte, bald waren es die Pulsschläge des eigenen, mannigfach gearteten Seelenlebens, denen er rhythmischen Ausdruck gab, und so entstand der Tanz, der Marsch. Wir sehen also gleich an der Pforte des Tonreiches die beiden Hauptgattungen der Musik, die Vokal- und die Instrumentalmusik, wenn auch in primitivster Weise vertreten.

Sehr früh auch fing man an, die Musik als Gesellschaftskunst zu treiben. So finden wir auf alten Reliefplatten zu Ninive, desgleichen auf ägyptischen Bildwerken schon ausübende Musiker mit Instrumenten, ja zuweilen völlige Orchester dargestellt. Aus alten Inschriften (so z. B. in den Gräbern bei Gizeh in Ägypten), desgleichen durch Schriftsteller der Alten erfahren wir, daß die Musik schon bei den heidnischen Kulturvölkern hoch in Ehren stand, und daß dieselben nicht nur ihre feierlichen Tempelgesänge, sondern auch zahlreiche weltliche Tonweisen in ihren Arbeiter-, ihren Schnitter-, Schiffer- und anderen Liedern hatten. Ebenso wissen wir, daß jene Völker zahlreiche, oft mit großer Spitzfindigkeit ausgearbeitete theoretische Werke besaßen.

In den ältesten Zeiten hatten die Töne vielfach symbolische Bedeutung. So entsprachen z. B. die sieben Saiten der griechischen Lyra den sieben Hauptgestirnen des Himmels (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn). Daher galt den Griechen die Lyra des Apollon — wie auch den Finnländern die geigenartige Kandele des Wäinemöinen — zugleich als Cymbalum mundi, als das Symbol der allgemeinen Weltordnung und der daraus aufleuchtenden Weltschönheit.

Noch wunderlicher ist die Bedeutung der fünf Haupttöne der chinesischen Skala. Der Ton F (Kung), der Stammton, von welchem alle übrigen Töne ausgingen, war das Symbol des Mächtigsten, Erhabensten, daher des Kaisers; G (Tschang) repräsentierte die Modulation, die aus jenem entspringende Fortbewegung, und deutete auf den vollziehenden Minister; A (Kio) stand als der sanfte, milde Klang zu jenen Tönen in einem ähnlichen Gegensatze wie das unterthänig gehorchende Volk zu dem streng waltenden Minister; C (Tsche) war, analog dem Tschang, schnell und energisch fortdrängend wie die keinen Aufschub leidende Staatsangelegenheit; D (Yu) endlich bildete den Abschluß und galt als das glänzende, prächtige Gesamtbild aller Dinge.

Einen sicheren Anhalt über die eigentliche Beschaffenheit der älteren Musik gewinnen wir erst mit Feststellung der Tonschrift. Wenn ein Satiriker sagt: „den alten Musikern machte die Not Noten, den neueren machen die Noten Not", so dürfen wir zur Rechtfertigung der neueren Tonsetzer sagen, daß auch den älteren Musikern die Noten wahrlich Not genug gemacht haben, denn es gehörten nahe 2000 Jahre dazu, bevor sich die Tonschrift bis zu ihrer heutigen Einfachheit und Vollkommenheit herausbildete. Da der Raum und der Zweck dieser Zeilen weitere Ausführungen nicht gestatten, so sei hier nur das Allgemeinste und Nötigste gegeben. Zur weiteren Belehrung hierüber sei auf die einschlägigen vortrefflichen Werke von Ambros, Bellermann, Riemann, Paul, Bangarten u. a. hingewiesen.

Soviel bekannt ist, bedienten sich die ältesten orientalischen Kulturvölker (Inder, Griechen u. a.) zur Bezeichnung der Ton-

Digitized by Google

höhen der Buchstaben ihres Alphabets, welche zuweilen, je nach den chromatischen Zwischenstufen, verschiedentlich umgestellt und umgestaltet (bezw. verstümmelt) wurden, während die Hebräer bekanntlich heutigestags noch für gewisse Tonfälle bestimmte Tonaccente haben. Diesen Tonaccenten im Princip nahekommend sind auch die sogenannten Neumen (die älteste christliche Tonschrift), in welcher Gregor d. G. sein berühmtes Antiphonar notiert hat, das noch jetzt die Grundlage des katholischen Ritualgesanges bildet. Die Neumen waren eine Art Chiffreschrift, welche nicht sowohl bestimmte Töne, als vielmehr ganze Tongruppen und Gänge bezeichneten. Durch die Arbeiten eines Hucbald, Guido von Arezzo, Franko von Köln u. a. endlich entwickelte sich im Laufe der Zeit eine Tonschrift, welche nicht allein die Tonhöhen, sondern auch die jeweiligen Zeitwerte der Töne bestimmt angab. Letzteres machte sich besonders nötig, als die Musik von der Einstimmigkeit (Monodie) zur Mehrstimmigkeit, zur Polyphonie fortschritt. Die Bezeichnung der verschiedenen Längen und rhythmischen Bedeutungen führte zu einem sehr verwickelten, dem sogenannten Mensuralsystem, bis endlich durch die Tabulaturen der Übergang zu unserer heutigen, modernen Notationsweise angebahnt wurde.

* * *

Bereits mit der Neumenschrift sind wir in die christliche Musik eingetreten. Erst mit dem reichen Gemütsleben, welches das Christentum in seinen Bekennern erschloß, konnte sich die Musik ganz und voll entwickeln. Die Tonkunst ist daher in ihrer Vollendung, in welcher wir sie jetzt erblicken, recht eigentlich eine christliche Kunst. Denn bei den Alten war der Ton noch sklavisch an das Sprachmetrum gebunden. Derselbe hatte hier eine ähnliche Bedeutung wie die Farbe in der polychromen Ausschmückung der Skulptur- und Architekturwerke. Denn wenn die Alten auch, wie nicht unwahrscheinlich ist, eine Mehrtönigkeit in ihrer Musik hatten (schon die saitenreichen Harfen der Ägypter lassen darauf schließen), so kannten sie doch eine ausgeführte Mehrstimmigkeit in unserem Sinne sicher nicht. Eine solche entwickelte sich erst ganz allmählich, eigentlich erst mit der Entstehung der Mensuralmusik im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Die ältesten christlichen Sangesweisen bestanden in Psalmodien, welche nicht eigentlich gesungen, sondern auf einem bestimmten Tone rhythmisch gesprochen wurden und nur am Ende der Hauptsätze des Textes bestimmte Tonfälle hatten.

Neben diesem mehr recitativischen Psalmen- oder Prosagesange machte sich aber bald eine zweite, nach dem Muster der antiken Strophen gestaltete, melodisch selbständigere Singweise geltend, welche auf die Form der Hymnen führte und besonders bei dem Opfer durch ihren gemessenen, feierlichen Charakter zur Erhebung der Gemeinde beitrug.

Neben diesem Recitations- und Hymnengesange endlich findet sich schon in der ältesten Zeit noch eine dritte Art religiöser Gesänge, nämlich die Antiphonie oder der Wechselgesang. Auch diese hatte ihr Vorbild in dem jüdischen Kultus. Besonders pflegte (wie uns Philo — 39 n. Chr. — berichtet) die Sekte der Terapeuten diese Art des Gesanges. Durch die Arianer wurde derselbe nach Konstantinopel gebracht und von hier aus — angeblich durch den heiligen Ambrosius — in die Mailänder Kirche eingeführt.

Ein wesentliches Verdienst um die Hebung des Kirchengesanges erwarb sich der Mailänder Bischof noch besonders dadurch, daß er die vier authentischen Haupttonarten, die sogenannten Kirchentöne, deren Tonreihen von D E F G ausgingen, feststellte und nicht allein aus der großen Menge des vorhandenen Hymnenstoffes eine entsprechende Auswahl traf, sondern daß er überhaupt den gesamten gottesdienstlichen Gesang regelte.

Über die Beschaffenheit des ambrosianischen Gesanges und seine Wirkung auf die Hörer sind die Meinungen der alten

Digitized by Google

Schriftsteller geteilt. Der heilige Augustin und Guido von Arezzo nennen ihn „wundersüß", während Rudolf von Tongern sagt: „der ambrosianische Gesang sei feierlich und kräftig." Gewiß ist, daß sich die Gemeinde nicht lange der aktiven Beteiligung am Gottesdienste erfreuen sollte, denn schon gegen das Ende des vierten Jahrhunderts ordnete das Konzil von Laodicea an, daß nur „der Geistlichkeit angehörende Sänger" in der Kirche singen sollten. Vielleicht lag in dem ambrosianischen Gesange die Gefahr der Verweltlichung, oder überwog in ihm der sinnlichreizvolle Charakter den erbaulichen; vielleicht auch neigte sich derselbe noch zu sehr dem heidnischen Hymnen- oder Volksgesange zu.

Es erwuchs demselben daher in dem zweiten mächtigen Pfleger des christlichen Kirchengesanges, in Gregor dem Großen (540 bis 604), nicht sowohl ein Förderer, als vielmehr ein Gegner.

Zunächst schloß Gregor den Gemeindegesang vom Gottesdienste aus und setzte an dessen Stelle den Choralgesang, welcher nur von geübten Sängern in dem dazu bestimmten Chorraume ausgeführt wurde. Seinem hierarchischen Geiste widerstrebte der Gedanke einer singenden Volksgemeinde. „Recitativartig," sagt ein neuerer Historiker, „dem Sprechen näher als dem Singen, ohne allen Rhythmus, so schreitet der gregorianische Gesang langsam dahin, wie ein betender Mönch durch die Hallen des Kreuzganges: eine leidenschaftslose, kalte Schönheit, doch ist sie nach zwölf Jahrhunderten im wesentlichen noch nicht verblüht." Weitere Verdienste, welche sich Gregor um die Musik erwarb, bestanden darin, daß er an Stelle der umständlichen griechischen Tonnamen die ersten sieben Buchstaben des lateinischen Alphabets setzte und den vier authentischen noch die vier plagalischen Tonarten hinzugesellte.

Wenn der ambrosianische Gesang noch ganz vom antiken Sprachmetrum abhängig war, so beruhte der gregorianische Gesang dagegen auf dem rhetorischen Rhythmus. Hieraus entsprangen im Anschluß an die satzlichen Einschnitte und Interpunktionen die sogenannten Distinktionen des Cantus Gregorianus, welcher wieder in zwei unterschiedliche Singweisen: in den Concentus und den Accentus, zerfiel. Ersterer war der wirkliche Gesangsvortrag, letzterer dagegen richtete sich lediglich nach den grammatikalischen Distinktionen und hielt zwischen dem gewöhnlichen Redeton und dem Gesange die Mitte.

Die Befreiung des Gesanges von den Fesseln der antiken Metrik hatte zugleich eine immer mehr überhand nehmende melismatische Ausschmückung einzelner Partien der Gesänge zur Folge, bei welcher die Reinheit des gregorianischen Gesanges mehr und mehr verloren ging. Namentlich waren es das Halleluja, welches dem Graduale folgte, sowie die Rufe Kyrie, das Trishagium (das Dreimalheilig) und das Amen, an denen sich auch die Gemeinde wieder beteiligte, welche immer weiter ausgesponnen wurden und zuletzt geradezu zu einem wüsten Geschrei in der Kirche ausarteten. Zudem ließ die Notierung in den unbestimmten Neumen der Willkür Thor und Thür offen, so daß nicht nur die höhere Geistlichkeit, sondern auch Karl der Große alles mögliche für die Wiederherstellung des gregorianischen Gesanges that.

Besonders verdienstvoll wirkte die Schule von St. Gallen. Hier zeichnete sich besonders der gelehrte Mönch Notker Balbulus, welcher von 840 bis 912 lebte, aus. Sein wesentliches Verdienst um die Musik war die Verbesserung und die Einführung der Sequenzen. Dieselben gingen aus den bereits erwähnten Jubilationen hervor, deren Schlußmelismen im Laufe der Zeit solche Ausdehnung gewonnen hatten, daß es kaum mehr möglich war, dieselben im Gedächtnis zu behalten. Notker unternahm es nun, eine Anzahl solcher Schlußmelismen mit passenden Texten zu versehen, indem er jeder Note eine besondere Silbe unterlegte.

In diesen Sequenzen haben wir die

Digitized by Google

Anfänge des religiösen Volksliedes zu suchen. Sie sind gleichsam die Urpflanze, aus welcher auch das weltliche Volkslied hervorging.

Da eben die Kirche damals die Mutter alles geistigen Lebens und die Beraterin in Freud und Leid war, so darf es nicht befremden, daß die Tonkunst auch da, wo es sich nicht um rein religiöse Dinge handelte, in der Zunge der Kirche sprach und sich kirchliche und weltliche Tonweisen (die seriösen Tänze nicht ausgenommen) kaum voneinander unterschieden.

Wie der Volksgesang von der Sequenz Besitz ergriff, so wurden auch jene Rufe, mit denen sich das Volk am Gottesdienste singend beteiligen durfte, zum Ausgang neuer Gesänge und Lieder. Einen Hauptimpuls gaben die Ereignisse des zwölften Jahrhunderts, als Bernhard von Clairvaux 1147 am Rhein dem deutschen Volke, das nunmehr zum vollen Bewußtsein seiner Nationalität erwacht war, das heilige Kreuz predigte. „Das Volkslied, welches nach seiner ersten national-heidnischen Blütezeit ziemlich der Vergessenheit anheimgefallen war, erhob sich nun unter dem Einfluß des romantischen Geistes jener Zeit auf dem ihm von der Kirche bereiteten Boden als national-christliches Volkslied zu neuem Leben.“ Eins der charakteristischsten Denkmäler aus jener Zeit ist das Hildebrandslied, welches in seiner späteren Textfassung von Kaspar von der Röhn durch seine Aufnahme in verschiedene Sammlungen älterer deutscher Dichtungen wenigstens seinem Inhalt nach allgemein bekannt geworden ist. Ein anderes hierher gehöriges Lied ist das Hermenlied, welches sich auf die Zerstörung der Irmensäule durch Karl den Großen bezieht. Beide Lieder erschließen uns in ihren Tonweisen eine längst versunkene Welt. Bei aller Härte und Fremdartigkeit sind dieselben doch urkräftig und daher höchst bezeichnend für jene alte gesunde, wenn auch derbe Zeit.

Aus dem durch die Kreuzzüge hervorgerufenen Verkehr zwischen Orient und Occident erschlossen sich dem Geiste ungeahnte Zauberwelten. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß das aufs höchste gesteigerte Phantasie- und Empfindungsleben nach immer neuen Ausdrucksmitteln hindrängte; und so geschah es denn, daß die in dem Tone schlummernden Mitklänge ebenfalls aus ihrer Gebundenheit herausdrängten und die Musik von der Einstimmigkeit — von der Monodie — zur Harmonie — zur Polyphonie — überging.

Von den rohen, plumpen Anfängen des mehrfach bestrittenen Parallelorganums Hucbalds († 930) und dem Faux bourdon (einer Sextaccordfolge) ausgehend, entwickelte sich in Frankreich in dem Déchant (Discantus) eine freiere Art des Figuralgesanges, welche endlich zu einer Musik führte, in der die einzelnen Töne bezüglich ihrer unterschiedlichen Zeitdauer streng gegeneinander abgemessen waren und die daher den Namen Musica mensurata erhielt.

In dieser neuen Musikart zeichneten sich besonders die Niederländer aus. Dieselben wurden daher auf einige Jahrhunderte die Führer der Musikentwickelung. Ihre Kunst entartete aber bald zur Künstelei, welche in Häufung von Stimmen und Verrenkungen der sonderbarsten Art bestand, so daß jene Tonsätze in der That oft mehr den Eindruck von Rechenexempeln als den wirklicher Kunstschöpfungen machten. Dazu kam noch die Unsitte, kirchliche und weltliche (oft recht zweideutige, derbe) Volkslieder miteinander zu verbinden und die von der Kirche vorgeschriebenen Texte bis zur Unkenntlichkeit zu zerreißen, so daß das Konzil zu Trient (im Jahre 1562) beschloß, den mehrstimmigen Figuralgesang ganz aus der Kirche zu verbannen.

Da trat Palestrina (1529 bis 1594) mit seinen drei berühmten Messen (worunter sich auch die Missa papæ marcelli befand) rettend auf, indem er durch die That bewies, daß sich beides, das Kunstvolle und das Kirchlich-Weihevolle, recht wohl miteinander verbinden lasse.

Was sich in zwei Jahrhunderten vor-

Digitized by Google

bereitet hatte, das fand durch Palestrina, sowie durch dessen großen Zeitgenossen Orlandus Lassus seine Vollendung. Beide Meister schufen die klassische Periode der katholischen Kirchenmusik. Ihr einfach edler Stil wurde für lange Zeit die Richtschnur der kirchlichen Tonsetzer, wie denn überhaupt von Palestrina an auf Jahrhunderte hinaus die Herrschaft der Italiener im Reiche der Musik datiert.

Während nun die Tonkunst so an der Hand und im Dienste der Kirche ihrem Höhepunkt zuschritt, regte sich auch in der profanen Welt ein frisches Ton- und Sangesleben.

Fahrende Spielleute, welche sich mit der Zeit zu ganzen Zünften zusammenthaten und ihre Spielgrafen, Geiger- und Pfeiferkönige hatten, sangen muntere Weisen und spielten zum Tanz. In niederen Hütten und auf stolzen Ritterburgen ertönte der Liebe und den holden Frauen begeisterter Gesang.

Wie die Kirche selbst für die weltlichen Weisen die Formgrundlagen bot, so gab sie auch hier das Ideal in dem Ideale aller Frauen, in der Jungfrau Maria. Und so entwickelte sich aus dem Marienkultus als herrlichste Blüte mittelalterlichen Gemütslebens der liederreiche Minnegesang: „Denn es ist ein Urgefühl des Germanen (sagt Immermann), daß in dem Weibe etwas Heiliges ist.“ Und wenn die Welt mit Recht in dem Weibe, in seiner Schönheit und hingebenden Treue etwas Überirdisches verehrt, so drängte es — wie die jetzigen — so auch die damaligen Sänger, diese ureigenste Regung des Menschenherzens in Tönen auszusprechen. Dies führte zugleich zu einer allmählichen Loslösung von dem alten herben Tonsystem und den damit zusammenhängenden Formen, und daher zu einem bedeutsamen Wendepunkte in der ganzen Musikgeschichte, nämlich zu einem anderen, geeigneteren Tonsystem, welches sich jenen feineren und weicheren seelischen Regungen besser anschloß. Der Übergang von dem alten zu dem neuen Tonsystem ist eine der interessantesten Erscheinungen auf musikalischem Gebiete. Wie zwei Nebelbilder in ihrem Übergangsmomente in ein buntes Farbenspiel zusammenfließen, wie der junge Tag in rosigem Morgengewölk zauberisch webt, bevor die Sonne siegend hervortritt, so kündigt sich das neue Tonsystem bereits in jenen Weisen in einer eigentümlichen zauberhaften, gleichzeitig lust- und wehmutatmenden Mischung des Dur- und des Molltones, sowie zugleich der drei- und der zweiteiligen Rhythmik an. Ein ganz wunderbares Beispiel dieses zwiefachen Überganges giebt uns ein in Halbzeilen abgefaßtes Lied aus dem Locheimer Liederbuche:

Ich for dohin
wann es muß sin,
ich schaid mich von der Liebsten min rc.,

dessen süß-schwermütige Weise unserem modernen Geschmacke bedeutend näher steht als die monoton herbe Weise des bereits angeführten Hildebrandliedes. Nicht allein, daß das hier citierte Lied jene eigentümliche Mischung von Dur und Moll, sowie (gegen das Ende hin) der zwei- und dreiteiligen Takteinteilung zeigt, dasselbe enthält auch ein Schlußmelisma, welches das Wesen der ebenfalls erwähnten Jubilationen ausmachte, und von dem auch später die Meistersinger — allerdings in sehr starrer und zopfiger Weise — den ausgedehntesten Gebrauch machten. Wir finden diese Schlußmelismen in Wagners Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“ in den Gesängen Beckmessers in trefflich karikierter Weise wieder.

Die vollständige Feststellung des neuen Tonsystems vollzog sich aber nicht sogleich: es mußten dazu noch viele Faktoren mitwirken. Hauptsächlich waren es die dramatischen Gestaltungen, welche bei dem Bestreben nach möglichst scharfer Charakteristik und Lebendigkeit die Musik in neue Bahnen drängten.

Schon in den Wallfahrten und Prozessionen des katholischen Kultus mit ihren Gesängen und Anrufungen lagen dramatische Elemente. Außerdem gab es bereits weltliche und geistliche Schauspiele.

Digitized by Google

Dazu kamen noch viele andere Umstände, welche einen Umschwung in der Musik herbeiführen halfen.

Erstens erfuhr die Instrumentalmusik, welche bisher in den Händen roher, heimatloser Leute gewesen war, in dem Orgel-, dem Lauten- und später in dem Klavier- und Violinspiel neben dem Kunstgesange eine kunstgemäße Pflege, welche allmählich zur Virtuosität führte. Sodann trug die für die Musikentwickelung maßgebend gewordene venetianische Schule von Willaert (gest. 1562) bis zu Giovanni Gabrieli (1557 bis 1653), an welche sich — durch Heinrich Schütz (1585 bis 1672) vermittelt — die deutsche Schule anschloß, zur Steigerung der musikalischen Ausdrucksmittel bei, indem sie die Form zu durchgeistigen und zur Trägerin einer höheren Idee zu machen sich bestrebte, und in ihren einander gegenübergestellten stimmenreichen Chören ihr Augenmerk mehr auf glänzende Massenentfaltung als auf kanonisch kontrapunktische Kunst richtete, sowie auch schon selbständige Instrumentalsätze schuf, während die neapolitanische Schule Alessandro Scarlattis die Formen der dreiteiligen, sogenannten Dacapo-Arie, desgleichen der dreisätzigen italienischen Ouverture feststellte und, gegenüber dem erhabenen Stil der römischen Schule, den „schönen Stil" ausbildete.

Neben diesen Formen des Sologesanges und der Instrumentalmusik entstanden auch die chorischen Formen der Motette und des Madrigals. Dazu kam noch die für den musikalischen Verkehr überaus wichtige Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen durch Petrucci (1501), durch den die Musik in immer weitere Kreise und in Gestalt von kleinen Gesängen und Kompositionen für die Laute auch in die engeren Kreise der Familie hineingetragen wurde.

* * *

Den mächtigsten Anstoß und einen neuen Lebensinhalt empfing die Tonkunst aber durch die Reformation und durch die Stellung, welche Luther derselben in der Kirche zuwies.

Um die Gemeinde zu einer wirksamen Beteiligung am Gottesdienste heranzuziehen, war es nötig, den Choral aus der Mittelstimme (dem Tenor), in welcher derselbe bisher gelegen, in die Oberstimme zu verlegen und der Orgel die Ausführung der begleitenden Stimmen zu übertragen. Diese Verlegung der Choralmelodie in die Oberstimme gelangte um das Jahr 1586 durch den württembergischen Oberhofprediger Osiander allgemein in Gebrauch. Sie war ebenso bedeutsam für das kirchliche Gemeindeleben wie für die Kunstentwickelung selbst. Denn wie einst bei den Niederländern das weltliche Volkslied, so wurde jetzt das geistliche Volkslied als Cantus firmus zur Grundlage der herrlichsten chorischen Gebilde.

Aus diesen Elementen gingen nun, nachdem die Form der katholischen Vokalmesse bereits in Italien festgestellt worden war, die drei größten Vokalformen mit Instrumentalbegleitung hervor: das biblische Oratorium, das Passionsoratorium und die Oper.

Wie Palestrina und Orlandus Lassus die klassische Periode der katholischen Kirchenmusik und des kirchlichen a Capella-Gesanges schufen, so erreichte nach anderthalb Jahrhunderten die Kirchenmusik überhaupt (und zwar im protestantischen Geiste) und mit ihr zugleich die polyphone kontrapunktische Setzweise ihren höchsten Höhepunkt durch die beiden deutschen Tonheroen: Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel.

Klingenden Domen gleich, streben die Schöpfungen dieser Meister gewaltig zum Himmel empor, zugleich als mächtige Marksteine an der Grenzscheide der beiden Hauptstilrichtungen in der Musik, des polyhonen und des homophonen Stiles, stehend.

* * *

Dieser Erscheinung gegenüber nun sehen wir die Oper noch in ihrer Kindheit, obgleich dieselbe mit dem Oratorium die

Digitized by Google

wesentlichsten Formen gemein hat. Der Grund hiervon lag darin, daß die Musik noch nicht genug ins Detail zu gehen vermochte und noch nicht charakterisierungsfähig genug war, um jeder individuellen Seelenregung entsprechen zu können. Denn wenn die Musica sacra ihre Stimme für die gesamte Christenheit erhebt und in ihren ehernen kontrapunktischen Stimmengefügen — gleichwie in unumstößlichen Dogmen — in erhabener Objektivität zu Tausenden für Tausende redet, somit alles kleinliche Subjektive ausschließt, so ist im Gegensatz hierzu gerade der Affekt, die Leidenschaft die Lebensbedingung für die Oper. Dieselbe mußte sich daher vor allem jener Fesseln der Polyphonie entledigen und einer leichteren, gelenkigeren Ausdrucksform bedienen und sich deshalb zur Monodie, oder richtiger der Homophonie, zuwenden. Denn das gesungene Wort bedurfte hier nicht sowohl der unterstützenden, als vielmehr der ausmalenden Begleitung.

Von diesen Gesichtspunkten ging denn auch die Camerata, jene Vereinigung von Musikern und Musikfreunden, welche 1580 zu Florenz ins Leben trat, in ihrem Bestreben aus: eine Wiedergeburt der griechischen Tragödie und Musik — von deren Wirkung man sich die überschwenglichsten Vorstellungen machte — herbeizuführen. Hieraus entsprang der neue Stil, Stile rappresentativo, auch parlante oder recitativo genannt. Die hiernach geartete Musik bezeichnete man kurzweg als Nuove musiche.

Wir übergehen hier, was Carissimi (geb. 1604) durch seine durchkomponierten Oden und Kammerkantaten zur Ausdrucksfähigkeit der Musik, was die Bestrebungen in Hamburg zur Zeit Keisers, Matthesons und Händels auch zur Ausgestaltung der Oper beigetragen haben, und erwähnen nur, daß sich mit der Oper der sogenannte galante Stil ausbildete und der Kirchenmusik in jener eine gefährliche Rivalin erwuchs. Denn wenn vordem die Kirche als Führerin im Reiche der Töne erschien, so drangen jetzt die süßtönenden Weisen der Oper in die Kirche ein und führten zur Verweltlichung und zu einem jähen Verfalle der Kirchenmusik.

* * *

Mit unaufhaltsamen Schritten ging aber trotz alledem die Tonmuse ihre Siegesbahn, ihren letzten, höchsten Zielen entgegen. Wir folgen ihr und gelangen auf das Gebiet der reinen Instrumentalmusik. Mit dieser erreicht die Tonkunst erst das Stadium ihrer vollen Selbständigkeit und Reife.

Die ersten Instrumentalsätze waren meist nur Übertragungen von mehrstimmigen Gesangstücken, und es entsprachen die vier Instrumente des Streichquartettes, welches die Seele des modernen Orchesters bildet, genau dem Charakter der vier Singstimmen. Bald aber begegnen wir auch selbständigen Kompositionen für einzelne Instrumente, teils imitatorischen, teils etüdenhaften Charakters, in den Ricercatas und Toccaten.

Das eigentlich Lebentreibende in der Instrumentalmusik war aber der Tanz (also wieder ein volkstümliches Erzeugnis) mit seinen verschiedenartigen charakteristischen Rhythmen. Es wurden mehrere Tänze zu einem Cyklus zusammengestellt, daraus entstanden die Suiten und Partiten. Beide unterscheiden sich nur dadurch voneinander, daß in den letzteren auch Sätze von ernsterem Charakter und kunstvollerer Durcharbeitung vorkommen. Muster dieser Art hat uns ebenfalls Bach hinterlassen, der namentlich während seines Köthener Aufenthaltes als Instrumentalkomponist thätig war.

Außer der Suite entstanden die Concerti grossi und als vornehmste, edelste aller Instrumentalformen die Sonate.

Dieselbe fußte in der Hauptsache ganz auf der Form der dreiteiligen italienischen Ouverture, welche aus zwei schnellen Teilen, zwischen denen ein langsamer Teil eingeschoben war, bestand. Auch die Sonate tritt uns in zwei verschiedenen Gestalten entgegen: als Sonata da camera

Digitized by Google

(Kammersonate) und als Sonata da chiesa (Kirchensonate). Die erstere näherte sich in ihrem Charakter der leicht unterhaltenden Suite, die letztere war ernster gehalten und diente häufig zum Schmuck des Gottesdienstes, woher auch ihr Name stammt.

Noch konnte aber die Instrumentalmusik selbst eines Bach und Händel, ebenso die Oper bei Gluck, aus einer gewissen Formgebundenheit und einem ehrwürdigen, etwas steifen Pathos nicht herauskommen. Es war das eben das Signum einer zwar tüchtigen, aber noch in gewissen Satzungen und Dogmen befangenen Zeit. Da brach die große französische Revolution aus. Altes stürzte, und ein neuer Geist kam über die Völker. Die nüchterne Aufklärungsphilosophie der französischen Encyklopädisten hatte bereits erschüttert, was bisher zu Recht und Ehren bestanden; denn mit jener Aufklärung griff zugleich ein krasser Empirismus und Materialismus um sich, und führte ein alles leugnender Skepticismus das Wort, bis mit dem Erscheinen der großen Geistesarbeiten eines Kant, Lessing und anderer sich das gärende Chaos widerstrebender Ansichten und Ideen klärte und ein neuer Tag der Erkenntnis anbrach. Das Denken befreite sich von der Herrschaft überkommener Glaubenssätze und richtete sich nun auf den Menschen und dessen Erkenntnisvermögen selbst; das geistige Ich desselben wurde zum Maßstab der neuen Weltordnung gemacht, und so konnte es nicht ausbleiben, daß mit dem Geiste des Humanismus auch in die Musik ein neuer Geist kam, daß sich das Kunstschaffen neue Ideale suchte und sich ganz dem Seelenleben, wie es durch die Wechselwirkungen zwischen der äußeren und der inneren Welt hervorgerufen ward, zuwendete.

Zwar schien es, als wollte die italienische Oper mit ihren sinnlich bestrickenden Weisen die neuen Errungenschaften auf musikalischem Gebiete wieder zu nichte machen; denn die Höfe begünstigten meist nur italienische Musik. Jedoch wurde dieser letzte Anlauf welscher Kunst zu schanden vor dem deutschen Genius, der inzwischen zur vollen Selbständigkeit erstarkt war und fortan unentwegt seinen Siegeslauf, welcher bereits mit Bachs und Händels Schaffen begonnen hatte, im Reiche der Töne fortsetzte.

Mit Joseph Haydn treten wir in jene neue Ära ein, in welcher die Tonkunst, losgelöst von dem bindenden Worte und den durch dasselbe bedingten Beschränkungen, ihre vollständige Mündigkeit erlangt und fortan ihre ureigene Sprache spricht.

Mit Haydn kam jenes Schaffensprincip zum Durchbruch, welches einerseits in einer specifisch musikalischen Dialektik, d. h. in der bewußten motivischen Arbeit und Umbildung, andererseits in der logischen Abgrenzung der einzelnen Gedankengruppen und in dem organischen Aufbau derselben zum geschlossenen Ganzen besteht.

Vornehmlich zeigt der erste Satz der Sonate jenen innerlich geschlossenen, organischen Bau: auf den drei Hauptaccorden der Tonart (Tonika, Ober- und Unterdominante) ruhend (Ausnahmen können hier nicht in Betracht kommen), enthält derselbe zwei Themen, welche bezüglich ihres Stimmungsausdruckes in einem kontrastierenden Verhältnisse zueinander stehen. Das erste Thema ist auf der Haupttonart aufgebaut und hat gewöhnlich einen energievollen, feurigen Charakter, während das zweite Thema den beruhigenden Gegensatz zu jenem bildet und auf der Oberdominante basiert.

Aus diesen beiden Gegensätzen entwickelt sich nun der weitere Inhalt des ersten Satzes, und das Gefühl durchläuft hier eine ähnliche Reihe von Spannungsmomenten wie in dem Drama von der Situation zur Exposition und von dieser bis zur Kollision und zur Katastrophe. Diese Form liegt in der Hauptsache auch der Ouverture zu Grunde; nur ist hier die Entwickelung nicht so organisch und der Durchführungssatz nicht so ausgeführt wie in der Sonate.

Auch die übrigen Sätze der Sonate:

Digitized by Google

das Adagio und das Scherzo, sind nicht in der Weise aus- und durchgeführt wie der erste Satz. Das Adagio (oder Andante) hat meist die ausgeführte Liedform, besteht auch nicht selten aus Variationen. Das Scherzo (oder Menuett) hat die Marschform mit Trio.

Das Finale ist vielfach in der Form des ersten Satzes, meist aber in Rondoform gehalten. Der letzteren liegt zwar auch im großen und ganzen die Modulationsordnung des ersten Satzes zu Grunde, jedoch sind hier die Gedanken nicht so innerlich miteinander verknüpft, nicht so organisch auseinander entwickelt wie dort, sondern erscheinen mehr in einem gefälligen Nebeneinander, wie Blumen, welche nur lose durch ein äußerliches Band miteinander zum anmutigen Kranze verschlungen sind.

Man hat die Analogie eines kontinuierlichen Spannungsprozesses auch auf die ganze Sonate ausdehnen wollen und die beiden Mittelsätze nur als Scenen und Akte — das Adagio als erotische, das Scherzo gleichsam als Volksscene auffassen zu sollen gemeint. Dies ist aber sicher zu weit gegangen. Die einzelnen Sätze sind eben nichts weiter als potenzierte Stimmungsgegensätze und verhalten sich (in guten Kompositionen), wie bereits gesagt, trotz ihrer inneren Selbständigkeit und Abgeschlossenheit, zum Ganzen wie die Grundfarben im Spektrum zu ihrem gemeinsamen Ausgangsstrahle.

Die Sonatenform in diesem weiteren Sinne liegt ferner auch den Kammermusik-Kompositionen, dem Trio, Quartett ꝛc., sowie der Symphonie zu Grunde. Die große formale Anlage, sowie die vielberedten Stimmen des Orchesters, aus deren Wechselverkehr so zu sagen die musikalische Handlung eben erst hervorzugehen scheint wie die Begebenheiten im Drama aus dem Wechselverkehr und aus den freien Willensäußerungen der als handelnd vorgeführten Charaktere — diese reichen Darstellungsmittel machen es nun möglich, in der Symphonie die reichste Skala von Seelenstimmungen zum Ausdruck zu bringen, und in gewaltiger Steigerung sehen wir uns in ihr einen Inhalt geboten von den kindlich frischen Tonweisen eines Joseph Haydn bis zu der titanenhaften Sprache eines Ludwig van Beethoven, wie ihn reichhaltiger und tiefer keine andere Nation der Erde in ihren Tonschöpfungen aufzuweisen hat.

* * *

Dieser neue Geist sprengte denn auch in der Oper die letzten Fesseln. Und hier war es vor allen Mozart, dessen genialer Geist alle nationalen Eigentümlichkeiten: den süßen Wohllaut der italienischen Melodik, die scharf ausgeprägte Rhythmik der Franzosen und die tief-seelische Harmonik der Deutschen, schön miteinander zu verschmelzen und der Oper dadurch einen universellen Charakter zu geben wußte, während Karl Maria v. Weber in reichster Entfaltung aller Darstellungsmittel unter dem Einfluß der Romantik die deutsche Nationaloper schuf.

In jenem Glanze der Romantik erwuchs nach ihm auf dem Gebiete des Oratoriums und der Symphonie noch eine herrliche Nachblüte durch Schubert, Mendelssohn und Schumann. Gleichzeitig kamen unter den genannten Meistern auch die musikalischen Kleinkünste, das musikalische Genre, zur herrlichsten Entfaltung. (Es sei hier nur an Franz Schuberts Impromptus, an Schumanns Charakterstücke, an Mendelssohns Lieder ohne Worte, vor allem aber an die Liederfülle erinnert, welche die deutsche Nation diesen Tonsetzern zu verdanken hat.)

Durch diese in ihrer Art einzig dastehenden Tonminiaturen war aber das Tonschaffen zugleich auf eine gefährliche Bahn geleitet, denn jeder Minderbegabte oder musikalisch nur Halbgebildete fühlte sich zur Nachahmung berufen. Und so entstand um die Mitte dieses Jahrhunderts die schale Litteratur der Virtuosen- und Salonmusik mit ihren unzähligen „Phantasien“ ohne Phantasie, ihren „Charakterstücken“ ohne Charakter und ihren

Digitized by Google

„Blumensträußen“ ohne Farbe, Duft und Leben.

Doch war das noch nicht die schlimmste Gefahr, welche der Tonkunst drohte. Von Westen her kam als schlimmerer Feind die allem Gemüt und aller Sitte hohnsprechende burleske französische Operette, welche im deutschen Theater ihren Einzug hielt und bei den materiellen Erfolgen, die sie den Theaterdirektoren und Komponisten in Aussicht stellte, leider auch bei uns geschäftige Nachahmung fand.

Da durften denn die Bestrebungen der neudeutschen Schule als eine Rettung in dieser Misere betrachtet werden, denn von ihr ging zunächst ein durchgeistigtes Virtuosentum aus. Ebenso suchte das Kunstschaffen, sich auf Schumanns, mehr aber noch auf Beethovens letzte Werke stützend, bestimmte zu Grunde gelegte poetische Ideen in möglichst getreuer Charakterisierung in Tönen wiederzugeben. So entstand die neuere Programmmusik und entstanden die symphonischen Dichtungen eines Franz Liszt, Hector Berlioz, Saint-Saens u. a.

Wie man sich zu diesen Erzeugnissen einer mehr reflektierenden als empfindenden künstlerischen Thätigkeit auch stellen mag, so kann denselben doch das große Verdienst nicht abgesprochen werden, ein heilsames Gegengewicht zu dem schwächlichen Epigonentum, welches sich ebenfalls um die Mitte dieses Jahrhunderts breit zu machen begann, gebildet und die einschlummernden Geister gewaltig aufgerüttelt zu haben.

In vollster Entfaltung treten jedoch diese Grundsätze der soeben erwähnten Schule in R. Wagners Musikdramen zu Tage. Wie sich Liszt, der Schöpfer der symphonischen Dichtung, von der üblichen viersätzigen Form der Symphonie frei machte und seinen Schöpfungen (mit Ausschluß der Faustsymphonie) vorwiegend den Charakter einsätziger freier Orchesterphantasien verlieh, so streifte Wagner die bisher in der Oper üblichen, aber vielfach zu leeren Schablonen gewordenen Formen der Arie, des Duettes und der herkömmlichen Ensemblesätze ab und setzte an deren Stelle wieder einen freieren Recitationsgesang, in welchem jeder Affekt ungehindert zum Ausdruck gebracht werden konnte.

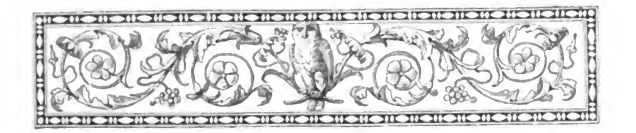
Was jene symphonischen Dichtungen in ihren besonderen Programmen geben, das giebt Richard Wagner in seinen Opern in naturgemäßerer Verbindung mit dem Ganzen in den Leitmotiven. Gleichzeitig vereinigt er die drei Künste: Musik, Dichtung und scenische Darstellung (welche bisher meist in sehr losem Zusammenhang miteinander gestanden hatten), zu einem großen einheitlichen Accord.

Vor allem aber griff der Dichterkomponist mit kühner Hand in die germanische Sage und damit zugleich tief in das Herzensleben des deutschen Volkes hinein. Und hierin liegt mit ein Hauptgrund des siegreichen Durchdringens der Wagnerschen Musikdramen, deren Einfluß sich kaum noch ein Opernkomponist der Neuzeit entziehen kann.

Und so stehen wir denn am Ende unserer Betrachtungen. Was uns nach außen hin die Waffe von Eisen, das erkämpfte uns nach innen die Waffe des Geistes: eine Machtstellung sowohl in der politischen, als auch in der Welt der Töne. Denn was das Ausland auch in unserem Jahrhundert in Tönen Großes und Schönes hervorgebracht hat, es fußt auf deutschen Meistern. Erst durch den deutschen Genius wurde die Tonsprache in Wirklichkeit zur Sprache aller Seelen, die, an keine Landesgrenze, an keine Zunge gebunden, überall da verstanden wird, wo fühlende Menschen wohnen.



Digitized by Google



Litterarische Notizen.



Es war zu Anfang der vierziger Jahre, als die ganze politische Poesie damaliger Zeit durch den badischen Radikalismus in Georg Herweghs Liedern eines Lebendigen in Schatten gestellt wurde. Außer dem Satiriker Hoffmann von Fallersleben konnte nur Prutz, dessen Tendenz ungefähr dem preußischen Kommunalwesen entsprach, neben Herwegh bestehen. Die hochbegabten Wiener Lenau und Grün kamen wenigstens als politische Dichter nicht mehr in Betracht. Der fast nicht minder als sie begabte Karl Beck, der unter der Maske eines ungarischen Studenten die Freiheit gepredigt hatte, war plötzlich vergessen. Titus Ullrich, welcher der hochgebildeten preußischen Jugend durch sein „Hohes Lied“ und den „Viktor“ eine begeisterte Stimme verlieh, konnte nicht weit über den Kreis des Berliner Rütli-Vereins hinausdringen, in dem sich sein Freund Scholz für die späteren Karikaturen des Kladderadatsch einübte. Aber auch der siegreiche Georg Herwegh wurde noch vor seinem Tode wieder vergessen. Titus Ullrich hat die anderen politischen Dichter, wenn man von Gottschall absieht, alle überlebt. Seine **Dichtungen** erschienen 1890 im Verlage von G. Schenck in Berlin. In dem Gedichte „Kakodämon“ wendet er sich nicht gegen die Ideale seiner Jugend, aber gegen das Schicksal, dem die Burschenschafter erlagen und dem auch er noch leicht hätte erliegen können. Diesem Schicksale hat er sich mit seinem Rütli-Trotze zu entziehen gewußt. Das Hohe Lied und den Viktor, durch die er einst zwar nicht viel gelesen, aber schnell bekannt, ja, bei dem Lärme der Gegner berühmt geworden war, hat er in dem vorliegenden Buche nicht erwähnt. Eine Schlußbemerkung über seine Komponisten sagt uns jedoch, daß die Gedichte „Eine Fensterscheibe“ und „Herzeleid“ schon von Robert Schumann komponiert sind. Folglich finden sich unter den „Dichtungen“ doch die stilleren Lieder der ersten Periode. Man könnte dem Buche das Motto geben „Bene vixit qui bene latuit“ oder wie Titus Ullrich übersetzt „Der lebte gut, der still verborgen blieb“. Doch liegt bei Titus Ullrich der Ton auf dem bene, nicht auf dem latuit. Das latuit, daß er verborgen war, vollzog er nur, indem aus dem politischen Dichter der ersten Periode in der zweiten ein namhafter Kunstkritiker und dann noch ein einflußreicher Dramaturg am Königl. Theater in Berlin wurde. Den höchsten Ertrag der Lebenserfahrung eines Mannes von klassischer Bildung legt er, oft wie Ewald v. Kleist in schönen ungereimten Jamben, hier nieder, nicht minder wie ein neuer Childe Harold die Frucht genußreicher Reisen in Italien und der Schweiz. In dem Einleitungsgedicht „Uranio“ stellt der ehemalige Kritiker für sich selbst einen strengen Maßstab auf. Aber das Vollkommene ist schwer zu erreichen, und wenn er selbst das Höchste nicht erreicht zu haben glaubt, so möge er sich mit seinen eigenen schönen und allgemein menschlichen, für ein Stammbuch ganz geeigneten Worten trösten, die bei ihm freilich einen anderen Sinn haben:

> Nach des Horizontes Thoren
> Schweift die Seele immerdar;
> Muß beweinen als verloren,
> Was doch nie ihr eigen war.

* * *

Unter dem Titel **Richard Gosche** sind (bei Otto Hendel in Halle a. S.) Erinnerungsblätter für dessen Freunde erschienen. Der vielseitige Gelehrte und kunstfertige Redner wurde ihnen zu Halle am 29. Oktober 1889 durch einen plötzlichen Tod entrissen. Das vortreffliche Titelbild zeigt ihn ganz als jene noch immer fast jugendliche Erscheinung, in welcher er von den Universitäten Berlin und Halle, von den Vorträgen in der Berliner Singakademie, von den Schriftstellertagen, vom Philologentage in Dessau, vom deutschen Schützenfeste in Halle und von vielen Ver-

Digitized by Google

sammlungen in Leipzig her seinen zahlreichen Zuhörern und Zuhörerinnen noch im Gedächtnisse blieb. Gosche war der Schwiegersohn Dietericis, des Begründers der preußischen Statistik und des Freundes von Kaiser Wilhelm I., sowie der Schwager des Unterstaatssekretärs Braunbehrens und des früheren Polizeipräsidenten von Berlin Winter v. Adlersflügel, der sich als einer der ersten in die Kochsche Behandlung begab. Wie Winter war Gosche der Sohn eines Geistlichen. Als solcher war er am 4. Juni 1824 in Neuendorf bei Krossen geboren. Gosches Biographie in den Erinnerungsblättern ist von Albert Fränkel abgefaßt. Georg Ebers steuerte eine Würdigung Gosches als Orientalisten bei. Den Beschluß macht eine Auswahl aus seinen das ganze weite Gebiet seines Wissens, auch Kunstgeschichte und deutsche Litteratur behandelnden Reden und Aufsätzen.

* * *

Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke. Fünfte Auflage. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — **Feldmarschall Graf Moltkes Briefe aus Rußland.** Dritte Auflage. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Mit Freuden wird jeder Gebildete diese neuen Auflagen begrüßen: feierte doch der verstorbene General-Feldmarschall gerade zur Zeit des Erscheinens (1890) seinen neunzigsten Geburtstag, und gewähren doch beide Bücher einen klaren Einblick in die hohe Geistesbildung eines genialen Strategen, dessen Namen man schon heute neben die eines Julius Cäsar, Friedrich des Großen und Napoleon stellen kann. Im Wanderbuche fesseln besonders die drei historischen Aufsätze: Der Auszug der römischen Bauernschaft nach dem mons sacer, der Untergang der Fabier am Cremera und die Entscheidungsschlacht zwischen Konstantin und Maxentius. Durch Kürze und Anschaulichkeit zeichnen sich aus die Tagebuchblätter aus Spanien. Der scharfe Blick, die wahrheitsgemäße Wiedergabe seiner Beobachtungen sind um so bewundernswerter, als der humanste aller Feldherren das Land der Kastanien nur im Fluge gleichsam bereiste. Und wie tragisch berühren wieder seine Worte — beim Anblick einer schwäbischen, sauberen Kolonie —: „Unsere Landsleute sind überall, wo sie hinkommen, die besten Ansiedler, die ruhigsten Unterthanen, die fleißigsten Arbeiter, aber sie hören auf Deutsche zu sein. Sie sind Franzosen im Elsaß, Russen in Kurland u. s. w. Ja, sie schämen sich ihres zerrissenen, ohnmächtigen Vaterlandes." Aus den Briefen aus Paris sei auf das pikante Geschichtchen auf Seite 207 hingewiesen: in zehn Zeilen ein plastisches Bildchen von der inneren Fäulnis des damaligen Kaiserhofes! — Die Briefe aus Rußland entstanden, als Moltke zur Krönung des Zaren 1856 unseren Kaiser Friedrich, den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, als General und erster persönlicher Adjutant begleitete. Auch hier ist nichts veraltet: Moltkes Beobachtungen über russisches Volk und Militär gelten noch heute. Der Reiz dieser Briefe wird noch dadurch erhöht, daß sie nicht für die Öffentlichkeit geschrieben waren. Jedenfalls sind beide Bücher geeignet, uns auch für den Menschen Moltke, als eine universell gebildete, edle und weltfreundliche Mannesnatur im echt Goetheschen Sinne, die höchste Bewunderung einzuflößen: mehr als ein Jahrhundert wird vergehen, ehe ein ihm in allen Stücken Ebenbürtiger auf seinem Gebiete erscheint.

Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten von Herman Riegel. (Berlin, Hans Lüstenöder.) — Reisebilder umfassen die ersten beiden Abschnitte: „Von der Themse bis zu den Pyrenäen" und „Von den Alpen bis zum Vesuv". Sind die Gegenstände gewiß nicht neu, so werden sie doch eigenartig durch die Persönlichkeit ihres Verfassers, der außer hoher Bildung auch die Gabe einer geistvollen und gedankenreichen Darstellung besitzt. Das Kapitel „Eine unfreiwillige Wallfahrt nach Lourdes" ist, möchte man sagen, ein geschriebenes Genrebild voll Galgenhumor. In der dritten Abteilung „Aus Natur und Leben" ist besonders anregend der Aufsatz „Was ist Bildung", und die sarkastisch-gemütvolle Menschenbetrachtung „Karlsbader Allerlei". Mit den üblichen Feuilletonarbeiten über derartige Gegenstände hat dieses Buch nichts zu schaffen; es ist echt deutsch, wie schon der Nebentitel andeuten will, bunte Bilder aus beiden Welten, das heißt, der äußeren und der inneren. Da an solchen Büchern in Deutschland kein großer Überfluß vorhanden ist, so kann es aufs wärmste jenen ernsteren Lesern empfohlen werden, die von einem Buche in erster Linie etwas Neues lernen wollen. Hervorgehoben sei noch die wirklich schöne und geistreich vornehme Behandlung unserer Muttersprache: man ersieht aus den Sätzen des Verfassers, daß es auch ohne den Klingklang von Fremdwörtern geht, daß ein reines Deutsch durchaus nicht den Eindruck des Gezierten oder bärenhaft Groben macht!

* * *

Kosmos. Die Weltentwicklung nach monistisch-psychologischen Principien auf Grundlage der exakten Naturforschung dargestellt von H. Wolff. Zwei Bände. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Die Mißachtung der philosophischen Probleme ist hauptsächlich der

Digitized by Google

Hegelschen Philosophie zuzuschreiben, die, von aller Erfahrung abstrahierend, eigentlich nur ein blendendes Spiel des Geistes gewesen war. Dazu kam das rasche Aufblühen der Naturwissenschaften mit ihren wunderbaren Ergebnissen auf allen Einzelgebieten. Dieses mußte philosophisch veranlagte Geister verlocken, immer wieder, auf Grund der reicher gewordenen Erfahrung, dem Geheimnis des Lebens auf die Spur zu kommen: neben den Naturwissenschaften wandelt heute die Philosophie einher, und über den Traum, die absolute Wahrheit zu bieten, ist sie längst hinaus. In diesem Sinne, ausgestattet mit dem Wissen und den Erfahrungen der Gegenwart, ist das vorliegende Werk zu begrüßen, eine gediegene, hochachtbare Leistung. „Die Philosophie als forschende Wissenschaft demgemäß ist Psychologie und nur diese. Deshalb ist ihm auch die Metaphysik nur angewandte Psychologie.“ Auf dieser bescheidenen Grundlage, die aber naturwissenschaftlich fest ist, behandelt der erste Teil den Menschen als Mikrokosmos nach seiner körperlichen wie seelischen Seite. Das fesselndste Kapitel ist der Rest des Bandes: „Der Makrokosmos der Natur.“ Die Atomentheorie, obgleich ihr Grundprincip ein metaphysisches ist — denn ein Atom ist etwas sinnlich nicht Gegebenes, nur Konstruiertes! — läßt der Verfasser gelten, um die Atome dann, von anderer Seite betrachtet, uns gleichsam als Bionten wieder vorzuführen: sollten sich diese am Ende nicht doch mit dem Begriffe des Willens oder des Unbewußten zu einer höheren Einheit verschmelzen lassen? Hier liegt wohl der schwache Punkt der Biontik, wie der naturwissenschaftlichen Atomistik überhaupt, welche den Begriff der Teleologie nicht zu gebrauchen glaubt. Es würde zu weit führen, ausführlich auf die Einzelheiten eines groß angelegten und geistvoll durchgeführten Systems einzugehen: jedenfalls bietet sich dem gebildeten Laien Gelegenheit, das gesamte Wissen der Gegenwart gleichsam in Extrakt vor sich zu haben; von Worten wie bedingt, Sein, Wissen, Werden, Nichtsein, setzen u. s. w. wird er verschont, und dafür ihm eine Fülle von Thatsachen geboten, die ihn reichlich entschädigen, sollte ihm zunächst auch das geheimnisvolle Wirken und Weben der wie in einem kommunistischen Zukunftsstaate lebenden Bionten noch nicht recht zu Kopfe wollen!

* * *

Astronomische Abende. Von Hermann J. Klein. Dritte Auflage. (Leipzig, E. H. Mayer.) — Es ist ein gutes Zeichen für den Fortschritt der Zeit, daß ein Buch wie das vorliegende es zu einer dritten Auflage bringt: welch höherer Standpunkt, wenn man mit ihm etwa die seiner Zeit gefeierten „Bernsteinschen Volksbücher“ vergleicht. Anknüpfend an die Lebensgeschichten großer Astronomen und Mathematiker, die, was Beachtung verdient, in ihrer Mehrzahl dem niederen Volke entstammten, führt uns der Verfasser in lebendiger und phantasievoller Darstellung ihre großen Verdienste und Entdeckungen vor; sodann behandelt er alle astronomischen Probleme auf Grund der neuesten Ergebnisse. Der Laie vermag diesen überaus klaren Ausführungen immer zu folgen; solches Werk sollte sich im Hausschatze einer jeden, noch so kleinen Familienbibliothek befinden; denn wenn eine Wissenschaft geeignet ist, den Menschen vor nichtbegründetem Hochmut und Größenwahn einerseits zu bewahren, wie andererseits vor den Abgründen eines trostlosen Pessimismus, so ist es die Astronomie — „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“: diese herrlichen Worte passen auch für die „Astronomischen Abende“ Kleins als schönstes Motto; und wer vor solchem Buche mit seinen Weisheiten aus religiösen Gründen Bedenken tragen sollte, es zu empfehlen, um dessen Glauben muß es schwach bestellt sein; im Gegenteil, das Lesen solcher Werke kann im Menschen nur die echte Religiosität bestärken!

* * *

Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. Von Karl du Prel. Erster Teil: Thatsachen und Probleme. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Es ist ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß trotz der glänzenden Ergebnisse der Naturwissenschaft ihre Herrschaft doch von Tag zu Tage an Macht verliert; ein Sprößling der materialistischen Anschauungsweise, vergaß sie, daß der Standpunkt des philosophisch angehauchten Ignorabimus das menschliche Gemüt auf die Dauer nicht zu befriedigen vermag. Neben offen ausgesprochener Irreligiosität das wachsende Sehnen nach neuen Dogmen für jene, welche in den alten nur noch den moralischen Untergrund gelten lassen können. Die Wissenschaft, zu voreilig, dekretiert den Tod gleichsam der persönlichen Unsterblichkeit: Mysticismus und Spiritismus finden infolgedessen beim gesunden Menschenverstande ein weites Feld für ihre Thätigkeit. Karl du Prels neuestes Werk sucht diese neuen Lehren recht vielen mundgerecht zu machen. Daß er ein wenig leichtgläubig ist gegenüber den Mitteilungen früherer Berichterstatter auf diesem Gebiete, unkritisch, wie der Kunstausdruck lautet, darf nicht verschwiegen werden; immerhin bietet das Buch eine solche Fülle anregender Probleme und von der Wissenschaft nicht erklärter Thatsachen, daß man es nur mit Spannung zu Ende liest und den

Digitized by Google

Wunsch nicht unterdrücken kann, unsere Autoritäten der Medizin und Physiologie möchten diesem Gebiete mehr Aufmerksamkeit als bisher zuwenden. Hervorgehoben sei besonders der Aufsatz „Die pädagogische Verwertung der Suggestion". Andere dagegen, wie „Die Wasserprobe der Hexen", schießen vielfach über das Ziel hinaus. Alle Hexenprozesse bleiben ein Schandfleck auf dem Namen Mensch; und alle Wasserproben der Hexen bleiben an Wahnsinn streifende Roheiten, die nur in seltenen Fällen mit dem Glauben etwas zu schaffen hatten, sondern sich meist aus bestialisch niedrigen Motiven des Neides, Gewinnes und der Bosheit herleiteten.

* * *

Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen von Luigi Luciani. Autorisierte Übersetzung von O. Fränkel. (Hamburg, Leopold Voß.) — Diese Untersuchungen, die natürlich für die Praxis ohne Wert sind, beschränken sich auf Beobachtungen an Giovanni Succi, dem bekannten, geistig nicht ganz normalen Hungerkünstler. Das Schlußergebnis dieser physiologischen Arbeit, die auch der Laie im allgemeinen genießen kann, ist folgendes: „Die Regulierung der Ernährung und die Wärme, der Prozesse des Aufbaues und des Zerlegens oder des Stoff- und Kraftwechsels, eines einzelnen Teiles wie des ganzen Organismus, ist begründet in der Funktion des Nervensystems in seiner Gesamtheit und Einheit und beruht nicht auf dem einen oder anderen Teil oder Abschnitt desselben." Recht erfreulich, natürlich wissenschaftlich genommen, ist die Thatsache, daß „der Hungertod infolge bloß einfachen Fastens ein seltenes und wirklich ausnahmsweises Ereignis ist, was auch die Poeten und Romanschreiber dazu sagen mögen". Bei Mäusen, mit denen Luciani experimentierte, das heißt, die er hungern ließ, bis sie starben, was nach zwei bis drei Tagen eintrat, fand er: „Demnach ist es nicht richtig zu sagen, daß hungernde Mäuse durch Inanition sterben ... offenbar sterben sie am Hungergefühl!" Thörichte Mäuse, thörichte Menschen, die am Hungergefühle starben: sie hätten noch einige Tage leben können, um dann wirklich den Hungertod zu sterben, wenn sie eben etwas von bloßen Hungergefühlen gewußt hätten! Ob der gelehrte Herr Physiologe wohl angeben kann, wie lange jeder Mensch hungern kann, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen? Ach, auch — Bücher gleichen manchmal den bekannten dargereichten Steinen!

* * *

Vom Nordpol zum Äquator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) — Die vorliegenden Lieferungen (drei bis sechs) umfassen folgende Abhandlungen: Wald, Wild und Weidwerk in Sibirien; Die innerafrikanische Steppe und ihre Tierwelt; Der Urwald Innerafrikas und seine Tierwelt; Wanderungen der Säugetiere; Liebe und Ehe der Vögel; Die Affen; Karawanen und Wüstenreisen. Die beigegebenen Illustrationen sind äußerst sorgfältig und gelungen, und die Form dieser Vorträge, deren Inhalt durchaus auf der Höhe neuester wissenschaftlicher Forschung steht, ist von solcher Frische und lebendigen Anschaulichkeit, wie man sie bei derartigen Werken höchst selten findet. Kann das Ganze mit Recht als eine Ergänzung von Brehms Tierleben genannt und damit den Besitzern des letzteren empfohlen werden, so sei doch noch in erster Linie die Jugend unserer höheren Schulen darauf aufmerksam gemacht.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich



1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**

Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's

Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Versand-Geschäft Mey & Edlich Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von M. 20.— an führen wir portofrei aus.

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Nichtgefallende W[illegible] werden bereitwillig[illegible] rückgenommen u[illegible] getauscht.

Abtheilung: Reise-Artikel.



Nr. 1673.
Cigarrentasche, Kapziegenleder, überzogener Bügel, Kalblederfutter, sehr elegant. M. 11.—.



Nr. 1011.
Damentäschchen, Kalbleder mit gepresster Ansichtsfläche, Nickelbügel und -Ring. M. 4.50.



Nr. 1379. **Portemonnaie,** Kapziegenleder, Wildlederfutter, sehr elegant. M. 8.—.



Nr. 1349. **Portemonnaie,** braunes Kalbleder, Lederfutter, für Damen. M. 4.—.



Nr. 13[illegible].
Portemonnaie, schwarz Chagrin-Saffian, [illegible] les W[illegible]futter. M. 4.25.



Nr. 2311.
Reise-Necessaire, schwarzes Vachetteleder, Lederfutter mit feiner, vollständiger Einrichtung. M. 23.75.



Nr. 730.
Reise-Tasche aus schwarzem Glanzleder mit Lederfutter und überzogenem Bügel, mit vollständiger, guter Toilette-Einrichtung, bei welcher die Haarbürste u. die Kleiderbürste m. Olivenholzrücken sind, ungefähr 30 Cm. lang, 22 Cm. hoch. M. 31.50.



Nr. 24[illegible].
Besteckkasten mit [illegible] Lederüberzug, enthal[illegible] [illegible]steck, Serviette, 1 F[illegible] glas und Britania-Dose. M. [illegible]



Nr. 2106.
Umhängeflasche, mit braunem Leder überzogen, Tragriemen und aufgeschraubtem Trinkbecher. M. 8.50.



Nr. 836.
Holz-Koffer, sogen. Damenkoffer, mit zwei Einsätzen, braun lackirt, elegant u. praktisch, mit vorzüglichem u. sehr dauerhaftem Schloss. Ungefähr 92 Cm. lang, 62 Cm. hoch, 53 Cm. breit. M. 33.—.

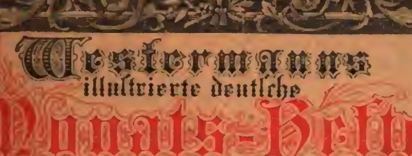


[illegible]
Reise-Bü[illegible] aus braun[illegible] mit Tragr[illegible] ungefähr 16[illegible] 14½ Cm. [illegible]

Unser sehr reichhaltiges Preisverzeichniss über Reise-Artikel versenden wir unberechnet und [illegible].

Digitized by Google

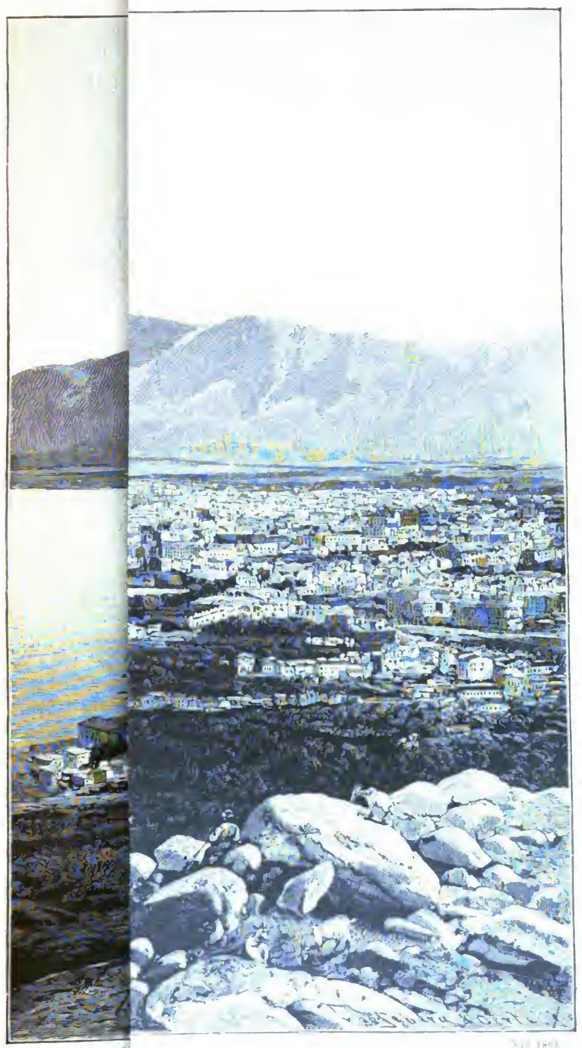
35. Jahrg. Juli 1891. Heft 418.



Inhalt.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das vorliegende Heft enthält eine Beilage von:
dem Bibliographischen Institut in Leipzig, betr. Wilhelm Sievers' „Afrika".



Ill. D. Monatsh

Digitized by Google



Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre.

Roman

von

Ossip Schubin.

IV.



Ein paar blaugraue Wolken waren indessen den Himmel hinaufgezogen, ein kurzatmiger zorniger Wind zauste an den schweren Straußfedern auf Erikas Hut, vereinzelte Regentropfen fielen.

Erika war dermaßen aufgeregt, daß sie kaum damit fertig werden konnte, ihren Schirm aufzuspannen; sie verirrte sich auf dem kurzen Wege bis in die Maximilianstraße zehnmal und stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, als sie endlich den dunklen Thorweg erblickte.

Schon auf der Treppe hörte sie durch die Thür des Salons die Stimme ihrer Großmutter, und zwar hatte dieselbe den warmen herzlichen Klang, welchen sie nur annahm, wenn sie sich mit einem der wenigen Menschen unterhielt, welche ihr auf der Welt wirklich sympathisch waren. Sie mußte Besuch bekommen haben. Wenig in der Stimmung, mit fremden Menschen zu plaudern, verwünschte Erika die Einteilung ihres Logis, welche es ihr unmöglich machte, ihr Schlafzimmer aufzusuchen, ohne den Salon zu betreten. Verdrießlich öffnete sie die Thür. Der altväterische silberne Miniaturtheekessel, den nicht zu vergessen Lüdecke der Marianne so energisch ans Herz gelegt, stand auf dem runden Sofatisch und nahm sich wunderlich genug aus inmitten der schwerfälligen „besten Theetassen" der freundlichen Wirtin. Die Gräfin saß auf dem Sofa, neben ihr in einem Lehnsessel, den Rücken gegen die kleinscheibigen Provinzstädtchenfenster, ein Mann in Civil. Er richtete sich auf, so hoch, daß es Erika anfangs war, als müsse er mit dem Kopf gegen die Decke des niedrigen Zimmers anstoßen. Seine Züge vermochte sie nicht gleich zu erkennen, da er, wie schon gesagt, gegen das Licht stand, aber ehe er ihr noch einen Schritt entgegen gethan, schrie sie fast: „Goswyn!" und stürzte mit zwei ausgestreckten Händen auf ihn zu. Dann, wie er mit etwas förmlicher Ritterlichkeit eine dieser beiden

Digitized by Google

nach ihm wie nach einem Rettungsanker langenden Hände küßte und sie ohne besonders herzlichen Druck aus der seinen gleiten ließ, bemächtigte sich ihrer eine gewisse Verlegenheit; sie erinnerte sich, daß sie ihn eigentlich Herr von Sydow hätte nennen sollen und es sich überhaupt für sie geschickt hätte, der Freude darüber, ihren abgewiesenen Freier wiederzusehen, einen gemessenern und würdevolleren Ausdruck zu geben. Ein derartiger Ausbruch von Begeisterung, wie sie sich dessen soeben schuldig gemacht, lag ihren jetzigen weltlichen Gewohnheiten sehr fern. Überhaupt war sie heute wie aus den Angeln gehoben. Der Schrecken, den ihr der unerwartete Zusammenprall mit dem Stiefvater verursacht, hatte ihre Nerven erschüttert; der Starrkrampf, welcher in letzterer Zeit ihr ganzes Empfinden gefangen gehalten, fing an von ihr zu weichen, ihr junges Herz pochte wieder fast so laut wie damals, als sie zum erstenmal die teppichbelegte Treppe in der Bellevuestraße ihrem neuen Leben entgegen emporgeklommen war — so stark wie damals bei jenem Glanzdonnerstag der Gräfin Brock, wo sie plötzlich, von der Erinnerung an ihre unglückliche Mutter befallen, ihren sämtlichen Anbetern davongelaufen war, um sich in irgend einem Winkel auszuweinen.

Von der weltklugen, kalt-sicheren Braut Lord Langleys war plötzlich nichts übrig geblieben als eine beschämte, gerührte und zugleich von einem nicht deutlich ausgesprochenen Mißbehagen gedrückte junge Person, die ihre überherzliche Begrüßung des jungen Mannes vor sich selber als eine Zudringlichkeit verurteilte und sich nun so weit als möglich von ihm in einen der mit rotem Sammet bespannten Lehnstühle setzte.

„Wie lange sind Sie schon in Bayreuth, Herr von Sydow?“ fragte sie mit einer kleinen, bescheidenen Stimme, die dem jungen Offizier wie ein Echo aus alten Zeiten eigentümlich zu Herzen ging.

Erika, welche sich jetzt an den Schatten, der ihr anfangs seine Züge verdeckte, gewöhnt hatte, merkte, daß er lächelte — sein altes gutes Lächeln. Seine Züge waren jetzt schärfer herausgemeißelt als früher, er war stark abgemagert und hatte auch das letzte Restchen übergesunder Schwerfälligkeit verloren, das ihm früher noch angehaftet hatte.

„Ich bin schon vor mehreren Tagen gekommen, ich habe meine musikalischen Genüsse bereits hinter mir,“ erwiderte er.

„So! — und was machen Sie denn dann noch in Bayreuth?“ fragte Erika und sah ihn aus großen Augen staunend an.

Er lachte gezwungen, wie man aus Verlegenheit mit zusammengeschnürtem Halse lacht, und wurde seiner schönen alten Gewohnheit gemäß sehr rot; dann sagte er ruhig: „Ich erfuhr durch Ihren Quartiermacher Lübecke, dem ich vorgestern hier begegnete, daß Sie kommen sollten, und da entschloß ich mich, Ihre Ankunft abzuwarten.“

Sie wollte ihm etwas darauf erwidern, etwas Liebes, Freundliches, aber sie brachte nichts über die Lippen. Statt ihrer nahm die Großmutter das Wort:

„Es war sehr schön, daß Sie in dem langweiligen Nest ausgeharrt haben, nur um uns zu begrüßen, ich rechne es Ihnen hoch an,“ versicherte sie ihm, und Erika fügte kleinlaut hinzu: „Ich auch!“

Dann folgte eine Pause; schließlich sagte Goswyn: „Ich muß Ihnen zu Ihrer Verlobung gratulieren, Gräfin Erika.“ Er brachte die Worte sehr tapfer heraus. Erika aber vermochte nichts auf seinen Glückwunsch zu erwidern. Sie hatte mit einemmal das Gefühl, als ob sie sich vor irgend etwas schäme, ohne daß sie recht gewußt hätte wovor.

„Kennen Sie Lord Langley, Goswyn?“ fragte die alte Gräfin mit der eiskalten Betonung, welche sie stets anzunehmen pflegte, wenn die Verlobung ihrer Enkelin zur Sprache kam.

„Nein! — Sie können begreifen, daß ich sehr begierig wäre, etwas Näheres über ihn zu erfahren.“

„Er ist einer der amüsantesten Engländer, denen ich im Leben begegnet bin.

Ein sehr geistreicher Kopf," erklärte die Gräfin mit äußerst liebloser Objektivität.

„Es war nicht anzunehmen, daß Gräfin Erika ihre Freiheit einem gewöhnlichen Manne opfert," sagte Goswyn, mit großer Selbstbeherrschung einen leichteren Ton anschlagend.

Statt aller Antwort beugte sich Gräfin Lenzdorff über die großmächtige und schwerfällige Theetasse, die vor ihr stand, und hob dieselbe an ihren Mund.

Das Gefühl innerer Beschämung war mit jedem Worte dieses kleinen Gesprächs in Erika gewachsen. Zugleich fühlte sie das dringende Bedürfnis, Goswyn gegenüber aufrichtig zu sein und ihn von allen Illusionen, die er ihrer Verlobung entgegenbringen mochte, zu befreien. „Lord Langley ist kein junger Mann mehr," erklärte sie hastig, „ich will Ihnen übrigens seine Photographie holen."

Damit verfügte sie sich in die anstoßende Stube, aus der sie alsbald mit einem dunkelblauen Sammetetui zurückkehrte, das die Photographie ihres Verlobten enthielt. Sie öffnete es selbst und reichte es Sydow. Er sah erst das Bild, dann sie, dann noch einmal das Bild an. Seine breiten Schultern zuckten; dann, ohne ein Wort zu sagen, klappte er das Etui zusammen und stellte es vor Erika, die ihren Platz wieder eingenommen, auf den Tisch.

Ein peinliches Schweigen folgte. Der Kanarienvogel in seinem weiß angestrichenen Käfig schmetterte laut, von unten tönte das Räderrollen der Wagen herauf, die mit Bayreuthpilgern beladen von der Eremitage oder Fantasie in das Städtchen zurückkehrten. Einer der Wagen hielt vor dem schwarzen Thorwege unten. Bald darauf hörte man die hohl klingende Holztreppe unter den Füßen einer schwerfällig emporklimmenden Person knirschen. Lüdecke, der sich indessen auf dem Flur draußen mit der Lektüre von „Tristan und Isolde" beschäftigt, öffnete die niedrige graue Thür der altväterischen Putzstube und meldete: „Frau Gräfin Brock."

Der bösen Fee passierte in diesem Moment etwas, das ihr schon lange nicht widerfahren war — sie kam jemandem gelegen.

Wie gewöhnlich nickte und grüßte sie ringsherum auf das verbindlichste, ohne irgend jemand zu erkennen. Sie konnte wieder einmal ihr Lorgnon nicht finden, weshalb ihr verzuckertes Lächeln einen Gummibaum traf, den sie in ihrer Kurzsichtigkeit mit einem ihrem Herzen besonders nahestehenden Kammerherrn verwechselte.

Erst als Goswyn das verlangte optische Instrument an seinem dünnen Schnürchen, mitten zwischen ihren Kreppfalten und Jetfranzen hängend, erblickte und es ihr menschenfreundlich in die Hand drückte, erkannte sie ihren Irrtum. Goswyn wollte sich sofort nach dem ihr geleisteten Liebesdienst zurückziehen, sie aber klopfte ihm vorwurfsvoll auf die Schulter — sie behandelte ihn immer, als ob er vier Jahre zähle, und winselte ihm zu: „Goswynchen, Goswynchen, du läufst doch nicht am Ende vor deiner alten Tante davon! Bleib doch noch ein Augenblickchen."

Ob diese Worte einen bestimmenden Eindruck auf den jungen Offizier gemacht hatten, wollen wir dahingestellt lassen, als aber Gräfin Lenzdorff, sich der Bitte ihrer Jugendfreundin anschließend, in ihrem freundschaftlich befehlenden Ton sagte: „Bleiben Sie doch, Goswyn; was werden Sie heute noch viel Interessantes vorhaben in Bayreuth, und mir machen Sie ein Vergnügen, wenn Sie bleiben, das wissen Sie!" — da setzte er sich, nicht ohne sich für die Liebenswürdigkeit der alten Dame durch eine Verbeugung bedankt zu haben, wieder nieder, immer mit der etwas steifen unbeholfenen Haltung eines Offiziers in Civil, der im Laufe des Gesprächs unwillkürlich nach der Waffe greift, die er nicht finden kann.

Die böse Fee hatte indessen hinter dem runden Tisch auf dem Sofa neben Gräfin Anna Platz genommen und ließ sich von Erika eine Tasse Thee einschenken, aus der sie mit gezierten Schlückchen zu trinken begann. Sie war wie gewöhnlich in lang

Digitized by Google

nachschleppende schwarze Trauergewänder gehüllt, obgleich niemand zu sagen gewußt hätte, für wen sie momentan trauerte, und die erste Frage, welche Gräfin Lenzdorff an sie richtete, lautete: „Genierst du dich denn nicht, in Bayreuth als Königin der Nacht herumzuwandeln?“

„Ganz im Gegenteil,“ erwiderte die böse Fee, sich die Hände reibend, „das ist ja pikant. Neulich versicherte mir ein Herr, ich ginge in Bayreuth um wie das trauernde Gespenst der totgeschlagenen klassischen Musik. Das ist doch reizend — nur paßt es nicht auf mich — gar nicht, denn ich bin ganz begeistert für Wagner!“ Sie hob beide Hände, die Flächen herauskehrend, in die Höhe und begann das Triolenmotiv aus der Blumenmädchenscene vor sich hin zu summen: „Tri — dididi ... dididi ... trididi!“

„Was sagen Sie denn zu dem Parsifal?“ wendete sich die Gräfin Lenzdorff an Goswyn. „Einer der größten Schwindel dieses Jahrhunderts, was? Sie heulen wie vom bösen Geist getrieben und nennen's Freude, nennen's Gesang!“

„Auf die Gefahr hin, sehr tief in Ihrer Achtung zu sinken, muß ich gestehen, daß der Parsifal einen gewaltigen Eindruck auf mich geübt hat, Gräfin,“ erwiderte Goswyn.

„Et tu Brute!“ rief die Gräfin Lenzdorff in komischer Entrüstung.

„Nun, ganz einverstanden bin ich nicht, dies zu Ihrem Trost,“ beruhigte er sie.

„Ach, es geht nichts über Wagner, es giebt nur Gott — und Wagner! ... Trididi — dididi!“

Die Fee schloß die Augen und fuchtelte geziert und begeistert mit den Händen in der Luft herum.

„Die Scene, auf die sich dein Gesang bezieht, gehört nicht gerade zu meinen Lieblingen,“ bemerkte Goswyn.

„O, die hat uns am wärmsten begeistert, Dorothee und mich!“ erzählte die Fee. „Diese flatterhaften kleinen Verführerinnen, wie neckisch — und der keusche Parsifal mitten drin! Hi! hi! hi!“ Sie faltete vor Entzücken die Hände. „Neulich abends bei Frau Wagner haben wir den van Dyck kennen gelernt. Etwas kräftig ist er mitunter in seiner Ausdrucksweise — Dorothee hat sich zwar prächtig mit ihm unterhalten, aber nachher hat sie ihn shocking gefunden.“

„Hm! deine Nichte hat seit einiger Zeit eine Manie, alles shocking zu finden!“ bemerkte Gräfin Anna trocken, „sie singt auch gar keine Couplets mehr und schlägt die Augen nieder, wenn sie einen französischen Roman in einer Buchhändlerauslage erblickt. Das bedeutet einen Umschwung der Dinge, der mir bedenklich ist. Ach, verzeihen Sie, Goswyn, ich vergesse immer, daß die Dorothee Ihre Schwägerin ist!“

„Bitte, genieren Sie sich gar nicht — solang wir unter uns sind,“ entgegnete Goswyn; „coram publico würde ich Sie allenfalls bitten, sich einen gelinden Zwang aufzuerlegen meinem armen Bruder zuliebe.“

„Er kann die Thee nicht leiden,“ lachte die Brock, indem sie schelmisch mit dem Zeigefinger nach Sydow hindeutete; „aber ich weiß, woher das kommt. Sieh nur, wie rot er wird!“ Goswyn war in der That dunkelrot geworden. „Er war verliebt in sie damals in Florenz — sie hat mir's erzählt, hi! hi! hi!“

„Bildet sie sich das wirklich ein, oder hat sie es nur zu ihrer Kurzweil erfunden?“ murmelte Goswyn, wie zu sich selber sprechend, nachdenklich.

Die Fee hörte indessen nicht auf zu kichern, wobei sie sich in ihrer Sofaecke hin und her wand.

„Du mußt sehr lange mit der Dorothee beisammen gewesen sein,“ erwähnte die Gräfin Anna etwas wegwerfend, „du hast dir alle ihre Grimassen angewöhnt. Befindet sich die in Rede stehende Persönlichkeit noch in Bayreuth?“

„Nein, heute früh ist sie fort. Sie ist auf einige Tage nach Berlin, um Kommissionen zu besorgen, ehe sie sich nach Heiligendamm begiebt. Aber wir waren in der That längere Zeit hindurch beisammen. Sechs Wochen waren wir in

Digitized by Google

Schlangenbad. Ich hab sie chaperoniert — ach, wir haben uns prächtig unterhalten! Allerhand Bekanntschaften haben wir angeknüpft, auch mit Leuten, die man zu Hause natürlich nicht kennen dürfte, aber auf Reisen ... hm! Ich bin ja eines besonderen Zwecks halber zu dir gekommen, Anna! Wenn ich nur wüßte ..." sie zog ihr Taschentuch hervor und versenkte sich nachdenklich in den Anblick von zwei Knoten, die sie daran vorfand — „einen Zweck — zwei Zwecke ..." murmelte sie — „der eine Zweck ist Hedwig Norbin, das heißt, ihr siebzigster Geburtstag, und der zweite ... ja richtig, der zweite —" das Taschtuch schlüpfte in die Tasche zurück — „rate, wen ich in Schlangenbad kennen gelernt habe?" frug sie, den Kopf etwas zurücklegend und die Arme über der Brust kreuzend, wie jemand, der sich mit Genuß darauf vorbereitet, seinem Nächsten etwas besonders Unangenehmes zu sagen.

„Wie sollt ich!"

„Den Stiefvater deiner Enkelin — ja ... hm!" Sie nickte bekräftigend.

Erika fuhr zusammen. Gräfin Lenzdorff sagte indessen ruhig: „So — dafür bedaure ich dich von Herzen; aber ... da ich das Unglück nicht auf dem Gewissen habe, bin ich dir gegenüber vielleicht zu keiner weiteren Entschuldigung verpflichtet."

„Hm! Brauchst mich gar nicht zu bedauern." Die böse Fee klopfte mit der Fußspitze herausfordernd auf der unter dem Sofatisch ausgebreiteten kleinen Teppichinsel herum. „Seine Bekanntschaft hat mich sehr interessiert. Hm! Ihr habt es euch recht bequem gemacht, deine Enkelin und du, habt ihn einfach aus eurem Weg fortgefegt. Was aber die Leute dazu sagen, das wißt ihr nicht."

„Interessiert mich auch nicht im mindesten," fuhr Gräfin Anna auf.

„Das Urteil der Welt mag euch gleichgültig sein — aber mit seinem Gewissen steht man doch immer gern auf gutem Fuß — das sagte mir Dorothee noch kürzlich."

„So, das sagte sie dir?" murmelte die Gräfin Anna halblaut.

„Ja! Und sie war empört über die Art, in welcher ihr den armen Menschen behandelt habt."

„Geht sie das irgend etwas an?" frug Gräfin Lenzdorff scharf.

„O, sie hat ganz recht; ich bin durchaus auf ihrer Seite!" ereiferte sich die Fee; dann sich direkt Erika zuwendend: „Ich kann Ihnen die kleine Reprimande nicht ersparen. Es war immerhin ein Mensch, der bis zu Ihrem siebzehnten Jahre wie ein Vater für Sie gesorgt hat — ein Mensch, der von Ihrer Mutter leidenschaftlich geliebt worden ist."

Erika saß da wie versteinert, jedes Wort der Alten traf sie wie ein Schlag ins Gesicht.

Der Zorn blitzte Gräfin Lenzdorff aus den Augen. „Misch dich nicht in Dinge, von denen du keine rechte Ahnung hast, Elise!" rief sie. „Mit der Leidenschaft meiner Schwiegertochter für diesen verweichlichten Dummkopf war's so eine Sache. Auf der einen Seite Mitleid mit einem Menschen, den sie auf dem Krankenlager kennen gelernt, andererseits Widerspruch gegen mich — ich habe sie gereizt, das läßt sich nicht leugnen, die Heirat wäre nie zu stande gekommen, wenn ich mich der Verlobung Emmas mit dem Polen nicht in sehr taktloser Weise widersetzt hätte. Die zweite Ehe Emmas war eine Tragödie, die aus Eigensinn entstanden ist, nicht aus Liebe."

„Meine teuerste Anna, das ist deine Auffassung," lispelte die Brock, „man weiß, daß du von Herzensschwächen nichts verstehst, weil du selber ein in Eisen gepanzertes Herz hast, aber die Leidenschaft deiner Schwiegertochter für den Polen wirst du mir nicht wegbeweisen. Erstens ist diese Leidenschaft die einzige halbwegs verständliche Begründung für diese Ehe, wie wäre es denn deiner Schwiegertochter sonst eingefallen ... pah, Unsinn! — und zweitens — nun, zweitens hat mir der Strachinsky Briefe vorgelesen — Briefe, die sie als junge Frau an ihn geschrieben hat. Er trägt diese Briefe immer bei sich, seine Anhänglichkeit an seine verstor-

Digitized by Google

bene Frau ist rührend. Armer Mann! Er weinte, wenn er uns die Briefe vorlas — wir weinten mit. Ich hatte eine kleine Gesellschaft zusammengeladen, als er zuerst der Briefe erwähnte. Zwei Abende hintereinander las er sie vor. Als er geendigt, küßte er dieselben und seufzte: ‚Das ist das einzige, was mir von meiner armen, heißgeliebten Emma bleibt!‘ und dann erzählte er uns von den zärtlichen Beziehungen, die immer zwischen ihm und seiner Stieftochter bestanden hätten, und davon — nun, ich kann es nicht verschweigen, wie seine Stieftochter ihn wie ‚einen alten Schuhfetzen‘ — so drückte er sich aus — von sich gestoßen habe, seitdem sie in die große Welt eingeführt worden sei und seiner Stütze entraten könne. Ich sage ja nicht, daß ich mir eine solche Konnexion gerade wünschen möchte, aber — on choisit ses amis, on subit ses parents! Gewissen Verpflichtungen kann man sich nicht entziehen, und, meine liebe Erika, ich mein's gut mit Ihnen, eine andere wäre nicht so aufrichtig wie ich, aber ich kann Ihnen nur raten, sich mit dem Strachinsky zu versöhnen, denn eine gewisse Pietät sind Sie dem Menschen schuldig. Er ist hier in Bayreuth, er hat mich gebeten, eine Versöhnung zwischen euch und ihm zu vermitteln.“

Erika erwiderte nichts. Sie saß da, gerade und mit schwerem Atem, sprachlos. Die Fee spielte ihren letzten Trumpf aus.

„Die Leute reden davon — von eurer ungerechtfertigten Haltung ihm gegenüber,“ sagte sie; „aber das läßt sich ja alles wieder in Ordnung bringen. Darf ich ihn wissen lassen, daß du bereit bist, ihn zu empfangen, Anna?“

Da aber erhob sich Gräfin Lenzdorff kerzengerade. „So!“ rief sie mit vor Zorn blitzenden Augen, „einen Menschen, der, um Mitleid zu erwecken, die Briefe seiner unglücklichen Frau vor geladenem Publikum liest, den soll ich empfangen? Das mutest du mir zu? ... Hinauswerfen laß ich ihn, wenn er sich bei mir zeigt! Und jetzt hab ich keine Zeit mehr, deinem Redefluß zuzuhören, Elise! Ich muß noch einen Besuch machen, und zwar bei Hedwig Norbin. Willst du mitkommen?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ ruft eingeschüchtert die böse Fee.

„Hole mir meinen Hut und meine Handschuhe aus dem Nebenzimmer, Kleine,“ wendete sich die Großmutter an Erika, und als diese damit zurückkehrte, zog sie dieselbe an sich und küßte sie auf die Wange.

Goswyn war aufgestanden, um sich mit den beiden Damen zu entfernen. Erika blickte ihm nach, stumpf, ohne an irgend etwas zu denken. Schon hatte er sich und zwar sehr förmlich von ihr verabschiedet — die beiden alten Damen hatten das Zimmer bereits verlassen —, da legte Erika die Hand auf seinen Arm. „Goswyn!“ murmelte sie — „nur einen Augenblick ... bleiben Sie!“

Er blieb.

Die Thür hatte sich hinter den alten Damen geschlossen, er war mit ihr allein.

Was wollte sie eigentlich von ihm? Er wußte es nicht — sie wußte es selber nicht. Er sollte Rat schaffen, irgendwie sie von der brennenden Last befreien, die sich ihr aufs Herz gewälzt hatte; die alte Gewohnheit, sich auf ihn zu stützen, sich bei allen vor ihr auftauchenden Schwierigkeiten nach ihm umzusehen, war wieder lebendig geworden in ihr. Die Zeit, wo sich bei jeder peinlichen Erregung sofort ein Strom erleichternder Thränen einstellte, war für Erika vorbei, sie saß da, weiß und still, fast ohne die Miene zu verziehen, und zupfte an einem Fältchen ihres schwarzen Spitzenkleides.

Dann fuhr sie sich ein paarmal mit der Hand über Stirn und Schläfe, worauf sie in einer gezwungenen flachen Stimme anhob:

„Sie wissen, daß ich meine Mutter vergöttert habe — ich habe mit Ihnen von ihr gesprochen, Sie erinnern sich vielleicht ...“

„Ich glaube nicht, daß mir viel von dem verloren gegangen ist, was Sie mir je gesagt haben,“ erwiderte er.

Digitized by Google

Die Worte waren gut, aber etwas im Ton seiner Stimme that ihr weh, beunruhigte sie. Es lag etwas zwischen ihnen. Noch vor einer Stunde hatte er nicht in diesem Tone zu ihr gesprochen. Es war ihr so natürlich erschienen, ihn zurückzuhalten, sie hatte auf seine Teilnahme wie auf etwas Selbstverständliches gerechnet, und jetzt fühlte sie sich mit einemmal eingeschüchtert. Was ging sie ihn schließlich an?

„Verzeihen Sie," murmelte sie, „es war mir plötzlich der Drang gekommen, einmal das Herz auszuschütten — ich kann mit niemandem darüber reden, und ich leide so! — Ach, Sie können sich's nicht ausdenken, was ich gelitten habe in dieser letzten Viertelstunde. Die Ehe meiner armen Mutter war eine Tragödie, da hat die Großmutter recht; was sie gelitten hat jahrelang, weiß niemand, der's nicht miterlebt hat wie ich. Das letzte, um was sie mich gebeten hat, als sie im Sterben lag, war, ihn nicht zu ihr zu lassen. Und jetzt geht dieser Elende bei fremden Menschen herum und prahlt mit — Ach, es ist ja nicht zum Aushalten . . .!" Sie fuhr sich mit beiden Händen in die Haare. „Begreifen Sie, was das für mich ist — begreifen Sie?"

Die Frage war überflüssig. Sie wußte, daß er sie begriffen hatte, aber sie wiederholte die Worte mechanisch immer und immer wieder. Warum saß er denn da, so gerade, so stumm? Sie schüttete ihr ganzes Herz aus vor ihm, das Heiligste, das Schmerzlichste darin, das, was sie vor allen anderen verbarg, zeigte sie ihm, und er . . . fand kein teilnehmendes Wort für sie. Eine Art Zorn überkam sie. Mit aller Selbstbeherrschung, die sie auftreiben konnte, zwang sie sich eine ruhigere Haltung ab und sagte: „Ich weiß, daß ich eigentlich nicht das Recht habe, Sie mit meinem Elend zu behelligen . . ."

„Gräfin Erika!" rief er heftig.

Mit einer unbewußten Handbewegung stieß er dabei gegen das blaue Etui, welches die Photographie Lord Langleys enthielt. Es fiel polternd auf den Boden. Goswyn bückte sich danach, hob es auf und stellte es auf den Tisch, verächtlich und hastig. Zugleich nahm sein Gesicht einen geradezu harten Ausdruck an.

Ein bleiernes Schweigen folgte — er war der erste, der es brach.

„Dieser Strachinsky hält sich gegenwärtig hier auf?" begann er.

„Ja, ich bin ihm heute begegnet."

„Seine Adresse wissen Sie nicht?"

„Nein, warum fragen Sie?"

„Ich . . . nun, das ist doch das Natürlichste von der Welt — ich möchte Ihnen die Briefe Ihrer Mutter verschaffen," sagte er.

„Die Briefe . . ." rief sie aus. „O, wenn das möglich wäre! Aber unter welchem Vorwande könnte man die Briefe von ihm fordern, sie gehören ja ihm, wir haben kein Recht darauf."

„Einem solchen Kerl gegenüber gilt auch heute noch das Faustrecht," entschied Goswyn; damit stand er auf.

Sie reichte ihm die Hand, er berührte sie höflich mit der seinen, aber der herzliche Druck von ehedem fehlte, und auch an die Lippen führte er sie nicht.

Ehe sie sich's versah, war er verschwunden.

Ein Weilchen blickte sie auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen, wie gebannt — sie begriff nicht. Er war derselbe, aber sie war in seinen Augen eine andere geworden. Plötzlich sagte sie sich's. Ihr zu helfen, war er immer noch bereit — aber die verhätschelnde, zärtlich erwärmende Teilnahme von ehemals fehlte — und auch die Andacht, mit der er, der starke Mann, sonst zu ihrer kindischen Schwäche aufgeblickt — sie war ihm nicht mehr so lieb wie sonst, und nicht mehr so heilig.

Mitten in den Schmerz, welchen die giftigen und unzarten Reden der bösen Fee in ihr aufgewühlt, mischte sich etwas peinigend, lähmend das Bewußtsein, daß sie in den Augen des Menschen, den sie auf dieser Welt am höchsten schätzte, gesunken war.

Digitized by Google

Als die Gräfin Lenzdorff um eine Stunde später nach Hause kam, fand sie ihre Enkelin noch immer auf dem alten Fleck sitzend, im Dunklen. Ehe die Großmutter sie angesprochen, entwischte sie in ihr Zimmer.

— — — — — — — — — — —

Den nächsten Vormittag wanderte Gräfin Erika rastlos in der großen, niedrigen Putzstube auf und ab, über die gelblackierte Diele, von dem Glasschrank, in dessen Fächern zeitgeschwärzte, zuckerne Osterlämmer mit den silbernen Eßbestecken der Frau Bäckermeister Strümpfel einträchtlich beisammen hausten, bis zu dem Gummibaum, den noch kürzlich die böse Fee als ihren Lieblingskammerherrn angegrinst. Sie war allein zu Hause. Lord Langley hatte seinen Besuch für den Vormittag angekündigt, und die Gräfin Lenzdorff war ausgegangen, um dem Wiedersehen des Brautpaares nicht beiwohnen zu müssen. Jede Fingerspitze des jungen Mädchens pochte, und die Augen brannten ihr aus dem Kopfe heraus, ihr Körper war schwer und wund, als ob sie unlängst von einer großen Höhe herabgestürzt sei. Mit atemloser Spannung horchte sie hinaus, seit einer Stunde schon. Würde Goswyn kommen, ehe Lord Langley eintraf? würde sie einen Augenblick finden, sich mit ihm auszusprechen? Ach, wie sie danach verlangte! Sie wollte ihm klar machen ... Endlich schallte ein Schritt über die Treppe — am Ende war's Lord Langley. Nein — nein! Lord Langley ging weder so schnell und leicht, noch auch ächzte die Treppe so schwer unter seiner Last. Das war Goswyn — sie hörte, wie er draußen mit Lüdecke ein paar Worte wechselte. Lüdecke weihte ihn mit seiner taktlosen Redseligkeit, über die Erika sonst so oft lachte und für die sie ihn heute hätte erwürgen mögen, in die Situation ein, teilte ihm mit, daß Ihre Excellenz ausgegangen, die Comtesse aber zu Hause verblieben sei, um den Besuch Lord Langleys zu erwarten.

Erika horchte an der Thür, hörte Goswyns eiskalte, fremde Stimme sagen: „In dem Fall will ich nicht stören, melden Sie der Gräfin ..."

Da aber hielt sie's nicht länger aus, sie riß die Thür auf und rief hinaus:

„Goswyn!"

„Gräfin!" Er verbeugte sich sehr förmlich.

„Kommen Sie doch einen Augenblick zu mir herein, ich bitte Sie!" flehte sie, indem sie dabei unwillkürlich die Hände faltete. Darauf blieb ihm natürlich nichts übrig, als einzutreten.

Nun standen sie einander gegenüber, er und sie — sie an allen Gliedern zitternd, er steif und starr, wie sie ihn noch nie gesehen. Er hielt ein kleines Päckchen in der Hand.

„Da, Gräfin," sagte er, „ich bin davon überzeugt, daß das alle Briefe sind, welche dieser Herr von Strachinsky von Ihrer Frau Mutter je empfangen hat — einige der Episteln, welche er zur Auferbauung meiner liebenswürdigen Tante coram publico vorgelesen, waren freie Kompositionen aus seiner eigenen Feder. Doch können Sie beruhigt sein — solange ich auf dieser Welt bin, wird er in gleicher Richtung keine Indiskretion mehr begehen." Bei diesen Worten trat ein solcher Ausdruck heftiger Entschlossenheit auf sein Gesicht, daß Erika es erriet, welche Mittel er angewendet haben mußte, um den Strachinsky einzuschüchtern.

Ein Gefühl warmer, überwältigender Dankbarkeit überkam sie, aber es war etwas so Abweisendes in seiner Haltung, daß sie, weit davon, sich irgend einer Überschwenglichkeit schuldig zu machen, zitternd vor ihm stand und nicht einmal den gewöhnlichen Dank über die Lippen brachte. Statt dessen drehte sie das Päckchen, welches er ihr übergeben, verlegen zwischen den Händen — ein kleines, schmächtiges Päckchen, das in einem Bogen Papier eingeschlagen und mit einem großmächtigen Wappen versiegelt war. Aus Verlegenheit hefteten sich ihre Augen auf dieses Wappen.

„Das Wappen des Herrn von Strachinsky," erklärte ihr Goswyn; „bitte, be-

Digitized by Google

merken Sie die Zartheit — dieselben Briefe, welche er zur Auferbauung von ich weiß nicht wieviel schwatz- und klatschsüchtigen alten Damen vorgelesen, hat er mir nur versiegelt übergeben, aus Angst, ich könnte einen davon lesen."

Erika lächelte schwach. „Es ist nicht zu verlangen, daß der Strachinsky Sie begreifen könnte," murmelte sie. „Die Menschen beurteilen immer alles von ihrem Standpunkt aus. Sie haben mich auch nach sich beurteilt und haben mich infolgedessen höher gestellt, als gut war. Setzen Sie sich doch einen Augenblick — ich bitte Sie."

„Ich will nicht stören," erwiderte er schroff, fast unhöflich.

„Wie sollten Sie mich denn stören, Sie stören mich nie."

„Auch nicht, wenn Sie Ihren Verlobten erwarten?" Er blickte ihr gerade ins Gesicht.

Sie wurde feuerrot; das dringende Bedürfnis, seine Achtung wieder zu erringen, quälte sie.

„Sie fassen die Situation falsch auf," rief sie, „es handelt sich ja nicht um eine sentimentale Backfischverlobung! Ich ... ich ..." und dabei stieß sie eine kurze, nervöse Lache aus, vor der sie selbst erschrak — „ich heirate ja Lord Langley nicht aus Liebe."

Eine Pause folgte — Goswyn hielt den Kopf gesenkt; dann ihn plötzlich erhebend und Erika in einer geraden, kein Wegblicken zulassenden Weise in die Augen schauend, die ihr sehr unbequem war, sagte er: „Das erriet ich — aber weshalb heiraten Sie ihn denn? Sie, ein junges, hochbegabtes, reines Mädchen einen alten Mann, der eine Vergangenheit hinter sich hat wie Lord Langley? Ich weiß, daß kein Mann eines Mädchens wie Sie würdig ist — aber mein Gott, es giebt ja doch noch einen Unterschied! Warum heiraten Sie ihn — warum gerade den?"

„Warum ... warum ...?" Sie suchte sich zu sammeln und ihm eine wahrheitsgetreue Antwort zu geben — „ich heirate ihn, weil mir seine Stellung paßt, weil man verurteilt ist, in einem gewissen Alter zu heiraten, wenn man nicht seiner Umgebung zum Gespötte dienen will — ich heirate ihn, weil er ein alter Mann ist, der kein wärmeres Gefühl von mir fordern wird, und weil ich mir es fest vorgenommen habe, ohne Romantik in die Ehe zu gehen. Ach!" — mit einem Blick auf das arme, dünne Päckchen in ihrer Hand — „nach dem, was Sie von meinen trüben Erfahrungen wissen, sollten Sie doch begreifen, warum gerade ich nicht aus Liebe heiraten will!"

Eine lange Pause folgte — er sah sie an, wie er sie noch nicht angesehen hatte, forschend, fragend. Plötzlich wurde sein Blick weicher — ein grenzenloses Mitleid sprach daraus.

„Ich begreife, daß Sie von der Liebe und der Ehe reden wie der Blinde von der Farbe," sagte er langsam, „ich begreife, daß Sie im Begriff sind, ahnungslos ein Verbrechen an sich zu begehen, an dem man Sie verhindern sollte!"

Plötzlich brach er ab, grub sich die Zähne in die Lippen. Aus dem Flur tönte eine Stimme, die specifische Stimme eines auf dem Kontinent perfektionierten alten englischen Lebemannes: „Ist die Gräfin zu Hause?"

„Was thu ich länger hier!" rief Goswyn. Dann, ohne nur die Hand, die sie ihm entgegengestreckt, in die seine genommen zu haben, drehte er sich um und ging.

Draußen stand ein alter Herr mit grauem Cylinder und dunkelblauer, weißgetupfter Krawatte. Einen einzigen neugierigen, wütenden Blick schoß Goswyn an dem korrekten, etwas stark geröteten Profil und weißen Backenbart vorüber, dann eilte er wie besessen die Treppe hinab.

Er hatte sich nicht geirrt. Das war derselbe Engländer, den er in Monaco getroffen. Damals reiste er unter einem anderen Namen, als Mr. Steyne — natürlich mit Begleitung. Sein englisches Anstandsgefühl verbot ihm, bei solchen Anläßen seinen Titel und seine sociale Würde zu profanieren.

Digitized by Google

Das Blut tobte Goswyn in den Adern. Im Thorweg begegnete er der alten Gräfin Lenzdorff. „Goswyn!“ rief sie ihm entgegen, „welch unerwartetes Vergnügen! Waren Sie bei der Erika? Kehren Sie doch mit mir um! Wir pilgern dann mitsammen in die Sonne zum Mittagessen!“

„Ich danke ... bin leider verhindert!“ grollte Goswyn.

„Welcher Ton und welches Gesicht! Liebes Kind!“ — die alte Frau legte ihm die Hand auf den Arm — „haben Sie die Absicht, jemanden umzubringen? In diesem Falle würde ich Ihnen raten, wenigstens etwas mehr äußere Beherrschung an den Tag zu legen. Sie kommen sonst zu bald mit der Polizei in Konflikt.“

„Wenn ich einmal Lust haben sollte, einen Menschen umzubringen, so wird mir die Polizei dabei sehr gleichgültig sein,“ schnaubte Goswyn.

„Hm! Sie sind Lord Langley begegnet?“ bemerkte die alte Frau.

Er zögerte einen Augenblick, dann gestand er „ja“, und da ihn die alte Dame eigentümlich prüfend musterte, setzte er eilig hinzu: „Denken Sie nicht, daß mich die alte Geschichte etwa noch beeinflußt!“ — zornig die Stirn runzelnd — „Mein Gott! ewig kann so etwas nicht dauern! Ich stelle mich der Verlobung Ihrer Enkelin ganz objektiv entgegen. Aber ... ich ... ich begreife nicht, wie Sie diese Heirat zugeben können!“

„Ich begreife nicht, wie sich Erika dazu entschließen konnte,“ entgegnete sehr ernst die alte Frau.

„Erika!“ rief der junge Mann heftig, „Gräfin Erika! Die weiß ja nicht, was sie thut! Gott gnade ihr!“

Die alte Gräfin lächelte unwillkürlich. „Nun ja,“ sagte sie, „ich sehe schon; das ganze Odium der Rache fällt auf mich. Erika ist ganz unschuldig — ganz!“

Als sie aber zu dem jungen Manne aufblickte, war sein Gesicht so bitter, fast anklagend ernst, daß sie erschrak.

Um weniges später stieg sie in tiefes Nachdenken versunken die Treppe hinab. Als sie den Salon betrat, saß Lord Langley, röter als gewöhnlich und mit etwas blödem, verdutztem Gesichtsausdruck, in einem Lehnstuhl; Erika blaß, mit aufgeregt glänzenden Augen und sehr roten Lippen, auffallend schön und offenbar an allen Nerven vibrierend in einem anderen; zwischen beiden auf dem Tisch lag ein Etui mit kostbar funkelndem Geschmeide. Die Gräfin merkte, daß es etwas zwischen ihnen gegeben habe, und fragte, kaum daß sie Lord Langley begrüßt, recht gleichgültig, ja beinahe erwartungsvoll, was es gewesen sei.

„Oh, nothing to speak of!“ erklärte Lord Langley rasch. „Meine Königin war nur ein wenig ungnädig — auch das hat seinen Reiz. Eine zu zahme Frau ist ebenso langweilig wie ein zu frommes Pferd — beides freut einen nicht, wenn man nicht ein paar Capricen dabei zu überwinden hat.“

Erikas Großmutter blickte erst ihn, dann ihre Enkelin an, scharf blinzelnd, aufmerksam beobachtend, dann sagte sie trocken: „Wenn wir noch etwas zu essen bekommen wollen, müssen wir uns wohl entschließen, zur Sonne zu gehen.“

— — — — — — — — — — —

Aus der verschlafenen Nachmittagsstille des Städtchens regt sich hastiges, drängendes Leben.

Es ist Zeit, an das Theater zu denken. In demselben schwerfälligen, blau ausgeschlagenen Viersitzer, der sie gestern in die Eremitage befördert hat, treten die Lenzdorffs ihre Wallfahrt an; quer durch das Städtchen, wo die Häuser sich so eng aneinander drängen, hinüber über einen schmalen, matt himmernden Fluß, durch eine Vorstadt, die wie ein hübsches malerisches Dorf aussieht und in der die Häuser getrennt voneinander in kleinen Gärtchen stehen — immer dieselben altväterischen Häuser mit den hohen Giebeln und den grauen Balken in den Wänden, kniehoch in Rosen und mit Blumentöpfen in den Fenstern, und zwischen den Blumentöpfen uralte, runzelige Weiber und pausbäckige Kinder — die, welche nicht

Digitized by Google

mehr, und die, welche noch nicht arbeiteten, neugierig herunterblickend auf die glänzende Prozession, die an ihnen vorüberzieht.

Eine endlose Reihe von Wagen! Allerhand Wagen — vom besten Hotelwagen, der die Saison über in Bayreuth gastiert, bis zur elendesten einheimischen Droschke, deren Kutscher, sobald es bergauf geht, absteigt und mit schweißbeperltem Antlitz neben seinem Gefährt hinmarschiert.

Wie viele Koryphäen unter den Pilgern! Immer wieder macht Lord Langley, der den beiden Damen gegenübersitzt, dieselben auf einen von dem oder jenem Standpunkt aus interessanten Fremden aufmerksam, auf ein gekröntes Haupt, einen berühmten Künstler oder eine weltbekannte Schönheit; um diese Hervorragenden herum wimmelt's von ganz gewöhnlichen Menschen — Menschen aus aller Herren Ländern: elegante Amerikanerinnen in kleidsam excentrischen Toiletten und mit irgend einem männlichen Begleiter, der den Chic der allgemeinen Erscheinung stört und die Dienste eines Lohndieners besorgt; andere bescheidene Amerikaner, die mit kleinen Ersparnissen von einer entlegenen Farm „abroad" gereist sind, um die Merkwürdigkeiten der Alten Welt zu bestaunen; Engländer jeder socialen Schattierung, Franzosen, kleine, halb verhungert aussehende ausländische Musiker, Gruppen von alten Jungfern zu zweien und dreien, die sich zusammengethan haben um sich einmal im Leben das Vergnügen zu gönnen; sehr viele Neugierige, sehr viel Enthusiasten, alle wie von einer Magnetnadel angezogen, demselben Punkt zustrebend.

Bergauf krümmt sich jetzt der Zug eine abwechselnd zwischen Wiesen und Gestrüpp ansteigende Straße empor, rechts und links von dem Fahrweg ein Fußpfad, ebenfalls mit Menschen besäet, viele davon nur müßige Bummler, die aus der Stadt herausgezogen sind, um die Fremden anzugaffen — und dort gegen den schwärzlichen Hintergrund der Fichtenwälder, aus einer sehr grünen Wiese emporragend, erhebt sich etwas Rotes, Häßliches, etwas das wie ein Gasometer mit einem rätselhaften Auswuchs aussieht — der Tempel der neuen Kunst!

Die Lenzdorffs gehören zu den letzten Ankömmlingen; was nach ihnen erscheint, ist bereits gehetzt und verängstigt — denn Unpünktlichkeit duldet man in Bayreuth nicht.

Trompetenfanfaren rufen das Publikum ins Theater — über eine ziemlich steile, aber kurze Treppe treten sie ein in einen großen, kahlen, schmucklosen, spärlich erleuchteten Raum, knapp hinter ihnen die Fürstenlogen (ihre Sitze sind in der allerletzten Bank), vor ihnen eine Endlosigkeit von gespannt vorgebeugten Menschenköpfen.

Auf ein gegebenes Zeichen nehmen alle Damen die Hüte ab. Es wird plötzlich finster — so finster, daß es eine Weile dauert, ehe man, sich an das Dunkel gewöhnend, irgend etwas unterscheidet. Dann aus dem alles verwischenden Tiefgrau taucht eine Reihe überlebensgroß aussehender Menschenköpfe vor ihnen auf, dann in rasch verkleinernder Perspektive andere Menschenköpfe, kleiner und kleiner werdend, ganz winzig in der Ferne verschwimmend, ein Meer von Menschenköpfen aus einer grauschwarzen Wolke emporragend — das ist der Zuschauerraum im Wagnertheater zu Bayreuth.

Toilettenglanz und dürftige Armseligkeit gleichermaßen verschleiert, jeglicher das Publikum von dem gebotenen Kunstgenuß ablenkenden Neugier und Zerstreutheit die Handhabe benommen.

Aufgeregt, wie Erika es ohnehin war, und dadurch zu besonderer Empfänglichkeit gestimmt, ging ihr schon bei dem ersten Motiv ein seltsames Zittern durch alle Nerven, und ehe der letzte Ton des Vorspiels verklungen war, hatte sie ein derartiger Zustand von hart an Schmerz grenzender Ekstase erfaßt, daß sie mit Mühe die Thränen zurückzuhalten vermochte.

Das ganze Leid der sündigen Menschheit klagt aus diesen Tönen — das Leid

Digitized by Google

der Menschheit, deren Sehnsucht nach dem Unendlichen, Überirdischen sich immer wieder an den ihr gesteckten Grenzen wund stößt — der Menschheit, die, unter der schweren Last ihrer tierischen Natur mühsam auf der Erde weiter keuchend, mit ihren Gedanken die Sterne erreicht und den Himmel grüßt.

An der Stelle, wo die Musick am schmerzlichsten aufschrie, bei dem Motiv sündiger Weltlust, fuhr sie plötzlich zusammen; aus der Reihe vor ihr wendete sich jemand um — ein schöner, südländisch aussehender Mensch war's, mit scharf geschnittenen Zügen, kurz gestutztem Haar und spitz zulaufendem dunklem Vollbart; durch das graue Halblicht traf sie sein Blick, ein sonderbarer Blick, der, so zu sagen an ihrem Gesicht festgewachsen, aufgeregt darin etwas zu suchen schien — ein Blick, der auf sie fast dieselbe Wirkung übte wie die Wagnersche Musik. Mit einemmal wendete eine große blonde Frau neben ihm ebenfalls den Kopf: „Voyons qu'est ce qu'il-y-a?“ fragte sie unzufrieden. — „Ce n'est rien — une ressemblance qui me frappe,“ erwiderte er in dem verdrießlichen, müden Beschwichtigungston, der den von sehr eifersüchtigen Weibern beherrschten Männern eigen ist.

Ein paar junge italienische Musiker, die sich indessen mit großem Heroismus die Augen blind studierten an einer in dem Halbdunkel vor ihren Augen aufgeschlagenen Partitur, riefen ärgerlich: „St!“ und der Fremde richtete seine Augen auf die Bühne, wo der Vorhang soeben auseinander ging.

In Erika aber erschauerte etwas schmerzlich, fast sehnsüchtig, als habe man plötzlich eine geheime Saite in ihrer Seele berührt — eine Saite, von der sie selber nie etwas geahnt bis heute. Woher kannte sie denn diese dunklen, seltsam forschenden Augen?

Das Musikdrama nahm seinen Fortgang.

Anfänglich war's fast, als ob Erikas durch das Vorspiel heraufbeschworene Begeisterung sich völlig abkühlen solle. Die Coulissen waren wie alle anderen Coulissen, sie hatte zu viel von ihnen gehört, um nicht enttäuscht zu sein; die Musik klang ihren unwissenden Ohren an vielen Stellen unzusammenhängend und verworren, ein Dickicht von schrill durcheinander tönenden Dissonanzen, aus denen freilich immer wieder musikalische Sentenzen von edler und poetischer Schönheit auftauchten.

Mit dem Eindruck, welchen das Vorspiel auf sie geübt, war die Wirkung nicht zu vergleichen. Bis endlich die Gralsscene kam. Wie großartig war das, wie edel und hehr, und mitten durch diesen heiligen Ernst hindurchklingend immer wieder derselbe seufzende, schaudernde, lockende Wehruf, und dann endlich, als die Nerven, auf das äußerste angespannt, die Intensivität der ihnen abgerungenen Empfindung kaum mehr auszuhalten vermochten, von oben niederschwebend wie kühlender Tau auf vom Sonnenbrand verdorrte Blumen, Erlösung und Läuterung versprechend, die mystische Reinheit des Knabenchors:

Durch Mitleid wissend
Der reine Thor —

— — — — — — — — — — — —

„Ein zweites Mal bringt mich kein Mensch hinein — ich habe das Wundfieber in allen Nerven — man hat nicht das Recht, einen unter dem Vorwand der Kunst derartig auf die Folter zu spannen! Der Parsifal ist viel zu dick; einen Parsifal, der seiner Idee gerecht würde, hätte sich Wagner von Donatello aushauen lassen müssen!“ ruft die alte Gräfin Lenzdorff, als sie nach dem Schluß des ersten Aktes das Theater verläßt.

„Mir ist die Handlung nicht recht verständlich,“ gesteht Lord Langley, „die leitende Idee scheint mir etwas unpraktisch. I must say I feel rather confused.“ Dann bezeichnet er die Kundry als „a very unpleasant young woman“ und fragt Erika, ob sie seiner Meinung ist — aber Erika zuckt nur mit den Achseln und antwortet nicht.

„Sie ist heute sehr ungnädig,“ bemerkt

Digitized by Google

Lord Langley verlegen lachend. „Soll ich ihr das übel nehmen, Gräfin?" Dies zu der Großmutter. „Nein, sie ist zu schön, als daß man ihr irgend etwas übel nehmen könnte! Sehen Sie nur — why she is creating quite a sensation — die Leute starren sich ja blind nach Ihnen, Erika!"

Das Theater ist leer, alles eilt über den vertretenen Rasenplatz dem Restaurant zu, um sich von den überstandenen Strapazen zu erholen.

Knapp hinter den Lenzdorffs geht die russische Fürstin B..., die einen ganzen Trakt in einem Hotel für jede Saison mietet und jede Vorstellung besucht. Sie ist in gestickten weißen Musselin gekleidet mit Schmachtlocken über den Schultern, von der breiten Krempe ihres weißen Strohhutes weht ein Brüsseler Spitzenschleier über ihrem schön gewesenen Gesicht.

Sie begrüßt die Gräfin mit der Frage: „Êtes-vous touchée par la grâce, ma chère Anne?"

Die alte Gräfin schüttelt energisch den Kopf. „Nein," sagt sie, „die Musik war mir zu sehr gewürzt und gepfeffert. Ich bin ganz durstig davon, ich sehne mich nach einem Trunk prosaischen Bieres und einer Portion Mozart."

Die Russin lächelt und beginnt sofort zu erzählen, wie sie den Mut gehabt hat, Rubinstein zurechtzuweisen, als er es einmal gewagt, etwas Abfälliges über Wagner zu äußern.

Ein prosaischer Kommerzienrat, dessen poetisch beanlagte Gattin ihn offenbar sehr gegen seine eigene Neigung nach Bayreuth gelotst hat, ruft aus: „Ist das ein Schwindel!" — worauf seine Gattin: „Man begreift nicht zum erstenmal — den Parsifal muß man öfter hören!" — und er: „Schon möglich — aber ich geh nicht mehr hinein."

Zwei Wagnerschwärmerinnen aus der besten Gesellschaft zählen einander gegenseitig vor, der wievielten Aufführung von Parsifal eine jede von ihnen heute beiwohnt, wobei sich's herausstellt, daß die eine bei der dreißigsten, die andere (tief beschämt) erst bei der dreiundzwanzigsten hält; dann tauschen beide ihre gegenseitigen Meinungen aus über den Grundgedanken der Dichtung, jede fest davon überzeugt, daß sie allein die innersten Absichten des Komponistendichters erfaßt hat. Die Engländerinnen mit den Matrosenhüten und zerknitterten weißen Kalikokleidern sagen: „Interesting — very!" — und die Franzosen machen ihrer merkwürdigerweise ehrlichen, wenn auch im Dunklen tappenden Begeisterung mit dem Worte Luft, das bei ihnen den höchsten Grad künstlerischen Entzückens kennzeichnet: „Mais c'est une révélation!" und zugleich drängt alles nach der Restauration wie eine frisch losgebundene Viehherde zur Weide.

Die Lenzdorffs und Lord Langley setzen sich an einen Tisch in der luftigen Galerie des Restaurants, um Thee zu trinken. Tisch und Thee sind, dank Lüdeckes Vorsicht, im voraus reserviert worden, weshalb sie weiter keine Schwierigkeiten haben, einen Platz zum Ausruhen zu finden. Den minder Vorsichtigen geht es in dieser Richtung schlimm — kaum einen Stuhl, kaum ein Glas Limonade, das nicht von vornherein bestellt wäre, können sie auftreiben. Unheimlich aufgeregt und mit durch die Erschütterung ihrer Nerven merkwürdig gesteigerter Eßhast sieht man sie im Inneren des Restaurants auf das Büffett zustürzen, um ein Glas Bier und ein Schinkenbrot wie die Wilden ringen.

Erika ißt nichts — Lord Langley beklagt sich wie alle Engländer über die deutsche Kost, und die alte Gräfin Lenzdorff beklagt sich über die schrille Musik.

Indem segelt ein großes, auffallendes Frauenzimmer auf den Tisch los, an dem die drei sitzen und ein vierter Stuhl leer steht. „Vous pardonnez!" ruft sie aus, „je tombe de fatigue!"

Erika heftet die Augen auf sie; es ist die Begleiterin des brünetten Mannes, der sie während des Vorspiels so eigentümlich gemustert hat. Ein kaum erklärlicher Ekel bemächtigt sich ihrer, eine Auf-

Digitized by Google

regung, als ob etwas Unreines, Widerliches sich ihr genähert hätte, und doch wüßte sie, grenzenlos lebensunkundig wie sie ist, nicht zu sagen, was sich in ihr gegen die Fremde sträubt. Dieselbe ist unbedingt eine schöne Erscheinung, wundervoll gewachsen und mit einem regelmäßig geschnittenen, von sorgfältig gepflegtem blondem Haar umrahmten Gesicht, das unter ihrem großen Florentiner Hut rückwärts glatt und fest hinaufgedreht ist. Ein blutroter Schleier ist quer über das Gesicht gebunden. Unerfahrene Menschenkinder würden ihr kaum dreißig Jahre geben — man muß sehr vertraut mit Pariser Toilettenkünsten sein, um zu bemerken, daß ihr Gesicht bemalt ist und daß sie wenigstens vierzig Jahre zählt. Alles an ihr ist peinlich sauber, und ihre ganze Persönlichkeit strömt den specifischen Duft jener Frauenzimmer aus, bei denen die Pflege ihres Körpers die Hauptbeschäftigung ihres Lebens bildet. Ihre Haltung ist anständig und etwas geziert zugleich.

Schon will Lord Langley, dem ihre ungebetene Annäherung im höchsten Maße mißliebig ist, ihr dies etwas deutlich sagen, als ihr Begleiter auf sie zukommt und, ihr rasch etwas zuflüsternd, sie veranlaßt, ihren Platz zu verlassen. Sie thut es widerwillig, ärgerlich. Höflich den Hut ziehend, verlegen und mit einem rasch hingeworfenen: „Sie entschuldigen!“ tritt der junge Mann zurück. Man hört, wie sie ihn im Weggehen mit keifenden, häßlichen Vorwürfen überhäuft.

„Disgusting!“ murmelt Lord Langley. „Wissen Sie, wer's war?“ fragt er, sich an die Gräfin wendend — „Lozonczi, der junge Maler, der seit ein paar Jahren so immenses Aufsehen macht — es war seine Geliebte, ich erinnere mich ihrer aus Rom ...“

Obgleich er die Worte Erikas halber leise gesprochen, hat sie dieselben doch vernommen; das Blut steigt ihr ins Gesicht.

Jetzt ist der Parsifal vorüber; der zweite Akt mit seiner über den ernsten Grundzug der Dichtung etwas flüchtig hingaukelnden Blumenmädchenscene, seinen grellen, unharmonischen Dekorationen und seinem wundervoll dramatischen Schluß, vorüber der gefräßige Zwischenakt und auch der dritte Aufzug mit seiner traurig-süßen Sonnenaufgangmelodie, seinem sich in hehre Sphärenmusik auflösenden Karfreitagszauber.

Die Seele noch durchklungen von den leise verschwebenden Harfenarpeggien der Schlußscene, fahren sie in das Städtchen zurück, Erika und ihre Großmutter, hinter ihnen das traurige Rauschen des Waldes, rings um sie Räderrollen, Peitschenknall und der Schall unregelmäßiger Schritte von Hunderten von Fußgängern.

Über ihnen der Mond in dem weiten, stummen, unerreichbaren Himmel, die tauschweren Wiesen wundervoll versilbernd. Bis an die platte Heerstraße reicht sein Zauber nicht. Grell flimmernde Laternen leuchten hier den Mondschein hinweg, werfen arsenikgrüne Lichtflecke über den kurzen, struppigen Rasen und in die Baumkronen hinein.

Das Leben pocht in Erikas Adern heißer als sonst — ein undeutliches Ahnen von Empfindungen, die sie nie gekannt, erfüllt sie. Ihr ist, als stünde sie vor der Lösung eines großen Geheimnisses, neben dem sie ihr Leben lang gedankenlos hingewandert und um das sich die Welt dreht.

— — — — — — — — — — — —

An der Hausthür hatte Lord Langley sich von den Damen verabschiedet — mit verliebter Zärtlichkeit den Handschuh von der Rechten seiner Braut herunterzerrend, hatte er sie mit seinen heißen, durstigen Lippen zweimal auf das Handgelenk geküßt und ihr zugeflüstert: „Ich hoffe, daß meine entzückende Erika morgen gnädiger gegen mich gestimmt sein wird.“

Die unangenehme Empfindung seines ihre Wange streifenden heißen Atems war an ihr haften geblieben, sie konnte sich davon nicht befreien.

Während sie sich, die Dienste der Kammerjungfer ablehnend, allein auskleidete, kam ihr das Päckchen Briefe in die Hände,

Digitized by Google

welches Goswyn ihr heute übergeben. Sie hatte es den ganzen Tag über bei sich getragen, ohne einen Augenblick finden zu können, die Papiere zu vernichten. Jetzt löste sie den äußeren Umschlag des Päckchens — nur um zu konstatieren, daß es wirklich die Briefe ihrer Mutter waren, die sie in Händen hielt. Ja, sie erkannte die Schrift — nicht die kräftige, fast männlich feste Schrift, welche ihre Mutter in ihrer letzten Lebensperiode gekennzeichnet — nein, langgestreckte, etwas unausgeglichene Züge, wie sie Erika in alten, bis in die Backfischzeit der Verstorbenen zurückdatierenden Excerptenbüchern gefunden. Nichts in der Welt hätte Erika dazu bewegen können, einen dieser Briefe zu lesen; sie küßte die armen vergilbten Blätter ein-, zweimal traurig und andächtig, dann verbrannte sie dieselben an dem Licht einer Kerze.

Ihr Herz war sehr schwer. Ein ungeheurer Durst nach Zärtlichkeit, nach Teilnahme hatte sie überkommen, zugleich fühlte sie sich wund und mutlos. Das schaudernd lockende Motiv sündiger Weltlust war ihr in der Seele hängen geblieben, und der Blick des fremden Mannes, der ihr nicht fremd war. Es schnürte ihr die Kehle zu, wenn sie des blonden Frauenzimmers gedachte; noch nie war ihr etwas Derartiges nah gekommen.

Sie hatte sich niedergelegt, aber der Schlaf blieb ihr fern.

Wie schwül es war, zum Ersticken. Zwar hatte sie das Fenster der kleinen Stube offen gelassen, aber die Luft, die von draußen zu ihr drang, war schal, unerfrischend — eine beschmutzte Luft, die mit dem Geruch von dumpfigem feuchtem Holz und der Ausdünstung irgend eines säuerlichen Gärstoffs geschwängert war.

Der Schritt eines verspäteten Nachtwandlers tönte über die Straße, aus einer Kneipe schallte Gelächter und Gesang. Da öffnete sich die Thür, die alte Gräfin trat ein, hoch und gerade wie immer, in weißem Schlafrock und spitzenumsäumtem Nachthäubchen. Sie trug einen niedrigen Leuchter in der Hand.

Nachdem sie denselben auf den Nachttisch niedergestellt, setzte sie sich auf den Rand des Bettes, neben das junge Mädchen, welches sie aus klaren, leuchtenden Augen zu mustern begann.

„Drückt dich etwas, mein Kind?“ fragte sie nach einem Weilchen.

Erika wollte nein sagen, brachte aber das Wort nicht über ihre Lippen. Statt aller Antwort kehrte sie ihr Gesicht gegen die Wand.

„Was hat denn heute gespielt zwischen dir und Lord Langley?“ fragte die Großmutter weiter.

Erika blieb stumm.

„Sag mir ruhig die Wahrheit,“ drang die alte Frau in sie. „Habt ihr euch nicht gezankt heute vormittag?“

„Ach, es war nichts,“ erwiderte Erika ungeduldig — „nur — er wollte anfangen, zärtlich mit mir zu thun, und das fand ich unnötig — für einen Mann in seinen Jahren schicken sich solche läppische Albernheiten nicht, und dann, ich kann dergleichen nun einmal nicht ausstehen!“

Ein seltsamer Ausdruck trat auf das Gesicht der alten Frau — derselbe Ausdruck, mit dem Goswyn das junge Mädchen angesehen, ganz zuletzt, als sein Groll gegen dasselbe sich plötzlich in kopfschüttelnde Teilnahme verwandelt hatte. Sie räusperte sich ein-, zweimal, dann bemerkte sie trocken: „Wie denkst du dir eigentlich dein Zusammenleben mit Lord Langley?“

Betroffen starrte Erika sie an. „Mein Gott, ich habe mir überhaupt nicht viel Gedanken darüber gemacht! Du weißt es ja längst, daß ich nicht aus Liebe heiraten will. Deswegen habe ich einen alten Mann gewählt anstatt eines jungen, weil ich hoffte, daß er mich mit all den lästigen Zärtlichkeiten unbehelligt lassen würde. Du sagst ja immer, daß du den Großvater geheiratet hast ohne Liebe und daß es ganz gut ausgefallen ist!“

Die Großmutter schwieg. „Das war etwas anderes,“ sagte sie nach einer langen Pause. „Erstens möchte ich dir so, wie du bist, immerhin einen poetischeren

Digitized by Google

Lebensgefährten wünschen, als es dein Großvater war, aber item — mit den Qualen, denen du dich bei dem übertriebenen Zartgefühl, das dir nun einmal anhaftet, aussetzest, wenn du Lord Langley heiratest, mit denen sind die nüchternen Lästigkeiten meiner Ehe nicht zu vergleichen. Wir waren einem Familienübereinkommen gemäß miteinander verheiratet worden. Wenn ich für ihn nichts als eine sehr kalte Dosis Achtung empfand, so verzehrte er sich seinerseits nicht vor Liebe zu mir, was mir natürlich unbequem gewesen wäre. Bei Lord Langley ist das anders — er ist in dich verliebt wie ein alter Narr, bei dem die Leidenschaft um so heller brennt, da er weiß, daß ihm nicht viel Zeit mehr bleibt, ihr zu frönen."

Etwas in dem zu Tode erschreckten Gesichtsausdruck des jungen unerfahrenen Geschöpfes mußte das Mitleid der alten Frau vermehren.

„Mein armes Kind! ... Ja, ich hatte keine Ahnung, wie naiv du bist. Ich hatte nie Betrachtungen darüber angestellt. Man lebt von einem Tag in den anderen neben so einem jungen Geschöpf wie du ..."

Noch einmal blickte sie ihr voll ins Gesicht, dann küßte sie Erika auf beide Augen und löschte das Licht aus — und dann ... dann sagte sie ihr noch etwas ...

Als sie das Zimmer verließ, lag Erika in Thränen aufgelöst, ihr glühendes Gesicht in ihr Kissen vergraben, ein Bild untröstlichen Jammers da.

Ihr war's, als ob man etwas in ihr totgeschlagen hätte.

Den nächsten Tag brach sie die Verlobung mit Lord Langley ab.

— — — — — — — — — — — —

Wenn die Verlobung Erikas mit Lord Langley einige Sensation erregt hatte, so war sie doch von der großen Welt im allgemeinen als etwas durchaus Vernünftiges betrachtet worden. Eigentlich hatte man die junge Schönheit beneidet und sich geäußert, daß sie, ehrgeizig wie sie war, keine glänzendere Partie hatte finden können als den reichen alten englischen Peer. Man hatte manch böses Wort darüber verloren, daß ihr Hochmut schließlich doch ihr Ziel erreicht. Als sich nun die Kunde von dem plötzlichen Rückgang dieser Verlobung verbreitete, steckte man, wie die Phrase geht, die Köpfe zusammen und gönnte es ihr. Den wirklichen Grund des Bruchs zwischen Erika und dem Engländer wußte niemand, und wenn man ihn in der Welt verbreitet hätte, so hätte ihn keiner geglaubt.

Immer mehr gewann die Behauptung Glauben, daß nicht Erika, sondern Lord Langley zurückgetreten war, und dies unter dem Vorwand, daß ihn erstens Erikas unangenehme Verwandtschaft erschreckt, zweitens aber ihre äußerst herzlose Art, diese von sich abzuhalten, tief verletzt habe.

Die Gräfin Brock lieferte das Thema zu dieser Begründung der Sachlage — Prinzeß Dorothee stattete es mit schönen Variationen aus — und Erika war in den Augen der Berliner Gesellschaft nichts als eine Stümperin des Ehrgeizes, die eine Schlappe erlitten hatte. Es war herrlich, Prinzeß Dorothee über diese Sache reden zu hören.

„Wie schrecklich, nicht wahr? — ein so alter Mann, es ist gar nicht zu begreifen, das Gefühl sträubt sich dagegen — und jetzt läßt er sie auch noch sitzen. Jetzt bekommt sie keinen mehr. Ein Mädchen, das sich einem Greis an den Kopf geworfen hat und von ihm — man muß es ja sagen, wie es war — verschmäht worden ist! Ach, wie schrecklich! — Um Erika ist mir nicht leid, sie war mir von jeher gründlich unsympathisch — aber diese arme alte Gräfin Lenzdorff! ... Sie ist eine Jugendfreundin unserer Tante Brock."

Und nun erzählte Prinzeß Dorothee noch ein langes und breites von dem Strachinsky — „armer Mann!" — und von der unerhört hochmütigen Herzlosigkeit, welche ihm seine Stieftochter bewiesen, von den elenden Verhältnissen, in denen Erika aufgewachsen war, und was dergleichen mehr. „Es ist ja alles keine

Digitized by Google

Schande," setzte sie hinzu, „aber nur wenn man bedenkt, wie hochmütig diese Erika in die Welt hineingestürmt ist!" — und sie seufzte.

Eine gründliche Veränderung hatte sich zugetragen mit Prinzeß Dorothee seit dem Tage, wo sie in der Charlottenburger Allee Goswyn von Sydow so zu sagen öffentlich ins Gesicht geschlagen hatte. Die Geschichte hatte ihr damals geschadet. Nicht nur, daß ihr Vetter Prinz Helmy seine Beziehungen zu ihr gänzlich abgebrochen — nein, auch die anderen Herren, welche dem von ihr geführten Henkerstreich beigewohnt, hatten sich von ihr zurückgezogen. Sie hatte sich in der unangenehmen Lage gesehen, einen ganz neuen Kreis von Verehrern anzulegen, und das auf Kosten des letzten Restes guten Geschmacks, der ihr verblieben.

Eine Zeit lang hatte sie es dann, wie die Welt sich ausdrückt, sehr toll getrieben — aber seit einem Jahre etwa war das anders geworden. Die Zahl ihrer Verehrer hatte sich vermindert. Eigentlich beschränkte sich dieselbe jetzt auf einen einzigen, den Fürsten Orbanow, der nun ihr Schatten geworden war. Sie prahlte, wo sie hinkam, mit ihren wohlanständigen Gesinnungen, ging jeden Sonntag mit einem sehr dicken Gebetbuch zur Kirche, entsetzte sich über Damen, die französische Romane lasen, und legte überhaupt die anerkennenswerteste Prüderie an den Tag. Wie die meisten, welche sich diese Eigenschaft, ohne früher etwas davon geahnt zu haben, erst spät im Leben anzueignen trachten, kannte sie darin kein Maß und zeigte sich alle Augenblicke empört über Dinge, welche die anständigsten Damen mit einem lustigen Lächeln abfertigen.

Die Zeit, wo sie vor zwanzig jungen Herren nichtsnutzige Couplets zu singen pflegte, war vorüber. Dennoch vermochte sie, trotz der massenhaften Konzessionen, welche sie der guten Gesellschaft machte, das Mißtrauen, welches ihr dieselbe bewies, nicht gänzlich auszurotten.

Die Welt verhielt sich ihr gegenüber auffällig kalt und glaubte ihr nicht viel von ihrer zur Schau getragenen Tugend, fragte sich im Gegenteil kopfschüttelnd, auf welche Ursache die plötzliche äußerliche Scheinheiligkeit der sonst so verwegenen Prinzeß zurückzuführen sei. Aber wenn die Prinzessin Erika lästerte, glaubte ihr die Welt doch — zum wenigsten die Welt neidischer junger Schönheiten, mit denen sie jeden Freitag bei der bösen Fee zusammentraf, um Armenkleider zu nähen.

— — — — — — — — — — — —

Als die Lenzdorffs, fest davon überzeugt, daß der kleine Zwischenfall, so unangenehm er auch Erika persönlich berührt haben mochte, von der Welt als ziemlich uninteressant bereits zu den Akten gelegt worden sei, nach Berlin zurückkehrten, begegnete man ihnen allgemein mit hämischer Teilnahme.

Erika, tief verstimmt, wie sie war, ließ das alles recht gleichgültig auf sich beruhen, zog sich nur, soviel sie konnte, zurück; die alte Gräfin hingegen kochte geradezu über vor Zorn und vermochte nicht zu begreifen, daß nicht alle Menschen diese verdrießliche Angelegenheit von demselben Standpunkt betrachteten wie sie selbst. Ihrer Ansicht nach hatte Erika durch ihr Betragen während dieser Verlobungsgeschichte nur einen Beweis mehr für das, was sie „ihre interessante Eigenart" nannte, geliefert. Die eigensinnige und nicht immer wohlangebrachte Schwatzhaftigkeit, mit welcher sie ihre Enkelin verteidigte, trug das Ihrige dazu bei, Erikas Stellung zu erschweren. Teilweise mochten die vielen Übereilungen und Indiskretionen, welche die alte Gräfin bei dieser Gelegenheit lieferte, ihrer von jeher zu derlei neigenden Natur zuzuschreiben sein — teilweise wohl auch ihren Jahren. Das Alter warf seinen ersten unabweisbaren Schatten über ihren hellen Geist. Außerordentlich ärgerlich war es ihr, daß Goswyn nichts mehr von sich hören ließ. Auf den Brief, in welchem sie ihm nicht ohne triumphierenden Nachdruck die Lösung der Verlobung mitteilte, hatte er höflich, aber mit außerordentlicher Zurückhaltung geantwortet. Das war in der

Ordnung — als aber auf einen zweiten Brief, den sie um vieles später sandte, die Antwort ebenso zurückhaltend lautete, wurde sie unruhig. Erika, welche gerade zugegen gewesen, als das Schriftstück eintraf, gab sich nicht früher zufrieden, als bis ihr die Großmutter gestattet, dasselbe mit eigenen Augen zu lesen. Es zitterte ihr zwischen den Händen; als sie es beendigt, legte sie es, ohne ein Wort darüber zu sagen, auf den Tisch und verließ das Zimmer totenbleich.

Der alten Frau, mürbe, wie sie durch die spät in ihr Herz eingedrungene Zärtlichkeit geworden, war der Anblick irgend einer Verstimmung ihrer Enkelin unerträglich. Nach einem Weilchen suchte sie dieselbe in ihrem Zimmer auf. Erika saß an einem Fenster, gerade und blaß, und hielt ein Buch in der Hand, verkehrt, wie die alte Frau sofort merkte.

„Erika!“ sagte diese weich, indem sie ihr die Hand auf die Achsel legte, „ich wollte dir nur sagen ...“

Erika hatte sich erhoben, höflich und kalt. „Was wolltest du mir sagen?“ fragte sie, indem sie ihr Buch weglegte.

„Nur ... nur ...“ Der trockene Ton des stolzen Mädchens hatte die alte Frau etwas aus der Fassung gebracht, dann nach einer Pause fuhr sie fort: „Ich wollte dir nur sagen, daß du dir keine Spinnen in den Kopf setzen mögest wegen Goswyn.“

„Spinnen ... inwiefern?“ fragte Erika sehr ruhig und indem sie sich in den Anblick ihrer tadellosen, mandelförmigen Nägel versenkte.

„Nun, du thätest ihm sehr unrecht, wenn du dächtest, daß seine Verehrung für dich auch nur im mindesten abgenommen hat!“

„So! thäte ich ihm unrecht?“ fragte Erika immer mit derselben unnatürlichen Ruhe. „Ich denke nicht. Ich bin nicht gewohnt, mir ein X für ein U vorzumachen. Ich weiß ganz genau, daß ich in ... in Goswyns Achtung gesunken bin; es ist mir unangenehm ... ich gesteh dir's ein — aber nun wär's mir lieber, aufrichtig gesprochen, wenn du dieses anregende Gesprächsthema nicht mehr berühren wolltest.“

„Aber Erika, wenn du dir sagen ließest —“ ereiferte sich die alte Frau. „Er betet dich ja an — sein Stolz allein verbietet ihm, sich dir zu nähern — du bist zu reich, zu glänzend in der Welt situiert ...“

Erika wehrte diese Beleuchtung der Sachlage mit einer heftigen Handbewegung von sich ab. „Laß es gut sein,“ rief sie, „ich weiß, was ich weiß! Übrigens verschwende nicht gar zu viel Mitleid an mich — es ist meine Eitelkeit, die leidet, und nicht mein Herz. Ich schätze Goswyn sehr hoch, und es kränkt mich, daß er mich nicht so bewundert wie früher, aber ... im übrigen — ihn zu heiraten, verspüre ich auch jetzt noch nicht die geringste Lust. Dies bitte ich dich zur Kenntnis zu nehmen, es wird dich wenigstens verhindern, mich ihm — hinter meinem Rücken ein zweites Mal an den Kopf zu werfen. Wenn du es thust, so ... nun, so schwör ich dir, daß ich ihn abweise!“ Bei den letzten Worten nahm Erikas Stimme einen eigentümlich metallisch vibrierenden Klang an, ihre großen Augen flammten zornig aus ihrem totenblassen Gesicht heraus, und die Arme gerade an den Seiten niederstreckend, hielt sie die Fäuste geballt.

Mit tief gesenktem Kopf verließ die alte Frau das Gemach.

Kaum war ihr Schritt draußen verhallt, so schloß Erika die Thür hinter ihr zu und warf sich, das Gesicht in die Kissen vergrabend, krampfhaft schluchzend auf ihr Bett.

Ein Teil von dem, was sie zu ihrer Großmutter gesprochen, war richtig — sie selbst war fest davon überzeugt, daß alles richtig gewesen. Durch und durch von sittlichem Hochmut durchdrungen, wie sie es war, litt sie keine Gemeinheit an sich, infolgedessen erlaubte sie sich keine Lüge. Sie hatte wirklich keine Lust zu heiraten und hatte auch noch immer nicht die Spur eines leidenschaftlichen Gefühls für

Digitized by Google

Goswyn, aber sie war wund und müde, sie sehnte sich nach der zärtlichen Teilnahme, die er ihr sonst bewiesen; manchmal kam ihr's wie ein dringender Wunsch, sich von der verletzenden Kälte der Welt hinweg in seine Arme zu flüchten, ihr Gesicht an seine Brust zu verstecken.

Nachdem sie sich tüchtig ausgeweint, wurde sie sich auch klar darüber. Sich halb auf ihrem Bette aufsetzend und ihr thränendurchnäßtes Taschentuch in der Hand zerknitternd, sagte sie sich's gerade heraus: „Ich habe ja die Großmutter angelogen — ich hätte ihn genommen, wenn er jetzt gekommen wäre — mein Gott, ohne ihn zu lieben, hätt ich ihn genommen — aber schließlich ... es wär schlecht gewesen von mir, man hat nicht das Recht, einen Menschen wie Goswyn zu heiraten aus purer Verzweiflung, weil man nicht weiß, nach welcher Seite hin man sein Leben wegwerfen soll. Übrigens wozu mir den Kopf warm machen! Er will mich ja nicht mehr — und er ist keiner, der sich bei den Haaren in die Kirche schleppen läßt. O, warum hat die Großmutter mir das angethan — ich kann das nicht ertragen!"

Um wenige Tage später reisten die Lenzdorffs von Berlin ab. Sie verbrachten den Winter in Rom, wo Erika, von ihrer Großmutter dazu gezwungen, ausging, ohne jedoch irgend ein Vergnügen daran zu finden. Ihre Unzufriedenheit trat immer deutlicher an den Tag — sie wurde unliebenswürdig, und die Großmutter, der sie gänzlich über den Kopf gewachsen war, und die es nicht über sich gewinnen konnte, sie einmal tüchtig auszuzanken und aufzurütteln, wußte sich keinen Rat. Vergeblich machte sie Vorschläge zu ihrer Zerstreuung — Erika ließ alles mit derselben unlustigen Gleichgültigkeit über sich ergehen.

Ihr früher so sicher und selbstzufrieden einhersegelndes Lebensschifflein hatte seine Richtung verloren — sie sah kein Ziel vor sich, das sie gelockt hätte, ihre Kräfte anzuspannen, um es zu erreichen.

Alles in ihr erschlaffte in haltloser Schwermut. Dabei entfaltete sich ihre Schönheit immer üppiger, und ohne daß sie es ahnte, pochte das Leben in ihr und forderte sein Recht. Die alte Frau, welche sich in den Zustand des jungen Mädchens nicht finden konnte und ihn nicht begriff, hielt ihn für eine krankhafte Krisis — doch hatte sie keine Ahnung davon, wie gefährlich für Erika sich diese Krisis gestalten sollte.

Sie ging in der Beurteilung der Verstimmung Erikas durchaus fehl, vielleicht weil sie ihre Enkelin aus großmütterlicher Eitelkeit überschätzte, sie für eine Ausnahme halten wollte — vielleicht auch ging sie fehl, weil sie zu alt war, um das langsam schleichende Fieber, welches das ganze stolze Sein des herrlichen jungen Geschöpfs zu untergraben und zu schwächen begann, nachempfinden zu können.

— — — — — — — — — — —

Gegen Ende Februar, kurz nach Schluß des Karnevals, erklärte Erika ihrer Großmutter verdrießlich, sie habe Rom herzlich satt und wolle Italien von einem anderen Standpunkt aus kennen lernen.

Nach langem Überlegen wählte die Großmutter Venedig zu ihrem nächsten Aufenthalt.

Da die Jahreszeit schon sehr vorgeschritten war, so mieteten die Lenzdorffs nicht wie so viele Fremde einen Palazzo, was schließlich immerhin umständlich gewesen wäre, sondern ließen sich im Hotel Britania nieder, das gegen die anderen venetianischen Gasthöfe außer seiner schönen Lage noch eine gewisse allgemeine Behaglichkeit voraus hat.

Die alte Gräfin fühlte sich bei dieser Anordnung der Dinge so wohl, daß sie nicht müde wurde, ihrer Enkelin zu versichern, in einem Hotel zu leben, sich nicht über die Dienerschaft ärgern, sich um nichts kümmern zu müssen, bedeute für sie den Höhepunkt der Existenz. Sie bewohnten vier geräumige Stuben im ersten Stock, die vor ihnen ein gekröntes Haupt inne gehabt, und von denen zwei auf die Kirche Santa Maria della Salute hinaussahen, während die anderen zwei die Aus-

Digitized by Google

sicht auf den kleinen Hotelgarten und über die niedrige Brustwehr desselben ebenfalls auf den Canal Grande hatten.

Natürlich hielten sie eine Gondel zu ihrem Privatgebrauch, doch benutzte Erika dieselbe verhältnismäßig selten. Die eintönige schaukelnde Bewegung auf dem Wasser stimmte ihre ohnehin kranken Nerven allzusehr herab. Zu ihrer ausgesprochenen Vorliebe gehörte es hingegen, lange Fußtouren zu unternehmen. Stundenlang wanderte sie aus einem der malerischen Gäßchen oder Campi in das andere. Anfangs hatte sie, sich dem Wunsche ihrer Großmutter fügend, Marianne mitgenommen; bald aber wurde ihr die wenig kunstsinnige Begleitung der Zofe lästig. Sie nahm die Gewohnheit an, allein zu gehen, emancipierte sich überhaupt nach verschiedentlichen Richtungen, wobei sie sich mit Vorliebe auf ihre Mündigkeit berief.

Bald kannte sie nicht nur alle großen, sondern sehr viele kleine Altertumströdler, hielt sich oft lange in ihren niedrigen und verräucherten Höhlen auf und freute sich, träge mit den Augen genießend, an dem malerischen Farbenaccent, den der gelbe Glanz einer altväterischen römischen Messinglampe, die satte Pracht eines Lappens golddurchwirkter Kirchenstickerei in die braune Eintönigkeit des Ladenwirrwarrs hineinzeichnete. Sie machte die wunderbarsten „Funde“, entdeckte zwischen dem künstlich altgemachten Plunder, den lächerlichen Scherben, welche zumeist den Hauptbestandteil dieser Warenlager bildeten, oft eine Kunstreliquie von wirklichem Wert, die sie selbstverständlich an sich zu bringen wußte — natürlich rasend billig (sie redete es sich zum wenigsten ein), um damit die Ausschmückung ihres kleinen Salons zu vervollständigen, welcher nach und nach sich nicht nur zu einem Raritätenkabinett umgestaltete, sondern auch zu einem wirklich stimmungsvollen Nest. Zwischen dem düsteren Raritätenkram war alles bunt oder saftig grün von Topfpflanzen und geschnittenen Blumen, die sie täglich erneuern ließ, auch hatte sie einen Flügel hineinstellen lassen, aus dessen Tasten sie in den Pausen ihrer Spaziergänge alles herausspielte, was es in der Musik Schönes und Schmerzliches giebt.

Die alte Gräfin ließ ihren verschiedentlichen Liebhabereien ruhig ihren Lauf und ging indessen ihre eigenen, sie in durchaus andere Regionen führenden Wege.

Trotz ihrer originellen und selbständigen Lebensauffassung, sowie ihres nicht zu beirrenden persönlichen Urteilsmutes, den sie ebensogut jedem Kunstwerk, wie auch dem verwickeltsten Sittenproblem gegenüber bethätigte, liebte sie „les chemins battus“.

„Warum,“ pflegte sie zu sagen, „anstatt einen bequemen Weg zu gehen, den ich fix und fertig finde, mir einen unbequemen im Schweiße meines Angesichts selber aushauen, um aller Wahrscheinlichkeit nach schließlich doch einzusehen, daß er mich zu demselben Ziel geführt hat wie der andere?“

So ging sie denn gleichmütig die ausgefahrenen Schienen entlang im Gefolge der Menge von einer interessanten Merkwürdigkeit zur anderen, ohne jegliche Müdigkeit, mit immer gleich regem Interesse. „Ich muß mich beeilen, ich habe nicht viel Zeit vor mir. Das Leben war für mich immer nur ein großes Bilderbuch, ich muß noch ein paar Blätter aufschlagen, eh ich scheide!“ pflegte sie zu sagen.

Häufig erblickte sie Erika von fern bequem hinstapfend in ihrem großen Zobelpelz und mit ihrer Kapotte von Ribot, um die sie, wenn es kalt war, eine dicke schwarze Spitzenschärpe zu knüpfen pflegte. Wo sie irgend ein interessantes Monument aufragen sah, blieb sie stehen, schlug im Gsell-Fels nach, orientierte sich genau und hob schließlich ihr kurzstieliges, goldgefaßtes Lorgnon an die Augen, um sich mit geradezu bewunderungswürdiger Aufmerksamkeit in die Betrachtung jedes fein ausgehauenen Ornaments zu vertiefen. Und doch — trotzdem ihre Gesundheit so robust erschien als je, sie mehr Strapazen aus-

Digitized by Google

hielt als ihre Enkelin und ihr Appetit nichts zu wünschen übrig ließ, machte es den Eindruck, als ob sich eine Veränderung an ihr vollzogen habe.

Ihr ausgezeichnetes Gedächtnis wurde lückenhaft, und ihre sonst ausschließlich auf die höchsten und ernstesten Dinge gerichteten Interessen wendeten sich jetzt mitunter den kleinlichsten Dingen zu. Sie hatte Vergnügen am Klatsch, ließ sich von Marianne die ganze venetianische Chronique scandaleuse berichten, wie dieselbe an der Couriertafel zur Sprache kam, und — traurigstes sowie untrüglichstes Zeichen des Verfalls — die feineren Schattierungen des Anstandsgefühls waren ihr verloren gegangen.

Sie erzählte jetzt Erika mit unbeschreiblichem Gleichmut die haarsträubendsten Dinge, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie sehr derartige Enthüllungen der menschlichen Schwächen das junge Mädchen — überreizt, wie es damals war — quälen mußten.

Ihr graute vor nichts mehr — Menschenhaß und Menschenliebe waren bei ihr gleichermaßen abgestumpft unter dem Einfluß einer gewissen, die ganze Menschheit erniedrigenden Nachsicht, welche sie ihre philosophische Weltanschauung nannte.

Daß Erika die Wangen brannten, wenn sie ihr plötzlich die vor der Welt oberflächlich versteckte heimliche Sünde einer Frau aufdeckte, mit der sie den Tag zuvor in Gesellschaft beisammen gewesen war; daß Erika, während sie ihr ruhig eine Reihe von Entschuldigungsgründen für den Fehltritt der jungen Frau aufzählte, das Fieber schüttelte, merkte sie einfach nicht, begriff überhaupt nicht, daß ihre Berichte dem jungen Mädchen unangenehm sein könnten. Aber Erika ließ sich ihre Plaudereien nicht immer ruhig gefallen und schnitt ihr bisweilen geradezu unhöflich die Rede ab, behauptete, dem, was sie ihr mitgeteilt, keinen Glauben zu schenken.

Hierauf aber erwiderte die alte Frau mit ihrem wundervollen Phlegma unbefangen: „Ich begreife wahrlich nicht, warum du dich so ereiferst. Bereitest du dich auch vor, das Kapilawastusystem der großen Welt durchzuführen und die Wahrheit vor die Thür zu sperren? Die Menschen sind einmal so — du wirst sie nicht anders machen dadurch, daß du zu ihren Fehlern die Augen schließest."

Hierauf Erika mit düster verzogenen Brauen und vernichtender Betonung: „Und wenn sie wirklich so sind, dann begreife ich nicht, wie du so viel und gern mit ihnen verkehrst, da du die Menschheit doch namenlos verachtest!"

„Verachtest ...!" erwiderte die alte Frau, den Kopf schüttelnd. „Ich verachte niemanden. Wer das von seiner tierischen Natur so stark belastete Wesen der Menschheit genau kennt, der wird sich darüber nicht verwundern, daß sie oft unter dieser Bürde zusammensinkt — nein, staunen wird er darüber, wie oft sie sich aus dem Schlamm von neuem aufrafft, und staunend wird er sie achten trotz allem!"

Erika wiederholte nur ingrimmig das Wort: „Achten ... achten!"

Es wollte sie bedünken, als ob ihrer Großmutter Art, die Menschheit zu achten, eine sehr eigentümliche sei.

— — — — — — — — — — — —

Neben den Lenzdorffs gab es noch verschiedentliche Menschen, die sich's bequem machten und gleich ihnen den Winter im Hotel verlebten.

Eine österreichische Familie: Vater, Mutter und Tochter. Der Vater ein zurückgetretener Diplomat, schwer krankend an einem Verbesserungsplan der österreichischen Politik, den er seit zwanzig Jahren in sich trug und nicht hatte anbringen können — alle drei sehr bigott und sich etwas fernhaltend von Erika und ihrer Großmutter; dann ein gewisser Graf Hans Treurenberg, ebenfalls ein österreichischer Kavalier, aber von ganz anderer Eigenart als der bigotte und verbitterte Graf Rhödern, vornehm, leichtsinnig, selbstsüchtig und voll heiterer Liebenswürdigkeit; dazu ein brustkranker Pole, der hoch spielte, und ein Wiener Banquier mit aristokratischen Velleitäten, der nach Venedig über-

Digitized by Google

siedelt war, weil die erste Gesellschaft dort für zugänglicher gilt als anderen Orts; schließlich noch verschiedentliche Lungensüchtige, die sich von einem unermüdlichen, hoffnungsreichen Arzt Heilung versprechen ließen.

Mit sehr vielen der Fremden standen die Lenzdorffs auf dem Grüßfuß, in direktem Verkehr standen sie nur mit dem alten Grafen Treurenberg, welchen die alte Gräfin vielleicht nur deshalb sofort innig ins Herz geschlossen hatte, weil er ihr geistreiche Randglossen machen half zu den ihr von Marianne gelieferten skandalösen Mitteilungen.

Später machten sie noch eine Bekanntschaft im Hotel.

Da es ihnen zu umständlich war, sich auf ihrem Zimmer servieren zu lassen, so speisten sie zumeist nach der Table d'hote in dem großen Speisesaal an einem kleinen Tisch. Lange Zeit waren sie um die Stunde die einzigen in dem öden Raum, in dem ihnen zu Ehren in einer Ecke ein wenig elektrisches Licht gemacht wurde.

Eines Abends aber merkten sie sofort nach ihrem Eintreten, daß der Saal um ein Bedeutendes heller war als sonst. Ein zweiter Tisch war unweit des ihren gedeckt.

Sie hatten kaum die Suppe gegessen, als ein ziemlich auffälliges Ehepaar eintrat: ein kahlköpfiger, kurzer, breiter Mann mit einer sehr roten Nase, dicken, glattrasierten Lippen zwischen einem rötlich grauen Vollbart — neben ihm eine Frau, blond, blaß, schlank wie eine Lilie und mit etwas schwermütig Anziehendem in ihrem schmalen, zartgeschnittenen Gesichtchen.

Sie erweckte bei Erika das lebhafteste Interesse. Nach Verlauf des Diners trat letztere sofort neugierig an den Kasten, der, in dem Vorsaal hängend, das Namensverzeichnis der Hotelgäste enthielt. Zwischen verschiedenen anderen neuen Kärtchen erblickte sie eines mit den Namen Graf und Gräfin Rheinsberg.

Den nächsten Tag, als Großmutter und Enkelin, jede aus einer anderen Richtung, von ihren Spaziergängen nach Hause kamen, erzählte Erika mit einer erfreuten Lebhaftigkeit, die jetzt recht selten an ihr zu bemerken war, daß sie soeben die Bekanntschaft der Gräfin Rheinsberg gemacht. „Sie will uns heute ihren Besuch abstatten," fügte sie hinzu; „ich freue mich sehr, mir ist's, als ob ich eine Freundin an ihr gewinnen sollte."

Die alte Gräfin sah ihr bei diesen Worten aufmerksam ins Gesicht und blieb ein Weilchen stumm; endlich bemerkte sie: „Ich glaube kaum, daß das ein Verkehr für dich wäre."

„Warum?"

Sie zuckte die Achseln, dann setzte sie hinzu: „Ich traue dem Landfrieden nicht."

Wütend biß sich Erika in die Lippen und kehrte sich von der Großmutter ab.

Die Gräfin Rheinsberg hatte ihren Besuch gemacht, die Lenzdorffs hatten ihn erwidert, aber das große Vergnügen, welches Erika von dieser Bekanntschaft erwartet, war im Keim erstickt.

Am vierten Tag lag ein drittes Couvert auf dem Tisch der Rheinsbergs.

Ein junger Mann trat mit ihnen ein, groß, etwas engbrüstig, mit weichen, hübschen Zügen und sehr glänzenden dunklen Augen. Rheinsberg stellte ihn den Lenzdorffs vor: „Baron Gladnjk, ein Vetter meiner Frau."

Den Tag wendete sich Rheinsberg mehrmals zu Erika und ihrer Großmutter herüber, die Gräfin nicht. Sie war besser gefärbt als sonst, sah ungemein belebt aus, redete schnell, wobei es schien, als ob ihre Stimme zugleich weicher und voller geworden sei. Was sie sagte, war durchaus nicht von besonderer Art, dennoch beschlich Erika ein Gefühl unabweisbaren Mißbehagens.

Im Laufe des nächsten Tages, während Großmutter und Enkelin, ihren Nachmittagsthee trinkend, jede ein Buch auf den Knien, in ihrem Salon oben saßen, erzählte die alte Frau: „Treurenberg war heute bei mir, während du bei deinen Antiquaren herumstöbertest. Er hat mich über die Situation der Rheinsbergs aufgeklärt.

Digitized by Google

Die arme Frau hat den alten Rheinsberg dringender Familienrücksichten halber, natürlich ohne alle Neigung, geheiratet. Anfangs soll sie sich sehr tapfer gehalten haben trotz der berüchtigten Brutalität ihres Herrn Gemahls — aber sie ist doch ein schwacher Charakter mit einem ausgesprochenen Anschmiegungsbedürfnis. Jetzt hat sie ein Verhältnis mit dem jungen Gladnjk, in den sie schon vor ihrer Ehe verliebt gewesen sein soll."

Die Worte waren kaum aus ihrem Munde, als Lüdecke eintrat mit der Meldung: „Frau Gräfin Rheinsberg läßt fragen, ob Excellenz empfängt?"

„Ich lasse bitten," erwiderte die Großmutter.

Erika biß sich in die Lippen und staunte, als sie bemerkte, wie ihre Großmutter die junge Frau genau mit derselben Freundlichkeit behandelte wie immer, während sie selber sich verdrießlich im Hintergrund hielt, und zwar so, daß Gräfin Rheinsberg sich offenbar durch ihr Benehmen veranlaßt sah, ihren Besuch abzukürzen.

Als sie sich entfernt, rief die alte Gräfin, nicht ohne Verdruß zu verraten: „Ja, erkläre mir doch, Erika, was dir eingefallen ist, so bocksteif gegen die arme Person zu sein — ein derartiges Benehmen ist doch wirklich nicht erlaubt. Ich begreife dich nicht."

„Und ich begreife nicht, wie du eine Frau mit Freundlichkeiten überschütten kannst, nachdem du zuvor von ihr gesagt hast, was du weißt ..."

„Ach, ich bitte dich — eine Messalina ist sie ja noch lange nicht!" rief die alte Frau. „Ich kann nicht sagen, daß die Kenntnis ihrer falschen Lage meine Achtung für sie gerade erhöht, aber du lieber Gott — was geht mich das alles an, solange es ihrem Manne recht ist!"

„Nun freilich, wenn du die Moral für nichts zählst!" rief Erika sehr erregt.

„Moral ...!" gab die alte Frau ungeduldig werdend zurück. „Laß mich zufrieden mit den großen Worten — es giebt keine absolute Moral; es giebt nur ein Recht des Stärkeren: das Recht der Gesellschaft!"

„So!" murmelte das junge Mädchen bitter; „so!"

„Nun freilich," fuhr die alte Gräfin gleichmütig zu philosophieren fort, „selbst die Natur ist ihr gegenüber nur eine tributpflichtige Vasallin — zahlt sie ihren Tribut, so ist alles in der Ordnung, die Gesellschaft drückt ein Auge zu; — besteht die Natur auf ihrem Recht der Gesellschaft gegenüber, ohne den Tribut zu zahlen, nun, dann sagt die Gesellschaft: Geh in die Wildnis und genieße deine selbstgeschaffenen Freuden, ich habe ja schließlich nichts dagegen, aber zu thun haben will ich mit dir nichts mehr! Gräfin Rheinsberg hat keine Lust, in die Wildnis zu gehen. Sie zahlt ihren Tribut, mehr kann man eigentlich nicht verlangen."

„Nun, jedenfalls beweist du mir klar und deutlich, daß ein Fehltritt weiter keine Bedeutung hat, solang man sich nicht ertappen läßt!" schrie Erika fast.

„Für die Gesellschaft allerdings nicht, für das Individuum unter Umständen eine sehr große," erklärte die Großmutter. „Ich für meinen Teil hätte es nie ertragen, darauf angewiesen zu sein, die Achtung meines Nächsten zu stehlen; etwas in meiner Erinnerung zu haben, das ich nicht öffentlich eingestehen könnte, wäre mir vorgekommen, als ob ich unter einem schönen Kleide unsaubere Wäsche trüge. Brr ...!" Sie schüttelte sich mit einer kleinen Gebärde des Ekels. „Aber mein Gott, das ist mir angeboren, Verdienst ist keines dabei, man ist tugendhaft zu seinem Privatpläsir, sonst ist man immer betrogen."

„Verdienst ist keines bei der Tugend," wiederholte Erika langsam.

„Nein," entschied die alte Gräfin, „es ist auch kein Verdienst dabei, sehr schön zu sein oder Genie zu haben — aber hübsch ist's, und zu viel einbilden soll man sich nicht darauf, sondern die Gnade, die einem zu teil geworden ist, einfach dankbar hinnehmen. Die Tugend ist der vornehmste sittliche Luxus, der einen wie jeder andere

Digitized by Google

Luxus um so besser kleidet, je weniger man schwerfällig Wert darauf legt."

„Das ist ja alles recht schön," murmelte Erika erbittert, „aber so, wie du mir die Tugend darstellst, ist sie in gewissem Fall nichts als eine Art Quintessenz der Selbstsucht — etwas, das sich zwischen uns und die höchste, hingebendste Nächstenliebe stellt!"

„Ach, laß mich zufrieden mit deiner höchsten hingebenden Nächstenliebe!" rief die alte Gräfin. „Das ist so ein Wort, hinter dem sich gewöhnlich Schmutz oder Verrücktheit versteckt. Du bist heute in einem so aufgeregten Zustand, daß man dir gar nichts begreiflich machen kann. Wenn du ein bißchen vernünftig wärst, so würdest du einsehen, daß — Moral hin oder her — wir vor allem anderen uns in die unserer Existenz gesteckten Grenzen fügen müssen. Die menschliche Gesellschaft ist wie ein Uhrwerk, sie geht jetzt so ziemlich gut — sie könnte gewiß besser gehen, aber endlich — sie geht. Ein Rädchen muß sich dem anderen unterordnen — will es seine eigenen Wege einschlagen, so bringt es das ganze Uhrwerk in Unordnung. So abscheulich es klingt, wird doch die kleinliche Sünderin, die ihre Fehler vor der Welt einfach verbirgt, weniger Unheil anrichten als die heroische Sünderin, die ‚irgend einem wohlthätigen Zweck zu Ehren' ihre Tugend preisgiebt und ihren Fehltritt vor aller Welt bekennt. Man kann einmal nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen! Ich glaube, ich sollte dir endlich die Sache klar gemacht haben!"

„Ja," murmelte Erika, „du hast mir bewiesen, daß die Tugend manches Mal kleidsam und immer praktisch ist; aber" — mit steigendem Affekt — „daß sie heilig ist, edel, wirklich bewunderungswürdig — das hast du mir entschieden wegbewiesen!"

„Dummheiten!" rief jetzt die Großmutter und verlor völlig die Geduld. „Laß mich zufrieden! Kremple dir die Welt um, wenn du's zu stande bringst und sie dir so, wie sie ist, nicht recht ist. Ich kann's nicht für dich besorgen. Du bist seit einiger Zeit unausstehlich. Ach, wenn du nur mit Goswyn verheiratet wärst, da würdest du dir gar keine solche Spinnen in den Kopf setzen!"

Bald nachher stand Erika auf und verließ das Zimmer. Als sich dann die Großmutter an die Thür des Schlafstübchens ihrer Enkelin heranschlich, war ihr's, als höre sie dieselbe schluchzen.

* * *

Die Prinzessin Dorothee ging mit kurzen, ungeduldigen Schritten in ihrem Salon auf und ab. Von Zeit zu Zeit blickte sie zum Fenster hinaus in das unfreundliche Berliner Märzwetter, auf große Haufen rechts und links von der Moltkestraße zusammengeschaufelten, sehr schmutzigen Schnees, in den rasch fallende Regentropfen, wie sich die Prinzessin ausdrückte, Blatternarben hineinbohrten.

Eine ganz kleine Unannehmlichkeit war der Prinzessin widerfahren. Sie war von Hof aus bei einer Galagelegenheit übersehen worden. Sonst hätte sie sich aus dergleichen nichts gemacht, ja, hätte die Sache naturgemäß auf ein Versehen des Obersthofmeisteramts zurückgeführt. Noch obendrein machte sie sich aus dergleichen nichts, ja, fand es geradezu lästig, bei solchen feierlichen Veranstaltungen mitzuthun. Heute aber beunruhigte sie die Sache. Anstatt ein Versehen des Obersthofmeisteramts in dieser Angelegenheit zu erblicken, witterte sie dahinter eine absichtliche Verletzung.

Sie begann ärgerlich in dem Gemach auf und ab zu gehen.

Warum war man denn so schauderhaft moralisch in Berlin? fragte sie sich verdrießlich; so aggressiv moralisch, tugendprotzig war der rechte Ausdruck. Überall anders ließ man doch die Leute auf ihre Manier selig werden, solange nur der äußere Anstand gewahrt blieb.

Was hatte sie denn Schlimmes gethan? Die Feistmantel hatte ihr's schon damals in Florenz auseinandergesetzt, daß die

Digitized by Google

Ehe, wie sie die Civilisation eingeführt hat, etwas durchaus Unnatürliches sei. Damals in Florenz hatte die ausgelassene und inmitten der sie umgebenden Verderbtheit doch noch rein verbliebene Prinzessin laut über diese philosophische Weltanschauung ihrer Erzieherin gelacht. Später, um Jahre später, hatte sie diese Theorie aus irgend einem Winkel ihres Gedächtnisses hervorgezogen, um sich vor sich selbst damit zu rechtfertigen — und kürzlich, erst gestern war's gewesen, als die Feistmantel, welche sich nun in Berlin etabliert hatte, wo sie in den besten Kreisen Klavierstunden gab, bei dem Frühstück, zu welchem Prinzeß Thee sie eingeladen, dieselben Theorien vorgebracht, da hatte die Prinzessin ihr heftig widersprochen, ja, ihr diese Theorien bitter verübelt — sie war grob geworden gegen die Feistmantel, hatte sie beinahe hinausgeworfen und sich im letzten Moment doch wieder hastig und fast demütig mit ihr versöhnt und sie schließlich mit einem ganz unmotivierten, sehr reichen Geschenk entlassen.

Es war bereits krankhaft. Alles bezog sie jetzt auf dieselbe Angelegenheit. Hinter dem philosophischen Vortrag der Feistmantel hatte sie einen niedrigen Versuch gewittert, sich bei ihr einzuschmeicheln. „Als ob die Feistmantel ahnen könnte ... Kein Mensch kann etwas ahnen ...!" wiederholte sie sich einmal um das andere — „kein Mensch!" Sie hielt ihr feines Batisttuch an den Mund und fing an, es mit den Zähnen zu zerreißen. „Im Grunde, was habe ich im Grunde so Schreckliches gethan?" fragte sie sich noch einmal. „Es giebt kaum eine wirklich hübsche, gefeierte Frau, die nicht mehr verbrochen hätte als ich!" Mit einemmal breitete sie ihre langen, schmalen Hände vor ihr Gesicht, und einen halb unterdrückten Wutschrei ausstoßend, rief sie: „Mein Gott, wenn es allen Frauen so viel Vergnügen macht wie mir?" Mitten in all ihrer Hohlheit und sittlichen Haltlosigkeit war ihr früher doch immer ein Hang zur Offenheit verblieben — ein Hang, dem sie rücksichtslos oft bis zur Geschmacklosigkeit, manchmal bis zur Grausamkeit gefrönt und der ihrem Wesen eine würzige Eigenart aufgeprägt hatte.

Aber jetzt war's aus damit, die lustige Unverschämtheit, die „Cranerie", mit der sie sich sonst noch in den unmöglichsten Situationen zu behaupten vermochte, war verschwunden — sie krümmte und bückte sich unter dem Gewand der Heuchelei, das so schwer auf ihr lastete.

Und warum das alles?

So allmählich war's gekommen aus Langerweile. Ein Mann, der brutaler war als alle anderen, hatte ihr den Hof gemacht mit grobem Geschütz, das ihrer Eitelkeit schmeichelte; er amüsierte sie, er brachte Abwechselung in ihr Leben; seine Großmut war verblüffend. Einmal, da er eine Wette an sie verloren, brachte er ihr eine Brillantrivière in einem Osterei.

Sie wußte, daß sich das nicht schickte, aber sie war es als Mädchen gewöhnt gewesen, Geschenke von Herren anzunehmen. Nebenbei hatte sie eine sehr große Vorliebe für Brillanten — und was das für Steine waren! eine Kette von Tautropfen, in denen die Morgensonne glänzt! Auch hatte er eine so übermütige Art, ihr das kostbare Ding in den Schoß zu werfen, als ob es rein nichts wäre.

Sie konnte nicht widerstehen — einmal zum wenigsten wollte sie das Halsband anthun. Auf dem nächsten Hofball trug sie's. Ihrem Gatten, der von dergleichen nichts verstand, erklärte sie, sie habe es um einen Pappenstiel aus dem Nachlaß eines Juweliers erstanden.

Sie hatte sich vorgenommen, es zurückzugeben — aber sie gab's nicht zurück. Von dem Augenblick hatte er sie in seiner Gewalt. Er lockte sie an sich, wie eine Katze einen Vogel an sich lockt, kleine, harmlose Konzessionen gewann er ihr ab, eine nach der anderen — und dann ... eines Tages — —

Ach Gott, wenn sie das jetzt ungeschehen hätte machen können!

Wenn man etwa die Qualen, welche sie von da ab durchs Leben schleppte, mit

Digitized by Google

dem Ausdruck Gewissensbisse bezeichnet hätte, so hätte man sich einer arg idealistischen Auffassung der Lage schuldig gemacht. Nein, Gewissensbisse fühlte sie keine, ihr sittliches Gefühl war gänzlich stumpf, nur einen großen Ärger über sich selbst, Wut darüber, irgend jemandem Macht über sich eingeräumt zu haben, gedemütigten Stolz und neben dem allen eine maßlose Angst, ertappt zu werden. Sie war bis ins Innerste feig. Was hätte sie nicht darum gegeben, wieder loszukommen. Im Grunde genommen war ihr die ganze Sache noch zu allem übrigen ungemein lästig. Zehnmal hätte sie bereits gebrochen, wenn sie sich nicht vor ihrem Liebhaber fast mehr gefürchtet hätte als vor ihrem Manne.

Ein Russe war's, fabelhaft reich, und bekannt in den Kreisen der Pariser Halbwelt, welche jahrelang seinen ganzen Umgang ausgemacht. Orbanow hieß er und wurde im Ausland allgemein mit einem Fürstentitel ausgezeichnet, der ihm eigentlich nicht zukam. Ein Mensch ohne jeglichen sittlichen Halt, von einer Brutalität, die, wenn er sich erhitzte, jede Grenze überstieg, von einer naiven Unkenntnis der westeuropäischen Schattierungen des point d'honneur und dabei mit geradezu verblüffendem persönlichem Mut ausgestattet, der seine schwankende Stellung immer wieder ins Geleis brachte.

Prinzeß Dorothee war davon überzeugt, daß er etwas Rücksichtsloses, ganz Unmögliches thun würde, falls sie sich von ihm zurückzöge.

Ach, wenn er sie frei gäbe!

Sie begann Luftschlösser zu bauen. Nie — nie wieder würde sie sich in ein derartiges Abenteuer einlassen. Es war ja alles erlogen, was in den Romanen stand — es gab nichts Häßlicheres auf der Welt als das. Sie hatte in ihrem ganzen Leben ein einziges Mal ein tieferes Gefühl gehabt, und das war für ihren Vetter Helmy; im übrigen war ihr eigener täppischer, beschränkter, durch und durch ehrenhafter und grenzenlos gutmütiger Gatte von allen Männern ihr der liebste. Er war vorläufig noch auf seiner Herrschaft in Schlesien verblieben, wo er sich bedeutend wohler fühlte als inmitten des großstädtischen Gesellschaftstreibens. Prinzeß Dorothee hatte es ihm in Berlin so ungemütlich zu machen gewußt, daß er stets so lange als möglich in Schlesien verblieb.

Heute sehnte sie sich nach ihm. Sie sehnte sich danach, daß er sie auf seine Knie nehmen sollte und in seinen starken Armen einlullen möchte wie ein müdes Kind — und danach, sich wieder einmal von ihm die Treppe hinaufschleppen zu lassen, die breite, flachgestufte Treppe seines alten Schlosses in Kößnitz, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe. Ja, gerade danach sehnte sie sich, seine stützende Kraft zu fühlen.

Ach, wenn sie frei wäre!

Sie würde Berlin den Rücken kehren, augenblicklich mit ihm nach Kößnitz ziehen. Es überfiel sie ein wahrer Hunger nach Kößnitz — nach dem Kalk- und Steingeruch der weiten Gänge, nach den luftigen, fast kahlen Zimmern, nach dem Wirtschaftshof mit seinem ungeheuren Misthaufen und den ihn rings umstehenden braunen Fachbauten. Wie malerisch das alles aussehen mußte jetzt im Schnee, denn dort in Schlesien lag der Schnee noch hoch. Sie wollte Schlitten fahren — ach, wie reizend, schwindelnd schnell! — der ganze zarte Körper warm eingepelzt und nur auf dem Gesicht den kalten frischen Winterhauch, vor ihr herschwirrend verwegenes Schellengeklingel und die lustig schnaubenden Rappen mit wehenden Mähnen und weit ausgreifenden, flinken, vornehm gebogenen Füßen — ringsherum der verschneite Wald, die Bäume wie versilbert, von feinen Krystallen umstarrt, und über dem bläulichen Schnee sich hinziehend die hellgrauen Schatten.

Ach, sie freute sich auf das Nachhausekommen, auf das Vesperbrot! denn das hatte sie sich fest vorgenommen, die vornehme Tageseinteilung gänzlich über den Haufen zu werfen: ein tüchtiges Mittags-

Digitized by Google

mahl um eins, Vesper um fünf, und um acht Uhr ein Abendbrot mit Wurst und heißen Kartoffeln — ja, heiße Kartoffeln in der Schale; seit ihrer Kindheit hatte sie die nie mehr bekommen, und dann auch saure Milch mit Schwarzbrot — wie sie sich auf die saure Milch freute!

Eine Hoffnung erfüllte sie. War das nicht Orbanow, den sie gestern in der Loge einer jungen Schauspielerin gesehen, im Hintergrund versteckt? Es war sonst nicht seine Gewohnheit, sich bei solchen Gelegenheiten zu verstecken — offenbar that er es aus Diskretion um ihretwillen.

Eine Erleichterung kam ihr plötzlich. Welche Gelegenheit, sich loszumachen! Sie brauchte ja nur eine leidenschaftliche Eifersucht zu heucheln, und dann konnte sie zurücktreten, ohne die Eitelkeit dieses gefährlichen und gewissenlosen Menschen aufgereizt zu haben. Sie fühlte sich plötzlich ganz leicht und heiter, ganz mit Hoffnungsseligkeit angefüllt.

Die Uhr schlug fünf. Die Stunde, wo sie sich zu dem vereinbarten Stelldichein verfügen sollte, war gekommen. Ohne ihrer Kammerjungfer zu klingeln, kleidete sie sich an; über einen sehr einfachen, dunkelgrauen Regenmantel, den sie sich für diese Gelegenheiten angeschafft und den sie immer selbst einschloß, warf sie einen leichten Pelz, dann setzte sie einen einfachen kleinen Hut auf und verfügte sich auf die Straße. Nachdem sie ein Weilchen zu Fuße gegangen war, bestieg sie einen Wagen und dirigierte ihn in ein Geschäft in der Potsdamerstraße. Kaum hatte sich das Gefährt in Bewegung gesetzt, so entledigte sie sich hastig ihres Pelzes, schnallte ihn mit unglaublicher Schnelligkeit in einen Lederriemen zusammen und band sich einen dichten Schleier doppelt ums Gesicht. Bei dem genannten Geschäft stieg sie aus, bezahlte den Wagen, kaufte eine Kleinigkeit, verließ es, um wieder ein paar Schritte zu Fuß zu gehen, worauf sie von neuem einen Wagen bestieg. Die Umständlichkeit, mit der sie die Sache anpackte, bewies bereits, wie außerordentlich ungeeignet sie für derlei am Abgrund hinwandelnde Vergnügungen geartet war. Die Schwindelfreiheit, welche zu solchen Unternehmungen nötig ist, fehlte ihr.

— — — — — — — — — — — —

Etwa um acht Uhr desselben Tages verließ Goswyn von Sydow eines der traurigen verräucherten grauen Häuser der Lützowstraße gegen den Potsdamer Bahndamm. Seit kurzem wieder nach Berlin versetzt, wo er jetzt Adjutant bei einer maßgebenden Persönlichkeit geworden war, hatte er einem kleinen Familienfest beigewohnt, das ein alter Freund von ihm zur Feier der Taufe seines ersten Sohnes — mit einem Töchterchen war er bereits gesegnet — veranstaltet hatte. Der Freund war der Sohn eines Beamten des alten Freiherrn von Sydow, ein begabter junger Mensch, der mit Goswyn, ehe sich ihre Lebenswege trennten, auf derselben Schulbank gesessen und seither stets im Verkehr mit ihm geblieben war. Selber fast gänzlich vermögenslos, hatte er ein armes Mädchen geheiratet, was ein dummer Streich war, den er unverantwortlicherweise nicht einmal bereute.

Die Familienfeier hatte sich den Umständen angemessen gestaltet. Außer dem Pastor, den Eltern und dem Täufling waren kaum sechs Personen anwesend gewesen, aber selbst die hatten Mühe gehabt, sich in den kleinen Räumen unterzubringen.

Die Temperatur war sehr hoch, die Luft leicht mit Kohlendunst geschwängert und mit einem Speisenduft, welcher aus der nahen Küche hervordrang. Die Hausfrau war etwas unruhig und verschwand vor dem Nachmittagskaffee mit Backwerk mehrmals, um mit dem Mädchen zu sprechen; die mit Sydow zusammen geladenen Gäste — nahe Familienmitglieder — lebten in Gesellschaftskreisen, welche allen seinen Gewohnheiten fern lagen. Unter den Umständen war es schwer, als Respekt einflößender Ehrengast nicht eine gewisse Unbehaglichkeit über seine Umgebung zu verbreiten, und war es geradezu ein Kunststück, sich wohl zu fühlen.

Digitized by Google

Goswyn hatte beides zu stande gebracht. Er besaß eine echte Soldatennatur, die sich in den unbequemsten Verhältnissen zurecht findet. Nicht einmal seine Schwerfälligkeit stand ihm im Wege. Anfangs war er sich zwar etwas zu groß vorgekommen; er wußte nicht, wie er seine langen Glieder rühren sollte, ohne etwas umzuwerfen und ohne eine verletzende Behutsamkeit an den Tag zu legen. Aber er hatte sich hineingefunden. Als nun, nachdem sich die anderen Gäste zurückgezogen, der Freund, ihm beide Hände auf die Achseln legend, gesagt hatte: „Bleib noch ein Weilchen, man sieht dich ohnehin wenig," war er geblieben, und als der Rechtsanwalt — diese Stellung nahm der Freund jetzt ein — ihm einfach erklärt: „Ich versteh mich nicht recht auf feines Kraut und hab infolgedessen dem Versuch entsagt, dir welches zu besorgen; aber wenn du deine eigenen Cigarren rauchen willst, so macht mir's nur Freude," da war es schließlich sehr gemütlich geworden. Sie hatten zusammen in dem Arbeitszimmer des Rechtsanwalts gesessen, in kräftig duftende himmelblaue Wolken eingehüllt, und hatten politisiert und besonders sehr viel über die inneren Zustände, den drohenden Socialismus und die destruktive Tendenz der modernen Litteratur gesprochen.

Der idealistische Rechtsanwalt, welcher gänzlich außer der Welt lebte und seine Existenz damit verbrachte, der Unschuld oder dem, was er dafür hielt, womöglich unentgeltlich zum Sieg zu verhelfen, äußerte mit Begeisterung allerhand Theorien, die man seiner Ansicht nach nur praktisch zu verwerten brauchte, um auf die leicht möglichste Art den Schäden der Gesellschaft beizukommen.

Goswyn, der trotz seines ausgiebigen sittlichen Idealismus ein sehr praktischer Kopf war und von einem etwas näheren Gesichtspunkt aus in die Welt hineinsah, fand die von seinem Freund in Vorschlag gebrachten Mittel zur Behebung verschiedentlicher Weltschäden nicht ganz so vertrauenerweckend, freute sich aber an der sympathisch anregenden Lebendigkeit des alten Jugendgenossen und an seiner anständigen Auffassung der Dinge. Als echte Deutsche tranken sie sehr viele Gläser Bier mitten zwischen ihre gegenseitig kundgegebenen Weltbeglückungstheorien hinein, sie schrien auch ein bißchen laut, besonders der Rechtsanwalt, bis ihm Goswyn die Hand auf den Arm legte und, sich nach der Thür des Nebenzimmers umsehend, ihm ein leises Pst zuflüsterte. Durch die Thür hörte man bescheiden und weich, ohne besondere Klangfarbe, aber voll anheimelnder Zärtlichkeit ein Liedchen summen. Es war die junge Mutter, die den Säugling in den Schlaf schmeichelte. Dann verstummte das Lied. Bald darauf trat die junge Frau herein, hübsch, frisch und mit der innigen Anmut, die jungen Müttern eigen ist, ihr zweijähriges kleines Mädchen auf dem Arm.

„Der Junge schläft schon," erzählte sie, „aber Winny kommt sich noch empfehlen."

Offenbar hatte sie Winny — sie war Sydows Patenkind und nach ihm Goswyna getauft worden — nur hereingebracht zum Bewundern, weil sie sie hübsch fand. Und Winny war auch entzückend in ihrem langen, weißen Nachtkleidchen, aus dem ihre dicken, weißen Ärmchen und zarten, rosabesohlten Füßchen hervorguckten, und mit ihrem zerzausten rotblonden Krauskopf. Als Goswyn sie, auf seine Patenschaft pochend, auf den Arm nahm, schmiegte sie sich mit der ganzen Zuthunlichkeit eines verschlafenen kleinen Mädchens an ihn, und von der Mutter aufgefordert, ihm den Grad ihrer Zuneigung zu beweisen, klopfte sie mit ihren winzigen warmen weichen Händchen zutraulich auf seinen breiten Schultern und glatt rasierten Wangen herum, worauf sie ihn schließlich umhalste und mit mehreren zärtlichen Küssen beglückte, die ihm darum nicht weniger schmeckten, weil sie ein wenig feucht waren. Dann rieb sie sich, schlaftrunken blinzelnd, die großen blauen Augen, die anfingen ganz klein zu werden, und seufzte bekümmert — er fuhr

Digitized by Google

ihr ein letztes Mal liebkosend über ihr zartes Gesichtchen und legte sie behutsam in die Arme der Mutter zurück.

Als er kurz darauf, nachdem er sich mit einem ritterlichen Handkuß von der jungen Frau verabschiedet, in die Straße hinaustrat, fühlte er etwas von dem sehnsüchtigen Mißbehagen, das auch den angenehmst situierten Junggesellen befällt, wenn er aus der warmen Atmosphäre eines völlig frischen, unentweihten jungen Eheglücks in seine nüchterne Einsamkeit zurückkehrt. Der Duft des Kindes war an ihm hängen geblieben, beständig fühlte er die dicken kleinen Arme um seinen Hals. Wie lieb das doch gewesen war!

Er hatte sich eine frische Cigarre angezündet und hielt sie jetzt nachdenklich in der Hand, ohne sie zu rauchen.

Es war doch etwas Schönes um so ein Heim!

Er dachte sich freilich das Zusammenleben mit seiner Frau anders. Seine Frau sollte etwas mehr für ihn sein als ein liebliches, stilles Hausgeistchen, das mit schlichter Anmut für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, allenfalls wußte, wohin er ein gescheites Buch verlegt hatte, und es ihm finden half, ohne es je selber aufgeschlagen zu haben, und das, nachdem es die Kinder zu Bett gebracht, mit einer Handarbeit in einem Winkel saß, während der Gatte mit einem Freund (etwas platonisch) das Weltall regierte.

Hm! ... freilich den Ansprüchen, welche er an seine Frau stellte, hätte so leicht keine entsprochen ... er kannte eine einzige, und die —

Konnte er nicht mit seinem Stolze fertig werden und noch einmal sein Glück versuchen ... Es schnürte ihm die Kehle zu. Nein, unter den Umständen konnte er nicht daran denken. Er würde es doch nie vergessen, daß man ihm einmal das Geld Erikas vorgerieben. Selbst wenn er im stande wäre, sich ihr Herz zu erobern, würde die Ehe doch mit einem Mißklang anfangen.

Wenn sie arm würde ...

Das Blut zuckte ihm plötzlich in allen Fingerspitzen, eine Art Jubel überkam ihn bei dem Gedanken, wenn irgend ein Unglück, eine Demütigung sie träfe, welches Entzücken, sie dann in seine Arme schließen, sie aufrichten, sie durch seine Liebe von neuem stolz und reich machen zu können! Sein Herz klopfte laut. Er blieb stehen, als ob er über etwas gestolpert wäre, dann ballte er die Faust. War er denn wirklich im stande gewesen, Erika aus alberner Selbstsucht ein Unglück zu wünschen? Wie aus einer Betäubung erwacht, blickte er um sich.

Da sah er knapp neben sich aus einem großen Hause mit mehreren Thoren ein Frauenzimmer huschen. Erst achtete er kaum darauf; mit einemmal schöpfte er tief Atem. Wie sonderbar, woher kam denn der eigentümliche Duft — das war ja das Parfüm seiner Schwägerin Dorothee. Er hätte geschworen, daß Dorothee in der Nähe gewesen sein müsse! Er sah sich nach allen Seiten um — es war niemand in der Straße als das Mädchen, welches soeben an ihm vorübergeschlüpft war — ein dürftig gekleidetes Mädchen mit einem Paket in der Hand.

Wie sie an ihm vorübergeschossen, war ihm nichts Besonderes an ihr aufgefallen, jetzt aber — von der Ferne glich die Person seiner Schwägerin — er hätte schwören können, sie sei's.

Schon dachte er daran, ihr nachzueilen, um sich zu überzeugen. Dann ärgerte er sich über sich selbst; ob sie's gewesen oder nicht, was ging's ihn an, er war doch nicht auf der Welt, um ihr nachzuspionieren.

Er wendete sich ab und schlug seinen Weg in entgegengesetzter Richtung ein, um ihre Spur zu verlieren.

Indem rannte er beinahe einen großen, bis an die Nasenspitze eingepelzten Mann um, der aus demselben Thorbogen getreten war wie die rätselhafte Frauengestalt. Die beiden Männer blickten einander in die Augen — Goswyn erkannte Orbanow.

Einen Moment blieben sie beide, von einer gewissen Befangenheit gelähmt,

Digitized by Google

stumm. Der Russe war der erste, welcher sich zurecht fand. „Mais bon soir," rief er mit großer Kordialität, „je ne vous remettais pas!"

Goswyn legte die Hand an die Mütze und ging an ihm vorbei.

Er hatte keinen Zweifel mehr.

— — — — — — — — — — — —

Den nächsten Morgen erwachte Dorothee von Sydow nach einem festen, erquickenden Schlaf mit sehr leichtem Herzen. Sie war frei! Es war alles prachtvoll abgegangen, sie hatte Orbanow erst eine Eifersuchtsscene gemacht, um seine Eitelkeit zu schonen, dann hatten sie sich fast lachend zu einer Trennung à l'amiable entschlossen, und dann, nachdem alles in Ordnung war zwischen ihnen, da war Prinzeß Dorothee von einer großen Lustigkeit befallen worden; sie hatte sich entschlossen, ihrer Liebe ein lachendes Begräbnis zu bereiten, und hatte sich ruhig zu dem für sie vorbereiteten Souper niedergesetzt, hatte ihre Austern, ihr paté de grives und ihren Champagner genossen, sich von Orbanow stark gewürzte Anekdoten erzählen lassen, hatte sich mit ihm verplaudert und war mit der Versicherung von ihm geschieden, daß sie sich bei keiner ihrer Zusammenkünfte so gut unterhalten habe wie bei dieser letzten. Sie hatten das beide fin de siècle gefunden und einander lächelnd den Rücken gekehrt.

Jetzt saß sie in ihrem Ankleidekabinett neben dem Kamin, oder wenigstens neben einem Ofen mit einer sehr großen Öffnung, in der man das Feuer sah — ein Möbel, wie es in Berlin den Kamin ersetzt. Sie kauerte behaglich in einem Sessel, war vom Kopf bis zu den Füßen in einen grauen, mit Silberborden und Pelz besetzten Schlafrock gehüllt, sah zum Verlieben hübsch aus und trank mit großem Appetit Schokolade aus einer mit Blumen bemalten Tasse von Berliner Porzellan. „Gott sei Dank, daß es vorüber ist!" sagte sie sich einmal um das andere.

Dann setzte sie die Tasse nieder, streckte und dehnte sich, rieb sich die Augen und schwelgte in dem Gefühl, eine drückende und beängstigende Last glücklich losgeworden zu sein. Nach und nach stellte sich die Reaktion bei ihr ein. Eine ganz kleine Verstimmung schlich sich in ihre Freude. So oberflächlich sie war, kam sie doch zu der Überzeugung, daß ihre nun abgeschlossenen Beziehungen zu Orbanow etwas mehr bedeuteten als einen bösen Traum.

Reue fühlte sie keine, aber nergelnden Ärger — sie hätte einen sehr hohen Preis dafür gezahlt, ungeschehen machen zu können, was nun doch geschehen war. Je nun. Sie seufzte — dann gähnte sie.

Die Sehnsucht nach ihrem Mann und Rößnitz war ihr geblieben; daß sie Berlin sobald als möglich den Rücken kehren wollte, stand bei ihr fest — heute abend, morgen spätestens wollte sie fort nach Schlesien und unangemeldet ihren Mann überraschen. Was er für ein erstauntes Gesicht machen, wie sehr er sich freuen würde! Sie klatschte in die Hände wie ein Kind. Plötzlich — nein, das war unerträglich; da kam das dumme, beklemmende Mißbehagen schon wieder! Würde sie denn nie vergessen können! Das war ja nicht zum Aushalten — schrecklich — und das alles wegen einer Thorheit, die ihr nie Freude gemacht. Sie biß sich in die Lippen, dann nahm sie ein feines japanesisches Papiermesser zur Hand und bog es so lange, bis es brach. Mit einemmal griff sie sich mit beiden Händen in ihre lockigen kurzen Haare und fing an laut zu schluchzen, eigentümlich hoch und dünn, daß es fast wie ein Kichern klang. Es ist merkwürdig, wie verwandt im Ton zumeist das Weinen und Lachen der Menschen ist! — Da ... die Thür des Gemachs hatte sich geöffnet ... ein großer, breitschulteriger Mann mit einem gutmütigen, schwerfälligen roten Gesicht trat ein. Sie sah auf, schrak zusammen, als ob unerwartet ein Donnerschlag an ihr vorüber gepoltert wäre. Der Eintretende heftete den Blick seiner kleinen, grauen Augen besorgt auf ihr feines verweintes Gesicht, dann rasch auf sie zuschreitend,

Digitized by Google

rief er: „Meine liebe kleine Thee — was um Gottes willen ist dir?"

Sie schlang ihre beiden Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn, wie sie sich nie an ihn geschmiegt hatte. Er drückte seine Lippen auf ihren Mund.

— — — — — — — — — — — —

Goswyn saß an seinem Schreibtisch, einem geräumigen Möbel, auf dem es etwas kunterbunt aussah, ein Buch in der Hand. Es handelte sich darin um den Feldzug von 1814, denjenigen unter allen Feldzügen Napoleons, der ihn am meisten interessierte. Dennoch blätterte er die Seiten sehr langsam um, ja hörte endlich ganz damit auf. Die Sache mit Dorothee war ihm widerwärtig — die Sydows hatten von jeher ebenso streng auf die Sitten ihrer Frauen als auf die Ehre ihrer Männer gehalten. Etwas wie das, worüber er nicht mehr im Zweifel sein konnte, war in ihrer Familie nie vorgekommen. Man hatte sich vielleicht bisweilen unter ihnen gelangweilt, aber die Augen hatte man vor niemand niederzuschlagen gebraucht.

Schon lange hatte er eine Ahnung von dem Stand der Dinge gehabt — seit gestern war er seiner Sache sicher.

Mußte er denn wirklich ruhig zusehen? Was sollte er anderes thun. Seinen Bruder aus allen seinen Himmeln zu reißen, wäre ihm an und für sich peinlich gewesen — den Angeber zu machen, war unmöglich. Nun ja freilich, ruhig zusehen mußte er. Er stampfte auf den Fußboden und ballte die Faust. Im selben Moment hörte er draußen eine bekannte, rauhe, herzhafte Stimme bei seinem Diener nach ihm fragen. „Otto! Was macht der in Berlin?" fragte er sich; „noch obendrein scheint er vergnügt." Er sprang auf — da öffnete sich die Thür, Otto stürzte herein, derb, vierschrötig, vor Glück strahlend. Er legte seine kurze, fleischige, leicht behaarte Hand auf die Schulter des Bruders und rief: „Na, wie geht's, oller Junge — siehst verteufelt verkatert aus, verträgst doch etwas — wo fehlt's?"

„Nirgends," erklärte Goswyn, indem er sich bemühte, sofort ein heiteres Gesicht zu machen.

„Alles in Ordnung?"

„Alles!"

„Na, um so besser! Bist wohl gewiß erstaunt, mich so plötzlich zu dir hineingeschneit zu sehen?"

„Allerdings!"

„Na — da ist ne janze Geschichte." Wenn Otto ins Feuer kam, sich irgendwie besonders gehen ließ, verfiel er leicht in den preußischen Jargon, der Goswyn im Gegensatz zu ihm gänzlich fremd war. Dabei ging er mit großen Schritten in dem nach militärischer Junggesellenmanier halb als Rauchzimmer, halb als Schreibstube eingerichteten Gemach auf und ab. „Es ist behaglich bei dir, Gos!" rief er, seine kalten roten Hände ineinander schlagend, um sie zu erwärmen; „aber der Teufel, man kann nicht sagen, daß du dir's allzu bequem machst; und ... welches Maß in der Dekoration! Keine einzige hübsche Dame an der Wand. Hm! hm! Bei mir hat's anders ausgesehen in meinen Junggesellentagen! Hm! hm!" Er blinzelte verfänglich mit seinen kleinen grauen Maulwurfsaugen. „Übrigens erinnere ich mich, daß man früher auch etwas anderes bei dir zu sehen bekommen hat als Rennpferde und Jagdscenen ... he, he! Was hast denn du mit deiner Schönheitsgalerie gemacht, Gos?"

„Habe alle meine Jugendsünden im Dutzend meinem Vetter Brock vermacht, der vor sechs Wochen Lieutenant geworden ist," erklärte Goswyn, den das thörichte Geplapper seines Bruders gerade heute ungewöhnlich verdroß.

„Ja so — hm! — du hast recht — ist nicht mehr zeitgemäß — bist auch schon ein alter Hase — kannst an vernünftigere Sachen denken!" Damit beugte sich Otto über den Schreibtisch des Bruders und versenkte sich in den Anblick von ein paar Photographien, die ihn schmückten. „Famoses Bild von der alten Lenzdorff!" rief er, „ganz famos!" — Dann: „Hier ist ja der Vater als junger Mann, dem seh ich ähnlich ... und da ist Onkel Goswyn,

Digitized by Google

der sagenhafte Familienheld, der in den dreißiger Jahren im Duell gefallen ist. Die alte Lenzdorff soll in ihn verliebt gewesen sein. Daß die überhaupt je verliebt gewesen sein soll! Und du sollst ihm ähnlich sehen — die Mutter sagte es immer. — O, das ist die Mutter!" Er nahm das bereits verblichene, in einen altmodischen Rahmen gefaßte Bild auf und trat damit an ein Fenster, um es näher zu betrachten. „Das ist das beste Bild, das von ihr existiert," sagte er, „es stand immer in ihrem Schreibzimmer. — Zu denken, daß du das je gewesen bist, der hübsche kleine Knirps im gestickten weißen Kleidchen, den sie auf dem Schoß hält, und ich der Junge in der kurzen Hose daneben — komisch ... aber es ist doch lieb, so eine junge Mutter mit ihren Kindern. Wie sie dich im Arm hält! sie hat dich immer vorgezogen ... Hm! Wo hast du das Bild her?"

„Ich habe es von der Mutter geschenkt bekommen als junger Offizier. Sie hat's mir gebracht, als sie mich besuchte in meiner ersten Garnison.

„Ja, damals warst du verwundet, nach einem Duell," sagte Otto.

„Ja, sie kam, mich zu pflegen."

„Ja, ja — wie viel dumme Streiche du auf dem Gewissen hast! Eigentlich warst du viel ärger als ich, man sieht dir's gar nicht mehr an — aber" — mit einem Blick auf den Knirps im gestickten weißen Kleid — „ich gäb was drum, wenn ich so einen Jungen hätte! Das ist das einzige, was ich der Thee ernstlich verübele, daß sie mir keine Kinder geschenkt hat. Na, es ist ja noch nicht aller Tage Abend." Damit stellte er das Bild wieder an seinen alten Platz und zwar mit einer zärtlichen Behutsamkeit, die ihm sonst nicht eigen war und die Goswyn rührte. Was konnte Otto denn eigentlich dafür, daß er ein wenig schwach im Kopf war, ein prächtiger Kerl war er doch — schade um ihn!

Mit der Tappigkeit, die Ottos hervorragendste Eigenschaft war, that dieser übrigens sofort sein möglichstes, um die günstige Stimmung des Bruders wieder zu verscheuchen.

„Und von der jungen Lenzdorff hast du kein Bild?" fragte er, sich auf dem Schreibtisch umsehend.

„Ich werde wohl irgendwo eins haben," erwiderte Goswyn ausweichend. Freilich hatte er eines von ihr, ein reizendes Bild, das sie in ihrer holdesten Frühlingsblüte darstellte — aber das bewahrte er hinter Schloß und Riegel wie einen Schatz, damit nur ja kein profanes Auge dasselbe streife.

„Wie du das sagst!" entgegnete Otto. „Es war doch ehemals eine Flamme von dir, ein famoses Mädel, nur zu viel Raupen im Kopf — mir war sie immer ein wenig ‚zu hoch', aber für dich hätte sie gepaßt. Ich begreife nicht recht, warum du nicht zugegriffen hast —!"

„Na, das geht mir denn doch ein wenig gegen den Strich!" fuhr Goswyn auf. „Thu doch nur nicht so, als ob du nicht wüßtest, daß ich von Erika Lenzdorff einen Korb bekommen habe!"

„Du!" rief Otto etwas verblüfft, die Stirn in horizontalen Runzeln klein ziehend. „Ja richtig, ich habe einmal so etwas gehört, aber das war ja vor hundert Jahren. Verzeih mir, Gos, aber den Korb von einem achtzehnjährigen Mädchen, den braucht man nicht ernst zu nehmen, besonders nicht von einem Mädchen, das dich stets mit so zärtlichen Augen angeblickt hat wie die junge Lenzdorff. Ich bitte dich — sie ist ja heute noch zu haben — der Teufel, warum versuchst du's denn nicht ein zweites Mal? Geniert dich vielleicht das Intermezzo mit dem alten Engländer? Dummheiten! — ihr seid ja wie füreinander geschaffen — ein schönes Vermögen hat sie auch —"

„Otto, um Gottes willen, du bringst mich außer Rand und Band!" schrie jetzt Goswyn. „Könntest du dich nicht vielleicht vernünftig niedersetzen, anstatt auf und nieder zu stapfen wie ein Löwe im Käfig, oder auf meinem Schreibtisch den alten Krimskrams zu untersuchen, den du schon auswendig kennen mußt! Erzähl

Digitized by Google

mir doch lieber, wie du da plötzlich in Berlin auftauchst, wo dich kein Mensch erwartet hat? Willst du nicht rauchen?"

Otto steckte sich eine Cigarre an und setzte sich folgsam, wie er sich, eine wichtige Gelegenheit ausgenommen, seinem Bruder gegenüber immer gezeigt hatte, in einen Lehnsessel. „Ja, wie ich herkomme?" begann er genau so wie vor einer viertel Stunde. „Das ist ne janze Geschichte —"

„Das hast du mir schon einmal gesagt," grollte der heute außerordentlich gereizte Goswyn.

„Je nun, so sei doch nicht so ungeduldig, ich bin einmal ein bißchen weitschweifig," gestand Otto. „Na, du weißt, es war die letzte Zeit nicht so alles in Ordnung zwischen mir und der Thee. Hm! hm! — Es sind immer beide im Fehler, wenn sich zwei Eheleute nicht vertragen. In der Stadt ging's schon gar nicht zusammen — was willst du, ich bin nun einmal fürs Landleben gemacht — dieses Herumstehen in den Stuben, in denen man immer jemandem auf die Schleppe tritt und nichts Ordentliches zu essen bekommt, und nicht ordentlich atmen kann, ist mir gräßlich — unterhalten kann ich mich mit niemandem, ich sage immer nur Dummheiten; der Thee war das zuwider, und schließlich sind wir überein gekommen, daß es das beste sei, ich bleibe zu Hause, während sie sich in der Stadt ein wenig zerstreut. Sie kam mir dann immer frischer und zufriedener zurück. Ich weiß, daß viele mein System verurteilt haben; jedem seine Ansicht — aber ich habe meine Erfahrungen. Ein nervöses Pferd darf man nicht quälen — Luft lassen ist die Hauptsache. Na, aber heuer dauerte mir die Geschichte doch ein wenig zu lange — sie schrieb so selten — und dann, es war so etwas Zerfahrenes in den Briefen — kurz —" er fing plötzlich an verlegen zu lachen — „ich hatte mir Spinnen in den Kopf gesetzt — und da, ganz unangemeldet erschien ich diesen Morgen in Berlin — und weißt du, wie ich sie finde, die arme Thee? — ganz sittsam beim Kamin sitzend, in Thränen. Denke dir, Gos. Ich erschrecke natürlich und — und tröste sie, wie ich kann — dann, wie ich sie ein wenig beruhigt habe, frage ich sie, was ihr fehlt. Heimweh, Gos! — denke nur, Sehnsucht — na, Sehnsucht nach dem Nest, nach dem plumpen Bären, der ihr endlich doch näher steht als alles andere auf der Welt — sie machte mir Vorwürfe, daß ich sie vernachlässigt hätte in der letzten Zeit, daß ich nicht einmal in meinen Briefen den Wunsch geäußert, sie wiederzusehen. Sie sei fast im Begriff gewesen, mich ungebeten in Kößnitz zu überraschen, aber dann ... geniere man sich schließlich doch, sich einem Mann an den Kopf zu werfen, der gar nichts von einem wissen will. Eifersüchtig ist sie auch gewesen, armer Narr! — kurz, es war ein kolossales jegenseitiges Mißverständnis, und das Ende war, daß sie mich gebeten hat, aber wirklich wie ein Kind gebettelt, ich möge sie mitnehmen nach Kößnitz, sie wolle gerade jetzt mit mir ein paar Wochen janz einfach auf dem Lande verbringen. Ach, wie sie sich darauf freut, wie sie mir unser zukünftiges Leben beschrieb! — und süß sah sie dabei aus. Ich schlug ihr vor, daß ich ein paar Tage voraus reisen wolle, um alles für sie vorzubereiten — davon aber wollte sie durchaus nichts hören, sie klammerte sich an mich, rein als ob sie erst acht Tage verheiratet wäre. Was hast du denn, Gos?" denn Goswyn war an ein Fenster getreten, wo er, dem Bruder den Rücken kehrend, seine etwas scharf gebogene Nase gegen die kalten Scheiben drückte.

„Ja, was soll ich haben?" fragte Goswyn nach einer unerquicklichen Pause gezwungen.

„Zu was stehst du denn dort am Fenster und rührst dich nicht, als ob dich das rein nichts anjinge, was ich dir hier erzähle ..."

„Verzeih, ich sah nur gerade hinaus ... ein Straßenauflauf — ein Droschkengaul, der gestürzt ist," murmelte Goswyn.

„Ja, wenn dich jedes Mistvieh auf der Straße unten mehr interessiert als das,

Digitized by Google

was mir am nächsten zu Herzen geht, dann habe ich mir freilich den Mund ganz vergeblich trocken geredet. Aber ich weiß, was es ist. Du warst immer ungerecht gegen Thee, hast sie nie verstanden — was man nicht heben kann, muß man liegen lassen. Adieu!" Damit hatte Otto nach seinem Hut gegriffen und segelte auf die Thür zu.

Goswyn überwand sich; was ging's ihn schließlich an, ob sein armer Bruder in einer Täuschung sein Glück fand — so, wie die Sachen lagen, mußte sein erstes Bestreben sein, ihn nicht in dieser Täuschung zu stören. Er legte ihm die Hand auf den Arm und rief gutmütig: „Otto, mach doch keine Dummheiten! Willst du's wirklich einem vertrockneten Junggesellen übel nehmen, wenn er an ... deinem Glück nicht gleich so innigen Anteil nimmt, wie er eigentlich sollte? Unsereins steht dem allem so fern ..."

Ottos Stirn glättete sich. „Ich war thöricht," gestand er. „Nun freilich, armer Gos — ich hätte dich eigentlich gar nicht mit meinem ausführlichen Bericht quälen sollen. Siehst du, ich gäbe was drum, wenn du auch schon dein Ziel erreicht hättest. Na, du brauchst nicht die Stirn zu runzeln, ich rede mit niemandem darüber — aber 's ist doch das Schönste auf der Welt!"

„Ja, ja, Otto — nun, und wann wollt ihr fort?"

„Morgen — ein paar Wochen bleiben wir in Kößnitz, und dann machen wir zusammen irgend eine Reise. Ich bin zu dir gekommen, dich zu fragen, ob du nicht heute mit uns essen wolltest — um drei, damit wir doch noch ein wenig gemütlich beisammen sein können. Verteufelt kalt hast du's hier — läßt du immer so wenig heizen? Dorothee läßt dich ganz speciell bitten."

„So — Dorothee läßt mich bitten?"

„Gos!"

„Gut, ich komme — habe noch etwas zu besorgen — in einer halben Stunde bin ich bei euch." Damit trennten sie sich.

— — — — — — — — — — — — —

Es war um wenige Stunden später. Goswyn hatte sich pünktlich eingefunden zum Lunch und tapfer sein möglichstes gethan, die Stimmung nicht zu verderben. Sie saßen miteinander vor dem kaminartigen Ofenloch in einem kleinen Salon, in dem sie den Kaffee genommen hatten, Goswyn und sein Bruder. Das Licht fing an glanzlos zu werden, ohne daß die Dämmerung noch irgend etwas verschleiert hätte. Das Kaffeezeug stand noch auf einem kleinen niedrigen türkischen Tisch zugleich mit einer halbgeleerten Flasche Cherry brandy und mehreren Gläschen.

Dorothee war soeben ausgegangen, um ihre Tante Brock von ihrer unvorhergesehenen Abreise zu benachrichtigen und sie zu bitten, ein paar Abschiedsvisiten für sie zu machen. Sie war Goswyn mit so heiterer Unbefangenheit entgegen gekommen, daß er erst nicht begriff, dann grübelte, dann sich schließlich einzureden trachtete, daß er sich geirrt und die Person, die er für Dorothee Sydow gehalten, eine ganz andere gewesen sei.

Noch nie hatte er Dorothee so schlicht, so wirklich liebenswürdig gefunden. Sie streckte ihm ohne Umschweife die Hand zur Versöhnung hin, machte nicht ohne Bitterkeit Anspielungen auf ihre sehr schlechte Erziehung, erzählte ein paar Anekdoten mit großer Anmut und einer gerührten Weichheit in der Stimme, die Goswyn früher nie an ihr wahrgenommen, und schmiegte sich an Otto wie ein krankes Kind.

„Wir werden von vorn anfangen, ganz von vorn," sagte sie immer wieder; dann setzte sie hinzu: „Und wenn Gos endlich vergessen hat, daß ich früher ein boshaftes Scheusal war und daß er mich nicht leiden konnte, dann besucht er uns in Kößnitz — nicht wahr, Gos? Du sollst sehen, wie ich dir's dort behaglich mache. Du hast mich ordentlich gehaßt, oder war ich dir's nicht einmal wert, war ich dir nur einfach zuwider, wie einem Raupen und Spinnen zuwider sind? Es hat mir fast den Anschein. Ich hab dich gehaßt, das sag ich ehrlich. Ich hatte

Digitized by Google

nämlich immer das Gefühl, als ob ich mich vor dir schämen müßte, und das ist sehr unbequem." Dann kam wieder dasselbe kichernde, silberne Lachen mit etwas Gerührtem drin, dann wischte sie sich die Thränen aus den Augen und verschwand aus dem Zimmer, um bald darauf, zu dem geplanten Besuch ihrer Tante ausgerüstet, frisch und reizend in einem Kapotthütchen und einer Boa aus leichtem durchsichtigem Pelz zurückzukehren. Sie küßte ihren Mann noch zum Abschied zweimal hintereinander sehr zärtlich und reichte Goswyn die Hand. „Find ich dich noch, wenn ich zurückkehre, Gos?" fragte sie ihn und huschte davon.

„Sie ist doch einzig," murmelte Otto vor sich hin. „Hm! — und zu denken, daß ich manchmal als Junggeselle mir einbilden konnte, das Leben zu genießen! Aber es ist doch etwas ganz anderes — so ganz anderes!"

Die Thränen standen ihm in den Augen, er wischte sie sich mit dem Rücken seiner kurzen, tatzenartigen Hand ab.

Kurz darauf hörte man an der Thür draußen schellen. „Ein Besuch — der Teufel!" brummte Otto. Goswyn sah sich nach seinem Säbel um, den er in eine Ecke gestellt hatte.

Aber es war kein Besuch. Die Jungfer Dorothees trat ein. „Es ist eine eingeschriebene Sendung an Ihre Durchlaucht gekommen," meldete sie, „vielleicht unterschreibt der gnädige Herr den Empfangschein."

„Geben Sie her, Jenny."

Sydow unterschrieb und dann sagte er: „Geben Sie mir das Paket, damit ich's für meine Frau aufhebe!"

Die Jungfer übergab es ihm; es befand sich in einem dicken, versiegelten Briefumschlag.

Eine schreckliche Ahnung durchfuhr Goswyn beim Anblick desselben — sofort hatte er erraten, um was es sich handelte. Wenn es seinem Bruder einfallen sollte, das Paket zu öffnen! Es hatte nicht den Anschein, Otto legte es einfach auf den Schreibtisch der jungen Frau, ein kleines, zierliches, unpraktisches Möbel, mit verbogenen Füßen und einer Meißener Porzellangarnitur, dunkelblau mit Blumenmedaillons. Goswyn atmete auf. Er wurde plötzlich sehr gesprächig, er redete von der neuesten politischen Verwickelung, erzählte die letzte Anekdote, welche der „Fürst" unlängst zu Hause bei sich zwischen zwei Gläsern Bier zum besten gegeben, von der großen Frömmigkeit der Gräfin Waldersee, von den vier prachtvollen Pferden, welche kürzlich der Sultan an den Kaiser geschickt.

Otto saß mit dem Rücken gegen das verhängnisvolle Päckchen. Es entging Goswyn nicht, daß er immer einsilbiger und einsilbiger wurde und seinen gutgemeinten Zerstreuungsversuchen nicht mehr folgte.

Wenn sie nur schon zurückkehrte, dachte Goswyn bei sich. Die Sache lag klar vor ihm. Daß das soeben angelangte Päckchen Dorothees Briefe an Orbanow enthielt, stand bei ihm fest. Offenbar hatte er sich am gestrigen Abend nicht geirrt. Es war Dorothee gewesen, die an ihm vorübergestreift — aber offenbar kehrte sie von einer letzten Zusammenkunft nach Hause. Die Sache, so häßlich sie gewesen, war vorüber, Dorothee war froh, daß sie vorüber war, da sie sich für aufregende und mit einer gewissen Gefahr verbundene Heimlichkeiten nicht geschaffen fühlte.

Da fing Otto an in kurzen Zügen zu atmen, als wittere er etwas Bedenkliches in der Luft. „Sonderbar!" sagte er, „was ist denn das für ein komischer Geruch? Wenn's nicht zu dumm klänge, würde ich sagen, es rieche nach Dorothee."

„Das ist kein Wunder," erklärte Goswyn, „da sie vor kaum einer halben Stunde das Zimmer verlassen hat."

„Hm! aber ich hatte es doch früher nicht bemerkt," erklärte in plötzlich gereiztem Ton Otto, und sich mit einer jähen Bewegung dem Schreibtisch zuwendend, sagte er: „Es ist das verdammte Paket!"

„Wahrscheinlich enthält's irgend eine

Digitized by Google

Kleinigkeit, die Dorothee bei einer Freundin vergessen hat."

Aber Otto hatte bereits nach dem Päckchen gelangt. Er drehte es nach allen Seiten um. „Das Siegel kenne ich — ein Würfel mit der Devise va banque — das ist das Siegel Orbanows!" Sein Atem kam schwer. „Was kann ihr denn Orbanow zu schicken haben?"

„Irgend eine politische Broschüre — ich begreife eigentlich nicht recht, wie dich das interessiert," murmelte Goswyn.

Noch einmal drehte Otto das Paket zwischen den Händen. Schon wollte er es auf den Schreibtisch zurücklegen — dann im letzten Moment nahm er es an sich, und ehe sich's Goswyn versah, hatte er es mit einer raschen Bewegung aufgerissen. Etwa ein Dutzend Briefchen, lauter kurze Billete in der kindischen Handschrift Dorothees, glitten daraus hervor, zu oberst lag ein Billet Orbanows. Ottos Augen hefteten sich darauf, starr, glasig — er begriff noch immer nicht. Dann plötzlich mit einem Schrei reichte er den in seiner Hand zerknitterten Brief Orbanows dem Bruder, während er sich mit seiner anderen Hand das Gesicht bedeckte.

Eine dumpfe, brütende Stille folgte. Goswyn behielt das Blatt in seiner Rechten, ohne es anzusehen. Was brauchte er zu wissen, was drin stand, ihm war's nicht darum zu thun, neugierig in dem Schmerz und der Schmach seines Bruders zu wühlen.

Nach einer Weile hob Otto, der indes, den Ellenbogen auf dem Knie, die Hand vor dem Gesicht, regungslos dagesessen hatte, den Kopf. „Nun, was sagst du?" rief er schneidend. „Einen solchen Tölpel wie mich findest du in der Welt nicht mehr, was? So sag's doch! ... Ach, du hast das Billet nicht gelesen, Goswyn! ... Was machst du für ein Gesicht, Goswyn? ... Du hattest's gewußt ... O mein Gott — mein Gott!" und der starke Mann schlug sich jetzt beide Hände vors Gesicht und schluchzte röchelnd, heiser.

Goswyn wurde unheimlich zu Mut, er hatte den Bruder seit dessen Kinderjahren nie mehr weinen sehen. Wenn er getobt hätte, so wäre es Goswyn lieber gewesen. Aber nein, er weinte — unbeholfen mühsam, krampfhaft, wie ein Mensch, der das Weinen eigentlich längst verlernt hat, er empfand die ihm angethane Schmach nur als einen zermalmenden Schmerz.

Es dauerte nicht lange, dann nahm er sich zusammen, beschämt ob seiner Schwäche. Er wendete sich ab, um sich die Augen zu trocknen. Als er Goswyn von neuem sein Gesicht zukehrte, war dasselbe auffallend ruhig.

„Du hast es gewußt — seit wann hast du's gewußt?" Er knüllte sein weißes, roturändertes Taschentuch krampfhaft in seiner Faust zusammen.

„Ich hab nichts gewußt," erwiderte Goswyn.

„Nein, gewußt hast du nichts! Du lieber Himmel, wer weiß denn je etwas in solchen Fällen!" rief Otto. „Aber vermutet hast du's — nicht wahr?"

Goswyn schwieg.

„Könntest du mir vielleicht gefälligst mitteilen, wie viele Menschen in Berlin — es vermuten?"

Goswyn biß sich die Lippen. Was konnte er antworten! Nach einer Weile hob er an: „Otto ... ich hätte alles in der Welt drum gegeben, wenn du das nicht erfahren hättest!"

„So!" unterbrach ihn Otto heiser, fast brüllend, „du hättest mich durchs Leben gehen lassen wohlwollend herumgrinsend, lächerlich, mit einem Makel am Leib, nach dem die Leute heimlich mit den Fingern zeigen, und hättest mich auf diesen Makel nicht aufmerksam gemacht? — Goswyn!" Er war aufgesprungen, auch Goswyn hatte sich erhoben. Die Brüder standen einander gegenüber vor dem Kamin, in dem die rote Glut langsam in grauer Asche erstarb.

„Ich hätte jedenfalls versucht, Dorothee Gelegenheit zu bieten, ihre Schuld zu sühnen. Sie war auf dem besten Weg," sagte Goswyn, „die Resultate ihres Leichtsinns hatten sie mit panischem Schrecken erfüllt, das Abenteuer war ihr offenbar

von Anfang an eine Last. Du siehst, wie sie aufatmet, weil's vorüber ist. Man muß sie nehmen, wie sie ist. Diese Begebenheit hat für Dorothee weniger Bedeutung als für irgend eine Frau, die ich kenne. Sie hat ihr nicht in die Seele gefressen. Es ist nichts in ihr zurückgeblieben davon als eine heilsame Angst, von vorn anzufangen!"

Unter seinen zusammengezogenen blonden Brauen blickte Otto mißtrauisch zu seinem Bruder hinüber. War das Goswyn, der so sprach — Goswyn, der schroffe, in Ehrensachen so unbeugsame, spröde Goswyn?

Ja, es war Goswyn — es ließ sich nicht leugnen, daß es Goswyn war.

„Und ... und du denkst ... daß ich verzeihen sollte," murmelte Otto halblaut, heiser, unsicher, als schämte er sich, die Worte auszusprechen.

„Wenn du es über dich gewinnen könntest!"

Otto bückte sich nach den Briefen, die auf die Erde gefallen waren. Er nahm sie auf, heftete die Augen auf einen davon. „Viel Zärtlichkeit spricht nicht aus diesen Zeilen, das muß ich sagen ...!" Er ließ die Hand, welche das Päckchen Briefe hielt, an seiner Seite niedergleiten.

„Noch einen Rat würde ich dir geben," sagte Goswyn mit einer Kälte in der Stimme, die er nicht zu bemänteln vermochte. „Wenn du verzeihst, so mußt du die Seelenstärke haben, ganz und voll zu verzeihen. Wenn du verzeihst, so wirf diese Briefe ins Feuer — Dorothee darf nie erfahren, daß du etwas weißt!"

„Ja," murmelte Otto dumpf. Mit einemmal trat er knapp vor Goswyn hin und ihm voll in die Augen sehend, zischte er: „Hättest du verziehen?"

Goswyn fuhr zusammen — er hatte keine Antwort bei der Hand. „Ich — ich hätte Dorothee nie geheiratet," murmelte er ausweichend.

„Ich versteh," röchelte Otto. „Du hättest nie verziehen, aber für den dummen Otto ist's gut genug!"

Wieder folgte eine dumpfe, unheimliche Pause. Mit einem kurzen schnaubenden Laut hatte sich Otto von dem Bruder abgekehrt. Eine Weile gönnte ihm Goswyn, sich zu sammeln, dann trat er auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Nimm's nicht so krumm, Otto — ich mag wohl Dummheiten gesprochen haben — ich bin nicht recht klar, weiß selber nicht, wo mir der Kopf steht."

„Kein Wunder!" grollte Otto, „die Situation ist für dich etwas neu — in unserer Familie ist so etwas noch nicht vorgekommen. O mein Gott!" — er schlug die beiden Fäuste vor die Stirn — „zu denken, daß mir das passiert ist, dasselbe, wofür ich so viele andere ausgelacht habe! Ich begreif's noch immer nicht! Es will mir nicht in den Kopf! Ich war wohl manchmal eifersüchtig — so in die Luft hinaus; aber daß ich nur einen Augenblick wirklich geglaubt hätte ... nie ... nie!"

„Otto!"

„Nun was?"

„Da du es nicht über dich gewinnen kannst, zu verzeihen ..."

„Da ich es nicht über mich gewinnen kann ..." wiederholte Otto mit gesenktem Kopf.

„So mußt du wenigstens der Sachlage ruhig ins Gesicht sehen und dir klar darüber werden, was du eigentlich willst!"

„Klar werden ... darüber, was ich eigentlich will ..."

„Hast du die Absicht, dich scheiden zu lassen?"

Otto stand still, ohne sich zu rühren. Goswyn legte ihm die Hand auf die Schulter. Otto entwand sich seiner Berührung. „Laß mich, Gos!" stieß er hervor, „und ich bitte dich, geh!"

Da schlug die Pendule auf Dorothees Schreibtisch fein und schwirrend, es klang fast wie Dorothees Stimme. Goswyn sah sich um — sechs Uhr. Für sieben war er zum Diner bei einer hohen Persönlichkeit geladen, so gut wie befohlen, die Möglichkeit einer Absage nicht vorhanden. Es war hohe Zeit, nach Hause zurückzukehren, um seinen Anzug der Ge-

Digitized by Google

legenheit entsprechend zu wechseln. Es widerstrebte ihm, Otto allein zu lassen.

„Ich muß jetzt fort," erklärte er „aber ich bitte dich, komm mit mir, es ist ohnehin besser, daß du jetzt nicht mit Dorothee zusammentriffst, und die frische Luft wird dir gut thun, du wirst zu dir kommen!"

„Weshalb soll ich zu mir kommen?" sagte Otto matt und mit unsäglicher Bitterkeit. „Damit ich noch klarer sehe als jetzt? Ich sehe genug — mehr als du sehe ich — du würdest dich wundern, wie weit ich sehe. — Aber geh, ich bitte dich! Weißt du ... sie muß zurückkommen, in wenigen Minuten muß sie da sein! Geh! — Es wäre mir schrecklicher, als ich dir's sagen kann, sie wiedersehen zu müssen vor dir. Du brauchst gar nichts mehr zu sagen, ich weiß, daß du zu mir stehen würdest durch dick und dünn! So — gieb mir die Hand — ich werde nichts thun, was unser unwürdig wäre, ich verspreche dir's — und jetzt geh!" — —

Goswyn war fort, aber Dorothee war noch nicht zurückgekehrt. Otto saß jetzt allein neben dem Kamin, in dem das Feuer verglommen war. Er konnte es noch immer nicht begreifen, was ihn betroffen. Es lag auf ihm wie ein fürchterlicher Druck, den er hätte abstreifen mögen — aber wie? Irgend einen Ausweg suchte er, irgend eine Lösung — aber er konnte keine finden.

„Verzeihen!" Das Wort klang ihm im Ohr und die Wangen brannten ihm. Wie hatte Goswyn es gewagt, ihm so etwas zuzumuten! Nein, das war unmöglich! Scheiden lassen, damit ihr Name durch die Gosse geschleift würde, damit es in allen Zeitungen steht, daß ich „ein Esel war", murmelte er. Er stampfte mit seinem wuchtigen Fuß auf die Erde. „Nein — nein!"

Also? Was sonst?

Er konnte Orbanow fordern und Dorothee mit einer Apanage in die Welt hinausjagen als ungeschiedene, von ihrem Manne getrennt lebende Frau — das wäre das Korrekteste, das, was die Welt von ihm in diesem Fall erwartete. Es schüttelte ihn plötzlich wie im Fieberfrost. Sie hinausjagen in die weite Welt, ohne Schutz, ohne Stütze, ohne inneren Halt, bildschön, wie sie war, den Insulten der Frauen, den Huldigungen der Männer preisgegeben, auf daß sie von Stufe zu Stufe sinken mußte, tiefer, immer tiefer, ohne eigentliche Freude an der Schlechtigkeit, nur aus Langerweile, aus Verzweiflung! — Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. — Das wäre das Korrekteste — nur ... Und plötzlich stieß er einen Laut aus, von dem man nicht wußte, ob es Lachen oder Schluchzen war, nur — so weit kannte er sich — solange er sie auf der Welt wußte, würde doch früher oder später der Moment kommen, wo er es nicht länger aushalten konnte ohne sie. Und dann — dann würde er ihr nachlaufen weiß Gott bis wohin, und würde sie doch in die Arme schließen ... ja — dann, wo sie noch viel, viel schlechter wäre als jetzt — ja.

Und wieder klang's ihm durch die Seele: „Verzeih!" und wieder sträubte sich alles in ihm dagegen. Das Päckchen Briefe, welches er an seiner Brust versteckt, drückte ihn. Goswyn hatte gut sagen, daß Dorothee nie davon erfahren dürfe, daß das Päckchen in seine Hände geraten sei — sie würde doch danach fragen. Ach — er biß sich in die Lippen — nie durfte er so etwas überhaupt in Erwägung ziehen — er durfte nicht verzeihen!

Die Last auf seiner Brust wurde immer schwerer. Mit einemmal wurde er sehr müde, eine Anwandlung von Schläfrigkeit überkam ihn. Da, was war das — das Rauschen eines weichen Gewandes. Die Thür öffnete sich. Im Rahmen der Portiere, von der sinkenden Dämmerung halb verwischt, zeigte sich die hohe biegsame Gestalt Dorothees.

Sie war da, und er hatte noch nichts beschlossen — nichts.

Er regte sich nicht.

„Gos nicht mehr hier?" fragte sie unbefangen mit ihrem feinen zwitschernden

Digitized by Google

Stimmchen. Er wollte den Zorn in sich wach rufen gegen sie — er sagte sich, daß er sie schlagen solle — umbringen. Aber er war wie gelähmt, er konnte sich nicht rühren. Er zitterte an allen Gliedern. Sie merkte es nicht und die Dämmerung verwischte seine Züge.

„Um so besser,“ rief sie, „ich freue mich auf einen recht gemütlichen Abend mit dir! Willst du ganz nett sein, Otto? Komm jetzt mit mir zu Uhl zum Essen, und dann gehen wir zusammen ins Theater. Willst du?“

Sie kam auf ihn zu. Er hatte sich aufgerichtet. Ein Hauch von Jugend und süßer, frischer Weiblichkeit schlug ihm ins Gesicht. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und schmiegte sich an ihn. „Willst du?“ murmelte sie noch einmal, „willst du?“

Da legte er beide Arme um sie und küßte sie ein-, zweimal lang brennend, wie er sie noch nie geküßt.

Im selben Augenblick fiel's ihm ein, was er gethan hatte — er stieß sie von sich.

„Mach dich fertig!“ rief er heiser.

Sie erschrak vor seiner Stimme, zögerte und verließ aber dann ruhig das Zimmer — und er schlug sich die Hände vor die Stirn.

Was konnte er jetzt noch thun, nachdem er sich so weit vergessen hatte!

— — — — — — — — — — — —

Goswyn befand sich in einem unbeschreiblichen Zustand. In aller Eile wechselte er die Uniform und machte sich zurecht. Sein Mund war trocken, alle Nerven in ihm sträubten sich. Er wußte nicht, was er fürchtete. „Er wird es nicht über sich gewinnen, sich scheiden zu lassen,“ sagte er sich; „und wenn er doch verzeiht ...“

Ein maßloser Ekel schnürte ihm die Kehle zu; er schämte sich vor sich selbst, daß er Otto einen Augenblick die Möglichkeit eines solchen Vorgehens deutlich gemacht. Er hatte nicht das Recht, Otto zu verachten. Nach langen Jahren fühlte er wieder im vollsten Maße die Familienanhänglichkeit zu dem Bruder, die lange in ihm abgestumpft gewesen war und die erst das schreckliche Unglück, von dem der Bruder betroffen worden, in ihm geweckt hatte.

Sobald er fertig war, ließ er, was sonst seinen spartanischen Gewohnheiten durchaus fern lag, sich einen Wagen kommen, um die Zeit zu gewinnen, den Umweg durch die Moltkestraße zu machen und noch einmal nachzusehen, wie dort die Sachen standen. Die gleichmäßig rüttelnde Bewegung des Wagens beruhigte einigermaßen seine Nerven, seine Gedanken fingen an abzuschweifen. Mit einemmal verlangsamte sich das Tempo der Droschke, zugleich schlug ein eigentümlich grollender Lärm wie von brandenden Wogen eines aufgeregten Menschenmeeres an sein Ohr. Er sah zum Wagenfenster hinaus — vor ihm drängte sich Kopf an Kopf. Der Wagen blieb stehen — er sprang heraus.

Dort vor dem Hause, das seine Schwägerin bewohnte, war es. Schulter an Schulter standen sie, drängten sich vorwärts. Ein unruhiges, aber gedämpftes Murmeln ging durch die Reihen — von Zeit zu Zeit hörte man mitten dazwischen ein cynisches Witzwort, ein kurzes Lachen, das ohne Echo verstummte — das Fluchen von Kutschern, die sich keinen Weg mehr bahnen konnten, das Scharren und Prusten aufgeregter Pferde — alles in dem fahlen Märzzwielicht, in das die Laternen gelb und trüb hineinbrannten. Er selbst konnte anfangs nicht vorwärts dringen, dann machte man seiner Offiziersuniform Platz.

Er läutete scharf. Es dauerte längere Zeit, ehe man ihm aufmachte; er mußte seinen Namen nennen, ehe man ihn hineinließ. Man hatte offenbar Maßregeln getroffen, um das Haus gegen die drängende Neugier der Menge zu schützen.

Die Thür der Wohnung stand hingegen offen. Er eilte vorwärts. Er fand niemand, der ihn aufgehalten, und niemand, der ihm Auskunft gegeben hätte.

Da, inmitten des jetzt grell beleuchteten, traulichen Zimmers, in dem er mit

Digitized by Google

seinem Bruder vor dem Kamin gesessen, stand Dorothee, offenbar zum Ausgehen bereit, in einem grauen Kleid und einem Theaterhut aus blaßroten Rosen — weiß mit starren, harten Zügen und einem unheimlichen, unnatürlichen Lächeln um den Mund.

„Was ist geschehen?" rief Goswyn.

Sie versuchte zu antworten, aber sie brachte kein Wort heraus. Das Lächeln trat stärker auf ihrem Gesicht hervor und ihre Augen brannten. Ihr Gesicht erinnerte ihn an etwas — an den Abend bei der Gräfin Brock, wo sie nach dem Vortrag ihrer Couplets neben dem Klavier gestanden, nachdem sie gemerkt, daß sie unter allen anwesenden Männern als einzige Frau zurückgeblieben war.

Ein paar Menschen hatten sich bis in die Stube hereingedrängt. Goswyn wies sie mit einer herrischen Gebärde hinaus. „Wo ist er?" fragte er heiser. Stumm deutete sie auf eine Thür.

Er trat ein. Ihr Schlafzimmer war's, duftig, hell, weichlich — und dort am Fußende des Bettes lag eine dunkle Gestalt, das Gesicht gegen den Boden, die Arme weit ausgestreckt.

Zwei obrigkeitliche Personen, von denen die eine damit beschäftigt war, etwas in einem Buche niederzukritzeln, befanden sich in dem Zimmer.

Ganz unerwartet war es geschehen — der Kammerdiener erzählte es ihm. Wie Ihre Durchlaucht nach Hause gekommen, hatte sie erst ein paar Worte mit dem Herrn Baron gewechselt, dann sich zurückgezogen, um sich für das Theater zurecht zu machen. Der Herr Baron sei in sein Zimmer gegangen, um ein paar Worte zu schreiben, und dann ... während Ihre Durchlaucht im Salon stand und ihre Handschuhe anstreifte, hatte man's gehört — einen dumpfen Schlag. Ihre Durchlaucht war die erste gewesen, welche ihn gefunden.

— — — — — — — — — — — —

Auf seinem Schreibtisch lagen zwei Briefe, einer an Goswyn, der andere an Dorothee.

Was in dem Briefe an Dorothee stand, erfuhr Goswyn nie — in dem Brief an ihn stand nichts als:

„Lieber Gos!
Ich habe verziehen!
Otto."

Ja, er hatte verziehen ... aber er hatte mit seinem Leben dafür gebüßt.

— — — — — — — — — — — —

Die Nachricht von dem plötzlichen tragischen Ende Ottos von Sydow machte einen ungewöhnlich tiefen, ja geradezu erschütternden Eindruck auf die alte Gräfin Lenzdorff.

Sie schrieb sofort einen langen Brief an Goswyn, acht Seiten voll Herzlichkeit und Teilnahme. Erika äußerte sich in dieser ganzen Angelegenheit fast gar nicht, harrte jedoch augenscheinlich nicht ohne Aufregung der Antwort Goswyns entgegen.

Die Antwort war dürr, fast steif. Es war die Antwort eines völlig zerschlagenen Menschen, der nicht gewohnt ist, viel Wesens über seine Gefühle zu machen, ja sich geradezu scheut, sich ausführlich darüber zu äußern.

In dieser Richtung faßte auch Gräfin Lenzdorff sie auf. Ihr Mitleid für den jungen Offizier wuchs noch, nachdem sie das kurze unbeholfene Schreiben gelesen. Erika hingegen legte, nachdem sie die Epistel, welche ihr die Großmutter mit einem traurigen Seufzer gereicht, rasch durchflogen, eine unglaubliche Gereiztheit an den Tag.

„Etwas Wärmeres hätte er dir immerhin schreiben können!" rief sie. „So ein Brief, wie er ihn dir schickt, bedeutet ja gar nichts! Er stellt dir eine Quittung aus für deine Teilnahme — das ist alles."

Die Großmutter schüttelte den Kopf und versuchte diese Anschauungsweise zu widerlegen. Aber Erika hörte kaum zu. Sie hatte sich sehr verändert in der letzten Zeit, ihr Gemütszustand gestaltete sich immer peinlicher. Sie aß und schlief

Digitized by Google

nicht mehr. Ihr Empfinden suchte einen neuen Anhaltspunkt, ihr Leben ein Ziel. Um jeden Preis hätte sie sich aus der glänzenden und geistreichen Nüchternheit, welche die Lebensauffassung ihrer Großmutter charakterisierte, in eine warme Herzensbegeisterung hineinflüchten, vielleicht verirren wollen. Religion hatte man ihre keine gelassen, und auch der heilige Nimbus der Moral war wegräsonniert worden vor ihr. Als man ihr ihren Gott totgeschlagen, da hatte sie anfänglich geweint, heiß und bitterlich, aber sie hatte sich doch wieder aufgerafft, ihr Glaube war in einer verklärten Gestaltung von neuem lebendig geworden in ihr; es war nicht mehr der alte, sich in verjährten Formeln hinschleppende Werkeltagsglaube, mit dem sich die Menge über die Unverständlichkeit der Schöpfung hinüberhilft, sondern eine verschleierte Ahnung von ihrem engen Begriffsvermögen unenträtselbaren Dingen, die sie über das Tierische, am Erdenschmutz Festklebende ihrer Existenz hinaushob — eine Empfindung, die im Grunde wenig Tröstendes, aber doch etwas Erhebendes hatte. Als die Großmutter aber das „von Gottes Gnaden-Princip“ der Moral zum erstenmal erbarmungslos vor ihr angegriffen und ihr's kalt und deutlich bewiesen hatte, die sogenannte Moral gipfele in einer Summe von keineswegs in der Natur begründeten, ja ihr sogar mitunter recht unlogisch aufgepfropften Gesetzen, die von der Gesellschaft zur Befestigung ihrer Bequemlichkeit erfunden worden sind, da weinte sie nicht, aber ihr ganzes Sein wurde von einem Mißbehagen vergiftet, das sie nicht zu überwinden vermochte. Wenn die Großmutter eine Ahnung davon gehabt, was sie durch ihr nüchternes Raisonnement in dem Mädchen heraufbeschworen, sie hätte ihre Aphorismen, die sie nicht ohne Stolz als kleine, fein zubereitete Leckerbissen so selbstzufrieden herumreichte, für sich behalten. Aber sie hatte eben keine Ahnung davon. Sie war eine durch und durch gesunde, etwas kühle Natur, der nie nach übermäßigen Aufregungen verlangt hatte und die insbesondere völlig frei war von dem verzehrenden Schmerzensdurst, der damals die Seele Erikas durchglühte. Wie hätte sie das junge Geschöpf verstehen, es vor sich selbst schützen sollen!

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google



I Castelli Romani.

Von

Therese Höpfner.

III.



Die „Königin der Straßen", die gräberreiche Via Appia antica, ist der alte und der schönste Weg nach Albano; indessen wird heutzutage bei einer Wagenfahrt dorthin gewöhnlich die bequemere Via Appia nuova vorgezogen, bei den Frattochie treffen beide zusammen. Hier fand (52 v. Chr.) das verhängnisvolle Zusammentreffen zwischen Milon und Clodius statt, bei dem letzterer ermordet wurde.

Etwas weiter rechts trifft man auf die Ruinen von Bovillä, das von Marcus Coriolanus eingenommen und geplündert wurde.

Das Geschlecht der Julier hatte hier ein Heiligtum, wo die Bilder der Familien aufbewahrt und verehrt wurden. Und hier ruhte die Leiche des Augustus einen Monat lang auf ihrem Wege von Nola, ehe sie feierlich nach Rom eingeholt wurde.

Von nun an steigt die Straße beständig bis zur Stadt, die auf einem Hügel liegt.

Niedrige lange Mauern fassen Felder und Weingärten, Olivenhaine und Rohrpflanzungen ein. Kurz vor dem Stadtthor, der Porta Romana, sieht man die Ruinen eines turmartigen Baues; das ist das sogenannte Pompejusgrab, übrigens auch il Sepolcro di Ascanio genannt.

Gleich hinter dem Thore rechts liegt die Villa Doria, schwer zugänglich, da man den Permesso dazu nur in Rom bekommt. Unter ihren uralten Steineichen finden sich noch antike Reste, die man für Trümmer der Villa des Pompejus hält, die später zur Villa des Domitian gezogen wurde.

Für die meisten Fremden ist Albano mit seiner lang gestreckten Hauptstraße, die nur hier und da einen Ausblick vergönnt, eine große Enttäuschung. Eigentlich fährt man nach Albano, um es alsbald wieder zu verlassen. Es ist nur der Ausgangspunkt für seine herrliche Umgebung. Selten nur noch macht man die genußreiche Fahrt im Wagen hinaus; man kommt so viel schneller mit der Eisenbahn dorthin und hat seit Frühjahr 1890 zwei Linien zur Auswahl. Beide gehen über Ciampino, dann aber läuft die untere in der Ebene fort bis Cecchina (von dort weiter nach Anzio und Nettuno); von hier fährt ein Sonderzug die steile Höhe zur Stadt empor und man steigt vom Bahnhof auf Treppen nach dem Platz an der Post empor. Die obere Linie geht statt dessen über Marino und Castel Gandolfo und bietet herrliche Ausblicke auf den See; sie läuft auf demselben Bahnhof in Albano ein. Das Albergo della Posta ist gut und preiswürdig, wir haben dort mehrere Tage zugebracht und allen Grund zur Zufriedenheit gehabt; recht gut ist auch die gegenüberliegende Trattoria Sallustri.

Albano ist die bedeutendste Stadt im

Digitized by Google

Albaner Gebirge, Sitz eines Erzbischofs, hat etwa 7000 Einwohner und im Verhältnis dazu allzu viele Kirchen und zu wenig Gast- oder Logierhäuser. Das früher beste, wirklich elegante Gasthaus ist jetzt auch noch ein Priesterkollegium geworden.

Pompejus hatte im Altertum hier seinen Landsitz, sein Haus stand auf der Stelle der heutigen Villa Doria, später wurde dasselbe zur Villa Albanum Cäsaris umgewandelt. Tiberius, Caligula, Nero bewohnten hier einen Palast, dessen Lage man oben am Rande des Sees, südöstlich von Castel Gandolfo vermutet.

Domitian ließ ein prätorianisches Lager in der Nähe errichten; es stand zum Teil auf der Stelle der jetzigen Stadt. Die Kirche St. Maria della Rotonda ist ein antiker Rundbau, wenn schon in ihrer modernen Gestalt kaum mehr als solcher erkennbar. Dieser Rundbau war entweder einst ein Tempel oder bildete einen Teil der Bäder für das kaiserliche Lager.

Einige größere, palastartige Häuser in den ziemlich einförmigen Straßen deuten darauf hin, daß noch im vorigen Jahrhundert Albano mehr als jetzt von vornehmen Familien bewohnt wurde. Jetzt kommen nur sehr wenige auf kurze Zeit zur Villeggiatura hinaus.

Eine der hübschesten Villen ist die des Marchese Ferrainoli, aber nicht zugänglich wie die Villen von Frascati.

Wir gehen gleich die lange Hauptstraße in der Porta Romana entgegengesetzter Richtung entlang und treffen unmittelbar vor der Stadt auf ein merkwürdiges Grabmal, augenscheinlich die Nachahmung eines etruskischen Grabes; auf hohem quadratischem Unterbau erheben sich vier große gemauerte Kegel, der fünfte ist eingestürzt. Dies Denkmal wird in der Gegend allgemein das Grab der Horatier und Curiatier genannt, deren Kampf dementsprechend an diese Stelle verlegt wird. Englische Archäologen nennen es das Grab des Arnus, Sohn des Porsenna, der vor Ariccia von der Hand des Aristodemus von Cumä fiel. Sie begründen diese Annahme durch die Ähnlichkeit dieses Grabmals mit dem des Porsenna bei Chiusi (Clusium). Jedenfalls bildet es einen malerischen Punkt in der Landschaft. Unterhalb dieses Grabmals windet sich die alte Straße nach Ariccia zwischen Felsen, Gebüsch und Bäumen durch eine tiefe Schlucht, die einst das Bett eines Sees, Lacus Aricinus, war; Goldlack und Narzissen, Cistus und wilde Reseda wächst am Wege. Ein entzückender Spaziergang!

Das Thal, Vallericcia genannt, zieht sich mehrere Miglien lang zwischen steilen Felswänden hin, die nach dem Meere zu schroff abfallen. In diesen unbeschreiblich malerischen Einsenkungen lag, wie noch heute Peperinmauerreste bezeugen, die alte Stadt. Einige der Trümmer werden als die Reste eines Dianatempels angesehen. Die Gebräuche dieses Tempeldienstes waren grausam und barbarisch. Der Priester (Rex Nemorensis) war immer ein Flüchtling, der seinen Vorgänger erschlagen hatte; er hielt beständig ein Schwert in der Hand, um sich vor einem ähnlichen Schicksal zu schützen. In der Nähe des Tempels stand nämlich ein Baum, und wenn es einem Flüchtenden gelang, von demselben einen Ast abzuhauen, so hatte er das Recht, den Rex Nemorensis zum Zweikampf herauszufordern. So erzählt Strabo. Der sagenhafte Gründer der Stadt, dessen Gattin Aricia hieß, war Hippolytus oder Urbius, dem die Bewohner göttliche Verehrung angedeihen ließen. Es finden sich darauf bezügliche Stellen bei vielen lateinischen Dichtern, namentlich Virgil und Ovid.

Jedenfalls war die Stadt eine sehr alte; sie wird zuerst in der Geschichte des Tarquinius Superbus erwähnt. Atia, die Mutter des Augustus, war in Ariccia geboren.

Die heutige Stadt liegt auf der Höhe; man erreicht sie bequem auf einer trefflichen Kunststraße, über einen von Pius IX. durch den Ingenieur Bertolini erbauten großartigen Viadukt. Am besten sieht man den imposanten Bau von unten, z. B.

Digitized by Google

vom Parke Chigi aus. Er besteht aus drei Reihen von Peperinbogen je von achtzehn Metern Höhe und fünfzehn Metern Spannung; sechs sind in der untersten Reihe, zwölf in der zweiten, achtzehn in der obersten. Oben auf dem Viadukt hat man die köstlichsten Blicke in das reizende Thal, das noch immer das Entzücken aller Landschaftsmaler ist und ihnen reiche Ausbeute gewährt.



Albano.

Zwischen Albano und Ariccia liegt rechts am Wege in einem Garten halb versteckt ein einfaches kleines Landhaus. Hier wohnte Garibaldi etwa ums Jahr 1880 in strenger Zurückgezogenheit, um seine angegriffene Gesundheit zu kräftigen.

Ariccia macht einen freundlichen Eindruck. Es wird auch vielfach zum Sommeraufenthalt gewählt und man findet möblierte Wohnungen im Städtchen; daß sie aber anlockend aussehen, kann ich nicht behaupten, auch soll die Verpflegung hier noch schlechter sein als in Albano. Über alles Verhältnis großartig, im Vergleich zu dem winzigen Städtchen, ist die Piazza mit dem monumentalen Springbrunnen in der Mitte, dessen Wasserstrahlen über liebliche Mimilusblüten herabfallen. Die eine Seite nimmt die durch ihre schönen harmonischen Verhältnisse ausgezeichnete Kirche von Mariä Himmelfahrt (dell' Assunzione) ein, mit ihrer prächtigen auf acht Pfeilern ruhenden Kuppel, einem viel bewunderten Werk Berninis. Papst Alexander VII. ließ sie erbauen um 1664; Raggi schmückte das Innere mit reichen Stuckornamenten. Das Altarbild, die Himmelfahrt Mariä, ist von Borgognone.

Der Kirche gegenüber liegt ein anderer von Bernini für Alexander VII. ausgeführter Prachtbau, der Palazzo Chigi; auf ungeheuren Unterbauten und massiven Strebepfeilern erhebt er sich aus der tiefen Schlucht bis zur Höhe des Platzes und steigt von da als trotzig massenhafter imposanter Palast auf. Er macht, wie so viele unbewohnte oder selten bewohnte Paläste, so recht den Eindruck eines verwunschenen Schlosses. Die Familie pflegt nur selten herauszukommen und nur im Herbst einige Wochen hier zu wohnen. Oft muß man lange schellen, ehe der

Digitized by Google

Pförtner erscheint. Das Innere des Palastes wird nicht leicht gezeigt. Er enthält riesige Räume, darunter einige Säle mit ausgezeichneten gepreßten alten Ledertapeten; in einem Sale befinden sich die Bildnisse der zwölf Nichten des Kardinals Fabio Chigi (Alexander VII.), die aus Freude über seine Erhebung zur päpstlichen Würde alle ins Kloster gingen!

Anfangs hatte Alexander VII. sich von allem Nepotenwesen frei gehalten, bis die hohe Geistlichkeit, namentlich der Rektor des Jesuitenkollegiums, in ihn drang, seinen Verwandten eine seiner eigenen Würde angemessene Stellung und Versorgung zu geben. Da berief er sie von Siena nach Rom und stattete besonders den einen Sohn seines zweiten Bruders, welchen er mit einer Borghese vermählte, reichlich aus. Ihm fiel der große Palast an der Piazza Colonna und diese herrliche Besitzung in Ariccia zu.

Nicht um den Palast, sondern um den Park zu besuchen, schellen wir am Thor, den Park, in dessen grüne Wildnis wir schon vom Viadukt sehnsüchtig hinabgeblickt haben! Allbekannt ist die testamentarische Bestimmung, kraft deren dort kein Baum gefällt werden darf. Sie besteht, soviel wir wissen, seit kaum hundert Jahren. So ist aus dem Parke allmählich eine Art von Urwald geworden. Indessen fanden wir doch in diesem Jahre (1890), daß man ein wenig aufgeräumt und wenigstens die umgestürzten Bäume, welche die Wege versperrten, fortgeschafft hatte.

Durch das große Portal des Schlosses tritt man auf den Hof, d. h. eigentlich auf eine hohe Terrasse, über deren Steinbalustrade man in eine überraschende Tiefe blickt. Seitwärts führt eine schmale Thür in einen vollkommen dunklen Treppengang und auf vielen Steinstufen steigt man hinab in die dunkle Märchenwelt; immer tiefer und tiefer auf raschelndem Laube und weichem Moose zu altem Gemäuer, wo Steinbänke zur Rast einladen, und weiter zerfallene Steinstufen und lauschige Pfade hinab bis auf den Grund des Thales; da kommt man an einen zerbröckelnden Brunnen mit wundersamen Steingebilden, überwuchert von Venushaar und anderen reizenden Farnkräutern. Allmählich erkennt man, daß man hier

Ariccia mit dem Viadukt.

Digitized by Google

eine großartige alte Anlage vor sich hat, zu der allerlei Fels- und Grottenwerk, künstliche Bassins und kühle Ruheplätze gehört haben müssen. Das alles ist zurückgesunken an den Busen der Natur, und sie webt ihr grünes Gewand über das zerbröckelnde Werk von Menschenhand. Kühl ist es unten im Dickicht! Smaragdgrün funkelnd fällt das Sonnenlicht durch die verschlungenen Äste und das dichte Laubdach über uns. Ein Bächlein schleicht träge durch das braune Laub am Boden und läßt eine breite feuchte Spur zu beiden Seiten. Da flutet uns Luft und Licht entgegen durch die hohen Bogen des Viadukts, an dessen Fuße wir stehen und nun emporschauend das Riesenwerk erst recht begreifen.

Im Frühling ist die Villa Chigi ein Paradies von wilden Blumen; Vergißmeinnicht und Alpenveilchen weben einen blau und roten Teppich über den dunklen moosigen Grund. Allezeit aber ist sie eine unerschöpfliche Fundgrube für die reizendsten Farnkräuter; namentlich die zierliche Hirschzunge findet sich hier in ungeahnter Fülle und bildet in Kranzstellung oft die entzückendsten Formen, Vasen oder Blumentöpfen vergleichbar. Stundenlang kann man herumwandern in diesem grünen Labyrinth, auf den dunklen Waldwegen, sich auch wohl darin verirren, da der Boden sehr ungleich ist und allerlei Erhebungen und hohe Abstürze plötzlich den etwa schnell gesuchten Rückweg zum Palaste abschneiden. Steigt man von dem Ausgang des Treppenganges nicht gleich zur Tiefe nieder, sondern hält sich rechts, so kommt man durch einen Baumgang zu dem gepflegten Teile des Parkes mit Blumenbeeten, Rosensträuchern, Lauben und angenehmen Ruheplätzen, mehr für den täglichen Gebrauch und gemütlichen Genuß des Landlebens geeignet als die grüne Wildnis in der Tiefe, deren feuchte Luft in den gefährlichen Monaten des Jahres kaum zuträglich sein dürfte.

Von Ariccia hat man noch drei Miglien bis nach Genzano. Der Weg führt über drei Viadukte hin, die schöne Aussichten bieten, besonders vom zweiten nach dem hoch gelegenen Jesuitenkloster Gallora. Etwa zwanzig Minuten vor der Stadt liegt links am Wege eine höchst einfache Osteria mit kleinem Garten. Hier wird von freundlich gefälligen Wirtsleuten ganz vorzüglicher Wein geschenkt, und wenn der Wanderer keinen Proviant mitgebracht hat (was bei Tagesausflügen immer ratsamer ist, als sich auf das an Ort und Stelle Gebotene zu verlassen), so wird er besser thun, sich hier mit einem Imbiß von Brot, Käse, Eiern und Salami zu begnügen, als auf ein Frühstück in der Grotta azzurra hineinzufallen, was unter Umständen ungenießbar sein kann, abgesehen von der fragwürdigen Reinlichkeit dieses in den meisten Handbüchern empfohlenen Lokals in Genzano selbst. Gleich hinter der erwähnten Osteria teilt sich die Straße in drei Ulmenalleen, die zur Rechten führt nach der Stadt: die mittlere zum Palazzo Sforza Cesarini, die zur Linken nach dem hoch über dem Nemi-See malerisch gelegenen Kapuzinerkloster.

Genzano ist ein ganz stattliches kleines Städtchen, fast ansehnlicher wie Albano, dem es an Zahl der Einwohner nur wenig nachsteht.

Der obere Teil am Kraterrande des Nemi-Sees hat eine unvergleichlich schöne Lage.

Man rühmt Genzano nach, daß hier noch römische Bürgerfamilien vom guten alten Schlage zu finden sind, bei denen Fremde trefflicher Aufnahme gewärtig sein können. Ferdinand Gregorovius pflegte während seines vieljährigen römischen Aufenthaltes im Sommer gern in Genzano zu weilen, und wenn der berühmte Ehrenbürger Roms, was er fast alljährlich that, auf einige Wintermonate nach der ewigen Stadt kam, so unterließ er es nie, seinen Freunden und ehemaligen Wirtsleuten in Genzano einen Besuch abzustatten.

Früher war die Prozession in Genzano acht Tage nach dem Fronleichnamsfest,

Digitized by Google

l'ottava di corpus domini, weltberühmt wegen der Infiorata, die u. a. Adolf Stahr in seinem „Jahr in Italien" und Andersen in seinem „Improvisator" beschrieben haben. Letzterer sagt:

„Wie soll ich das glänzende Bild beschreiben, das sich meinen Blicken darbot, als ich auf die Straße hinabschaute? Die ganze lange sanft ansteigende Straße war mit Blumen bedeckt, Blau war die Grundfarbe. Es sah aus, als habe man alle Gärten, Felder und Wiesen geplündert, um genug Blumen von einer Farbe zusammenzubekommen, um die ganze Straße damit zu bedecken. Darüber lagen lange Streifen von Grün, aus Blättern gebildet, abwechselnd mit Rosa, und etwas entfernt davon war ein ähnlicher Streifen, der gleichsam den Rand des Teppichs bildete. In der Mitte prangten Sonnen und Sterne, welche aus Massen runder gelber Sternblumen gebildet waren; noch mehr Mühe hatte man sich bei den Namenszügen gegeben, wo Blume an Blume, Blatt an Blatt gelegt war. Das Ganze war ein lebendiger Blumenteppich, ein Mosaikfußboden, farbenprächtiger als irgend einer in Pompeji. Kein Luftzug rührte sich — die Blumen lagen unbewegt wie schwere, festgefaßte Edelsteine. Aus allen Fenstern hingen Teppiche, mit frischen Blumen und Blättern gestickt, welche Scenen aus der biblischen Geschichte darstellten. Hier führte Joseph den Esel mit Maria und dem Jesusknaben, Rosen bildeten das Gesicht, die Hände und Füße, Levkojen und Anemonen ihre Gewänder, und Kränze von Wasserlilien wurden vom Nemi-See herbeigebracht. Der heilige Michael kämpfte mit dem Drachen, die heilige Rosalia schüttete Rosenblätter über die blaue Erdkugel aus; wohin mein Auge blickte, verkündeten Blumen mir fromme Legenden. Überall standen Fremde auf den Balkons, und an den Häusern entlang gingen Massen von Leuten in Festkleidern, jeder in der Tracht seines Ortes. Heiß brannte die Sonne, alle Glocken läuteten, und die Prozession zog über den entzückenden Blumenteppich. Gesang und liebliche Musik verkündeten ihr Nahen, Chorknaben schwangen das Rauchfaß vor dem Sakrament; die schönsten Mädchen der Gegend folgten mit Blumenkränzen in den Händen, und arme Kinder mit Flügeln an den Schultern sangen wie die Engel, während sich die Prozession dem Hochaltar nahte. Junge Burschen trugen flatternde Bänder an ihren spitzen Hüten, woran ein Bild der Madonna befestigt war; goldene oder silberne Ringe hingen an einer Kette um ihren Hals, und hübsche bunte Schärpen hoben sich prächtig von ihren schwarzen Sammetjacken ab. Die Mädchen von Albano und Frascati kamen mit ihren feinen Schleiern über ihrem gezöpften schwarzen Haar, in dem ein silberner Pfeil steckte; die von Velletri dagegen trugen Kränze im Haar und das bunte Brusttuch so tief ins Kleid gesteckt, daß die schönen Schultern und der wohlgeformte Busen sichtbar blieben. Von den Abruzzen, aus der Maremma, aus allen benachbarten Gegenden kamen sie in ihren eigentümlichen Nationaltrachten und bildeten alle miteinander ein glänzendes Bild. Kardinäle in ihren silberdurchwirkten Purpurmänteln schritten unter blumenbekränzten Baldachinen einher, dann Mönche verschiedener Orden, alle mit brennenden Kerzen. Eine ungeheure Menschenmenge folgte der Prozession."

Mit dieser Pracht der Infiorata ist es nun leider auf immer vorbei; es scheint aber doch noch eine Erinnerung davon zurückgeblieben. Wir fuhren in diesem Jahre (1890) zufällig gerade acht Tage nach dem Fronleichnamsfeste von Frascati über Albano nach Genzano und sahen die Kinder auf der Straße beschäftigt, aus Blumenblättern kleine Muster wie zu einem Teppich zusammenzulegen — ein schwacher Abglanz der einstigen Herrlichkeit! In der großen Halle des Palazzo Sforza Cesarini war ein Altar errichtet, ein sogenannter Riposorio, worauf das Allerheiligste während der Prozession durch den Ort eine Weile ruht, und der ganze Boden der Halle war mit blauen

Digitized by Google

Blumen und rot und weißen Rosenblättern bestreut.

An diesen Palast Sforza Cesarini knüpft sich eine fabelhafte Geschichte, die u. a. in einem viel gelesenen englischen Handbuche noch als Wahrheit aufgetischt wird. Die Großmutter des jetzigen Fürsten, so heißt es, träumte kurz vor ihrer Entbindung, sie würde Zwillinge zur Welt bringen, deren einer den anderen ins Unglück stürzen würde. Aufs höchste beängstigt durch diesen Traum, bewog sie die Hebamme durch reiche Geschenke dazu, wenn bei der Geburt wirklich Zwillinge erscheinen sollten, den einen sogleich heimlich fortzuschaffen. Der Fall trat ein; der eine der Zwillinge wurde zu einem Hirten gebracht, zugleich aber Sorge dafür getragen, daß die Identität des Verstoßenen im Notfalle dermaleinst festgestellt werden könnte. So wuchs der eine Cesarini als Fürstensohn auf, der andere als Hirtenkind. Da starb der Herzog und bald nach ihm sein rechtmäßiger Sohn und Erbe. Das erfuhr die Hebamme, die noch am Leben war, und auf ihr Anstiften trat nun der vermeintliche Hirtensohn mit seinen rechtskräftig zu erweisenden Ansprüchen hervor und gelangte in den Besitz seines Erbes.

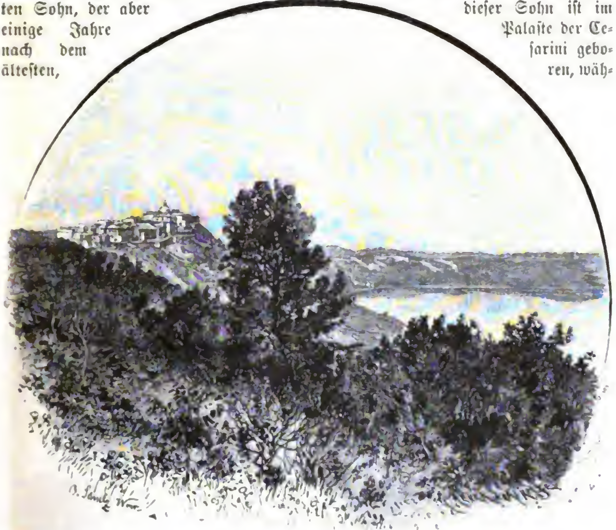
So lautet die auf dem Boden des Romulus und Remus entstandene Fabel. Manchmal ist bekanntlich die Wahrheit minder ansprechend als die Dichtung, so auch in diesem Falle, den wir gar nicht erwähnen würden, wenn er nicht ein merkwürdiges Licht auf römische Sitten



Nemi.

und Zustände in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts würfe.

Die Herzogin Sforza Cesarini hatte allerdings noch einen zweiten Sohn, der aber einige Jahre nach dem ältesten,



Castel Gandolfo am Albaner See.

in ihrem Palast in Rom, geboren wurde. Der Herzog erkannte dieses Kind nicht an und deshalb wurde es fern von der Familie erzogen, wenn auch nicht bei einem armen Hirten. Der Knabe erhielt eine anständige Erziehung und bezeigte Lust, sich zum Maler auszubilden.

Die Familie starb mit dem Herzog und dessen Sohne aus, und Titel und Erbe sollten an eine Seitenlinie fallen. Da meldete sich ein junger Mann, den die Herzogin als ihren Sohn anerkennen mußte, mit Erbansprüchen. Es entstand ein peinlicher Prozeß zwischen ihm und den Seitenverwandten des verstorbenen Herzogs, während dessen die Herzogin selbst vor Gericht aussagte, daß dieser ihr Sohn kein Recht auf das Erbe und den Namen ihres Gemahls habe. Der Papst aber schnitt die Verhandlungen durch einen Machtspruch ab: dieser Sohn ist im Palaste der Cesarini geboren, während der Herzog und die Herzogin unter einem Dache lebten, folglich ist er der rechtmäßige Erbe und hat als solcher den Titel und das Erbe des Herzogs Cesarini in Besitz zu nehmen. Das ist altes römisches Recht, und was sollte wohl aus Rom werden, wenn man in Familienverhältnissen so genau nachforschen wollte!! Es bleibe hübsch bei der alten Ordnung.

David Silvagni geht in seinem interessanten Buche „Der päpstliche Hof und die römische Gesellschaft" näher auf diese seltsame Geschichte ein. Auch Massimo d'Azeglio schont die Herzogin nicht in seinen Aufzeichnungen aus seinem Leben.

Sonderbarerweise heiratete dieser Erbe der Cesarini eine sehr reiche Engländerin,

Digitized by Google

deren Herkunft mit der seinen eine gewisse Ähnlichkeit haben soll. Der jetzige Herzog ist ein Sohn dieser Ehe.

Es ist leicht, im Palast Cesarini die Erlaubnis zum Besuche der Villa zu erhalten; man braucht nur seinen Namen in das dort aufliegende Buch einzutragen, so wird ohne weiteres der Eintritt in die herrlichen Park- und Gartenanlagen gestattet, die sich bis an den Nemisee hinabziehen. Der oben belegene schöne Blumengarten ist seit einiger Zeit nicht mehr zugänglich, seit nämlich eine englische Verwandte des Fürsten dort wohnt.

In dieser wundervollen villenreichen Gegend, wo wirklich die Vergleiche schwer fallen, ist doch die Villa Sforza Cesarini eine Perle um ihrer über alles schönen Lage willen. Sanft abfallende Zickzackpfade führen durch köstliche Anlagen hinab zum See, zuletzt etwas steiler sich senkend. Zunächst bringen sie uns auf verschiedene reizende Ruheplätze, von denen man die bezaubernde Aussicht genießt. Hier blühen im ersten Frühjahr prachtvolle Kamelien in reicher Fülle. Vor uns liegt tief gebettet in den großen runden Kraterrand der stille See, das Auge der wundervollen Landschaft. Seine amphitheatralisch ansteigenden Ufer sind bedeckt mit üppigstem Pflanzenwuchs; die Rebe schlingt sich von Baum zu Baum, Buchen und Palmen und Ulmen wechseln mit Ölbäumen und Eichen. Drüben auf halber Höhe liegen einige Mühlen; ein gerader Pfad führt von dort nach Nemi empor, das mit seiner alten Burg der Orsini auf stolzer Höhe thront und auf den tiefen klaren See hinabschaut. Kein Nachen fährt darüber; denn es ist ein Streit zwischen den Orsini und den Cesarini, wem das Recht der Fischerei gebühre.

Ich weiß sehr wohl, daß es in den meisten Reisebüchern heißt, Nemi sei viel mehr des Besuches wert als Genzano, begreife aber nicht, wie jemand dem beistimmen kann, der je hinübergeblickt hat von der Villa Cesarini aus und dann die grünen Pfade hinabgestiegen ist bis zum Ufer des Sees — dort laßt uns ruhen und träumen! — unter diesen herrlichen alten Bäumen auf blumenreichem Gefilde, beim leisen Murmeln des Wassers, versunken in den Anblick des Sees und seiner herrlich aufsteigenden Ufer; wir ruhen im tiefen Schatten, während das zitternde Sonnenlicht auf der schimmernden Wasserfläche spielt. Tiefe Ruhe und Einsamkeit und doch blühend lachendes Leben so nahe!

Nichts ist schöner, als zur Frühlingszeit, wenn die weiße Erika hier blüht, unter tausend bunten Blumen den Weg unten um den See zu machen und bei den Mühlen nach Nemi hinaufzusteigen; aber er ist sehr schwer zu finden. In früheren Jahren waren wir ihn oft gegangen. Als wir im vorigen Jahr im Mai dort waren, nahmen wir zur Vorsicht einen Gärtnerburschen als Führer mit; der brachte uns bis ans Ufer und entließ uns dann mit dem üblichen „Sempre diritto!“ immer gerade aus! Aber der Pfad verlor sich nach einer halben Stunde, er schien absichtlich zugepflügt, sempre diritto kamen wir auf Wiesengrund und einige Schritte weiter bis ans Knie in Morast! So mußten wir umkehren. Sicherer also ist es, die Fahrstraße zu gehen, und auch minder lang und mühselig, freilich bei weitem nicht so schön. Sie führt gleich hinter dem Palast Cesarini durch den oberen Teil der Stadt, am oberen Rande des Sees hin.

Nemi sieht, wie alle diese Bergnester, von fern viel hübscher aus als in der Nähe. Seine Lage, auf jähem Felsenvorsprung hoch über dem See, ist seine größte Schönheit. Die steilen Gassen klettern am Abhange in die Höhe, treppauf treppab geht man von Haus zu Haus, alles ist ebenso unbeschreiblich malerisch wie unsagbar schmutzig! Das Ufer ist an dieser Seite viel schroffer, felsiger, echt vulkanischen Charakters. Hier huschen unaufhörlich die reizenden grünlichen Lacerten über den besonnten Basalt, hier wachsen die höchsten Büsche der reizenden weißen Erika, ähnlich der von Schottland.

In Nemi machen wir in der netten ordentlichen Osteria von De Sanctis Rast,

Digitized by Google

der einzigen am See belegenen. Man kann dort auch gutes Nachtquartier finden, Stuben und Betten sind reinlich.

Der Balkon bietet die Aussicht über den See, aber eine sehr beschränkte, denn der Wirt hat für gut befunden, riesige Hortensien aufs Geländer zu stellen, und nachmittags werden der Sonne wegen graue Leinwandvorhänge vorgezogen!! Da ruht es sich anders in der Villa Cesarini, wohin wir oft unser Mahl, und dann in Genzano Wein dazu, mitgenommen haben. Guten Wein giebt es auch in Nemi, sonst möchte ich nur zu Maccaroni und Eierspeisen, von Fleischgerichten dringend abraten. Bei verschiedenen Versuchen endete es jedesmal damit, daß wir das Fleisch dem Kutscher oder dem Eseltreiber gaben, und als wir einmal nach langem Marsche zu Fuß vom Monte Cavo kamen, sagte ich schnell: „Nur kein Fleisch bestellen! wir haben heute keinen mit, der's essen kann."

Bei unserem letzten Besuche im Juni 1890 schwelgten wir in köstlichen Erdbeeren. Nemi ist berühmt wegen seiner Erdbeeren und versorgt damit einen großen Teil von Italien, besonders Rom und Neapel. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben! In der Abendstunde steigen Frauen und Mädchen den steilen Pfad am See empor; auf den Köpfen tragen sie Körbe voll von den köstlichsten, duftigsten Erdbeeren, viel größer als Kirschen; dort unten am See wachsen sie auf weiten Feldern. Oben auf dem Platze von Nemi werden sie in eigens dazu verfertigte große Korbkisten verpackt und dann gehen sie hinunter auf den Bahnhof von Albano zum Nachtzuge nach Neapel, zum Frühzuge nach Rom. So geht es Tag für Tag in der Erdbeerzeit.

Wir sitzen bei De Sanctis auf der Loggia und essen die würzigen Früchte und schauen über den See hinüber nach Genzano und nach dem einen hochragenden Turm, der zu dem Orte Due Torri gehört — denn früher standen dort zwei Türme —, die Bergspitze weiterhin, von einem niederen Turm gekrönt, ist Monte Giove, von vielen für das alte Corioli gehalten, die Stadt der Volscer, von der Cajus Marcus, ihr Besieger, den Ehrennamen Coriolanus erhielt. Dorthin liegt auch Civita Lavinia, an der Stelle des alten Lanuvium, bekannt als der Geburtsort der Kaiser Antoninus Pius und Commodus, und des T. Annius Milo, des Clodius Todfeind. Die Juno von Lanuvium war berühmt; ein Rabe umflatterte ihren Tempel, und ihr Speer schütterte von selbst. Große Schätze lagen aufgehäuft im Tempel der Juno Sospita, der Hilfebringenden. Im Hintergrunde schließt das Meer, schimmernd wie ein silberner Schild, das Landschaftsbild ab, so einzig, so köstlich ist's, daß man die Augen schließt zwischen dem Anschauen und wünscht, es ewig festzuhalten.

Um Burg und Schloßhof machen wir einen Gang, dann aber suchen wir in die gegenüberliegende Villa Orsini Einlaß zu erhalten, was gar nicht schwer, falls nur der Gärtner da ist. Sehr gern öffnet er das Thor und führt dann zu einem Aussichtspunkte, der freilich schon um seiner Lage, inmitten des schönen Parkes, viel genußreicher ist als da unten von der Terrasse. Freier und weiter schweift hier der Blick über die wundervolle Landschaft.

Die müßige Frage, welcher schöner ist, der See von Nemi oder der von Albano, wollen wir nicht entscheiden, wenn wir auch mehr zu dem kleinen Nemisee, diesem Juwel der Tiefe hinneigen. Eigentlich wird man wohl immer den See am schönsten finden, an dem man gerade steht, so herrlich sind sie beide; der von Albano ist jedenfalls bedeutend größer und hat bei bewölktem Himmel etwas unbeschreiblich Düsteres und Schwermütiges. Man erreicht ihn am schnellsten vom Castel Gandolfo aus, und mein Rat ist, dorthin von Rom aus mit der neueröffneten Bahn zu fahren, und dann auf der Galleria di sopra nach Albano, oder besser gleich oberhalb weiter nach Ariccia zu gehen, Albano für den Rückweg lassend. Der Wanderer zu Fuß genießt die Schönheiten der Natur

Digitized by Google

doch am besten, er kann still stehen und verweilen, wo er will, und für einen kräftigen Fußgänger, selbst für Frauen, die nicht just schwächlich sind, ist eine Wanderung von Castel Gandolfo über Ariccia nach Nemi und zurück nach Albano nicht zu viel für eine Tagespartie. Sehr hübsch ist auch, in umgekehrter Richtung, der Weg vom Kapuzinerkloster aus.

Castel Gandolfo liegt auf einer Anhöhe hoch über dem See, weithin sichtbar. Im Altertum gehörte diese ganze Gegend zur kaiserlichen Villa von Albano. Erst im zwölften Jahrhundert, als Otto Gandolfi römischer Senator war, bauten die Gandolfi hier eine Feste. 1218 ging sie an die Savelli über, und die behaupteten sie trotz vielfacher Angriffe standhaft während der nächsten vier Jahrhunderte. Aber die Familie war tief verschuldet, und so verkaufte sie das Kastell an den päpstlichen Stuhl für 150000 Scudi, 1595, unter Klemens VIII. Aldobrandini, der es den Gütern des Kirchenstaats einverleibte. Erst unter Urban VIII. (1623 bis 1644) wurde es päpstliche Sommerresidenz. Dieser Papst hatte die Luft auf der Höhe am Albaner See so heilsam gefunden, daß er dort nach den Plänen von Carlo Maderna, Bartolommeo Breccioli und Domenico Castelli einen Palast erbauen ließ, in dem er jedes Jahr einige Monate zubrachte. Mehrere seiner Bullen sind vom Castel Gandolfo aus datiert. Alexander VII. Chigi vergrößerte den Palast, aber erst Klemens VIII. (1758 bis 1760) gab ihm seine jetzige Gestalt. Es ist ein großer, doch kein prachtvoller Bau, die innere Einrichtung sehr einfach. Pius IX. liebte diesen Aufenthalt vor allem und kam jeden Sommer hinaus. Nachmittags ritt er dann mit seinen Kardinälen auf weißen Maultieren in den herrlichen alten Alleen am Seeufer spazieren.

Obwohl Castel Gandolfo auch nach der Einnahme von Rom Eigentum des Papstes verblieb, wollte er doch nie wieder hinauskommen. Leo XIII., der wohl anfangs wenig Lust hatte, die Rolle des Gefangenen im Vatikan fortzuspielen, hatte den dringenden Wunsch, im Sommer die stärkende Luft von Castel Gandolfo aufzusuchen, und hätte es ohne Gefahr thun können; er wurde aber von seiner Umgebung daran verhindert.

Den Palast bewohnen jetzt zum Teil Klosterfrauen aus aufgehobenen Stiftern. Die hübsche Kirche daneben, Chiesa di San Tommaso di Villanuova, wurde unter Alexander VII. 1661 von dem unermüdlichen und vielseitigen Bernini erbaut, in Form eines griechischen Kreuzes mit Kuppel. Sie hat ein Altarbild von Pietro da Cortona.

Castel Gandolfo ist ein kleiner Ort mit kaum zweitausend Einwohnern, aber es hat mehrere stattliche palastartige Landhäuser; denn angelockt durch den päpstlichen Hof legten hier verschiedene römische Familien Villen an. Die größte und schönste derselben ist die dem Publikum zugängliche Villa Barberini, die bis nach der Galleria di sotto hinabreicht. Unendlich mannigfaltig sind ihre Busch- und Baumgärten und ihre entzückenden Aussichten, berühmt besonders die prachtvolle Pinienallee. Die Trümmermassen innerhalb der Villa gehören entweder zur Villa des Pompejus oder, was wahrscheinlicher ist, zu den „unsinnigen Bauten" des Clodius, gegen den Cicero die Berge und Thäler von Alba und seine zerstörten Heiligtümer anruft.

Tief unten am See liegt der Eingang zu dem berühmten Emissar, der 394 vor Chr. von den Römern gegraben wurde. Man findet ihn am besten, wenn man die Galleria di sopra, d. h. die herrliche Allee von Steineichen auf der Höhe, entlang geht bis zum Kloster San Francesco, wo man unter einem Halbrund von Bäumen die köstlichste Aussicht über den See hat. Hier führt ein schmaler gewundener Pfad durch dichtes Gebüsch, im Frühling durch blühende Asphodelusstauden und goldigen Ginster, hinab an das Ufer des Sees zu einem Nymphäum, in dessen Nähe noch viel altrömische Ruinen sind, die vom Volke le Grotte delle Ninfe oder i Bagni di Diana genannt werden. Wahr-

Digitized by Google

scheinlich gehörten sie nicht alle zu den „wahnsinnigen Bauten“ des Kaisers Domitian. Den Schlüssel zum Gitter hat der Custode von Castel Gandolfo.

An diesen Emissar, welcher den Abfluß des Sees reguliert, knüpft sich eine der ältesten Sagen aus der römischen Geschichte, die schon Livius berichtet.

Sieben Jahre und darüber belagerten die Römer Veji vergeblich. Da stiegen die Wasser des Albaner Sees plötzlich und überfluteten die ganze Umgegend. Die Römer brachten ihren Göttern Opfer dar, aber das Wasser wollte nicht sinken, und so schickten sie in ihrer Angst Boten aus zum delphischen Apoll, auf daß sein Orakelspruch sie beriete.

Auch in Veji hatte man von der Überschwemmung gehört, und ein alter Vejenter rief von der Mauer einem römischen Centurione zu, den er von früher her kannte: „Ihr werdet Veji nicht einnehmen, ehe das Wasser des Albaner Sees nicht zurücktritt und nicht mehr ins Meer hinabfließt.“ Der römische Soldat wußte, daß der alte Vejenter ein Prophet sei; er lockte ihn aus der Stadt heraus, brachte ihn vor den Feldherrn und ließ ihn seine Worte wiederholen. Aber man legte keinen Wert darauf, bis der Bote aus Delphi zurückkam mit dem Geheiß, den Wassern des Albaner Sees einen Abfluß zu schaffen, daß sie die Felder bewässerten und nicht länger das Land überfluteten. Da machte sich alles daran, den Emissar zu graben, der das Wasser nach der Campagna und in den Tiber leitet.

Rocca di Papa.

Bald nachdem dieses Werk vollendet war, wurde auch Veji genommen, und daraus entstand die Sage, die Römer hätten einen unterirdischen Gang gegraben, durch den sie in die Stadt gedrungen

Digitized by Google

wären, und zwar gleich bis in den Tempel, gerade als die Vejenter ein Opferfest feierten.

Der Emissar geht tief, tief in den Berg hinein; es ist ein beliebter Scherz, kleine Bötchen aus Papier zu falten, sie anzuzünden und dann schwimmen zu lassen: noch auf weite Entfernung hin sieht man die Feuerpünktchen im Dunklen.

Am entgegengesetzten Ufer des Sees liegt höchst malerisch das alte Franziskanerkloster Palazzuola auf einem Felsenvorsprung. Von der Galleria di sopra führt links ein Weg hinauf um den See herum. In die Felswand im Klostergarten findet sich ein sehr merkwürdiges Grab eingehauen. Der kurulische Stuhl und die zwölf Fasces darauf deuten auf die Würde eines Konsuls. Pius II. ließ es ausgraben und freilegen, im sechzehnten Jahrhundert wurde die Grabkammer geöffnet und es fand sich darin ein Schatz aufbewahrt.

Noch höher hinauf, auf abgeschrofftem Bergplateau, nur von Osten und Westen durch schmale Zugänge erreichbar, im Süden durch den Monte Cavo, gen Norden durch die steil abfallende Felswand geschützt, lag Alba Longa, die Hauptstadt des alten Latiums, die Mutterstadt Roms. Durch Tullus Hostilius wurde sie bis auf den Grund zerstört, so daß man endlich ihre Stätte nicht mehr kannte; erst neuere Forschungen haben sie zweifellos nachgewiesen.

Von Palazzuola aus führt ein köstlicher Waldweg, größtenteils durch Kastaniengehölz, bequem wie ein Parkweg, nach einer kleinen Wallfahrtskirche, Madonna del Tufo, einem der schönsten Aussichtspunkte im ganzen Albanergebirge. Er ist das Lieblingsziel der Sommergäste von Rocca di Papa, das sich siebenhundert Meter über dem Meeresspiegel auf dem steilen Rande des mittleren Gebirgskraters aufbaut, aus dem sich der Monte Cavo erhob.

Rocca heißt es mit Recht, nach dem kegelförmigen Felsen, an welchen es gebaut ist und dessen Spitze in alter Zeit wahrscheinlich die Arx von Alba Longa, im Mittelalter eine Feste der Colonna, krönte, die 1487 an die Orsini kam. Ein Haus steht so zu sagen dem anderen auf dem Kopfe, die Straßen laufen fast senkrecht am Abhang hin und enden in Treppen. Der Keller des einen Hauses liegt über dem Boden des anderen. Von weitem erglänzt Rocca sehr einladend, in der Nähe ist es ein schmutziges Nest voll unglaublicher Gerüche. Aber die Luft ist gesund, und so kommen alljährlich mehr Leute zur Sommerfrische herauf als nach dem unendlich schöneren Frascati und dem viel bequemer gelegenen Castel Gandolfo, wo man jetzt endlich auch anfängt, kleine Villen zum Sommeraufenthalt zu bauen. In Rocca muß man nehmen, was man findet und was die Leute den Sommergästen meist für unverhältnismäßige Preise abtreten wollen. Die erzwungene Genügsamkeit geht oft weit. So erzählte mir eine deutsche Dame, die mit ihrer zahlreichen Familie einen Sommer dort zubrachte: „Einen Tisch, groß genug zum Essen, hatten wir nicht, wir legten ein Brett über ein Bett und deckten darauf.“ Ländlich, sittlich!

Kleine Kinder, Schweinchen, Esel und Hühner treiben sich in den Straßen herum, und oft heißt es auch hier: „Kindelein ganz allein, und unrein wie ein Schwein, Kindelein kein Hirtelein“ — genau wie in polnischen Dörfern, nur daß hier die unbehüteten Kindlein in steter Gefahr sind, von den steilen Straßen und Treppen herabzufallen und sich totzuschlagen, was denn auch in der That nicht selten vorkommt.

1190 wohnte hier der Gegenpapst Johann, und davon soll der Ort seinen Namen Rocca di Papa haben.

Gleich oberhalb Rocca führt der steile Weg zu einer Hochebene, einem ausgefüllten Krater, von drei Seiten von Bergen umschlossen, recht wie für ein Lager geschaffen. Hier soll, nach der Erzählung des Livius, Hannibal mit seinen Truppen gelagert haben, als er gegen Rom zog, und darum heißt das Feld noch heute

Digitized by Google

Campo di Annibale. Jetzt ziehen im Sommer des Königs Bersaglieri herauf mit ihren wallenden Federbüschen, die Lieblingstruppe des italienischen Volkes, und schlagen hier ihr Lager auf.

Bald hinter dem Campo di Annibale trifft man, aufwärts steigend, auf das antike Pflaster der Via Triumphalis.

Auch von der Madonna del Tufo aus kann man, Rocca zur Linken liegen lassend, zu dieser alten Triumphstraße aufsteigen.

Manche Steine sind V. N. (Via Numinis) bezeichnet. Hier und da sieht man noch die Spuren von Wagenrädern. Wir sind nun auf der alten Triumphstraße zu dem Heiligtum des Mons Albanus, welches für Alba das war, was für Rom das Kapitol. Hier führten die Diktatoren von Alba und Latium ihre Legionen empor, wenn sie siegreich im Triumph zurückkehrten zur Kultusstätte ihres höchsten Gottes, des Jupiter Latialis, dessen Tempel den Mons Albanus krönte. Und hierher zogen später auch die römischen Sieg.r im Triumph hinauf. Niebuhr ist der Ansicht, daß Cajus Papirius Maso, der erste, welcher dieses that, wahrscheinlich den alten Gebrauch erneuerte und nicht eigentlich als römischer Konsul, sondern als Feldherr der latinischen Kohorten, die teils zu den Städten des alten Latium, teils zu den aus diesem Staate nach seiner Auflösung hervorgegangenen Kolonien gehörten.

Auf dem Mons Albanus wurden alljährlich die latinischen Feriä gefeiert, ein Bundesfest, bei welchem dem Jupiter ein weißer Stier geopfert und ein Opferschmaus auf der Höhe des Berges gehalten wurde. Tarquinius Superbus erbaute auf dem Gipfel den großen Jupitertempel, der zweihundertvierzig Fuß lang und hundertzwanzig Fuß breit gewesen sein soll. Er wollte sich beim Volke beliebt machen, indem er den Ort erwählte, der von alters her dem Schutzgott des latinischen Bundes heilig gewesen.

Servius hatte den Latinern einen Dianatempel auf dem Aventin errichtet, aber der Prachtliebe und dem Stolz des Tarquinius entsprach es besser, dem höchsten Gott auf dem höchsten Berge einen großartigen Tempel zu erbauen.

Lange noch standen seine alten Mauern; erst vor wenig mehr als einem Jahrhundert wurden sie zerstört, in dem mißverstandenen Glaubenseifer, der so vielen antiken Denkmälern den Untergang bereitet hat. 1783 ließ der letzte Stuart, Kardinal York, Erzbischof von Frascati, auf dem Monte Cavo (Mons Albanus) ein Passionistenkloster erbauen und die alten Tempelquadern herausbrechen, um daraus die Umfassungsmauern zu erbauen. Dieses Kloster steht noch, und im Frühjahr 1889 war es auch noch von einigen Mönchen bewohnt; Frauen durften es nicht betreten, männliche Wanderer aber fanden gegen Entgelt freundliche Aufnahme und auch Nachtherberge, also Gelegenheit, das wundervolle Schauspiel eines Sonnenaufgangs von dieser Höhe zu genießen. Man konnte auch von den Mönchen kleine Erfrischungen erhalten, diese bestanden aber in saurem Wein, hartem Brot und beinahe ungenießbarem Käse; köstlich war nur das frische klare Wasser! Jetzt sind die letzten Mönche, und wohl nicht ungern, von dieser unwirtlichen Höhe, wo sie im Winter oft Kälte und Mangel litten, herabgezogen. Die Regierung sorgt für die Unterhaltung des Gebäudes und hat dort ein Observatorium eingerichtet. In weiter Ferne schon, namentlich vom Strom aus, sieht man die hellgraue Umfassungsmauer schimmern, sich gegen das dunkle Grün der Bäume dahinter abhebend. Eine prachtvolle uralte breitblätterige Ulme breitet in der Mitte des Platzes ihre Riesenäste über ein paar Steinbänke aus. Hier ruht es sich köstlich nach heißer, anstrengender Wanderung; allzu scharf und kühl freilich weht oft der Wind für den erhitzten Wanderer.

Virgil läßt die Juno von dem Gipfel dieses Berges das Land der Latiner beschauen, und wahrlich eines Götterauges würdig ist der sich hier darbietende Anblick!

Digitized by Google

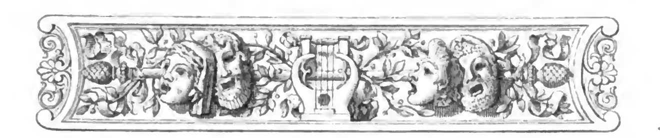
Nach drei Seiten hin unbeschränkte Fernsicht, nur gen Süden unterbrochen durch die Höhen des Monte Pila. Wenn das Sonnenlicht sie beleuchtet, so sind die Höhen von Sardinien und Korsika sichtbar und das Kap der Circe scheint wie eine Insel im Meere zu schwimmen. Aus der weiten Tiberebene ragen die Sabiner und die Etrusker Gebirge auf.

Wie ein Silbergürtel schließt das schimmernde Meer die herrliche Landschaft ab. Vom Kap Linaro bei Civitavecchia bis hinunter nach Terracina ist die ganze Küste erkennbar, Bergspitze reiht sich an Bergspitze, das Auge weilt auf der wohlvertrauten Form des einsam aufragenden Soracte und sucht sich danach zu orientieren. Wer mit der Gegend wohl vertraut ist, findet die Gipfel der Sarfatelli und Terucinillo, ganz gewiß den Monte Gennaro und die Leonessa heraus, die Berge von Cimini, Oriolo und Rocca Romana, von Caere und Tarquinii. Dann aber weilt der Blick auf dem leuchtenden Streif der Häuser von Rom und der Peterskuppel und sucht, soweit sie sichtbar sind, die Castelli Romani zu unseren Füßen und den Albaner See. Ein wundervoller Punkt beim Aufstieg ist kurz, ehe wir den Gipfel erreichen, der, wo wir beide Seen, den von Nemi links, den von Albano rechts erblicken; ihre Größe können wir hier am besten miteinander vergleichen, auch ihre Kraterform und die vulkanische Bildung der Gebirgswelt um uns trefflich wahrnehmen. Wie zwei Juwelen in der Landschaft leuchten die Seen auf und weit in der Ferne das Meer! Dies wundervolle Schauspiel sollte sich kein Romfahrer entgehen lassen. Selbst den Zauber des Golfes von Neapel, der vollständig andere Bilder bietet, möchten wir nicht höher stellen als diese gewaltig großartige ernste römische Landschaft.

Hinter der Klostermauer führt ein schmaler Weg durch den Wald schnell abwärts, ohne Aussicht, aber an sich reizvoll in seiner tiefen Waldeinsamkeit. Diese grünen Pfade von La Fajola waren früher sehr verrufen, Räuber hausten hier, und eine Wanderung ohne Bedeckung wäre nicht zu raten gewesen. Jetzt geht man völlig sicher durch die viel verschlungenen Pfade. Am Pankraziusfeste 1889, dem Hauptfesttage von Albano, wo alle Leute zur Kirchenfeier und Prozession und zum Markt von den Bergen nach der Stadt strömten, machten wir zu zweien den Weg vom Monte Cavo hinab nach Nemi und begegneten buchstäblich keinem Menschen, bis wir nach etwa zweistündiger Wanderung an einem Landhofe im Walde, einer Fattoria der Corsini, vorüberkamen und einen Bauer mit seinen Ochsen auf der Wiese sahen, der uns einen Richtweg nach dem See wies. Es ist keine andere Gefahr vorhanden, als sich auf den Waldpfaden zu verirren, die freilich ist für den Ortsunkundigen groß genug! Erging es uns doch einmal mit einer größeren Gesellschaft, von deutschen, lange in Rom ansässigen Herren geführt, die sich ihrer Ortskenntnis rühmten, so, daß wir nach stundenlangem Wandern statt in Nemi bei der kleinen Osteria dicht vor Genzano, an den drei Ulmenalleen, herauskamen. Erschöpft und hungrig nahmen wir, statt des erwarteten Imbisses in Nemi, sehr gern mit eingelegtem hartem Thunfisch, Brot und Wein vorlieb und waren froh, noch einen Wagen aufzutreiben, der uns zum letzten Zuge nach Albano brachte.

Wenn man aber Zeit übrig hat und an keinen Zug gebunden ist, so hat gerade das Verirren in dieser entzückenden Gegend auch seinen eigenen Reiz. Nemi kann man auch, ohne den Monte Cavo zu berühren, auf einem sehr schönen Waldwege, der zwischen Palazzuola und dem Kapuzinerkloster bei Albano hinläuft, erreichen; aber leicht zu finden ist diese Perle des Gebirges nie, außer von Genzano aus auf dem Fahrwege, wo man den Ort immer im Auge behält.

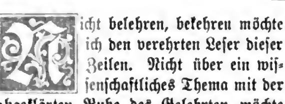
Digitized by Google



Der Naturalismus und das Theater.

Von

Otto Brahm.

icht belehren, bekehren möchte ich den verehrten Leser dieser Zeilen. Nicht über ein wissenschaftliches Thema mit der abgeklärten Ruhe des Gelehrten möchte ich sprechen, sondern einen mitten aus dem Lärm des Tages herausgeholten, vom Gewirr vieltöniger Stimmen umtobten Stoff, als ein Parteimann, der ich bin, behandeln. Ich rede von mir, gleich im Beginn: denn ich spreche pro domo, ich spreche von Dingen, die mir am Herzen liegen. Nicht mir mag der Leser ohne weiteres glauben — aber auch jenen anderen mag er nicht glauben ohne weiteres, welche auf der Gegenseite stehen: an ihm selber ist es, unbefangen die Thatsache zu prüfen und die Betrachtungen, die ich vorlegen will.

In dem Streit der Meinungen, der sich um jene litterarische Bewegung hingelagert hat, welche man übereingekommen ist, „die neue Richtung" zu nennen, in dem Streit der Zeitungen und der Leser wird naturgemäß nur das auf der Oberfläche Ruhende zunächst erschöpft: die einzelne Erscheinung, das was der Tag bringt, wird nach Eindrücken des Tages schnell, flüchtig beurteilt. Gewisse Schlagworte setzen sich fest, Mißverständnisse entstehen, Vorurteile werden geweckt, — auch ohne die absichtliche Entstellung noch, welche der Übereifer verhärteter Polemik hinzuträgt; und so entsteht denn ein Zerrbild zuletzt, welches von der Wirklichkeit kaum einen einzigen Zug noch bewahrt. Das gilt von den in der Freien Bühne zusammenlaufenden Bestrebungen der neuen Richtung vor allem, weil hier vor einer beschränkten Öffentlichkeit nur ungewöhnliche, den Geschmack revoltierende Dinge aufgezeigt werden; das gilt am Orte der That selbst, in Berlin, und gilt gedoppelt natürlich im Reiche ringsherum, wo nur ein unsicherer Wiederhall unserer Thaten vernommen wird.

Nun stellte ich, um gegen solche Irrtümer die Wahrheit auszuprägen, am liebsten die Freie Bühne ohne viel Besinnen auf Räder und triebe sie weit durch die Lande, von Königsberg bis Basel, von Hamburg bis Wien; allein solange noch im Raume die Dinge hart sich stoßen, bleibt diese fliegende Freie Bühne ein schöner Wahn, und nur das Wort schwingt sich frei, das gesprochene und das geschriebene, über das Land.

Nicht als ob ich hier nun eine ins einzelne dringende Besprechung der Freien Bühne, ihres Spielplanes etwa und ihrer Wirkungen aufrollen wollte. Nicht Kritik, die von Fall zu Fall läuft, habe ich zu geben, sondern ich möchte die großen allgemeinen Gedanken aufzeigen, welche der

Anmerkung: Wir geben den Anschauungen des bekannten Mitbegründers der Berliner „Freien Bühne" Raum, ohne dabei selbst in der behandelten Angelegenheit Stellung zu nehmen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

ganzen Bewegung zu Grunde liegen, ich möchte zu zeigen versuchen, wie aus historischen und ästhetischen Bedürfnissen heraus die neue Richtung sich entwickeln mußte, und wie es schon deshalb nicht angeht, sie mit ein paar Schlagworten abzuthun, weil sie ihre Wurzeln tief in das Wesen dieser Zeit, in das Wesen der Kunst selber hinabstreckt. Nicht von den Einzelbestrebungen der Freien Bühne also geht meine Betrachtung aus: ich spreche, ausgreifend nach allen Seiten, von einem weiter gesteckten Thema: von Naturalismus und Theater.

Verständigen wir uns, ehe wir einen Schritt weitergehen, darüber, was das Theater ist. Das Theater ist, wie die meisten Dinge auf dieser Erde, ein Etwas, das zwei Seiten hat: eine ernste und eine heitere. Nehmen wir die beiden Worte in ihrem weitesten Sinne, so ist die heitere Kunst diejenige, welche dem Unterhaltungsbedürfnis des Menschen dient; es ist innerhalb der dramatischen Produktion diejenige Kunstart, welche sich an die — wie man zu sagen pflegt — Freunde des theatralischen Vergnügens wendet, und welche der Bühne die Möglichkeit erst schafft, zu existieren — im ökonomischen Sinne, wie im Sinne eines täglichen, ordnungsmäßigen Kunstbetriebes. Diejenigen, welche im Geiste dieser heiteren Kunst schaffen, sind die Beherrscher der Bühne — an den ästhetischen Wochentagen: vor einem Jahrhundert hießen sie Kotzebue und Iffland, heute führen sie alle fünf Jahre einen anderen Namen, aber das Wesen der Sache ist dasselbe geblieben: sie dienen zur Erheiterung ihres Publikums auch da, wo sie über den bloßen Spaß hinaus Wirkungen des Schauspiels anstreben; denn jedermann weiß oder ahnt, daß sie mit ihren Gegensätzen und Konflikten nicht Ernst machen werden, und daß am Schluß doch, nach so viel Thränen und Sehnen, und manchmal auch Gähnen, der Hans seine Grete, der Otto sein Lorchen heimführt.

Aber neben dieser Wochentagskunst hat auf allen Höhepunkten der dramatischen Entwickelung die große Kunst gestanden, die ernste Kunst, die Kunst des Feiertags: und zumal bei uns in Deutschland haben die tiefsten Genien der Nation ihr, nicht dem „theatralischen Vergnügen“ die Arbeit eines Lebens gewidmet. Lessing hat solcher Kunst den Weg gewiesen; und neben die Unterhaltungsstücke der Kotzebue und Iffland stellten sich, fortreißend auch die Widerstrebenden, die Dichtungen der Goethe und Schiller, der Heinrich v. Kleist und Franz Grillparzer. Auch die Widerstrebenden! Man vergißt es gar zu leicht, wie auch jenen klassischen und nachklassischen Poeten gegenüber die Unlust des Publikums an der ernsten Kunst sich bezeigt hat; wie sie alle miteinander nur allgemach den Widerstand der stumpfen Welt besiegten — um dann freilich desto leuchtender vor den Augen der Nachgeborenen dazustehen. Das gilt von Kleist nicht nur, der ein einsames, selbstgewähltes Ende fand an den Ufern des Wannsees, verzweifelnd am Leben und an der Kunst; das gilt von Grillparzer nicht nur, dessen Lebensphasen ein schicksalreiches Auf und Ab bedeuten, von frühem Erfolg und Mißerfolg und später Anerkennung; auch unsere Größten haben es erfahren, und nichts ist verkehrter als der Glaube, es sei etwa Schillers überragende Bedeutung, so wie sie uns Heutigen vertraut ist, den Zeitgenossen allezeit ein sicherer Besitz gewesen. Noch auf der Mittagshöhe seines Lebens hat Schiller, hat Goethe gegen die Flachheit von Publikum und Kritik zu kämpfen gehabt: und das Phänomen der Xenien, dieser gewaltigsten litterarischen Streitschrift der Deutschen, ist nicht anders zu verstehen als aus solch tiefgreifendem Gegensatz: den führenden Geistern, von der Seichtheit der Tageslitteratur hinweg, auf die Höhe der ernsten Kunst zu folgen, ist das Publikum jener Zeit, so wenig wie irgend eines, sogleich bereit gewesen. Und wenn man nun gar die Anfänge Friedrich Schillers betrachtet, wenn man sieht, welche Summe von Unverstand und Bosheit dem Dichter der

Digitized by Google

„Räuber" einst in den Weg trat, dem naturalistischen Genie, das Geltung sich erstürmen wollte, auch auf dem Theater; wenn man wahrnimmt, wie trotz litterarischer Erfolge der stärksten Art Schillers Stellung im Repertoire der Bühnen durch viele Jahre eine unsichere blieb, und wie der Dichter der „Räuber" und von „Kabale und Liebe" zurückstand hinter den heute verschollenen Ritterdramatikern und Rührstückfabrikanten — so wird man die Analogie zu unseren heutigen Zuständen mit Erstaunen wahrnehmen, und man wird angesichts einer so langsamen Entwickelung auch für die Bestrebungen der Modernen das Trostwort finden: Rom ist nicht an einem Tage erbaut! Der Naturalismus und das Theater, wenn sie auch heute noch sich scheiden wollen wie Feuer und Wasser, sie werden den Bund einst schließen, so gut, wie ihn hundert Jahre vor uns Schiller-Goethe und die Bühne ihrer Zeit geschlossen haben.

Die neue Litteratur ist revolutionär, das Theater ist konservativ — das ist der entscheidende Punkt für unser Problem. Unter allen Faktoren der Kunst hält keiner zäher fest an dem Bestehenden, ist keiner seinem ganzen Wesen nach Neuerungen so feindlich wie die Bühne. Ob sie nun, im guten Sinne, der Tradition anhängt und schöne Überlieferungen gewesener Zeiten einem neuen Geschlecht pietätvoll zuträgt, oder ob sie, dem Theaterschlendrian verfallend, allem Werdenden sich entgegengestemmt in altersschwachem Eigensinn — konservativ ist sie immer, in jeder Form, zu jeder Zeit. Die Litteratur aber, jede lebensvolle Litteratur, ist revolutionär, nicht im politischen, sondern im geistigen Sinne: in der Poesie, sagt Heine einmal, geht es zu wie bei den Wilden; wenn die Jungen erwachsen sind, schlagen sie die Alten tot. In der That bewegt der Gegensatz der Alten und der Jungen, wenn wir auf unsere eigene litterarische Entwickelung zurückblicken, alle großen und fruchtbaren Perioden der deutschen Poesie: in der Sturm- und Drangzeit haben wir den Gegensatz der jungen Originalgenies gegen den Regelzwang und die Flachheit der Gottschedianer und der Nicolaiten, und dieser Kampf setzt sich fort bis tief in die klassische Zeit hinein; in der Romantik sodann stehen die Schlegel und Genossen gegen den zur obersten Autorität emporgestiegenen Schiller auf; es treten weiterhin die Jungdeutschen ins Gefecht, mit feurigen Worten Kampf gegen das abgelebte Alte predigend, die Heine, Laube und Gutzkow streiten gegen die Schwabenschule und den Wolfgang Menzel — und so, über den Wechsel der Zeiten hinweg, sehen wir fort und fort den Gegensatz der Generationen sich bezeigen: durch eine Welt von künstlerischen und socialen Anschauungen sind Väter und Söhne stets und stets geschieden, und wie die Alten sungen, so zwitschern *nicht* die Jungen. Auch die Periode, in der wir gegenwärtig stehen, ist, litterarisch gesprochen, die Zeit der Auflebung, der Revolution: und um das vielumdeutete, vielumfochtene Schlagwort Naturalismus sammelt sich, was an einen starken Fortschritt in der modernen Poesie noch glaubt.

Nicht auf dem Theater hat die Bewegung begonnen: denn das Theater, wir wissen es, ist konservativ. Vielmehr liegt in der erzählenden Dichtung der Ursprung dieser neuen Kunst, die ungefähr zur gleichen Zeit bei allen großen Kulturvölkern sich bilden will, die aber in Frankreich vor allem Geltung gewonnen hat. Balzac ist der erste gewesen, sie zu begründen, nicht mit allgemeinen, principiellen Erörterungen, sondern mit der ganzen Naivetät und der ganzen Fruchtbarkeit des produktiven Genies. Dem starken Manne sind dann die feinen gefolgt; die aristokratischen Begabungen der Brüder Goncourt, die zähe Großartigkeit des Flaubert setzten die Bewegung fort, bis sie in Zola ihren Herrn und Meister fand. Durch Theorie und Praxis hat *er*, in einem Leben voll grandioser Arbeitsamkeit, den Naturalismus zu einer litterarischen Großmacht erhoben. Seiner

Digitized by Google

fest zugreifenden Energie, seinem von keinem Skepticismus schwächerer Naturen angekränkelten Glauben an das neue Evangelium absoluter Wahrheit in der Kunst gelang das Lebenswerk der „Rougon-Maquart", und ein europäischer Erfolg lohnte dem nimmermüden Manne, dem Propheten des Naturalismus. Von der modernen Wissenschaft, wie sie in Taine sich ihm verkörperte, und von dem tiefinneren Triebe des Jahrhunderts nach der Erkenntnis realer Daseinsmächte hatte Zolas Geist die entscheidende Richtung empfangen; und ganz fühlte er sich ein Kind seiner Zeit, als er in seinem Romancyklus eine Histoire naturelle et sociale zu entrollen versprach; denn die nämlichen beiden großen Faktoren sind es, die das Jahrhundert der Elektricität und des Socialismus beherrschen: der Drang nach Naturwissen, und der Drang, die Wunden der leidenden Gesellschaft bloßzulegen und zu heilen.

Aber gerade weil diese Bewegung so völlig aus dem Geiste der Zeit geboren ward mit Naturnendigkeit, weil sie ein Akt der individuellen Willkür und des Zufalls so wenig war, wie alle großen künstlerischen Bewegungen, wie die Renaissance, wie die deutsche und französische Romantik — gerade deshalb blieb sie nicht an der Grenze einer Kunst stehen, nicht an der Grenze einer Nation. Sie sprang über vom Roman in die Malerei; und was die Poeten Naturalismus nannten, das nannten die bildenden Künstler nun, die Millet und Manet, Impressionismus. Und sie sprang über von Frankreich nach Rußland, nach Deutschland; und im Gefühl, wieviel des Überraschenden, Neuen hier dem Publikum zu vermitteln war, wie eine völlige Revolution des Geschmackes Lebensbedingung dieser neuen Kunst sei, wurden selbst echte Poeten, Männer der dichterischen That, zu geduldig theoretisierenden Erklärern ihres eigenen Schaffens. Kein besseres Beispiel dafür giebt es, als das Vorgehen eines unserer ersten modernen Dichter, des kraftvollsten Erzählers und Dramatikers, der allzu früh von uns gegangen ist: Ludwig Anzengruber.

Seinen kernhaften Bauerngeschichten „Dorfgänge" hat Anzengruber zwei Plaudereien mitgegeben, und in ihnen hat er, mit der ganzen schlagenden Treffsicherheit des Genies, Wesen und Art des Naturalismus in kurzen Zügen gekennzeichnet; es lohnt der Mühe reichlich, in diesen Gedankengang einen Augenblick einzutreten.

Von der Unmöglichkeit, die große Kunst gewesener Zeiten lebendig fortzusetzen in diesen Tagen, geht die kluge Betrachtung aus: „Wohl ließen wir ebenso gern wie unsere Vorfahren," sagt Anzengruber, „das Gewaltige, das Erhabene auf uns wirken, ließen uns ebenso gern von übermächtigen Empfindungen erschüttern und erheben — aber die Mittel zum Zwecke müßten dann anders geartet sein, und um solche Mittel scheinen wir vorläufig noch verlegen." Was also thun, fragt er weiter. Schönfärben? Alles hübsch mit Honigfarben lackieren, und das Leben, was man so sagt, verklären? „Soll denn nicht die Kunst," ruft er ironisch aus, „der friedliche Laubengang, der geheiligte Tempel, die fröhliche Schenke, und ich weiß nicht was noch sein, wo man sich hinflüchten und dem Leben aus dem Wege gehen kann? Man verlangt nach sanften Schmerzen und milden Thränen. Soll uns denn auch noch in den Büchern das wilde Weh und der stöhnende Aufschrei begegnen, vor welchem wir sonst, wo es nur angeht, Auge und Ohr verschließen? Ja, für die Verklärung des Lebens spricht alles und dagegen nur eines: die Wahrheit." Und nun setzt Anzengruber demjenigen Poeten, der das Leben in konventioneller Weise verfälscht, den Realisten entgegen, der sich als den Priester eines Kultus betrachtet, des Kultus der künstlerischen Wahrheit, und er mahnt mit eindringlicher Rede: „Laßt mir den Realisten gelten! Laßt mich gelten!"

Das Wesen seiner Kunst aber stellt er so dar. Alles aus dem Stoff herauszuarbeiten, aber von außen nichts in ihn

Digitized by Google

hineinzutragen, keine Idealisierung und keine geistreiche Tendenz, ist oberste Bedingung. Nichts klein zu achten und kleinlich, ist zweites Gesetz: ein jedes Ding, was es auch sei, scheint ihm wert, gestaltet zu werden, und eingedenk will er bleiben, daß selbst die schmutzige Scholle ein Stück der Allernährerin Erde ist. Kein Jauchzen wilder Lust, aber auch keinen Schrei wehen Jammers will er uns ersparen; das Elend, das um Mitleid bettelt, den Trunkenen, der alle belästigt, er will sie nicht von der Ecke jagen, er will sie anhören; und nicht abseits vom Leben, auf romantischen Seitenpfaden sucht er seinen Weg — die breite, helle, moderne Straße entlang führt er uns, und weder die Rauheit des Ganges, noch seine mancherlei Krümmungen sollen uns schrecken.

Ich will versuchen, in einigen Linien nur dieses vortreffliche Programm Ludwig Anzengrubers zu vervollständigen. Wenn wir die Geschichte der Kunst, von Anbeginn aller Zeiten her bis auf diesen Tag, überblicken, so wird inmitten aller sich folgenden oder sich widersprechenden Strömungen, in den sich bald ergänzenden und bald sich durchkreuzenden Bestrebungen der Menschheit ein Gesetz der Entwickelung vor allem deutlich: wie nämlich die Kunst sich die Kunst aneignet, immer mehr Natur in sich aufzunehmen. Einen stets größer werdenden Kreis der menschlichen Daseinsformen zu umschreiben und mit immer tieferer Erkenntnis einzudringen in Geschautes und Erlebtes — das ist es, was den Fortschritt in der Kunst so gut, wie in der Wissenschaft ausmacht. In den Anfängen der menschlichen Kultur stehen künstlerisches Bilden und die Natur sich noch am fernsten — denken wir an die Götzenbilder der Asiaten, an die verzerrten Mythen der Wilden. Aber wie dem weisesten der Griechen nachgerühmt ward, er habe die Philosophie von den Göttern herabgeholt zu den Menschen, so wird die Vermenschlichung der Kunst ihr größter Triumph: und was heißt Vermenschlichung anderes, als Annäherung an die Natur? Auf diesem Wege fortschreitend, auf diesem vor allem, haben die großen Führer ein stets sich erweiterndes Machtgebiet der Kunst erobert; und nicht derjenige gewann den Preis, welcher auf altem, oft durchackertem Boden von neuem mit Fleiß und Geschick den Pflug ansetzte, sondern der kühnere Mann, der poetisches Neuland fand, der dem Leben unentdecktes, künstlerisches Gebiet abzugewinnen verstand, gleichwie Faust Neuland abgewann dem Meere. Nur wer die Grenzen der Kunst erweiterte, nicht wer innerhalb der festgesteckten Linien ängstlich verblieb, ward in die goldenen Bücher der Poesie eingetragen.

Ein Schlagwort habe ich soeben wiederholt, welches dem Naturalismus stets von neuem entgegenschallt: das Wort von den Grenzen der Kunst. Mit um so größerer Bestimmtheit wird es ausgesprochen, je unbestimmter der Begriff ist, den es umschließt. Die Grenzen der Kunst — was heißt das? Wer hat sie gezogen und wer hat die Kraft, die einmal festgesetzten gegen den Vorstoß neuer Anschauungen zu verteidigen? Man spricht von den Grenzen der Kunst, von den Aufgaben der Kunst und ihren Gesetzen, wie von realen Dingen, die in jedermanns Bewußtsein leben — aber wenn man nur ein wenig genauer hinsieht, so erfährt man sogleich, wie schwankend hier alle Begriffe sind, wie unbestimmt. Kann es überhaupt Gesetze der Kunst geben — ich meine, *ewige* Gesetze? Ich verneine die Frage. Ewig sind nur die Naturgesetze: die Schwere, die Anziehungskraft der Planeten, der Zusammenhang von Ursache und Wirkung — das sind ewige Gesetze, weil sie auf in Ewigkeit unveränderlichen Voraussetzungen beruhen. Aber wie es keine ewigen Gesetze giebt im Rechtsleben der Nationen, wie vielmehr ein stetes Sichwandeln und Neugestalten in allem Geistigen die Menschheit beherrscht und vorwärts treibt, so kann es auch in der Kunst, dem Abbild unseres geistigen Lebens, ein vererbtes Gesetzbuch nicht geben, einen in Paragraphen, einmal für immer,

Digitized by Google

festgesetzten Codex: wie eine ewige Krankheit würde dieser von Geschlecht zu Geschlechte sich fortschleppen, und von dem Rechte, das mit uns geboren ist, von dem künstlerischen Rechte unserer Zeit, würde nie die Frage sein. Nein! wo alles sich wandelt, wo alles fließt, wie jener griechische Weltweise gesagt hat, da kann auch die Kunst nicht an hergebrachten Begriffen, an konventionellen Gesetzen gewesener Zeiten kleben bleiben; und wer sie, die ewig Strebende, an Normen und an Formen festbannen will, der versündigt sich an ihrem Geiste, welcher der Geist unendlichen Fortschrittes ist.

Und wer ist denn nun dieser Gesetzgeber der Künste, dieser ästhetische Moses mit seinen zehn Geboten: Die Kunst soll ... Die Kunst darf nicht ... Es kann nicht die Aufgabe der Kunst sein ... Dieser Moses heißt Aristoteles; und daß er in der That ein weiser Mann war, das zeigt seine Poetik in jeder Zeile: denn nicht allgemeine Gesetze wollte er geben, er begnügte sich vielmehr damit, aus dem poetischen Schaffen seiner Zeit Regeln abzuziehen und Wirkungen zu beschreiben. Er verzichtete auf den wohlfeilen Doktrinarismus, der von außen an die Dinge herantritt und sagt: Kunst ist das und das; er war klüger, als seine Bewunderer wollen, und sagte nur: die mir vorliegende Kunst ist so und so beschaffen, und ihre Wirkungen sind diese und diese. Er beschrieb wie ein Naturforscher; aber er wollte nicht die Dinge meistern mit Philosophenwillkür. Ihm lag die Anmaßung fern, für Jahrtausende festzulegen, was Kunst ist und nicht ist; nur die Produktion seiner Zeit beschrieb er mit exaktem Sinne, und zog in Regeln und Sätzen zusammen, wie es die griechischen Tragiker getrieben, und warum sie es so getrieben, nicht anders.

Möchten wir doch alle, Publikum, Kritiker, Schaffende, von diesem Beispiel lernen! Aber wir alle — ich nehme niemanden aus, auch die Anhänger der neuen Kunstrichtungen nicht — wir alle leiden noch empfindlich unter dem, was ich ästhetische Gespenster nennen möchte, nach Analogie jenes Ibsenschen Wortes: auch wenn wir nicht mehr an die künstlerischen Normen glauben, die eine vergangene Zeit überliefert hat, auch wenn wir die „Grenzen der Kunst“ theoretisch nicht anerkennen, auch wenn wir bereit sind, das sogenannte „Peinliche“, das Häßliche gelten zu lassen, weil es die Wahrheit des Lebens abspiegelt — die ästhetischen Gespenster stehen doch wieder zu Zeiten in uns auf, sie drohen doch immer von neuem Macht zu gewinnen und die bessere Erkenntnis niederzuschlagen. „Es lebt nicht in uns, aber es steckt in uns“, das Ideal einer absoluten Kunst — da doch alle Kunst ein Relatives ist, ein Gewordenes: wir suchen, Schüler der Hegelschen Philosophie, die wir sind — auch wenn wir nie eine Zeile Hegel gelesen haben, stehen wir Heutigen noch unter diesem vererbten Bann, diesem gespenstischen Einfluß — wir suchen mit Hegel die wahre Kunst, das wahre Drama, das „eigentlich“ Poetische und Theatralische — und wir vergessen, daß es so viel Formen der Kunst giebt, als es Nationen giebt und Zeiten. Wir haben das Theater des Sophokles, das Theater des Shakespeare, des Victor Hugo, des Ibsen — so viel verschiedene Namen, so viel verschiedene Formen. Und doch will man eine bestimmte Kunstweise, wie sehr sie auch zeitlich geworden ist, zum Muster setzen über alle Zeiten? Und doch will man zumal das Drama frei halten von dem Vordringen derjenigen Richtung, in welcher das Streben unserer Zeit sich zusammenfaßt, will man das Theater versperren vor dem Naturalismus? Denn das Theater, sagt man, ist eine Welt für sich, die nach eigenen Gesetzen nur lebt; das Theater ist ... das Theater ist ... nun, das Theater ist das Theater — und darum eben muß ihm der Naturalismus fern bleiben. —

Wenn dasjenige, was ich bis hierher entwickelt habe, dem Leser zu allgemein erscheint, zu abstrakt, zu theoretisch, so bitte ich ihn, die Schuld den Dingen bei-

Digitized by Google

zumessen, nicht mir, und zu vertrauen: daß wir auch zur poetischen Praxis noch hingelangen werden. Es ist alte Sitte der Deutschen, zuerst der grauen Theorie Herr zu werden; und gerade die Bewegung, welche ich hier zu skizzieren suche, beweist, daß auch wir heutigen Deutschen dem Beispiel unserer Großväter noch folgen: die Theorie, die Kritik hat das erste Wort gehabt, und von ihr ist beides ausgegangen, Förderung und Hemmung des Naturalismus.

Es ist nicht die Aufgabe an dieser Stelle: von der Kritik an und für sich zu reden, ihrer Bedeutung zu gedenken für unser gesamtes geistiges Leben. Wie es Leute giebt, welche die Musik als ein lästiges Geräusch empfinden, so giebt es auch Leute, welche die Kritik hassen: das sind Idiosynkrasien, nicht Meinungen, die eine Widerlegung fordern. Aber auch die Kritik, wie alle geistigen Mächte, bleibt nur dann lebensvoll, wenn sie an dem Fortschritt der Zeiten teilnimmt; wo sie am Buchstaben klebt, wo sie stecken bleibt in abgethanen Formen, wo sie immer von neuem dieselbe angelernte Weisheit wiederholt, wirkt sie verwirrend und unheilvoll. Aufhalten kann sie den Gang der Dinge, wenn sie sich dem Werdenden entgegenstemmt, nicht ihn völlig und für immer hemmen; aufhalten kann sie die Wirkung des Neuen, wenn sie sich zum ergebenen Diener des Publikums macht, und statt die Genießenden emporzuheben zu den Forderungen der Schaffenden, diese vielmehr herabzuziehen sucht zu dem Niveau der Masse. Vorauszugehen in der Erkenntnis des neuen Schönen, in der Anpassung an diejenigen ästhetischen Begriffe, welche die Großen gefunden haben, das war allezeit die edelste Pflicht der Kritik; und nur darum sind Lessing und Herder die größten deutschen Kritiker geworden und geblieben, weil sie in Wahrheit vorangeschritten sind der werdenden Entwickelung. Und selbst auf ihr Andenken fällt es wie ein leiser Schatten, daß sie, in vorgerückten Jahren schon, dem Neuesten, das die Stunde bot, verständnislos und feindlich entgegentraten: hätte Lessing auch für die frische Jugend von Sturm und Drang noch den Sinn gehabt, hätte er dem Goetheschen Werther nicht ein Schlußkapitelchen gewünscht, je cynischer desto besser — sein Andenken stände uns heute noch höher, sein Urteil schiene uns unfehlbarer noch; und hätte Herder, anstatt Schillers Schaffen mit höhnischen Reden zu begleiten, den Dichter des „Tell“ gefeiert, wie einst den Dichter des „Götz“ — mit wie viel größerer Ehrfurcht noch würden wir uns vor seinem Bilde neigen.

Förderung und Hemmung der neuen Richtung, sagte ich, beides ist von der Kritik ausgegangen. Von der Hemmung noch im einzelnen zu reden, verzichte ich; von der Förderung vielmehr möchte ich reden, von den Versuchen, die man neuerdings gemacht hat, den Naturalismus auf die deutsche Bühne zu bringen. Noch einmal bitte ich den Leser, sich mit Mißtrauen zu wappnen; denn ich spreche jetzt wirklich von dem Unternehmen, zu dessen Begründern und Leitern ich selber gehöre, ich spreche von der Freien Bühne in Berlin.

Ausgegangen ist dieses Unternehmen von einem französischen Vorbild: dem Théâtre libre in Paris. Wie immer in theatralischen Dingen, sind auch diesmal wir Deutschen nicht originell gewesen und haben uns gerade aus Paris die Waffen geholt — um Pariser Einflüsse zu bekämpfen. Denn, daß wir es deutlich heraussagen: wenn die neue Richtung sich den Boden erkämpfen soll auf unserem Theater, so kann sie es nur, indem sie ihn Zoll um Zoll dem französischen Schauspiel abgewinnt. Das Gesellschaftsstück, wie es die Dumas und Sardou ausgebildet und eine Anzahl deutscher Autoren nachgeahmt haben, dieses einst lebendige, aber heute zur bloßen Mache herabgesunkene Gesellschaftsstück ist der Feind des Naturalismus nach Inhalt und Form. Es erlügt eine Welt, die nicht ist: in der man liebt, nicht hungert, in der die sociale Sorge totgeschwiegen wird, und das bloße erotische Spiel die Existenz lebendiger

Digitized by Google

Menschen zu beherrschen scheint. Es erlügt eine flache Seelenkunde, die allen Fortschritten der neueren Psychologie zuwiderläuft: es läßt seine Personen im Handumdrehen sich ändern und vollführt radikale, abrupte „Besserungen" — während wir vielmehr wissen, daß es in der Natur nur eine mähliche Ausbildung und Umbildung der Charaktere giebt, bewirkt durch eine Fülle kleiner Erlebnisse, durch den zähen Einfluß der Umgebungen, des Milieu. Kurz, es ignoriert, dieses altmodische französische Gesellschaftsstück, alle Fortschritte der neueren Poesie, die ganzen verfeinerten Methoden der Analyse und der Beobachtung, und es war schuld, daß bis vor kurzem eine tiefe Kluft bestand zwischen der Auffassung des Romans und des Theaters; dort hatten wir Entwickelung, hier den Stillstand, dort die Wahrheit und hier die Konvention.

Auf dem Boden von Frankreich selber ist dieser Kunst der Gegner erwachsen: Emil Zola hat in mehr als hundert Aufsätzen, in unermüdlichen Variationen des einen Seelenwunsches, „le naturalisme au Théâtre" gefordert, und eben diesem zu dienen hat Mr. Antoine sein Théâtre libre aufgeschlagen. Eine persönliche Schöpfung, die des geschäftlichen Charakters nicht entbehrt, ist dieses Pariser Théâtre libre; unsere Freie Bühne ist das auf Erwerb nicht berechnete Unternehmen einer Gruppe von Schriftstellern, von Kritikern vorwiegend, welche die Sache des Naturalismus zu fördern wünschen, indem sie ihm zunächst nur einmal die Zunge lösen; hier ist Rhodus, hier tanzet, riefen wir den jungen deutschen Schriftstellern zu. Und sie kamen und tanzten.

Nicht um eine Aufzählung des auf unserer Freien Bühne Geleisteten handelt es sich hier; ich will nur die Einrichtung des Ganzen zu entwickeln suchen und dann an einem charakteristischen Beispiel die Bedeutung dieser Vorstellungen erläutern. Ihrem äußeren Wesen nach stellt sich die Freie Bühne als ein Verein dar: eine Form, die zumeist deshalb gewählt wurde, um Censurfreiheit zu erlangen. Da unsere Vorstellungen keine öffentlichen sind, sondern nur für die Vereinsmitglieder gegeben werden, so durften wir z. B. Henrik Ibsens „Gespenster" zur Darstellung bringen — ein Werk, dessen Aufführung den Berliner Theatern im übrigen bis auf den heutigen Tag verboten ist; und so brauchen wir auch sonst uns die mancherlei Sorgen nicht aufzuerlegen, welche den öffentlichen Bühnen durch die Censur erwachsen. Auch auf diesen heiklen Punkt habe ich hier nicht einzutreten: der Fall von „Sodoms Ende", Verbot und Freigabe, ist noch in aller Gedächtnis.

Nicht ein Publikum also, Vereinsmitglieder sind es, die sich in den Matineen der Freien Bühne, an Sonntag-Vormittagen im Residenztheater, einfinden. Ein kleiner Kreis von noch nicht tausend Menschen, immer die Nämlichen, Freunde und Gegner des Unternehmens. Denn keineswegs ist es eine Gemeinde von Gleichgesinnten, die sich hier zusammengethan hat: lauter sind nirgends die Gegensätze, heftiger treffen in keinem Theatersaal die Meinungen aufeinander als in diesen Vorstellungen der Freien Bühne. Und wenn schon hierdurch die erwünschte „Auffrischung" unseres Publikums gegeben ist, wenn sich die einseitige Sektenbildung, sonst die gefährlichste Begleiterin der nicht öffentlichen Kunstbestrebungen, in unserem Falle ausschließt, so gewinnt das Unternehmen noch an Bedeutung durch die eigentümliche, weithinstrahlende Wirkung aller theatralischen Vorgänge: nicht nur zu tausend Hörern, zu Hunderttausenden von Lesern gelangt die Kenntnis von demjenigen, was wir auf die Bühne gestellt haben — eine oft oberflächliche, einseitige, verfälschte Kunde, aber doch eine Kunde.

Denn noch heute ist das Theater, trotz allem was Routine und Schlendrian an ihm gesündigt haben, trotz der öden Mittelmäßigkeit, die sich hier spreizt, und dem Hauch des ewig Gestrigen, der uns aus der Coulissenwelt anweht — noch heute ist das Theater die große Kulturmacht, die geheimnisvolle Macht, die die Seelen bezwingt und an die Herzen der Mensch-

Digitized by Google

heit rührt. Nicht nur was wir selber auf den Brettern sehen, auch was die anderen sehen und genießen, weckt unsere Teilnahme auf — zumal wenn dies Geschaute etwas Neues, Ungeahntes ist. Eine einzige Vorstellung der „Gespenster", im Berliner Residenztheater vor vier Jahren unternommen, hat mehr für die Verbreitung und das Verständnis Ibsenscher Dichtungen gethan, als alle litterarische Agitation je vermocht hätte: denn nun erst gelangte an ein weites Publikum die Kenntnis von dieser kühnen Dichtung, und nun erst gingen im Geschwindschritt über unsere Bühnen Henrik Ibsens lebensvolle Schöpfungen, in Deutschland, in Frankreich, in England.

Und dieselbe weittragende Wirkung des Theaters hat ein junger Dramatiker auch erleben können, den die Freie Bühne auf die Bretter zuerst gestellt hat, und dessen Talent — wiederum nach meiner subjektiven Auffassung — alle Mitstrebenden an Tragkraft und an Tiefe übertrifft: der Schlesier Gerhart Hauptmann, dessen sociales Drama „Vor Sonnenaufgang" am 20. Oktober 1889 zuerst über die Freie Bühne gegangen ist, dessen „Familienkatastrophe" „Das Friedensfest" dann schnell gefolgt ist, und dessen neuestes Trauerspiel „Einsame Menschen" eben den Weg gefunden hat von der geschlossenen Bühne auf die offenen. Fast wie Byron konnte Hauptmann von sich sagen: ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt — berühmt oder berüchtigt: denn wie der Beifall, so heftete sich, lauter noch und tobender, der Widerspruch an seine Fersen, und berüchtigter konnte einst der Dichter der kecken „Räuber" den harmlosen Stuttgartern nicht erscheinen, berüchtigter nicht der sittenlose Byron den auf Anstand dringenden Damen der englischen Gesellschaft als in jenen lärmvollen Tagen Gerhart Hauptmann deutscher Prüderie und Heuchelei. Er hatte — shocking! most shocking! — die Verhältnisse seiner schlesischen Heimat, die Versumpfung reichgewordener Bauern mit grellen Farben gemalt, und mit einer heiligen, jugendlichen Unbefangenheit, deren Ernst nur der Unverstand verkennen konnte, auch die heikelsten Dinge in aller Deutlichkeit herausgesagt. Ohne die Bühne und ihre Wirkungen genau zu kennen, aber doch mit jener Treffsicherheit des Dramatikers, der das Theater noch fühlt, auch wo er sich von ihm keck entfernt, hatte er seine bei aller Kraßheit lebensvollen Schilderungen entworfen; und so verstand es sich von selbst, daß ihm der Vorwurf nicht erspart blieb, der sich gegen so manchen modernen Poeten richtet: daß er die Darstellung der geschlechtlichen Beziehungen mit unlauterer Absicht in den Vordergrund dränge. Hat doch gerade auf diesem Gebiet die Tradition, die konventionelle Lüge es sich am bequemsten gemacht: sie hat sich ein abstraktes Ding konstruiert, welches sie „die Liebe" nennt, ein in seiner Entstehung unerklärliches, seinem Wesen nach unvergängliches und unveränderliches Ding, kurz ein Ding, das über allen Naturgesetzen ist, in seiner sublimen Unwahrheit. Wenn gegenüber dieser idealistischen Verfälschung des Lebens der Naturalismus den Blick richtet auf die wirklich treibenden Kräfte im Dasein der Geschlechter, wenn er den physiologischen Bedingungen mit scharfen Sinnen nachspürt, und vielleicht dabei ebenso zur Einseitigkeit der Auffassung gelangt wie sein geschätzter Vorgänger, so erklärt sich die Übertreibung von selbst aus dem Gesetz von Wirkung und Gegenwirkung; das eine Extrem ruft das andere hervor, und bald genug wird die Zeit des Ausgleiches heraufkommen. Nur lasse man die Moralität beiseite, die nicht bedroht ist, und verdächtige nicht den Menschen, wenn man das Kunstwerk tadeln will.

Allein derselbe Ruf ist es und bleibt es heute wie einst, der erhoben wird, wenn die Kunst der Natur um einen Schritt näher kommt: der Klageruf der geängstigten Prüderie. Schon vor hundert Jahren ist er erschallt, als ein vorwärts strebender Künstler, als Talma in Paris mit der Konvention zu brechen

Digitized by Google

versuchte, wenigstens in den äußeren Fragen des Kostüms: an Stelle der Theater-Römer wollte er wirkliche Römer setzen, er strebte, einer der ersten, das Princip der theatralischen „Echtheit“ an und erschien eines Abends mit nackten Armen auf der Bühne — ohne die konventionellen Tricots. Großes Erstaunen, zumal bei den Damen; und zwei der Schauspielerinnen brachten ihre Eindrücke in Worte, welche von typischer Einfachheit waren: „Seht doch Talma an,“ rief die eine, „wie er häßlich ist — er sieht ganz aus wie eine antike Statue!“; die andere aber, Madame Vestris, spann heimlich den folgenden kleinen Dialog, während sie auf offener Scene standen, mit Talma an: „Aber Talma, Sie haben ja nackte Arme!“ — „Ich habe sie, wie die Römer sie hatten.“ — „Aber Talma, Sie haben ja kein Tricot!“ — „Die Römer trugen keine.“ — „Cochon!“ rief sie entrüstet und verließ, an der Hand des Brutus, in hellem Zorn die Scene. Und dies sind die beiden Rufe, welche ich die typischen nannte: häßlich, häßlich wie die Wahrheit, lautet der eine; der andere, kürzer und populärer: cochon!

Aber Talma und die anderen alle haben diese Anklage überwunden, mit den Heutigen wird es nicht anders ergehen. Das Princip der Echtheit, welches in jenen Tagen Talma, als ein einzelner, verfocht, ist heute, sofern es sich um die Fragen des Kostüms und der ganzen Inscenesetzung handelt, ein kaum noch bestrittenes: und was ist dieses Princip, dieses Meiningertum auf der Bühne anders als ein erster, großer Sieg des Realismus? Stehen bleiben aber können wir auf dieser Stufe der Entwickelung nicht. Es ist ein Widerspruch, in der Ausstattung der Scene der Natur so nahe zu kommen wie nur möglich, und dann in diesen stilvoll-echten Räumen Menschen sich bewegen zu lassen in konventionellen Gebärden und Gefühlen, in der Sprache der Bücher, nicht des Lebens. Realistisch, wie die Scene, wie die Dichtung, muß die Schauspielkunst werden — vielmehr sie ist es schon, und immer eifriger schreitet sie auf diesem Wege fort. Der idealistische Stil in der Darstellungskunst, die plastische Pose, die Deklamation, sie traten zurück vor dem Streben nach beseelter Natürlichkeit; und wenn heute die Dichtungen der Weimarer Blütezeit von der Bühne herab zu uns reden, so reden sie nicht mehr im Stile von Weimar, sondern in der realistischen Kunstsprache unserer Zeit. Auch nach dieser Seite hin hat der moderne Naturalismus auf dem Theater seine Mission zu erfüllen, eine bedeutsame, weittragende Mission: er wird die deutsche Schauspielkunst vor neue große Aufgaben stellen, und einen neuen Darstellungsstil wird er, mit ihr im Bunde, schaffen helfen. Die ersten Anfänge dazu haben wir in den Aufführungen Ibsenscher Stücke und in denen unserer Freien Bühne gesehen. Wie die Kräfte auch des minderen Schauspielers wachsen, wenn er vor Aufgaben von wirklicher Eigenart gestellt wird, konnten wir dort beobachten: eine Lustspielwitwe und einen Attaché gut oder besser zu spielen, ja selbst, nach so viel großen Vorbildern, die Gestalten der Klassiker nachzuschaffen, kann nicht das letzte Ziel der Schauspielkunst sein; erst wo sie produktiv wird, wo sie Gestalten aus Eigenem schaffen hilft, wo sie nicht Rollen, sondern wirkliche Menschen zum erstenmal aufleben läßt im Licht der Scene, erst da reicht sie an ihre höchsten Aufgaben heran. Und gerade dort wird sie ihre herrlichsten Triumphe erleben, wo sie das Wesen unserer Zeit, Geist von unserem Geist und Fleisch von unserem Fleisch aufzufassen und wiederum mitzuteilen weiß dem bezwungen lauschenden Hörer. Welch große Aufgaben liegen hier bereit, in den Gestalten voll feinsten modernen Lebens, wie sie etwa Henrik Ibsen geschaffen, wie viele Talente werden ihr Eigenstes erst dann entdecken, wenn sie vor das Ziel gestellt werden: Menschen darzustellen, nicht Lustspielpuppen, die irgend ein witziger Kopf vor uns tanzen läßt. Wie sich an die Schöpfung Schillerscher Gestalten der hellste Glanz der

Digitized by Google

Namen Fleck und Ludwig Devrient knüpft, wie in der Verkörperung Richard Wagnerscher Figuren eine ganze Reihe von Künstlern ihren besten Ruhm gefunden hat, so wird auch Ruhm und Glanz diejenigen umstrahlen, welche, als die ersten, den Stil der neuen Schauspielkunst schaffen helfen, den Stil des Naturalismus auf dem Theater.

Der Naturalismus und das Theater — noch stehen sie sich fern, noch haben sie einander nicht gefunden; und gerade wir, die wir ihre Verbindung zu knüpfen suchen, wir empfinden sehr wohl, daß wir erst in den Anfängen einer Bewegung stehen, deren näheren Verlauf zu erkennen wir noch außer stande sind. Je enger die beiden Großmächte einander berühren, je fester der Bund zwischen ihnen geschlossen wird zu Trutz und Schutz, desto größer wird der Vorteil sein, für die eine wie für die andere: das Theater wird aus dem Stillstand wieder in die Bewegung geraten, dem Körper, der vor der Gefahr der Erstarrung jüngst stand, wird frisches Blut zugeführt werden; und der Naturalismus wird, in der Berührung mit der konservativsten der Künste, die Extreme abthun und Mäßigung lernen und gerechte Beschränkung. Nicht plötzlich wird die Entwickelung sein, und wohin sie führt, kann niemand vorhersagen; an keine Formel wird sie sich binden und keinem Zwang der Meinungen wird sie unterthan sein. Aber wie auch die Bewegung verlaufen mag, an das eine glauben wir fest: nur durch die Schule der Natur hindurchschreitend, kann das Theater wieder die große geistige Macht werden über dem Leben der Deutschen: nur diesen Weg sehe ich, keinen anderen.

Einer der Pessimisten unter den modernen Künstlern, Edmond de Goncourt, hat nach vergeblichem Mühen, sich die Bühne zu erobern, geglaubt, den Untergang des Theaters als Kunststätte prophezeien zu sollen: „In fünfzig Jahren längstens," schrieb er 1879, „wird die Bühne zu einer groben Belustigung geworden sein und wird nichts mehr gemein haben mit der Litteratur, dem Stil, dem Sinn für das Schöne; sie wird ihren Platz einnehmen zwischen der Vorführung gelehrter Hunde und der Ausstellung von sprechenden Puppen. In fünfzig Jahren wird das Buch das Theater getötet haben." Aber in dem Jahrzehnt, welches seit jenem Ausspruch verflossen ist, hat sich zum Besseren manches gewendet, hat sich mancher Fortschritt, wenn nicht vollzogen, so doch angebahnt. In der Heimat Goncourts hat das Théâtre libre sein Werk gethan, und auch bei uns, in kaum zwei Jahren, hat die Freie Bühne, die vielumstrittene, ihre weittragende Wirkung dennoch geübt. Darum glauben wir so trübseliger Voraussage nicht; vielmehr vertrauen wir mit besserer Zuversicht auf das große Genie der Bühne (vielleicht ist es noch im Werden, vielleicht weilt es schon unter uns), das alles Zerstreute und Halbe, alle Anläufe zu einer der Natur gehorsamen Kunst energisch zusammenfaßt, das den Bau der Vorgänger krönt, und das Theater seiner Zeit erobert und beherrscht wie die Shakespeare und Schiller. Auf die Versuche des Sturmes und Dranges folgte einst, alles überbietend und die Mitstrebenden weit hinter sich lassend, der Dichter der „Räuber"; und so mag auch heute, was die Zola und Ibsen, was Anzengruber und die jüngeren Deutschen begonnen haben, in einem kommenden Mann, in dem Meister des Naturalismus auf dem Theater sich vollenden. Denn die Bühne — diejenige Bühne, welche der ernsten Kunst gehört, nicht dem theatralischen Vergnügen — hier oder nirgends hat sie ihre Zukunft: das moderne Theater wird naturalistisch sein — oder es wird gar nicht sein.



Digitized by Google



Ansicht vom Kloster Ottobeuren.

Ottobeuren.

Von
Cornelius Gurlitt.



uf Entdeckungsreisen nach Barockbauten Deutschland durchziehend, kam ich nach dem Allgäu. Ich war in Ulm gewesen und hatte dort nicht eben viel gefunden; ich war von Augsburg aus nach Kaufbeuren gefahren und von dort nach dem mir sehr gerühmten Kloster Irrsee, wo zwar mancherlei zu sehen war, aber nicht eben viel Überraschendes; Diessen am Ammersee, Wessobrunn, Rottenbuch bezeichneten jedes für sich eine anstrengende Tagereise, die ich zwar nicht als erfolglos zu bezeichnen hatte, die ich mir aber vielleicht erspart haben würde. Denn ich mußte sparen mit der Zeit, aufs äußerste sparen, wollte ich meinen Plan, das Beste an Werken der Architektur, was das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert in Europa geschaffen haben, selbst zu besichtigen, zur Durchführung bringen. Aber Ettal im Oberammergau, Fürstenfeld-Bruck am Ammer, Wieblingen bei Ulm — das waren Bauten, die meine Neugier aufs äußerste gespannt hatten. Man hatte mir nun von Ottobeuren gesprochen als einem ähnlichen Kloster und hatte es sehr gerühmt. Ich war aber mißtrauisch geworden gegen solche Anpreisungen. Ich konnte unmöglich alle Klöster besichtigen; gab es doch allein von den Benediktinern, und zu diesen gehört Ottobeuren, hundertzweiunddreißig Männerstifter und siebenundvierzig Frauenstifter im alten Deutschen Reich, fast alle außerhalb der Städte, irgendwo draußen in

Digitized by Google

einem breiten Thale, in einer fruchtbaren Ebene, stundenweit fort von der nächsten Bahn.

Das Kursbuch sprach gegen den Versuch mit Ottobeuren. Wenn ich Ulm um zehn Uhr vormittags verließ, kam ich um zwölf Uhr in Memmingen an, zweiundfünfzig Kilometer weiter südlich. Von da geht die Post um halb drei Uhr ab und fährt die elf Kilometer bis zu dem Kloster in anderthalb Stunden. Der Tag war also so ziemlich verloren. Doch entschloß ich mich. Ich las in einem alten Reiseführer Ottobeuren das „schwäbische Eskorial" nennen. Da mußte doch etwas dahinter stecken. So fuhr ich denn den schönen Sommervormittag langsam am Ufer der Iller in flachem Thale stromauf, zwischen endlosen Feldern, Wiesen mit vielem Vieh, hübschen Dörfern, bis ich im alten freien Reichsstädtchen Memmingen anlangte.

Klosterkirche zu Ottobeuren: Hauptfront.

Ein besonderes Fuhrwerk war nicht aufzutreiben. Die Stadt befand sich überhaupt in sonderbarer Aufregung. An dem sie durchziehenden Bach, einem klaren, über langmähnige Pflanzen hinziehenden Wasser, standen Burschen und Jungen mit in die Höhe gekrempelten Hosen, nackten Füßen und aufgestreiften Hemdärmeln. Alle starrten in die grüne

Digitized by Google

Tiefe. Mit einemmal — ich glaube, es schlug gerade ein Uhr — stürzte sich die ganze Schar ins Wasser und begann eine sehr lebhafte, wenn auch mit sehr einfachen Mitteln betriebene Fischerei. Der Wirt, bei dem ich mein Mittagsmahl einnahm, erzählte mir, es sei ein altes Stadtrecht, im Bache zu fischen, das eben heute um diese Zeit wieder in Kraft trete. Und da kamen denn ganz prächtige Forellen zum Vorschein, die für ein paar Groschen vom ersten besten kleinen Fischer zu kaufen waren. So schön sie aber aussahen, so wenig schmeckten sie — ich habe mir am ersten Bissen dieser allzu fetten Edelfische für lange die Freude an Forellen verdorben.

Für einen Rundgang durch die Stadt blieb noch Zeit — dann ging's fort auf staubiger Landstraße über Hügel und breite Thalmulden, an kleinen Waldungen vorbei, bis endlich die Kirchtürme von Ottobeuren deutlich hervortraten, das ganze, breit in fruchtbarem Gelände sich ausdehnende Kloster vor mir lag. Schon von ferne sah ich, daß mein Weg kein vergeblicher gewesen sei: es ist eben etwas Wahres an dem Worte vom „schwäbischen Eskorial"!

Alle meine damals gesammelten Erinnerungen an das Stift wurden wieder wach, als mir ein Prachtwerk vor Augen kam, welches der Münchener Architekt Otto Aufleger in zwei Mappen zu je dreißig Lichtdrucken herausgab.* Diesem Werke sind auch die Unterlagen zu unseren Illustrationen entnommen. Den Grundriß füge ich nach eigenen Skizzen hinzu.

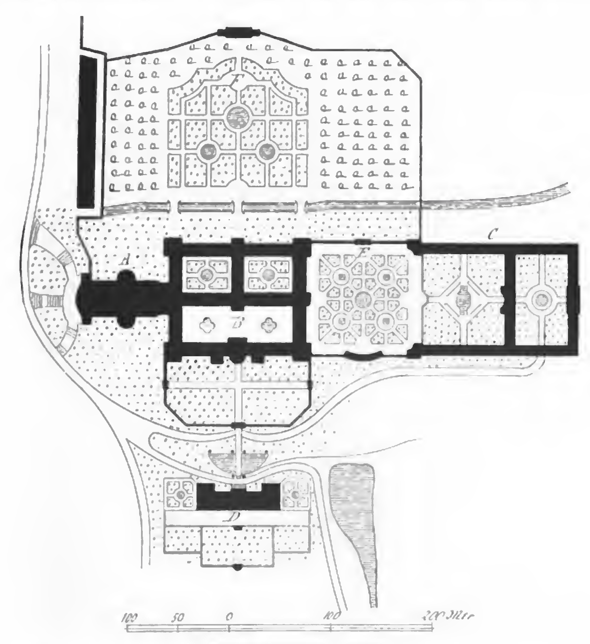
Durch die kleinen breiten Gassen des Marktes Ottobeuren gelangt man zur Kirche, die auf einem Hügel sich mit mächtig barocker Fassade erhebt. Eine Heiligensäule am Fuß, Treppen beleben den Zugang. Das Kloster selbst bildet den Hintergrund; ein gewaltiger, ganz einheitlich ausgestalteter Bau, das Bild eines kräftigen Willens und eines großen Reichtums, eines Gemeinwesens von straffer Organisation.

Die Benediktiner gehörten stets unter die vornehmeren Ordensgemeinschaften, haben bei beschaulichem Leben Wissenschaft und Kunst gepflegt. Und trotzdem waren ihre Klöster Gemeinschaften von republikanischer Verfassung. Ein niedrig Geborener konnte durch sie selbst in der Zeit der völligen Abschließung des Adels zu den höchsten Stellungen gelangen.

So war es auch in Ottobeuren geschehen. Von unten herauf war der Mann emporgestiegen, der die Seele der in ihren Ergebnissen so groß vor mir liegenden Bauthätigkeit wurde. Am 24. November 1670 war dieser, der Abt Rupert II. Neß, zu Wangen geboren. Wangen ist ein kleines Oberamtsstädtchen im württembergischen Donaukreis von jetzt etwa 2600 Einwohnern. Es war wohl nie größer als jetzt, und doch behauptete es sich in der schwäbischen Kleinstaaterei als Reichsstadt bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Es war stolz darauf, daß schon zwei seiner Söhne Äbte von Ottobeuren, andere von St. Gallen und Reichenau geworden waren. Der Reichsstädter, welcher in sich die Kraft fühlte, etwas Besonderes leisten zu können, dessen Ehrgeiz über das Amt eines Ratsherrn in Wangen hinausging, der that gut, sich zu den großen Stiftern der Nachbarschaft zu halten. So that Rupert Neß, wahrscheinlich angeregt durch das Beispiel des Abtes Gordian Scherrich, gleichfalls eines geborenen Wangeners, der von 1688 bis 1710 im Stift Ottobeuren waltete. Er bezog daher auch die dortige Klosterschule, später die Universität von Salzburg, legte am 11. Juli 1688 sein Gelübde auf die Regel des heiligen Benedikt ab und wurde am 6. Januar 1695 Priester, später Pfarrer auf einer der vom Kloster zu besetzenden Pfarreien, dann Kellermeister, endlich als Stiftsverweser einer der wichtigsten Beamten der frommen Gemeinschaft. Als dann der greise Abt am 8. März 1710 am Fuß einer steilen Treppe mit zer-

* Die Klosterkirche in Ottobeuren, photographische Aufnahmen von Otto Aufleger, Architekt in München. München, Buchholz u. Werner (jetzt Werner), 1890 bis 1891.

schmettertem Schädel und gebrochenem Halse „in einer ganz verkehrten Leibesstellung" tot aufgefunden worden war, das Opfer eines Fehltrittes beim Verlassen des Gerichtssaales, wählte man am 8. Mai den damals einundvierzigjährigen Neß zum Abt, in eine Würde, auszufüllen, aber um so mehr, sich in solchen Verhältnissen auszuzeichnen. Dazu erforderte es einer sicheren Meisterschaft in der Behandlung der unglaublich verwickelt liegenden staatlichen Verhältnisse, einer genauen Kenntnis der Reichsverfassung und eines raschen Blickes für die



Kloster zu Ottobeuren: Lageplan.

A Kirche. B Klostergebäude. C Wirtschaftsgebäude. D Beamtenhaus. E Prälatengarten. F Konventgarten.

welche er volle vierzig Jahre in Ehren ausfüllte. Aus dem Sohn der kleinen Stadt war ein großer Herr geworden, der seinen Platz über den Grafen im Kreistag zu Ulm und am kaiserlichen Hofe einnahm.

Es gehörte wohl nicht eben viel dazu, die Stelle eines Abtes schlecht und recht Feinheiten und Kniffe; denn es galt einen Staat, der nicht einen Mann Soldaten hielt, der seinen Stolz darin sah, für das Allgemeinwohl nichts, rein gar nichts leisten zu müssen, durch alle Fährnisse seitens der Mächtigeren durchschlüpfen zu lassen und dabei noch ihn zu erweitern und zu stärken Namentlich war die Auf-

Digitized by Google



Austreibung aus dem Paradies. Deckengemälde von Amiconi in der Benediktkapelle des Klosters Ottobeuren.

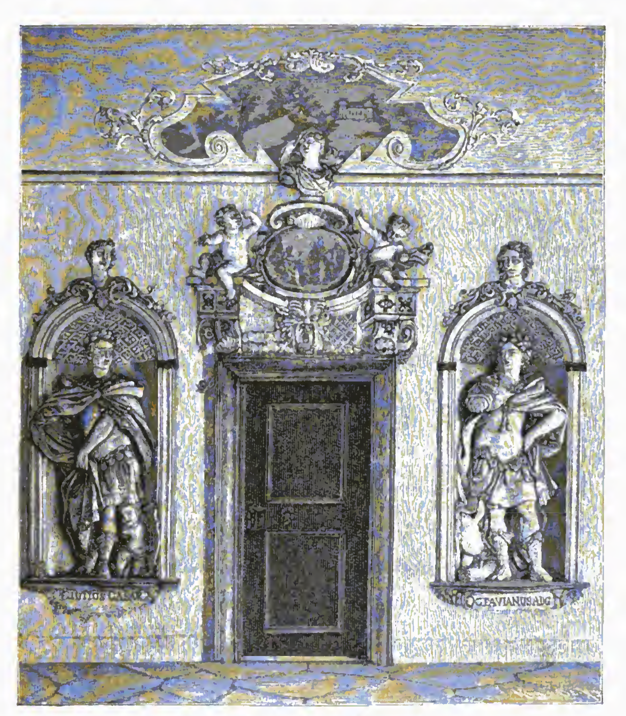
gabe schwierig in dem Zipfel deutschen Landes, in dem Ottobeuren liegt.

In dem Dreieck zwischen der Donau, dem Bodensee und dem Lech war nämlich die tollste Kleinstaaterei im ganzen Reiche heimisch. Ein winziges Gebiet reihte sich an das andere. Österreich hatte es verstanden, mit jenen Besitzungen, welche man damals Vorderösterreich nannte, überall einen Brocken, ein Städtchen, ein paar Dörfer zu besetzen. Andere Gebiete zerfielen ebenso in viele Enklaven. An das ottobeurensche Land legte sich westlich das Gebiet der freien Reichsstadt Memmingen, nördlich eine gräflich Fuggersche Besitzung, südlich das fürstliche Stift Kempten, östlich die Herrschaft Mindelheim, die zu Bayern gehörte. Ursberg, Roggenburg, Elchingen, Wettenhausen, Ochsenhausen, Marchthal, Guttenzell, Weingarten, Zwiefalten, Roth, Irrsee, Heggbach waren diejenigen unter den selbständigen Abteien Schwabens, welche in einem Umkreis von fünfzig Kilometern von Ottobeuren lagen. Doch dieser Kreis schloß auch noch die freien Reichsstädte Ulm, Biberach, Buchau, Ravensburg, Wangen, Isny, Leutkirch, Kempten und Kaufbeuren in sich. Die Grafen von Waldburg, Königsegg und Fugger von Boos und Babenhausen, die Fürsten Fürstenberg, die Herrschaft Scheer, vorderösterreichische und bischöflich augsburgische Gebiete mischen sich dazwischen. Aber es gab da auch noch kleinere Gebiete in wirrem Durcheinander. Den Kartographen fehlten die Farben, um das bunte Bild bunt genug zu schildern. Der Weg von Ottobeuren nach dem fünf Stunden entfernten Kaufbeuren ging über vier Reiche, der nach dem sechs Stunden entfernten Isny überschritt siebenmal die Grenze.

Es war ein wahrer Weichselzopf von Staaten dort beisammen. Dazu kam, daß die Städte meist noch vorwiegend protestantisch waren, der Großadel streng katholisch. Die Stifter bildeten die Agitationsherde, welche den kirchlichen Streit nie ganz zur Ruhe kommen ließen. Die protestantischen Geistlichen der Städte konnten das Krakeelen und die Zionswächterei ebensowenig lassen. Noch heute

Digitized by Google

leben im bayerischen Schwaben neben 510 000 Katholiken 83 000 Protestanten. Der schwäbische Kreistag zu Ulm vereinte in sich auf fünf Bänken der geistlichen und weltlichen Fürsten, der Prälaten, der Grafen und Herren und Städte siebenundneunzig Vertreter verschiedener reichsunmittelbarer Staaten, obgleich der ganze Kreis nur 34 680 Quadratkilometer umfaßte, also nicht halb so viel wie das heutige Bayern.



Kloster Ottobeuren: Aus dem Fürstenzimmer.

Da war also Platz zur Entfaltung kleinstaatlicher Herrschertalente. Friedrich Vischer pflegte seine Landsleute, die Schwaben, als solche, welche alle Fehler und Tugenden unseres Volkes in erhöhtem Maße besäßen, „potenzierte Deutsche" zu nennen. Hier zeigte sich Gelegenheit, diese Potenz zu entwickeln. Alle Sonderbarkeiten des Winkelpatriotismus traten hier hervor: die engherzige, aber behäbige Sinnesweise, die Unlust, sich strengen Forderungen des Gemeinwohles einzureihen, und die Entrüstung, wenn man

mit dem großen Ganzen zu dulden hatte, Biederkeit und Kleinlichkeit, ein Herausbilden des Charakters bis zur Karikatur, zur vollendeten Spießbürgerei, aber auch zu einem abgerundeten Einzelwesen.

In den geistlichen Stiftern war freilich der Sinn ein weiterer als in den Städten und an den winzigen Höfen. Ihre Angehörigen begeisterten sich nicht nur für den reichsunmittelbaren Staat, dem sie gerade angehörten, sie hatten im Katholicismus, in Rom ein zweites, größeres und stärkeres Vaterland. Der Kampf mit dem Protestantismus wurde kräftig geführt, auf der ganzen Schlachtlinie war damals Rom im Fortschreiten. Die Universitäten des Südens waren selbst vom Norden her vielgesuchte Lehrstätten. Man lernte dort neben der trockenen Wissenschaft die Welt kennen. Die vielgewandten Jesuiten, die reichen Benediktiner und Cisterzienser, die neugegründeten, nach Ansehen ringenden Orden, die großen Prälaten der Stifter und Klöster, alle diese Männer, die an vielen Höfen gewirkt und das Werden politischer Bewegungen aus der Nähe studiert hatten, vereinten sich hier. Das waren andere Männer als die Streittheologen und Winkeljuristen der kleinstädtischen Universitäten des Nordens, unter Fürsten, die unter sich kein vereinendes Band hatten als die Selbstsucht, das Reich nicht zu mächtig für sie werden zu lassen. Kein Wunder daher, daß gerade die thatkräftigen deutschen Fürstensöhne so vielfach zum Katholicismus und zur hohen Geistlichkeit übergingen.

Auch in der Baukunst zeigte sich die Größe des Empfindens bei den süddeutschen Stiftern früher als im Norden. Jener Bürgersohn der kleinen schwäbischen Reichsstadt wurde als Abt der Schöpfer des „schwäbischen Eskorial", des neuen Klosters Ottobeuren.

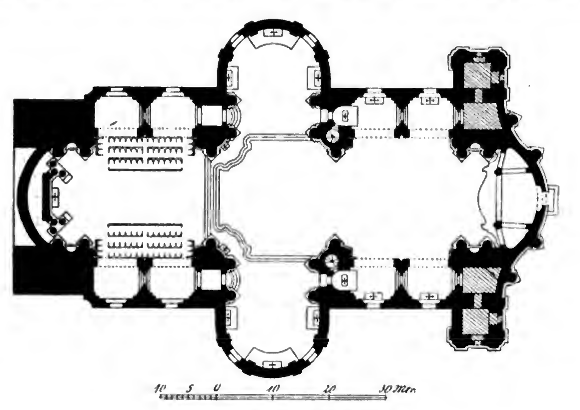
Es ist merkwürdig, welcher Bausinn in einem Manne lebte, der aus kleinen Verhältnissen erwachsen, in der Enge eines winzigen Staates, eines fern von allen städtischen Verbindungen liegenden Klosters herangereift war. In Salzburg mochte er das Leben von einer mächtigeren Seite kennen gelernt haben, dort an dem damals aufblühenden Sitze eines Erzbischofs, der bald darauf (1750) zum Primas von Deutschland wurde, in einer Stadt, wo sich schon während des siebzehnten Jahrhunderts die Anfänge einer großartigen Bauthätigkeit zeigten. Sonst war das Leben des neuen Abtes ohne starke Anregungen von außen dahingegangen. Er hatte zwar ein großes Erlebnis durchgemacht: die Wiederherstellung des durch das Elend des Dreißigjährigen Krieges niedergeworfenen deutschen Namens, die das kaiserlich gesonnene Süddeutschland durchziehende Begeisterung für die Thaten des Montecuculi und des Herzogs von Lothringen, für den Sieg über die Türken bei Wien und die sich daranschließende Heldenzeit der kaiserlichen Heere unter Prinz Eugen. Ein kräftiges Nationalgefühl, eine stärkere Empfindung für die Notwendigkeit einer festen Hauptmacht im Reich und die kirchliche Hinneigung zum Habsburger Hof zusammen gaben dem Leben auch in den Stiftern einen Anflug von politischem Schwung.

Nur einen Anflug! Denn was an großen Gefühlen in den Winkelstaaten lebte, erstickte das Elend der unmittelbaren Umgebung, der Kleinkram, mit dem sich die Lokalpolitiker die Köpfe erhitzten.

So mochte man sich auch in Ottobeuren und mochte namentlich dessen streitbarer Pater Rupert sich sehr erregt haben, als drüben in Memmingen bei einem Feste der Grafen Fugger von Boos und Babenhausen der katholischen Kirche von einer wandernden Schauspieler-Gruppe arge Schmach geschah. Sie hatte ein Stück gespielt, in dem ein fürstlicher Bräutigam verzweifelt sein Geschick bejammert, denn die ihm verlobte Prinzessin war durch Schiffbruch auf eine Insel verschlagen worden. Es war ja damals die Zeit des Reiseromans, der Amadis und der endlosen Rührseligkeit. Aber Pickelhering hatte auch sein Wort auf der Bühne mitzureden. Er brachte dem trauernden

Digitized by Google

Prinzen ein Bild und schlug ihm vor, sich statt der verlorenen Braut „nun diese Maitresse beizulegen", küßte und herzte das Bild, zerriß es aber endlich und trat es mit Füßen. Auch der Prinz that dies in gerechter Entrüstung über die ihm gemachte Zumutung. Nun aber hatten die Schauspieler entweder aus Mutwillen oder aus Mangel eines anderen weiblichen Bildnisses jenes der heiligen Maria von Altötting zu ihrem Spiel verwendet. Das kam heraus und der Sturm brach los.



Klosterkirche zu Ottobeuren: Grundriß.

Die Schauspieler flohen zwar noch zur guten Stunde aus dem Bereich der Ergrimmten, aber die Grafen Fugger und das Stift Ottobeuren schoben der Stadt die Schuld des Verbrechens zu, indem sie den Unfug geduldet habe. Bis an den Kurfürsten von Bayern, ja an den Kaiser ging der Streit, so daß die Stadtgemeinde sich endlich entschloß, ein Marienbild von Altötting als Sühne in der Frauenkirche, die ihren katholischen Bürgern als Gotteshaus diente, aufzustellen.

Oder ein anderes Mal gab's Streit mit dem Nachbarstifte Kempten. Die Ay-Müllerin, ein „grimmiges Weib", hatte die Wasserschleusen mit der Axt zerschlagen, um, zum Schaden der ottobeurenschen Bauern, mehr Wasser in ihren Mühlgraben zu leiten; die Kemptener hatten sie aber in Schutz genommen. Als nun das Stift die Verbrecherin auf offenem Markt festnahm und in der „Geige" auf den Pranger stellte, da ging wieder einer jener Rechtsstreite los, die Kaiser und Reich in Bewegung setzten und der kleinstaatlichen Politik Gelegenheit gaben, all ihre Künste spielen zu lassen.

Noch größer war aber die Aufregung, wenn fremde Fürsten sich in das schwäbische Kleinleben hineinmischten. Im Dorfe Theinselberg hatten die Reformierten die Pfarrkirche seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts inne. Die Ottobeurer aber unterstützten die dort noch erhaltene katholische Gemeinde. Einer ihrer Mönche wagte nun eines Tages ein kühnes Unternehmen: er schlich sich mit seinen Anhängern in die Kirche, bestieg die Kanzel und hatte schon angefangen, die katholische Glaubenslehre von dort zu verkünden, als die reformierten Bauern mit Dreschflegeln bewaffnet ihn „sehr unsanft nach Hause jagten". Nun aber kaufte das Stift Kempten bald darauf

Digitized by Google

das Dorf, und dessen Fürstabt hatte natürlich nichts Eiligeres zu thun, als den Reformierten die Kirche ganz abzunehmen. Das machte ein ganz unerwartetes Aufsehen. Der Reichstag zu Regensburg, der König von Schweden mischten sich ein. Endlich war es der König von Preußen, der mit der Drohung, seine Katholiken im Magdeburgischen und Halberstädtischen zu bedrücken, die Kemptener zwang, ihren Schritt rückgängig zu machen. Pater Rupert Neß hielt die letzte katholische Predigt. Er vergaß die Schmach nicht, die seine Partei erleiden mußte, und baute als Abt eine eigene katholische Kirche für Theinselberg.

Diese Ereignisse geben ein Bild des äußeren Wirkens der Stiftsherren. Sie sind neben einigen Käufen und Verträgen die einzigen während der Regierung des Abts Gordian, in welchen diese eine eigene politische Thätigkeit entwickeln konnte. Die Weltgeschichte freilich ging über das Kloster mit großen Schritten hinweg. Die Kriege mit Frankreich legten ihnen bedeutende Opfer auf, wiederholt durchzogen Truppen brandschatzend sein Gebiet und rüttelten an den altverbrieften Rechten.

Nach einer uralten Begnadigung durch Kaiser Otto II. vom Jahre 972 war freilich das Stift von allen Hof- und Kriegslasten befreit. Aber die lieben Nachbarn sahen das natürlich nicht gern. Wenn einmal etwas für das Reich geschehen mußte, so suchten die neidischen Herren und Städte des Kreises auch die geistlichen Herren tüchtig anzuzapfen. Nach den Anschauungen eines rechtsliebenden und principientreuen Deutschen war es ja damals besser, daß das ganze Reich zu Grunde gehe, als daß einer seiner Stände ungerechte Vorteile genieße. So war's z. B., als 1689 der Kriegstanz wieder einmal losging. Die schwäbischen Stände bewilligten „ohne alle Rücksicht auf etwaige Exemptionsrechte“ die Verpflegung ihrer zweiundzwanzig Regimenter, welche gegen Frankreich ziehen sollten. Nicht weniger als zwölfhundert Gulden monatlich hatte das Stift zu zahlen; freiwillige Darbietungen an den Kaiser, mit welchen man sonst das Unheil abzuwenden strebte, wollten diesmal nicht genügen. Aber ängstlich verwahrte man sich dagegen, daß aus diesen Abgaben ein späteres Recht der Forderung gezogen werden könnte.

Aber alle Reservationen halfen nichts. Feind und Freund klopften auf den Mehlsack der geistlichen Stifter, in der Hoffnung, daß immer noch etwas Mehlstaub herauswirbeln werde. Der Feind betrieb dies Geschäft natürlich in etwas derberen Formen.

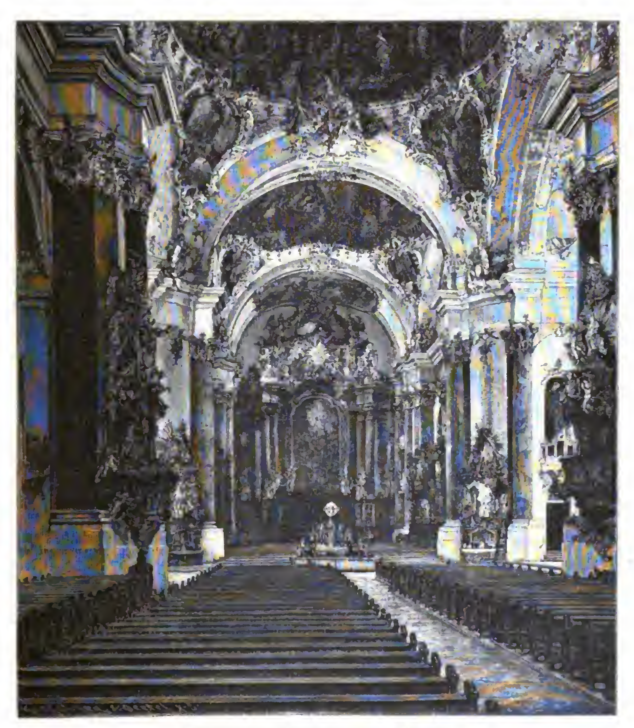
Im Jahre 1703 drangen die Franzosen ins Allgäu. Eine Streifpartie brach in die nahe vom Stift gelegene Wallfahrtskirche von Eldern während der Predigt ein, um des Abtes sich zu versichern; dieser, nicht zum Helden und Märtyrer geboren, kroch unter das Dach der Kapelle, legte sich platt auf den Bauch über einen Querbalken und entzog sich so dem Feind, während der Pater Prediger von einem Husaren hinten auf den Gaul gesetzt, entführt und nur gegen 16000 Gulden Lösegeld freigelassen wurde. Da wurde es dem Abt unheimlich in dem Stift, er floh nach Feldkirch in das österreichische Vorarlberg und überließ einigen Brüdern, darunter Neß, die Bewachung Ottobeurens.

War so das Unheil über das breite Allgäu hereingebrochen, hatte das Kloster wieder einmal tüchtig zahlen müssen, so gab es bei Kaiser und Reich groß Jammern und Klagen. Glaubte man den Berichten der bedrängten Fratres, so war das Stift seinem Ruine nahe. Aber sie behielten immer noch etwas übrig. Die fetten Wiesen blieben bevölkert von silbergrauem Rindvieh, die Felder standen alle unter dem Pfluge, die Wallfahrt, die Bittgänge, die Opferspenden nahmen in bösen Zeiten eher zu als ab. Trotz aller Kriegsläufte hatte Christoph Vogt, der Architekt unter den Fratres, tüchtig zu thun. Er baute Dorfkirchen und Pfarrhäuser, ja 1709 entstand in Eldern eine neue Wallfahrtskirche, die mit vielem Prangen und unter Zulauf von großem Volk eingeweiht wurde.

Digitized by Google

Hatte Abt Gordian das Stiftsvermögen im wesentlichen nur zu erhalten verstanden, so begann unter Abt Rupert II. eine neue thatkräftige Zeit. Und zwar nahm das Leben einen entschieden künstlerischen Allgäu Nachahmung. Aber dies war nur ein Vorspiel großer Thaten!

Obgleich es Rupert gleich zu Anfang seiner Amtshandlung gelang, für 30000 Fl. die lästige, seit 1443 über Ottobeuren



Klosterkirche zu Ottobeuren: Innere Ansicht.

Flug. Seine erste That war die Anlage einer schnurgeraden Allee von Ottobeuren nach Eldern, das Buschwerk zu beiden Seiten wurde niedergeschlagen. Die Kunst des Lenôtre, durch große Achsenlinien die Architektur in Beziehung zu weiten Landstrecken zu setzen, fand also früh auch im vom Augsburger Fürstbischof ausgeübte Schutzvogtei abzukaufen, ging er sofort ans Werk, das Kloster neu zu bauen. Und zwar packte er die Sache mit erstaunlicher Thatkraft an. Nicht ein Stein des alten Baues sollte über dem anderen stehen bleiben. Schon ein Jahr nach Ru-

Digitized by Google

perts Regierungsantritt, am 5. Mai 1711, wurde der Grundstein zum Neubau gelegt. Das gab ein großes Fest mit viel opferndem Volk. Am 26. Juli 1711 wurden die Reliquien der dem Untergang geweihten Nebenkapellen in die Stiftskirche wieder in festlicher Weise übertragen. Zehntausend Wallfahrer wohnten diesmal dem friedlichen Akte bei. Vorher waren die Pläne aufgestellt worden.

Der Abt hatte einen Wettbewerb ausgeschrieben. Die im Klosterbau erfahrenen Baumeister Thumb, Behr, Herkommer, der Karmelitermönch Frater Domenikus und der Frater und Architekt des Ottobeurer Stiftes, Christoph Vogt, sendeten Pläne ein. Die Namen dieser Architekten sind dem Gedächtnis der Nation fast ganz entschwunden. Selbst im Künstlerlexikon findet man sie nicht. Aber das ist kein Beweis dafür, daß ihre Träger ohne Bedeutung gewesen seien. Die deutsche Geschichtschreibung liebt es nicht, sich mit jener Zeit zu beschäftigen, wenigstens nicht mit ihrem Kleingetriebe. Sie schaut auf die großen Höfe, auf das Schwanken der großen Politik, auf die von Frankreich beeinflußten geistigen Strömungen und vergißt über dem unerquicklichen Jammer das Gute, was sich aus der deutschen Kleinstaaterei entwickelte, die starke künstlerische Erregung jener Zeit, namentlich im katholischen Süden, die dem wissenschaftlichen Sinne des protestantischen Nordens die Wage hält.

Jene Meister, Thumb, Behr, Herkommer, wie auch der Maurermeister, der den Stiftsbau anfangs ausführte, Johann Brenner und sein Nachfolger Simpert Kramer kamen aus Vorarlberg, gehörten zu jenen technisch trefflich geschulten Handwerkern, die von den Bergen herab in ungezählter Menge seit dem sechzehnten Jahrhundert nach Norden Arbeit suchend wanderten.

Behr stammte aus Bildstein bei Bregenz. Er war es, der das Modell zu der berühmten Stiftskirche von St. Gallen schuf. Von ihm ist ferner die Klosterkirche zu Irrsee, er half am Bau der herrlichen Kirche des Stiftes Weingarten, an den Stiftsbauten von Salem. Es scheinen freilich mehrere Architekten dieses Namens in Schwaben thätig gewesen zu sein. Einstweilen sind die Archive noch nicht ganz durchforscht, die Bauwerke jener Zeit noch nicht genug untereinander verglichen, daß man jene Meister genauer unterscheiden lernen könnte. Denn auch der Name Thumb oder Thum kommt an den meisten dieser schwäbischen Stiftsbauten vor: am Kloster Hofen, dem jetzigen Schloß Friedrichshafen am Bodensee in St. Gallen, in Ellwangen u. s. w. Herkommer, vielleicht ein Ahne des berühmten deutsch-englischen Malers, dessen Vater ein Bildschnitzer aus Tirol war, finde ich sonst nicht genannt.

Der Baubetrieb war ein geregelter. Die Leitung hatte der Frater Architekt, Christoph Vogt. Der Baumeister Brenner erhielt Kost und Wohnung — „Ordinaritisch und Liegerstatt" heißt's in den Akten — nebst dreißig Kreuzern. Jeder Geselle erhielt sechsundzwanzig Kreuzer. Dafür mußte er von fünf Uhr morgens bis sieben Uhr abends arbeiten. Der Stiftsverwalter sorgte dafür, daß die Baumaterialien zur Stelle waren, Steinbrüche wurden in der Nachbarschaft aufgethan, Holz wurde gefällt und gesägt, Ziegelhütten gebaut — kurz, ein Baubetrieb wurde ins Werk gesetzt, ganz wie im Mittelalter, an dem das ganze Kloster teilnahm, um dessentwillen es sich mit Handwerkern füllte, die, wie Laienbrüder gehalten, ihre ganze Zukunft auf den Fortgang des großen Werkes setzten.

Man hatte es nicht eilig mit der Vollendung des Baues. Ein Flügel nach dem anderen wurde unter Dach gebracht und fertig gestellt. Im Jahre 1714 arbeiteten schon die Gipser in dem östlichen Trakte. Es waren dies Künstler, die schon etwas höher geschätzt wurden. Sie aßen nicht am Ordinaritisch, sondern am Officiantentisch, und wurden nicht im Tagelohn bezahlt. Waren es doch Italiener! Pietro Antonio Garovo von Mailand und eines der zahllosen Glieder der Fa-

Digitized by Google

milie Carloni, die sich in Linz festgesetzt hatten. Später, nachdem 1715 der Flügel bezogen und der Zwischenbau zwischen den Seitentrakten mit der Bibliothek im Gange war, kamen noch vornehmere Meister, deutsche und italienische Maler: Herrmann und Hieronymus Hau, die in Kempten beim Fürstabt bedienstet waren, Zobel aus Memmingen und andere mehr, vor allem aber der berühmte Jacopo Amiconi (geb. zu Venedig 1675, gest. zu Madrid 1752), der erst Schloß Schleißheim ausgemalt hatte, dann nach London und Paris gerufen wurde, in München und in Fürstenfeld-Bruck viel gefeierte Werke schuf, endlich als Hofmaler, mit der Ausschmückung des Madrider Königsschlosses betraut, im fernen Spanien starb, ein Meister, der mit den ersten seiner Zeit wetteiferte, der Genosse und Rivale des Tiepolo, gleich ihm ausgezeichnet durch den klaren Silberton seiner Farbe, durch die blendende Meisterschaft der Zeichnung, durch die unerschöpfliche und sprudelnd leicht schaffende Phantasie.

Da mag es denn fröhlich im Stift zugegangen sein. Hatte der Abt doch eine seiner ersten Sorgen sein lassen, daß zwei junge Ordenspriester nach Stuttgart zu dem damals berühmten Kapellmeister Böck gesendet wurden, „neben der weiteren Vervollkommnung auf der Violine die Regeln der Tonsetzungskunst zu erlernen", war doch unter den Fratres mancher ausgezeichnete Mann, so Franz Schmier, seiner Zeit als die „Sonne der Rechtsgelehrten" gefeiert, Lehrer, später Rektor an der Universität Salzburg, dessen Bruder Benedikt Schmier, der ebendort Philosophie vortrug, Albert Kretz der Historiker, der sich rühmen durfte, durch seine Schriften Mabillons, des berühmten französischen Kirchenhistorikers, Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, Beda Braunmiller, der Leiter des heimischen Lyceums, und vor allem der Abt selbst, der beim Kaiser eine hohe Auszeichnung für sich und seine Nachfolger erwirkte, daß sie nämlich zu wirklichen kaiserlichen Räten und Erbkaplänen ernannt wurden. Die Universität Salzburg wählte ihn einstimmig zum Präses der hohen Schule, als sie 1718 das Fest ihres hundertjährigen Bestehens feierte, und der Generalvikar von Augsburg schenkte ihm zwei Bilder von Carlo Lotti, einem der gefeiertsten Meister seiner Zeit; von weit und fern kamen also Zeugnisse der Gunst, der sich der geliebte und thatkräftige Mann zu freuen hatte.

Da ist's denn kein Wunder, daß das Leben im Stift höhere Wellen schlug, daß man den Bau eines Theaters im Kloster in Angriff nahm, dessen Saal auf drei Seiten mit emporenartigen Logen umgeben war, dessen Bühne durch zwei Wellbäume sich zwölfmal völlig verändern konnte. Die jungen Ordensgeistlichen spielten in dem noch heute gut erhaltenen dreißig Meter langen, zwölf Meter breiten und neun Meter hohen Raume selbstgedichtete lateinische und deutsche Stücke.

Der Bau selbst gab oft Veranlassung zu Festlichkeiten und kirchlichen Veranstaltungen. Wenn 1723 die Statuen der heiligen Peter und Paul vor dem Thore aufgestellt, das Stiftswappen dazwischen angebracht werden konnte, wenn die einzelnen Säle eingeweiht, die neue Kellerei, die Stallgebäude bezogen werden konnten, wenn der Marmorbrunnen im Hof aufgerichtet stand, einzelne Kapellen geweiht, der Abteigarten kunstvoll angelegt worden war, dann gab es für Stift und Stiftsunterthanen und für alle Wallfahrtlustigen in den Nachbarlanden eine geistliche oder weltliche Freudenfeier, zu der man, um Gott zu dienen und aus freundnachbarlicher Teilnahme, von den vier Himmelsgegenden herzu wanderte, um den heiligen Michael, den Schutzpatron des Gebietes, durch Opfer zur Fürbitte zu bewegen.

All die Maler und Bildhauer brachten Anregung in das Stift. Es gab zu besprechen und zu kritisieren. Der Abt scheute sich nicht, seine künstlerischen Ansichten kräftig durchzuführen. Die Künstler, deren Werk ihm nicht gefiel, wurden kurzer Hand entlassen, ja man ließ es

Digitized by Google

auf einen Rechtsstreit ankommen, um sie los zu werden. Andere wurden dagegen



Klosterkirche zu Ottobeuren: Kanzel.

um so emsiger herangezogen. So der Venetianer Constantino Vallesi, der sich mit Frau und zwei Gesellen in Ottobeuren festsetzte, um hier Brokate und Seidenstoffe zu weben. Sein Vertrag verpflichtete ihn, ein „Unterthanskind" seine Kunst zu lehren. Denn am großen Werke sollte sich das Können der Einheimischen heben. Die Tischler Simon Schropp aus Ottobeuren und Martin

Digitized by Google

Hörmann aus Villingen, welche die Möbel und Bauarbeiten lieferten, Martin Baumeister der Töpfer, der die bis zu 3,6 Meter hohen prächtigen Kachelöfen



Klosterkirche zu Ottobeuren: Beichtstuhl.

fertigte, und zahlreiche andere sind Handwerker, die in der Geschichte des Gewerbes genannt zu werden verdienten. Es sammelte sich um das Stift und seinen kunstsinnigen Abt ein künstlerisches Leben echtester Art. Nicht ein Hasten und Überbieten, sondern ein Schaffen in Ruhe und Gemächlichkeit, in der Muße das Beste zu erreichen, was den vorhandenen Kräften beschieden war.

Er ist nicht eben ein Kunstwerk ersten Ranges, dieser von Vogt angegebene

Klosterbau von rechtwinkeliger Grundform, dessen Hof ein Flügel von Ost nach West der Länge nach teilt, während ein Querflügel die nördliche Hälfte von Nord nach Süd nochmals zerlegt. Aber er hat, bei bescheidenem architektonischem Schmuck im Äußeren, mächtige Größenverhältnisse. Das Hauptviereck mißt 142 zu 128 Meter, der ganze Bau ist drei Stockwerke hoch, hat 130 Zimmer und Säle, 837 Fenster. Das sind Verhältnisse, die den größten Schloßanlagen nahe kommen, z. B. dem Berliner Schlosse wenig nachgeben. Daran schließen sich aber jenseit des Abteigartens die Wirtschaftsbauten, das Rechteck noch um 106 Meter verlängernd. Und weiterhin umgeben systematisch in strenger Achsenbeziehung zum Hauptteil angeordnete Nebenbauten das Gebäude, dessen schloßartiges Ansehen noch bedeutend hebend.

Die Einrichtung der Gänge und Zellen ist der Ordensregel entsprechend einfach. Doch fehlt es nicht an Bildern in großer Zahl, an Stuckverzierungen in reizvoller Linienführung der Ornamente, an schönem Bodengetäfel aus Solenhofer Stein. Unter den Sälen ragt das Kapitel, das Refektorium, das Archiv im ersten Geschoß, die Bibliothek im zweiten hervor, ein von vierundvierzig Säulen umgebener Raum von 30 zu 12 Meter Ausdehnung. Er ist zwar architektonisch nicht eben vollendet, aber ein gutes Beispiel jener zahlreichen Büchersäle, durch welche die Klöster dieser Zeit ihre Achtung vor der Wissenschaft künstlerisch zur Schau stellten, lange ehe man im gelehrten Norden an solche Bauten dachte. Mit besonderer Liebe sind die Kapellen geschmückt, namentlich die des heiligen Benedikt, zu deren Ausstattung man Amiconi heranzog. In ihrem oberen Stock sieht man unter anderem die Austreibung aus dem Paradies, welche als Probe seiner Kunst hier zur Darstellung gebracht wurde. Ja, man schuf reizende „Amiconizimmer“, um der Gestaltungslust des Meisters freie Hand zu geben. Das Bedürfnis nach echter Kunst war im Stift erwacht, so daß man nun selbst eine Gemäldegalerie errichtete und mit Bildern, einer Kupferstichsammlung, Altertümern ausstattete.

Der Reichtum des Stiftes kam jedoch vorzugsweise in den Fürstenzimmern zur Geltung. Diese hatten den Zweck, fürstlichen Gästen zur Herberge zu dienen, wenn solche Gastfreundschaft im Kloster suchten. Sie kamen zwar nicht, aber das störte den Eifer der Bauenden keineswegs. Beinahe freilich wäre 1713 einer gekommen. Kaiser Leopold hatte den Herzog von Marlborough mit dem an das Klostergebiet anstoßenden Fürstentum Mindelheim 1704, nach der Schlacht bei Donauwörth und Blenheim, und zugleich mit der Würde eines deutschen Reichsfürsten belehnt, um die Verdienste des englischen Feldherrn für das Reich im Erbfolgekriege zu belohnen. Als 1713, am 9. Juni, der Herzog sein Land zu besichtigen kam, fuhr Abt Rupert, ihn nachbarlich zu begrüßen, hinüber, redete ihn lateinisch an, worauf er eine französische Antwort erhielt. Nachdem man im Kloster der „Englischen Fräulein“ eine dramatische Vorstellung besucht hatte, zog sich der Abt wieder zurück. Der Herzog erwiderte den Besuch aber nicht. Im nächsten Jahr, am 15. September 1714, kam der große Held Prinz Eugen von Savoyen auf dem Heimwege von Baden, wo er den Frieden mit Frankreich eben (7. September) abgeschlossen hatte, nach Memmingen und wurde ebenfalls vom Abt begrüßt. Ja, dieser fuhr ihm dann auf Nebenwegen voraus und wiederholte seine Höflichkeit beim Dorfe Sontheim, als der Prinz ottobeurensches Gebiet kreuzte. Der Abt hörte gern, daß seine Aufmerksamkeit Anerkennung gefunden habe, und trug dies in sein fleißig geführtes Tagebuch ein. Zweimal war der Kurfürst von Bayern, Max Emanuel, in Mindelheim zur Jagd, einmal hatte er seinen Besuch im Kloster schon angekündigt, aber wichtige Depeschen riefen ihn fort. Das in drei Sprachen zu Ehren des Tages gedichtete Melodram sowie dessen Musik hatten die Fratres selbst geschaffen. Aber der Gast fand keine Zeit, es anzuhören.

Digitized by Google

Alle diese Fürsten zogen vorüber, ohne von den gastlichen Fürstenzimmern Gebrauch zu machen. Diese Räume mit dem so bescheidenen Zweck hatten für das Kloster aber noch einen anderen Wert. Es war damals die Zeit des Merkantilismus, jener Volkswirtschaftslehre, in welcher das Geld-unter-die-Leute-Bringen zum System erhoben wurde. Der Staat galt für den glücklichsten, in welchem der Fürst dafür sorgte, daß der Geldverkehr nicht stockte. Denn — so lehrte man — es ist schließlich für den Staat gleichgültig, wer das Geld besitzt, der Fürst, der Bürger oder der Bauer. Wenn es nur nicht im Kasten modert oder gar über die Grenze geht. Also that man gut, zu bauen, wenn man nur einheimische Kräfte dazu verwendete. Man that aber auch gut, zu zeigen, daß Geld im Lande sei, und dafür zu sorgen, daß etwas im Lande verdient werde. Kamen die aufgewendeten Kosten durch die Steuer doch wieder in die Staatskasse zurück. Der Luxus wurde also zur Staatspolitik, und das Darstellen der Pracht galt als Beweis einer guten, finanzkräftigen Regierung.

Dazu kam, daß ein lebhafter Drang nach künstlerischer Bethätigung durch die Nation ging. Nach langem Darben, nach dreißig Jahren kulturmordenden Krieges, nach einem halben Jahrhundert der Armut und des Elends sehnte man sich nach schöpferischen Thaten. Und da man in einem Kloster die Zellen der Fratres nicht üppig ausstatten durfte, schuf man sich die vermeintliche Pflicht, Fürstenzimmer zu errichten, für hohe Gäste standesgemäß zu sorgen, deren Kommen eigentlich nicht zu erwarten war. Denn damals reisten die Könige nicht wie jetzt und wie im Mittelalter; eine Fürstenzusammenkunft war eine jahrelang vorbereitete Staatshandlung mit endlosen Rangfragen.

Auch die Ottobeurer bauten wie die Einsassen der anderen Stifter prunkvolle Fürstenzimmer, um zu zeigen, was ihr Land vermochte, ebenso wie noch Friedrich der Große sein Neues Palais baute, damit die Welt sehe, wie viel Geld er noch habe. Sie stellten an den Eingang die Statuen von Julius Cäsar und Augustus, welche der Italiener Ferreti ihnen 1724 geliefert hatte. Ein Kaisersaal ist der Mittelpunkt dieser Anlage, ein stattlicher Raum von 22 zu 14 Metern Länge und Breite und 12 Metern Höhe. Zweiunddreißig Säulen umgeben ihn, sechs Atlanten tragen die Stuckdecke, deren Mitte in einer Fläche von 147 Quadratmetern ein mächtiges Bild einnimmt, die Krönung Karls des Großen durch Papst Leo darstellend. Der Maler Steuder erhielt 2000 Fl. für dieses sein Werk. An den Wänden stehen sechzehn vergoldete, in Holz geschnitzte Kaiserstatuen von Anton Sturm in Füssen, derbe barocke Werke auf Marmorfußgestellen. Zehn gemalte Bildnisse älterer Kaiser schließen sich der Reihe an, die bis auf den damals regierenden Karl VI. herabgeht. Der Abt machte nach der Fertigstellung dieses Festraumes (1725) wohl einige kritische Bemerkungen in sein Tagebuch, aber im allgemeinen mag er mit der stark nach der Provinz schmeckenden Pracht des Raumes zufriedengestellt gewesen sein.

Es gab auch für ihn viel zu raten und zu thaten an dem Bau. Für die zahllosen Bilder und Stuckwerke im Kloster mußte eine systematische Gedankenreihe gefunden werden. Man wählte Doppeldarstellungen, durch welche das Neue Testament als eine Bestätigung des Alten erschien. Man mußte kurze und treffende Sprüche zu den Bildern ersinnen, die Allegorien festsetzen. Das neunzehnte Jahrhundert war so stolz auf den Inhalt seiner cornelianischen Kunstwerke. Jene Bilder des siebzehnten sind im Gedanken kaum minder geistreich. Man sehe nur die langen Inhaltsverzeichnisse aller jener Malereien durch, um die Fülle der Beziehungen und Anknüpfungen kennen zu lernen, die in jenen Bildern Geschichte und Gegenwart, heilige Überlieferung und klassisches Altertum zur Darstellung umfassender Gedankenreihen heranzogen.

Die Geschicke des Stiftes störten den Fortgang des Baues nicht. Mehrfach

Digitized by Google

gab es freilich große Erregungen; aber Abt Rupert wußte sein kirchliches Schifflein geschickt durch alle Wellen zu lenken. So namentlich 1714, als ein heftiger Streit mit dem in der Nachbarschaft begründeten Frauenkloster zu Wald ausbrach. Ottobeuren hatte sich selbst für diese fromme Gründung bemüht, jetzt aber hatten die wetterwendischen Frauen sich an das Hochstift von Augsburg angeschlossen und von dort Privilegien erlangt, die gegen Ottobeuren, auf dessen Territorium ihr Kloster lag, gerichtet waren. Die Frauen wirtschafteten nach ihrem Gutdünken, ließen mehr Holz schlagen, als die landesherrliche Forstordnung gestattete, und boten Rupert somit Gelegenheit, sie in Strafe zu nehmen. Da brauste das Hochstift zu Augsburg, Ottobeuren stets feindselig gesonnen, auf, der Kanzler Kögel, einst der Vertreter Ottobeurens, jetzt Ruperts persönlicher Feind, benutzte die offenkundige Schwachsinnigkeit des Fürstbischofs Alexander Sigismund, um das Benediktinerkloster in den Bann zu thun, weil es die Kirchenfreiheit der Frauen zu Wald gestört habe. Am 21. Januar 1714 wurde die Bulla Cœnæ, die feierliche Verfluchung der Ottobeurer, in der Stiftskirche verkündet und an die Thür angeschlagen. Das war denn eine sehr arge Schmach, die zu beseitigen der Abt alle Mittel anwendete. Schon am 16. März gelang es ihm, die hadernden Parteien zu vergleichen, und wurde der Schimpf von den ottobeurenschen Kirchen zurückgenommen, ehe das Volk sich von ihnen entwöhnt hatte.

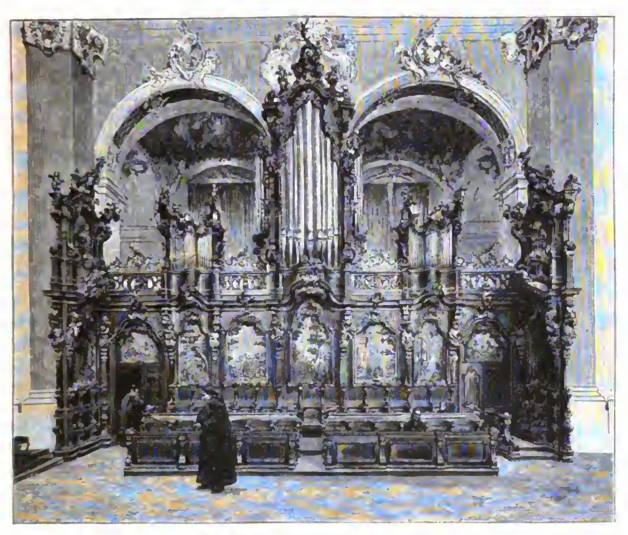
Freudigere Kunde kam vom fernen Osten. Held Eugen hatte die Türken abermals 1716 geschlagen, Temesvar und den Banat erobert, und zu Ehren dieses Sieges klangen alltäglich die großen Glokken des Stiftes und vollzog man wöchentlich dreimal eine Weihung der kaiserlichen Waffen. Und als dann „der edle Ritter“ Stadt und Festung Belgrad am 22. August 1717 eroberte, da gab's, freilich erst am 5. Dezember, wieder ein glänzendes Dankfest und am folgenden Tag feierliche Exequien für alle verstorbenen kaiserlichen Krieger. Das stille Allgäuthal durchrollten die Böllerschüsse zu Ehren des Feldherrn, der hinten tief in der Türkei den so arg geschändeten deutschen Namen zu neuen Ehren brachte.

Der Bau hatte nun schon vierzehn Jahre gewährt, als sein Leiter, der Klosterarchitekt Christoph Vogt, am 10. Februar 1725 starb. Zu Dietenheim in Schwaben am 25. September 1648 geboren, hatte er in Salzburg Mathematik studiert, sich dann auf das Bauen von Kirchen und Orgeln geworfen. Zur Mathematik gehörte ja damals auch die Architektur, die Kenntnis der Regeln des Vitruv, der allgemeinen Formenlehre. Ein zweiter für das Kunstleben bestimmender Vorfall war die Abreise Amiconis im Jahre 1728. Der Abt „sehnte sich“ nach einem schönen Plan für seine Kirche. Amiconis Rat wurde dafür in Anspruch genommen. Er brachte, als er 1729 zurückkehrte, die bekannten Kupferstiche Faldas und Rossis mit, in welchen die großen Kirchen Roms dargestellt sind. Da hatte man denn treffliche Unterlagen. Der Maler aber, den man schon für die Ausschmückung der neu zu errichtenden Kirche gewonnen hatte, zog wieder weiter, nach Spanien, dem frühen Tode entgegen.

Wenngleich der Abt den Plan, nun auch die Kirche seines Klosters umzubauen, nicht aus dem Auge ließ, war doch die Gemeinde nicht alsbald dazu zu bestimmen. Zwanzig Jahre dauerte nun bereits das Bauen, Großartiges war geleistet worden. Aber noch war der Stiftsbau nicht völlig abgeschlossen. Es gab noch allerwegen zu bessern und zu ergänzen. Dann kamen 1733 Kriegszeiten, der Polnische Erbfolgekrieg begann die deutschen Lande wieder zu beunruhigen. So mußte denn der Abt seine Pläne zurücklegen, ja die Steinmetzen und Gipser, die nun seit achtzehn bis neunzehn Jahren am Stift arbeiteten, entlassen. Bedrückungen durch die Nachbarn, namentlich den Herzog von Württemberg, verminderten die Finanzkraft des Klosters.

Digitized by Google

Als aber 1735 der Friede wieder geschlossen war, wurden die alten Projekte gleich wieder hervorgeholt, und mit einer



Klosterkirche zu Ottobeuren: Chorgestühl.

gewissen Hast ging Abt Rupert daran, den Bau zu sichern. Am 27. Oktober 1737 legte er den Grundstein der Kirche, nachdem er in den Vorjahren eifrig Baumaterialien gesammelt hatte.

Er legte fünf verschiedene Pläne vor. Drei hatte schon 1731 der Architekt und Stuckator Maini aus Lugano gefertigt, also wieder einer jener oberitalischen Architekten, deren Zahl in Süddeutschland damals Legion war. Man hatte mit ihm Streit bekommen, so daß er mit einem Abzugshonorar fortging. Zwei weitere Pläne lieferte 1732 Dominik Zimmermann von Landsberg, vielleicht jener Karmelitermönch, dessen Kunst man schon 1711 in Anspruch genommen hatte. Welcher Plan gewählt wurde, ist nicht ganz klar. Es scheint, als habe man mehrere unter sich verschmolzen. Man begann den Grund zu graben, langsam wuchs das Fundament daraus hervor; neunzig, ja im Jahre 1739 sogar hundertfünfundzwanzig Maurer arbeiteten zugleich; man legte sogar noch in diesem Jahre das Beamtenhaus an; kurz der Bau begann ganz besonders lebhaft betrieben zu werden, als am 20. Oktober 1740 der „große Abt" Rupert II. die Augen für immer schloß, siebzig Jahre alt, im einunddreißigsten Jahre seiner Herrschaft, beklagt von seinen Ordensbrüdern, deren Stift er, obgleich er ihm ein neues kostbares Heim schuf, reicher an Macht und Ehre hinterließ, als er es übernommen hatte. Er starb am selben Tage wie Kaiser Karl VI., in dem Jahre, in welchem Friedrich der Große und Maria Theresia die Regierung antraten: die große Zeit bereitete sich vor, die dem

Digitized by Google

Gange der Weltpolitik eine so wunderbare Wendung geben sollte.

Der eifrige Bausinn des Abtes Rupert übertrug sich auf seinen Nachfolger Anselm Erb, der 1688 zu Ravensburg geboren, seit 1706 Professe, seit 1712 Priester war, bei seiner am 23. November 1740 erfolgten Wahl also zweiundfünfzig Jahre zählte. Er war längere Zeit Regent am Lyceum zu Freising, dann Rechtslehrer an der Akademie zu Fulda gewesen und hatte draußen in diesen Städten ein Bauleben kennen gelernt, das über das heimische an künstlerischer Bedeutung hinausreichte. Der Dom zu Freising war 1723 bis 1724 von den Brüdern Asam, den geistvollsten Meistern jener Zeit in Süddeutschland, in üppigstes Barock umgewandelt worden, in Fulda war 1704 bis 1712 der Dom durch Johannes Dienzenhofer glanzvoll ausgebaut; seither ruhte unter werkeifrigen Kirchenfürsten das Schaffen nicht wieder. Der deutsche Barockstil hatte seine Vollendung erreicht, das Können seine höchste Stufe erklommen. Darum mag der neue Abt sich wohl auch nicht mit den Plänen der wenig bekannten älteren Meister begnügt haben, er berief 1744 den kurfürstlich bayerischen Oberbaudirektor Effner, den Erbauer von Schloß Schleißheim, nach Ottobeuren und ließ ihn während zweier Monate die Pläne „revidieren“. Dieser änderte manches und dürfte dem Kircheninneren seine jetzige Gestalt gegeben haben. Als Maurermeister wurde Joh. Michael Fischer aus München angenommen, der sich am Bau des benachbarten „Reichsgotteshauses“ Ochsenhausen als tüchtiger Mann erwiesen hatte; das Dach, „zu dessen Verfertigung kaum eine geräumige Waldung erkleckte“, schuf Johann Michael Klein, der Hofzimmermeister des Stiftes. Im Juli 1748 wurde die alte Stiftskirche abgebrochen, 1755 an der neuen die mittlere Kuppel, 1760 die Türme fertig.

Schon vorher hatte man mit den Stuckarbeiten im Inneren der Kirche begonnen. Michael Feuchtmayr von Augsburg und Joseph Christian von Riedlingen wurden als Stukateure und Bildhauer angestellt, ersterer seit 1754, letzterer seit 1757. Karl Riepp baute die Orgel, Baur in Augsburg die großen Silberleuchter.

So sehr auch viele Ordensbrüder darüber klagten, daß die Wissenschaft durch den Bau hintenangesetzt werde, daß es an Mitteln für die Bücher, die Schulen, die Kunstsammlungen fehle, so drängte der Abt doch mächtig, um das Werk zu vollenden. Nicht die Kontributionen für den Reichskrieg gegen Friedrich den Großen, nicht die Sorge um den „Philosophicismus“, die Freimaurerei und Freigeisterei, die das Kloster zu allerhand Maßnahmen gegen die aufklärenden Schriften veranlaßte, nicht endlich eigenes Alter hielt ihn zurück, die Ideale seiner jungen Jahre im heimischen Stift womöglich noch übertreffen zu lassen. Stand doch ein wichtiger Tag in Aussicht: im Jahre 764 soll das Kloster von dem Allemannenfürsten Sylach gegründet worden sein. Ob die Urkunde, von der eine Abschrift aus dem zwölften Jahrhundert vorhanden ist, und ob ihre Bestätigung durch Kaiser Karl den Großen wirklich echt sei, darüber zerbrach man sich damals noch nicht den Kopf. Es galt das tausendjährige Bestehen des Stiftes zu feiern, und man hoffte dies mit der Einweihung der neuen Kirche thun zu können. Das gelang nun freilich trotz der angestrengtesten Thätigkeit nicht. Das Fest mußte um zwei Jahre verschoben werden. Erst am 28. September 1766 schloß die achttägige Kirchweihe mit der feierlichen Einsegnung des vollendeten Baues durch den Fürstbischof Joseph von Augsburg. Nicht weniger als 18000 Kommunikanten waren anwesend. Aber auch das Kloster ließ sich nicht lumpen: 45360 Fl. 48 Kr. gingen für Trank, Speise, Feste und Kirchenschmuck auf, darunter 2370 Fl. allein für Wein — und das Fuder Seewein kostete damals nur 50 Fl.

Der spätere Prior Feyerabend, der Chronist des Klosters, rechnet diese Summen schmunzelnd den „Nachkömmlingen“

Digitized by Google

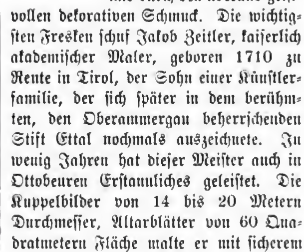
als eine rühmliche Leistung stiftischer Gastfreiheit vor, damit sie sich „nach anderen tausend Jahren gefälligst danach benehmen mögen"!

So war denn nach einem halben Jahrhundert der Klosterbau fertig. Abt Ruperts Plan war durchgesetzt: kein Stein des alten Baues stand mehr. Man hatte 550332 Fl. 21 Kr. verbaut. Große Summen waren für Kunst und Gewerbe ausgegeben. Für die Bildhauer 24800 Fl., für die Maler 15780 Fl., für die Stuckateure 42260 Fl., für den Orgelmacher 31180 Fl. Die Schreiner allein hatten 100310 Fl. erfordert, die Altarblätter 13000 Fl. und so fort. Man hatte eine Pflanzschule der Kunst errichtet, die noch lange Zeit wohlthätig fortwirkte. Der kleine Staat von 88 Quadratkilometern, etwa 1600 Häusern und 20000 Einwohnern, der ein Herrenkollegium von etwa vierzig Geistlichen zu nähren hatte, Männern, die meist in angesehenen Stellungen waren und dementsprechend leben wollten, dieser Staat, der für wissenschaftliche, musikalische, wirtschaftliche Zwecke stets etwas übrig hatte, konnte, obgleich er bei seiner Sequestration eine Einnahme von nur 130000 Fl. besaß, für ein so prachtvolles Werk jährlich gegen 10000 Fl. verwenden. Es ist dies ein Beweis ganz außerordentlicher Kunstliebe, einer Schaffenslust, die gewiß Anerkennung schon längst gefunden hätte, wäre die vom Klassicismus und von der Romantik beherrschte moderne Welt nicht blind gegen die Schönheiten des Barockstiles geworden.



Klosterkirche zu Ottobeuren: Herme am Chorgestühl.

Der Grundriß der Ottobeurer Kirche geht in der Idee auf die Kollegienkirche zu Salzburg zurück, welche 1696 bis 1707 der berühmte Wiener Meister Fischer von Erlach errichtete. Die engeren Beziehungen des Klosters zur Salzburger Hochschule mag die Verbindung auch in künstlerischer Beziehung angebahnt haben. Weiter darüber hinaus ist die Sorbonne zu Paris das Vorbild gewesen. In allen drei Fällen handelt es sich um einen Centralbau, eine Kuppelanlage auf der Kreuzung von zwei Schiffen, von welchen jedoch das den Eingang und den Chor enthaltende länger ausgezogen ist. In Ottobeuren wurden auch die Chorschiffflügel im Bogen abgeschlossen, wurde die Kreuzanlage also kräftiger betont. Zur Seite der Flügel des Hauptschiffes erhielten je zwei Kapellen Platz. Die Ecken der Vierung wurden abgerundet, um den Kuppelraum zu erweitern. Die Größenverhältnisse sind sehr mächtig. Beim Eintreten in den Bau unter der sich im Bogen vorbauenden Orgelempore übersieht man das gesamte Langhaus von 21,74 Metern Breite und 85,2 Metern Länge. Diese sehr stattlichen Abmessungen werden noch gesteigert durch die eigenartig coulissenhafte Behandlung der Hauptarchitekturformen, die mächtigen übereck stehenden Säulen und durch den überaus geistvollen dekorativen Schmuck. Die wichtigsten Fresken schuf Jakob Zeitler, kaiserlich akademischer Maler, geboren 1710 zu Reute in Tirol, der Sohn einer Künstlerfamilie, der sich später in dem berühmten, den Oberammergau beherrschenden Stift Ettal nochmals auszeichnete. In wenig Jahren hat dieser Meister auch in Ottobeuren Erstaunliches geleistet. Die Kuppelbilder von 14 bis 20 Metern Durchmesser, Altarblätter von 60 Quadratmetern Fläche malte er mit sicherem



Digitized by Google

Pinsel, mit unerschöpflicher Phantasie und selten versagender Sicherheit der Zeichnung. Nur sein Bruder Franz Anton Zeitler half ihm dabei, während der später vielgerühmte Johann Zick, ein geborener Ottobeurer und Schüler des Amiconi, einzelne Altäre selbständig schuf.

Nicht minder sicher war der Bildhauer Michael Feuchtmayr in seiner Kunst. Er schuf die unvergleichliche Fülle der Ornamente, der Altäre, Heiligenschreine, die Kanzel, die Säulenkapitale und Kartuschen, aber auch Statuen in Lebensgröße auf dem Hauptgesims, auf den Altären, über der Kanzel und über dem Taufstein — überall hin Leben und Heiterkeit verstreuend. Die Kirche gehört nicht einer asketischen Welt an, sondern stellt die Vorstufe zum Paradiese dar, himmlische Seligkeiten verkündend durch die Fülle der Farbe, der Formen, der singenden, musizierenden Engel auf Wolken, der auf und nieder schwebenden Heiligen, der blitzenden Glorienscheine. Die ganze Halle ist daher in hellen strahlenden Tönen gehalten. Der graubraune Marmorstuck der Säulen hebt sich fein vom Weiß der Wände ab, die Kapitäle sind tiefer grau und durch leichte Vergoldung gehoben, das Ornament ist mit breiteren gelben Flächen und goldenen Lichtern versehen. Das zwar schon vielfach in der Linienführung verwilderte, aber immer geistreiche und üppig gestaltete Muschelwerk ist überall technisch musterhaft ausgeführt, giebt dem gleichmäßig und kräftig erleuchteten Bau einen fast phantastischen Zug.

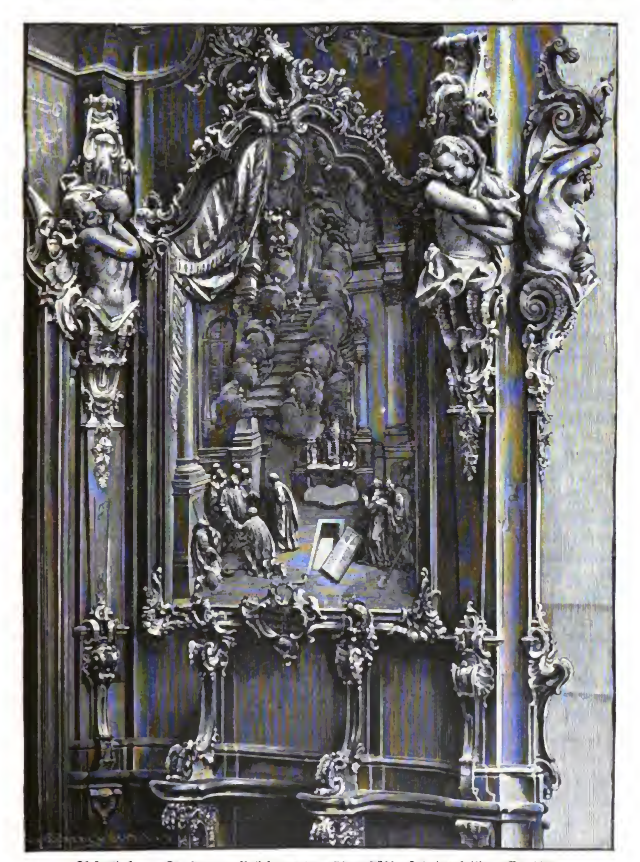
Das Schönste an ihm ist aber die Raumwirkung und die Meisterschaft der architektonischen Behandlung. So hell der Bau ist, so sieht der Eintretende doch nicht die Quellen des Lichts, kein Fenster. Er überschaut nur die mächtige, durch die wohlabgewogenen Verhältnisse des Details noch gesteigerte Spannung der drei verschiedenen Kuppelräume hintereinander, des Schiffes, der Vierung und des Altarhauses, sieht die Bilder in ihrem silbergrauen — ich möchte nach modernerer Ausdrucksweise sagen — freilichtartigen Tone, das kräftige Säulengerüst der Architektur, die tausenderlei Einzelheiten, welche die Verhältnisse erst recht groß erscheinen lassen; aber trotz dieser Vielheit gliedert sich das Ganze zu wuchtiger Größe, herrschen schöne Verhältnisse der Höhe zur Weite, klingt ein echt künstlerischer Ton durch die Gesamtanordnung.

Den Höhepunkt der Kirche bildet der Schmuck des Chores. Hier saßen die geistlichen Herren in einem mächtigen Gestühl, hier thronte der Abt, der erste Diener der Kirche und zugleich der Landesherr. Quer vor steht der Hauptaltar aus Gipsmarmor mit einer Darstellung der Dreifaltigkeit, gemalt von Jakob Zeitler (1763). Die Statuen des Petrus und Paulus, der heilige Ulrich und heilige Konrad, lebensgroß in geschliffenem Stuckmarmor gearbeitet, zeigen Feuchtmayrs und Christians zwar manierierte, doch flotte und sichere Kunst.

Wunderbar fein stimmt zum Ton der weißen Wände und des Stuckmarmors das gebeizte und teilweise vergoldete Nußbaumholz des Gestühles. Martin Hörmann fertigte es für 14620 Fl. Die hohen Rückwände mit ihrem stark und willkürlich geschwungenen Gesims tragen die Orgeln, welche die Responsorien der Mönche zu begleiten haben. Der Sitze sind sechsundachtzig in je fünf Bänken auf beiden Seiten vorhanden. Sie sind getrennt durch breite Armlehnen. Darüber hinaus teilen Hermen die Rückwand. Der kostbarste Schmuck des Gestühles sind aber die Flachreliefs in vergoldetem Lindenholz, Werke Christians, in welchen Züge aus dem Leben des heiligen Benedikt, des Ordensstifters, auf der Epistelseite in Bezug zu Ereignissen aus dem Alten Testament auf der Evangelienseite durch Schnitzerei dargestellt wurden. Diese Werke sind von so frischer Auffassung, heiterer Anmut, von so lebhafter Bewegung, feiner Beobachtung des Architektonischen, daß man mit Staunen jenes Meisters gedenkt, der in einem weltfernen badischen Städtchen, in Riedlingen, Mülhausen gegenüber, verborgen lebte.

Digitized by Google

So war es denn eine kleine Welt für sich, dieses Kloster inmitten der grünen



Klosterkirche zu Ottobeuren: Relief aus dem Chorgestühl „Tod des heiligen Benedikt".

Fluren des Allgäu. Aber, so vergessen und einsam es lag, die feindselige Zeit pochte auch an seine Thüren. Schon 1750 begann man zu klagen über die „abenteuerliche Philosophie, die sich in Frankreich in geheimen Zusammenkünften bildete", über die Schriften, „die unter dem Vorwande der Aufklärung Unsitt=

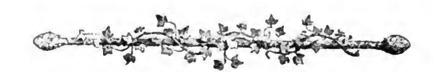
Digitized by Google

lichkeit, Ruchlosigkeit, Unglauben und Haß wider alle geoffenbarte Religion in gefälligster Schreibart empfehlen". Der König von Preußen, der „gekrönte Protektor des höchstverderblichen Philosophismus oder Naturalismus", sprengte die morschen Thore des Reiches, Ottobeuren mußte trotz seiner Reservatrechte tüchtig für den Reichskrieg gegen den „Markgrafen von Brandenburg" zahlen, mit Schrecken erfuhr man von der Regierung des Marquis Pombal in Portugal, der mit „eisernem Scepter" gegen die als unschuldig gefeierten Jesuiten vorging — man begann im Kloster die Köpfe zu schütteln über der Welt schlimmen Lauf.

Nur noch zwei Bischöfe regierten nach Anselm Erb, der 1767 gestorben war: zunächst Honorat Göhl aus Immenstadt. Die Nachricht, daß nach dem am 9. Februar 1801 geschlossenen Frieden von Luneville alle geistigen Reichsstände einzuziehen seien, vermochte dieser Prälat nicht zu überleben. Ihm folgte Paulus Alt aus Wangen, der am 23. Juli 1802 als der fünfundfünfzigste Abt des Klosters gewählt wurde, welchem aber schon am 1. Dezember ein bayerischer Kommissar die Regierung abnahm. So erlosch das Stift, nachdem es 1038 Jahre bestanden hatte. Die großen Bauten standen verwaist, der riesige Dom war zur Pfarrkirche der kleinen Marktgemeinde geworden.

Doch erstand das Kloster wieder: der romantisch gesinnte König Ludwig I. führte den Benediktinerorden wieder in Bayern ein und gründete Ottobeuren 1834 als ein Priorat der Abtei St. Stephan zu Augsburg. Barnabas Huber, der Hofmeister beim Fürsten Fugger-Babenhausen gewesen war, nachdem er zwei Jahre dem alten Stift als Priester angehört hatte, knüpfte nun nach einem Menschenleben wieder das Neue an das Alte an. Das Priorat besteht noch heute. Pater Petrus Baur verwaltet es neben der Ökonomie des Klosters und dem Inspektorat über die Erziehungsanstalt; der Vikar der 3000 Seelen fassenden Pfarrei, Pater Hermann Koneberg, der Museumskustos Pater Professor Kaspar Kuhn, dem die interessanten naturwissenschaftlichen Sammlungen des Museums ihre Entstehung verdanken, und Pater Gottfried Behr als Bibliothekar hüten die erhaltenen Schätze des uralten Stiftes. Zehn Laienbrüder unterstützen sie in der Erziehungsanstalt, der Ökonomie und den Hausarbeiten.

Als ich von Ottobeuren wieder nach Memmingen zurückfuhr, erzählte mir der gesprächslustige Postillon vom Klosterleben, wie lustig es bei den Wallfahrten zugehe und wie wenig er sich aus der Strenge des Pater Professor mache, der ihm erst unlängst in der Beichte gründlich den Kopf gewaschen hatte. Er sprach als ein keckes Weltkind, wohl weil er auch in mir den „Freigeist" vermutete. Aber aus dem vielen selbstgefälligen Rühmen sah nur zu deutlich hervor, wie mächtig das alte Stift und die Träger der alten Herrentradition im Lande ihm im tiefen Inneren vor der Seele standen. Gerade indem er sich so lebhaft seiner Selbständigkeit anklagte, sah man erst recht, daß er sich vor sich selbst zu entschuldigen gezwungen war.



Digitized by Google



Mademoiselle Reseda.

Von

Julien Gordon.

Deutsch von Friedrich Spielhagen.

I.



In einem schönen Zimmer eines schönen Hauses, dessen Fenster auf eine unschöne Straße der großen nordamerikanischen Metropole blickten, waren zwei junge Frauen in einem erregten Tete-a-tete Die eine saß eingenestelt in einen tiefen Louis-Seize-Stuhl, der nahe an den Kamin gerückt war, dessen große Holzscheite lustig, wenn auch unstet prasselten und flammten. Sie hatte die zarten Knie gekreuzt, der eine gegen die Glut vorgestreckte Fuß blickte in seinem blaßrosa Seidenstrumpf und Atlasschuh unter dem Saum ihres weichen Matineekleides hervor, das die feine schmächtige Gestalt in schattigen Falten umfloß. Der zurückgeworfene Kopf stützte sich gegen ein weißseidenes Kissen, während ihre zarten, mit Ringen bedeckten Hände müßig in ihrem Schoße lagen, oder konvulsivisch zusammengepreßt waren je nach dem Grade ihrer seelischen Erregung. Ihre ganze Haltung war die abgespannte jemandes, dessen Kräfte als sympathetischer Zuhörer durch eine lange und peinliche Probe erschöpft sind.

In voller Länge mit dem Gesicht nach unten auf einem Sofa dicht daneben lag eine zweite Gestalt. Es war die einer großen Dame in Promenadentoilette, deren Eleganz augenscheinlich blieb, trotzdem sich die schöne Trägerin in Haltung und Gebärde so völlig gehen ließ. Ihr Taschentuch, jetzt ein kleiner nasser Ball, war auf den Fußboden gefallen, und sie wischte sich heftig das eine ihrer thränenbenetzten Augen mit der goldbefranzten Troddel des Sofakissens, in das sie ihr Gesicht begraben hatte. Der kleine dunkle Sammethut war schief gedrückt, ihr Haar verwirrt und zerzaust, ihr Pelz von der Schulter geglitten, und laute Ausbrüche des Jammers durchschütterten wieder und wieder die dahingestreckte Gestalt: ein Bild wilden, unzähmbaren Schmerzes, das sich in dem Rahmen der freundlichen friedlich-eleganten Umgebung seltsam genug ausnahm.

Digitized by Google

„Hier, Liebe, nehmen Sie meines,“ sagte die Dame in dem Matineekleid und reichte, während sie so mit gedämpfter Stimme sprach, der Freundin über die Lehne des Sofas ihr durchsichtiges weißes Taschentuch.

Eifrig ergriffen, war das zarte bißchen Spitzen von der strömenden Thränenflut bald ebenso durchtränkt wie sein Vorgänger. Es schien, als ob von dieser modernen Niobe der Maria von Modena der Beinamen der „Königin der Thränen“ streitig gemacht werden sollte.

„Ich müßte ein Laken haben,“ sagte die Weinende, „und das wäre nicht groß genug, meine Thränen zu trocknen.“

Die ersten Worte hatten der Sache eine humoristische Seite abgewinnen sollen, aber der Versuch war kläglich in einer aufsteigenden Welle von Selbstmitleid gescheitert, und das Schluchzen setzte mit vermehrter Heftigkeit ein. Die andere Dame bewegte sich mit einem halbunterdrückten müden Seufzer in ihrem Sitz, aber machte keine Anstrengung, die Jammernde zu trösten. Ihr bißchen Philosophie, wußte sie, würde von keinem Nutzen sein, und sie fühlte instinktiv, daß religiöser Zuspruch, hätte sie über einen solchen zu verfügen gehabt, noch weniger am Platze gewesen wäre. Alles, was sie thun konnte, beschränkte sich darauf, schweigend zuzuhören.

„Wo war ich stehen geblieben?“ fragte endlich die Weinende.

„Sie sagten zu ihm: ‚Hund, ich will dich nicht länger dulden! Verlaß mein Haus für immer. Ich —‘“ und die Dame am Feuer hob einen ihrer zarten Arme, von dem das Gewand bis zum Ellbogen zurückfiel, und deutete mit einer dramatischen Gebärde auf die nächste Thür.

„Ah! ja! Ich sagte Hund — ich sagte Hund, und ich hatte recht. Er war — er ist — ein Hund, ein Köter. Norah, er konnte die Wahrheit nicht sagen — niemals; er war immer ein Lügner; Lügen waren sein tägliches Brot; seine ganze Natur ist damit durchtränkt. Aber er ist arm; ich bin reich. Ich habe ihn auf die Straße geworfen; es hat mich beinahe getötet.“

„Weshalb, Ärmste? Weil er faul und ein Nichtsnutz ist? Es stand ihm alles offen; sein Vater so glänzend und erfolgreich! Sie allein sind es, die mir leid thun.“

Die so angeredete Dame begann sich ein wenig aufzuraffen. Mit unvermittelten, hastigen Bewegungen langte sie nach ihrem Pelz und rückte sich den Hut auf dem Haar zurecht, das ihr tief in die Stirn wuchs. In ihre dunklen Augen kam wieder Leben; die vollen Lippen zuckten.

„Aber jetzt ist alles vorbei,“ fuhr die Wirtin fort. „Wer weiß? vielleicht werden Sie glücklicher werden,“ und sie seufzte.

„Glücklicher! glücklicher! glücklich! Norah, das sagen Sie zu mir?“

„Liebes Kind, was soll ich sagen?“

Die Dame vom Hause erhob sich mit einiger Ungeduld, die sie sofort unter thätiger Teilnahme zu verbergen suchte. Sie trat an das Sofa, setzte sich zu der Freundin und half ihr das verwirrte Haar und den zerknitterten Anzug ordnen.

„Ich sehe wohl gräßlich aus?“

„Ach, Liebe! Was wollen Sie! In solcher Stunde!“

„Und sich schließlich sagen zu müssen: Um solch einer Person willen!“

„Denken Sie nicht an die Person!“

„Wenigstens zehn Jahre älter als ich, schlumpig, scheußlich.“

„Ja.“

„Sie hat freilich kleine Füße,“ sagte die andere, als ob man sich, wenn man so tief gekränkt sei, so viel Gerechtigkeit leisten könne.

„Wahrhaftig!“

„Aber meine sind nicht enorm.“

„Gewiß nicht. Ich habe Ihre Füße immer bewundert.“

„Ich bin eine große Frau.“

Nach einer Pause:

„Die Männer halten sie für klug.“

Die andere Dame hob ihre Augen zur Zimmerdecke und schien die gemalten Cupidos oben zu befragen, warum die Män-

Digitized by Google

ner von solchen Hallucinationen heimgesucht werden.

„Aber — aber — wenn Sie sie sehen könnten, unangezogen sehen könnten! Ihr Korsett — mit Frivolitäten eingefaßt!"

„Aber, meine Liebe, wie war es möglich —"

„Ich war blödsinnig, blind. Ich lud sie oft in unser Haus. Einmal — es war ein Frühstück — und sie hatte die Frechheit, ihre Taille auszuziehen."

„Was? Vor der ganzen Gesellschaft?"

„Ei nun, nicht das gerade," und die Dame in dem Sammethut konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, „später, in meinem Zimmer; sie sagte, es steche sie etwas, und dann, dann sah ich — und sie trug so lange gräßliche Unterärmel wie unsere Großmütter, und ihre Arme waren Haut und Knochen, und an ihrem Korsett die Frivolitäten!"

Wäre es ein Flecken Menschenblut gewesen, von des Schuldigen eigener Hand hineingewischt und ihn des schnöden Mordes überführend, die Dame in dem Matineekleide hätte mit keinem tragischeren Tone rufen können: „Entsetzlich! Sie ist eine gemeine Person! Wie konnte er!"

„Das weiß Gott! Aber, Norah, sprechen Sie mir niemals wieder von der Möglichkeit eines Glückes für mich. Das ist vorbei." Und sie bewegte flehend ihre große weiße Hand.

„Würde es Sie beleidigen, wenn ich etwas fragte, das ich schon lange auf der Zunge habe?"

„Beleidigen? Mich? Nein, bitte!"

„Ich wage es nicht."

„Seien Sie nicht kindisch, Norah! Ich bin über Beleidigtwerdenkönnen hinaus."

„Dann will ich. Aber ich brauche meinen ganzen Mut dazu."

„Was ist's?"

„Ich möchte, daß Sie mir offen sagten, ganz offen: liebten Sie Ihren Mann wirklich?"

„Ich glaube nicht. Ich liebte nur einen Mann, und der ist tot."

„Ja, ich weiß. Aber weshalb waren Sie denn auf ihn eifersüchtig?"

„Auf wen? — auf meinen Mann?"

„Ja. Ich verstehe nicht —"

„Was verstehen Sie nicht?"

„Wie einen das was angeht, was einen nichts angeht."

„Es giebt zwei Sorten von Eifersucht, Norah: die Liebeseifersucht und die eheliche. Die letztere, vermute ich, sollte einen anderen Namen haben."

„Ah!"

„Die eheliche Eifersucht ist das Gefühl, das man hat, daß einer, der uns elend, der aus unserem Leben ein Chaos gemacht hat, nicht das Recht hat, sich — sich — sich prachtvoll zu amüsieren."

Und sie schüttelte trotzig den Kopf.

„Ach ja — ich verstehe."

„Alles, was ich erwartete, was ich forderte, war, daß er anständig sein sollte."

„Alle Welt nimmt für Sie Partei."

„Das wird nicht vorhalten. Über sechs Monate hält's keiner aus, Partei für jemand zu nehmen."

„Wie cynisch Sie sind!"

„Sollte ich anders sein?"

„Aber jetzt sind Sie frei."

„Ah, Norah, frei! Was habe ich für eine Freiheit? Was soll ich damit anfangen? Frei, mit einem Brandmal auf meiner Stirn! Frei mit dieser ringlosen verheirateten Hand!" und sie streckte den Finger aus, von welchem das Gesetz, der grimme Scherge, der bindet und löst, eben den lose sitzenden Trauring abgestreift hatte. „Frei und geschieden! O, das gräßliche Wort, hinter dem der Hohn lauert, das schlangenköpfige, grausame Scheusal! Wahrhaftig, kleine Norah, man muß eine leichte Natur haben, um diese Sorte Freiheit und was sie kostet, heiter auf sich zu nehmen!" Und das stolze Gesicht war wieder verzerrt, obgleich die Thränenquelle endgültig versiegt schien. Ein paar Augenblicke schwieg sie, und dann: „Aber Sie können diese Dinge unmöglich verstehen, gerade so wie meine Mutter."

„Ich habe einige Phantasie," sagte Norah. Ihre Lippen zuckten. Sie fühlte sich vereinsamt und verletzt, daß sie so

Digitized by Google

von allem möglichen Verständnis des Schmerzes ausgeschlossen sein sollte.

„Ja, und Mama versteht nichts davon, nicht so viel!“ fuhr die andere in dem rücksichtslosen Egoismus ihres Kummers fort, „sie hat auch keine Erfahrung. Früh verheiratet an einen Mann, der ihr Sklave war, der einzige, für den sie je Augen gehabt, hat sie niemals auch nur eine der Phasen meiner bitteren Erfahrung gekannt und verstanden, und alle meine Versuche eines offenen Bekenntnisses zurückgewiesen. Sie ist eine gute Mutter gewesen, als wir kleine Kinder waren, hat uns sicher durch unsere Kinderkrankheiten durchgeholfen, unsere ersten Schritte freundlich überwacht — zweifellos; aber als unsere Herzen und Geister erwachten, gerade, als wir ihrer am meisten bedurften, war's, als ob sich alles in ihr für uns verschlösse. Alles Menschliche, Wirkliche schien sie zu verletzen, zu empören. Die Unschuld der Kindheit, Norah, ist reizend, aber eine unentwickelte Frau von fünfzig bringt mich außer mir. Meine Brüder fühlten den Mangel zuerst. Sie wichen bald ihren Fragen aus, suchten sich anderweitig Rat. Dann ging's mir ebenso. Während ich die zwei oder drei Cotillons mit Ralph tanzte, die zu meiner albernen, schrecklichen Ehe führen sollten, was that Mama? Sie, die mein Mädchenherz hätte prüfen, seine Geheimnisse, seine Kämpfe, Aspirationen ergründen, mir hätte klar machen sollen, daß diese Caprice nichts war als der romantische Schimmer, in dem siebzehnjährige Augen die Welt sehen, die sich plötzlich vor ihnen aufthut, — sie lernte währenddessen Französisch! Stundenlang schloß sie sich mit Madame Beaupré ein. Die arme Madame Beaupré mit ihrer reichen, überquellenden Natur! Wie that sie mir leid, wenn sie zuhören mußte, während Mama mit lauter Stimme aus den gereinigten Ausgaben der Klassiker und Romantiker vorlas. Ach! und so schlecht! Mama hat nicht die Spur von irgend einer Leichtigkeit. Natürlich dürfen die Realisten in ihrer Gegenwart nicht genannt werden. All das schmutzige Gesindel gehört für sie auf den Düngerhaufen.“

„Sie sprechen hart von Ihrer Mutter, Arden.“

„Gerade wie ich fühle.“

„Dann hatten Sie also keine Leitung. Ihr Vater —“

„Ach, der arme Papa! Er steckte stets bis über die Ohren in den Geschäften, während seine Frauen die sauer erworbenen Dukaten durch die Finger laufen ließen.“

„Er brachte viele Dukaten zusammen, Ihr Papa.“

„Ja; aber dies hat ihm beinahe das Herz gebrochen.“

„Ihre Mutter —“

„Alles, was sie sagt, ist: ‚Ich habe einen vollkommenen Abscheu vor geschiedenen Leuten,‘ und sie bleibt dabei, es müsse meine Schuld gewesen sein, ich hätte mich mit meines Gatten Bewunderung zufrieden geben müssen. In ihren Tagen hätten junge Frauen ihre Männer geliebt und sich mit ihrer Bewunderung begnügt. Ich glaube, als die arme Bertie lebte, muß Ralph irgend einmal etwas zu Mama gesagt haben. Es sah seiner Feigheit ähnlich, den Versuch zu machen und meine eigenen Verwandten gegen mich aufzuhetzen. Einer nachhaltigen edlen Eifersucht war er nicht fähig, konnte nur den Übelnehmerischen spielen, wenn seine Eitelkeit verletzt war. So geht die Litanei bei Mama weiter: alles ist meine Schuld. Ich war die erste, die dies getrennte Leben anfing. Weiß der Himmel, weshalb sie immer für die Männer Partei nimmt. Ich wollte nur, sie hätte meinen Mann für eine Woche auszustehen gehabt!“

„Aber Sie —“

„O ja! Ich habe ihr bewiesen — tausendmal — daß man nicht mit einer Bewunderung zufrieden sein kann, die nicht existiert und die niemals ausgedrückt wird. Ich habe ihr auseinandergesetzt, daß die Zeiten sich geändert haben; daß der Fortschritt durch kleine Steinchen, die man unter seine Räder wirft, nicht aufgehalten wird; daß die Frauen heutzutage

Digitized by Google

unveräußerliche Rechte, Ansprüche haben und Unbilden nicht zu dulden brauchen. Daß sogar die Gesellschaft eine andere Gestalt angenommen hat, in der den Frauen eine Stellung, ein Anteil an der Welt zukommt. Daß sie die Freundinnen der Männer sein müssen, in ihren eigenen Salons, das heißt da, wo sie einzig und allein ihre Vorzüge geltend machen können. Wie durfte man eine Frau wie mich ersticken und einpökeln? Ich kann in der Atmosphäre nicht atmen, in der es ihr behaglich ist. Nun, ich habe wenigstens gelebt! Aber das hilft alles nichts. Sie könnten ebensogut zu den Winden und Wellen sprechen — viel besser, denn die Natur hat liebende Arme, uns zu schützen und zu trösten. Meine Mutter ist eine gute Frau, tugendhaft, aber äußerst beschränkt. Alles, was sie mir zu sagen weiß, ist: ‚Du bist eine Casuistin,‘ und ich bin in ihren Augen verloren. Ich vermute, sie leidet. Sie haßt alles Hervortreten. Aber was hat sie mich leiden machen!"

„Und Sie waren noch eben grausam genug, mir zu sagen, daß ich nicht besser sei?"

„Liebe, wie können Sie, die so glücklich sind, Verständnis für meine Lage haben!"

„So glücklich!" klang es zurück, aber es war keine Überzeugung in dem Klange.

„Was mangelte auch? Jugend, Reichtum, Verstand, Schönheit, liebliche Kinder, ein Gatte, der Sie anbetet —"

„‚Anbetet‘ ist ein großes Wort."

„Thut er es nicht? Er scheint immer so zärtlich."

„O ja, zärtlich."

„Und ein so ausgezeichneter Mann, so tadellos, so respektabel!"

„Sehr."

Eine leichte, ganz leichte sarkastische Modulation in der einfachen Zustimmung, und in dem aufwärts gewandten Augenlide ein momentanes Zucken.

„Und sieht so gut aus."

„J—a." Das klare, kurze Wort hatte eine etwas unsichere Schwingung.

„Wie könnten Ihre schleierlosen, an das Licht gewöhnten Augen mein Dunkel durchdringen?" sagte Arden Ayrault mit theatralischem Anfluge.

„O, o! Ich bin krank! ich werde ohnmächtig! Das Zimmer dreht sich um mich!"

Norah war aufgestanden und schwankte nach dem Fenster.

„Luft!" stöhnte sie atemlos, „Luft!"

„Geliebte Freundin, was habe ich gethan? Wie habe ich Sie gequält und an Ihnen gezerrt und gerissen!" rief Mrs. Ayrault, jetzt voller Reue und praktischer Hilfe, indem sie das Fenster aufriß. „Mein Gott, ja, es war auch entsetzlich egoistisch von mir, Sie Ärmste zwei ewig lange Stunden auf die Folter des Schreckens und des Mitleids zu spannen, bis die gequälten Nerven rissen."

„Es ist nichts. Seit Babys Geburt bin ich nicht ganz so kräftig."

Norah lehnte sich hinaus und sog die kühle Luft ein, welche aus einem nachbarlichen, mit Bäumen besetzten Platz die Straße heraufwehte.

„O mein liebstes Mädchen! Bitte, vergieb mir!"

„Ich habe nichts zu vergeben. Es ist alles wieder gut. Wir wollen eine Tasse Thee trinken und dann will ich spazieren fahren. Das wird mich erquicken. Ich nehme so großen Anteil an Ihnen, zu großen. Es macht mir Schmerzen in der Seite."

„Lassen Sie es gut sein. Ich war so rücksichtslos. Geben Sie mir einen Kuß anstatt des Thees. Helfen Sie mir bei meinem Schleier! So! Mein Brougham hält schon seit einer Stunde vor Ihrer Thür. Ich bestellte ihn um drei. Adieu! adieu! Soll ich schellen, daß Ihre Mädchen zu Ihnen kommen? Nein? Haben Sie sich ganz erholt? Gott sei Dank! Ihre lieben Wangen bekommen wieder Farbe."

In diesem Moment erschien zwischen den Falten der Thürvorhänge eine Gestalt in dem ganzen Schmuck einer modernen Amme: langes, graues, mit Sam-

Digitized by Google

met hier und da besetztes Gewand, ellenlange flatternde Bänder den Rücken hinab — ein Kind von acht oder zehn Monaten in den Armen.

„Tiens! Nounou!"

„Geben Sie mir Baby einen Moment!"

Die Amme legte ihren Pflegling in Mrs. Ayraults ausgestreckte Arme mit einem schnellen Blick in der Dame verräterisch geschwollene Augen. Wird doch jedes Zeichen von Verwirrung in den Mienen ihrer Herrschaften von den Dienstboten mit freudiger Genugthuung begrüßt! Es ist solche Erleichterung für sie, daß Vornehmheit wie Niedrigkeit gleicherweise von Schmerzen heimgesucht werden.

Die Mutter kam vom Fenster zurück, ein paar jener Worte murmelnd, mit denen Mütter ihre Kleinen zu begrüßen pflegen.

„Sachte, Madame," sagte die Amme, den Finger warnend erhebend, „sie schläft."

Mrs. Ayrault stand regungslos mitten im Zimmer und hielt das schlafende Kind eng an ihre Brust gepreßt. Sein Kopf mit den goldenen Daunenhärchen ruhte lieblich in der Hilflosigkeit und Sicherheit der Kindheit, die so rührend für unser ruheloses, sorgenvolles Mißtrauen ist, an ihrem stürmischen Herzen. Eine große Thräne — der letzte Tropfen der vergossenen Flut — löste sich von ihren Wimpern und fiel auf des Kindes Stirn.

„Das giebt Ruhe," murmelte sie sanft, „aber ich darf sie nicht mit dem Wasser meines Kummers taufen."

Sie wandte sich schnell, und das Kind in der Mutter Arm legend, raunte sie fast aus dem Gemache, in der schweren Portiere verschwindend wie eine anmutige Blumenguirlande.

Mrs. Eustis' erstes Gefühl war das herzlichster Erleichterung. Anderer Leute Weh hat nicht das kräftigende Element eigenen Leides. Für ihre erregbare Empfindlichkeit war es eine furchtbare Prüfung gewesen.

„Madame ist blaß."

„Ja. Ich bin den ganzen Tag im Zimmer gewesen. Ich erstické."

In den unteren Räumen hörte Nounou dann, daß die schöne Dame, die einen so langen Besuch gemacht, eine Katastrophe durchgemacht habe.

Übrigens sprach von eben dieser Katastrophe augenblicklich alle Welt.

* * *

Nach der Tasse Thee, die sie sich in ihr Schlafzimmer von ihrem alten französischen Haushofmeister hatte bringen lassen, anstatt der feierlichen Bedienung im Salon mit Kerzen und Samowar, entledigte sich Norah Eustis ihres bequemen Kleides, während die Zofe ihr ein reizendes neues Kostüm brachte, das eben erst aus den Kartons von Worth genommen war. Als sie im Begriff stand, die Herrin in die verwickelte Kostbarkeit zu hüllen, wehrte diese plötzlich ab.

„Nein, Marie, nichts Neues. Gieb mir das graue und meinen großen Pelzmantel."

„Was? Das alte graue?" rief Marie enttäuscht. „Madame sagte doch, sie wolle es niemals wieder tragen."

„Ich habe heute keinen Mut zu neuen Sachen. Ich bin müde. Bringen Sie mir, wie ich sagte."

„Ist Madame krank? Madame ist blaß."

„Bin ich nicht immer blaß?"

„Man darf sagen, Madame ist niemals très-colorée, aber heute ist es etwas anderes."

„Nein, ich bin nicht krank."

Bis zu den Füßen in ihren großen russischen Mantel gewickelt, sah sie älter aus, als sie war. Er verhüllte die mädchenhafte Schlankheit ihrer Gestalt, während der große malerische schwarze, nach vorn über ihr eigentümliches Haar gerückte Hut ihre Stirn und ihre Augen halb verdeckte. Ihr Haar war wie das der Damen auf Bartolozzis Stichen und etwas loser, als die moderne Mode vorschreibt, frisiert. Es hing ein wenig in den Nacken und war über der Stirn in großen Ringen von einem antiken Kamme

Digitized by Google

gehalten. Als ob jemand einen Puderquast leicht über es geschüttelt hätte, war die schwarze Masse mit Grau gestreift. Mit ihren jugendlichen, nach Mund und Kinn sich verschmälernden, um Brauen und Augen breiten und edlen Gesicht glich sie irgend einem alten interessanten Bilde, und dabei hatte sie eine gewisse Würde und exquisite Vornehmheit der Haltung, wie man sie bei so kleinen Personen selten findet.

In ihrem kostbar ausgestatteten Coupé sich in die Ecke schmiegend, die schmalen Füße in dem Pelzmuff über dem Gefäß mit heißem Wasser, befahl sie dem Kutscher: „In den Park!" Aber nach wenigen Minuten, noch bevor sie den Eingang zum Park erreicht, zog sie hastig die Glocke und, das Wagenfenster herablassend, hieß sie den Mann in die Stadt zurückkehren und nannte eine Straße und Nummer. Sie empfand jenen eigentümlichen Widerwillen gegen Einsamkeit und Nachdenken, der uns manchmal nach großer seelischer Erregung überkommt; ein Verlangen nach menschlicher Gesellschaft, sogar von einer Sorte, die ihr sonst widerwärtig war; irgend eine prosaische Allerweltsunterhaltung mit irgend welchen prosaischen Allerweltsmenschen — etwas der Art, nur nicht die kontemplative Stille und Ruhe unter den stillen Bäumen und zwischen schneebetupften Feldern. Von der aufregenden Nachmittagsunterhaltung war ihr ein dumpfer Schmerz in der Stirn zurückgeblieben und ein unbestimmtes Gefühl irgend eines unbestimmten Unrechtes, das man ihr gethan hatte.

Vergebens suchte sie sich darüber klar zu werden. Ihr Kopfschmerz wurde von drei bestimmten Äußerungen verfolgt, die irgendwie durch ihr Haar zu pulsieren schienen und deren Refrain über und über und immerfort von den Wagenrädern auf den rasselnden Pflastersteinen in greulicher Monotonie getrommelt wurde. Die erste war: „Sie, so glücklich!" die zweite: „Ein Gatte, der Sie anbetet," die dritte: „Ich habe wenigstens gelebt." Ah! leben! Sie hatte heute für einen Moment Leben gesehen, sich windend, kochend, aufschäumend, aufbäumend; Leben in seinen verwirrten, zerstörten Locken; Leben in seiner Zerzausung, Gärung, Anomalie und Disharmonie. Und sie hatte sich kaum zu gestehen, ihrem so lange eingekerkerten Herzen zuzuflüstern gewagt, daß, während das alles sie erschreckt und krank gemacht, es sie doch heimlich angezogen hatte. Die Menschen fühlten sich sonst selten sympathetisch zu ihr hingezogen und heute zum erstenmal hatte das glänzende, vielleicht mißleitete, unglückliche Geschöpf ihr alles gesagt.

Mrs. Eustis hatte selbstverständlich auch in Trauerhäusern gestanden, aber sie war eines jener zarten Wesen, denen Aufdringlichkeit ein Greuel ist und die aus übergroßer Gewissenhaftigkeit irren. So kam sie denn gewöhnlich am dritten Tage, wenn der erste heftige Schmerz über den erlittenen Verlust glücklich wegdiskutiert ist, zum wenigsten von dem Geschlecht, das über die geeignete Länge eines Kreppschleiers oder die Weite eines aufgenommenen Ärmels mitten im Zorn der Himmlischen die obligaten Worte findet. So, da man Delikatesse selten versteht, nahm man ihr spätes Kommen gewöhnlich für Teilnahmlosigkeit und verschonte sie mit dem üblichen Thränenbade.

Wir leben in einer gesellschaftlichen Übereinkunft, deren Satzungen uns zum Verbergen und Verdecken zwingen. Wir lesen von bösen Dingen, Sünde und Pein, aber der Schuldige oder das Opfer begegnen uns mit erhobenem Haupt und lachenden Augen. Die Verwundeten haben ihre falschen Glieder, ihren Stock, ihre Krücke, sie humpeln dahin, ebenso schnell wie wir, und wir vergessen, daß sie Krüppel sind. Der Kranke, sobald er die Hospitalwache passiert, wird sofort gebadet, geschoren und ins Bett gelegt; über des Toten Gesicht zieht man achtungsvoll das Laken; Fawcett, der Blinde, geht ins Parlament, oder baut, wie Herreshoff, seine Schiffe mit dem Tastsinn; der armlose Maler schmeidigt seine Zehen; der beinlose Torso wird auf sein Pferd ge-

schnallt und galoppiert mit in der Fuchsjagd; die arme alte Welt schaufelt so weiter viel zu schnell, als daß sie Zeit hätte, stehen zu bleiben und die Marodeure aufzulesen. Die werden dann schnell unter die Füße getreten und man sieht sie nicht mehr. Für die Kinder des Luxus und der Mode ist das Leben oft ein Traum, keine Wirklichkeit. Von seinen Wirren und Kämpfen haben sie nur aus der Ferne den Staub und Rauch gesehen, sein Schmutz und Schlamm haben ihre Kleider nicht bespritzt und befleckt.

Mrs. Eustis' Leben war behütet und beschirmt gewesen; aber es ist nur gerecht, zu sagen, daß sie ihre Freundin nicht verurteilte; sie begnügte sich damit, sie zu lieben, und liebte sie um so zärtlicher, als sie wußte, daß sie selbst die sturmerregte Seele nicht fassen und füllen konnte. Sie war ihrer Bahn gefolgt, manchmal staunend, manchmal ohne rechtes Verständnis, aber immer voll Bewunderung und sogar mit einem heimlichen Neidgefühl, das doch niemals ungroßmütig war. Die in ihr verborgene, eingezwängte und eingedornte Romantik hatte ihre einzige Nahrung in dem leidenschaftlichen Interesse gefunden, mit dem sie der Freundin gefahrvolle Laufbahn verfolgt hatte — jene flotte, brillante, von oberflächlichen Erfolgen begleitete Laufbahn, deren Ende nun dieser Zusammenbruch war. Heute war das Wrack zu ihren Füßen geschleudert worden, und ihre zärtliche Natur hatte furchtbar gelitten. Und dazu fortwährend ein Gefühl der Vereinsamung, des Zu-alt- oder Zu-jung-seins? — Was war's? Eine alte junge Frau? Eine junge alte Frau? Was war es?

Sie hatte sehr jung geheiratet, die Tiefen der Mutterschaft erfahren, durchgemacht, was andere durchgemacht, und fühlte doch, daß große Freude und großer Schmerz ihr gleich fern geblieben. Über eines war sie völlig sicher: sie war niemals „angebetet" worden. Als die Freundin zu ihr sprach, hatte sie ein wahnsinniges Gelüsten empfunden, sich auch auszusprechen, auszuschreien — alles! Dann plötzlich hatte sie sich gefragt: was? und die blasse Zahmheit ihrer Schicksale hatte sie beschämt in sich selbst zurückkriechen lassen. Ja, sie hatte sie beneidet, und dann, in Entsetzen über sich selbst, hatte sie dem Kutscher befohlen, umzukehren. Sie fühlte, daß sie etwas aufsuchen müsse, was sie auf ganz andere Gedanken brachte. Sie wollte bei Mrs. Dolph vorfahren und den lange aufgeschobenen, lange gewünschten Besuch machen.

Mrs. Dolph war die Frau eines Klienten ihres Gatten, und er hatte während des Winters, wenn gesellschaftliche Pflichten und Forderungen seine Frau in Anspruch nahmen, sie wiederholt dringend und freundlich gebeten, bei Mrs. Dolph eine Karte abzugeben. „Es ist ja keine große Mühe," hatte er gesagt, „und Dolph würde es hoch aufnehmen." Der Winter war in den Frühling hinübergeglitten, aber auf Mrs. Eustis' Visitenliste hatte Mrs. Dolphs Name noch nicht gestanden.

„Das ist so langweilig," sagte sie, „Leute, die man niemals sieht."

„Sie haben ein Mädchen," hatte ihr Gatte geantwortet, „das jetzt gesellschaftsfähig wird, ein sehr hübsches Mädchen, und sie wollen sich für sie ins Zeug legen. Du könntest ihr so leicht ein bißchen helfen, daß sie ins rechte Fahrwasser kommt."

„Mon cher ami," sagte sie, „der Name reicht gerade aus: ‚Miß Dolph' — ich finde das schrecklich. Übrigens, was könnte ich für sie thun? Ich bedeute so wenig."

Sie setzte stets ihren Einfluß und ihre Stellung herab, was ihren Gatten unweigerlich ärgerte. Es verwundete seine Selbstliebe. Ihr Einfluß war keineswegs so beschränkt, als sie zu glauben vorgab, und ihre Stellung gehörte zu den besten: nicht meteorenhaft wie die von Mrs. Ayrault, aber solid und sicher.

Sie wurde von einem etwas schäbig aussehenden Diener in den Dolphschen Salon geführt. Der Raum war schwerfällig mit roten Plüschmöbeln ausstaffiert,

Digitized by Google

unzählige türkische und orientalische Draperien, mit denen die Rücken der steiflehnigen Stühle bedeckt waren, sollten Abwechselung in die Farbenmonotonie bringen. Mitten im Zimmer war ein sehr großer venetianischer Tisch guter Arbeit mit einer Schaustellung prunkhaft gebundener Bücher beladen, die aussahen, als ob sie auf demselben Fleck und in derselben gesuchten Ordnung Monate, ja Jahre gelegen hätten. Verhangene Büchérregale an den Wänden trugen ein paar Vasen und Nippes von zweifelhaftem Wert und unzweifelhafter Häßlichkeit. Die Zimmerdecke schwerfällig ornamentiert. Die kalten hellen Wände hier und da mit Photographien italienischer Kunststudien behangen. Erinnerungen an das poetische Klima schienen wenig am Platz in der allgemeinen Dumpfigkeit eines Zimmers, wo man mit Gold verschwenderisch und mit Geschmack so sparsam umgegangen war. Der eingeschlossene, ungeheizte Raum war kalt und sehr dunkel. Mrs. Eustis, immer ein wenig frostig, behielt ihren großen warmen Mantel an. Das Licht, das von dem Flur hereinkam, fiel hell auf seinen schweren Umriß und auf die graugesprenkelten Stirnlocken. Und das war der erste Eindruck, den Mrs. Dolph hatte, als sie jetzt über die Schwelle trat.

„Wie geht es Ihnen? Es ist wirklich sehr freundlich von Ihnen, zu kommen und sich nach mir umzusehen," sagte Mrs. Dolph und bot ihre fette, kurze Hand.

Sie war eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, rund von Gesicht und Gestalt, mit einem hellen, freundlichen Lächeln.

„Ich habe oft von Ihnen gehört, Ihren Namen in den Zeitungen gelesen. Mr. Dolph sagt, Sie leben sehr vergnügt. Ich nehme an, es macht Ihnen Spaß, junge Leute lustig zu sehen. Ganz mein Fall. Ich gehe gern aus und sehe ihnen zu. Ich meine, man muß um der Kinder willen sich Mühe geben, heiter zu bleiben."

„Sie haben eine Tochter, glaube ich," sagte Mrs. Eustis, die sich Mühe gab, nicht kalt zu sein.

„O ja, vier. Adele ist die einzige, die in Gesellschaft geht, und Adele ist zwanzig. Dann ist eine von achtzehn, aber sie geht noch zur Schule. Sie hatte ein Typhoid und ist ein Jahr zurückgesetzt. Eine ist siebzehn und die kleine Mary erst vierzehn. Geht Ihre Tochter schon in Gesellschaft, Mrs. Eustis?"

„Meine Kinder sind sehr jung," sagte Mrs. Eustis; „meine Tochter ist acht Jahre."

„Ach! Ich dachte, Sie gingen bloß so viel aus, um sie zu chaperonieren."

„Ich fürchte, ich gehe aus, um mich selbst zu amüsieren," sagte Mrs. Eustis mit einer etwas erhöhten und mehr als sonst ausdrucksvollen Stimme. Sie fühlte die Hoffnungslosigkeit, dieser schrecklichen Person ihre Welt zu erklären; aber so ohne jeden Widerspruch durfte man sich denn doch nicht in das alte Register versetzen lassen. „Ich tanze leidenschaftlich gern," sagte sie.

„Wirklich?" erwiderte Mrs. Dolph entgegenkommend. „Warum auch nicht? Man muß sich eben jung erhalten, solange es geht. Das predige ich fortwährend Mr. Dolph. Ältere Leute brauchen eine Erholung nach all der Müh und Sorge, die sie mit den Kindern, Dienstboten und all dem Kram haben. Ich glaube, ich tanzte auch gern, nur daß ich zu fett geworden bin," und sie schüttelte sich in ihrem braunseidenen Ausgehkleide wie ein Kern in der Schale. — „Ich nehme an, daß Ihr Herr Gemahl sehr beschäftigt ist. Müssen Sie sehr zeitig frühstücken? Das muß sehr unbequem sein, wenn man zu Bällen und Diners geht. Die Gesellschaften sind hier so spät. Ich verstehe nicht, wie ihr Damen das fertig bringt. Wo ich her bin, war um zwölf Uhr alles aus."

„Ich frühstücke um zwölf. Vorher nehme ich in meinem Zimmer eine Tasse Thee," sagte Mrs. Eustis mit matter Stimme. „Mr. Eustis frühstückt allein."

Digitized by Google

Man durfte doch die Unterhaltung nicht ins Stocken geraten lassen.

„Na, das mag schön langweilig für ihn sein. Mr. Dolph erwartet, daß ich und die Mädchen ihm beim Kaffee Gesellschaft leisten um sieben Uhr dreißig Minuten regelmäßig, Winter und Sommer; und wir sind pünktlich da im Eßzimmer, wenn wir auch noch so spät aufgewesen."

„Das ist eine Pflichttreue, zu der ich mich nicht aufschwingen könnte."

Mrs. Eustis fühlte, daß sie in den Verdacht der Leichtfertigkeit und Herzlosigkeit geriet, und bedauerte nur, daß sie in den kurzen fünf Minuten, die noch blieben, diesen Eindruck kaum würde verstärken können.

In gewissen Gemütsstimmungen verwundet eben alles. So von einer Frau, die viel älter als sie war, als gleichalterig behandelt zu werden; die abscheuliche bürgerliche Umgebung, die Katechisation, die man mit ihr angestellt — das alles bewirkte in ihr eine Empörung, die mit den Ursachen in keinem Verhältnis stand; das alles beleidigte ihren verzärtelten Geschmack bis zur absoluten Unerträglichkeit. Sobald es eben die Schicklichkeit erlaubte, erhob sie sich, um fortzugehen. Als sie so that, trat ein Mädchen in das Zimmer.

„Das ist meine Adele," sagte Mrs. Dolph.

Das Mädchen glich ihrer Mutter ganz und gar nicht. Sie war groß und schlank gewachsen mit lichtbraunem Haar und Augen, deren Farbe dem Euklas-Stein glich, wenn man ihn bei Sonnenschein unter Wasser sieht. Ihr kleiner Kopf saß prächtig auf einem schön entwickelten Halse. Sie trug ein bleich resedafarbenes Kaschmirkleid, das ihr vortrefflich paßte. Offenbar studierte sie die eigene Erscheinung.

Sie trat heran und nahm Mrs. Eustis' Hand ohne Verlegenheit, aber so linkisch, daß Mrs. Eustis in einer weniger kriegerischen Stimmung allen voran sie für anbetungswürdig erklärt haben würde.

„Ich habe Sie schon früher gesehen," sagte das Mädchen lächelnd.

„Wirklich?" sagte Mrs. Eustis ungerührt.

„O, oft; und ich habe Sie unbändig bewundert."

Hier war ein Balsamtropfen.

„Ja: im Wagen, auch zu Fuß. Sie waren einmal mit Mr. Eustis, ich war mit Papa. So dachte ich, daß Sie es sein müßten. Ich habe Sie dann mit einer anderen Dame gesehen, die ich auch sehr schön finde."

„Mrs. Ayrault."

„Ich kannte ihren Namen nicht. Sie ist dunkel, mit einer sehr niedrigen Stirn. Sie ist elegant und stilvoll."

„Ja, das ist Mrs. Ayrault."

„Adele schwärmt nämlich immer für irgend jemand," sagte Mrs. Dolph mit dem Taktgefühle, das diese Dame auszeichnete.

Jedenfalls verdankte es Mrs. Eustis Adele, daß, als sie wieder in ihrem Brougham saß, sie sich nicht ganz auf den Diwan zwischen abgeblühten Matronen und ältlichen Anstandsdamen verbannt fühlte.

Es war nun einmal so, daß sie sich ohne Hilfe von außen nur zu leicht auf besagten Diwan drängen ließ. Sie bewegte sich in einem lebenslustigen Kreise und hatte doch niemals das Gefühl gehabt, daß sie zu demselben ganz gehöre. Alle Frauen mochten sie und sprachen gut von ihr — nur zu gut. Sie brachten sie in die vertrauliche Nähe ihrer Bewunderer und Liebhaber, in der sie Arden nicht einen Moment gelassen haben würden, und das mit einer völligen Abwesenheit irgend welchen Angstgefühls, die man kaum schmeichelhaft nennen konnte. Die Mütter waren entzückt, wenn sie hörten, daß ihre lebenslustigen Söhne mit ihr getanzt hatten: es schien ein erster Schritt zu einer möglichen Besserung. Die Liebhaber, Bewunderer und Söhne plauderten mit Mrs. Eustis, nannten sie „sehr distinguiert, ausgezeichnete Haltung, hübsche Frau". Einige bewunder-

ten ihre Augen, andere ihre Figur. Das war alles. Um ihre Liebe zu werben, hätte niemand gewagt. Sie war nicht von „der Art". Norah grübelte darüber, was „die Art" wohl sein müsse. Dann gab es gelegentlich Ausflüge, bei denen man auf sie nicht rechnete, sie wußte nicht warum: von ihren eigensten Freunden aus dem Stegreife geplante Partien aufs Land, nach anderen Städten, Schlittschuh-, Schlittenbahn-, Ballpartien. Sie wurde vorgeschlagen und fallen gelassen, als „nicht flott genug, wissen Sie". Sie grübelte abermals, was das heißen möchte, ohne darüber ins reine kommen zu können, nur daß ein kleiner Stachel in ihrer Seele zurückblieb, in deren Grunde ein entschiedener Geschmack an eben diesen „flotten" Vergnügungen lag, von denen man sie schweigend ausschloß.

„Mademoiselle Reseda! Welch hübsches Mädchen, und wie vortrefflich ihre Kleidfarbe zu der mattweißen Haut stimmte!" dachte sie, als sie davonfuhr.

„Nebenbei, Horace," sagte sie später zu ihrem Gatten. „Ich hoffe, du wirst es pflichtschuldig anerkennen. Ich bin bei den Dolphs gewesen."

„Bist du, Liebe? Ich bin dir sehr verbunden."

Mrs. Eustis hielt darauf, immer pünktlich, höflich und korrekt zu sein.

„Ja, und Mademoiselle Reseda war zu Hause und kam ihrer Mutter sehr zu statten."

„Mademoiselle Reseda?"

Er blickte mit seinen ruhigen Augen fragend über den Mittagstisch seine Frau an.

„Ist das nicht hübscher als Adele Dolph? poetischer?"

„Gewiß, indessen —"

„Ich habe sie so getauft," fuhr sie fort. „Sie trug ein Resedakleid. Du mußt wissen, mon cher, das ist ein blasses Grün. Ich würde wie eine nordamerikanische Indianerin in einem solchen Kleide aussehen; aber sie ist blond und es machte Wirkung."

„So war die Visite nicht ganz so schlimm, als du dachtest?"

„Im Gegenteil, noch viel schlimmer. Die Mutter behandelte mich, als ob ich eine alte Schachtel wäre; und ich entsetzte sie einmal über das andere. Sie hält mich für eine disreputable antiquierte Kokette, eine geschworene Sklavin des Vergnügens, die ihre ehelichen Pflichten gräßlich vernachlässigt."

„Wie das?"

„O, ich kann das nicht alles wiederholen. Quittieren wir über die Dolphs."

Ihr Gatte drang nicht auf weitere Aufklärung. Wenn sie ihm heimlich etwas übel nahm, so war es, daß er niemals Neugier nach den Einzelheiten ihres Lebens blicken ließ. Eine Frau will gefragt sein, und es giebt einen Grad gläubigen Vertrauens in ihre Haltung, die ihr nicht gefällt. Keine will einer kleinen Abirrung für gänzlich unfähig gehalten werden, und die verschlafene Sicherheit der anderen ist oft die Anreizung, welche das Übel heraufbeschwört. Sie träumte manchmal von einem Beisammensein zu zweien, von dessen Vergnügen sich ihre Phantasie ein dunkles Bild entwarf. Sie meinte, es müßte köstlich sein, wenn einem so das Buch, in dem man las — sie war eine eifrige Leserin —, aus der Hand genommen und man nach dem Inhalt gefragt würde. Sie dachte, es müßte reizend sein, wenn jemand so recht aufmerksam zuhörte. Sie hätte gern gehabt, daß man sie veranlaßt hätte, mehr von sich selbst, ihren Gefühlen, ihren intimen Überzeugungen zu sprechen. Aber sie lebte in einer Atmosphäre, wo dergleichen Störungen selten vorkommen. Übrigens machte sie beim Studium ihrer verheirateten Freundinnen, die völlig mit ihrem Lose zufrieden schienen, die Bemerkung, daß Ehemänner die Tendenz haben, ihre Frauen gewähren zu lassen.

Ihr eigener Gatte galt für geistreich, er war gebildet und hatte gute Manieren. In seiner Carriere von früh auf begünstigt, war er ein Gentleman in einem Lande, wo man diese Qualität zu schätzen weiß. Aber sie wußte, daß er nicht geistreich war. Männer können mit einer

Digitized by Google

Frau zwanzig Jahre leben und keinen Schimmer von ihrem eigentlichen Wesen haben. Eine Frau von Durchschnittsfähigkeit hat, als Regel, ihren Mann in vierundzwanzig Stunden genau taxiert. Mrs. Eustis hatte für ihren Mann etwas länger gebraucht: genau volle acht Tage ihres ehelichen Lebens. Da sie seitdem stets mit ihm friedlich gelebt hatte, war sie zu dem Schluß gelangt, daß im menschlichen Verkehr gute Erziehung eine größere Rolle spielt als Mutterwitz.

Aber da war noch einiges andere, das sie, besonders in den frühen Tagen ihrer Ehe, verwirrt und bekümmert hatte; nur daß sie sich niemals zugab, es liege die Schuld anderswo als bei ihr. Ihre Sinne waren völlig ungeweckt und kalt geblieben. Sie hielt dafür, nachdem sie zwei oder drei französische Romane gelesen hatte, daß sie kein „Temperament“ habe, oder auch, daß sie schlecht sei; wahrscheinlich das letztere, denn alle Welt erklärte Mr. Eustis für einen charmanten Mann; und er war gewiß freundlich zu ihr. Sie hatte ihn mit siebzehn Jahren geheiratet, einmal, weil er um ihre Hand gebeten hatte, was immer ein ausgezeichneter Grund ist; sodann, weil er einen blonden Bart hatte, den sie für schön hielt; zuletzt, weil ihre Mutter, die zu der Zeit krank war und in Furcht, ihr Kind allein zurückzulassen, die Verbindung aufs dringendste gewünscht. Norah war ein einziges Kind.

Ihre Mutter war inzwischen gestorben und hatte ihr ein großes Vermögen hinterlassen.

* * *

Die Eustis hatten einen reizenden Landsitz nicht weit von der großen Stadt in einer Gegend, welche die launenhafte Mode irgendwie überschlagen und vergessen zu haben schien. Er lag in einiger Entfernung von der Eisenbahn, die hier plötzlich in ihrer banalen Unternehmungslust Halt gemacht und eine andere Richtung eingeschlagen hatte — man hätte schwerlich sagen können, warum. Jedenfalls war es ein abgeschlossener Platz, und einsam genug, außer wenn die Besitzer mit ihrem Kommen und später mit ihren zahlreichen Gästen ihn aus der verschlafenen Ruhe aufstörten. Das Grundstück wurde auf seiner Nordseite von dem Sunde begrenzt, an jenem Ufer von Long Island, das die Revolution historisch merkwürdig gemacht hat. Es bestand aus zwei großen Pachthöfen und war in der Familie von Mr. Eustis' Vater gewesen seit 1680, oder da herum. General Simcoes Truppen hatten im nächsten Dorfe ihr Quartier gehabt, und einer von General Washingtons Vorderzähnen und ein Haar aus seiner Perücke wurde von dem ältesten Einwohner unter einem blauen Einmacheglase aufbewahrt. Ob der gute General den Zahn wirklich hier verloren, oder ihn nachträglich als Andenken geschickt hatte, war nicht festzustellen.

Der Strand von „Liesse“, wie das Gut der Eustis genannt wurde, war ganz besonders entzückend: flach, sandig, sonnebeschienen, einsam streckte er sich eine Meile weit, alles ihr Besitz. Das große, weitschichtige, im alten Kolonialstil erbaute, mit Schlingpflanzen übersponnene, luxuriös modernisierte Wohnhaus erhob sich mit der Front nach dem Wasser auf einem weiten grasigen Plateau. Das Plateau schwang sich ostwärts und südwärts vornehm abwärts bis zu den Wäldern, die es flankierten und einsäumten, und durch die sich der enge Weg zog, welcher zu der Frontthür aufwärts führte. Die Wälder selbst waren unberührt geblieben mit ihrem geschonten Unterholz und einem üppigen Gewirr von wildem Wein, das bis zu den Wipfeln hinaufrankte. Ostwärts war ein Buschholz, das näher an das Wasser trat, denn das Ufer fiel hier steiler ab. Nur einige hohe Fichten hatte man stehen lassen, und hierher brachte Mrs. Eustis ihre Freunde an langen Sommernachmittagen, nachdem sie ihr Kommen durch Voraussendung von Sofas, Stühlen, Decken und großen Töp-

Digitized by Google

fen mit freundlichen Blumen von den Veranden nach der betreffenden Lichtung gebührend verkündigt hatte.

Ihre Nachbarn lebten sechs bis acht (englische) Meilen entfernt: Sommerfrischler, die sich in dieser Entfernung in der Nähe des Städtchens Clam Harbor angesiedelt; aber sie hatte sie überredet, daß die lange Fahrt nur den Reiz des Ausfluges erhöhe, und sie waren immer froh, über die Bai zu segeln, oder durch die stillen Felder zu fahren und einen Nachmittag auf Liesse zuzubringen. Dann hatte sie oft genug das Haus voller Gäste, und von Einsamkeit konnte nicht mehr die Rede sein. In Wirklichkeit glich es einem geräuschvollen Bienenkorbe, wie es wohl der Fall sein mußte in einem Haushalt, der auf einen so großen Stil zugeschnitten war. Die zwei älteren Knaben, das kleine Mädchen, das Baby, erforderten jene lange Reihe von Dienern, Hauslehrern, Erzieherinnen, Mädchen, Kinderfrauen, Lieblingstieren, Ponies, Eseln, Ziegen, Vögeln u. s. w., die, wenn sie sich in Bewegung setzten, eine Gefolgschaft bildeten, so stattlich und ansehnlich, wie die eines wandernden Cirkus, während die Molkerei, die Viehgehege und Schafhürden fortwährend Gegenstände des Interesses und der Unterhaltung abgaben.

In diesem Jahre war die „Karawane“, wie Mrs. Ayrault es nannte, früher als gewöhnlich aufgebrochen, da Mrs. Eustis erklärt hatte, daß sie stadtmüde sei, und Mr. Eustis die Familie für den Sommer endgültig eingerichtet zu sehen wünschte, bevor er einen Abstecher hinüber nach der „anderen Seite“ machte. Er wollte in ein paar europäische Bäder, die ihm sein Arzt als heilsam für eine Neigung zu übergroßer Wohlbeleibtheit empfohlen hatte.

Er war emsig in seinem advokatorischen Beruf, der ihn neben der Verwaltung seines eigenen und seiner Frau Vermögens den Winter über in Atem hielt, um dann oft im Frühjahr eine Ferien-Seereise zu machen. Seine Frau begleitete ihn nur, wenn die Abwesenheit sich auf mindestens sechs Monate ausdehnte. Sie liebte Lust-Segelpartien — ihre kleine Jacht wiegte sich vor Anker in der Bai, die hinter ihrem Landsitze an der anderen Seite der öffentlichen Fahrstraße lag — die Landenge, die sie bewohnten, war fast ganz von Wasser umgeben —, aber Oceanfahrten mißfielen ihr, weniger aus Furcht vor Seekrankheit, als weil die obligaten Unbequemlichkeiten ihre sybaritischen Verwöhntheit quälten. Sie war eine von den Frauen, die hervorragend unfähig zu dem sind, was man „Draufgehen“ nennt.

Mrs. Ayrault, die als ein Teil ihres Heiratsgutes ein Haus in Newport besaß, hatte erklärt, daß sie in ihren jetzigen zweideutigen Verhältnissen dort die Saison nicht aushalten könne, und ein altes Pächterhaus eine halbe Meile von Liesse gemietet habe, um während dieses ersten Sommers ihres neukonstruierten Lebens den Freunden nahe zu sein. Norah war es, als sie von diesem Entschluß hörte, nicht ganz geheuer. Sie fürchtete, daß die glänzende Arden, die sie immer ein wenig überschattete und sich unbedeutend fühlen ließ, das eigentliche Landleben, an das sie gewöhnt war, sehr langweilig finden würde.

Arden indessen spottete dieser Befürchtung. Sie schüttete die Hälfte ihrer Stadthausschätze in die ungeeignete, gichtbrüchige alte Wohnstätte; brachte Hängematten in benachbarten Hainen an; bedeckte die breiten Veranden mit kostbaren Decken; schickte einen großen Flügel, eine Harfe und eine Badeeinrichtung, zwei Reitpferde, ein Phaetongespann, einen Traber und erklärte sich vortrefflich eingerichtet. Es mag hier übrigens ein für allemal gesagt werden, daß sie selten, wenn überhaupt jemals, wirklich allein war; daß ihre Freunde — meistens Herren — es sehr behaglich fanden, von den Staats- und Geschäftssorgen wegzuschleichen, um in dem metamorphosierten Pächterhause zu dinieren und zu schlafen, und daß sie sich trotz ihres Entschlusses, unglücklich zu sein, alles in allem prächtig amüsierte.

Digitized by Google

„Es ist unmöglich," sagte Mrs. Eustis, „jemand zu bemitleiden, der so wundervoll aussieht. Ich kann's nicht," und sie ertappte sich dabei, daß sie von ihrer Freundin nicht „Sie hat gelebt", im Perfektum sagte, sondern im Präsens: „Sie lebt."

Die Damen langten an demselben hellen Frühlingsmorgen in ihren beiderseitigen Wohnsitzen an. Hinterdrein die Kinder, die auf zwei oder drei Sitze des großen Salonwagens zusammengedrängt waren und die Scene mit ihrer unverwüstlichen Fragelust und immer frischen Verwunderung belebten, in die Welt schauend mit jenen empfänglichen Augen, denen das Kleine und das Große: ein auffliegender Vogel, ein Hase, der neben den Schienen aufspringt, eine vorüberkeuchende Lokomotive, eine Eisenbahnstation gleich merkwürdig sind.

Hinter den Kindern saß in einem grünen Wollkleide und schwarzem Strohhut eine junge Dame, die Mrs. Ayrault vorher nie gesehen hatte.

„Wer in aller Welt ist das Mädchen da?" fragte sie Mrs. Eustis. „Ein neues Tier in Ihrer Menagerie?"

„Liebe, öffnen Sie Ihre Sammetaugen und bereiten Sie sich auf einen gelinden Schlaganfall vor."

„Wieso? Was meinen Sie?"

„Das Mädchen ist Mademoiselle Reseda."

„Sie scherzen! Wie? Die Tochter von der Dolphs?"

Mrs. Eustis hatte Mrs. Ayrault von jenem winterlichen Besuch erzählt, und der Name war in dem Gedächtnis der letzteren haften geblieben.

„Keine andere."

Die Sache war aber einfach folgendermaßen zugegangen. Zwei Wochen, bevor sie die Stadt verließen, hatte Mr. Eustis eines Abends mit düsterer Teilnahme in der Stimme zu seiner Frau gesagt: „Nun, der arme Dolph ist fertig."

„Fertig womit?" fragte die Gnädige, die an etwas anderes dachte.

„Hast du die Zeitungen nicht gelesen?"

„Nicht im Zusammenhang heute."

„Es ist erstaunlich, daß ihr dergleichen nicht seht," sagte ihr Gatte ein wenig ärgerlich. „Was in der Welt lesen die Frauen eigentlich in den Zeitungen?"

„Auswärtige Neuigkeiten, Bücherrecensionen, Todesfälle."

„Schön. Mein armer Freund Dolph ist finanziell so tot wie ein Thürnagel. Ich konnte ihn nicht retten — keiner konnte es."

„Die armen Leute!"

Mrs. Eustis war sich nicht ganz klar darüber, ob nun wohl die Frau von dem Friedensrichter alle die Plüschmöbel bekommen würde. Ihre Vorstellung eines Bankerotts war, daß irgend eine Autoritätsperson in das Haus kam und alles wegnahm — alles auf einmal, die Betten eingeschlossen — und daß die Frauen dann sofort ans Einmachen gingen. Sie hatte einmal mit anderen von solchem Eingemachten, dem Resultat einer Katastrophe, essen müssen und dachte noch schaudernd daran.

„Ja. Ich wünsche, ich könnte ihnen helfen. Er ist einer meiner besten Klienten gewesen — ein guter Kerl. Für seine Frauen ist es hart."

„Kann ich irgend etwas thun?" fragte Mrs. Eustis ohne besondere Wärme.

„Dolph sagt, das Mädchen — du erinnerst dich — die hübsche — du nanntest sie Mademoiselle Reseda — hat sich prächtig benommen, sie alle über Wasser gehalten; sie will irgend etwas thun, ihrer Familie aufzuhelfen. Ich glaube, sie ist ein Prachtmädel."

„Ah! das arme tapfere kleine Ding. Sie war wirklich hübsch. Ich werde mich nach den Leuten umsehen."

„Sie ist sehr gut erzogen. Dolph galt für reich; aber er ist unklug gewesen, hat spekuliert, fürchte ich, und andere haben ihn ausgeplündert. Er gewährte seinen Mädchen alle möglichen Vorteile; sie reisten in Europa, hatten ausgezeichnete Lehrer."

Mrs. Eustis schwieg fünf volle Minuten. Dann sagte sie: „Gut, Horace; würde sie passen?"

Digitized by Google

„Passen — wofür?"

„Nun, für die Kinder. Ich suche gerade nach etwas der Art: ein Mädchen, eine Dame, irgend eine gebildete und intelligente Person, damit sie nicht so viel mit den Kinderfrauen zusammenstecken. Der Einfluß ist für sie so unglücklich. Miß Griffiths kann in diesem Jahre nicht wieder kommen; sie will ihre Mutter besuchen."

„Wie? Dolphs Tochter eine Gouvernante in der Kinderstube? Du vergißt, liebe Norah, daß sie stolze Amerikaner sind. Das ginge über ihre Kraft."

Ihr Gatte war geneigt, widerhaarig zu sein, wenn sie es aufgegeben hatte. So ließ Mrs. Eustis die Sache fallen. Nichtsdestoweniger wurde am folgenden Tage pünktlich fünf Uhr, als Antwort auf ein geheimnisvolles am Mittag abgesandtes Billet, Miß Adele Dolph in Mrs. Eustis' Boudoir geführt. Die ältere Dame kam mit ausgestreckter Hand begrüßend auf sie zu. „Ich hoffe, meine Liebe, Sie haben mich nicht vergessen."

„Niemand könnte Sie vergessen," sagte das Mädchen.

„Ah! weshalb nicht?" sagte Mrs. Eustis, der die mitunterlaufende Schmeichelei süß klang, denn, wenn auch die Welt sie für kalt hielt, sie schmachtete nach Anerkennung.

„Ich habe niemals jemand gesehen oder gekannt, der gerade so wie Sie gewesen wäre," sagte das Mädchen einfach.

„Bin ich so eigenartig?"

„Sehr!" sagte Miß Dolph lächelnd.

Dann erröteten beide, Mrs. Eustis schwach, das Mädchen tief.

„Es ist mein Haar," sagte die verheiratete Dame.

„Ihr Haar! O nein: Sie sind's. Sie sehen ganz anders aus als wir anderen alle. Sie sind eben aus einem Gemälde herausgetreten, einem schönen Gemälde, wie man sie in den Galerien alter Paläste drüben sieht."

„Welch reizendes, hochbegabtes Mädchen ist es doch," dachte Mrs. Eustis. Dann war nach einem mit leisen Stimmen geführten Gespräch von beinahe einer Stunde der Vertrag zwischen den beiden abgeschlossen und besiegelt worden. Miß Dolph war für ein hohes Gehalt, dessen Ziffer von der Mutter der Kinder vorgeschlagen war, als Lehrerin und Gesellschafterin derselben engagiert worden; und das Mädchen dankte ihrer Wohlthäterin mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen.

„Ich war zu diesem Schritte entschlossen," sagte sie, sich erhebend. „Mutter und die Mädchen können nicht viel thun; und wir werden arm, sehr arm sein. Papa ist so ehrlich; er giebt den Gläubigern alles. Er gehört nicht zu den Leuten, die mit einem Bankerott ein glänzendes Geschäft machen."

Ihre Stimme zitterte, aber sie weinte nicht.

„Sie scheint starke Nerven zu haben," dachte Mrs. Eustis. „Ich bin froh, daß sie nicht hysterisch ist. Wäre nicht gut für Olga mit ihren reizbaren Nerven."

Olga war die achtjährige Tochter.

„Es werden da einige Prüfungen für Sie sein, fürchte ich," sagte sie, Miß Dolph zur Thür begleitend, in der ehrlichen Absicht, nichts zu verschweigen ... „Die — die Gouvernante" — sie brachte das Wort mutig heraus — „hat immer mit den Kindern zu Mittag gegessen und mit uns nur gefrühstückt, wenn die Kinder dabei waren. Selbstverständlich sind sie sehr gut untergebracht in großen, bequemen, sehr freundlichen Räumen; und sie hat ein gut Teil Zeit, Unabhängigkeit; aber was ich haben möchte, ist eben eine Gesellschaft für die Kinder, nicht — nicht —" sie wollte sagen: „für mich;" aber schwieg klüglich. „Überdies: es ist ein sehr stiller Ort. Sie werden es langweilig finden, fürchte ich."

„Danke Ihnen, daß Sie mir alles so offen sagen," erwiderte das Mädchen. „Ich bin viel lieber immer mit den Kindern; es ist viel mehr nach meinem Geschmack, und ich liebe das Landleben, ich schwärme dafür."

„Sehr wohl," sagte Mrs. Eustis, „dann

Digitized by Google

handelte es sich nur noch um Ihrer Mutter Zustimmung."

„O," sagte das junge Mädchen, nicht ohne einige Überraschung im Ausdruck, „Mama thut alles, was ich sage."

„Ich mochte Sie gern beim erstenmal, daß wir uns begegneten," sagte Mrs. Eustis freundlich, als sie ihren Besuch verabschiedete. „Ich taufte Sie Mademoiselle Reseda."

„Das ist meine Lieblingsfarbe," sagte Miß Dolph. „Aber welch reizender Name! Ich wollte, ich hieße so."

„Au revoir dann, Mademoiselle Reseda."

Am Abend erhielt Mrs. Eustis ein Billet von Mrs. Dolph. Eine Phrase darin wäre der neuen Erzieherin ums Haar verderblich geworden. „Sie wird Ihnen wie eine Tochter ergeben sein," schrieb sie. Mrs. Eustis zuckte zusammen. „Ich fürchte, ich habe einen Fehler begangen," dachte sie. Aber Mademoiselle Reseda war doch so wünschenswert, daß trotz ihrer Abstammung ihr Kahn sicher sogar über diese Brandungswelle glitt.

„Sie ist die lächerlichst aussehende Gouvernante," sagte Mrs. Ayrault im Zuge.

„Sie ist zweifellos zu schön. Das ist ein ernsthafter Einwand."

„Nun, sie ist eine vollständige Houri; positiv zum Anbeißen. Wunderlicher Stil für eine Gouvernante."

„Ja, es ist eine sinnliche Art von Schönheit. Denken Sie nur: eine sinnliche Kinderstuben-Gouvernante!"

„Ist sie nicht mehr?"

„Natürlich wird sie als Dame behandelt werden. Aber ich könnte nicht jemand fortwährend um mich, an meiner Schleppe haben. Sie muß in ihrer Stellung bleiben — bei den Kindern. Es ist hart, aber ich sagte ihr genau, wie es sein würde, was sie zu erwarten habe."

„Sokrates."

„Lachen Sie nicht über meine schwachen Wohlthätigkeitsversuche. Man muß in der That ein Weiser sein, wenn man wohlthätig sein will. Ich will dem Mädchen wirklich wohl."

„So handelt es sich doch um ein Werk der Barmherzigkeit."

„Teilweise."

„Spaß — diese Göttin! Ein Glück, daß die Knaben so jung sind."

„Thorheit! So merkwürdig ist sie denn doch nicht."

Zwei Wochen später kam Mrs. Ayrault eines Nachmittags herüber und fand ihre Freundin in einem Gartenstuhl auf der Bastion, wie sie die ländliche Umzäunung nannten, die sie auf dem Hügelvorsprung vor der Hausfront hergerichtet. Sie hatte einen Knaben im Arm.

„Etude de la Madone," sagte Mrs. Ayrault.

Das Kind war eingeschlafen, und an seinen langen gekrausten Lidern sah man die Spur von Thränen, die auf seinen Wangen mit Sand und Schmutz verdunkelte Spuren zurückgelassen hatten. Es war ein magerer, sonnverbrannter kleiner Bursch, viel zu lang und schwer für seiner zarten Mutter Schoß.

„L'enfant ist gerade sehr ungezogen gewesen, wirklich recht schlecht; und dies ist nur die Stille nach einem furchtbaren Sturm." Mrs. Eustis senkte ihre Wange und drückte sie gegen die unsaubere des Knaben. Seine braunen Beine, bedeckt mit Beulen und Schrammen — im preiswürdigen Baumkletterversuchen ehrenhaft erworbenen Narben und Wunden — und obligaten Sand- und Schmutzflecken baumelten an seiner Mama zarten Spitzenröcken; der eine dünne, sonnverbrannte Arm war fest um ihren Hals geschlungen, der andere hing lässig herab.

„Auf alle Fälle gewähren Sie ein reizendes Bild."

„Ich frage mich manchmal, ob ich eine gute Mutter bin." Und Mrs. Eustis scheuchte ein Insekt fort, das um des Kleinen Kinn summte.

„Sie sehen nicht aus wie eine Mutter-Frau."

„Wie sollen die aussehen?"

„Sie wissen, ein großer französischer Schriftsteller hat gesagt: ‚Die Frauen gehören zu einem von zwei Typen.'"

Digitized by Google

„Und die sind?“

„Die Femme mère und die Femme courtisane.“

„Ich fürchte, ich gehöre zu keinem der beiden Typen, und bin also, als Frau, ein Mißerfolg.“

„Ich weiß von Ihnen ganz und gar nichts,“ sagte Mrs. Ayrault, sich rückwärts lehnend, mit jenem vollen, warmen Lachen, welches das Blut der Männer in Aufruhr brachte. „Wenn ich jemals den Schlüssel zu Ihrem Wesen hatte, so habe ich ihn verloren.“

Mrs. Eustis' Aufmerksamkeit war von dem Schmetterling in Anspruch genommen. Sie stimmte nicht in das Lachen ein.

„Sie scheinen mir immer Cyrill am meisten zu lieben.“

Mrs. Eustis preßte den Schläfer an ihren Busen.

„Er ist ein lieber Junge: der zärtlichste von meinen Kindern, das richtige Muttersöhnchen.“

„Wie verlangen Sie nach Liebe!“

Mrs. Eustis blickte jäh auf.

„Ja, ich habe diesen Zug öfter an Ihnen bemerkt, wenn andere Sie für gleichgültig hielten.“

„Aber Sie haben die Mutter-Frau nicht definiert,“ sagte Norah leichthin, als hätte sie die letzten Worte nicht gehört.

„Ich gleiche dem Typ mehr als Sie. Ich ähnele einer mit kleinen Kindern bedeckten Statue der Charitas, die ich irgendwo einmal sah.“

Es war jetzt an Mrs. Eustis zu lachen.

„Es ist das erste Mal, daß Sie meines Wissens sich in diesem Lichte zeigen.“

„Und das doch das richtige ist, ma chère. Ich bin eine Mutter-Frau, die ihren Beruf verfehlt hat.“

„Sie mit Babies! Hoffentlich bin ich nicht der andere Typ und habe auch meinen Beruf verfehlt.“

„Hätte ich Kinder gehabt, ich hätte sie zärtlich geliebt,“ sagte Mrs. Ayrault. „Sagen Sie mir, Norah, lieben Sie alle, alle Ihre Kinder sehr?“

„Ich weiß nicht.“

„Das gerade meine ich. Sie sind noch nicht aufgewacht.“

Gerade jetzt machte Cyrill eine Bewegung, küßte seine Mutter, stieß einen Seufzer aus, den er vor dem Einschlafen vergessen hatte, und schlüpfte aus ihrem Schoß hin zu seinem älteren Bruder, mit ihm weiter an einem artesischen Brunnen, wie sie das Ding nannten, zu graben — ein ingenioses Unternehmen, das sie schon drei volle Nachmittage am Strande in Atem gehalten hatte.

„Ihr Percival ist ein prachtvolles Kind.“

„Ja, so groß und muskulös für sein Alter, und dazu so begabt. Er hat einen ungewöhnlichen Geschmack am Zeichnen. Miß Dolph ist seine Lehrerin. Sie ist selbst eine wirkliche Künstlerin. Ich möchte, er würde ein Baumeister, natürlich ein großer. Welch herrlicher Beruf! Und so veredelnd. Es muß reizend sein, einen Architekten zu heiraten, sich einzuschleichen unter die Bogen einer großen dunklen Kathedrale, die er baut, sich in ihren Schatten zu verbergen, plötzlich an ihn heranzutreten, wenn sein Tagewerk vollendet ist, mit ihm zu planen, zu phantasieren, ihn zu ermutigen, anzufeuern.“

„Norah, Sie werden lyrisch. Apropos, Graf de Beaumont kommt am Sonntag heraus und kann mit Ihnen nach der Elle in Poesie machen. Er ist romantisch. Cousine Mary wird mich bemuttern.“

Cousine Mary war eine jener bequemen armen Verwandten, die auf Kommando kommen und verschwinden, die abgelegten Kleider auftragen, sich mit Mahlzeitresten begnügen und nur solche überflüssigen und in der Luft schwebenden Aufmerksamkeiten erwarten, auf die kein anderer Mensch Anspruch macht.

Norah dachte an ihre Freundin, wie sie an jenem Dezembernachmittage war, als sie in ihrem Salon hingestreckt gelegen hatte, eine Beute wildesten Kummerweinens; und sie fragte sich, ob dies wirklich dieselbe Person sei. Mrs. Ayrault beanspruchte eine gewisse Strenge in ihrer Kleidung seit ihrem „Unglück“, wie sie das legale Fiat nannte, welches sie aus

Digitized by Google

einem verhaßten Joche erlöst hatte; jedenfalls aber war sie so sorgsam angezogen wie in bester Laune, und man hätte die rote Rose, die sich in ihren Gürtel verirrt, leicht in den Verdacht der Koketterie nehmen können. Eine andere Purpurblüte war an dem Diamant befestigt, der ihr schwarzes Halsband zusammenhielt.

„Sie ist bestrickend, aber frivol," dachte Norah, ihre Freundin zum erstenmal ein wenig streng beurteilend.

Aber Mrs. Ayrault war gar nicht besonders frivol; sie war nur in dem glücklichen Besitz eines vollständig gesunden Körpers und entsprechend gesunder Seele, deren sehr natürliche Wirkungen oft für Frivolität und abnorme Leichtfertigkeit der Disposition gehalten werden. Die meisten Menschen sind eben Kranke. Die aber, welche die Welt bezaubern, die Magnete, rekrutieren sich aus den Reihen der Glücklichen, deren Wiederherstellungskraft jede Probe aushält.

„Wir wollen Pläne für de Beaumonts Amüsement demnächst machen. Inzwischen habe ich Ihnen etwas zu sagen, das Sie in Verwunderung setzen wird."

„Was! Noch mehr als Mademoiselle Reseda?"

„Weit mehr. Wer, denken Sie, wird morgen oder übermorgen mit Horace zum Besuch kommen?"

„Ich habe mein Ratehütchen nicht auf. Sie machen neuerdings in Überraschungen."

„Eine Berühmtheit, ein Mann, dessen Name in jedermanns Munde ist, eine große Person. Ja, und er kommt, um wochenlang, eine Ewigkeit zu bleiben. Horace geht Donnerstag an Bord; aber er wird bleiben und bleiben," und Mrs. Eustis beschrieb mit ihrem Sonnenschirm einen Kreis in der glanzschimmernden Luft. „Denken Sie meine Aufregung, allein, ganz allein mit dem Genius."

„Ich habe keine Ahnung —"

„Maynard."

„Nein?"

„Ja."

„Wahrhaftig! Ist er in Amerika? Wird er Sie malen?"

„Nein, die Kinder."

„Wie? alle?"

„Wenn es ihm Spaß macht."

„Aber weshalb nicht Sie selbst?"

„Horace möchte es gern; ich nicht. Ich bin nicht hübsch genug dazu."

„Lächerlich! Übrigens, wenn Sie es nicht wären, würden Sie ihm nur um so besser gefallen. Er verachtet ‚le joli' und schwärmt für Mängel. In denen, sagt er, liegt die ganze Ähnlichkeit verborgen."

„Was wird er zu Baby sagen?"

„Er wird Baby nicht mögen."

„Er muß sie dennoch malen, wie sie ist: mit ihren blauen Augen, rosigem Fleisch, Grübchen und allem."

„Er wird sie in einem galligen Moment malen."

„Lieben Sie seine Kunst nicht?"

„Er ist ein junger, aber etwas ungeleckter Riese."

„Sie wissen, bei dem letzten Salon hat er sie alle geschlagen."

„Ich weiß. Da kommt Reseda. Fragen Sie sie, ob sie seine Bilder mag. Ich möchte sie gern einmal näher sehen und sie sprechen hören."

„Mademoiselle Reseda!" rief Mrs. Eustis, „kommen Sie hierher und bleiben Sie ein wenig bei uns."

Sie hatte den Namen lieb behalten; er war von den Kindern aufgenommen, zuletzt halb im Scherz von der ganzen Familie. So weit war sie ein Erfolg. Sie war jung genug, sich herumzubalgen; sie lehrte Percy zeichnen; sie amüsierte Olga, die sie anbetete; sie fand Zeit, am Abend für Mrs. Eustis zu kopieren und Briefe zu schreiben — eine selbstauferlegte Mühe —, sie war taktvoll und drängte sich nicht auf. Nun kam sie eben frisch von irgend einer wilden Spaßerei, den großen Hut nur noch halb auf, atemlos, reizend.

„Haben Sie jemals welche von Maynards Porträts gesehen?" fragte Mrs. Eustis, während Arden Ayraults Neugier

Digitized by Google

sich in den Ankömmling einbohren zu wollen schien.

„Ja, im Salon vor zwei Jahren. Es war das Beste, das da war.“

„Sehen Sie! Und Miß Dolph ist eine gute Kritikerin. Kennen Sie ihn?“

„Nein. Er sollte einmal in ein Atelier kommen, wo ich zwei oder drei Monate lang malte; aber er ließ auf sich warten und ich kenne ihn nur von seinen Bildern.“

„Mögen Sie sie?“

Adele Dolph setzte sich auf die Verandatreppe, nahm ihren Hut ab und fächelte sich.

„‚Mögen‘ ist kaum das Wort. Es ist gerade, als wenn man fragte, ob sie hübsch seien.“

„Sie meinen —“

„Ich meine, sie sind anfangs schwer zu verstehen, schwer aufzunehmen; hübsch? — niemals, niemals. Aber sie haben eine unendliche Kraft, Gewalt, Originalität.“

„Ich glaube, im Grunde seines Herzens findet Horace sie greulich,“ sagte Mrs. Eustis zu Mrs. Ayrault. Ihres Gatten konservativer Geschmack, wußte sie, würde Angelika Kauffmann Maynard, Bellini Bach vorgezogen haben; aber er gab sich die Miene, mit den modernen Bewegungen in der Litteratur und Musik vollkommen zu sympathisieren. Er las Zola, der ihn übel machte; folgte Wagner durch dick und dünn, obgleich ihm über dem Suchen nach den Leitmotiven die Augen zufielen. Wirklich hatte ihn seine Frau einmal ertappt, als er gründlich einnickte, aber er versicherte, es sei von einem windigen Ritt, und die Augen schmerzten ihm. Er versäumte niemals eine Gemäldeschau, wenn der Katalog eine Impressionistensammlung ankündigte.

„Seine Kunst,“ fuhr Adele fort, „trägt den Stempel von Velasquez' Einfluß. Er hat den großen Meister tief studiert. Er hat dieselbe Treue, dieselbe aus dem unmittelbaren Kontakt mit der Natur geborene Ehrlichkeit, dieselbe starke Individualität. Er ist kein Maler der Einbildungskraft — er ist ein Realist. Aber sie sind doch schließlich die einzigen, die Intensität und Pathos haben. Seine Menschen atmen, genießen, leiden. Man sagt, seine Technik sei mangelhaft; aber das wird sich bessern. Ich glaube, er ist jung. Mir erschien er sehr bedeutend. Natürlich bin ich kein Kritiker. Ich habe nur eines anderen Malers Bilder gesehen, die mich an die seinen erinnerten.“

„Nämlich — ?“

„Raeburns. Maynard hat etwas von seinem breiten, kühnen, festen Strich.“

„Er scheint sich nach guten Mustern gebildet zu haben,“ sagte Mrs. Eustis, Adele anlächelnd. „Velasquez war zu persönlich, um jemals Schule zu machen; und ich denke mir, es ist dasselbe mit unserem Freunde. Jeder sagt ‚Individualität‘. Persönlich kenne ich von seinen Sachen nur wenig. Nun, Mademoiselle Reseda, er wird hierher kommen.“

„Mr. Maynard!“

Das Mädchen öffnete weit die Augen.

„Ja, Mr. Maynard. Er ist in Amerika. Mr. Eustis hat ihn gesehen. Er kommt und wird meine Babies malen.“

„Er hat ein paar schöne Kinderbilder geliefert.“ Mademoiselle Reseda unterbrach sich, als versuchte sie, jedes Zeichen unziemlicher Aufregung zu unterdrücken. „Ich erinnere mich einer Waldscene, in der ein paar Kinder waren. Sie waren wie Blumen, wie das Lächeln des dunklen Forstes.“

Adele sah, daß man ihr aufmerksam zuhörte, und fuhr, von ihrer eigenen Keckheit getragen, fort:

„Natürlich lautet das Urteil über ihn verschieden. In dem Atelier gab es einige, die den ‚Salon‘ für ausnahmslos mittelmäßig und flach erklärten. Dalou und Roll, die sie die ‚Denker‘ nannten, Puvis de Chavannes und Lerolle mit ihrer glänzenden Mache, Jean Beraud und Gervex gehörten in diesem Jahre zur Schar der Unzufriedenen; während ich mich erinnere, aus dem Munde unseres Meisters gehört zu haben, daß Henner, Bonnat, Aimé Morot, Albert Maignant und selbst Gerome in dieser Saison Schlafrock und Pantoffeln angezogen, sich die Mühe gespart und nur eben, wie er es

Digitized by Google

ausdrückte, ihre Karten abgegeben hätten, so daß Maynard völlig freie Bahn hatte. Jedenfalls war es ein großer Erfolg."

Adele empfand ein stilles Vergnügen. Es war doch hübsch, daß man sie so frei sprechen ließ.

„Es ist fraglos," sagte Mrs. Eustis, „daß die großen Armeen der Zukunft in Kunst ebenso wie in Litteratur jetzt nach anderen Gebieten dirigiert werden: denen der Ideen, Gedanken, Philosophie. Ich gestehe, daß ich in der Malerei noch nicht so recht mitgehen kann; daß mich die ausgesprochenen Realisten, die die Bewegung eingeleitet haben, noch ein wenig beunruhigen, obgleich ich zu schätzen weiß, daß sie die Maler par excellence sind, und die anderen, die raffinés, Poeten. Die ersteren malen Natur, die anderen ihre Seelen. Jene geben uns Wahrheit, diese poetischen Reiz. Was ziehen Sie vor, Arden?" und sie machte eine leichte Wendung nach der Freundin.

„O, ich bin wetterfest, ich liebe die Wahrheit," sagte Mrs. Ayrault. „Ich kann sie vertragen. Ich bin nicht zimperlich. Gedanken — die hasse ich. Ich will keine Kunst, die ein Geschäft geworden ist."

„Nun wohl," sagte Mrs. Eustis; „wir sind alle lässig. Es ist weit leichter, laut zu bewundern, nachdem andere Leute bereits das Verdienst anerkannt haben, und es ist traurig, daß ‚das Geschäft', wie wir es nennen, der Prüfstein der Macht bleiben zu sollen scheint. Wie wenige von uns haben den Mut, ohne Vorgänger zu bewundern! Es ist verächtlich."

„Was denken Sie von ihr?" fragte Norah später, als Mrs. Ayrault aufbrechen wollte.

„Sie ist zweifellos auffallend, aber —"

„Aber was?"

„Gleichviel. Au revoir! Ich werde de Beaumont am Sonntag mitbringen. Darf ich? Er wird Cousine Marys ewiges Tremolo nachgerade satt haben. Ihr Heim ist solch ein Paradies — Liesse — vortrefflich! Ein Platz der Freude! Aber möchten Sie nicht das große Hundescheusal, das mich an der Pforte empfing, mit einem Maulkorb versehen lassen, bevor ich wiederkomme? Er verschlang mich beinahe. Solch ein Maul! Ich war zum Tode erschrocken. Sie sind immer so ruhig. Waren Sie je sehr erschrocken?"

„Ich war niemals irgend etwas."

„Sie sind eine merkwürdige kleine Dame, Norah. Aber Sie schlafen nur. Werden Sie eines schönen Morgens aufwachen?"

* * *

Zwei Tage später landeten Horace Eustis und Maynard mit der Jacht am Strande der Uferhöhe. Sie kletterten selbander bis zur Bastion hinauf mit Verschmähung des gewundenen Fußpfades durch die Büsche, an denen sie sich festhalten mußten, und langten, schweißtriefend von der Anstrengung, an der Rampentreppe an. Sie fanden Mrs. Eustis und eine alte Dame, eine Großtante von ihr, die auf ein paar Tage zum Besuch nach Liesse gekommen war, im letzten Abendstrahl bei einer Tasse Thee. Der Abendstrahl fiel schräg über die Köpfe der alten und der jungen Dame. Die Wirtin hatte ein eigentümlich geschnittenes mohnfarbenes Kleid mit matten Goldstreifen um Hals und Handgelenke angelegt und einen wunderlich gearbeiteten Pfeil durch ihr schwarz und weißes Haar gesteckt. Ihre besondere Vornehmheit machte einen starken Eindruck auf Maynard. Es umwitterte sie ein so feiner, zarter, ungewöhnlicher Hauch, der seinen künstlerischen Sinnen wohlthat. Er war sofort entschieden, daß er sie malen möchte gerade, wie sie dastand: in dem sonderbaren roten Kleide und dem purpurnen Abendlicht und ein paar scharlachfarbenen Blumen in der Hand, die ihr Olga eben gebracht hatte; und daß er sie bitten werde, ihm zu sitzen. Übrigens war er ausdrücklich davon unterrichtet, daß er die Kinder zu malen habe.

Für gewöhnlich erhöht es den günstigen Eindruck eines Mannes nicht, wenn ihm um Mund und auf der Stirn tropfbare Zeichen erhöhter Temperatur haften und

Digitized by Google

der Hemdkragen am Zusammenklappen ist, selbst in dem Falle, daß er zufällig ein großer Maler und verhältnismäßig pittoresk sein sollte. Indessen muß zugestanden werden, daß Maynard diese kleinen Unzuträglichkeiten mit entsprechender Grazie über sich ergehen ließ.

„Il a l'air galant," dachte Mrs. Eustis.

Er hatte mehr Form als der Durchschnittsamerikaner, dessen gesellschaftliche Regel erfordert, daß er sich sanft, geräuschlos und ohne jedes Aufsehen herumbewegt. Der provinziale Amerikaner betrachtet gute Manieren als ein Zeichen von Unaufrichtigkeit, während der „Mann von Welt" mit ihnen noch wirkungsvoller aufgeräumt hat und sie „schlechte Formen" nennt. Maynards Verbeugung war tiefer, und er brachte seine Füße mit jenem Klappen zusammen, das an europäischen Höfen de rigueur ist. Aber in dem allem war keine Spur von Mache und übertriebener Höflichkeit, und Mr. Eustis' Liebenswürdigkeiten nahmen sich dagegen ein klein wenig studiert und künstlich aus. Man durfte von dem jungen Künstler sagen, daß er völlig natürlich war und mit seinem zerknitterten Hemdkragen, seinem feuchten, verwirrten lockigen braunen Haar, seiner kräftigen, stählernen Gestalt, trotz aller Unzuträglichkeiten, leicht und elegant in den Abendhimmel aufragte. Man sah auf den ersten Blick, daß er ein durchgebildeter Weltmann war. Wirklich war er der Liebling manches exklusiven Salons in der aristokratischen Atmosphäre einer älteren Civilisation gewesen, in der die guten Manieren zweifellos ebenfalls im Abnehmen sind und sich nach dem Horizonte neigen, ohne noch ganz untergegangen zu sein.

Am folgenden Donnerstag ging Norahs Gatte an Bord. Sie war betrübt, daß sie es nicht fertig brachte, betrübter zu sein. Sie wäre glücklich gewesen, hätte sie bei seiner Abreise einige Thränen vergießen können. Indessen würde ein ungewöhnlicher Aufwand von Gefühl seinem Geschmack wenig entsprochen haben. Mit echter angloſächsischer Innigkeit haßte er, als ein wohltemperierter Mann, alle Scenen. Nur lateinische Nerven können ununterbrochene „Situationen" aushalten, und wenn die eine zu Ende ist, fragen: was kommt nun? Sie scheinen aus Federn gemacht, die sich biegen, aber niemals brechen. Das sächsische straffere Nervensystem entbehrt dieser Elasticität.

Indessen hing sie sich im letzten Augenblicke zärtlich in seinen Arm und winkte ihm, soweit ihre Augen ihm folgen konnten, und sogar weiter. Er würde ja bald zurückkommen, sagte sie sich. Wozu also der Lärm? Europa — das war für sie doch nur das Übersetzen auf einer Fähre. So fand sie sich leichter, als sie selbst wünschte, in ihr Strohwitwentum. Die Tante sollte eine Zeit lang bleiben. Es war eine alte, nichts weniger als unternehmungslustige Dame, die viel Zeit auf ihrem Zimmer verbrachte, wo die Zofe ihr laut vorlesen mußte, und die selten vor Nachmittag erschien, wo sie dann mit Mrs. Eustis oder den Kindern eine ruhige Spazierfahrt unternahm. Selbstverständlich leistete sie bei dem Diner um acht Uhr ihrer Nichte regelmäßig Gesellschaft und zog sich ebenso regelmäßig um halb zehn in ihre Gemächer zurück, in großer Furcht, sie könne sonst ihren Rheumatismus verschlimmern oder sich eine Lungenentzündung, die Todfeindin alter Leute, holen.

Norah war entschlossen, während des Aufenthaltes der alten Verwandten größere Gesellschaften, welche jene nur ermüden und langweilen möchten, nicht zu geben. Ermüdeten und langweilten solche Haupt- und Staatsaktionen sie doch nicht minder! Der Sommer fing eben erst an; man hatte Zeit genug. Später wollte sie selbst nach Newport gehen, dort ein paar Besuche machen und, wenn sie zurückkam — während des ganzen Spätsommers und Herbstes — sollten ihre Gäste kommen. Jetzt sehnte sie sich nach Ruhe. Mrs. Ayraults Nähe garantierte Unterhaltung, und für Maynards Zwecke mußte das Atelier ausgestattet werden. Man hatte es in einem leer stehenden

Digitized by Google

Cottage eingerichtet, das im Erdgeschoß ein Billardzimmer hatte und manchmal überzählige Gäste aufnahm. War er frei von seiner Arbeit, mochte er reiten, spazierenfahren, segeln. Er hatte sie ohne Zögern gebeten, ihm zu sitzen, und sie hatte sich positiv geweigert. Er versicherte, zufrieden zu sein, wenn sie ihm nur für eine Skizze säße, die er für sich selbst zu machen wünschte. Sie war heimlich von der Bitte entzückt; ihr Herz hüpfte ordentlich vor Vergnügen; aber aus irgend einem unerklärten Grunde verharrte sie bei ihrer Weigerung.

„Alles, was ich wünsche," sagte sie zu ihm, „ist die Erlaubnis, manchmal kommen und in Ihrem Atelier, während Sie bei der Arbeit sind, malen zu dürfen, wenn Sie dann noch die Güte hätten, meine kümmerlichen Bestrebungen zu kritisieren und mir zu helfen. Ich schwärme für die Malerei und fürchte nur, ich habe wenig Talent."

So geschah's, daß sie eines Morgens ihre Palette und Pinsel brachte und an einer Staffelei herumzustreichen begann, während er die Umrisse von Percivals Kopf hinwarf. Cyrill und Olga sollten auf eine Leinwand; dann, wenn seine Geduld nicht erschöpft war, sollte Baby darankommen. Er war entzückt von den Kindern, vorzüglich von Cyrill, dessen feines, durchgeistetes Gesicht ihm gefiel. Er war das am wenigsten hübsche Kind und wurde von anderen Leuten zuletzt beachtet.

Ein paar Tage nach seiner Ankunft schalt Norah den Gärtner, der nach ihrer Ansicht einige Weinstöcke vernachlässigte. Sie stand im Gartenwege, einen weißen Sonnenschirm über dem Kopfe.

„Hab Blut gerade über die geschwitzt," sagte der alte Davis. „Zwei Jahre lang und länger. Und da kommt kein Blatt, wo es um Gottes willen doch kommen sollte."

„Ja, was soll ich dabei thun, Davis? Ich kann nicht hier draußen sitzen und die Sachen in Ordnung halten. Einer von den Leuten muß danach sehen und sie mit Bast in die Höhe binden, wie wir es vorigen Sommer mit den Winden machten, bis sie selbst an den Mauern festhalten."

„Jawohl, wenn die Kinder und Hunde dran herumspringen, balgen, zerren," sagte Davis mit dem Vorrecht langen und treuen Dienstes. „Ich kann hier herum nichts in anständiger Verfassung halten. Es ist der reguläre Cirkus."

Und der alte Mann schüttelte seine spärlichen Locken mit dem tiefen Pessimismus eines Gärtners, der in den gewöhnlichsten Naturerscheinungen die Offenbarung dämonischer Mächte sieht, die nichts weiter im Sinn haben, als das Wachstum seiner Pflanzungen aufzuhalten.

Gerade in diesem Augenblick erschienen Adele Dolph und Maynard gleichzeitig an den entgegengesetzten Hausecken. Miß Dolph dinierte, wenn die Kinder Abendbrot aßen, in ihrem Hausflügel. So waren sich die beiden noch nicht begegnet. Das Mädchen verbeugte sich mit ihrer etwas linkischen Scheuheit, die doch nicht ohne Reiz war, während der Mann mit jenem „air galant", der seiner Wirtin gleich am ersten Abend aufgefallen war, den Hut zog. Wie dick und lockig sein Haar! wie kräftig seine breiten Schultern! Ein paar Jahre mehr, und er war vielleicht ein wenig zu schwer. Augenblicklich war seine physische Natur makellos. Seine gebräunte Haut leuchtete von Gesundheit. Die Lippen rot, wie eines Weibes. Um das Kinn mit seinem Grübchen war eine gewisse Sinnlichkeit — „un menton amoureux" hatte Mrs. Ayrault gesagt, als sie ihn das erste Mal sah — aber die Stirn war gedankenvoll. Kein regelmäßig schöner Mann, nur im schönsten Sinne männlich.

Als Norah ihm ihren Namen nannte, hüpfte Olga, als immer beweglicher Elf und immer hinter Adeles Rücken versteckt, wild um sie herum.

„Mademoiselle Reseda! Mademoiselle Reseda! Das ist ihr wirklicher Name, das ist viel hübscher. Sie müssen sie Mademoiselle Reseda nennen."

„Mademoiselle Réséda,“ sagte Maynard, „je me prosterne à vos pieds.“

Er bemerkte, daß sie einen Büschel jener Blumen in ihrem Gürtel trug. Seine Augen suchten die ihren, und etwas in diesen Augen schien dem Mädchen von ihrer Schönheit zu sprechen. Es giebt eben Männer, die den Frauen mit besonderer Leichtigkeit dergleichen angenehme Versicherungen zuwenden. Sie errötete. In der That war sie ein wenig aus der Fassung gebracht, dem großen Künstler zu begegnen, von dessen Ruf in ihrem Pariser Atelier zwei Jahre hindurch ihr die Ohren geklungen, während Lehrer und Schülerinnen unaufhörlich von seinen ehrenvollen Erwähnungen, Medaillen und Erfolgen schwatzten, und dessen Bilder ihre junge Phantasie so getroffen hatten. Indessen hatte sie sich schnell in diese neue seltsame Existenz eingelebt, in der nur das Unerwartete geschah. Sie hatte auf so viel Glück nicht zu hoffen gewagt. Ja, sie war wirklich glücklich. Niemals hatte sie mit solchen Menschen verkehrt, niemals solch ein Haus gesehen, wo alles, wie auf Rosenblättern, ohne Reibung, ohne Mißton sich zu bewegen schien. Sie war von Haus aus an einen gewissen Komfort und behagliche Verhältnisse gewöhnt, aber ihre Eltern waren eingefleischte Philister, und der Mangel an Schönheit in ihrem eigenen Hause hatte immer ihre künstlerischen Neigungen beleidigt. Aber sie hatte nicht herausgefunden, wo der Fehler lag.

Dieser Platz mit seiner ausgesuchten, sanft redenden Herrin, den schönen Kindern, dem reichen Drum und Dran erfüllte sie mit Bewunderung. Selbst die Dienstleute waren civilisierte, höfliche, achtungsvolle, stille Wesen. Sie dachte an die lauten Streitereien, bitteren Klagen und Rekriminationen ihrer Mutter mit Köchin und Hausmädchen und schauderte bei der Erinnerung. Und dann war sie eine starke, selbständige Natur, und das Gefühl, unabhängig zu sein und anderen zu helfen, erfüllte sie mit Freude. Es war ihre Art von Stolz, sie hatte keinen anderen. Sie konnte aus ihrem reichlichen Gehalt genug erübrigen, um die Miete für das bescheidene Häuschen zu bezahlen, welches ihr Vater in einem stillen Ort an der Küste gemietet hatte, und die Briefe von zu Hause waren in letzter Zeit freudiger, mutiger gewesen. Aus der Asche des Zusammensturzes war in des Kindes Herzen eine Hoffnung emporgeschwebt und hatte sie mit seinem weißen Flügel berührt. Wenn man zwanzig ist, liegen alle Möglichkeiten auf der flachen Hand. Der Märchenprinz mochte eines schönen Tages da unten auf dem gelben Sande des Strandes sein Boot anlegen, ihr Gewand durch das hohe Gras flattern sehen und ihr winken: „Komm!“ Und sie wußte, daß sie durchaus seinem Gebote folgen müßte. Er würde ihr mit warmen, schützenden Armen an seine Seite helfen, den Anker lichten, die Segel entfalten, und weit, weit in den dämmerigen Fernen, wo der Himmel die schlafenden Wasser küßte, wo die Möwen ihre schneeigen Fittiche eintauchten, wo die blauen Nebel abendlich zogen, und die frischen Winde die Segel füllten, in der lockenden Zukunft voller Versprechungen der Liebe — da würden sie sich verlieren, für ewig, eines mit dem anderen allein. Kein Hauch von Leidenschaft trübte diese Träume. Eines schlafenden Kindes sanfter Atem konnte nicht reiner, gesunder, unschuldvoller sein.

Am folgenden Sonntagmorgen wollte alles zur Kirche gehen. Norah forderte diesen Tribut auf dem Altar der Pflicht. Nebenbei hatte man noch etwas zu thun. Für die rebellischen Unfrommen wurde der Umstand, daß man über die Bai segeln mußte, als ein Köder gebraucht. Die so verzuckerte Pille wurde eine Vergnügungsfahrt und mit weniger Grimassen verschluckt. Dann war noch immer die Chance einer Windstille, und aus der Sache wurde vielleicht nichts. Aber sie rechnete bestimmt auf allseitige Begleitung und daß jeder reichlich in den Klingelbeutel that und so dem armen Geist-

Digitized by Google

lichen half, der zwölf Kinder hatte und ein sehr würdiger Mann war.

An dem betreffenden Morgen war das Wasser unruhig, und die Damen würden naß werden, wenn sie das Boot benutzten. Deshalb wurden drei Geschirre beordert. Man wollte fahren. Da war der große Kutschwagen, der leichte Wagen und der Pony-Phaeton. Im letzten Augenblick stellte sich heraus, daß an dem Rade des Kutschwagens eine Schraube los war. Das konnte gefährlich werden. Man mußte sich anders arrangieren.

Die Knaben in reinen blaßroten Hemden und Matrosenkragen standen auf dem Rasen. Ihr Erzieher hatte seine sechswöchentlichen Ferien und sie waren mehr oder weniger ihre eigenen Herren. Miß Dolph in weißem Kleide, ein Sträußchen ihrer Lieblingsblumen am Halse, hielt Olgas behandschuhte Hand in der ihren. Olga hatte einen neuen Hut auf und strahlte in kindischer Eitelkeit. Mrs. Eustis hatte ursprünglich Maynard fahren wollen; aber ein leichtes Kopfweh hatte die erwartete Freude ihres Zaubers beraubt. Plötzlich sagte sie: „Es thut nichts; die Kinder gehen zusammen in den kleinen Wagen," und „Hier, Miß Dolph, Sie sollen Mr. Maynard fahren. Ich denke, Sie werden mit den Ponies fertig. Natürlich mit Mr. Maynard und Peter hinten auf dem Sitz wird's schon gehen. Halten Sie sie fest in der Hand. Ich werde zu Hause bleiben."

Sie nahm selbst die Zügel zusammen und warf sie mit einer gewissen Hast dem Mädchen zu.

Auf „Liesse" herrschte sie als Autokrat. „De par la reine" war das Motto.

Maynard zeigte keinen Enthusiasmus; doch war er zu wohl erzogen, Einspruch zu erheben.

Bevor sie noch recht wußte wie, war Adele in ihrer Dame elegantem Wagen fortgefahren, fort und hinaus ins offene Land. Hinten auf dem engen Sitze schaukelte der Groom.

„Nur für einmal," dachte Mrs. Eustis, wieder durch das Portal in die weite, kühle Halle tretend und die Nadeln lösend, die Hut und Schleier gehalten hatten. „Nur für einmal. Es ist wahrscheinlich eine falsche Konzession, aber ich möchte dem Mädchen ein bißchen Vergnügen machen. Sie hat doch eine schwere Zeit gehabt. Maynard schien einigermaßen verblüfft." Sie lachte still vor sich hin. Es mißfiel ihr durchaus nicht, daß ihm der Wechsel der Begleiterin kein besonderes Vergnügen gemacht zu haben schien. So schlenderte sie ziellos durch das schattige Haus und die sonnigen heißen Veranden, dankbar daß alle fort waren und sie allein sein durfte.

Am Nachmittage wanden sich Arden, ihre Anstandsdame „Cousine Mary" und Graf de Beaumont durch die Felder hinüber nach Liesse. Arden trug noch immer ein streng einfaches Kostüm, aber hatte mit dessen Nüchternheit in Form eines mandarinfarbenen Gaze-Sonnenschirms ein Kompromiß geschlossen. Der Sonnenschirm machte mit dem verschiedenen Grün der Büsche und Bäume ein seltsames Farben-Harpeggio. De Beaumont meinte, es werfe ein reizendes Licht in ihre Sammetaugen. Der Graf erklärte sich mit gallischer Wärme entzückt von allem und jedem. Er hatte sich herabgelassen, seine Republik in unserer Hauptstadt zu vertreten, aber es wurde bemerkt, daß er sich dort immer möglichst kurze Zeit aufhielt und die Pflichten der Gesandtschaft seinen Sekretären überließ. Er fand, daß Liesse viel angenehmer sei als Washington, und fand auch Geschmack an Mrs. Ayrault. Selbstverständlich vorsichtig in dem Ausdruck seiner persönlichen Ansichten, sprach er stets höflich von seinem Präsidenten, dem er einräumte, wohlgeboren und sogar „bien élevé" zu sein; aber darüber war er sich noch nicht klar, ob seine Ehre als Gesandter wirklich eine Ehre oder das Gegenteil davon sei. Er gehörte durch Geburt und Überzeugung — welcher letzteren er keine Worte lieh, die aber die Lebhaftigkeit seiner Rasse schlecht verhüllte — zum ancien régime, und während er zugab, daß die Orleans Esel und ihre

Digitized by Google

Sache hoffnungslos sei, hatten sie doch seine geheimen Sympathien. Was wollt ihr? Sein erster Sekretär steht in dem Verdacht, jemandes Coiffeur gewesen zu sein, und der zweite ist ein junger Mann, von dem die Böswilligkeit behauptet, er habe über die Tische des Magasin du Louvre hinüber Bänder verkauft. Wenn er daran denkt, steigt das Blut aller de Rohans in Purpurflut von seinem Herzen bis in seine Haarwurzeln, und seine Lippe wird bleich. Er hat seinen Bart spitz geschnitten, trägt ein Monocle, hat den Absinth verschworen und wird vor euren Augen ein Glas halb und halb mit mancher krampfhaften Grimasse hinunterschlucken. Er möchte deshalb von Uneingeweihten für einen Engländer gehalten werden. Er selbst ist überzeugt, daß er wie ein Engländer aussieht.

Mrs. Eustis sieht sofort — Anzeichen wie der Mandarinen-Sonnenschirm und eine gewisse Aufregung in dem Handdruck der Freundin genügen einer klugen Frau — daß Arden mit dem Grafen kokettiert. Sie ist heimlich froh, daß sie sie nicht nach Newport gehen ließ. Hier wird sie wenigstens vor dem Gerede sicher sein und keinem ein willkommenes Schauspiel gewähren. Der Graf hat einen gewissen nicht mißzuverstehenden Glanz in seinem linken Auge. Norah fragt sich, wie lange er sich wohl damit begnügen wird, die Fingerspitzen von Ardens Koketterie zu küssen. Sollte seine Courmacherei sérieuse werden, könnten Verwickelungen daraus entstehen. Nur der Amerikaner, diese romantischste aller männlichen Kreaturen, bringt es fertig, hoffnungslos weiter anzubeten. So sagen wenigstens die Frauen — aber der Graf? Er ist vorläufig sanft wie ein Lamm am blauen Bande mit klingendem Glöckchen um den Hals, oder wie Cyrills Lieblingsochse, den er an einem Kupferring durch die Nase herumführt.

Cousine Mary beobachtet aus der Ferne seine Mätzchen mit billigendem Lächeln und Nicken. Ein Hahn mit gestutzten Sporen imponiert immer Weibern von ihrer Zitterart. Sie zittert, wenn er zu ihr spricht. Für sie hat das männliche Geschlecht seinen Schrecken behalten. De Beaumont ist, wie gesagt, über alles entzückt, noch ganz besonders darüber, daß er seinen Freund Maynard hier wiederfindet. Die Herren hatten sich in Paris gekannt, waren zusammen auf den Boulevards promeniert, willkommen geheißen in schöner Damen Salons und so intim gewesen, wie Männer ihrer Welt nur sein können. Maynards Begrüßung ist herzlich, und alle begeben sich den Gartenweg zwischen seinen glänzenden Blumenbeeten hinab in das Atelier. Dort zeigt Maynard ihnen einige seiner Skizzen. Eine davon ist das Porträt einer spanischen Tänzerin, die de Beaumont sofort erkennt, und er und der Künstler tauschen einige verständnisinnige Blicke aus, die von einer amüsanten Erinnerung zu sprechen scheinen. „Sie war wundervoll," sagen beide gleichzeitig und lachen.

„Ach, es war unmöglich, ihre Evolutionen festzuhalten. Sie war ein Gliederverrenker, ein Cirkusgymnast. Ich malte sie in der Ruhe," sagte Maynard.

Die Damen treten näher, sie sich auch anzusehen. Sie ist dürr und schwarz und scheint ihnen scheußlich.

„Was ist das?" fragen sie, unter einem Haufen von Aquarellen das Profil einer Dame hervorziehend. Sie ist in einem blauseidenen, am Busen tief ausgeschnittenen Kleide.

„Die Marquise de Maure," antwortet er gleichgültig, während er noch immer eifrig auf die spanische Tänzerin blickt.

De Beaumont studiert kritisch ein paar alte Originalradierungen von Largillière und Trinquesse, die sich in Maynards Mappe verirrt haben.

„Ich hasse es, schöne Frauen zu malen," fährt er fort.

„Gott soll mich bewahren!" rief Mrs. Ayrault, „wir sind geknickt, gebrochen, zermalmt. Wir hielten uns selbst für schöne Frauen, und waren überzeugt, daß Sie vor Begierde, uns zu malen, stürben."

Digitized by Google

„Ich spreche von Puppen für französische Mantelschneiderinnen und nicht von Göttinnen," erwiderte er mit seinem schnellen Takt.

„Sie wissen sich gut aus der Affaire zu ziehen, Monsieur," sagte sie lächelnd.

Man kam auf Takt zu sprechen. Mrs. Eustis erklärte, wenn ein Mann davon zu viel habe, bezweifle sie jedesmal seine Ehrlichkeit. Es sei eine so seltene männliche Tugend, daß sie dadurch verdächtig werde.

„Liszt," sagte de Beaumont, „hatte mehr Takt als irgend einer seiner Zeitgenossen und, ich glaube, war hinreichend ehrlich. Zu viel Ehrlichkeit taugt auch nichts. Ich erinnere mich von ihm einer reizenden Anekdote. Er spielte einmal in London vor einer glänzenden, enthusiastischen Zuhörerschaft, die sich erhob und seiner großartigen Leistung applaudierte, bis die Wände bebten. Die königliche Familie war vertreten. Es überbot sich alles in Vergötterung. Als er vom Podium herabstieg, trat ein plumper alter Gesell aus der City mit rotem Gesicht an ihn heran. Er hatte eine Rolle Banknoten in der Hand und drückte sie in die des Virtuosen. ‚Da, da!' sagte er mit lautem Flüstern, ‚es ist noch mehr wert, noch mehr. Nehmen Sie! Die Billets waren zu billig.' Die Leute wurden blaß. Natürlich würde dieser König dem alten Herrn seine schmutzigen Banknoten in das rote Gesicht werfen. Aber nein. ‚Ich danke Ihnen, Monsieur,' sagte er, verbeugte sich graziös und steckte das Geld in die Westentasche. Als man ihn später fragte, sagte er: ‚Weshalb des armen Burschen Gefühle verletzen? weshalb ihn insultieren? Er wußte es nicht besser, er meinte es gut.'"

De Beaumont hatte der Erfolg seiner Geschichte ermutigt, er gab Beispiele der berühmten Freigebigkeit des großen Pianisten zum besten.

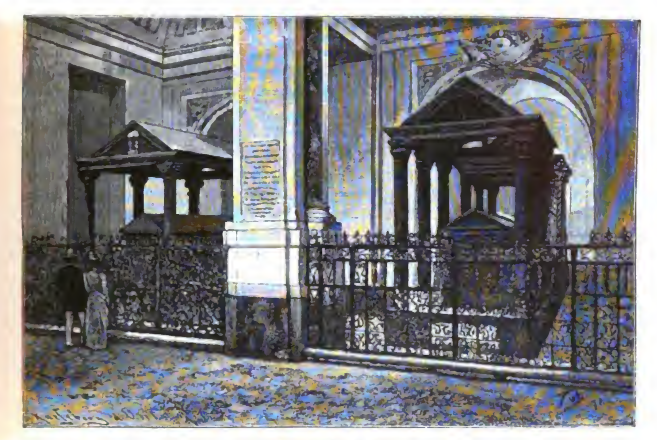
Einmal bei Liszt, sprach man natürlich von Musik und Musikern. De Beaumont pries St. Saens. „Welche Seele! welche Empfindung!"

Dann kam man wieder auf die moderne Malerei. Munkaczys Decke für das Wiener Museum wurde durchgesprochen. Beaumont war stolz, daß seine Meisterschaft sich in Paris entwickelt hatte. Überhaupt: Paris, Paris! Es gab nur ein Paris! Da war die Wiege aller geistigen Erhebung. Das Urteil von Paris hob auf den Thron, stürzte vom Thron. Munkaczy hätte nach Paris kommen müssen, seinen Titian zu malen, der die Wiedergabe von Natur und Wahrheit lehrt. So saßen sie plaudernd, bis der Tag schwand und ins Dunkel tauchte. Während sein Freund die Damen unterhielt, schien Maynard zerstreut. Er trat ein paarmal ans Fenster und sah hinaus nach dem Buschplatz, wo die Kinder mit Mademoiselle Reseda Verstecken spielten. Er konnte noch gerade ihr Lachen hören und den Schimmer ihrer hellen Kleider gegen die dunklen Büsche sehen. Er wäre gern hinabgegangen und hätte mitgespielt, aber etwas hielt ihn zurück. Seit dem langen Tete-a-tete auf der Fahrt an jenem Morgen schien es, als ob sie ihn vermeide.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Die Kaisergräber im Dome.

Palermo.

Von

Ludwig Salomon.

I.

n der Conca d'oro — der goldenen Muschel — liegt es ausgebreitet, das stolze, schöne Palermo!

Als ein echtes Kleinod hat es auch die edelste Fassung; in weitem Kreise umgeben es im Osten, Süden und Westen die üppigsten Gärten und Orangenhaine, und im Norden umrauscht es das blaue Tyrrhenische Meer. Ein majestätischer Kranz von zackigen Bergen schließt dies ganze Landschaftsbild in großartiger Weise ab.

Wir kamen aus dem Inneren Siciliens, von dem düsteren Caltanisetta und dem kahlen Trümmerfelde Girgentis — allerwärts hatte uns eine ernste, wilde Einöde angestarrt, und nun sahen wir uns plötzlich in ein Paradies versetzt. Wohl umgab uns das Treiben einer Großstadt, aber es war nicht so betäubend, so nervenerschütternd wie in Neapel, und bald da bald dort bot sich uns ein stilles Plätzchen, hier unter Granat- und Johannisbrotbäumen, dort unter einer mächtigen Palme, drüben bei dem Spaziergange am Meere entlang unter breitästigen immergrünen Eichen und endlich in den schattigen Wandelgängen der Villa Giulia, des Giardino Inglese, der Villa Favorita unter hochstämmigen Myrten, Erdbeer- und Pfefferbäumen und geheimnisvoll rauschendem Bambus, dabei inmitten einer schrankenlos wuchernden Blumenwelt, die alle Wohlgerüche Arabiens zu verbreiten schien. Der ganze Zauber des Orients umfing uns, und wir hatten Mühe, uns klar zu

Digitized by Google

machen, daß wir uns doch noch immer in Italien befanden.

Schon früh wurde auf dieser fruchtbaren Strandebene eine Kulturstätte gegründet. Phönizier waren es, die den ausgezeichneten Naturhafen entdeckten und ihre Schiffe hier anlaufen ließen, um mit den Urbewohnern, den Sikelern, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Aus dem leichten Zelte, das sie zunächst am Hafen aufschlugen, wurde nach und nach eine festere Niederlassung, die wahrscheinlich den Namen Machoschbin (Lager der Buntwirker) erhielt. Einige alte phönizisch-sicilische Münzen, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben und diesen Namen aufweisen, lassen darauf schließen. Mit den Phöniziern kam rasch eine schon ziemlich hoch entwickelte Kultur ins Land; besonders wurden die Baukunst, die Weberei, die Färberei und die Obstbaumzucht eingeführt. Doch nur etwa zweihundert Jahre sollten sich die Phönizier des wertvollen Besitzes erfreuen. Die unablässig aufstrebenden Helenen drangen von der Ostküste der Insel, wo sie sich bereits festgesetzt hatten, bis Palermo vor, etwa im Jahre 800 v. Chr., und erklärten den schönen Ankerplatz für einen Freihafen, worauf Hafen und Ort den Namen Panormos, Hafen für alle, erhielt. Allein sie wurden hier im Nordwesten doch nie so heimisch wie im Osten, wo sie eine Reihe frisch aufblühender Städte, wie Syrakus, Katane (Catania), Zankle (Messina) u. s. w., gründeten und die malerische Küste mit einem Kranze von Sagen vom Cyklopen Polyphem und seinem Kampfe mit Odysseus umwoben. Es wurde daher den Karthagern, die bereits in der Mitte des siebenten Jahrhunderts von den Balearen Besitz ergriffen hatten und nun ihr begehrliches Auge auf Sicilien warfen, gewiß nicht allzu schwer, nach und nach die Griechen von Palermo zu verdrängen und schließlich hier im sechsten Jahrhundert eine vollständige karthagische Provinz einzurichten. Palermo wuchs dabei zu einer großen Handelsstadt empor und erweiterte sich auch zu einem festen Stützpunkte der karthagischen Macht. Infolgedessen bildete denn auch die Stadt im ersten Punischen Kriege für die Römer einen Hauptangriffspunkt. Nicht weniger denn dreihundert römische Schiffe blockierten den Hafen, ein großer Wall ward um die Stadt gezogen, und schließlich mußte sich diese ergeben. Einige Jahre später versuchten die Karthager noch einmal, den wertvollen Handelsplatz zurückzuerobern; Hamilkar Barkas, der Vater Hannibals, erstieg von Westen her mit einem Heere den dicht bei Palermo sich schroff erhebenden Erkte (heute Monte Pellegrino genannt) und griff von dort aus die Römer über ein Dutzend Mal an, aber alle Mühe war vergebens, und der Friedensschluß verwies Palermo dann endgültig an Rom.

Unter der Römerherrschaft sank Palermo zu einer unbedeutenden Provinzialstadt herab. Wohl erhielt sich noch immer ein lebhafter Verkehr, aber es handelte sich doch hauptsächlich nur um die Ausfuhr der Landeserzeugnisse. Rom betrachtete Sicilien als seine große Kornkammer, sog es erbarmungslos aus und drückte die Bevölkerung zu besitzlosen Feldarbeitern herab. Siebenhundert Jahre lastete die schwere Hand Roms auf der Insel, bis das Weltreich auseinanderfiel und die Goten auch die Gefilde Siciliens überfluteten. Doch wie überall, so war auch hier die Gotenherrschaft nur von kurzer Dauer, und die Byzantiner rissen jetzt unter Belisars geschickter Führung die fruchtbare Insel im Jahre 535 an sich. Dadurch ward aufs neue die griechische Bildung in Sicilien heimisch, und auch der orientalische Glanz der byzantinischen Kirche fand Eingang. Das Joch der Herren in Konstantinopel war nicht minder drückend wie ehedem das der Römer, und so wurden verschiedene Versuche gemacht, die byzantinische Herrschaft wieder abzuschütteln. Mehrere Aufstände waren jedoch ergebnislos, bis Eufemius die Araber von Afrika zu Hilfe rief, die nun im Jahre 827 mit einem großen Heere erschienen und nach und nach die

Digitized by Google

Byzantiner von der ganzen Insel vertrieben, dann aber selbst die Rolle der Herren übernahmen. Sicilien wurde eine Provinz des Kalifats in Tunis und, als dieses später mit Ägypten vereinigt wurde, eine ägyptische Provinz. Arabische Sprache und Sitte verbreitete sich allerwärts auf der Insel und gewann sich unter der Bevölkerung viele neue Bekenner. Eine große Menge von Kirchen und Klöstern zerfiel, und von den Türmen Palermos rief der Muezzin zum Gebet. Vor den Thoren der Stadt aber erhoben sich hohe, prächtige Schlösser mit reizvoller Architektur, schönen Gesimsen und kunstvollen Arabesken, und rings um diese Paläste zogen sich herrliche Gärten mit Springbrunnen und Teichen. Zu einer ruhigen Entwickelung kam es aber nicht, die mannigfachsten Parteikämpfe erhielten das Volk fortwährend in Aufregung und schwächten die Kraft der Machthaber, und als dann plötzlich ein Haufe wagemutiger Normannen im Jahre 1060 in Sicilien einbrach, war es bald um die Herrschaft der Araber geschehen. Eine Stadt nach der anderen ward von den Nordlandsrecken eingenommen, schließlich auch 1072 Palermo, doch ohne Blutvergießen und ohne Plünderung. Die neuen Herren suchten sich vielmehr mit den Besiegten auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen, sie gewährten ihnen die freie Ausübung ihrer Religion, ließen ihnen ihre eigenen Gesetze, ihre eigene Sprache und suchten sich sogar selbst den neuen Verhältnissen anzupassen. Sie pflegten die arabischen Künste und Wissenschaften, bildeten den arabischen Baustil weiter aus, kleideten sich nach arabischem Schnitt und hielten sich eine saracenische Leibwache. Ein spanischer Maure, Mohamed-Ibn-Djobair, der in jener normannischen Zeit Palermo besuchte, war voll Erstaunen über den Reichtum und die Pracht der gegen 300000 Einwohner bergenden Stadt. „Sie ist die Metropolis der Gegend," schreibt er, „und vereint zwei große Vorzüge: Gemächlichkeit und Glanz. Sie bietet alles nur wünschenswerte Gute in Wirklichkeit und Schein, alle Früchte und Blätter des Lebens ... Wesentlich ist sie im Baustile von Cordova erbaut." Dann schildert er die Frauen, die er schön, üppig und ganz saracenisch gekleidet findet, die Paläste und Kirchen und die Umgebung, welche ihm ein einziger balsamduftender Garten zu sein scheint. — Die staatlichen Verhältnisse der Insel, welche unter den Saracenen sehr patriarchalische gewesen, suchten die Normannen alsbald in eine festgefügte Form zu bringen. Das Land ward geteilt; der Hauptführer Robert Guiscard erhielt den westlichen Teil mit der Hauptstadt Palermo, sein Bruder Roger den östlichen. Als aber der erstere ohne Erben starb, vereinigte der Sohn Rogers, der energische Roger II., die beiden Hälften wieder und erhob sich zum König beider Sicilien. Im Dome zu Palermo wurde er am Weihnachtstage 1130 in Gegenwart von neun Erzbischöfen und siebzehn Bischöfen und aller Großen des Reiches gekrönt. Aber die Dynastie welkte ebenso schnell wieder ab, wie sie emporgewachsen war. „Es zeigte sich," bemerkt Gregorovius, „daß die Macht des Herrscherhauses und damit auch die Macht Siciliens nur auf der persönlichen Kraft einiger Helden beruht hatte." Schon unter dem Sohne Rogers II., dem von wilden

Das altgriechische Wahrzeichen Palermos.

Digitized by Google

Leidenschaften beherrschten Wilhelm I., begann der Verfall des Reiches; unter Wilhelm II. griff er weiter um sich, so daß es, als dieser in jungen Jahren 1189 dahinschied und auch ein Bastard Tancred, den die Sicilianer zum Nachfolger erhoben, schon 1194 starb, dem Hohenstaufenkaiser Heinrich VI., der die Tochter des Königs Roger, Konstanze, zu sei-



Die Kirche Santo Spirito, vor der die „Sicilianische Vesper" ihren Anfang nahm.

ner Gemahlin hatte, ein Leichtes war, die schöne Insel als sein Erbe in Besitz zu nehmen und sich am 30. November 1194 im Dome zu Palermo krönen zu lassen. Leider befleckte er den Antritt seiner Regierung mit einer gräßlichen Schandthat. Er ließ den Sohn Tancreds, den jugendlichen Wilhelm, der ihm arglos und vertrauensvoll die Krone der Normannen zu Füßen gelegt, und dem er feierlich das Fürstentum Tarent zugesprochen hatte, unmittelbar nach der Krönung in den Kerker werfen und blenden, damit auch nicht die geringste Besorgnis mehr aufkommen könne, daß etwa in Zukunft noch einmal ein Sprosse des Normannenhauses die Hand nach der Krone Siciliens ausstrecke. Der Glanz und Reichtum Palermos versetzte Heinrich VI. in großes Erstaunen. „Der Kaiser zog in die Aula des toten Tancred ein," schreibt Arnold, der Abt von Lübeck, „und fand dort Lagerstelle, Sessel und Tische von Silber und Gefäße von lauterstem Golde. Er fand auch verborgene Schätze und alles köstliche Gestein und die herrlichsten Kleinodien, so daß er hundertfünfzig Saumtiere mit Gold und Silber, kostbarem Edelgestein und seidenen Gewän-

Digitized by Google

dern belud und ruhmreich in sein Land zurückkehrte.“ Heinrich sollte sich jedoch des neuen Besitzes nicht lange erfreuen, schon drei Jahre nach seiner Krönung als Luxus. Bei seiner Vorliebe für den Orient brachte er den arabischen Geschmack wieder in Aufnahme und zog gelehrte Araber an seinen Hof; auch hielt er sich,



Die Zisa.

König beider Sicilien starb er in Messina, und sein kaum erst vierjähriger Sohn Friedrich II. wurde im Mai 1198 zum König gekrönt.

Unter Friedrich II., dem „genialsten und zugleich liebenswürdigsten Manne des Mittelalters“, wie ihn Franz von Löher nennt, entfaltete sich eine neue Blüte Palermos. Kunst und Wissenschaft wurden von ihm ebenso gepflegt wie der wie Roger II., eine saracenische Leibwache. Aber auch für das Volkstümliche und Nationale besaß er ein richtiges Verständnis; allerwärts suchte er die Lebensbedingungen des Volkes günstiger zu gestalten, das richtige Verständnis für ein geordnetes Staatsleben in den breiten Massen zu wecken, ja, selbst zur Sprache des Volkes stieg er hinab und erklärte das Italienische, das man bisher als den

Digitized by Google

Dialekt der Straße verachtet hatte, für hoffähig. Dadurch ward er der Begründer der nationalen Litteratur Italiens. Aber „noch lange nannte man, was in italienischer Sprache erschien, sicilianisch“.

Nach dem Tode Friedrichs II. erlosch jedoch, wie bekannt, der Stern der Hohenstaufen alsbald, und der Papst Klemens IV. bot Sicilien, obgleich er gar nicht darüber zu verfügen hatte, Karl von Anjou an. Infolgedessen wurden die Franzosen die Herren der Insel. Allein sie machten sich durch ihren Übermut, ihre unersättliche Habgier und ihre Sittenlosigkeit bald allerwärts verhaßt. Nach und nach bildeten sich wahrhaft grauenvolle Zustände heraus. „Keiner war mehr Herr seines Eigentums,“ schreibt der sicilianische Geschichtschreiber Amari, „jeder in seiner persönlichen Ehre gekränkt, in den Frauen seines Hauses beleidigt, um sein Leben besorgt und in steter Gefahr.“ Diese entsetzliche Mißwirtschaft vermochte schließlich das Volk nicht mehr zu ertragen; es bildeten sich Verschwörungen, deren Seele Johann von Procida war, und plötzlich kam am dritten Ostertage des Jahres 1282 der allgemeine Aufstand zum Ausbruch. Es war gegen Abend. Einer alten Sitte gemäß fanden an diesem dritten Ostertage vor der Kirche Santo Spirito, die im Südosten vor einem der Thore Palermos liegt, allerlei Volksbelustigungen statt. Viele Palermitaner hatten sich mit ihren Frauen und Töchtern dazu eingefunden, aber auch eine ganze Anzahl Franzosen, die nun die Palermitaner mit frechen Späßen belästigten. Erbittert suchten die Palermitaner die Franzosen zurückzudrängen, da beleidigte ein Franzose Drouet eine schöne junge Dame in der unerhörtesten Weise, und nun kannte die Wut der Unterdrückten keine Schranke mehr. Im Nu ist Drouet erstochen; „Tod allen Franzosen!“ schallt es ringsum, und allerwärts blitzen Dolche und Schwerter. In demselben Augenblick erklingt die Vesperglocke von Santo Spirito, und während sie läutet, entwickelt sich ein entsetzliches blutiges Ringen. Alle Franzosen werden niedergemacht, an die zweihundert, aber auch ebensoviel Sicilianer liegen erschlagen am Boden. Mittlerweile hat sich der wilde Ruf „Tod den Franzosen!“ bis in die Stadt fortgepflanzt; das Geläute der Vesperglocken wird zum Sturmgeläut, ein allgemeines Morden beginnt, aus allen Häusern werden die verhaßten Feinde hervorgezogen und erschlagen, in jedem Schlupfwinkel werden sie ausfindig gemacht. Die Nacht sinkt herab, und man vermag sie nicht mehr zu erkennen, aber man weiß sich zu helfen. „Sag ceci e ciceri!“ (Wicken und Erbsen) ruft man den Ergriffenen zu, und an der Aussprache erkennt man, ob sie Sicilianer oder Franzosen sind. Von Palermo verbreitet sich der Kampf weiter nach den anderen Städten: bald ist die ganze Insel von der Bewegung ergriffen; in jeder Stadt kommt es zu entsetzlichen Mordscenen; fünf Monate wütet der Kampf, bis der letzte Franzose verschwunden ist.

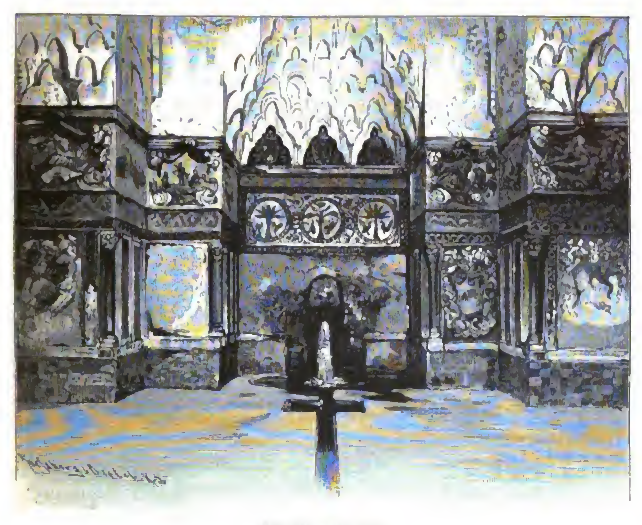
Karl von Anjou versuchte nun zwar mit allen Mitteln, sich die schöne Insel zurückzuerobern, die Sicilianer aber riefen Peter von Aragonien zu Hilfe und erwählten ihn zu ihrem Könige. Dadurch kam Sicilien an Aragonien und dann später ganz unter spanische Herrschaft. Das war das Endergebnis der blutigen „Sicilianischen Vesper“.

In der ersten Zeit der aragonischen Könige blühte Palermo wieder empor; nach und nach wurzelte sich aber eine Herrschaft der Günstlinge ein, unter der Stadt und Land aufs neue ausgesogen und geknechtet wurden. Vorübergehend besserten sich die Verhältnisse zwar etwas, als Karl V. zur Regierung kam. Er that manches für Palermo, besuchte auch die Stadt im Jahre 1535 und beschwor auch die alten Freiheiten feierlich im Dome, aber bei den vielen Kriegen, die er zu führen hatte, vermochte er sich mit dem fernen Sicilien nicht eingehender zu beschäftigen, und seine Nachfolger ließen wieder die alten Mißstände einreißen. Mehrere Aufstände, von denen der des

Digitized by Google

Giuſppe d'Aleſi 1647 der bedeutendſte war, verſchlimmerten die Verhältniſſe nur.

Die trübſte Periode mußte Palermo



Vorhalle in der Ziſa.

aber unter den Bourbonen durchmachen, unter deren Herrſchaft es, nachdem die europäiſchen Staatenverhältniſſe nach dem ſpaniſchen Erbfolgekriege neu geordnet worden waren, im Jahre 1735 kam. Die Stadt ſowohl, wie die ganze Inſel verſank unter dieſem unſeligen Regimente in Armut und Dumpfheit. Der Hof in Neapel und ein Heer von Prieſtern und Mönchen ſogen alle Kräfte des Volkes auf, und ein düſterer Geiſt des Fanatismus legte ſich auf die ganze Inſel. Ein Hoffnungsſtrahl dämmerte zwar auf, als König Ferdinand I., nachdem er 1806 vor Napoleon von Neapel nach Palermo geflohen war, hier 1812 dem Lande eine Verfaſſung gab. Als die Herrſchaft Napoleons aber wieder zertrümmert worden war und der König ſich 1815 aufs neue in Neapel auf ſeinen Thron ſetzen konnte, hob er einfach die Konſtitution wieder auf. Es gärte nun ununterbrochen, und 1820 brach ein Aufſtand aus, doch der König ließ die Stadt umzingeln und bewog ſie durch günſtige Bedingungen zur Übergabe. Als er ſich aber wieder in ihren Beſitz geſetzt, brach er ſein Wort in der nichtswürdigſten Weiſe. Auch ſein Nachfolger Franz I. verharrte in dem Syſtem der Ausſaugung; das größte Elend brachte aber erſt Ferdinand II., der von 1830 bis 1859 regierte, über Palermo. Unter ihm geriet das Volk nach und nach in eine ganz unbeſchreibliche Erregung, ſo daß es ſchließlich bei jedem Unglück, von dem es betroffen wurde, annahm, daß der König es veranlaßt habe. Infolgedeſſen fand denn auch, als 1837 die Cholera ausbrach und bei den erbärmlichen ſanitären Verhältniſſen in fünf Wochen nicht weni-

Digitized by Google

ger denn 27000 Menschen in Palermo starben, das Gerücht allerwärts Glauben, der König habe seinen Helfershelfern und auch den Ärzten befohlen, die Einwohner von Palermo zu vergiften. Durch diesen Wahn kam es zu den entsetzlichsten erregt und über den König sehr erbittert, weil er zur Linderung der Not nicht das Geringste that, während man allerwärts im Lande Geld und Wäsche sammelte und sogar das Ausland Unterstützungen sandte. Die seltsame Verdächtigung fand



Der Dom.

Schauderscenen. Ein kürzlich erschienenes Buch des sicilianischen Historikers Alfonso Sansone: „Gli Avvenimenti del 1837 in Sicilia", schildert die Vorgänge auf Grund von Aktenmaterial und nach den Berichten von Augenzeugen und entwirft uns damit Bilder, wie sie gräßlicher nicht gedacht werden können. Als das verhängnisvolle Gerücht auftauchte, war die große Menge durch das Wüten der Seuche bereits tief daher überall Glauben, und mit ungezügelter Wut warf sich das Volk gegen die Beamten des Königs und gegen alle, die unversehens in den Verdacht kamen, die Vergifter zu sein. Viele Personen wurden erschlagen oder schändlich zu Tode gemartert. Zugleich hielt die Masse der Besitzlosen den Augenblick für gekommen, ein großes sociales Gericht zu halten, und plünderte, wo sie konnte. Leider that

Digitized by Google

die Regierung nicht das Geringste, dem Gerüchte zu steuern; der König erklärte vielmehr die Vorgänge einfach für politische Tumulte und schickte ein Jägerbataillon nach dem anderen nach Sicilien, während der Statthalter Kriegsgerichte einsetzte mit der Weisung, summarische Justiz zu üben. Darauf begann ein Wüten, wie es selbst die Pariser Schreckensherrschaft nicht gesehen hat. Alle, selbst die kleinsten Ortschaften um Palermo, wurden besetzt und die Leute gleich in Massen verhaftet. In Misilmeri wurden zwanzig Personen verhaftet und zehn sofort erschossen, in Termini-Imerese achtundvierzig festgenommen und acht sofort erschossen, in Corleone in fünf Tagen siebenundsechzig verhaftet und fünfzehn sofort auf dem Hauptplatze erschossen, in der Valle minore bei Palermo, wohin sich besonders viele geflüchtet, sechshundertundfünfzig wegen Aufruhrs angeklagt und neunzig hingerichtet. Die allgemeine Erschöpfung brachte endlich die Ruhe wieder, aber sie währte nur zehn Jahre. 1848 brach der Haß gegen das bourbonische Regiment abermals in hellen Flammen aus, und abermals gewannen die Truppen der Regierung die Oberhand. Aufs neue lag die Faust Ferdinands zehn Jahre fest und schwer auf der Insel. Aber nun dämmerte endlich trotz alledem der ersehnte Tag der Freiheit. Doch dem Könige sollte dieser letzte Kampf erspart



Das Hauptportal des Domes.

Digitized by Google

bleiben, er starb 1859, und sein Sohn Franz II. trat an seine Stelle. Möglich, daß der junge Monarch sich hätte zu einem milderen und gerechteren Regiment bewegen lassen, allein sein Verhängnis war nicht mehr abzuwenden. Nachdem am 4. April 1860 die Sendboten Mazzinis aufs neue die Empörung zum Ausbruch gebracht hatten, erschien am 11. Mai Garibaldi mit seinen berühmten Tausend vor Marsala und drang im Sturmschritte bis Palermo vor. Unterwegs zog er im Gebirge die zerstreuten Insurgentenscharen an sich, warf den General Landi, der sich ihm bei Calatafimi mit 3500 Mann in den Weg stellte, zurück und langte am 19. Mai auf den Höhen südlich von Palermo an. Hochklopfenden Herzens gewahrten die Palermitaner am Abend die Wachtfeuer auf den Bergen. Zugleich blickten sie aber auch mit banger Sorge auf die nächsten Tage, denn 20000 Soldaten, mit allem versehen, lagen in der Stadt und acht Kriegsschiffe hielten den Hafen besetzt. Garibaldi zögerte denn auch zunächst, ins Thal hinabzusteigen, verfügte er doch nur über eine Zahl von 5000 Streitern. Endlich am 27. wagte sich die Schar hinab, todesmutig und hoffnungsfreudig zugleich, denn es war ihr überbracht worden, daß das Volk von Palermo sich bei ihrem Heranrücken erheben würde. Ein mörderisches Feuer begann. General Lanza, den König Franz als seinen Stellvertreter nach Sicilien geschickt hatte, ließ von den Kriegsschiffen 2000 Bomben in die Stadt werfen und aus den gedeckten Lagen ununterbrochen in die Reihen der Eindringenden schießen — alles war vergeblich. Das Volk stürzte jubelnd den Befreiern entgegen, und Garibaldi zog in die Stadt ein. Schon am anderen Tage konnte sich der General Lanza, obgleich er noch das starke Fort Castellamare inne hatte, der Überzeugung nicht verschließen, daß alles verloren sei; er vereinbarte daher mit „Seiner Excellenz dem General Garibaldi“ einen Waffenstillstand, dem dann nach längeren Unterhandlungen am 6. Juni die Kapitulation folgte. In Palermo vollzog sich also der erste entscheidende Schritt für die neue Ordnung der Dinge in Unteritalien.

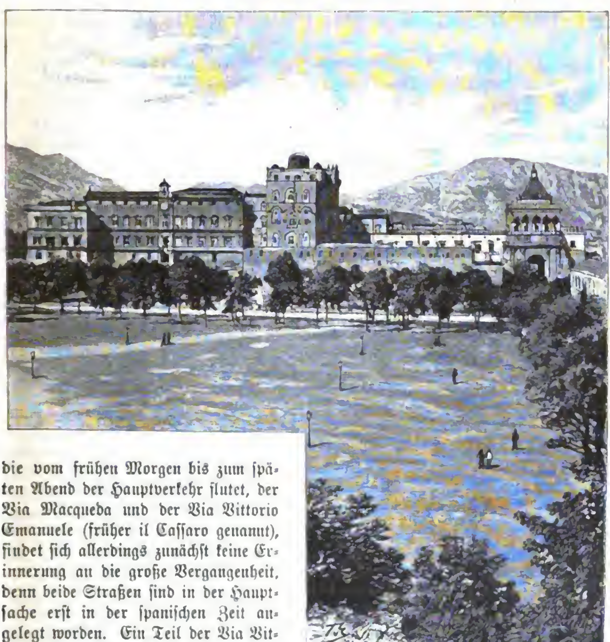
Es ist bekannt, daß nach der Einnahme von Palermo rasch nacheinander auch die übrigen Städte Siciliens von den Garibaldianern besetzt wurden, am 21. August bereits Reggio fiel und am 6. September Franz II. Neapel für immer verlassen mußte, womit der Zusammenbruch des Königreichs beider Sicilien zur vollendeten Thatsache wurde.

Unter der Regierung des geeinigten Italien blühte Palermo, nachdem es lange gesiecht, bald wieder auf. Während es zu Anfang dieses Jahrhunderts nur etwa 150000 Einwohner zählte und nach Verlauf von fünfzig Jahren nur um etwa 25000 Einwohner zugenommen hatte, wuchs es in den letzten vierzig Jahren so außerordentlich, daß es jetzt weit über 300000 Einwohner umfaßt und überall den Eindruck einer energisch sich entwickelnden, durchaus modernen Großstadt macht.

Dieses elegante Äußere muß jeden Fremden überraschen, der mit dem Bewußtsein nach Palermo kommt, daß er hier eine der ältesten Kulturstätten Europas betritt. Auch wir schauten verwundert die langen prächtigen Straßen entlang, wo in den großen Schaufenstern Pariser Nippsachen, englische Shlipse und deutsche „Kaisertinte“ prangte, während aus der Saracenen-, Normannen- und Hohenstaufenzeit, von der unsere Gedanken erfüllt waren, sich auch nicht das geringste Überbleibsel zeigen wollte. Oben in Girgenti hatten wir noch manches interessante Stück trotzigen Mittelalters zu sehen bekommen und unten in der Ebene uns an der erhabenen Einfachheit der dorischen Tempel aus früher Griechenzeit begeistert — war hier unter der Hand der Franzosen und Spanier alles beseitigt worden, was an die erste Glanzperiode der Stadt erinnern konnte?

In den beiden großen schnurgeraden Hauptstraßen, die sich in der Mitte der Stadt rechtwinkelig schneiden und durch

Digitized by Google



Das königliche Schloß (die alte Normannenburg).

die vom frühen Morgen bis zum späten Abend der Hauptverkehr flutet, der Via Macqueda und der Via Vittorio Emanuele (früher il Cassaro genannt), findet sich allerdings zunächst keine Erinnerung an die große Vergangenheit, denn beide Straßen sind in der Hauptsache erst in der spanischen Zeit angelegt worden. Ein Teil der Via Vittorio Emanuele bestand allerdings bereits zur Zeit der Saracenen und führte den Namen El-Kâlesa, aber erst 1581 wurde sie in der heutigen Länge und Art vor dem Vicekönig Garcia di Toledo durchgeführt; die Via Macqueda legte der Vicekönig Macqueda erst im Jahre 1601 an. Die Häuser dieser Straßen sind hoch und schmucklos, weisen aber, wie die in Neapel, unzählige Balkone auf. Im obersten Stockwerk der meisten zeigt sich dann noch eine besondere Eigentümlichkeit, eine mit dichtem Gitterwerk verschlossene Galerie. Von diesen Galerien aus sehen sich die Nonnen der vielen Klöster bei den Kirchenfesten die prunkhaften Prozessionen an.

Ein Gefühl der Enttäuschung wird daher zunächst jeden beschleichen, der da hoffte, hier auf Schritt und Tritt auf die Baudenkmäler aller Kulturperioden zu stoßen; wenn er dann aber die Stadt aufmerksam durchschreitet, sich in das Gewirr der kleinen Gassen wagt, in das Dämmerlicht der Kirchen tritt und auch hinauswandert vor die Thore, so wird er bald gewahren, wie viele herrliche Vermächtnisse die Stadt noch in sich birgt. Sie treten nur nicht so offen zu Tage, wie etwa in Rom oder Venedig, sondern sie wollen gesucht sein.

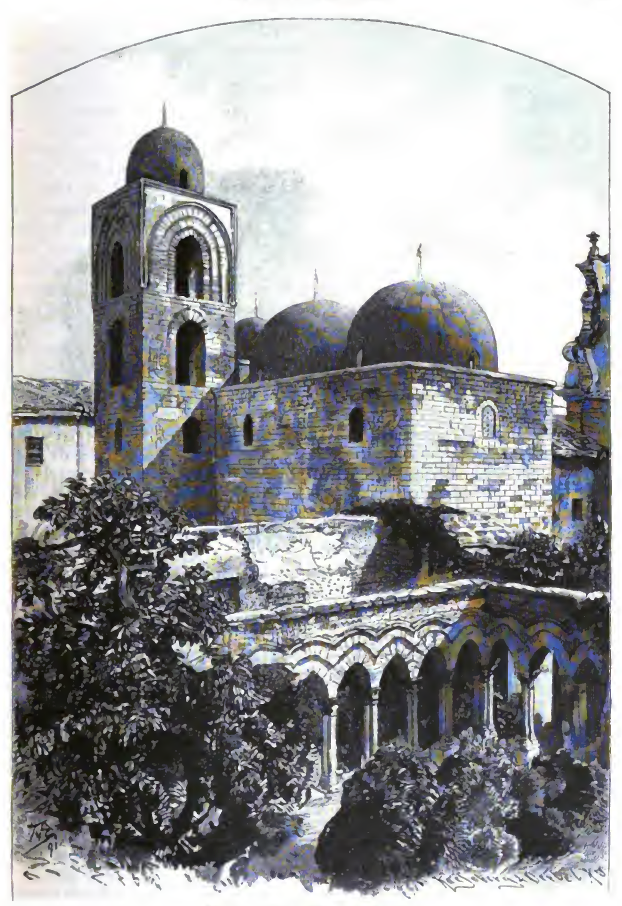
Aus der phönizischen, griechischen und römischen Zeit sind allerdings nur unbedeu-



Die Capella Palatina im königlichen Schlosse.

tende Kleinigkeiten übriggeblieben, einige Mosaikfußböden, Marmorsarkophage und Skulpturen, die nun im Museum aufbewahrt werden, und das wunderliche griechische Wahrzeichen der Stadt, das auf drei Beinen dahineilende Medusen-

Digitized by Google



Die Kirche S. Giovanni degli Eremiti.

haupt. Die berühmten Metopen von Selinunt, welche das Museum seit der Mitte der dreißiger Jahre ebenfalls birgt, können füglich nicht zu den Altertümern Palermos gezählt werden. Die saracenische Zeit ist aber bereits durch drei große Baudenkmäler vertreten, von denen die Zisa die bekannteste ist. Sie liegt drau-

Digitized by Google

ßen vor der Porta Nuova, im Süden der Stadt, und präsentiert sich als ein hohes viereckiges Gebäude von drei Stockwerken.

Die Einförmigkeit der mächtigen Wandflächen, welche ehedem vollständig fensterlos waren, da die Fenster sämtlich nach innen, nach dem Hofe zu, gingen, ist mit vielem Geschmack durch Blenden und Gesimse beseitigt. Von dem Inneren, das der Normannenkönig Wilhelm I. etwa um 1160 wesentlich umbauen ließ, ist heute nur noch wenig Bemerkenswertes übriggeblieben, in der Hauptsache nur eine Vorhalle zu ebener Erde, die aber die arabischen Formen, die sogenannten Honigscheiben, in überaus reizvoller Weise zeigt. In der Mitte des Hintergrundes sprudelt noch heute ein Springbrunnen, der jetzt freilich mit Moos und grünen Schlingpflanzen umwuchert ist. Zur Zeit der Saracenen und Normannen floß das Wasser des Springbrunnens in einen Fischteich, der sich vor dem Schlosse ausbreitete. In der Mitte des Teiches erhob sich ein prächtiger Pavillon, den noch im Jahre 1526 der Mönch Leandro Alberti bewundern konnte, wie er in seiner „Beschreibung von ganz Italien" berichtet, und rund um den Fischteich herum zog sich ein herrlicher Garten mit Orangen- und Citronenbäumen. Jetzt ist von dem Teiche keine Spur mehr zu sehen; ein öder, staubiger Platz dehnt sich vor dem Gebäude aus, und auch die sonstige nächste Umgebung ist reizlos und trägt den Stempel der Verkommenheit. Um so großartiger ist der weite Ausblick vom platten Dache des Schlosses. Schon oft ist er von beredtem Munde geschildert worden, in wahrhaft klassischer Weise von Gregorovius in seinem Buche „Siciliana". „Das Rundgemälde, welches sich einem hier darbietet," schreibt er, „übertrifft an Schönheit alles, was man sich vorstellen mag, und die ausschweifendste Phantasie reicht nicht an den Zauber dieser Feenwelt. Hier ist alles in einem mäßigen Raum überschaulich zusammengefaßt; denn um die ganze Conca d'Oro stehen diese flimmernden Berge, braun und ernst, köstlich gefaltet, wie von dorischem Meißel ausgeschlagen; zu ihren bronzenen Füßen goldene Orangenhaine und Lusthäuser in Gärten; die hochgetürmte und gekuppelte Stadt am Meere hin; das Meer in die Ferne hinein, silberbläulich und lichtausatmend, und dort mächtig hingelagert der zackige, dunkelhäuptige Pellegrino, jenseits aber das funkelnde Kap Zaffarana mit seinen Türmen und schön ausgeschnittenen Vorsprüngen, und silberweiße Bergspitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blikkend, ein feiner, ätherischer Duftschleier über der ganzen stillen Natur wonnig verbreitet. Es ist Land, Licht, Luft und Meer des Orients, und blickt man von der Zisa in die Gärten hinunter, so möchte man wähnen, es sollten nun daraus heraufkommen schöne arabische Mädchen mit Mandolinenschall und langbärtige Emire im roten Kaftan, mit gelben Schuhen. Man könnte hier wahrlich zum Leben ausreichen mit der Weisheit des Koran und der des Hafis!"

Der zweite saracenische Bau ist die Cuba, ebenfalls ein in Würfelform errichtetes Schloß und gleichfalls an der Porta Nuova gelegen. Alle Verhältnisse sind hier etwas kleiner, aber darum auch etwas anmutiger und graziöser. Leider ist von den arabischen Ornamenten nur im Hofe und in einem oberen Zimmer ein unbedeutender Rest übriggeblieben, außerdem eine arabische Inschrift oben an der Brustwehr des Gebäudes. Auch der große Park, der ehedem das Schloß umgab, ist verschwunden. Er genoß einst einen großen Ruf, so daß Boccaccio in ihm seine Novelle von Gian di Procida und Re Federigo sich abspielen ließ.

Ganz verfallen ist der Palast La Favara, der südöstlich von der Stadt unterhalb des Klosters di Gesu liegt. In seinen Grundmauern zeigt er dieselbe Form wie die beiden anderen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google



Vierzehn Tage auf Kalymno.

Von

Jean Valentin.



alymno, bekannt durch die Ausfuhr seiner Schwämme, ist eines jener kleinen Eilande des türkischen Archipels, die in alter vorsündflutlicher Zeit eine Festlandsbrücke zwischen Morea und Kleinasien bildeten. Zu Ende der Tertiärzeit, so lehren die Geologen, zerbrach dies Festland in einzelne Schollen. Ein Teil sank in die Tiefe, die anderen blieben stehen, und zwischen diese ergoß sich das Meer. Es brandet heute an den steilen Ufern Kalymnos, der von tiefen Schluchtenthälern durchfurchten Felseninsel, deren bergigen Saum zu umwandern gewiß mehrere Tage kosten würde, obgleich ihr Umfang nicht mehr als vierzig Kilometer beträgt.

In einer stillen Bucht, gebildet von der Mündung eines weiten Thales, liegt im Süden das Städtchen mit 14000 zum größten Teil griechischen Bewohnern, die weniger der enge Raum des Landes als die unbegrenzte Fläche des umgebenden Meeres ernährt. Vom Hafen landeinwärts blickend, sieht man die Häuser eines Dorfes, der zweiten Niederlassung auf der Insel, an der Thalwand emporklettern und von einer verlassenen Ruinenstadt überragt. Sonst sind nur einzelne zerstreute Häuser vorhanden oder hier und dort ein bescheidenes, weiß getünchtes Kirchlein. Etwa in der Breite Siciliens gelegen, besitzt Kalymno ein warmes Klima, den größeren Teil des Jahres den griechischen blauen Himmel. Die Berge sind kahl, nur mit niederem, stacheligem Gestrüpp bewachsen, die Olive allein bildet kleine lichte Bestände. Das Grün, das die Winterregen hervorrufen, wird bald von der aufsteigenden Sonne verscheucht. Im Juni und Juli schon liegen die steinigen Halden verbrannt graugelb da, und nur die sorgende Hand des Menschen erhält im Grunde des Thales mit künstlicher Bewässerung die Frische der Gärten. Hier reift die Granate und Feige; Orange, Citrone und Apfel stehen zu Herbst in Frucht. Der Wein bildet an dem Gehänge noch eine schmale Zone, auch Getreide wird gebaut, gedeiht aber schlecht.

Ich hatte mich in Smyrna an Bord eines der kleinen türkischen Dampfer begeben, die den Verkehr zwischen dem Festland und den Sporaden befördern, um, der Einladung meiner Verwandten in Kalymno folgend, dort einige Tage zu verbringen. Nach sechsunddreißigstündiger Fahrt näherten wir uns am 8. September um zwölf Uhr nachts unserem Ziele. Ich lag auf dem Deck und genoß die unendliche Ruhe und Schönheit der mondhellen, windstillen Sommernacht. Lärmen und Schreien auf Deck unterbricht aber bald die stillen Betrachtungen, wir sind in die Bucht von Kalymno eingefahren und halten in einiger Entfernung vom Lande. Zwei oder drei Lichter scheinen herüber. Laute Rufe vom Schiffe

Digitized by Google

aus, Antwort vom Lande, und mit rasselndem Getöse fällt der Anker. Ein Boot kommt aus dem Hafen auf uns zu, mit affenartiger Geschwindigkeit erklettern seine Insassen unser Deck, die Treppe verschmähend, laden ein, was zu verladen ist, und rudern uns dem Ufer zu. Da harrt schon eine kleine Menge, ein roter Fes und eine blaue Uniform giebt darunter den Zollbeamten zu erkennen, und ich machte mich auf einen Backhschisch von ein bis zwei Franken gefaßt. Da stand ich einige Minuten, bis man meine Siebensachen aufgestapelt hatte, um mich die Neugierigen, gespannt auf die weitere Entwickelung des Schicksals des Fremden, als auch schon mein griechischer Vetter, der mich erwartete, eintraf. Ein Wink, und der Zollbeamte stand von seinem Raube ab, meine Kisten und Kasten brachten sechs starke Hände in Sicherheit, ich war als Gast des Einheimischen aller der Scherereien enthoben, welche sonst den Fremden in der Türkei zum Verzweifeln verfolgen. Am Quai von Kalymno hatte in später Nachtstunde die Ankunft des Dampfers, ein Ereignis, welches nur alle acht Tage eintrifft, etwas Leben geweckt, das sich nun in dem nächsten Café konzentrierte. Hier standen unter einem welken Laubdache, dem Sommerlokal des Wirtes, zehn bis fünfzehn kleine hölzerne Tische und Stühle unordentlich durcheinander, wie man sie zuvor verlassen. Einige der Gäste bestellten Kaffee und erhielten in den kleinen Täßchen den auf türkische Weise bereiteten und stets ausgezeichneten Trank, andere verzichteten und machten nur von den Stühlen Gebrauch, sich um einen Sprecher gruppierend. Spät erst gingen wir auseinander, der Mond war untergegangen, auch die Lichter in den Häusern wieder erloschen.

Mit meinem Besuch in Kalymno verband ich als Naturfreund noch einen besonderen Zweck. Mich interessierten die Schnecken des Landes und des Meeres, sie sollten nach besten Kräften gesammelt werden. Als ich daher mit meinem Vetter das Programm für meine Aufenthaltszeit besprach, da wurden Exkursionen nach verschiedenen Punkten, Fahrten nach Ko u. s. w. aufgenommen. Vor allem aber wollte ich Schwämme reinigen helfen, denn in der sogenannten Verunreinigung steckte gewiß manch kleines Schneckengehäuse, eine Kostbarkeit aus der Tiefe des Meeres, die später das Auge des Kenners entzücken würde! Der erste Tag galt indessen der Stadt und ihren Bewohnern. Hell schien die Sonne auf die weißen, flachdachigen Häuschen, die an den zu beiden Seiten des Thales sich erhebenden Kalkbergen aufgebaut sind. Am Strande liegen einzelne kleine Fischerboote, in der Mitte der Bucht wiegen sich langsam einige größere Segelschiffe hin und her, während weit draußen, dort, wo auf dem sonnenüberfluteten Meere nur unscharf die Umrisse von Ko hervortreten, gelbe und weiße Segel auftauchen, die Melonen und Trauben vom flachen fiebrigen Strande jener Insel herüberbringen. Am Lande lärmt es und schreit es. Hier preist ein Junge brüllend die besten Trauben an, dort wird unter freiem Himmel Fleisch, Milch und Brot zum Verkauf ausgeboten. In den Kaffeebuden ist schon reger Verkehr. Auf der Straße fallen neben dem griechischen Nationalkostüm, das hell und bunt ist, und neben den Lumpen, die die ärmere Klasse trägt, elegante Herrentoiletten auf, die man eher auf dem Grand Boulevard oder dem Ring in Wien erwartet hätte als hier. Sie kontrastieren besonders noch mit der Kleidung der Frauen, die man auf der Straße zu sehen bekommt. Ihr Anzug ist so einfach als möglich. Ein dunkles, meist blaues Kleid mit anliegender Taille fällt glatt und ohne Falten herab. Auf der Brust ist ein kleiner Ausschnitt, in welchem das weiße Hemd sichtbar wird. Gesicht und Kopf sind mehr oder weniger mit einem Tuche bedeckt. Jene eleganten Kostüme aber entstammen thatsächlich den europäischen Großstädten, und ihre Träger, die auswärtigen Vertreter der großen Kalymnotischen Schwammexportgeschäfte, haben nur auf kurze Zeit ihren Aufenthalt

Digitized by Google

in London, Leipzig, Frankfurt a. M. unterbrochen, um an Ort und Stelle ihre Einkäufe zu machen.

Im Herbst, hauptsächlich im Oktober, kommen die Schwammfischer, die im Frühjahr ausgezogen sind, mit ihren Schätzen beladen zurück und bringen ihre Ware auf den Markt. Ihre kleinen Boote haben den Sommer über das Meer zwischen den Inseln bis zur afrikanischen Küste hin befahren, von Tag zu Tag ist die Beute gewachsen, nun sind die Boote gefüllt, die Heimreise wird angetreten. Schüsse verkünden den Städtern von ferne das Herannahen der Fischer, eilig fahren Schiffe aus dem Hafen aus, den Ankömmlingen entgegen, um so schnell als möglich die Nachricht ans Land zu bringen, wessen Angehörige nach langer Trennung und mannigfachen Gefahren wohlbehalten zurückkehren. Je mehr Fischerboote einlaufen, desto allgemeiner wird die Freude; die Frauen, welche sich während der Abwesenheit ihrer Männer in ihre Häuser zurückgezogen hatten, legen ihren Putz wieder an und zeigen sich auf der Straße. Bei Wein, Musik und Tanz wird das Wiedersehen und die gelungene Fahrt gefeiert. Zugleich beginnt der lebhafteste Handel. Die Händler trachten danach, das erste Angebot von den Fischern zu erhalten, und zwischen den beiden Parteien wird beim Mahle oder beim Glase, das der Kauflustige vorsetzt, manches Geschäft, das nach Tausenden von Franken zählt, abgeschlossen.

Ich gehe nun rasch hinweg über jene Stunden, die ich Schnecken suchend in den dunklen Räumen saß, in welchen die Schwämme in Säcken und Haufen die Höhe der Decke erreichten, und Knechte und Mägde emsig bemüht waren, die Massen zu ordnen, auszuzupfen und zu beschneiden, aber ich möchte auffordern, mir auf das sonnige Meer zu einer Fahrt nach dem nahen Ko zu folgen. Wir mieten eines jener kleinen Fischerboote im Hafen, es ist kaum fünf Schritt lang und gerade groß genug, außer den beiden Bootsleuten noch zwei Personen aufzunehmen und das Wenige, was notwendig ist zur Ausrüstung einer mehrtägigen Tour zwischen den Inseln: zwei große irdene Krüge voll Wasser, Brot, Thee, Zucker und Wein, einige Decken zum Schlafen im Freien u. s. w. Mit kräftigen Ruderschlägen sind wir aus der Bucht herausgefahren, nun wird das kleine Segel gespannt, uns heftig schaukelnd bläst uns im Zickzack der Wind nach Ko hinüber. Wir beschließen des Abends zum Boote zurückzukehren und brechen zu den nahen Bergen auf. Die glühende Mittagssonne liegt auf dem flachen, sandigen Strande. Mensch und Tier haben sich in den schmalen Schatten der wenigen vorhandenen Häuser zurückgezogen, nur ein Zollbeamter und einige Obsthändler scheinen die Glut nicht zu scheuen und verladen Melonen und Trauben in Boote. Das Beförderungsmittel ist hier das Maultier und der Esel, wir schwingen uns auf den breiten Holzsattel, die Lenkung geschieht mit einem Strick auf der rechten Seite, oder durch Schläge mit der Hand; so durchreiten wir die Ebene, deren Weinstöcke schwer tragen an der herrlichen Last der reifen Trauben. Niemand findet ein Unrecht darin, daß sich der durstige Wanderer an dem Reichtum erfrischt. Bei den Bergen angelangt, beginnt unser Marsch zu Fuß. Die Stadt Ko liegt jenseit des hohen Kammes, der uns die Aussicht nach Süden begrenzt, hier giebt es nur einzelne kleine arme Dörfchen, die hauptsächlich den Weinbau und die Korinthenausfuhr betreiben. Dieser Tag und der nächste werden naturwissenschaftlichen Streifzügen gewidmet, die großen Helices haben sich leider tief in die Felsenritze vor der austrocknenden Glut verkrochen, erst die Herbstregen werden sie hervorlocken und dann doch zu ihrem Verderben, denn sie wandern auf den Markt von Ko oder Kalymno, den Griechen ein willkommener Leckerbissen. Reichlicher finden wir die zierliche Clausilia, die zu Bündeln vereint grau wie der Fels an den vor der Sonne geschützten Stellen hängt.

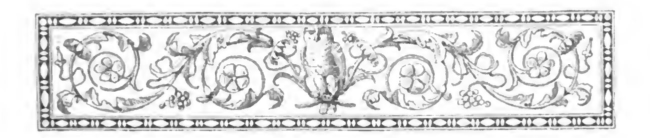
Zwischen Ko und Kalymno liegen zwei

Digitized by Google

kleinere Inseln, Pserimo und Plathi, letztere unbewohnt. In der Nähe von Pserimo sollten Schwammfischer arbeiten, also steuerten wir unser Schiff dorthin. Hinter den schützenden Felsenmauern einer Bucht standen in der Abendsonne die Spitzen von Segelstangen hervor, dort mußten die Taucher nach ihrer Tagesarbeit gelandet sein. Und so war es; einige arbeiteten noch auf den Booten, andere saßen im Kreise aus den vor ihnen stehenden Wasserpfeifen rauchend, indessen die Jungen an dem lodernden Feuer mit Töpfen und Kesseln beschäftigt waren. Die Schwämme, die man heute erbeutet, lagen, zu Reihen an Seile angebunden, im Wasser; sind sie gehörig aufgeweicht, so wird durch Drücken und Austreten die „Milch" (das Plasma) entfernt, der Schwamm getrocknet und verpackt. Die weitere Zubereitung, das Entfernen von Verunreinigungen, das Beschneiden geschieht erst im Lager. Nur ein Teil der Schwämme wird durch Taucherarbeit, sei es mit oder ohne den Apparat, gewonnen, ein anderer wird mit einer langen zweizinkigen Gabel vom Boden abgerissen. Bei ruhigem Wasser kann der Geübte in bedeutender Tiefe den Schwamm erkennen. Als die Dunkelheit meinem Besehen der Schwämme Einhalt that, fand ich meinen Vetter bereits in der Runde der Fischer mit gekreuzten Beinen sitzend, vor ihm die türkische Pfeife. Die Herren der Boote, welche sich Kapitäne nennen und gern so anreden lassen, forderten uns auf, an dieser Stelle, die geschützt und bequem war, die Nacht zu verbringen. Es waren kräftige, wettergebräunte Gestalten mit biederen und selbstbewußten Gesichtern. Nachdem wir gemeinsam das Nachtmahl genommen, machte bei dem Scheine des Feuers die Pfeife und der Thee die Runde, dann gingen die Schiffer zu ihren Booten, wir blieben am Lande. Stürmisches Wetter hielt am folgenden Tag uns wie die vorsichtigen Taucher am Lande und brachte uns darauf allerlei kleine Abenteuer, als wir die Überfahrt versuchten und auf dem unbewohnten Plathi mit nur wenigen Vorräten an Wasser, Brot und Trauben landen mußten. Unser Ausbleiben hatte aber in Kalymno Besorgnis erregt, ein zweimastiges Schiff kam uns entgegen und setzte uns glücklich über, ich erreichte noch zeitig den kleinen türkischen Dampfer, der mich nach Syra bringen sollte.

An Bord hatte ich noch Muße; unendlich lange und viel wurde aufgeladen, und rasch drängten sich jetzt im Augenblicke des Abschieds die Erlebnisse und Gedanken über Kalymno zusammen. Würde es jeder so schön finden, jeder so befriedigt es verlassen wie ich, vorausgesetzt, daß er auch die wohlthuende und unterstützende Gastfreundschaft liebenswürdiger Freunde genossen? Gewiß, jeder, der an Formen und Farben der Natur sich freut. Zwar fehlt der Wald, es fehlen die saftgrünen Wiesen, aber da ist das ewig wechselnde und ewig schöne Meer, da heben sich im reinen Äther so kühn und frei die schroffen Kalkgipfel empor, und die untergehende Sonne wirft violette Schatten über die tiefen Schluchten. Und im Kleinen wie viel Anziehendes! Die von dem Feigenbaum überschattete, halbverfallene Mauer, die einsam stehende Palme, des Aloe üppige, gewundene Formen! Dabei ist wenig Armut und Elend auf der Insel. Von den Einnahmen des Schwammhandels erhält die türkische Regierung einen gewissen Prozentsatz, im übrigen hat die Gemeinde ihre eigene Verwaltung, und sie ist begütert genug, um ihre Schulen allen unentgeltlich zu öffnen, ihren Mitgliedern die Ärzte zu besolden! Ihr Geschäft führt die Männer auf das Meer, ihre Muße auf die Jagd, dort wächst ihr Mut und ihre Entschlossenheit, hier lernt jedes junge Geschlecht die Heimat kennen und lieben.

Digitized by Google



Litterarische Mitteilungen.

Neuere Afrikalitteratur.



Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Von Dr. Karl Peters. (München u. Leipzig, R. Oldenbourg.) — **Zehn Jahre in Äquatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha.** Von Major Gaetano Casati. Zwei Bände. (Bamberg, C. C. Buchnersche Verlagsbuchhdlg.) — **Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas vom Kongo zum Zambesi während der Jahre 1886 und 1887.** Von H. v. Wißmann. (Frankfurt a. d. Oder, Verlag der Königlichen Hofbuchdruckerei Trowitzsch und Sohn.)

Unmittelbar nacheinander erschienen vor einigen Monaten die vorgenannten Werke, welche die gebildete Welt mit großer Spannung erwarten durfte. Das letzte Werk Stanleys hatte in Bezug auf Emin Pascha und die Verhältnisse der Äquatorialprovinz die öffentliche Meinung weit eher verwirrt als aufgeklärt; die ungeheuren Opfer seiner Expedition auf dem von ihm eingeschlagenen Wege ließen das Unternehmen der deutschen Emin-Pascha-Expedition, welche ihrerseits den von Stanley einfach als unpassierbar bezeichneten Weg von Osten her durch die Massailänder eingeschlagen hatte, und ihre Erfolge in um so hellerem Lichte erscheinen, während andererseits von dem Casatischen Buche eine Aufklärung der Verhältnisse in der Äquatorialprovinz erwartet werden durfte.

Das Werk von Dr. Peters rechtfertigt in jeder Beziehung die Erwartungen, welche man an den durch seine früheren kleinen Reisen, durch seine Kühnheit bekannten Expeditionsführer stellen durfte. Wenn auch das eigentliche Ziel der Expedition, die Unterstützung Emin Paschas, nicht mehr erreicht werden konnte, so behält die Expedition doch den Ruhm, nach zwei Seiten hin durchaus bahnbrechend für spätere Afrikareisen gewirkt zu haben. Einmal ist nach der praktischen Seite hin durch die deutsche Emin-Pascha-Expedition das von früheren englischen Reisenden überkommene und immer ängstlich gewahrte Expeditionsschema über den Haufen geworfen worden, und es ist zweitens auf geographischem Gebiete die Möglichkeit der Durchquerung von Gebieten bewiesen worden, welche bisher durch ihre Natur oder die ihrer Bewohner für unpassierbar galten.

Man hat es versucht, die Verdienste der Petersschen Expedition zu verkleinern, indem man behauptete, gerade die geringe Menschenzahl der Expedition habe ermöglicht, was einer großen Expedition unmöglich gewesen wäre; aber das vorliegende Werk beweist ganz etwas anderes. Gerade bei der Route, welche Peters wählte und deren Gangbarkeit durch ihn erwiesen wurde, steht die Machtfrage in allererster Linie; Proviantschwierigkeiten finden sich dauernd nur an wenigen Stellen und sind auch dort gerade bei größeren Expeditionen leichter zu vermeiden. Die Initiative des nur von einem europäischen Genossen, Herrn Lieutenant v. Tiedemann, unterstützten Führers, die eiserne Disciplin, welche alle Glieder der Expedition zu einem leicht beweglichen, kompakten Ganzen verschmolz, das felsenstarke Bewußtsein einer nationalen Ehrenaufgabe, welche nur Erfüllung oder Untergang als Alternative zuließ: das waren die Faktoren, welche den Gang der Expedition bestimmten und regelten.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich der Expedition infolge der Machinationen der in ihrem Expansionsgelüst sich bedroht fühlenden englisch-ostafrikanischen Gesellschaft entgegenstellten, brauchen nicht mehr aufgezählt zu werden: sie sind weltbekannt geworden, und gerade diese Schwierigkeiten waren es, auf denen sich der schließliche mächtige Erfolg aufbaut. Ohne Tauschartikel, ohne all den weitläufigen Apparat, welcher traditionell zu jedem von der Ostküste anzutretenden Vormarsch ins Innere gehört und welchen der

Digitized by Google

stets überschätzte Stanley in seinem ersten Werk so überaus peinlich beschreibt, mit einer Handvoll Leuten, deren Zuverlässigkeit sich erst erweisen sollte, deren Anwerbung lediglich in richtiger Schätzung der ethischen Eigenschaften ihres Stammes geschah, ohne jede Aussicht, ein einigermaßen brauchbares Trägermaterial zu erhalten, an einem Punkt der Küste endlich landend, von wo aus bisher nur mit riesigen Mitteln und auf lächerlichen Umwegen eine Erreichung des Viktoria Nyanza für möglich galt — während hier größte Schnelligkeit geboten war —, sah sich Peters, selbst solange er noch auf ein Eintreffen der Nachhut unter Kapitänlieutenant Rust und Oskar Borchardt hoffen durfte, vor einer Aufgabe, vor welcher Stanley trotz günstigster Verhältnisse zurückgeschreckt war, ja deren Durchführung er für unmöglich erklärt hatte.

Im großen Ganzen lassen sich an dem Werk, an welchem von vornherein große Klarheit der Darstellung gerühmt werden muß, vier Abschnitte unterscheiden. Der erste derselben umfaßt in Kapitel eins bis fünf die Vorgeschichte der Expedition, alle in den vorstehenden Ausführungen gegebenen Gesichtspunkte, sowie die Thatsachen, welche zu ihnen führten in der Zeit, in welcher die Expedition von Witu aus an den Tana und dann teils längs, teils auf dem Strom bis zu dem Gallasultanat Oda Boru Ruwa (ca. 0 Grad 35 Min. S., 39 Grad 28 Min. O.) marschierte. Nachdem Peters hier etwa vier Wochen, vom 24. September bis 20. Oktober, gelagert hatte, um die Nachhut zu erwarten — welcher Zeitraum zur Anlegung einer Station und zur Unterwerfung der Gallas unter deutsche Oberhoheit ausgenutzt wurde —, reifte in ihm der Entschluß, da in keiner Weise irgend welche Nachricht von der Nachhut zu erlangen war, den Vorstoß mit seiner kleinen Macht durch die Massailänder zu unternehmen.

Es beginnt damit der in geographischer, ethnologischer und praktischer Hinsicht hochinteressante zweite Teil des Werkes (Kapitel sechs bis acht). Gleich die ersten Tagesmärsche bieten geographische Ausbeute: die Inselwelt des Tanamittellaufes von Galamba bis Hargazo (von der Heydt-Inseln), das Nichtvorhandensein des bis jetzt auf den Karten figurierenden Nebenflusses Kiloluma, welcher sich als bloße Gabelung des Tana beziehungsweise als ein Wasserfall (Hofmannfall) bei Hargazo darstellt, die Feststellung der Schiffahrtsgrenze auf dem Tana bei Hargazo, die Entdeckung eines vom genannten Orte nach Nordnordwest laufenden mächtigen Höhenzuges (Kaiser-Wilhelm-Berge), sowie der Bennigsen-Kette auf dem linken Tanaufer von ca. 38 Grad 40 Min. bis 37 Grad 50 Min. O., die Konstatierung der terrassenförmig bis zur Höhe von 2200 Metern im Leikipia-Plateau jenseit Kikuyu ansteigenden Hochebenenbildung, deren Centrum nach Peters die vulkanischen Ausbuchtungsstellen des Baringogebietes sind und welcher die sehr gleichartigen Kegelbildungen des Kenia, des Subugu la Poron, des Tschibcharagnani und des Elgon aufgesetzt sind und in deren Mitte der erloschene, zum See gewordene Krater Baringo liegt, die Auflösung des Tana in eine Reihe wilder Gebirgsbäche und Stromschnellen, die Entdeckung des Augusta-Viktoria-Falles auf 37 Grad 32 Min. O., des Karl-Alexander-Falles 37 Grad 27 Min. O. und so fort.

Als ethnographische Ausbeute ist die Festlegung des Murdoilandes (wenigstens Ost-, West- und Nordgrenze), ferner der Verkehr mit den Wandorobbostämmen, den Wakamba, Wakikuyu, den Mbeleuten, Wadsagga u. s. w. zu betrachten, ein Verkehr, welcher allerdings vielfach den Gebrauch des Hinterladers erheischte. Anfang Dezember erreichte die Expedition das Land Kikuyu und am 9. Dezember erschien zum erstenmal die siebenzackige Schneekrone des gewaltigen Kenia im Norden. Am 10. Dezember erfolgte der Übergang über den Marawa, einen Zufluß des Tana (hier Sagana genannt) bei einem Orte Konse in ungemein bevölkerter und hochkultivierter Landschaft, und mit diesem Übergang wird der Tana dauernd verlassen, die Expedition tritt in das Leikipia-Plateau, in das Land der gefürchteten Massais ein. Es würde zu weit führen, hier die Wechselfälle dieses überaus schwierigen, gefährlichen, unter endlosen Kämpfen zurückgelegten Marsches zu schildern, auf die Schilderung der mächtigen Stämme, der gefürchteten Kriegervölker der Massais einzugehen; der Leser möge an Ort und Stelle den hochinteressanten Ausführungen folgen, möge die Gefahren und ihre Besiegung, die Seelenkämpfe des Führers, die Thaten seiner kleinen Mannschaft in meisterhafter Schilderung mitdurchleben.

Am 1. Januar 1890 befindet sich die Expedition auf 8000 Fuß Höhe; von hier beginnt der Abstieg aus dem Leikipia-Plateau; am 5. Januar wird der Baringosee erreicht, der Ausmarsch aus den Massailändern ist nahe. Aber noch sind Kämpfe nötig. Die Wakamasia, die Wa-Elgejo (Massaistämme) müssen mit Waffengewalt zu friedlichem Verkehr gezwungen werden, bis endlich das üppige, reichbevölkerte Kavirondo, bis das Ufer des Viktoria erreicht ist, wo die Expedition zuerst auf europäische Spuren, auf die große englische Expedition Jacksons trifft, welcher sich seit Monaten in Kwa Sundu aufhielt, ohne weder einen Vormarsch nach Uganda noch nach Emins Provinz zu unternehmen, obgleich er über fünfhundert mit Remingtongewehren bewaffnete Leute verfügte.

Digitized by Google

Hier beginnt der dritte Teil des Werkes. Was Jackson mit seiner großen Macht nicht wagte, unternimmt die deutsche Emin-Pascha-Expedition trotz ihrer geringen Menschenzahl, und zwar zunächst einen Vorstoß nach Unioro, um direkt nach Emins Provinz zu marschieren. Aber schon nach wenigen Märschen trifft eine Gesandtschaft vom Msalme von Uganda ein und Peters erfährt, daß Emin mit Stanley abgezogen, daß alle die unendlichen Mühen, Gefahren und Kämpfe umsonst gewesen. Wahrhaft eine Ironie des Schicksals, eine Tragik ohne gleichen. Aber dennoch soll die deutsche Emin-Pascha-Expedition nicht umsonst gewesen sein; das Schicksal kann den Führer beugen, aber nicht brechen; sein Entschluß ist gefaßt — wenigstens soll das Kulturcentrum, die Stätte christlichen Wirkens am Viktoria, dem Herzen Afrikas, gerettet werden: auf zur Unterstützung der christlichen Partei in Uganda! Und hier ist es der heldenmütigen kleinen Schar vergönnt, den wohlverdienten Triumph zu feiern, die große englische Macht in den Schatten zu stellen. Von allerhöchstem Interesse sind die Schilderungen der Kulturzustände und besonders der politischen Lage in Uganda, wo es gelingt, den deutschen Einfluß durchschlagend zur Geltung zu bringen, so daß sich ein dauerndes moralisches Übergewicht der deutschen Interessen erwarten läßt. Damit findet die Expedition einen voll befriedigenden Abschluß.

Der vierte und letzte Teil endlich führt uns vom Südufer des Viktoria, von der katholischen Missionsstation Ukumbi durch Usukuma, Irambo, durch das Gebiet der räuberischen Wagogo, welche wohlverdiente Züchtigung erfahren, nach der Küste, und ein wohlthuender, erhebender Ausklang ist es, wenn es dem kühnen, vielgeprüften Führer vergönnt ist, in Mpwapwa dem Manne die Hand zu drücken, um dessenwillen er und sein Häuslein endlose Mühen ertragen: Emin Pascha, welcher — ein vollgültiger Trost — mit deutschen Offizieren und Soldaten, unter deutscher Flagge auf dem Vormarsch in das Innere begriffen ist.

Das Peterssche Werk gehört zu dem Besten, was die Afrikalitteratur unserer Tage aufzuweisen hat; es befriedigt im nationalen, im litterarischen und wissenschaftlichen Sinne. Die Ausstattung ist des Inhalts würdig.

Das Casatische Werk läßt sich im großen Ganzen ebenfalls in vier Teile zerlegen. Der erste desselben umfaßt die Thätigkeit Casatis vom Jahre 1879 bis Januar 1885; der zweite Teil umfaßt die Entwickelung der Ereignisse in der Äquatorialprovinz bis zum Abzuge Emins; in diesen zweiten Teil eingeschoben, behandelt der dritte den Aufenthalt Casatis in Unioro, während der vierte Teil den Rückmarsch zur Küste mit der Stanleyschen Expedition schildert.

Da über die Aufgaben, welche Casati nach dem Sudan führten, und über seine Thätigkeit daselbst bisher sehr wenig bekannt geworden ist, so sei es gestattet, dieselben hier in kurzem anzuführen. Unter dem Generalgouverneur Gordon verwaltete Gessi Pascha (Italiener) als Gouverneur den südwestlichen Teil des Mittelsudan mit der Residenz Wau. Gessi beantragte im Jahre 1879 bei der Redaktion des Esploratore in Mailand die Entsendung eines jüngeren, mit kartographischen Aufnahmen vertrauten Offiziers, welcher in Gessis Auftrage und mit seiner Unterstützung das Uëllethal erforschen sollte, das Gebiet des im März 1870 von Georg Schweinfurth zuerst gesehenen geheimnisvollen Stromes, — Obi, Kibali, Maqua, Uëlle, Tua, Obandschi — je nach den von ihm durchflossenen Gebieten genannt, entspringend in der äußersten östlichen Ecke der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, von den Tunguru-Bergen am Westufer des Albert Nyanza und seine Gewässer in den Kongo bei Mundja ergießend. — Diese Aufgabe übernahm der zu jener Zeit in der Redaktion des Esploratore beschäftigte, im selben Jahre aus der italienischen Armee ausgeschiedene Bersaglierikapitän G. Casati, geboren im Jahre 1838.

Casati verließ Italien im Dezember 1879 und begab sich über Suakim nach Khartum, von wo aus Gessi Pascha die weitere Ausrüstung übernehmen sollte. Aber die Verhältnisse im Sudan hatten sich inzwischen verändert; Gordon selbst war auf dem Wege nach Kairo; sein Vertreter Giegler Pascha glaubte wegen der an verschiedenen Stellen ausgebrochenen Unruhen und weil die Verbindung mit dem südlichen Sudan durch Pflanzenwucherungen auf dem Nil unterbrochen war, Casati zurückhalten zu sollen, so daß derselbe erst im Juli 1880 aufbrechen konnte. Gessi Pascha hatte den Reisenden ein halbes Jahr früher erwartet und stand seinerseits im Begriff, nach Khartum, beziehungsweise Kairo aufzubrechen, so daß er nicht mehr in der Lage war, Casati mehr als die notwendigste Ausrüstung für die nächste Zeit zu übermitteln. (Gessi Pascha starb auf der Reise nach Kairo in Suez.) Nichtsdestoweniger begab sich Casati schon anfangs September nach dem Felde seiner Thätigkeit, indem er über Amadi, Goza, Anzia, bei Butonga die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo überschreitend, das Uëllethal aufsuchte. Es beginnt nun für eine Reihe von Jahren ein Leben in Einsamkeit, Dürftigkeit und Gefahren unter wilden, durch keine Regierungsmacht im Zaume gehaltenen Völkerschaften, in Abhängigkeit von Negerfürsten ohne Unterstützung von außen her. Als einziger Lichtblick in diesem Leben ist ein Zusammentreffen Casatis

Digitized by Google

mit Dr. Junker bei den Abisangastämmen (Sultan Mambango) zu bezeichnen. Bis zum Jahre 1883 widmet sich der Reisende der Erforschung des Uëlle und seines Hauptzuflusses, des Bomokandi, sowie dessen Nebenflusses Nepoko. Im genannten Jahre besucht er zum erstenmal Ladó, die Residenz Emin Beys, auf dessen Nachricht hin, daß ein Dampfer von Khartum angemeldet sei. Nach kurzem Aufenthalt in Ladó reisen Casati und Emin, welcher letzterer das Land der Mombuttu besuchen will, um einige aufständische Negerfürsten zu züchtigen, wieder nach Westen ab. Über Wandi und Ndarfi begiebt sich Emin nach Tandia (Dendia), wo eine Besatzung zurückgelassen wird, dann nach Dungu, wo die Stationen Mondu und Dungu errichtet werden, endlich nach Mombuttu bis Belima und Tangasi. Die Sultane Mambanga und Baginde werden mit der Todesstrafe belegt, dann versucht Emin einen Weg von Ganga (am Oberlauf des Negokolo) nach Wadelai zu erschließen, als ihn die Nachricht von einem Aufstande im Gebiete des Rohl (linker Nebenfluß des Nil, Schillukstämme) erreicht und zur schleunigen Umkehr nach Ladó nötigt: es ist der erste Blitzstrahl in dem Sturme, der sich vom Bahr el Gazal heraufzieht, der Mahdiaufstand zeigt seine ersten Äußerungen. Casati bleibt in Mombuttu zurück in der Absicht, dem Lauf des Uëlle bis zur Mündung zu folgen. Wieder vergeht ein Jahr in Kreuz- und Querzügen; da treffen im Juni 1884 Briefe von Emin und Dr. Junker mit Nachrichten von höchster Wichtigkeit ein. Der Aufstand des Mahdi ist losgebrochen. Die Armee Mohamed Ahmeds lagert sechs Stunden von Dem Solyman; Lupton Bey, der Gouverneur, ist durch Derwische Mohamed Keremallahs, des Abgesandten des Propheten, zur Übergabe aufgefordert, Boten von Keremallah haben Emin über die Niederlage des General Hicks, über die Einnahme der Provinz Darfur, über die Erfolge des Mahdi im Mittelsudan, am Nil, verständigt, und — eine Versammlung der Offiziere in Ladó hat sich für die Übergabe der Äquatorialprovinz an den Mahdi ausgesprochen. Dr. Junker will nach dem Süden zur ostafrikanischen Küste aufbrechen und fordert Casati zum Abzuge auf.

Im Juli bricht Casati von den Ufern des Gadda (linker Nebenfluß des Uëlle-Kibali) auf, erst Ende August trifft er in Wandi ein und erfährt, daß Emin noch in Ladó ist, daß die Äquatorialprovinz gehalten wird. Aber erst im Januar 1885 entschließt sich Casati, den wiederholten Einladungen Emins und Junkers zu folgen, und bricht von Wandi nach Ladó auf, zu spät, um Junker noch zu erreichen. Damit beginnt seine Teilnahme an den Ereignissen in der Äquatorialprovinz.

Dies sind in kurzem die Aufgaben, denen Casati bei seinem Aufenthalt im Sudan lebte, und die historischen Thatsachen bis zu seiner Vereinigung mit Emin. Es ist allerdings nicht leicht, in dem Werke selbst dem historischen Gange der Ereignisse zu folgen. Der Stil ist überall etwas geschraubt; die Anschauungsweise, besonders wo es sich um Beurteilung von Personen und Verhältnissen handelt, spekulativ und infolgedessen durchaus subjektiv. Die Fülle der Beobachtungen, besonders über Völker und Sitten, aber auch in zoologischer, botanischer und geographischer Hinsicht ist eine sehr große, obwohl ein wesentlicher Teil aller dieser Beobachtungen sich bereits bei Schweinfurth und Dr. Junker vorfindet. Die Beurteilung der Negervölker und ihrer Fürsten ist weitaus zu wohlwollend; stellenweise wird der Stil bei solchen Gelegenheiten bombastisch. In einem krassen Gegensatz zu der Schreib- und Urteilsweise Casatis steht ein hochinteressanter Bericht Emins an den Esploratore (Casati I, S. 244—255) über die Äquatorialprovinz und die angrenzenden Länder. Jedes Wort bei Emin ist praktisch; jeder Gedanke zielt auf die Mittel, jene Länder der Civilisation zu erschließen und sie nutzbar zu machen, nirgends eine Spur von sentimentalen Betrachtungen, aber überall vollständige Klarheit.

Mit dem Eintreffen Casatis bei Emin beginnt die Entwickelung des großen Dramas in der Äquatorialprovinz, welches seinen teilweisen Abschluß in der Stanleyschen Entsatzexpedition gefunden hat. Naturgemäß konzentrierte sich das Interesse des deutschen Publikums bei der Erwartung des Casatischen Werkes auf diesen Teil; man glaubte die Verteidigung Emins gegen Stanley-Jephsonsche Beurteilung, die Klarlegung bisher gänzlich dunkler Punkte in den Jahren 1885 bis 1889 zu finden. Das Buch erfüllt diese Erwartungen nur zum geringen Teil.

Die Beurteilung der Maßnahmen Emins von seiten Casatis ist ebenso subjektiv und einseitig wie der größere Teil seiner übrigen Schlußfolgerungen. Man gewinnt aus seiner Beurteilung den Eindruck, als ob Casati sich mit den farbigen Offizieren Emins weit besser gestanden habe als mit dem Gouverneur selbst; es kommt zwischen beiden zur vollständigen Kälte, wobei Casatis Empfindlichkeit wegen Nichtbefolgung von Ratschlägen seinerseits stark zum Ausdruck kommt. Die Darstellung der Verhältnisse ist nicht geeignet, vollständige Klarheit zu schaffen. Das gespannte Verhältnis zwischen Emin und Casati kommt erst zur Lösung, als im Dezember 1885 Boten vom König von Unioro eintreffen, um den Wunsch des Königs darzulegen, er wolle einen Vertreter der Regierung in seinem Lande auf-

Digitized by Google

nehmen und gestatte den Durchgang der Korrespondenzen über Uganda, ein Ziel, welches Emin, da jede Verbindung nach Norden mit Ägypten abgeschnitten ist, dringend erstrebte. Im Jahre 1886 übernimmt Casati die Aufgabe, als eine Art Vertreter Emins sich nach Unioro zu begeben. Er verweilt dort bis zum Jahre 1888, aber es gelingt ihm nicht, den König Tschua zu festen Zugeständnissen zu bringen. Ein Spiel, wie die Katze mit der Maus, beginnt zwischen dem König und Casati. Kränkungen, Demütigungen, Auspressung, Heuchelei müssen ertragen werden. Im Juni 1887 fallen die Waganda mit großer Heeresmacht in Unioro ein, die Führer treten mit Casati in Verbindung. Er sagt selbst (Bd. II, S 70): „Wenn ich diesmal auf bequeme Weise von dem tyrannischen Könige hätte loskommen wollen, so hätte ein Wort, ein Wink meiner Hand genügt; ich wollte nur mit der Treue eines Gastes den ohne Unterlaß zu unserem Unheil gesponnenen Verrat erwidern.“ Ja, er rettet den König, indem er die Waganda in eine falsche Richtung weist. Der Erfolg zeigte, daß er den Interessen der Provinz und Emins, ja sich selbst einen sehr schlechten Dienst erwiesen hatte, denn König Tschua versucht bald nach dem Abzug der Waganda, sich des Südens der Äquatorialprovinz zu bemächtigen, und läßt später (Januar 1889) Casati gefangen nehmen, vollständig — selbst seine Tagebücher gehen verloren — ausrauben und zum Tode verurteilen. Auf wunderbare Weise gelingt seine Rettung an das Ufer des Albert-Sees, wo ihn Emin auf seinen Dampfer aufnimmt.

Die weitere Schilderung der sich immer mehr verwirrenden Verhältnisse in Emins Provinz, die Ankunft Stanleys, der Aufenthalt Jephsons bei Emin, der Abzug endlich nach der Ostküste Afrikas bilden den vierten und letzten Teil. Auch hier kann die Schilderung der Verhältnisse in der Provinz besonders durchaus nicht befriedigen. Casati selbst sagt zwar am Ende seines Buches: „Amicus Plato, magis amica veritas“; aber der Eindruck der Subjektivität bei allen seinen Urteilen über Personen und Verhältnisse überwiegt so stark, daß man von „veritas“ kaum sprechen kann. Im großen Ganzen ist das Buch in seinem ersten Teile wegen der zahlreichen Beobachtungen lesenswert, während die gekennzeichneten übrigen Teile für die Geschichte der Äquatorialprovinz und für die Beurteilung derselben im Jahrzehnt 1880/90 unentbehrlich sind.

Während man es bei diesen beiden Werken mit Autoren zu thun hatte, welche wenigstens auf dem Gebiete der Afrikalitteratur dem Publikum noch unbekannt waren, lassen sich an ein Werk von Wißmann nach seinen früheren Arbeiten ganz andere Erwartungen knüpfen. Man darf von vornherein ein Buch von Wißmann mit der Überzeugung in die Hand nehmen, daß man es mit einer gründlichen, trefflich geschriebenen Arbeit eines Forschers zu thun hat, welcher im Beobachten geschult, in seinem Urteil vorsichtig und präcise, in seiner Darstellung endlich klar und übersichtlich ist. Alle diese Bedingungen erfüllt auch das vorliegende Werk, obwohl der Verfasser selbst den Leser ersucht, es als eine schlichte Erzählung von Erlebnissen und Beobachtungen, nicht als wissenschaftlich durchgearbeitetes Reisewerk hinzunehmen.

Wißmann war nach einer kurzen Kur von Madeira im Januar 1886 an den Kongo zurückgekehrt, um — dem Dienste des Kongostaates noch für ein Jahr verpflichtet — im Balubalande, die günstigen politischen Verhältnisse benutzend, eine Stütze zu schaffen zu allen weiteren Unternehmungen im Süden des Kongostaates und dann von da aus nach Südosten und Nordosten, eventuell bis zu den östlichen Grenzen des Kongostaates den eingeborenen Stämmen ihr neues politisches Verhältnis bekannt und sie demselben geneigt zu machen. Er sollte ferner dem Gange der Sklavenjagden und des Sklavenhandels nachforschen und nach Möglichkeit entgegenarbeiten, endlich über den kulturellen Wert der südöstlichen Länder des Kongostaates berichten.

Wißmann hatte bei seiner Abreise aus dem Balubalande im Jahre zuvor den Stabsarzt Dr. Wolf als Vertreter zurückgelassen. Wolf hatte in Abwesenheit Wißmanns an der Einmündung des Luebo in den Lulua eine Station gegründet und dann die Erforschung des Sankurru, des Hauptnebenflusses des Kassai, unternommen, während die von Wißmann selbst gegründete Hauptstation Luluaburg (am Flusse Lulua) im Baschilangelande unter der Obhut des bewährten Technikers (früher Schiffszimmermanns) Bugslag geblieben war. Außer dem Sankurru wurde ein Teil des Lubi (Nebenfluß des Sankurru) von Wolf erforscht.

Am 12. April 1886 traf Wißmann mit Wolf zusammen, besuchte die Station am Luebo und Luluaburg und unternahm mit Wolf zusammen eine Expedition den Kassai aufwärts bis zu einer Reihe von Wasserfällen (Wißmannfälle), welche die Grenze für den Verkehr zu Wasser bilden. Von hier bis zu den Fällen des Vater Kongo unterhalb des Stanley-Pols, den Kongo aufwärts bis unterhalb der Stanley-Fälle, auf dem Sankurru und Lomami in direkt östlicher Richtung bis unweit von Nyangwe, vom Kongo aus nach dem Mubangi und Uëlle Schweinfurths und Junkers und auf den zahlreichen kleineren Nebenflüssen durchkreuzt ein viele Tausend Seemeilen sich ausbreitendes natürliches Kanalsystem das äquatoriale Afrika.

Digitized by Google

Dr. Wolf reiste am 28. Mai nach Europa zurück. Wißmann beschloß, da bis zur Ankunft seines früheren Dolmetschers Germano mit den nötigen Waren noch Monate vergehen mußten, zunächst die Verhältnisse in Lubuku, dem Baschilangelande, zu ordnen, indem er die einzelnen Häuptlinge der Stämme zu je fünf bis fünfzehn Dörfern, im ganzen fünfzig Häuptlingsfamilien unter das Sternenbanner stellte und alle unter dem seit Jahren als treu bewiesenen, mächtigsten Häuptling Kalamba vereinigte. An diese Thätigkeit schließt sich eine Expedition an den Oberlauf des Sankurru Lubilasch mit der Absicht, die Balunguvölker (Häuptling Kassongo-Tschiniama) zu besuchen. Der Weg dorthin führt zunächst durch die Gebiete von Lubuku am linken Ufer des Lulua bis Katende, dann nach Überschreitung des Lulua beim Lulumba-Fall in östlicher Richtung durch die Gebiete der Bena-Lokassu, der in zahlreichen Dörfern angesiedelten Bena-Bitanda, dann durch die Baqua-Kaniota in das Land der Baqua-Kalosch. Der Lukullafluß bildet die Grenze; hier hören die Baschilangevölker auf. Die Kalosch gehören bereits zu den reinen Baluba; sie wohnen in einzelnen Gehöften zerstreut, aber das Land selbst ist ungeheuer bevölkert. Da die Haltung der Bevölkerung eine durchaus feindselige war und die Macht Wißmanns nicht groß genug, um ein weiteres Vordringen über die Grenzen des Kongostaates hinaus ratsam erscheinen zu lassen, so mußte nach einer energischen Züchtigung der Baqua-Kalosch am Buschi-Maji, dem westlichen Quellfluß des Lubilasch, der Rückweg angetreten werden.

Am 16. November konnte endlich nach Eintreffen der Waren, nach dem Zusammenbringen der nötigen Träger u. s. w. und nachdem die Station an Kapitän de Macar übergeben war, die Hauptexpedition angetreten werden. Dieselbe bestand unter der Führung Wißmanns aus dem Lieutenant Le Marinel, dem vorher erwähnten Techniker Bugslag, den Baschilangeträgern und den Leuten Kalambas und Tschingenges in Gesamtstärke von cirka neunhundert Köpfen und mit fünfhundert Gewehren, meist Vorderladern, bewaffnet. Nach dem Übergang über den Lulua bewegt sich der Marsch nach Nord-Nord-Ost durch die Dörfer der Bena-Riamba unter durchaus freundschaftlichem Verhalten der Eingeborenen. Mit dem Überschreiten der Grenze von Lubuku, mit dem Eintritt in die Tschipulumbastämme beginnen bereits Streitigkeiten. Das Land zeigt, besonders nach dem Überschreiten des Lubudi, den Charakter der reinen Grassavanne. Nach Wißmanns Hypothese sollen diese welligen Prairien sich westlich des Gebietes des Lubilasch zwischen dem siebenten und fünften Breitengrade bis in die Kalundaländer ausdehnen. Im Gebiet der Bena-Lukoba wird großer Eisenreichtum und eine Menge schön gebauter Hochöfen gefunden. Das außerordentlich bevölkerte Gebiet der Baqua-Tschambeta steht im Handel mit den Bihéleuten, welche hier aufgekaufte Sklaven an die Bakuba zum Abschlachten verhandeln. Auf die offene Prairie folgt dichte Waldsavanne mit Urwaldparzellen. Die Wohnstätten der Eingeborenen beginnen denen der Baluba zu ähneln. Am Lubifluß wird Genugthuung für Räubereien der Bena-Niongo genommen; am Einfluß des Lubi in den Sankurru trifft die Expedition auf Lussambovölker (Bakete), einen wahrscheinlich durch die von Süden gekommenen Baschilange verdrängten Volksstamm. Nach dem Passieren des Gebietes der Bassongeländer auf dem rechten Ufer des Lubilasch gelangte die Expedition zu den Batetela, und hier treten zuerst jene interessanten, von den Lubuvölkern verdrängten Batuas, wahrscheinlich die Ureinwohner Centralafrikas, die nur 1,40 Meter hohen Zwerge auf. Die Wasserscheide zwischen Sankurru und Lomami wird im Dezember überschritten. In außerordentlicher Fülle finden sich überall Bemerkungen über Land und Leute eingestreut, welche den gediegenen Forscher, den ungemein geschulten Beobachter zeigen. Bereits am Lubefuflusse, der westlichen Grenze der vorher erwähnten Wasserscheide, zeigen sich die ersten Spuren des arabischen Vernichtungskampfes gegen die Eingeborenen. Das Land der Benecki, bei Wißmanns erster Reise ungeheuer bevölkert, mit kilometerlangen Dörfern besät, von Plantagen des fleißigen Volkes vollständig bedeckt, ist jetzt eine durch Mord und Brand vollständig entvölkerte Einöde. Die Plantagen sind von Dickicht überwachsen, Dörfer und Städte vom Erdboden verschwunden, die Bewohner in die Sklaverei weggeschickt oder zersprengt, ein Werk der Horden Tibbu-Tibbs, verstärkt durch die Kannibalenstämme der Bena-Kalebue. Von hervorragender Wichtigkeit ist das Entrüstung atmende Urteil Wißmanns an dieser Stelle über das Arabertum. Es heißt in dem Werke: „Die Schuld des Urhebertums dieser Greuel trifft ohne jede Frage den Araber, denn nur durch seine Initiative ward es möglich, immer weiter vorzudringen, immer weiter zu unterjochen, zu entvölkern, und daher muß, wenn man an Abhilfe denkt, wenn man den armen, wehrlosen Eingeborenen nachhaltig schützen will, das Arabertum in diesen Ländern ausgerottet werden mit Stumpf und Stiel, bevor es eine Macht erreicht, der wir Europäer des feindlichen Klimas und der Entfernung wegen nicht mehr gewachsen sind, wie dies im Süden der Fall war. Es war hohe Zeit, daß bald nach den bösen Tagen, über die ich hier be-

Digitized by Google

richte, schärfer vorgegangen wurde gegen die afrikanische Pest, und mir speciell gewährte es eine hohe Genugthuung, daß ich berufen war, beim Niederschlagen des Aufstandes der Araber in Ostafrika an der Küste, von der aus die Hauptanregung zu den beschriebenen Greueln ausgeht, den empfindlichsten Schlag zu führen.

Wenn auch die Flotten Englands und Deutschlands den Export der meist aus diesen Gegenden des centralen Afrikas verschleppten Sklaven verringern, so schneidet doch erst die Besetzung der Küstenplätze und der großen Handelsstraßen dem Sklavenhandel und damit der Sklavenjagd die Zukunft ab. Jetzt, wo ich dies niederschreibe, ist vieles schon geschehen, jedoch noch sind die Operationsbasen der Sklavenhändler im Inneren Tabora, Udjidji und Nyangwe Absatzgebiete für Sklaven. Noch lebt Tibbu-Tibb, wüten Muini Muharra und andere Sklavenjäger verderbenbringend gegen die ihnen wehrlos gegenüberstehenden, nur mit Speer und Bogen bewaffneten Eingeborenen. Noch ist viel zu thun übrig zum Schutze der Freiheit und des Lebens von Millionen harmloser Kreaturen; noch ist es möglich, daß vom Sudan der Araber südlich vom Äquator verstärkt wird. Aber Deutschland ist doch schon gerüstet zu weiterem Schutz, schon bereit, einer von Norden drohenden Vermehrung der Gefahr Halt zu gebieten, und ich hoffe, daß, ehe noch dieser Ausdruck meiner tiefsten Empörung dem Leser vorliegt, ich schon wieder die Arbeit aufgenommen habe, deren Endzweck, die Befreiung des äquatorialen Afrikas von der Pest des Arabertums, mein Lebensziel geworden ist."

Nur wenige Stämme haben den Mut, sich den arabischen Horden entgegenzustellen. Am 4. Januar 1888 gelangte die Expedition in die Nähe eines Lagers der Häuptlinge Lupungu und Mona-Katesa. Viele Tausend Menschen, von denen cirka dreihundert mit Gewehren bewaffnet (Bassongevölker), finden sich hier vereinigt. Nur zwei Tagereisen entfernt liegt ein starker Trupp Tibbu-Tibbs, um dieses Lager anzugreifen. Wißmann sah ein, daß sein Auftrag nur ausführbar sei, wenn er auf irgend eine Weise die Raubzüge der Araber von Nyangwe aus verhinderte oder wenigstens beschränkte. Er beschloß daher, das arabische Lager aufzusuchen, und damit tritt die Expedition in eine entscheidende neue Phase.

Das arabische Lager stand unter dem Befehl des kaum zwanzigjährigen Mischblutarabers Said. Mehr als dreitausend Menschen mit sechshundert Gewehren waren hier versammelt, zum überwiegenden Teil östliche Kalebue, Kannibalen, die Hetzhunde der Araber. Empörende Scenen spielten sich fortwährend im Lager ab. Der Führer Said beispielsweise übt sich an Gefangenen im Pistolenschießen und überläßt die Getöteten den Kalebues. Das ganze Lager ist mit fauligen Überresten abgeschlachteter Menschen umgeben. Da Wißmann sich seiner geschwächten Baschilange nicht weiter als bis zum Lubilasch bedienen konnte, so beschloß er in Nyangwe sich neu zu rekrutieren in der Hoffnung, auf die Araber gleichzeitig in humanitärem oder politischem Sinne wirken zu können. Allein die Verhältnisse hatten sich außerordentlich zu Ungunsten verändert. Tibbu-Tibb war auf der Reise nach Zanzibar und wurde durch seinen Sohn Bana Sesu vertreten. Von den alten, von früher mit Wißmann befreundeten Arabern befand sich nur Famba (Djuma-Merikani) in Nyangwe. Kurz zuvor war die Station Stanley-Falls von einem Vetter Tibbu-Tibbs erstürmt und ein Weißer dabei getötet worden. Die Station war geräumt. So war denn die Aufnahme Wißmanns bei den Arabern Nyangwes eine mehr als kühle, ja man betrachtete ihn als Geisel für Tibbu-Tibb, für dessen Sicherheit man besorgt war. So war es fast als eine Gunst anzusehen, daß die Araber den Abzug des Lieutenants Le Marinel mit den Baschilange gestatteten. Bei Wißmann blieb nur der treue Bugslag, zehn Küstenneger und zwanzig freigekaufte Balubasklaven. Die weiteren Wißmann gestellten Aufgaben müssen als gescheitert angesehen werden. Es bleibt nur der Vormarsch über den Tanganyka nach der Ostküste übrig, welchem nach dem Eintreffen der Nachricht, daß Tibbu-Tibb ungefährdet sich in Zanzibar aufhalte, von den Arabern nichts in den Weg gelegt wird. Nach der Überzeugung Wißmanns bereitete sich schon damals der arabische Aufstand in Deutsch-Ostafrika und zwar als Teil eines Aufstandes gegen die Europäer überhaupt vor. Am Tanganyka-See in der englischen Missionsstation Kavala erholt sich der kühne Reisende, läßt die Balubasklaven als Freikolonie zurück und schlägt, da in der Gegend von Tabora Krieg ausgebrochen ist, den Weg nach dem Süden, zunächst über den Tanganyka zu Wasser, dann auf dem Landweg zum Nyassa, endlich über den Nyassa, Schire, Zambesi und Quaqua nach Quilimane ein, von wo er nach Zanzibar und Europa zurückkehrt.

Wie schon oben bemerkt, ist das Werk, von dem wir hier nur eine kurze Inhaltsangabe geben können, außerordentlich reich an interessanten Beobachtungen und Urteilen. Die beigegebenen Karten unterstützen, obwohl man sie etwas größer wünschen könnte, außerordentlich die Lektüre des Buches, welches allen Freunden der Afrika-Litteratur auf das dringendste empfohlen werden kann.

Paul Neubaur.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

Das Denken im Lichte der Sprache. Von F. Max Müller. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Das großartige Werk „The science of thought“, welches der berühmte Sprachforscher noch Ludwig Noiré gewidmet hat, liegt in einer mustergültigen, von Engelbert Schneider besorgten und von dem Verfasser selbst durchgesehenen Übersetzung vor uns. Es bildet im Verein mit dem noch in Aussicht gestellten Werke „Die Wissenschaft der Mythologie“ gewissermaßen das Testament unseres großen Landsmannes, der ja in Oxford stets ein Deutscher geblieben. An seinem Lebensabende zieht Max Müller aus seinem so erfolgreichen Wirken das Facit und sucht einerseits durch die Ergebnisse der Sprachwissenschaft das Geheimnis des menschlichen Denkens aufzuklären, andererseits durch eine Analyse des subjektiven und des objektiven Mythus die Gottesidee zu rechtfertigen. Das erste Problem findet in dem obigen Werke seine eingehende Behandlung, gestützt auf die Ansicht, daß Reden und Denken, Sprache und Vernunft, Wort und Begriff das Nämliche sind, nur von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet. Mag man diese Ansicht für ein weiteres oder für ein engeres Gebiet unseres Innenlebens zugeben — ganz verwerfen wird sie kein Verständiger —, jedenfalls wird man sich gegenüber der Fülle tiefgreifender und weitführender Untersuchungen und Anregungen, welche uns Max Müller hier bietet, nur als dankbarer Schüler empfinden können, nicht als kritischer Beurteiler. Die Form der Darstellung ist eine so glückliche, daß dies Buch, welches die tiefsten Fragen der Erkenntnistheorie behandelt und die einschlägigen Probleme an den 121 Grundwurzeln des Sanskrit erörtert, jedem Leser empfohlen werden kann, der die Mühe eines eigenen Nachdenkens nicht ganz und gar scheut.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. (Breslau, Eduard Trewendt.) — Das „Handbuch der Botanik“, dessen Vorrede im Jahre 1878 von dem Herausgeber Professor Dr. Schenk unterzeichnet wurde, ist nunmehr im Jahre 1890 abgeschlossen worden. Der vierte Band, mit welchem das weit angelegte und gut durchgeführte Werk endet, enthält „Die fossilen Pflanzenreste“, bearbeitet vom Herausgeber Professor Dr. Schenk, und „Die Pilze“, bearbeitet vom Professor Dr. Zopf. Einer der Mitarbeiter, Dr. H. Müller (Lippstadt), der geniale Schüler Darwins, ist nicht mehr unter den Lebenden: seine geistreiche Abhandlung „Die Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insekten“ eröffnete den ersten Band des nun vollendeten Handbuches der Botanik. Auch sonst schreitet die Encyklopädie rüstig vorwärts: das „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie“ ist beim Buchstaben P angelangt (sechster Band), desgleichen das „Handwörterbuch der Chemie“ (achter Band), während das „Handbuch der Physik“ in seinem ersten Bande augenblicklich bei der Wellenlehre, bei den Transversal- und Longitudinal-Schwingungen ꝛc. steht.

Die Grundlehren der Psychologie und ihre Anwendung auf die Lehre von der Erkenntnis. Von Dr. L. Ballauff. (Köthen, Otto Schulze.) — Vorliegendes Buch ist die zweite Auflage der bekannten „Elemente der Psychologie“. Es ist ein schöner Beweis dafür, daß man altern kann, ohne zu veralten. Die gesunde Grundlage, welche Herbart in der Zeit der Schelling-Hegelschen Begriffstänze für die Psychologie geschaffen, ist dem Verfasser ein unverlierbarer Besitz geblieben, aber dieser Besitz erscheint hier bereichert durch das wissenschaftliche Material auf dem Gebiete der Psycho-Physiologie, welches uns die letzten anderthalb Decennien gebracht haben. Eifrig und vorurteilsfrei hat der bejahrte Verfasser alle die Regungen beobachtet, welche aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete in letzter Zeit so reichlich nach dem Felde der Psychologie hinüberweisen, und hat dieselben im Verein mit den Leistungen der Psycho-Physiologie auf seiner Grundlage zu einem Ganzen gestaltet. Die Vorrede macht in ihrer anspruchslosen und wahrhaften Art den Verfasser von vornherein zu einem Freunde des Lesers, und diese Freundschaft wird bei der Lektüre des Buches fester und fester.

Stammbaum der Philosophie. Von Professor Dr. Schultze. (Jena, Friedr. Maukes Verlag.) — Das vorliegende Werk des bekannten Lehrers der Philosophie an der Technischen Hochschule zu Dresden will eine Ergänzung zu den Kompendien der Geschichte der Philosophie sein, indem es in Gestalt von Tafeln und Schematen den Zusammenhang der philosophischen Systeme untereinander und die wesentlichen Gedanken eines jeden einzelnen Systems wie in mathematischen Formeln vor Augen führt. Wir können diesen „Bädeker für das Land der Philosophie“, welcher auf Anregung von Gillis in St. Petersburg entstanden ist, angelegentlichst empfehlen, sowohl zur Vorbereitung auf eine Reise, als auch während derselben, besonders aber für eine

Digitized by Google

nachträgliche Gestaltung und Verarbeitung der Eindrücke am heimischen Herde.

Eduard v. Hartmanns Philosophie und der Materialismus in der modernen Kultur. Von Dr. Arthur Drews. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Das Büchlein ist im wesentlichen ein Wegweiser für diejenigen, welche mit Hartmanns Philosophie bekannt werden wollen; es giebt kurze und klare Analysen der Werke des Philosophen des Unbewußten und betont besonders, wie Hartmanns Pessimismus mit dem Quietismus Schopenhauers und der indischen Philosophie gar nichts zu schaffen hat, sondern durchaus modern, so zu sagen naturwissenschaftlicher Art ist. Wenn übrigens ein Werk wie die „Philosophie des Unbewußten" heute als stattliches, reich vermehrtes, dreibändiges Werk in zehnter Auflage vorliegt, so ist dies der beste Beweis dafür, daß der Sinn für Philosophie bei dem philosophischsten aller Völker doch noch nicht abgestorben ist, daß die Ausländer wie Comte, Stuart Mill zc. wohl neue Anregungen, aber keine Befriedigung für denjenigen Deutschen zu gewähren vermögen, dem durch Kant und die Indier erst die Augen geöffnet wurden über das Wesen der Dinge, über so unscheinbare Worte z. B. wie Raum und Zeit.

* * *

Aus meiner Studienmappe. Beiträge zur litterarischen Ästhetik und Kritik von Friedrich Spielhagen. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.) — Unter diesem symbolischen, leicht verständlichen Titel veröffentlicht der berühmte Erzähler eine Reihe von Aufsätzen, welche, mit wenigen Ausnahmen, zwar schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden sind, aber doch um ihres Verfassers willen und des Geistes, der aus ihnen spricht, dauernde Beachtung verdienen. Der Stil ist der Mensch, sagte Buffon; nun schon aus dem glänzend rednerischen Pathos der Sprache, dem eigentümlich unruhigen Satzbau müßte man bei diesen Aufsätzen auf den großen Dichter schließen, auch wenn sein Name nicht auf dem Titel stünde, und man nur einen einzigen seiner Romane kennte. Noch mehr aus dem mannigfaltig wechselnden Inhalt. Mag Spielhagen über Produktion, Kritik und Publikum, über Wahrscheinlichkeit in der Dichtung, eine kleine oratio pro domo, reden, mag er uns in der Premiere einen kleinen platonisierenden Dialog vorführen, an dem das künstlerische Beiwerk das Bestechendste ist — überall, auf jeder Seite weiß Spielhagen zu fesseln, selbst den, welcher auf anderem, vielleicht nicht minder berechtigtem Standpunkte steht. Der wertvollste Teil des Buches ist wohl das Kapitel: Edgar Poe gegen Henry Longfellow. Was vielleicht dem jüngeren Geschlechte seltsam vorkommt, ist der verschwenderische, wirklich fabelhafte Verbrauch von Fremdwörtern, obwohl Spielhagen selbst seinen Premierehelden einmal dagegen eifern läßt.

* * *

Wilhelm Siemens. Von William Poll. (Berlin, Julius Springer.) — Ein Buch für unsere Zeit! Wie Wilhelm Siemens, der Bruder unseres Werner v. Siemens, auf fremdem Boden durch eigene Kraft geworden, was er geworden, das wird hier in schlichter, aber eindrucksvoller und lehrreicher Weise geschildert. In der Einleitung wird die Frage erörtert, warum Lebensbeschreibungen von Ingenieuren Beachtung beanspruchen dürfen, und zunächst darauf hingewiesen, daß schon das Wort Ingenieur nicht etwa bloß einen Mann bezeichnet, der mit Maschinen zu thun hat, daß es vielmehr einen Mann bezeichnet, der seine geistigen Kräfte in Thätigkeit versetzt, um irgend welche Mittel zur erfolgreichen Ausführung irgend einer ihm gestellten Aufgabe ausfindig zu machen, und daß ein Ingenieur im besonderen die Kunst verstehen muß, die großen Kraftquellen in der Natur zum Nutzen und Frommen der Menschen zu lenken. Sir William Siemens war jedenfalls ein Ingenieur im besten Sinne des Wortes: Wärme und Elektricität waren die beiden Gestaltungen der natürlichen Energie, welchen er seine geistige Arbeit zuwandte. Sein Leben war ein Leben des beständigen Denkens, dadurch auch ein Leben beständiger Thätigkeit mit ständigen Erfolgen gekrönt. Solch ein Leben ist aber ein Vorbild für jeden.

* * *

Der Grundfehler der herrschenden Weltanschauung. Von A. Nothnagel. (Berlin, F. u. P. Lehmann.) — In vielen Dingen wird man dem Verfasser recht geben, in sehr vielen aber nicht. Eigentlich giebt er eine Darstellung seiner philosophischen Weltanschauung, deren doktrinärer Ton für andere Leute, die auch nicht auf den Kopf gefallen sind, hin und wieder seltsam wirkt. Erstaunlich viel verlangt er vom Menschen in Bezug auf seine geistige Selbstbeschränkung: weil Herr Nothnagel findet, daß der Menschengeist über die und die Dinge nie klar werden wird, so soll er sein sogenanntes metaphysisches Bedürfnis mit Stumpf und Stiel ausrotten ... Wollten doch alle Weltverbesserer bedenken, daß es mit der Welt am besten stünde, wenn jeder Mensch mit der Besserung bei sich selber anfinge!

* * *

Digitized by Google

Blumenmärchen. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Dr. med. R. Teuscher. (Jena, Hermann Costenoble.) — Die eigentümliche Widmung des Buches lautet: „Den künftigen Kindern meiner jetzigen Kinder, damit sie eines Tages erfahren, daß ihr Großvater in seinem Alter wieder zum Kinde geworden war!" Möge nur niemand diese Zeilen des bekannten Physiologen ernst nehmen. Gewisse Sagen über Entstehung einzelner Blumen bei Griechen und Römern leben noch heute: in ganz ähnlicher, oft phantasievoller Weise berichtet uns Mantegazza Märchen von gerade sechzig verschiedenen Blumen. So mannigfaltig die Variationen sind, mit denen jedes neue Blumenmärchen vorgeführt wird, der Verfasser hätte gut gethan, sich auf zwanzig bis fünfundzwanzig Geschichten zu beschränken. Deutschen Lesern, die an Kunstmärchen überhaupt nur mit Vorsicht herangehen, wird hier zu viel des Süßen — und auch Süßlichen geboten! Immerhin werden poesievolle Mädchengemüter an dem Buche Gefallen finden; wo gröbster Naturalismus sich breit zu machen sucht, wird immer gerade die zarteste Phantastik ihr Haupt erheben. So gleicht sich das Lesebedürfnis aus. Man kann Mantegazzas Blumenmärchen belächeln, wie man Puppen belächelt, aber verwerfen, verdammen darf man sie nicht: auch diese Gattung, als solche, gehört zum Reiche der Poesie.

* * *

Sing- und Sprechgymnastik. Der Weg zur Meisterschaft in der gesanglichen und rednerischen Vollverwertung des Stimmorgans. Dargestellt von G. G. Weiß. Mit neunundvierzig in den Text eingedruckten Illustrationen. (Berlin, Hermann Paetel.) — Das Werk, durchaus wissenschaftlich, auf Grundlage der anatomisch-physiologischen Kenntnisse über den menschlichen Stimmapparat, wird nicht bloß dem Sänger, sondern auch allen denjenigen, die der Kunst der Rede bedürfen, vortreffliche Dienste leisten. Die erste Abteilung: die anatomisch-physiologische Begründung und Veranschaulichung der gymnastischen Stimmkultur, setzt freilich schon recht gebildete Leser voraus; wer nur praktisch lernen will, dem dürfte indessen der zweite Hauptteil ein reichliches Material zur Verfügung stellen. Mit den üblichen Gesangschulen darf übrigens diese, wie gesagt, gediegene Leistung von wissenschaftlichem Werte nicht auf eine Stufe gestellt werden.

* * *

Deutscher Nationalkalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volkstums. Herausgegeben von Karl Pröll. (Berlin, Hans Lüstenöder.) — Das zierlich ausgestattete Werkchen bietet einen Sammelpunkt für die Bestrebungen des allgemeinen deutschen Schulvereins und verdient wegen seiner idealen Ziele die weiteste Verbreitung. Von den Beiträgen seien hervorgehoben: „Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika" von Vormeng; „Die Brasilianische Frage" von Erwin Bauer; „Die letzten Lebensjahre Robert Hamerlings" von P. K. Rosegger; „Bischof Dr. Teutsch" von Karl Pröll u. s. w. Dahn hat zwei formschöne Gedichte beigesteuert; von sonstigen lyrischen Beiträgen ist zu nennen das „Deutsch-österreichische Vaterland" von Oskar Linke; nur muten die ersten beiden Zeilen etwas seltsam an; aber bei derartigen Gelegenheitspoesien pflegt man ja mit der wackeren Gesinnung fürlieb zu nehmen.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender	2) mit fortlaufender
Bandzahl.	**Jahreszahl.**



Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's
Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß
des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.




Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Erste wohlfeile Lieferungsausgabe
von

Arthur Schopenhauer's
Sämmtlichen Werken.

Die Verlagshandlung der Originalausgaben von Arthur Schopenhauer's Werken hat sich zu dieser

ersten wohlfeilen Lieferungsausgabe
in 45 wöchentlichen Lieferungen (von je 5—6 Bogen)
zum Preise von 40 Pf. für die Lieferung

entschlossen, um diese Werke den weitesten Kreisen des deutschen Publikums zugänglich zu machen.

Schopenhauer's Sämmtliche Werke werden bei ihrem jetzigen wohlfeilen Preise sicherlich allen denen willkommen sein, welche den ganzen Schopenhauer kennen lernen wollen. Diese werden sich nicht mit einer „Auswahl" begnügen können, zumal Schopenhauer selbst erklärt hat:

„Ich mache die Anforderung, daß wer sich mit meiner Philosophie bekannt machen will, jede Zeile von mir lese .... Deshalb also darf, wer von mir lernen und mich verstehen will, nichts, das ich geschrieben habe, ungelesen lassen."

Die Originalausgaben von Schopenhauer's Werken zeichnen sich außer durch ihre Vollständigkeit durch deutlichen Druck und gute Ausstattung aus; sie sind nach den von Schopenhauer selbst veranstalteten Ausgaben letzter Hand von seinem Freunde und literarischen Erben Dr. Julius Frauenstädt herausgegeben und nach Schopenhauer's Manuscripten ergänzt worden.

Inhalt von Arthur Schopenhauer's Sämmtlichen Werken, die zusammen 6 Bände (233 Bogen Großoctav) bilden:

Erster Band. Schriften zur Erkenntnißlehre: I. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde; II. Ueber das Sehen und die Farben; III. Theoria colorum physiologica eademque primaria. — Voran geht eine Einleitung und ein Lebensbild Schopenhauer's vom Herausgeber.

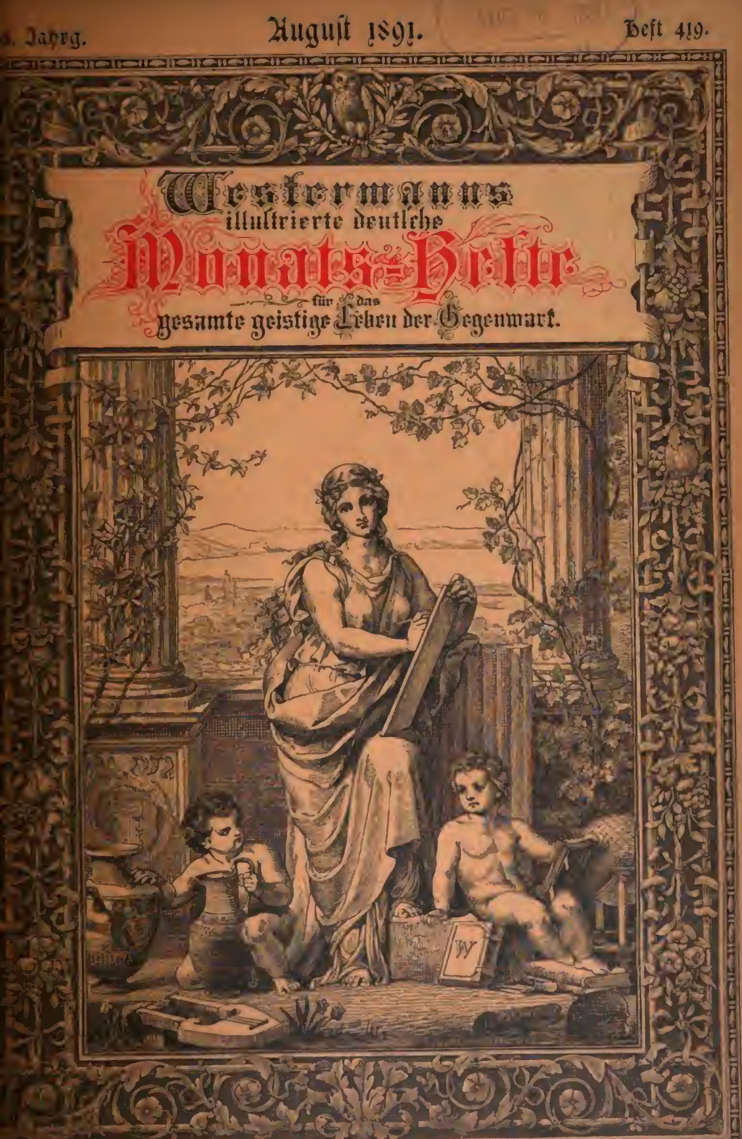
Zweiter u. dritter Band. Die Welt als Wille und Vorstellung. Zwei Theile.

Vierter Band. Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik. I Ueber den Willen in der Natur; II. Die beiden Grundprobleme der Ethik.

Fünfter u. sechster Band. Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. Zwei Theile.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die neue wohlfeile Lieferungsausgabe von Schopenhauer's Sämmtlichen Werken an. Dieselbe erscheint in 45 Lieferungen, die vom Mai 1891 wöchentlich ausgegeben werden; sie beginnt mit dem zweiten Bande, dem ersten des Hauptwerks „Die Welt als Wille und Vorstellung", dem sich die weiteren Bände anschließen werden.

Schopenhauer's Sämmtliche Werke können auf Wunsch auch gleich auf einmal, in 6 Bänden, geheftet oder gebunden, bezogen werden.



Braunschweig

Inhalt.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre.

Roman
von
Ossip Schubin.

V.



So wenig die alte Gräfin sich einerseits aus den Menschen machte, ebensowenig vermochte sie andererseits dieselben zu entbehren. Obgleich sie Erika fest versprochen hatte, daß sie sich hüten würde, in Venedig in die Welt zu gehen, that sie es doch und setzte alles daran, Erika zu vermögen, sich ihr anzuschließen. Aber alle ihre Bemühungen scheiterten anfangs an Erikas menschenfeindlicher und unliebenswürdiger Stimmung, und so erlebte man denn das seltene Schauspiel einer mehr als siebzigjährigen Matrone, die mit rüstiger Genußsucht von einem Nachmittagsthee zum anderen ging, während ihre bildschöne, blühend junge Enkelin zu Hause blieb, um sich das bißchen Verstand, welches ihr allenfalls noch übrig geblieben war, vollends durch das Studium metaphysischer Werke zu verdrehen, wenn sie nicht ausging, um Armenbesuche zu machen. Dies war nämlich seit kurzem ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie hatte eine Reihe von Schützlingen, deren sie sich mit wahrem Feuereifer annahm. Viele von ihnen hatte sie erst in Venedig kennen gelernt, das heißt sie hatte durch die Wirtin des Hotels, die hübsche freundliche Frau Walter, oder auch durch den allezeit im Britannia herumwandelnden Doktor von ihrem erbarmungswürdigen Elend gehört und dasselbe hierauf aufgesucht.

An einem wolkenumflorten Nachmittag Ende März, nachdem die Großmutter sich mit einem Seufzer innigsten Bedauerns von ihr getrennt, um sich in den Schoß der venetianischen Fashion zu begeben, machte sie sich ihrerseits auf den Weg, um eine arme Klavierlehrerin aufzusuchen.

Die bescheidene Pension, in welcher Fräulein Horst ihre Zelte aufgeschlagen, befand sich sehr weit draußen an einem Kanal unweit des Giardino pubblico. Erika ging ihrer Gewohnheit treu zu Fuß und allein durch die Calle San Moïse auf den Markusplatz und von dort über die Pia-

Digitized by Google

zetta, die Riva degli Schiavoni entlang, den breiten Quai mit buntem Jahrmarktsgewimmel, wo zwischen Kesselflickern, Obstverkäufern und ihre Habe sortierenden Lumpensammlern mit großen, bunten Anschlagzetteln bemalte Buden das Publikum einladen, sich das Schauspiel eines Marionettentheaters oder eines Ungetüms zu gönnen — links eine mit flachen Dächern gekrönte, von schmalen, finsteren Gäßchen unterbrochene Häuserreihe, rechts die Lagune, sich weit ausdehnend gegen den Lido zu und auf ihren Wellen leise schaukelnd große Schiffe — Schiffe mit breiten, von frischem Teer klebrig glänzenden Leibern, ein dunkles Dickicht von Mastbäumen, ein Gewirr von Stricken, die in zahllosen, schräg oder gerade nebeneinander herlaufenden oder einander durchkreuzenden Linien sich scharf gegen die helle Luft abhoben, daneben braune, grüne und rote Schifferbarken, stark ausgewölbt, — Barken mit grauen oder roten Segeln. Und dort weit hinter ihnen gegen den Horizont zu der grüne Streifen des Lido.

Ein schmales Gäßchen führte Erika von der belebten Riva auf die stille Piazza San Zacharie, wo das Gras zwischen den Steinen wuchs. Von da an wurde der Weg schwierig, sie mußte genau Achtung geben, um sich in dem Labyrinth von außerordentlich engen Gassen zurecht zu finden, und empfand schließlich einen gewissen Stolz, als sie die rückwärts auf ein gottverlassenes Campo hinaussehende Pension Weber erreicht hatte, ohne ihren Weg erfragen zu müssen.

Sie fand ihre Schutzbefohlene im Bett liegend. Ein grüner Windschirm, welcher vor das schlecht schließende Fenster gestellt worden war, trug das Seinige dazu bei, das auf den Kanal hinausblickende Zimmer noch gänzlich zu verfinstern. Eine stark ausgefranste und vertretene Bettvorlage, auf der die Umrisse eines zähnefletschenden Löwen nur blaß und undeutlich zu erkennen waren, bedeckte allein den kalten Fußboden von klein gefllecktem Mosaik; ein Tisch, der mit Schreibwerkzeug bedeckt war, ein Nachttischchen, auf dem mehrere Medizinflaschen mit langen Papierstreifen am Halse standen, ein Kleiderkasten und ein Strohsessel machten die ganze Einrichtung aus. Inmitten dieses Elends lag die Klavierlehrerin und las „Consuelo“ und — war glücklich.

Ein ungestümes Mitleid — ein Mitleid, das ihr fast die Thränen in die Augen trieb, überkam Erika; sie beugte sich über die Kranke und küßte sie freundlich auf ihre vom Fieber pulsierende Schläfe. Dann mit der gutmütigen Anmut, die sofort ihr Wesen erwärmte, sobald sie mit irgend etwas in Berührung kam, das krank oder elend war, begann sie das Zimmerchen mit den Blumen auszuschmücken, die sie mitgebracht, ließ Thee heraufbringen, räumte das Nachttischchen ab, legte ein paar ebenfalls von ihr mitgebrachte Leckerbissen darauf zurecht und plauderte, gänzlich ihrer eigenen Melancholie vergessend, die Kranke in eine so heitere Stimmung hinein als nur möglich. Die arme Klavierlehrerin folgte jeder ihrer Bewegungen mit entzücktem Lächeln. Endlich die Hand des jungen Mädchens an ihre fieberzersprungenen Lippen ziehend, rief sie: „Wenn ich gedacht hätte, daß die schöne Comtesse Lenzdorff, die ich manchmal in Konzertsälen oder im Theater aus der Ferne anschwärmte, je als lieber trauter Gast zu mir kommen und mit mir Thee trinken würde! Man weiß gar nicht, wie einem so etwas, nach dem man sich gar nicht zu sehnen gewagt, in den Schoß sinkt. Mir ist's noch immer wie ein Traum, daß Sie hier sind, Comtesse. Seit Sie sich meiner angenommen haben, geht es mir so viel besser, das Leben kommt mir wieder lebenswert vor, ich sehe etwas vor mir. Ach, wie war mir so einsam und elend zu Mut! Die Allerärmste war ich in der ganzen Pension, niemand gab mir ein gutes Wort, man schob mich aus einem Stübchen in das andere, immer unter dem Vorwand, daß man mich zu viel husten höre — und jetzt, seitdem Sie mich besucht haben, Com-

Digitized by Google

tesse, da sollten Sie mal sehen, wie höflich man mit mir ist — wie ausgewechselt. Was für eine angenehme Existenz ich habe!"

„Das freut mich von Herzen," erwiderte Erika, die Hand der Kranken streichelnd. „Jetzt werd ich noch viel öfter kommen, wenn ich weiß, daß Sie mich wirklich gern mögen."

„Man soll eben nie am Leben verzweifeln," meinte die Kranke, ihren Kopf bequemer in den Kissen zurecht rückend. „Da hab ich soeben einen Brief erhalten von einer alten Pensionsfreundin Sophie Lange — die hat sich als ganz armes Mädchen sterblich in einen Kavalier verliebt. Die Verbindung war unmöglich — jetzt nach langen, langen Jahren schreibt sie mir: ich habe das Ziel meiner Sehnsucht erreicht, ich bin verheiratet — seine Gattin. Es ist kaum auszudenken, kaum nachzufühlen, es ist zum Verrücktwerden vor Glück!"

„Sophie Lange!" rief Erika eigentümlich berührt. „So hieß ja unsere Erzieherin; die muß an die vierzig Jahre alt sein!"

„So etwas," meinte die Klavierlehrerin und lächelte vor sich hin. „Ein wirklich liebendes Herz bleibt jung bis über die vierzig hinaus."

„Und wie heißt der Gatte?" fragte Erika, von einer eigentümlichen Ahnung ergriffen.

„Baron Strachinsky," erzählte Fräulein Horst. „Alter polnischer Adel, nicht sehr vermögend, aber darauf braucht die gute Sophie nicht zu sehen, da sie kürzlich einen reichen alten Herrn beerbt hat, dessen Krankenpflegerin sie zehn Jahre lang gewesen ist."

„Und sie ist glücklich?" fragte Erika fast erschrocken.

„Aber wie!" versicherte die Kranke. „Ach, ich freu mich, ich freu mich so — es thut so unendlich wohl ein bißchen echte Romantik in unserer prosaischen Zeit! Auf dem Rigi haben sich die beiden wiedergefunden beim Sonnenaufgang, denken Sie nur, Comtesse, und sie ist ja gar nicht hübsch, die Sophie, nur sehr lieb und gut. Jetzt befindet sie sich in Neapel, aber sie stellt es mir in Aussicht, daß sie vielleicht im Laufe des Frühjahrs mit ihrem Mann nach Venedig kommen wird. Sie hat's schwer gehabt im Leben — und jetzt endlich ... So etwas stimmt einen ganz heiter, nicht wahr?"

An diesem Punkt schnitt ihr ein heftiger Hustenanfall das Wort ab. Wie sie hustete! Es klang gräßlich! Das Taschentuch, welches sie an die Lippen hielt, färbte sich rot. Erika stand ihr bei, so gut sie konnte, stützte sie in ihren Armen auf und sprach ihr Mut zu. Als die Kranke sich beruhigt, verabschiedete sie sich von ihr mit der freundlichen Versicherung, daß sie morgen wiederkommen würde, nach ihr zu sehen.

„Gott behüte Sie, Comtesse!" murmelte die Sterbende noch zum Schluß.

Es war spät geworden, die Dämmerung begann zu sinken. Ehe sie das Haus verließ, hielt sich Erika bei der Pensionsvorsteherin auf, um Fräulein Horst ihrer besonderen Sorgfalt zu empfehlen. Sie erlegte eine kleine Summe mit der heiß errötend vorgebrachten Bitte, die Kost der Lungenkranken durch allerhand stärkende Leckerbissen zu verbessern. Dann freundlich nickend entfernte sie sich.

Ihr war leichter ums Herz als seit langem. Erst als sich die Hausthür hinter ihr geschlossen und sie sich nun allein draußen befand, merkte sie, daß die langsam sinkende Märzdämmerung bereits die Luft zu trüben begann.

Fast wollte sie umkehren, um sich eine Gondel holen zu lassen, dann wieder war es ihr nicht der Mühe wert, sie konnte den Sumpfgeruch der Lagunen nicht ausstehen. Und gerade hier war die Luft heute so süß, aus dem grasdurchwachsenen Gequader des gottverlassenen Campo schwebte Frühlingsduft. Ein leiser Föhn glitt wie ein zärtlicher Seufzer knapp über die Erde hin.

Wie seltsam die Menschen sind! dachte Erika. Das ist Liebe — Gräfin Ada auf der einen, die arme Sophie auf der

Digitized by Google

anderen Seite; hier Sünde, dort Lächerlichkeit. Mein Gott!

Immer noch derselbe süße, narkotisierende Frühlingshauch, von ferne Glockengeschwirr und Wellengeplätscher, und über allem etwas wie eine schwüle Ahnung, ein sehnsüchtiges Erwarten und eine große Müdigkeit.

Es zog wie ein Traum an Erika vorüber, und durch ihre Seele glitt, schmerzlich aufregend, ganz plötzlich das Motiv sündiger Weltlust aus dem Parsifal.

Mit einemmal erwachte sie aus ihrer Zerstreutheit, sah sich um und bemerkte, daß sie sich im Wege geirrt. Sie ging bis zur nächsten Ecke, um sich zu orientieren — umsonst, sie fand sich nicht zurecht. Nicht ohne eine gewisse Beängstigung entschloß sie sich, geradeaus zu gehen — irgendwo mußte der Weg auf einen Platz oder einen Kanal herausmünden, den sie kannte. Sie ging rasch, unruhig. Der Frühlingsduft war verweht — in einer schmalen, erbärmlichen Calle befand sie sich, einem schluchtartigen Gäßchen, rechts und links mit hohen, übelaussehenden Gebäuden besetzt, in denen die Fenster tief und schwarz wie eingeschlagene Augen saßen. Oben zwischen den Dächern zog sich ein Stück grauer Wolkendunst, und an den Mauern, von denen der Mörtel fast gänzlich weggefressen war, schlich sich die Feuchtigkeit in dicken Tropfen über die von grünen Flechten überwucherten Ziegeln hin.

Sie hatte Mühe, sich von der sie rings umgebenden faulen, schleimigen Schlüpfrigkeit rein zu erhalten. Ging sie in der Mitte, so trat sie in die einen Rest von ekelhaften Überbleibseln träg hinschleppende Gosse — drückte sie sich gegen die Seiten, so blieb der grüne Schleim der Wände an ihren Kleidern hängen.

Langsam verhüllend sank die Dämmerung auf das Elend herab. Inmitten dieser unheimlichen Einsamkeit drang plötzlich roher Lärm, das Gebrüll von Männern, die mit unreinen Kehlen im Chor ein Lied sangen, dazwischen die spitzigen Stimmen von kreischenden und lachenden Weibern.

Die arme Erika beeilte ihre Schritte, aber zugleich kam ihr eine Schwäche, eine plötzliche Müdigkeit, sie hielt sich kaum aufrecht. Im selben Moment stolperte ein Matrose aus der Spelunke, aus welcher der Lärm drang, auf die Straße heraus. Ein junger, kräftiger Mensch war's, vom Wein erhitzt. Er lächelte cynisch, und ehe sie sich dessen versah, hatte er den Arm nach ihr ausgestreckt.

Außer sich vor Angst versuchte sie ihn abzuschütteln und schrie. Da, wie aus der Erde herausgewachsen, stand ein fremder Mann vor ihr, packte den Matrosen am Kragen und schleuderte ihn gegen die Wand. Sie zitterte am ganzen Leibe vor Ekel und Angst. Der Fremde sah sie mitleidig an. Den Schnitt seiner Züge konnte sie nicht deutlich erkennen, da die jetzt stark hereinbrechende Dämmerung alle Konturen verwischte, nur seine Augen sah sie, lange dunkle Augen.

Wo hatte sie denn diese Augen bereits gesehen? Ehe sie sich darüber klar geworden war, sagte er, den Hut lüftend: „Sie haben sich offenbar verirrt; wollen Sie mir sagen, wo Sie wohnen, damit ich Ihnen aus diesem Labyrinth heraushelfen kann?“ Er sprach sie englisch an, aber mit einem leichten, fremden Accent, offenbar hielt er sie für eine Engländerin.

Eigentlich war seine Anrede sonderbar. Dieser Ansicht schien er selbst, denn ehe sie noch etwas herausgebracht, setzte er hinzu: „Ich weiß, daß es Ihnen unangenehm sein muß, sich die Begleitung eines Fremden gefallen zu lassen; unter den gegebenen Umständen ist es das einzig Vernünftige. Ich kann Sie nicht ohne Schutz lassen in dieser Gegend, das sind keine Straßen für Damen.“

Dermaßen betroffen und beschämt war sie, daß sie nicht ein höfliches Wort, überhaupt gar nichts herausbrachte als: „Hotel Britannia!“

„Links,“ bedeutete er ihr mit einer Bewegung nach der angegebenen Rich-

Digitized by Google

tung. Auch die Stimme erschien ihr bekannt.

Sie gingen nebeneinander durch das schmale Straßengewinkel, dann über die hochgewölbten Brücken, auf denen bereits eine rote Laterne brannte, und unter denen sich das träge Wasser traurig hin und her warf, ohne recht vorwärts zu kommen.

„An wen erinnert er mich nur, an wen?“ fragte sich Erika. Ihr Herz gab einen starken Schlag, der ihr fast den Atem benahm, Bayreuth — Lozonczi!

Mit der Erinnerung an ihn tauchte auch die Erinnerung an seine blonde Begleiterin in ihr auf.

Indem waren sie auf einen großen, luftigen Platz hinausgetreten.

„Piazza San Zacharie ... ich finde mich zurecht,“ sagte Erika auffallend kalt, indem sie sich verabschiedete.

Er blieb stehen, blickte sie, offenbar von ihrem Ton verletzt, unter gerunzelten Brauen an und ließ sie ziehen.

Ohne ihm gedankt zu haben, eilte sie vorwärts. Plötzlich hielt sie ein. Nichts in der Welt hätte sie verhindern können, sich nach ihm umzusehen!

Er stand noch immer wie angewurzelt und blickte ihr nach. Ein heftiger Impuls erfaßte sie, umzukehren, ihm zu danken, dann überkam sie ein lähmender Zorn. Was hatte sie einem Mann zu sagen, der ohne die geringste Scheu, öffentlich mit ... Ohne weiter zu stocken, kehrte sie in das Hotel zurück.

Sie schlief schlecht in dieser Nacht. Das Entsetzen über ihr Abenteuer schüttelte sie noch, daß ihr die Zähne davon aneinander schlugen. Dann ... dann — so sehr sie's auch von sich abwehrte, kam ihr der Ärger, daß sie ihm nichts Freundliches gesagt hatte, er hatte es schließlich um sie verdient. Und was ging sie sein Privatleben an. Sie dachte an den hübschen, halbverhungerten Knaben, den sie gefüttert neben dem leise murmelnden Bach. Eine unaussprechliche Sehnsucht, ihn wiederzusehen, übermannte sie.

Im Halbschlummer schob sie den Kopf auf dem Kissen hin und her. Draußen plätscherte die Lagune. Mit einemmal tönte es aus der Ferne über das Wasser hinüber wie ein leiser zitternder Seufzer, und aus dem Seufzer wurde ein Lied. Näher und näher kam es einschmeichelnd süß — ein Lied von Tosti, das damals in die Mode gekommen war. Sie hörte nur den Refrain:

> Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie,
> Toi qui n'as pas d'amour!

Sie sprang aus dem Bett und riß das Fenster auf. Über den Canal Grande glitt, von bunten Lämpchen umflimmert, eine Sängerbarke.

Heftig erregt beugte sie den Kopf vor. Ehe sie sich dessen versah, war das Fahrzeug verschwunden; noch einen Augenblick sah man es in der Ferne — nichts mehr als einen düsteren Schatten, den etwas Farbiges umglänzte, ohne ihn aufzuhellen, und die süße Melodie ... nichts als ein Seufzer, der langsam im Wellenschluchzen verklang.

Alles vorüber — alles still! Noch immer stand sie am Fenster. Alles vorüber — alles still! Dort, wo die Barke über den Kanal geglitten, lag der Widerschein des Vollmonds in einem sich weit hindehnenden weißen Glanzlicht auf dem schwarzen Wasser, und über dem Sumpfgeruch der Lagune schwebte ein lieblich würziger Hauch — das erste Aufatmen des Frühlings.

Sie schloß das Fenster.

Alles vorüber — alles still!

Auch das Wasserrauschen hörte sie nicht mehr — hörte nichts mehr als das laute, rasche Klopfen ihres eigenen Herzens.

— — — — — — — — — — — —

Es war am nächsten Morgen nach dem Frühstück. Wieder stand Erika an ihrem Fenster und blickte hinaus auf das Gerage von mit bald ernster, bald launenhafter Schönheit bis zum Übermaß geschmückten Palästen am Großen Kanal, auf das dunkle, träge hinfließende Wasser. Es war, als suche sie darin die Stelle, wo gestern die Sängerbarke über die silberne Spiegelung des Mondes hinübergeglitten war. Das Ritornell des leise

Digitized by Google

klagenden Liedes war ihr im Ohr hängen geblieben — im Ohr, in den Nerven, in der Seele.

> Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie,
> Toi qui n'as pas d'amour!

Da trat die Großmutter zu ihr, bereits zum Ausgang gerüstet, einen Operngucker in der Hand, und fragte: „Erika, willst du nicht mit mir ausgehen, dir die Ausstellung im Circolo artistico besehen? Es hängt ein Bild dort, von dem ganz Venedig spricht, eine wahre merveille von einem Bilde scheint's.“

„Von wem?“

„Was?“

„Das Bild!“

„Von Lozoncyi.“

„Ah!“ Erika wendete sich von ihrer Großmutter ab dem Fenster zu und blickte starr in das grelle südliche Vormittagslicht, so starr, bis ihr schwarze Flecken vor den Augen tanzten.

„Welcher entrüstete Ausruf!“ lachte die Großmutter. „Du sagst ‚Ah‘ in einem Tone, als ob Lozoncyi dein Todfeind wäre. Verübelst du's ihm vielleicht, daß er in Bayreuth — hm! ... mit Begleitung gereist ist? Bei einem Künstler darf man derlei nicht so genau nehmen; der Verkehr, zu dem diese Herren durch ihr Handwerk gezwungen sind, bringt es mit sich, daß sie sich in der Richtung sehr stark abstumpfen. Im übrigen kam er von Paris, dort ist derlei allgemein — bei uns ist man etwas förmlicher in solchen Dingen. Ach, es kommt auf eins heraus! Mir ist es natürlich durchaus gleichgültig, wie dieser Herr Lozoncyi sich sein Leben einrichtet. Auf der anderen Seite freut's mich, daß er sich wirklich zu einem großen Künstler herausgewachsen hat. Ich prophezeite ihm bereits vor einigen Jahren eine Zukunft, damals als die hervorragendsten Berliner Kritiker seine Leistungen noch als grünes Obst verdammten. Es schmeichelt mir natürlich, daß ich recht behalten habe. Die Rechthaberei-Eitelkeit ist die letzte, welche dem Menschen wegstirbt. — Wie gesagt, es scheint ein geradezu epochemachendes Bild; darum dachte ich ... Aber wenn du durchaus nicht mitkommen willst, du verdrehtes kleines Frauenzimmer, so geh ich allein. Adieu, Kleine!“ Sie klopfte dem jungen Mädchen, das sich nun vom Fenster abgewendet hatte, auf die Wange und ging.

Ehe sie noch die Thür erreicht hatte, rief Erika ihr nach: „Aber Großmutter, so beeile dich doch nicht so, ich ... ich möchte ja sehr gern einen kleinen Spaziergang mit dir machen und wohin, gilt mir gleich!“

„Gut, gut, ich warte.“

Um weniges später schritten Großmutter und Enkelin über das kleine, dem kommenden Frühling zu Ehren bereits mit Topfpflanzen und Orangen- sowie Lorbeerbäumchen in grünen Kübeln besetzte Campo hinter dem Hotel, worauf sie sich nach links der Piazza San Stefano zuwendeten. Der Tag war wunderschön — viele Fremde auf der Straße. Erika trug ein dunkelgrünes Tuchkleid, das ihr besonders gut saß. So wenig sie momentan sich um ihre Toilette bekümmerte, stieß alles Häßliche sie doch instinktiv ab, und ohne daran zu denken, wie sie's machte, sah sie immer aus wie ein Bild, und heute wie ein ungewöhnlich schönes Bild.

„Alle Leute wenden sich nach dir um,“ flüsterte ihr die Großmutter zu, „und man muß sagen, ihre Zeit verlieren sie dabei nicht.“

Das klang wie in alten Tagen. Das Kompliment glitt wirkungslos an Erika ab, aber die Zärtlichkeit, die in dem Kompliment steckte, that ihr wohl. Sie lächelte freundlich, drohte aber zugleich der alten Frau zurechtweisend mit dem Finger.

„Ach! ich soll vielleicht Angst davor haben, dich zu verderben?“ lachte die Gräfin. „Das nehme ich noch auf mich. Wenn dich geschmeichelte Eitelkeit verderben könnte, so wärst du's schon — verdorben nämlich. Du liebe Welt! Ich sähe es lieber, du wärst ein bißchen verdorben — ein ganz kleines bißchen, und

Digitized by Google

glücklich ... anstatt, wie du's bist, ein Engel zu sein — manchmal ein unausstehlicher, aber immer ein Engel ... ohne Sonnenschein im Herzen." Sie blickte das junge Mädchen fast schüchtern von der Seite an, um zu sehen, ob dasselbe heute vielleicht ein klein wenig heiterer sei als sonst. — Nein, heiter sah Erika nicht aus — gerührt sah sie aus, heiter nicht.

„Wenn ich nur wüßte, was dir fehlt?" seufzte die alte Frau halblaut.

Erika rückte etwas näher an sie heran, so nah, daß ihr Arm den der alten Frau streifte.

„Nichts fehlt mir — es geht mir zu gut," flüsterte sie, „du verwöhnst mich zu sehr."

„Wie soll ich denn nicht — ich bin zweiundsiebzig Jahre, wie viel Zeit bleibt mir demnach noch, mich an dir zu erfreuen; von heute auf morgen kann's aus sein, und dann ..." Aber als sie von neuem zu Erika aufsah, liefen der die Thränen über die glatten, immer ein wenig blassen Wangen. „Dumme Liese!" rief die Großmutter. „Gar so nahe bevorstehend ist ja aller Wahrscheinlichkeit nach mein Ende nicht, deine hübschen Augen brauchst du dir nicht trüb zu weinen — aber endlich, man muß doch auf alles gefaßt sein, und darum wär's mir natürlich lieber, ich sähe dich bald mit einem braven Menschen verheiratet."

Sie hatte ihre Hand in den Arm des jungen Mädchens gelegt, und bis dahin hatte Erika diese Hand mit einer gewissen kindischen Zuthunlichkeit, die ihr inmitten all ihrer Schroffheiten der Großmutter gegenüber geblieben war, an ihre Seite gedrückt.

Bei diesen letzten Worten aber riß sie sich von der alten Frau los, ihr Mund zuckte. „Wen soll ich denn heiraten?" rief sie bitter.

Dann schwiegen sie beide. Die Großmutter fühlte, daß sie eine Taktlosigkeit begangen, und war wütend über sich, was sie jedoch natürlich nicht im mindesten hindern konnte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, eine neue Taktlosigkeit zu begehen.

Erika ging stolz und starr neben ihr her, ohne sie weiter anzusehen.

Sie hatten die Piazza San Stefano erreicht, einen weiten, mit großen Quadern gepflasterten Platz, ringsherum Baracken und Palazzi, ganz gewöhnliche schmucklose, flach eingedeckte Häuser mitten zwischen Gebäuden von echt venetianischer Vornehmheit, mit stolzen Fassaden von maurisch-gotischer Steinspitzenarbeit und den obligaten, in Rosetten auslaufenden Bogen um Fenster und Thüren — Baracken und Paläste, beide durch eine gewisse allgemeine malerische Zerschundenheit noch miteinander verwandt — zwischen den Quadern grüne Grasränder und inmitten des Platzes ein grellweißes Standbild. Durch die leuchtende Frühlingsluft herüberwehend der Geruch nasser Wäsche, die trocknend im Winde gegen die Eisenschnörkel eines kunstvollen und baufälligen alten Balkons schlug, außer dem weißen Standbild, der Statue Manins, auf dem ganzen Platz nichts zu sehen als ein Priester mit dreieckigem Hut und langer Soutane und eine Wasserträgerin mit einer Blume hinter dem Rand ihres Männerhuts und zwei kupfernen Eimern an einem bogenförmigen Holz über der Schulter. Die alte Gräfin wendete sich an den Priester mit der Bitte, ihr zu sagen, wo man von hier nach dem Circolo artistico käme, er aber sah sie nur mit seinen großen geduldigen Priesteraugen etwas verwirrt an und erwiderte ihr mit der Courtoisie seiner Nation: „Scusi, Signora, sono straniero come lei," worauf sie sich an die Wasserträgerin wendete. Diese zeigte sofort zwei Reihen blendender Zähne, und mit allerhand einladenden Gesten voranschreitend, rief sie einmal über das andere den ihr folgenden Damen über ihre Schultern hinüber zu: „Mi favorisca Eccellenza — mi favorisca!" worauf sie schließlich einen sehr großen alten Palazzo in der Richtung des Canal Grande betraten.

Längere Zeit durchwandelten sie die

Digitized by Google

großartigen und keineswegs überfüllten Räume, ohne das eigentliche Ziel ihrer Wanderung entdeckt zu haben. Die Frühlingsausstellung des Circolo war ziemlich stark beschickt, dafür um so schwächer besucht — die Fremden hatten keine Zeit für moderne Kunst in Venedig, und die Einheimischen gingen bei so schönem Wetter lieber spazieren. Infolgedessen hingen die verschiedentlichen Facciolo, Michetti, Lawrenti, Nuono und Bezzy rein nur zu ihrem eigenen Vergnügen an der Wand. In den Genrebildern verriet sich mitten zwischen etwas derbem, grellfarbigem, aber echtem und lebensfähigem Naturalismus ein unüberwindlicher Hang zum Melodrama — die Landschaften von Bezzy hingegen erklärte die alte Gräfin für Meisterwerke, auch vertiefte sie sich derartig in den Anblick einer Sciroccostimmung — grauer Wolkendunst wie ein heißer Nebel über ein paar elenden, von sehr viel verdorrtem Röhricht und ein paar seichten Pfützen umgebenen Steinbaracken —, daß sie darüber ganz vergaß, was sie eigentlich hierher gebracht hatte.

Es hatte jetzt fast den Anschein, als ob sich Erika mehr für das Werk Lozonczis interessiere als die Großmutter. Sie sah sich nach allen Seiten um. Aus dem anstoßenden Gemach tönten Stimmen — gedämpfte Stimmen, laut wiederhallend. Ihr Herz fing mit einemmal an zu klopfen, sie wendete ihre Schritte dorthin.

Eine Gruppe von sechs oder sieben Männern stand vor einem großen Gemälde, das auf einer Wandfläche ganz allein hing, vielleicht weil sich kein anderes in seine Nachbarschaft gewagt, vielleicht weil die Künstler sich Lozonczi gegenüber noch in jenem leider kurz andauernden Zustand schranken- und neidloser Bewunderung befanden, in welchem sie einen Kollegen, der ihnen von gestern auf heute über den Kopf gewachsen ist, nicht genug auszeichnen können.

Die um das Bild Versammelten — Erika hielt sie ihren Bemerkungen nach für Leute vom Fach — sprachen alle leise wie von etwas Heiligem, was das Bild eigentlich nicht war — im Gegenteil; aber es war die großartige Offenbarung eines mächtigen Genies und als solches etwas Göttliches.

„Francesca da Rimini“ stand auf dem Rahmen — der alte Vorwurf war sonderbar aufgefaßt. Blühende Bäume vom Rahmen quer entzwei geschnitten, so daß man nur ihre von wuchernden Blüten beladenen Kronen sah, und darüber hinschwebend gegen den Hintergrund einer trüben, schwülen Gewitterluft zwei eng verschlungene Gestalten.

Nie hatte Erika zwei Körper derartig aus einer Leinwand herausleben gesehen, und nie zwei Körper gesehen, die in jeder Muskelspannung, in jedem Glied zugleich eine solche Verzweiflung und Verzückung ausgedrückt hätten. Ihre erste Empfindung war eine unangenehme, fast eine zornige Auflehnung gegen den Künstler.

„Was sagst du dazu?“ rief jetzt etwas laut, wie es ihr mitunter passierte, die alte Gräfin, die indes herzugetreten war. „Ein Meisterwerk, nicht wahr?“

Erika wendete sich ab — sie war leichenblaß und zitterte am ganzen Leib.

„Es ist wunderschön,“ murmelte sie mit beklommener, halb erstickter Stimme, „aber ... es ist unangenehm. Mir ist's, als ob es eine Sünde wäre, es anzusehen!“

— — — — — — — — — — — —

Als sie von neuem auf die Piazza San Stefano hinaustraten, war dieselbe nicht mehr leer. Zu Füßen der Statue Manins stand eine Gruppe von fünf Sängern, alle über fünfzig, zwei Männer und drei Frauen, die beiden Männer blind, eine der Frauen einäugig, die zweite bucklig, die dritte von so grotesker Korpulenz, daß es ebenfalls einer Difformität gleichkam.

Diese fünf Ungeheuer psalmodierten, die Weiber mit Guitarren, die Männer mit Geigen bewaffnet, in langgezogenen Jammertönen, den Mund weit aufreißend, ein Liebeslied, über den ganzen Platz

Digitized by Google

tönte in gedehnter musikalischer Periode das Ritornell:

Tu m'hai bagnato il seno mio di lagrime,
T'amo d'immenso amor — —

Die Großmutter warf lachend den singenden Ungeheuern mit der Ungeniertheit der großen Dame, in welcher sie Meisterin war, eine Münze zu — fast über den halben Platz hinüber. Erika runzelte die Stirn. Ein Fieber von Zorn, von nicht genau zu bezeichnender Aufregung pochte in ihr. Mein Gott! dreht sich denn die ganze Welt nur um dasselbe und immer wieder um dasselbe! Mußte ihr's selbst aus dem Munde dieser elenden Krüppel entgegentönen! Sie nagte an ihrer Unterlippe; aus der Ferne herüber vernahm man es noch immer gedehnt und verjammert:

T'amo d'immenso amor — —

— — — — — — — — — — — —

„Erika, schau dorthin!"

Es ist die alte Gräfin Lenzdorff, die ihrer Enkelin diese Worte ins Ohr flüstert, wobei sie sie zugleich beim Ärmel zupft.

In der Bibliothek des Mechitaristenklosters San Lazaro ist's — des Klosters, in dem Lord Byron vor mehr als einem halben Jahrhundert von langbärtigen Mönchen Armenisch gelernt und wohin sich die Lenzdorffs, das schöne Wetter benützend, am Nachmittag des Tages, an welchem sie den Circolo artistico besucht, haben hinausrudern lassen.

Ein Mönch mit langem Bart und majestätischer Haltung hat ihnen bereits den größten Teil der Sehenswürdigkeiten des Klosters gezeigt mit unermüdlicher Courtoisie und unwandelbarem Ernst; die Kirche, die Druckerei, das Refektorium, das ranzig riecht nach schlechtem Öl und abgesperrter Luft, wie alle Refektorien.

Jetzt hat er sie in die Bibliothek geführt, um ihnen die Unterschrift Lord Byrons vorzulegen — seine Unterschrift und sein Porträt, ein ganz kleines, glaubwürdiges, authentisches Porträt, und viele nicht authentische Konterfeis in jeder beliebigen Größe, von betriebsamen Künstlern angefertigt, in der Hoffnung, poetisch gestimmte Touristen möchten ihnen dieselben als Souvenirs de Venise interessantester Gattung abkaufen: Lord Byron mit wehenden Locken und weit offenem Hemdkragen, an einen Felsblock gelehnt, mit schwärmerischem Augenaufschlag und einem Gewitter im Hintergrund; Lord Byron im Carbonaro; Lord Byron in Hemdärmeln; Lord Byron Armenisch studierend inmitten eines Kreises von über sein Sprachtalent staunenden Mönchen; und schließlich — last not least — Lord Byron, wie er Gräfin Guiccioli den ersten Gesang seines Don Juan vorliest. Er sieht über ein mächtiges und malerisch zerblättertes Manuskript triumphierend zu ihr hinüber, sie macht eine abwehrende Geste.

Zwei Herren stehen vor dem Bilde, lachen und machen Glossen darüber. Auf diese zwei Herren hat die alte Gräfin Lenzdorff soeben die Aufmerksamkeit ihrer Enkelin in brüsker Weise gelenkt. Der eine von ihnen steht momentan mit dem Rücken gegen sie — dennoch hegt Erika beim Anblick seines großkarrierten, tadellos sitzenden englischen Überrocks, seiner grauen Gamaschen, seiner Art, sich etwas auf den leicht auseinander gespreizten Beinen zu wiegen, der Vornehmheit und grauhaarigen Nichtsnutzigkeit, die aus allen Ecken seiner Erscheinung herausguckt, keinen Zweifel, daß sie Graf Treurenberg vor sich hat. Der andere, welcher im Profil gegen die beiden Damen steht, ist ein Mensch von mittlerer Größe nach norddeutschem Begriff, das heißt für einen Österreicher groß, von sehr feinem Gliederbau, gut angezogen, wenn seine Kleider auch nicht mit dem englisch aristokratischen Chic der Kleider des Grafen Treurenberg sich messen können, und mit freier einnehmender Haltung, dazu mit einem sehr gut geschnittenen brünetten Gesicht. Alles in allem könnte man ihn für einen Weltmann halten, für irgend einen viel jüngeren Verwandten des Grafen, wenn nur seine Augen nicht wären, die eigentümlichen, leuchtenden Augen, mit grünlichen Lichtern drin, die nach kur-

Digitized by Google

zer Musterung der Großmutter sich voll auf Erika heften. Kein Weltmann hat solche Augen. Indem sieht auch Graf Treurenberg sich um.

„Küß Ihnen die Händ, meine Damen!" ruft er in seiner brüsken Manier. „Sie haben gleich uns das schöne Wetter benützt zu einer Landpartie — konnten wirklich nichts Gescheiteres thun. Was sagen Sie zu dieser Entrüstung der Guiccioli? Ich hätte mir sie gar nicht so moralisch gedacht."

Die alte Gräfin wollte soeben etwas erwidern, als der Begleiter Treurenbergs diesem leise etwas zuflüsterte.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen Herrn von Lozoncyi vorstelle," sagt der Graf, worauf die alte Gräfin, ehe Lozoncyi noch mit seiner feierlichen Verbeugung fertig geworden ist, ihm zuruft: „Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, ich gehöre zu Ihren ältesten Bewunderern. Bitte mich nicht mißzuverstehen, ich spreche natürlich nicht von meinem Alter, sondern von dem Alter meiner Bewunderung."

„Fühle mich unendlich geschmeichelt, Frau Gräfin," erwiderte Lozoncyi mit seinem ungewöhnlich weichen, angenehmen Organ, dem Organ eines Wiener Kindes von gemischter Rasse und zweifelhafter Nationalität. „Dürfte ich fragen, wann ich zuerst das Glück hatte, Ihr Interesse zu erregen?"

„Wie lange ist's her, Erika, vor fünf oder vor sechs Jahren?" plaudert die alte Frau; „du wirst's wissen."

„Vor sechs Jahren, glaube ich, war's, Großmutter," erwidert Erika.

„Also vor sechs Jahren," erzählt die Gräfin weiter. „Es war in Berlin, Sie haben damals zwei Bilder ausgestellt, eines vor einem Vorhang, das zweite hinter einem Vorhang. Ich habe beide gesehen — ich habe auf Ihr Talent geschworen seit der Zeit, was nicht verhindert, daß mich Ihr letztes Gemälde — im Circolo artistico — überrascht hat."

„Sie sind sehr gütig."

„Nur eins möchte ich wissen — denken Sie sich die Hölle mit blühenden Bäumen?"

„Ich, die Hölle?" fragte Lozoncyi, seine Brauen in die Stirne schiebend. „Soviel ich weiß, hab ich mir die Hölle noch gar nicht gedacht, obgleich mir's mehr als einmal zu Mut gewesen ist, als ob ich drin gewesen wäre."

„Aber was haben Sie denn in Ihrer Francesca da Rimini gemalt?"

„Francesca da Rimini ...? Wieder mustert er sie ganz erstaunt.

„Das Bild im Circolo!" ruft die alte Frau. „Oder" — plötzlich in merklich kühlerem Ton — „vielleicht irre ich mich und es handelt sich um jemand ganz anderen."

„Nein, nein!" entgegnete er ihr lachend. „Das Bild, auf das Sie sich beziehen, ist allerdings von mir, Gräfin, aber den Titel hat mein Kunsthändler dazu erfunden. Ich hatte nie einen Augenblick die Absicht, die sympathischste aller Ehebrecherinnen zu malen."

„Also was wollten Sie denn malen?"

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen — ich weiß es nicht." Er sagt das mit einem eigentümlichen Lächeln, in das sich etwas von drückender Mißstimmung mischt. „Ich werde dieser Tage einen Cyklus von Bildern ausstellen unter dem Namen ‚Mes cauchemars' — ‚Schwere Träume', und das Ding im Circolo wäre Nummer eins davon. Wenn ich mich übrigens nicht gescheut hätte, den Vergleich mit dem alten Botticelli herauszufordern, was mir schließlich die Bescheidenheit verbat, so hätte ich das Bild vielleicht den ‚Frühling' genannt."

Während er spricht, haben seine Augen immer wieder den Weg zu Erika zurück gefunden — jetzt bleiben sie mit einer derartig uncivilisierten, unhöflichen Starrheit auf ihr haften, daß Erika sich schließlich unwillig abwendet, während Graf Treurenberg ihm lachend die Hand vors Gesicht hält und ihm zuruft: „Schonen Sie Ihre Augen, mein lieber Lozoncyi; was ist denn das für eine Art, so in die Sonne zu schauen!"

Digitized by Google

„Ich muß Ihnen in der That den Eindruck eines Narren machen,“ entschuldigt sich Lozoncyi. „Ich frage mich selbst, bin ich bei Verstand oder bin ich's nicht, aber ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß — ich bereits früher einmal das Vergnügen hatte, die Comtesse kennen zu lernen.“

„In der That,“ mischt sich jetzt Erika zum erstenmal in das Gespräch, wobei sie eine sehr gerade Haltung annimmt und einen auffallend kühlen Ton anschlägt, „Sie haben mir unlängst einen großen Dienst erwiesen, Herr von Lozoncyi.“ Dann sich zu den beiden anderen wendend, fährt sie fort: „Ich hatte mich neulich etwas verspätet bei Fräulein Horst, und als ich in der Dämmerung nach Hause ging, lief mir ein Betrunkener nach. Herr von Lozoncyi war gütig genug, mich . . . mich zu beschützen . . .“

„Erika!“ ruft die Großmutter entsetzt, „ich sag dir's ja immer, du sollst nicht so allein herumwandern; von heute an gehst du keinen Schritt mehr allein, außer über den Markusplatz.“

Erika zuckt mit den Achseln. „Ach, Großmutter, ich bin mündig!“

„Trotz dieses Umstandes würde ich Ihnen raten, sich in diesem Falle Ihrer Frau Großmutter unterzuordnen,“ meinte Lozoncyi, sich jetzt dem jungen Mädchen zuwendend. „Ich versichere Ihnen, mir war gar nicht heimelig zu Mute, als ich mir in der Nacht darauf das Bild zurückrief, wie ich Sie da so weltvergessen und gottverlassen durch dieses sehr übelbeleumundete Gewinkel wandeln sah!“

„Ich hatte mich eben verirrt!“ rief Erika heftig.

„Das sah man Ihnen auf zweihundert Schritte an,“ versicherte der junge Maler gutmütig lachend, „aber man verirrt sich eben sehr leicht in Venedig, darum beugt man lieber vor. Die Situation war nicht lustig . . .“

„Hm! mir scheint, Sie malten gleich den Tag darauf einen neuen Cauchemar,“ wirft an diesem Punkte Graf Treurenberg ein.

„Sie haben's erraten, Graf!“ ruft ihm Lozoncyi etwas herb zu, dann sich von neuem dem jungen Mädchen zuwendend, sagt er in gänzlich verändertem Ton: „Um unser Zusammentreffen in der Calle San Giacomo handelt es sich für mich übrigens jetzt nicht. Wenn meine Vermutungen richtig sind — ich kann's freilich kaum annehmen, aber wenn . . . so datiert unsere gegenseitige Bekanntschaft um sehr viel weiter zurück. Haben Sie etwa einen Stiefvater, der Strachinsky heißt?“

„Ja, sie hat das Unglück,“ seufzt die Großmutter elegisch.

„Nun dann!“ ruft er lebhaft aus, „dann . . .“ Plötzlich stockt er. „Aber wie thöricht von mir! Sie haben ja gewiß längst vergessen, worauf ich mich beziehe?“

„Nein, ich habe gar nichts vergessen,“ entgegnet Erika, die Augen mit einem eigentümlichen, zugleich stolzen und vorwurfsvollen Ausdruck zu ihm aufschlagend. „Ich habe Sie sogar viel früher erkannt als Sie mich — aber an mir war's doch nicht, mich dazu zu melden!“

„Gräfin! Sie erlauben, daß ich Ihnen zum Andenken an die liebe kleine Fee, die mir Glück gebracht hat, die Hand küsse.“

„Was geht da vor?“ ruft der neugierige Graf Treurenberg aufgeregt, und die alte Gräfin fällt mit einem ebenso neugierigen: „Wo habt ihr einander kennen gelernt?“ ein.

Sie haben längst vergessen, daß sie sich in der Bibliothek des armenischen Klosters befinden, sie überlassen es jetzt anderen Touristen, sich andächtig die Unterschrift Lord Byrons anzusehen, die Unterschrift George Eliots und die des Grafen Wlček. Zwei Engländerinnen stehen jetzt staunend und bewundernd vor dem Bild Lord Byrons und der Guiccioli — demselben Bild, das Treurenberg und Lozoncyi noch vor kurzem so unbarmherzig bespöttelt haben.

„Wie war's, wo habt ihr einander kennen gelernt?“ dringt noch einmal die Großmutter in die beiden.

Digitized by Google

Erika stockt — weiß, von einer ihr selber kaum erklärlichen plötzlichen Verlegenheit befangen, nicht, bei welchem Zipfel sie ihre Erzählung anfangen soll. Lozoncyi hilft ihr. Sein Bericht ist ein kleines Meisterwerk von Grazie, Rührung und Humor — alles erzählt er: wie ihm der Ritter — er charakterisiert seine Persönlichkeit mit drei Worten — mit einem Almosen von zwei Kreuzern die Thür gewiesen hat, seine entrüstete Verzweiflung, seinen Hunger, die plötzliche Erscheinung des kleinen Mädchens; er beschreibt ihr süßes Gesichtchen, ihr verwaschenes Kleid, ihre langen, schlanken, in roten Strümpfen steckenden Beinchen, den mit roten Astern verzierten Viktualienkorb; er beschreibt die Landschaft, den kleinen Bach, der verschämt unter der großen Brücke weiterkriecht — einer Brücke, die zu ihm paßt (so behauptet Lozoncyi) wie das Grabmal der Metella zu einem toten Hund; jedes Wort der kleinen Fee erzählt er, und auch, wie sie ihm zuletzt die fünf Silbergulden in die Tasche gesteckt und ihm dabei versichert habe, sie wisse, wie schrecklich es sei, kein Geld zu haben.

Die alte Frau und Treurenberg lachen — Erika horcht gespannt, unruhig, gerührt. Etwas fehlt in dem Bericht. Ja, trotz aller genauen Aufzählung der Einzelheiten fehlt etwas. Behält er sich's für den Schluß, oder findet er es nötig, dieses Detail zu unterschlagen? In der That. Erika ist wütend über seine Diskretion. Als er geendet, sagt sie ruhig: „Eine Kleinigkeit haben Sie vergessen, Herr von Lozoncyi, Sie hatten sich ein Honorar ausgemacht ..." Sie stockt, rafft sich wieder auf, und sich im Kreise umsehend, fährt sie fort: „Ich mußte Herrn von Lozoncyi versprechen, ihm einen Kuß zu geben für mein Bild."

„Und darf man fragen, ob Sie Wort gehalten haben, Gräfin?" lacht Graf Treurenberg.

„Ja!" sagt Erika schroff.

„Das ist reizend!" ruft Graf Treurenberg, „und ... entre nous soit dit, ich hätt's Ihnen nicht zugetraut, Gräfin! Sie können sich was einbilden, Lozoncyi!"

Erika ist sehr verlegen; fast hätte sie Lust, ihren Wahrheitstrieb — ihre Wahrheitsprotzigkeit nennt sie's jetzt — zu verwünschen. Da neigt sich Lozoncyi ein klein wenig zu ihr nieder. „Was für ein finsteres Gesicht!" sagt er mit einem sehr gutmütigen Lächeln. „Ach, Gräfin, sollte es Ihnen jetzt leid thun, daß Sie mir als neunjähriges Baby das liebe Almosen gespendet? Wenn Sie wüßten, wie oft mich die Erinnerung an Ihre kindische Zuthunlichkeit ermutigt und gestärkt, Sie würden sich Ihrer nachträglichen geizigen Anwandlungen schämen!"

Taktvoller und liebenswürdiger hat man die Sachlage nicht zurechtrücken können, und Erika fängt an zu lachen und gesteht, daß sie ein wenig thöricht gewesen ist, was ihr die Großmutter, sie lustig auf die Wange klopfend, bestätigt. Die alte Frau ist entzückt von dem kleinen Geschichtchen; die Rolle, welche der Strachinsky darin spielt, trägt dazu bei, es für sie zu würzen.

Sie haben jetzt die etwas muffige und feucht riechende Bibliothek verlassen und sind hinausgetreten in den Säulengang, der sich um das wie ein Garten bepflanzte innere Höfchen des Klosters herumzieht. Ein Duft von frisch erblühten Rosen und feuchter Erde durchzieht die Luft, aus der Klosterküche strömt ein Geruch von gebranntem Kaffee. Graf Treurenberg freut sich der Gelegenheit, sein kahles Haupt mit seinem melonenförmigen grauen englischen Filzhut bedecken zu können, und macht eine unwirsche Bemerkung über die abendländische Unsitte, die es einem Herrn so oft vorschreibt, sich den Kopf erkälten zu müssen. Er geht mit der Großmutter voraus, Erika und Lozoncyi folgen. Die beiden alten Leute schwatzen unaufhörlich, die beiden jungen sagen lange kein Wort.

Lozoncyi ist der erste, welcher endlich das Schweigen unterbricht. „Seltsam, daß uns der Zufall endlich doch zusammengeführt hat," sagt er.

Digitized by Google

Sie räuspert sich, nimmt einen Anlauf zu reden und bleibt stumm.

„Sie sagten, Gräfin ...?“ fragt er lächelnd.

„Ich sagte gar nichts!“

„Dann dachten Sie etwas!“

„In der That — ich — nun, ich dachte — seltsam sei eigentlich nur, daß Sie es dem Zufall überlassen haben, uns zusammen zu führen!“ Die Worte könnten eigentlich sehr liebenswürdig klingen, aber sie klingen nicht liebenswürdig; eiskalt und etwas gezwungen fallen sie von Erikas Lippen.

„Glauben Sie etwa, daß ich nie einen Versuch gemacht habe, Sie wiederzufinden, Gräfin?“ fragt er.

„Ich denke, wenn Sie ernstlich den Wunsch gehabt hätten, mich zu finden, hätte es Ihnen bei den Anhaltspunkten, die Ihnen zu Gebote standen, nicht schwer fallen sollen,“ erwidert sie.

Einen Augenblick schweigt er, dann beginnt er von neuem: „Sie haben recht und thun mir unrecht — beides. Als ich erfahren, daß aus meinem lieben, dürftig gekleideten, reizenden Prinzeßchen eine wirkliche große Dame geworden war, da hab ich freilich keinen Versuch gemacht, mich ihr zu nähern. Früher aber — Interessiert Sie die Geschichte meiner mißglückten Pilgerfahrt?“

„Gewiß — lebhaft!“

„Nun — volle acht Jahre waren seit unserem kindischen Zwiegespräch verstrichen. Ich hatte meine ersten eigenen paar hundert Mark in der Tasche, ich kaufte mir einen neuen Anzug — ja, lächeln Sie nur über das Detail — einen neuen Anzug, der mir ausnehmend gefiel, und fuhr nach Böhmen. Ich fand das Dorf, den Bach und die Brücke — auch das Schloß fand ich; aber von denen, die darin gewohnt, war keiner übrig geblieben, nicht einmal der liebenswürdige Herr von Strachinsky, und von meiner kleinen Prinzessin wußte niemand etwas. Ich war sehr traurig, so traurig, wie sich's für einen Burschen von dreiundzwanzig Jahren gar nicht schickt.“

Er schwieg.

„Nun, und das war das Ende aller Ihrer Anstrengungen?“ ruft jetzt die alte Gräfin, welche mit ihrem Luchsohr das Gespräch belauscht und sich lachend umwendet. „Da haben Sie sich keiner großen Zähigkeit zu berühmen.“

„Als ich, von einem Regenguß überrascht, in der Pfarrei des nächsten Orts einen Unterschlupf suchte,“ fuhr er fort, „fragte ich natürlich sofort den Pfarrer, der mich sehr freundlich aufnahm, nach meiner entschwundenen kleinen Freundin. Der Pfarrer wußte etwas mehr, als die anderen gewußt hatten. Er teilte mir mit, daß eines schönen Tages jemand aus Berlin gekommen sei, um die kleine Rika zu holen; daß diese jetzt eine junge Dame geworden sei, die auf den Höhen des Lebens stehe ...“

„Und dann ...?“ drang die alte Frau in ihn.

„Ich forschte nicht weiter,“ sagte er, „die Brücke zwischen meiner Lebenssphäre und der meiner Prinzessin war abgebrochen — ich kehrte ruhig nach München zurück. Ich war sehr traurig — mir war's, als ob man mir plötzlich das schönste Ziel in meiner Zukunft niedergerissen hätte.“

„O!“ ruft die alte Frau, „also sentimental können Sie auch sein? Sie sind in der That vielseitig!“

„Es war meine erste Manier — ich habe sie seither verändert,“ giebt er zurück.

Dann verwickelt Graf Treurenberg die alte Gräfin in ein äußerst interessantes Gespräch über den neuesten venetianischen Skandal.

„Sie begreifen nun, wie es kam, daß ich nichts mehr von mir hören ließ, Gräfin,“ sagt Lozoncyi zu Erika.

Diese aber schüttelt den Kopf. „Ich begreife gar nicht ...“ erwidert sie ihm. „Ich finde es unglaublich thöricht, daß Sie mich gerade aus diesem Grund nicht aufgesucht haben!“

„Die Erika hat ganz recht!“ ruft die Großmutter wieder über ihre Schulter hinüber mitten aus einer hoch interessan-

Digitized by Google

ten Anekdote über die jüngste Verlegenheit des Don Carlos heraus. „Ihr Wegbleiben beweist nur, daß Sie uns für sehr große Gänse gehalten haben müssen, die Erika und mich dazu, sonst hätten Sie ganz unbefangen auf eine freundliche Aufnahme gerechnet."

„Mein Wegbleiben beweist nur, daß ich damals ein vom Schicksal etwas verprügelter junger Hund war," versichert Lozoncyi. „Jetzt zweifle ich nicht mehr daran, daß ich damals gewiß von beiden Damen gnädig empfangen worden wäre — aber geführt hätte es zu nicht viel. Sie wären meiner doch bald überdrüssig geworden. Ein sehr junger Künstler taugt nichts in einem Salon, er ist immer bocksteif oder burschikos — ein Kalb in einem Blumengarten: entweder bleibt's mit starren Beinen mitten in den Sandwegen stehen oder es zertrampelt die Blumenbeete. Ich war nicht besser als die anderen."

„Es fällt mir einigermaßen schwer zu glauben," sagt die Großmutter gutmütig immer über ihre Schulter hinüber; dann sich zu Treurenberg wendend: „Aber erzählen Sie nur weiter, Graf. Also Don Carlos ..."

„Nichts erzähl ich Ihnen mehr!" ruft Graf Treurenberg entrüstet. „Ich hab es gerade genug — immer im spannendsten Punkt meiner Geschichte wenden Sie sich um und horchen auf das, was Lozoncyi mit Ihrer schönen Enkelin verhandelt! Das ist zu arg!"

„Gönnen Sie mir auch etwas," entgegnet Lozoncyi mit seinem hübschen einnehmenden Lächeln dem alten Herrn. „Every dog has his day — und ich versichere Ihnen, daß mein ‚day' kurz sein wird!"

„Ach was, es ist immer dieselbe Geschichte! Wenn Lozoncyi einmal in der Nähe ist, so kann man der Aufmerksamkeit keiner Dame mehr habhaft werden!" ruft Treurenberg halb im Scherz, aber mit unleugbar thatsächlichem Verdruß.

„Graf Treurenberg hat eine sehr geschickte Art, mich meiner Umgebung unangenehm zu machen," murmelt Lozoncyi mißmutig.

„Ach was, ich höre nicht auf ihn — dergleichen ist mir ganz gleichgültig!" versichert die alte Gräfin. „Ich möchte lieber wissen, ob Sie die Erika sofort vergessen haben, als Sie in Erfahrung brachten, daß ..."

„Sie eine große Dame sei," fällt ihr Lozoncyi ins Wort. „O nein! Daraufhin packte ich meine sieben Sachen zusammen und reiste nach Rom."

„Hm! ... und dort ... Dort vergaßen Sie endlich die kleine Erika."

„Dort erwischte mich das römische Fieber," sagt er langsam, indem sein Gesicht einen gequälten und finsteren Ausdruck annimmt. Er hebt den Kopf, um nach Erika zu sehen, aber Erika befindet sich nicht mehr neben ihm. Sie ist hinter ihm zurückgeblieben, er sieht sie jetzt an der anderen Seite des rosendurchblühten Höfchens, in dem die Schmetterlinge sich tändelnd in einem langen goldenen Nachmittagssonnenstrahl, der von weiß Gott woher hereingebrochen ist, baden. Aus einer eifrigen Konversation mit einem hohen, stattlichen Mönch heraus ruft sie zu den anderen hinüber: „Hat niemand Lust, sich den Baum anzusehen, in dessen Schatten Lord Byron zu dichten pflegte!"

Ob irgend jemand besondere Lust hat, mag dahingestellt bleiben, aber sie folgen ihr alle. Zwischen graugrünen Frühlingsbüschen, in deren Mitte eine Schar von Neophyten voll gärenden jungen Lebens schreiend und lachend ein Bienenhaus zusammenzimmert, wandeln sie einher bis an den äußersten Uferrand der Insel. Mit großem Stolz zeigt ihnen der alte Mönch den Tisch, auf dessen Platte, wie er behauptet, so oft die Dichterhand Lord Byrons geruht.

Seine Gastfreundschaft gipfelt schließlich darin, daß er ihnen duftigen schwarzen Kaffee präsentieren läßt, worauf er sich entfernt.

Sie sitzen dann alle vier gemütlich unter dem weltberühmten Baum, an dessen grauem Gezweig die ersten grünen

Digitized by Google

Blätter aus den braunen und weißlichgelben Knospenhülsen herauskriechen, und trinken den dicken, undurchsichtigen Kaffee, der fast wie Schokolade schmeckt, an dem sehr primitiven Tisch, an welchem Lord Byron seine Meisterwerke geschrieben haben soll. Lozoncyi äußert seine bescheidenen Zweifel an der Identität des Tisches, Graf Treurenberg erzählt in aller Eile noch eine schlüpfrige Anekdote und Erika runzelt die Stirn dazu und sieht zwischen dem graugrünen Geäst des Baumes stumm zu dem langsam verblassenden blauen Himmel empor. Der Mönch hat sich entfernt; in das nahe Wellengeplätscher hinein (der historische Tisch steht knapp am Uferrand der Insel) tönt das Jauchzen und Schreien der von Jugend und Frühlingsduft trunkenen Neophyten.

Plötzlich hört man eine affektierte Frauenstimme: „Enfin le voilà!"

Sie blicken auf, sehen zwei Damen, — die eine ist niemand anderer als Frau von Geroldstein, geziert und nach guter Gesellschaft ausspähend wie gewöhnlich; die zweite auffallend gekleidet, geschminkt und sehr hübsch. Die Geroldstein begrüßt sofort enthusiastisch ihre lieben Bekannten aus Berlin und stellt ihnen ihre Begleiterin als Fürstin Gregoriewitsch vor.

Die alte Gräfin nimmt ihre zudringlichen Liebenswürdigkeiten sehr kühl entgegen. Sie hat sich erhoben. „Lassen Sie sich durchaus nicht abhalten," wendet sie sich, einen etwas kühleren Ton anschlagend, dem Künstler zu, „es ist schon spät, und wir verlassen ohnehin bereits die Insel. Adieu! es wird mich sehr freuen, wenn Sie einmal Zeit finden sollten, uns zu besuchen."

Von Graf Treurenberg begleitet, schreiten jetzt Großmutter und Enkelin ihrer Gondel zu. Lozoncyi ist bei seinen beiden Verehrerinnen zurückgeblieben.

Das Jauchzen der Neophyten ist verstummt, ein feierliches Glockenläuten durchschwirrt die Insel.

Im Vorübergehen werfen sie einen Blick in die Kirche. Die Flämmchen der Kerzen auf dem Altar schimmern dumpfrot in das Halbdunkel des Gotteshauses hinein — mit gesenktem Haupt, lange Schatten werfend, knien die Mönche am Boden.

„Wer war denn diese kuriose Fürstin?" fragt kurz, ehe sie ihre Gondel erreicht haben, in etwas wegwerfendem Ton die Gräfin Lenzdorff.

„Ach, irgend eine von den zweitausend Verehrerinnen Lozoncyis — sie bewohnt ein großes Palais am Zattere und macht ein Haus," erwidert Graf Treurenberg. „Schöne Person, aber dumm wie ein Bund Stroh. Lozoncyi kommt's nicht immer darauf an, er hängt jeden Tag an einem anderen Schürzenband."

— — — — — — — — — — — —

Die Table d'hote ist längst vorüber, die Tafel schon vorbereitet für den nächsten Tag. Von durchsichtigen Schatten umdämmert, streckt sie sich durch den langen Saal, als sei für ein mitternächtiges Gespenstermahl gedeckt. Ein paar sperrige Topfpflanzen ragen zwischen den langen Reihen von Gläsern und Tellern empor, die dunkelvioletten Einbände der Weinkarten heben sich finster ab gegen die endlose weiße Tischfläche.

Die Rheinsbergs sind seit ein paar Tagen verschwunden, das Trio befindet sich auf einem Ausflug durch verschiedene kleine Städte: Vicenza, Padua, Verona. Die Lenzdorffs dinieren wieder in der für sie erhellten Lichtinsel am Anfang des Saales allein in dem verödeten Speisesaal.

Ungewöhnlich spät sind sie heute eingetroffen. Nach ihrer Heimkehr von dem armenischen Kloster haben sie noch beide Toilette gemacht, ehe sie zu Tisch heruntergekommen sind. Auf das inständige Bitten der alten Gräfin hat Erika sich schließlich bereit erklärt, heute abend in die Welt zu gehen, das heißt der Gräfin Mühlberg, welche seit einiger Zeit von ihrem Mann endlich gerichtlich geschieden, bescheiden und anständig in Venedig lebt und alle Mittwoch ein paar Menschen bei

Digitized by Google

sich empfängt, einen Besuch zu machen. Die alte Gräfin ist ungewöhnlich heiter, Erika fast stumm.

Der unvergleichliche Oberkellner Fritz hat ihnen zuliebe die in den Garten hinausführende Glasthür des Speisesaals geöffnet. Ein lauer, feuchter Hauch spielt zu ihnen herein, bringt ihnen den Duft der vom Frühlingsfieber neu belebten Erde in dem Gärtlein draußen — dazu einen Geruch von Teer, nassen Steinen und den unlauteren Sumpfgeruch der Lagune, welcher, matt und abgeschwächt, dennoch deutlich sich wie ein faules Gespenst durch alle poetische Schönheit Venedigs hindurchzieht. Man hört das leise Lecken und Plätschern der Wellen um die Stufen der alten Paläste herum, das Knarren der an ihren Pfählen festgebundenen Gondeln, ein paar eintönige Ruderschläge und, aus weiter Ferne herüber klingend, wie ein geisterhaftes Echo das Lied der Nachtsänger von Venedig.

Jetzt haben die beiden Damen ihre Mahlzeit beendet. Gräfin Lenzdorff, welche zu träge ist, um sich von dem Lift in ihre Wohnung hinaufleiern zu lassen, und die momentan keine Lust hat, den von Engländerinnen überfluteten Lesesalon zu betreten, hat ihren Freund Fritz dazu veranlaßt, ihr Tinte und Briefpapier hereinzubringen, damit sie in aller Eile einen soeben eingelaufenen Zettel beantworten kann.

Erika ist indessen hinausgetreten in den Garten. Den Kopf bloß, einen pelzbesetzten weichen Umwurf nur lose um die Schultern gelegt, geht sie über die grobkörnigen Kieswege dahin an den Monatsrosen vorbei, die fast den ganzen Winter hindurch nicht aufgehört haben zu blühen — vorbei an den hohen Rosenbäumchen, in denen sich das langverhaltene Leben zu regen beginnt. Von Zeit zu Zeit wendet sie den Kopf, auf das ferne Lied lauschend, das nicht näher kommen will. Hoch über ihr wölbt sich der Himmel, nicht mehr blaß, wie sie ihn heute zwischen den grauen Zweigen des historischen Baumes gesehen hat, sondern tief dunkelblau, mit zahllosen Sternen besäet.

Zwei-, dreimal ist sie in dem Garten auf und nieder gegangen bis zu der Brustwehr des Gärtleins gegen den Großen Kanal zu. Als sie das vierte Mal zu der Thür zurückkehrt, hört sie im Speisesaal reden. Die Großmutter ist nicht mehr allein; neben dem Tischchen, an welchem sie kürzlich gegessen hat und jetzt schreibt, steht Graf Treurenberg.

Er reibt sich seine mageren, von der Gicht leider bereits mitgenommenen Hände und spricht: „Schade um ihn, er ist ein so durch und durch anständiger Mensch mit Männern, aber die Weiber verderben ihn, und er ist momentan die Coqueluche von allen kunstsinnigen Damen in Venedig."

Erika zuckt zusammen. Früher hatte sie die Absicht, ohne weitere Notiz von dem Geplauder des alten Kavaliers zu nehmen, ihre Wanderung fortzusetzen. Jetzt aber bleibt sie stehen, streckt den Kopf vor und horcht.

„So — hm! — Wundern thut's mich nicht," erwidert gleichmütig die Großmutter, und Treurenberg fährt fort: „Ein Teufelskerl ist er; bei all seiner Empfindelei hat er noch gerade die Dosis Cynismus und ehrlicher Weiberverachtung in sich, die nötig ist, um einen Mann dem schwachen Geschlecht gegenüber ganz unwiderstehlich zu machen."

„Sie sind höflich, Graf!" ruft Erika etwas gereizt in den Speisesaal hinein.

Er blickt auf; dort in der Thür steht sie in einem schwarzen Spitzenkleid, der pelzbesetzte Umwurf gleitet ihr halb von der Schulter herab, so daß man das fast grünliche Weiß ihres Nackens und ihrer Arme sieht; sie stützt sich mit der linken Hand an das Holz der Thür und dreht den Kopf nach rechts den beiden Plaudernden zu.

Wie oft wird sie die Großmutter noch so vor sich sehen — den ganzen poetischen, jungfräulichen Liebreiz ihrer Gestalt gegen den süß-schwülen Frühlingshintergrund.

Digitized by Google

Der alte Treurenberg, welcher sich indessen neben die Gräfin gesetzt hat, springt auf — er verzehrt das junge Mädchen mit einem bewundernden Blick, verbeugt sich und fragt schließlich: „Warum bin ich unhöflich? Selbst wenn ich vor Ihnen etwas Anzügliches über das schwache Geschlecht im allgemeinen sage, das kann Sie doch nicht touchieren. Wenn ich von dem schwachen Geschlecht im allgemeinen spreche, denke ich nie an Sie, Sie sind exceptionell."

„Wir sind beide längst gründlich davon überzeugt — nicht wahr, Erika?" meint die Großmutter, ihrer Enkelin zulachend.

„Aber warum diese Herrlichkeit, Gräfin Erika?" fragt Treurenberg, auf ein anderes Gesprächsthema übergehend. „Es ist das erste Mal, daß ich das Vergnügen habe, Sie in großer Toilette zu sehen."

„Erika will mir zu Gefallen endlich anfangen, ein bißchen auszugehen," erklärt die Großmutter. „Ich sagte ihr nämlich, dank ihrer Leidenschaft, sich vor der Welt zu verstecken, würde sich nächstens das Gerücht verbreiten, daß sie geisteskrank sei oder an einem Liebeskummer leide. Da ihr dies nicht wünschenswert erscheint, so hat sie sich herbeigelassen, mich zur Gräfin Mühlberg zu begleiten."

„Zu Konstanze Mühlberg wäre ich auf jeden Fall gegangen, nur hätte ich mir nicht gerade ihren Empfangstag ausgesucht," erklärt Erika, indem sie jetzt neben ihrer Großmutter Platz nimmt, wobei sie ihre beiden weißen Ellenbogen auf den Tisch und ihr Kinn auf die gefalteten Hände stützt.

Der alte Schönheitskenner kann sich heute nicht satt sehen an ihr. „Wenn man so für die Welt geschaffen ist wie Sie, Gräfin Erika, so hat man kein Recht, sich der Welt zu mißgönnen!" ruft er aus.

Sie erwidert nichts, und die Großmutter fragt ihn: „Sieht man Sie bei der Mühlberg, Graf?"

„Heute nicht — muß heute in das Rambouillet von Venedig."

„Ach, zu der Neerwinden!"

„Ja, warum kommen Sie nie hin, meine Damen?" fragt der alte Herr.

„Aufrichtig gesagt, hatte ich anfangs keine Ahnung, daß man hingehen könnte," erwidert lachend die Gräfin.

„Weshalb? — wegen des Renommees der Gräfin ...? Ich bitte Sie, in Venedig sind alle Ruinen in der Mode. Sie thun sehr unrecht, dem Salon Neerwinden fern zu bleiben. Es ist eine kulturhistorische Merkwürdigkeit und mir für meinen Teil bedeutend interessanter als der Dogenpalast."

„Aber selbst wenn ich die Neerwinden aufsuchte, die Kleine kann ich doch nicht mitnehmen!" ruft immer noch lachend die alte Dame.

„Warum nicht? Ein solcher Pestherd von moralischen Infektionskrankheiten, wie Sie's anzunehmen scheinen, ist der Salon Neerwinden keineswegs. Und dann, Gräfin Erika wird durch nichts verdorben" — er schiebt die Achseln in die Höhe — „die ist gefeit!"

In diesem Moment tritt ein vierschrötiges, graubärtiges Individuum in den Salon, geziert und plump und sehr damit beschäftigt, ein Monocle, das nicht sitzen will, in seine rechte Augenhöhle hineinzuklemmen. Ein Wiener Banquier ist's, Schmidt — er schreibt sich Schmytt — von Werdenthal. Sich mit affektiertem sans gêne vor den Damen verbeugend, schiebt er sich an Treurenberg heran. „Störe ich, Hans?" fragt er.

„Sie stören mich immer."

Der Banquier lächelt über den guten Witz. So schwerfällig er sonst sein mag, legt er doch eine merkwürdige Behendigkeit an den Tag, wenn es gilt, sich über eine Grobheit hinwegzusetzen.

„Sie, Hans," beginnt er von neuem mit jenem gedehnten Näseln, das nur ein in die Aristokratie verschlagener österreichischer Parvenu sich mit gleicher Virtuosität anzueignen weiß, „wir wollten ja erst zur Gregoriewitsch, und wenn wir so lange trödeln, kommen wir zu spät."

Digitized by Google

„Hol Sie der und jener!“ murmelt Graf Treurenberg, erhebt sich übrigens dennoch, um Schmytt zu folgen. Zum Abschied küßt er noch beiden Damen die Fingerspitzen. „Gräfin Erika,“ sagt er vielsagend und mit einem letzten bewundernden Blick auf das junge Mädchen, dann zu der Großmutter sich wendend: „Wenn ich um dreißig Jahre jünger wär — hm! Hätte mir nicht viel genützt, meinen Sie, Gräfin — wer weiß! Ich bin gescheiter, als ich aussehe! Wenn mich nicht alles täuscht, ist's der Gräfin Erika sehr darum zu thun, alle Sünder zu bekehren — und ich hätte mich so schön bekehren lassen, dem herrlichen Lohn zuliebe! Aber thun Sie's mir zu Gefallen, geben Sie eine Karte ab bei der Neerwinden, Sie werden's nicht bereuen. Man amüsiert sich nirgends so gut wie bei ihr, und wenn Sie Lust haben, Lozoncyi in voller Glorie Süßholz raspeln zu sehen ...“

„Aber Hans — die Fürstin wartet!“ erinnert Schmytt.

„Ich komm schon!“ Graf Treurenberg verschwindet — lächelnd blickt ihm die alte Gräfin nach.

„Ich kann mir nicht helfen, ich hab ein kleines Faible für den alten Sünder,“ sagt sie. „Er ist so typisch, der echte österreichische Kavalier — fin de siècle, witzig ohne tiefen Verstand, gutmütig ohne Herz, mit ritterlichem Standesgefühl bis in die Fingerspitzen, ohne eine einzige unangekränkelte Standesüberzeugung. Wie du ihm heute in die Augen gestochen hast! Verübeln kann ich's ihm nicht. So sollte dich Lozoncyi sehen, was für ein herrliches Porträt er von dir malen würde! — Hm! weißt du, daß ich im Grunde genommen sehr große Lust hätte, die Neerwinden zu besuchen?“

„Um das Vergnügen zu haben, Herrn von Lozoncyi Süßholz raspeln zu sehen?“ fragt Erika.

— — — — — — — — — — — — —

Die Neugier siegte — den nächsten Tag gab die Gräfin Lenzdorff ihre Karte im Palazzo Lugani ab.

Die Baronin Neerwinden beantwortete die Karten der beiden Damen sofort mit einem Besuch und einem Einladungsbillet, in welchem unter anderem die Worte standen: „Meine liebe Freundin Minona von Rattenfels wird uns mit der Vorlesung ihres letzten, noch unveröffentlichten Werkes erfreuen, und dürfte sich infolgedessen der Abend zu einem ziemlich genußreichen gestalten.“

Zum großen Erstaunen der Großmutter zeigte sich Erika völlig bereit, sich einmal den Rummel bei der Baronin Neerwinden anzusehen. Konstanze Mühlberg hatte sich den Lenzdorffs angeschlossen.

Lachend, erwartungsvoll, als handle es sich darum, einen Maskenball zu besuchen, verfügten sie sich an dem Abend der Vorlesung in den Palazzo Lugani.

Das Gebotene blieb nicht weit hinter der Erwartung zurück — die Großmutter und Konstanze Mühlberg unterhielten sich königlich. Und Erika ...? Nun ...? Sie hatten sich verhältnismäßig früh eingefunden, das heißt um zehn Uhr. Die drei immensen Säle, in welchen die Neerwinden zu empfangen pflegte, waren noch fast leer.

Die Dame des Hauses saß bei ihrem Eintritt in dem letzten dieser drei Räume auf einem kleinen Diwan, unter einer Art Baldachin aus alten Stoffen, und sehr effektvoll angethan in einem lose und großartig um sie drapierten Kleid von schwerem, silberdurchwirktem dunklem Brokat. Ihre noch immer schönen schwarzen Augen waren von langem, fast orientalischem Schnitt, ihre Züge nicht unedel, aber hart und reizlos.

Sie begrüßte die Gräfin Lenzdorff, sofort an alte Jugenderinnerungen anknüpfend, mit ostentativer Herzlichkeit und die beiden jüngeren Damen sehr gnädig. Nach einigen nichtssagenden einleitenden Phrasen begann sie von einer gerade schwebenden Tagesfrage zu reden, worauf sie, auf interessantere Dinge übergehend, in der überzeugendsten Art die Schicksale der Erdkugel und der umliegenden Gestirne zurecht zu schneiden begann.

Digitized by Google

Soeben hatte sie ihren Zuhörerinnen anvertraut, daß sie sich heimlich mit der Verbesserung des elektrischen Leuchtsystems beschäftige und kürzlich mit der Ausarbeitung einer neuen Weltreligion fertig geworden sei, als ein plötzlicher starker Zustrom von Gästen und das immer mit diesem Ereignis zusammenhängende Geräusch das Ende ihrer Phrase verwischte, weshalb es den drei Damen nicht recht klar wurde, ob sie den Katechismus der Weltreligion in Volapük verfaßt oder in Französisch, in welch letzterer Sprache sie sonst ihre geistigen Ergüsse aufzuzeichnen pflegte.

Erika mußte ihren Platz neben der Hausfrau einer Würdigeren überlassen und sich in das bunte Gewühl, welches jetzt durch die drei Säle zu wogen begann, mischen. Sie fand wenig Bekannte und machte die nicht ganz angenehme Entdeckung, daß sie außer ein paar rätselhafterweise hierher verschlagenen plattbrüstigen Engländerinnen das einzige junge Mädchen war. Wenn nicht Graf Treurenberg am Horizont erschienen wäre und sich verpflichtet gefühlt hätte, ihr in dieser neuen Welt den Fremdenführer zu machen, so wäre ihr das ganze Treiben um sie herum gänzlich unverständlich gewesen. Mit seiner allezeit bereitwilligen Indiskretion lieferte er den Text zu dem Bild.

Das männliche Kontingent war der Zahl nach stärker, das weibliche unvergleichlich vornehmer. Dieses bestand zumeist aus sehr schönen, interessanten Frauen aus der besten Gesellschaft, die aber fast alle durch einen fatalen Zufall ihre Hoffähigkeit eingebüßt hatten; die meisten von ihnen waren geschieden, ohne daß man über die eigentlichen Scheidungsgründe je ins klare gekommen wäre.

Die streng orthodoxen venetianischen und österreichischen Familien mieden den Salon, aber nicht so sehr von einem hyperskrupulosen sittlichen Standpunkt aus, als weil es ihnen unangenehm gewesen wäre, irgend einem deklassierten Landsmann dort zu begegnen, und nebenbei, weil sie diesen Salon als einen Herd von politischen und moralischen Umsturzideen betrachteten.

Darin hatten sie nicht völlig unrecht. Von dem sich fanatisch gegen jeden frischen Luftzug und die Erörterung unbequemer Dinge absperrenden Kapilawastusystem, über das sich die Gräfin Lenzdorff in der Berliner guten Gesellschaft beklagte, war hier nichts zu verspüren. Im Gegenteil blies es von allen Seiten recht frisch in die vornehme Ruine hinein, auch hatte jeder das Recht, noch so viele Fenster darin einzuschlagen, als ihm gerade gefiel. Es wurde über alles gesprochen, und in der heterogensten Weise. Infolgedessen war der Salon in seiner Art wirklich äußerst amüsant, und seine einzige langweilige Seite bestand darin, daß die Hausfrau, anstatt es den Gästen zu überlassen, sich auf beliebige Weise zu unterhalten, es für nötig fand, ihnen, wie Gräfin Brock in Berlin, jedesmal ein plat de résistance in Form irgend eines ausübenden Künstlers vorzusetzen, dessen Leistungen man herunterwürgen mußte, ob man Lust dazu verspürte oder nicht.

An jenem Abend hieß das plat de résistance Fräulein Minona von Rattenfels, eine Schriftstellerin, die auf specielle Bitte der Dame des Hauses sich entschlossen hatte, ihr letztes noch ungedrucktes Werk aus dem Manuskript vorzulesen.

Mitten in die schärfsten Witze Graf Treurenbergs hinein erging an die Gäste die Aufforderung, sich in den größten der drei Empfangsräume, den „Saal“ par excellence, zu verfügen.

Graf Treurenberg reichte Erika den Arm. „Ah!“ machte er, indem er die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens mit einem komischen Seitenblick auf die Schriftstellerin lenkte.

Diese saß bereits, das Manuskript vor sich ausgebreitet, hinter einem spindelfüßigen Empiretischchen verschanzt, das obligate Glas Wasser neben sich.

Etwa fünfzig Jahre alt, war sie grobknochig, fett und sehr stark gefärbt, dabei

Digitized by Google

angethan mit einem schwarzdurchschimmerten roten Seidenkleid, in dem sie aussah wie ein nicht ganz gar gekochter Hummer, und mit sehr vielen Schnüren von falschen Münzen im Haar und um den Hals.

Ehe die Produktion begann, wurde das elektrische Licht abgedreht, worauf ein paar rosa Wachskerzen auf dem Tisch der Vorleserin die ganze Beleuchtung ausmachten. Der litterarische Vortrag wurde durch eine musikalische Einleitung geweiht, welche der gerade in Venedig weilende Pianist Harold Perfection übernommen hatte.

Er spielte eine Paraphrase von Siegmund und Sieglindes Liebesduett, aus der er langsam in das Motiv von Isoldes Liebestod hinüberschmachtete, was natürlich die Empfänglichkeit des Publikums für den ihm bevorstehenden Genuß nicht wenig erhöhte. Der letzte Ton verklang — Minona von Rattenfels räusperte sich.

„Gräber!“ schrie sie mit dumpfer, sehr tiefer Stimme in das Publikum hinein. Das war nämlich der gemütliche Titel, unter welchem sie ihren neuesten Cyklus von Liebesliedern zusammenfaßte.

Damit begann die Vorlesung.

Der Cyklus zerfiel in zwei Abteilungen: Liebesleben und Liebestod. In der ersten war sehr viel von Tautropfen und Morgenlicht die Rede, in der zweiten ebensoviel von Würmern und welken Blüten — in beiden aber von so viel wütender Leidenschaft, daß man der Hausfrau dankbar sein mußte für ihr Bayreuthsches Verdunklungssystem des Zuschauerraumes, sintemalen dasselbe das Erröten einiger zartfühlenden Damen bemäntelte, ebenso wie die spöttischen Grimassen des ganzen übrigen Publikums.

Natürlich war die Vortragsweise Minonas äußerst dramatisch. Sie schrie, bis ihr die Stimme versagte, verdrehte die Augen, bis sie dermaßen schielte, daß Graf Treurenberg allen Ernstes mit Erika wettete, ihr linkes Auge sei aus Glas. Sie wetteten um die gesamten Werke Minonas.

In den meisten ihrer Gedichte haderte Minona mit dem Geliebten, der sich als kalt, stumpf oder gar treulos erwies. Von Zeit zu Zeit aber „vertaumelte“ sie „in den seligen Oasen ihrer Liebeswüste“ unvergeßliche Stunden.

Dann wurde sie unsagbar grotesk — aus einem halbverständlichen Gemurmel klang nur immer noch das Wörtchen: Li—i—ie—be!

Plötzlich hörte man mitten in dieses absonderliche Spektakel ein paar stählerne Stricknadeln flink und gemütlich vor sich hin klappern.

Bald darauf war der Vortrag beendet.

— — — — — — — — — — — — —

Neues Licht durchflutete den Saal. Lautloses Schweigen herrschte, nur die Stricknadeln trieben noch immer ihr emsig klapperndes Wesen. Erika sah sich um, wo das Geräusch herkäme, und erblickte eine ältere Dame mit anständig über die Schläfen gekämmten grauen Scheiteln, klugem, etwas viereckigem, fast männlichem Gesicht, sehr gerader Haltung und sympathisch altmodischem Anzug. Sie hatte die stark gezeichneten Brauen in die Stirn gezogen und gab durch ihren Gesichtsausdruck ihre außerordentliche Mißbilligung des Vortrags deutlich kund. Inmitten dieser überhitzten Atmosphäre machte sie den erfrischenden Eindruck eines reinlichen Eisblocks.

„Wer ist denn das?“ fragte Erika die kleine Gräfin Mühlberg, die sich soeben ihr zugesellt.

„Fräulein Agathe von Horn,“ gab ihr die Mühlberg zur Antwort. „Soll ich Sie vorstellen?“

Erika dankte bejahend. Die Gräfin führte sie zu der in Rede stehenden Dame, die mit drei sehr jungen, schüchternen Künstlern, noch immer eifrig strickend, auf einem Kanapee saß, auf das eine Fächerpalme ihren Schatten warf.

Die kleine Gräfin stellte Erika vor, die Künstler erhoben sich und die beiden Damen nahmen neben Fräulein von Horn Platz.

Das Fräulein seufzte — und die Konversation war eingeleitet.

Digitized by Google

„Wenn ich nicht irre, sind Sie eine gute Freundin der begabten Dame, welcher wir heute so große Genüsse verdanken," sagte Konstanze Mühlberg.

„Wir reisen miteinander, weil es billiger kommt," erwiderte phlegmatisch Fräulein von Horn; „aber wie bei gewissen Ehepaaren ist alles bei uns getrennt außer der Kasse."

„So," meinte die kleine Gräfin, „das ist mir sehr erfreulich, da können wir also ungeniert unsere Ansichten über die Dichterin austauschen."

„Ganz ungeniert," versicherte Fräulein von Horn.

Indem trat Graf Treurenberg zu den Damen, mit einem von lustiger Bosheit ganz schief gezogenen Gesicht, und teilte ihnen mit, er sei soeben bei der Minona gewesen, um ihr zu ihrem großartigen Erfolg zu gratulieren.

„Was haben Sie ihr denn gesagt?" rief beinahe entrüstet das wahrheitsliebende Fräulein Agathe.

„‚Ich begrüße in Ihnen die moderne Sappho!' habe ich gesagt," erklärte der Graf.

„Und sie hat geantwortet?" frug Konstanze Mühlberg.

Der Graf fächelte sich schmachtend mit seinem Claque und lispelte: „Ah oui Sappho — c'est bien Sappho, toujours la même histoire nach mehr als zweitausend Jahren!"

„Diese arme Minona! — wenn man bedenkt, daß sie das alles aus dem Stegreif erfindet," bemerkte mit ironischem Mitleid Fräulein Agathe. „Wirkliche Erfahrung hat sie nicht mehr als ... nun, als ich!"

„Still, nicht zu laut," flüsterte lachend Konstanze, „sie würde es Ihnen nie verzeihen, daß Sie uns dies verraten haben."

„Ich kenne sie von klein auf," fuhr Fräulein von Horn gelassen fort. „Sie unterhielt einmal ein Liebesverhältnis in Briefen mit dem Hauslehrer ihrer Brüder, und seither spielt sie die Partie mit dem Strohmann."

Die trockene Art, mit der sie das sagte, war an und für sich so unvergleichlich komisch, daß sowohl die beiden Damen als Graf Treurenberg in lautes Lachen ausbrachen.

Dann erzählte der Graf etwas Humoristisches über die Fürstin Gregoriewitsch und etwas Erstaunliches über die Freundschaft der prüden Frau von Geroldstein mit dieser berüchtigten Schönheit.

„Der Streberstein ist jede Fürstin recht," sagte Gräfin Mühlberg. „Es ist merkwürdig, wie sich diese Art Damen trotz alles socialen Ehrgeizes eigentlich nie auf die feineren gesellschaftlichen Schattierungen verstehen — ebensowenig, als sie den Wert einer Celebrität abzuschätzen wissen; aber was mich noch komischer dünkt, das ist, daß die prüdesten venetianischen und englischen Damen zu dieser serbischen oder montenegrinischen Fürstin hinlaufen."

„Das hat seine Gründe — die laufen alle hin aus Eifersucht, um ihre Männer zu beobachten, denen sie's schließlich nicht verbieten können, diese in Rede stehende Odaliske zu besuchen," meinte Graf Treurenberg.

Da bemerkte er, daß sich im entgegengesetzten Ende des Saales die Stimmung bedeutend belebt hatte. Inmitten eines großen Kreises von Zuhörern stand ein schwarzbärtiges Individuum mit einem Mephistophelesgesicht und auffallend prätentiösen Lackstiefeln und hielt einen Vortrag über irgend etwas.

„Wer ist denn das?" fragte Konstanze Mühlberg.

„Ja, ich kenn den Kerl nicht," rief Graf Treurenberg, „not in my line!"

„Ein Schriftsteller aus Wien," erklärte Fräulein von Horn. „Er ist eingeladen worden, um einen Artikel über die Minona zu schreiben."

„Über was predigt er denn?" fragte der Graf.

Gräfin Mühlberg streckte ihr feines Köpfchen vor: „Über die Liebe!" rief sie.

„So!" — Graf Treurenberg sprang pfeilgerade aus seinem Sessel heraus — „über die Liebe — da muß ich dabei

Digitized by Google

sein." Und sich mutwillig mit der Zungenspitze über die Lippen fahrend, gesellte er sich der Gemeinde des schwarzbärtigen Propheten zu. Kurz darauf folgte Gräfin Mühlberg seinem Beispiel.

Erika blieb mit Fräulein von Horn auf dem Kanapee unter der Palme allein. Bis zu ihr herüber tönte die Stimme des Propheten anspruchsvoll, gedehnt: „Liebe ist die instinktive Erkenntnis eines Wesens, daß es mit einem bestimmten Wesen anderen Geschlechts ein Paar bilden müsse!"

Fräulein von Horn kraute sich mit einer ihrer langen Stricknadeln in den glatten grauen Scheiteln. „Ich kenne diese Definition der Liebe, sie ist von Max Nordau," sagte sie gleichmütig, und kurz darauf verließ sie ihren Platz neben Erika, um sich ihrer drei Schützlinge, der bereits erwähnten drei Künstler, anzunehmen.

Heute von Fräulein Agathe in den Salon Neerwinden neu eingeführt, saßen sie alle drei wie die frierenden Spatzen in einer Dachrinne auf einer rotbezogenen Bank zusammengekauert, verlegen, hungrig und offenbar weidlich erstaunt über die Aussprüche, die aus der Ferne zu ihnen herüberschwirrten, da. Fräulein von Horn führte sie ans Büffett. Erika blieb unter der Palme gottverlassen allein. Ein zorniger Mißmut bemächtigte sich ihrer. Noch nie hatte man ihr, wo sie auch immer erschienen sein mochte, so wenig gehuldigt wie heute hier. In diesem Salon spielte sie keine größere Rolle als Fräulein Agathe, ja kaum eine so große. Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, daß es unter Umständen doch recht unbequem ist, nicht verheiratet zu sein.

Zugleich plagte sie uneingestandenermaßen eine große Enttäuschung; sie war nicht gekommen, um die Eigentümlichkeiten der Baronin Neerwinden zu studieren, und auch nicht, um sich an den grotesken Liebesklagen Minonas von Rattenfels zu ergötzen, sie war gekommen ... ja, weshalb war sie eigentlich gekommen?

Am anderen Ende des Salons gestaltete sich die Stimmung immer animierter. Man hörte Ahs und Ohs, kleine Ausrufe des Beifalls, des Entsetzens. Dazwischen erklang's: „Quest-ce qu'il dit, expliquez-moi donc!" von Damen, die nicht deutsch verstanden und sich die gewichtigen Aussprüche Rosenbergs verdolmetschen ließen.

„Die einzige sittliche Verbindung ist die auf Wahlverwandtschaft gegründete," predigte jetzt Rosenberg.

„Sehr wahr!" rief Frau von Neerwinden.

Eine kurze Pause trat ein. Konstanze Mühlberg hielt sich ihr Taschentuch vor den Mund. Die Gemeinde Rosenbergs hatte jetzt zum größten Teil in den Empiremöbeln, Goldgestellen mit blauweißem Damastbezug, welche die Einrichtung des Palazzo Lugani ausmachten, Platz genommen, die Gondoliere des Hauses präsentierten Erfrischungen. Der schwarzbärtige Prophet stand noch immer, wobei er sich mit dem linken Ellenbogen auf die Lehne des Sessels stützte, in welchem seine Freundin Minona saß, und mit der Rechten seinen Claque gegen seine Beine stemmte.

Ein französischer Schriftsteller, der gerade genug von dem Ganzen verstanden hatte, um auf das Interesse, welches sein deutscher Kollege erregte, eifersüchtig zu sein, begann seinerseits einen Vortrag über die Liebe zu halten: „L'amour est une illusion, qui ... que ..." Er blieb stecken.

Da rief irgend jemand, den Erika nicht kannte: „Wo ist Lozoncyi? der weiß mehr von der Sache als wir, er könnte uns helfen!"

„Ich glaube, er verhält sich der Frage gegenüber mehr praktisch als theoretisch!" erwiderte Graf Treurenberg.

Nicht lange nachher brachen ein paar Gäste auf, nicht aus Prüderie, sondern weil es bereits spät war. Der Kreis verringerte sich. Erika bemerkte auf einem Sofa, das früher ihrem Auge verdeckt gewesen, Lozoncyi. Er saß zwischen zwei Damen: zwischen der Geroldstein, die ihn

Digitized by Google

für ihren Salon werben wollte, und zwischen der Gregoriewitsch, der nur um seine Liebe zu thun war. Ihre Schleppe lag quer über seinen Knien. Sie war eine prachtvolle Erscheinung in ihrer Art: groß, üppig, tief dekolletiert und mit langen, schmachtenden Augen. Lozonczy neigte sich gerade zu ihr und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Mit einer Regung unüberwindlichen Widerwillens erhob sich Erika und trat hinaus auf einen Balkon.

Sie hatte kaum den Blick auf die nachtumschleierte Pracht der Paläste vor sich geheftet, als sich ihr jemand genähert hatte — Lozonczy. „Guten Abend, Gräfin! Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier sind, soeben erst habe ich Sie erblickt!" rief er.

Ärgerlich, wie sie war, reichte sie ihm nicht einmal die Hand.

„Sie wundern sich, daß mich meine Großmutter hergeführt hat?" fragte sie achselzuckend.

Aber zu ihrem Erstaunen merkte sie, daß ihm ein solcher Skrupel nicht gekommen war; er war offenbar gänzlich abgestumpft gegen das, was um ihn herum vorging.

„Warum?" fragte er, die Achseln zuckend. „Wegen — wegen der Antecedentien der Hausfrau? Die gehen längst niemand mehr etwas an, und es ist unbedingt der animierteste Salon von Venedig."

„Nun, an Animo hat die Stimmung heute allerdings nichts zu wünschen übrig gelassen," bemerkte Erika herb.

Sie hielt sich mit beiden Händen an die Brustwehr des Balkons und warf ihm, sich etwas zurückbeugend, die Worte über ihre Schulter hinüber zu. Was sie sprach, war ihm verhältnismäßig gleichgültig, aber ihr Anblick berauschte ihn. Immer stark von seiner Umgebung beeinflußt, waren es heute gerade die unedlen Seiten seiner Natur, welche in den Vordergrund traten. Er konnte die Augen nicht von ihr wenden. Wie wundervoll war doch die Linie des von der Hüfte ein wenig zurückgebogenen Oberkörpers!

„Rosenberg hat sich sehr um die Unterhaltung der versammelten Herrschaften bemüht," sagte er leichthin.

„Und seine Anstrengungen sind jedenfalls von großem Erfolg gekrönt gewesen," erwiderte ihm Erika spöttisch; dann mit noch um eine Schattierung mehr Hochmut in Haltung und Stimme als früher warf sie hin: „Wird hier ... hm ... immer so viel von Liebe gesprochen?"

„Sehr häufig," gab er ihr zur Antwort. „Was wollen Sie, es ist auch das Wichtigste auf der Welt!" Und etwas leiser, mit einem seiner indiskret deutlich bewundernden Malerblicke, setzte er hinzu: „Sie werden das auch an sich erfahren!"

Sie runzelte die Stirn, wendete sich von ihm ab und trat in das Innere des Saales zurück.

Er blieb draußen stehen — sein Kopf war plötzlich sehr heiß geworden. Er fühlte es, daß er sich ihr gegenüber einer Geschmacklosigkeit schuldig gemacht, aber er hatte keine Lust, sich die Schuld zu geben, er war es nicht gewohnt. Sie mußte schuld sein. „Schade, daß sie eine so launenhafte Person ist," murmelte er zwischen den Zähnen in seiner Wiener Manier, „und dabei ein so bildschönes Geschöpf — schade!" Aber trotzdem er die ganze Schuld des Mißklangs, der sein Gespräch mit ihr entzwei geschnitten, auf ihre Prüderie abwälzte, ärgerte er sich über sich selbst und war fest entschlossen, sollte ihm je wieder Gelegenheit geboten werden, sich ihr zu nähern, dieselbe besser und geschickter auszunützen als diesmal.

Um weniges später verließ Gräfin Lenzdorff mit Erika und Gräfin Mühlberg die Gesellschaft. Sie befand sich in vortrefflicher Laune und wechselte mit Konstanze unermüdlich scherzhafte Aperçus über den Abend, den sie hinter sich hatten.

„Und wie hast du dich unterhalten?" wendete sie sich an Erika, nachdem sie die kleine Gräfin heimgebracht und nun mit ihrer Enkelin allein dem Britannia zugondelte.

Digitized by Google

„Ich?" fragte Erika und zog die Mundwinkel herunter. „Wie soll ich mich unterhalten in einer Gesellschaft, in welcher man von Anfang bis zu Ende von nichts zu reden gewußt hat als von der Liebe!"

Die Großmutter lachte herzlich. „Ja, das war in der That ein etwas thörichter Zeitvertreib," gestand sie ihrer Enkelin zu. „Ich begreife auch gar nicht, wie man so viele Worte verlieren kann über etwas, was so auf der Hand liegt, was jeder, der die Augen aufmacht, sieht. Sie tappten alle da und dorthin, und schließlich hat's keiner herausgebracht, was die Liebe ist. Liebe ..." Sie schob das Kinn ein wenig in die Höhe, und ohne daß das gutmütige Spottlächeln, welches den charakteristischen Ausdruck ihres schönen alten Gesichtes ausmachte, auch nur einen Augenblick von ihren Lippen gewichen wäre, sagte sie: „Liebe ist eine durch gewisse Naturbedingungen erzeugte Überreizung der Phantasie, die sich, solange sie währt, in der ausschließlichen Verherrlichung eines einzigen Wesens ausspricht und den von ihr Befallenen jeder Zurechnungsfähigkeit beraubt. Alles in allem sind die Menschen sehr glücklich zu preisen, die, wenn sie den Gegenstand ihrer Begeisterung wiedersehen, nachdem die Fackel der Leidenschaft verlöscht ist, die Erinnerung an ihre Liebe nicht als eine Erniedrigung empfinden."

Die Großmutter war sehr stolz auf ihre Definition und sah sich, als sie damit fertig geworden, unbefangen nach Erika um, als ob sie eben etwas ganz Selbstverständliches, ungemein Erheiterndes in treffende Worte gekleidet habe. Aber Erikas Gesicht hatte einen sehr finsteren, gequälten Ausdruck angenommen. Die Worte der Großmutter hatten den alten Schmerz in ihr geweckt — den Schmerz um ihre Mutter, aus dem ihr ganzes Wesen herausgewachsen war. Es ließ sich nicht leugnen, in vielen Fällen war die Anschauung der Großmutter die richtige. Sollte sie immer die richtige sein? — Nein! Etwas in Erikas Wesen bäumte sich dagegen auf. Nein — tausendmal nein!

„Das, von dem du sprichst, Großmutter, ist ja nur die falsche Liebe — der Wahn," sagte sie mit verschleierter, leise zitternder Stimme; „aber es giebt ja doch noch eine andere, eine echte, heilige, eine veredelnde Liebe!"

„Mag sein," sagte die Großmutter, „das Traurige dabei ist nur, daß man die unedle von der edlen nicht früher unterscheiden lernt, als wenn sie vorüber ist."

Erika sagte nichts mehr.

Die Luft war lind, ein süßer Rosenduft wehte über das faule Wasser der Lagune, die lockende Gespenstermusik tönte aus der Ferne. Erika aber kroch ein eisiger Schauer durch die Glieder, und zu gleicher Zeit regte sich halb unbewußt in ihrem Herzen eine große, nagende Sehnsucht.

— — — — — — — — — — — —

Acht Tage, vierzehn Tage waren verstrichen, seitdem Minona von Rattenfels so effektvoll ihren ins Leere hinausschmachtenden Liebesschmerz zum besten gegeben hatte.

An Erika hatte sich eine auffallende Veränderung vollzogen. Sie zeigte sich jetzt heiterer, oder wenigstens zugänglicher, schloß sich nicht mehr in ungesunder Menschenscheu von der Welt ab, sondern ging in Gesellschaft, so oft die Großmutter sie dazu aufforderte. Wo sie hinkam, wurde sie gefeiert, umworben. Seit dem ersten Jahr, da sie in Berlin ausgegangen war, hatte man ihr nicht mehr dermaßen gehuldigt. Es schien ihr Freude zu machen — ja, und was noch merkwürdiger war, sie schien sich um diese Huldigungen ein wenig, ein ganz klein wenig zu bemühen.

Wo sie erschien, begegnete sie Lozoncyi — Lozoncyi, der sie kaum eine Minute aus den Augen ließ, zugleich aber keinen Versuch mehr machte, sich ihr in irgend einer auffälligen Weise zu nähern. Seine Haltung ihr gegenüber war jetzt nicht nur musterhaft, sondern geradezu rührend. Immer zur Hand, wenn es hieß, ihr

Digitized by Google

einen kleinen Dienst zu erweisen — sei es, ihr ein Eisschälchen oder eine Theetasse abzunehmen oder einen verlegten Fächer, ein Paar Handschuhe zu suchen —, trat er sofort wieder zurück, um ihren anderen Verehrern Platz zu machen. Unter diesen stand Prinz Helmy Nimbsch, welcher sich zeitweilig in Venedig aufhielt, in der ersten Reihe; die ganze internationale Gesellschaft von Venedig erwartete von einem Tag zum anderen eine Verlobung; und heute, das ließ sich nicht leugnen, bei einer Lawn-tennis-Partie bei Lady Stair hatte er ihr deutliche Beweise von seinen Absichten gegeben. Sie war ein wenig erschrocken; während sie den jungen Mann nicht ohne Übereilung von den sentimentalen Bahnen, welche er im Laufe des Gesprächs eingeschlagen, auf ein neutrales Gebiet gelenkt, waren ihre Augen zufällig dem Blick Lozonczis begegnet.

Um weniges später hatte sie sich von dem Prinzen losgemacht.

Man hatte von neuem angefangen Lawntennis zu spielen. Erika hatte bei diesem Sport eine Lebhaftigkeit, Anmut und Energie entwickelt wie nie zuvor. Als sie sich dann, ein Bild stolzen jungen Lebens, mit leuchtendem Haar und glänzenden Augen von dem Spielplatz zurückzog, trat Lozonczi an sie heran, um ihr die Rakette abzunehmen. „Sie sehen, wie recht der arme Maler gehabt, als er es nicht mehr wagte, sich seiner kleinen Fee wieder zu nähern," murmelte er. Bescheiden und liebkosend, zugleich Mitleid und Sympathie erregend, schwebten die Worte an ihrem Ohr vorüber. Als sie sich nach ihm umsah, war er verschwunden — verschwunden, ehe sie ihm noch etwas hatte erwidern können. Den Rest des Nachmittags näherte er sich ihr nicht mehr, doch merkte sie deutlich, wie seine Blicke abwechselnd von ihr zu Prinz Nimbsch hinüberschweiften — erst fragend, dann — erleichtert.

— — — — — — — — — — —

Jetzt ist es um wenige Stunden später nach dem Diner. Draußen glänzen die Lämpchen bereits rot den Canal Grande entlang, und ihr tausendfältig gebrochener Wiederschein schaukelt sich in langgestreckten goldenen Streifen auf den kleinen Wellen der Lagune. Ein wenig elektrisches Licht beleuchtet allein das Wohnzimmer, in dem Erika an dem Flügel sitzt und Reminiscenzen aus Parsifal spielt — immer wieder gleitet ihr das Motiv sündiger Weltlust aus den Fingern.

Indem tritt die alte Gräfin ein. Ihrer gewöhnlichen, direkt auf ihr Ziel lossteuernden Art ganz entgegen, fängt sie an, planlos zwischen den von Erika in dem kleinen Gemach aufgestapelten Merkwürdigkeiten herumzugehen, bald dies, bald jenes zu betasten. Plötzlich bleibt sie neben Erika stehen und bemerkt: „Prinz Nimbsch scheint dir sehr den Hof zu machen — man spricht bereits darüber!"

„Unsinn!" erwidert Erika ausweichend und führt von neuem ihre Hände über die Tasten. „Zeitvertreib!"

„Hm! ... hm! Er scheint mir die Sache doch etwas ernster aufzufassen," murmelt die alte Frau, „auch ist nicht zu leugnen, daß es eine glänzende Partie wäre."

Erika läßt die Hände von den Tasten heruntergleiten. „Aber Großmutter!" ruft sie fast lachend, „was fällt dir denn ein — er ist ja ein Kind!"

„Ein Kind? Er ist volle vier Jahre älter als du, und ich brauche dich wohl nicht daran zu erinnern, daß du kein Kind mehr bist!" Der Ton der alten Frau klingt etwas unruhig: „Jedenfalls mußt du dir's gut überlegen ..."

„Eh ich mich von neuem in eine Verlobung einlasse," fällt ihr Erika ziemlich schroff ins Wort. „Ich verspreche es dir, ja, mehr als das, ich verspreche dir feierlich, daß ich mich nicht mit Prinz Nimbsch verloben werde!"

„Eigentlich ... muß ich selbst sagen ... ich glaube nicht, daß er dir gewachsen wäre!" Es ist, als ob die alte Frau eine gewisse Erleichterung verspüre, während sie diese Worte ausspricht; dann

Digitized by Google

etwas unsicher setzt sie hinzu: „Freilich die Stellung ist sehr lockend — sehr lockend!"

„Aber Großmutter!" ruft Erika, und noch einmal gedehnt, vorwurfsvoll: „aber Großmutter!" Dann auf die alte Frau zugehend, legt sie ihr den Arm um die Schultern und küßt sie auf den noch immer vollen grauen Scheitel: „Kennst du mich wirklich so wenig?"

Die Großmutter erwidert die Liebkosung des jungen Mädchens gerührt, worauf sie leise wie zu sich selbst sprechend, murmelt: „Als ob du dich selber kenntest, mein armes liebes Kind!"

„So weit kenn ich mich," versichert Erika, „daß ich nämlich seit meinem ersten Verlobungsirrtum gründlich von allem weltlichen Ehrgeiz geheilt bin."

„Ach, das war etwas ganz anderes!" seufzt die Großmutter. „Deine Verbindung mit Lord Langley wäre etwas geradezu Unnatürliches gewesen — aber Helmy Nimbsch ist ein sehr netter, ritterlicher, hübscher junger Mensch."

„Es läuft auf eins hinaus," spricht halblaut Erika. „Alt oder jung, ist er immerhin ein Mann, den ich nicht liebe und den ich nicht lieben könnte."

Die alte Frau schüttelt ungeduldig den Kopf. „Fängst du damit an? Liebe — ich hatte dich doch für zu vernünftig gehalten dazu — Liebe — Liebe! Gott beschütz dich vor der Krankheit! Die einzigen gesunden Grundbedingungen einer glücklichen Ehe sind unbegrenzte Achtung und warme Sympathie — alles, was darüber hinausgeht, ist vom Übel."

Erika bleibt stumm.

Indessen fährt die alte Frau fort: „Die Leidenschaft taugt nichts für eine anständige Frau. Die Leidenschaft ist ein Rausch, und auf jeden Rausch folgt ein Katzenjammer. Daraus ergiebt sich, daß für die anständige Frau, die sich den Rausch bekanntermaßen höchstens einmal gönnen darf, der Katzenjammer sich nach der flüchtigen Wonnezeit über den ganzen Rest ihres Lebens hinzieht. Nur die pflichtlose Frau, die sich erlaubt, jeden Katzenjammer mit einem neuen Rausch zu kurieren, darf sich die Leidenschaft erlauben. Für unsereinen ist das alles dummes Zeug."

Um diese lange Rede zu halten, hat sich die Gräfin in einen Sessel niedergesetzt, auf den Knien hält sie einen Band Taine: Les Origines de la France, den sie in das Wohnzimmer mitgebracht hat und auf den sie von Zeit zu Zeit, wie um ihre Aussprüche besonders zu betonen, mit einem großen japanischen Papiermesser von geschnitztem braunem Holz energisch klopft.

Erika steht unweit von ihr an den Klavierdeckel gelehnt, hoch und biegsam in ihrem langen weißen Kleid, in dem ihre schlanke Gestalt eine unnachahmliche Wellenlinie beschreibt. „Und was ergiebt sich denn aus deiner schönen Predigt? Daß ich Helmy Nimbsch heiraten soll auch ohne Liebe?" fragt sie.

„Helmy Nimbsch?" Das schwere schwarze Brokatkleid der alten Dame raschelt aufgeregt, was davon herrührt, daß sie bei diesem letzten Ausruf fast aus ihrem Lehnsessel, dessen beide Vorderecken sie energisch mit ihren Händen erfaßt hat, herausgesprungen wäre. „Helmy Nimsch? Wer spricht von dem?"

„Du, dachte ich, Großmutter," meint etwas boshaft lächelnd Erika. „Wenn ich nicht irre, war er doch der Ausgangspunkt unseres Gesprächs."

„Ach was, Helmy Nimbsch — ce n'est pas sérieux!" Die alte Frau wischt sich mit ihrem weichen Battisttuch die Lippen.

„Und von wem sprichst du denn sonst?" fragt Erika und sieht ihr gerade und etwas unzufrieden in die Augen.

„Ach, von niemandem, ich redete im allgemeinen!" erwidert etwas gereizt die alte Dame. Dann nach einer Pause setzt sie noch gereizter hinzu: „Wenn du übrigens für den jungen Nimbsch unbegrenzte Achtung und warme Sympathie empfindest, so heirate ihn by all means."

Statt aller Antwort macht sich Erika mit den Noten auf dem Flügel zu schaffen.

Digitized by Google

Eine lange Pause folgt — von unten tönt das Gemurmel, Gerumpel und Glockengeläute herauf, welches in einem Hotel mit der Ankunft neuer Gäste verbunden ist. Das Herumschieben von Koffern, das Knarren schwerer Tritte — mehrere Stimmen tönen durcheinander.

Gräfin Lenzdorff benutzt die Gelegenheit, sich über den Lärm zu beklagen und Erika zu erklären: „Eigentlich habe ich dieses Herumvagieren in der Fremde satt!"

„Du, Großmutter? Aber du warst ja hier so entzückt davon! Noch gestern hast du mir dein venetianisches Leben als so besonders ‚erholend' angepriesen!"

„Ja — ja, aber es dauert mir zu lange. Während du mit Konstanze Mühlberg bei Stair Lawn-tennis gespielt hast, war ich bei Hedwig Norbin. Sie ist gestern angekommen und wohnt knapp neben uns im Europe. Nur auf der Durchreise hält sie sich hier auf. Schade!"

„Hm! Und die hat dir eine so verlockende Beschreibung von Berlin gemacht, daß du infolgedessen Lust bekamst, sofort deine Zelte abzubrechen und nach der Bellevuestraße hinüberzufliegen?" fragt Erika kalt, „jetzt, mitten aus diesem wundervollen südlichen Frühling heraus?"

„Ach was, der Frühling ist überall schön! In Berlin ist er schöner als in Venedig — es giebt nichts Schöneres als den Tiergarten im Mai, und dann, ich finde dort meine alten Gewohnheiten wieder, meine alten Freunde."

„Ich habe eben keine Freunde in Berlin" sagt Erika mit eigentümlicher Betonung, „und dies ist der Grund, weshalb ich dich bitte, mir zulieb noch eine Weile von Berlin fern zu bleiben. Nächsten Herbst mach mit mir, was du willst. Vorläufig hab ein wenig Geduld mit mir!"

„Geduld — Geduld!" Wieder klopft die alte Gräfin einen kleinen Marschrhythmus mit ihrem japanischen Papiermesser auf den grauen Umschlag von Taines Origines de la France.

Nach einem Weilchen beginnt Erika: „Hat dir Frau von Norbin nichts Näheres über Dorothee von Sydow erzählt — wie faßt die Welt ihre Lage auf?"

„Wie die Welt ihre Lage auffaßt?" ruft die alte Gräfin. „Wie soll die Welt die kritische Lage einer Frau auffassen, die nie die geringste Rücksicht für irgend jemand gezeigt, nie jemandem eine Wohlthat, ja kaum eine Gefälligkeit erwiesen und nur ihrer eigenen leichtfertigen Selbstsucht gelebt hat! Die Welt hält eine Persönlichkeit nur dann, wenn sie durch das Fallenlassen derselben etwas verliert. Wer verliert etwas dadurch, daß Dorothee von der Liste gestrichen wird? Ein paar junge Herren vielleicht, und die nicht, denn denen steht es frei, ihr außerhalb der Gesellschaft den Hof zu machen. Die Welt dreht ihr den Rücken; nach dem, was mir Hedwig erzählte, ist sie absolut gemieden!"

„Und wie findet sie sich in ihr Schicksal?" fragt Erika.

„So schlecht als möglich. Ein jeder hätte geglaubt, sie würde den Moment geeignet finden, Berlin zu verlassen — ich für meinen Teil hätte auch niemals angenommen, daß ihr so viel an ihrer gesellschaftlichen Stellung liegt —, aber wie es scheint, klammert sie sich daran mit einer Art Panik."

„Wie angenehm für ... für den Bruder des Verstorbenen!" sagt Erika. Mehrere Monate sind verstrichen, seitdem ihre Lippen den Namen Goswyn zum letztenmal ausgesprochen haben — es scheint, als ob sie verlernt hätte, ihn zu sagen.

„Für Goswyn!" ruft die alte Frau aufrichtig und herzlich bekümmert aus. „Gräßlich! Er soll aussehen nicht zum Erkennen, abgemagert, menschenscheu. Ich hätte gar nicht gedacht, daß er so an Otto hing. Freilich, die Umstände, die den Tod des Armen begleiteten, waren fürchterlich!" seufzt die Großmutter. „Er hat zwar immer allerhand an mir auszusetzen, aber schließlich bin ich seit dem Tode seiner Mutter doch die Person, die ihm auf dieser Welt am nächsten steht. Ich weiß,

Digitized by Google

daß er sich freuen würde, sich einmal ordentlich mit mir aussprechen zu können."

Erika holt tief Atem, ihre großen, hellen, dunkel umsäumten Augen blitzen. „So!" ruft sie aus, „also deswegen willst du nach Berlin, um Herrn Goswyn von Sydow zu trösten? Ich wußte immer, daß du ihn sehr lieb hast — daß du ihn lieber hast als mich, erfuhr ich erst jetzt!"

„Aber Erika! — lieber als dich ...!" Die alte Frau hat sich erhoben und fährt Erika zärtlich von der Schulter abwärts über den Arm. „Es thut mir nur manchmal leid, daß ich euch nicht beide zusammen lieb haben kann!" setzt sie halblaut und fast schüchtern hinzu.

Aber Erika wehrt die ihr sonst so teure Liebkosung der Großmutter diesmal zornig von sich ab. „Ich begreife dich nicht!" ruft sie aus, „es ist ja eine reine Manie von dir! Immer wirfst du mir's vor, daß ich Goswyn nicht geheiratet habe, oder machst Anspielung darauf, daß ich ihn noch heiraten sollte — einen Menschen, der sich seit Jahren nicht mehr um mich kümmert!"

„Aber Erika, wie kannst du nur so reden; denke an Bayreuth!" ermahnt sie die Großmutter.

„Und ob ich an Bayreuth denke!" fährt Erika fort. „Nun ja, in Bayreuth interessierte er sich noch für mich, das heißt, er hatte die Erinnerung an das junge Mädchen, mit welchem er in den Tiergarten ausgeritten war, noch nach Bayreuth mitgebracht — aber die Erinnerung paßte nicht mehr auf das, was er in Bayreuth fand — das war der Schluß von allem!" Ein paarmal schreitet sie stumm in dem Zimmer auf und ab, dann plötzlich vor der Großmutter stehen bleibend, ruft sie aus: „Es wurmt mich schon lange; jedesmal, wenn du von Goswyn sprichst und dich in die Betrachtung seines maßlosen Edelmuts vertiefst, sticht's mich ins Herz. Edelmut! ... mag sein — aber es ist ein kalter, unfruchtbarer, hochmütiger Edelmut! Nun ja, er ist ein durch und durch rechtlicher Mensch, aber er ist ein Mensch, der keine Schwäche verzeiht, weil er selbst keine hat — zum wenigsten noch nicht weiß, daß er sie hat. Er ... o ja ...!" Erikas Stimme wird heiser, sie schöpft tief Atem, dann fährt sie mit schwindelnder Geläufigkeit fort: „Ich zweifle nicht daran, daß er jeden Augenblick bereit wäre, ins Wasser zu springen, um mit Lebensgefahr den ersten besten Taugenichts herauszuziehen, aber sobald er ihn aufs Trockene gebracht hätte, würde er ihm den Rücken kehren und mit seiner unerträglich geraden Haltung und sehr großen Schritten davon stolzieren, ohne sich auch nur einmal nach dem Geretteten umzusehen, geschweige denn ihm ein gutes Wort zu geben. Nimm sein Benehmen gegen mich! Ich komme ausdrücklich darauf zurück, damit wir mit dieser peinlichen und demütigenden Einbildung von dir ein für allemal aufräumen. Er hat mir, wie du weißt, damals in Bayreuth einen Dienst geleistet, den mir so leicht kein anderer erwiesen hätte — zugegeben. Aber er hat mir's nie verziehen, daß ich sechs Wochen oder acht Wochen lang — was weiß ich! — die Braut von Lord Langley gewesen bin. Mein Gott! es war ein Mißgriff meinerseits, eine Dummheit — eine Dummheit, die ich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz begangen habe. Gut, aber mehr war's nicht — und doch war's genug für ... für Herrn von Sydow, mich ein für allemal aus seiner Gnade zu streichen. Da hast du deinen wundervollen Goswyn, so ist er und nicht anders. Mir ist das ja ganz gleichgültig — ich interessiere mich nicht im mindesten für ihn — Gott sei's gedankt! Wenn ich mich für ihn interessiert hätte, so hätte ich mich ja halb tot kränken können — so aber ... Ich ärgere mich höchstens darüber, daß ich ihn überschätzt habe — das ist alles!"

Staunend hat ihr die Großmutter zugehört. Sie hat sie noch nie so aufgeregt gesehen, sie hat nicht gewußt, daß ihre Stimme einer solchen Modulation fähig ist. Bisweilen ist es die Stimme eines trotzig zornigen Kindes, und dann wieder

Digitized by Google

die eines leidenschaftlich erregten stolzen Weibes.

„Aber Erika!" ruft sie jetzt, da das junge Mädchen inne hält, „das ist ja alles Blödsinn! — sehr scharfsinnig ausgeklügelter Blödsinn, der ärgste von allen! Nicht ein Wort ist wahr davon! Ich bin überzeugt, daß er dich noch gerade so verehrt wie früher!"

„Du hast eine reiche Phantasie," spöttelt Erika. „Merkwürdig, daß Goswyn die ganze Zeit über nicht einmal durch irgend etwas seine Verehrung kund gegeben hat!"

„Liebes Kind," entgegnet ihr die Großmutter, „das ist etwas anderes. In gewisser Beziehung ist Goswyn kleinlich — das habe ich dir selber gesagt. Ihm ist seine Armut immer viel zu wichtig gewesen und deine Wohlhabenheit auch. Das ist eine Kinderei, die ihn vielleicht um das Glück seines Lebens gebracht hat. Aber sag, was du willst, ich bin überzeugt, daß seine Armut allein ihn davon abgehalten hat, sich dir zu nähern."

„So!" Erika wirft trotzig den Kopf zurück. „Nun, mit der Armut ist's vorbei!" ruft sie aus.

„Aber Erika! So rasend zartfühlend, wie du's bist, solltest du doch begreifen, daß ein Mensch wie Goswyn es nicht schnell über sich gewinnen kann, Nutzen aus dem Tode seines Bruders zu ziehen, und noch obendrein aus einem Tod, der unter solchen Umständen erfolgt ist!"

Erika schweigt einen Augenblick, ihr schönes blasses Gesicht zuckt, dann sagt sie gedämpft: „Gewiß, Großmuttter! Daß er jetzt schon um mich anhielte, wäre einfach häßlich — aber siehst du ... wenn mich ein so großes Unglück getroffen hätte wie ihn, so hätte ich die Empfindung, als wollte ich meinen Schmerz zu den Menschen tragen, die meinem Herzen am nächsten stehen. Du konntest daran denken, nach Berlin zurückzukehren, um seinetwillen. Wenn irgend etwas von all dem, was du dir in den Kopf gesetzt hast, wahr wäre, so wäre er nach Venedig gekommen — einen Urlaub hätte er erreicht. Und nun haben wir uns darüber ausgesprochen ein für allemal. Zum Glück ist er mir ganz gleichgültig — vollständig gleichgültig. Ich habe dir dies alles nur gesagt, damit du mir nicht ein zweites Mal zumutest, Knall und Fall mit dir nach Berlin zurückzureisen, damit die ganze Welt, die mir so überaus wohlgesinnte Welt, sagt: Sie läuft Goswyn von Sydow nach, seitdem er Majoratsherr geworden ist!"

Die Großmutter legt ihre beiden Hände auf Erikas Schultern, zieht dann ihren stolzen, jungen Kopf zu sich nieder und küßt sie auf die Stirn. Indem öffnet sich leise, behutsam die große, einflügelige Thür von rotbraunem Mahagoni. Der unentbehrliche Lübecke tritt ein und präsentiert eine Visitenkarte.

„Paul von Lozoncyi," sagt Gräfin Lenzdorff, die Karte auf den Präsentierteller fallen lassend. „Bist du gelaunt, Fremde zu sehen?"

„Ja, warum nicht?" fragt Erika.

— — — — — — — — — — — — —

Kurz darauf trat Lozoncyi in das hübsche, künstlerisch eingerichtete Boudoir Erikas, dessen elektrische Beleuchtung indessen durch ein paar mit großen farbigen Schirmen verschleierte Lampen vervollständigt worden war.

Erika empfing ihn mit auffallender Freundlichkeit, die alte Gräfin schien sich im Gegenteil offenbar vorgenommen zu haben, steif gegen ihn zu sein. Sie war es nicht gewöhnt, daß junge Männer, wenn sie selbe noch dazu ausdrücklich aufgefordert hatte, sie zu besuchen, es so lange aufschoben, ihre Aufwartung zu machen. Kaum aber war sie fünf Minuten mit Lozoncyi beisammen gewesen, so schmolz ihr Mißmut wie Schnee in der Sonne.

Ohne auch nur Miene zu machen, sich wegen seines langen Fernbleibens zu entschuldigen, befleißigte der Maler sich einfach, seinen liebenswürdigen Wirtinnen zu beweisen, wie außerordentlich wohl es ihm bei ihnen gefiel, nun er endlich den Weg zu ihnen gefunden hatte. „Wie

Digitized by Google

reizend!" sagte er, sich umsehend, „man hat keine Ahnung davon, daß man in einem Hotel ist!" und dabei rieb er sich in seiner fröstelnden Art die schlanken Hände.

„Sie befinden sich in dem Sanktuarium meiner Enkelin," erklärte ihm Gräfin Lenzdorff, „mein eigenes Empfangszimmer ist um einige Schattierungen kahler."

„So! nun, ich mache Ihnen mein Kompliment, Gräfin Erika! Ich weiß, daß es mir eigentlich nicht zukommt, das erste Mal, daß ich die Ehre habe, Ihr Heiligtum zu betreten, mich nach allen Ihren Raritäten umzusehen, wie der geheime Agent eines Modeantiquars, aber unsereins freut sich immer, wenn sich ihm irgend eine Augenweide bietet. Merkwürdig, wie gut Sie sich den Rahmen zu Ihrer Persönlichkeit geschnitzt haben. Sehen Sie nur, Excellenz, das Bild!"

Er lenkte die Aufmerksamkeit der alten Frau auf die Erscheinung Erikas, die jetzt lässig in einem hochlehnigen Großvaterstuhl saß, gegen dessen mit goldenen Arabesken geschmückten Überzug von altem Leder sich ihr rotbraunes Haar eigentümlich abhob.

„Es ist entzückend — die weiße Figur gegen das goldschimmernde Leder und daneben der Delftkrug mit den Jonquillen — ein Bild, wer's nur festhalten dürfte!" seufzte er, und dann setzte er hinzu: „Wenn Sie wüßten, welche Not ich oft habe, wenn es gilt, bei einer Dame, die ihr Porträt bei mir bestellt, eine Pose zu finden — bei Gräfin Erika würde einem die Wahl schwer. Sehen Sie doch, Excellenz, diese Linie!"

„Sie werden das Kind noch ganz befangen machen," verwies ihm die im Grunde ihres Herzens geschmeichelte Großmutter. „Statt der Erika den Kopf zu verdrehen, sollten Sie mir lieber sagen, warum Sie so lange gebraucht haben, den Weg hierher zu finden?"

Er zuckte ein wenig zusammen, schlug die Augen voll zu ihr auf, schlug sie dann wieder nieder — und endlich beide Hände auf den Claque auf seinen Knien stützend, sagte er halblaut: „Fragen Sie mich lieber, warum ich überhaupt gekommen bin."

„Nein, ich frage ausdrücklich, warum Sie nicht früher gekommen sind?" lachte die alte Frau.

„Warum?" Er stockte einen Augenblick, dann erwiderte er ruhig: „Weil ich nicht Lust hatte, unter allen Verehrern Gräfin Erikas der letzte zu sein, der an ihrem Triumphkarren zieht. So, da haben Sie's — so deutliche Fragen zwingen zu deutlichen Antworten." Dabei sah er die alte Dame beobachtend an, ob er nicht zu weit gegangen sei. Aber nein! Er gehörte zu jenen bevorzugten Menschenkindern, denen man dreimal mehr verzeiht als allen anderen; irgend etwas in dem singenden Tonfall seiner weichen, ungemein warmen und aufrichtig klingenden Stimme, sein treuherziger und zugleich immer etwas schwermütiger Blick und besonders sein Lächeln, sein hübsches, einschmeichelndes Lächeln, nahmen sofort für ihn ein. Es war noch immer dasselbe Lächeln, mit dem er sich als siebzehnjähriger Junge in der kleinen Erika weiches Kinderherz hineingeschlichen, das liebenswürdige, nichtsnutzige Lächeln, das er von einer gutmütigen und leichtsinnigen Mutter geerbt haben mochte.

Die alte Frau lachte einfach zu dem Geständnis. Hierauf fragte sie etwas spöttisch: „Und jetzt zeigen Sie sich bereit, geduldig als der allerletzte &c. &c.?"

Er schüttelte den Kopf. „Jetzt ist es mir eingefallen, daß ich Gräfin Erika vielleicht eine kleine Freude machen könnte, die ihr kein anderer unter ihren momentan um sie herumschmachtenden Verehrern zu bereiten vermöchte, und ich bin gekommen, sie zu fragen, ob sie mir dazu Gelegenheit bieten will?"

Erika blieb stumm, die alte Gräfin hingegen schüttelte ihren schönen Kopf und sagte: „Herr von Lozoncyi, Sie sprechen in Rätseln."

Lozoncyi sah erst mit einem besonders zum Herzen sprechenden Blick von einer der Damen zur anderen, dann sich direkt an die jüngere wendend, sagte er: „Sie

Digitized by Google

erinnern sich wohl noch dessen, daß ich in Ihrer Schuld stehe, Gräfin Erika?"

„Ja, ich hab Ihnen einmal fünf Gulden geborgt," erwiderte diese.

„Fünf Gulden ...!" wiederholte er. „Es ist nichts, nicht wahr — aber damals war's für mich viel. Ohne diese fünf Gulden hätte ich wahrscheinlich nie den Weg bis zu meiner Tante Ilona in München gefunden, und vielleicht wär ich in einem Straßengraben verhungert. Sie sehen, daß ich Ihnen zu Dank verpflichtet bin; in Anerkennung dieses Faktums bin ich hergekommen, Sie zu fragen, ob Sie mir allenfalls erlauben würden, Ihr Porträt zu malen?"

Erika sah ihn starr an.

„Um fünf Gulden?" rief die alte Gräfin mit einer urkomischen Betonung. Es war bekannt, wie schwer Lozoncyi dazu zu bringen war, die Ausführung irgend eines Porträts zu übernehmen, und welche fabelhaften Preise er sich dann dafür zahlen ließ.

„Ich bitte Sie, geben Sie mir keinen Korb, Gräfin Erika!" flehte er, indem er die Hände wie ein kleines Kind zusammenlegte, das um Kuchen bettelt.

„Ich würde dir raten, den Antrag anzunehmen," meinte die Großmutter, „zweimal dürfte er dir kaum gemacht werden."

„Sie setzen sich nicht der geringsten Unannehmlichkeit aus," drang er in Erika, „es sei denn der, sich ein paar Stunden zu langweilen. Ich weiß, daß Sie meine Malerei nicht mögen, und darum gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich das Bild verbrenne, wenn es Ihnen nicht gefällt, selbst wenn ich's für ein Meisterwerk halten sollte. Aber wenn es mir gelingt, Ihren Geschmack zu befriedigen, wird Sie das Bild vielleicht manchmal an einen armen Teufel erinnern, der ..."

Seine Phrase wurde durch das Eintreffen eines Besuches unterbrochen. Mehrere Personen erschienen. Es wurde viel geplaudert und gelacht.

Lozoncyi blieb, bis alle anderen gegangen waren.

„Und wann ist die erste Sitzung?" fragte er.

„Wann's Ihnen beliebt," gab ihm Erika zur Antwort.

„Morgen?"

„Morgen? Nein, morgen geht es nicht, aber übermorgen vormittags, wenn Sie wollen."

Seine Augen leuchteten auf. „Gegen elf!" rief er.

Sie sagte zu.

— — — — — — — — — — — —

Den nächsten Vormittag trug Lübecke mit seinem üblichen feierlichen Gesicht den kleinen Koffer in die Gondel, welcher die Toilette enthielt, in der Erika sich malen lassen sollte, dasselbe Kleid, in welchem sie Lozoncyi bei Frau von Neerwinden gesehen und welches verewigen zu dürfen Lozoncyi sich erbeten hatte. Nachdem er den Koffer abgegeben, suchte der würdige Kammerdiener sofort wieder sein Lieblingsplätzchen auf einer hinter einem geschnitzten Tisch verschanzten, ebenfalls geschnitzten Bank, knapp neben dem Lift und der Thür des Speisezimmers gegenüber. Er verbrachte beinahe die ganze Zeit seines venetianischen Aufenthaltes auf dieser Bank, abwechselnd damit beschäftigt, etwas Belehrendes über die vergangene Größe Venedigs zu studieren, oder damit, sich von irgend einem ebenfalls müßigen Kurier in die Geheimnisse der verschiedenen Bewohner des Britannia einweihen zu lassen. Sehr selten begleitete er seine Herrschaft bei ihren Ausfahrten. Auch Marianne war nicht mitgenommen worden; Erika hatte ihrer Großmutter erklärt, daß sie beim Anlegen ihrer Porträttoilette keine Hilfe brauche.

Der Himmel war wolkenlos, die Luft warm, ohne drückend zu sein. Die zwei Gondoliere ruderten lustig und rasch.

Lozoncyi wohnte etwas hinter dem Rialto in einer der schmäleren Wasserstraßen links vom Canal Grande. Nach Verlauf einer Viertelstunde hielt die Gondel bereits vor einer blaßgrünen Thür mit einem eisernen Löwenkopf in der Mitte. Einer von den Gondolieren klopfte

Digitized by Google

mit dem Ring, den der Löwe im Maul hielt.

Lozoncyi selbst öffnete die Thür. Er trug einen etwas verwaschenen Leinwandkittel und sah ungemein vergnügt aus.

„Bis zum letzten Augenblick fürchtete ich eine Absage und jetzt sind Sie doch gekommen, und — notabene — Sie haben sich nur um eine Viertelstunde verspätet," sagte er herzlich; dann dem den beiden Damen ins Haus folgenden Gondolier den Handkoffer abnehmend, rief er mit seiner frischen Stimme: „Lucrezia! — Lucrezia!" so laut, daß es nur so an den steinernen Wänden wiederhallte. „Sie müssen schon entschuldigen, meine Damen," wendete er sich an die beiden, „auf elektrische Schellen ist meine Behausung nicht eingerichtet."

Von einer in den Gang hinab mündenden, teppichlosen, grausteinernen Treppe herab kam eine alte Venetianerin mit großen Ringen in den Ohren und mit gewelltem grauem Haar, das sie über die Stirn gescheitelt und rückwärts in einen Knoten zusammen gedreht trug. Diese antike Frisur paßte vortrefflich zu ihrem regelmäßigen Gesichtsschnitt. Sie lachte den Damen freundlich zu und zeigte ihnen dabei zwei Reihen blendend weißer Zähne, während ihr Lozoncyi mit schwindelnder italienischer Geläufigkeit auftrug, den Koffer in das Ankleidekabinett zu bringen und auszupacken.

Aus dem schmalen Gang, der von dem Kanal quer durch das Haus führte, kam man in den Garten, in dem alles durcheinander wuchs. Zartes grünes Laub bedeckte bereits die Büsche, hier und da zeigte sich zwischen den noch weichen und matt hängenden Blättchen eine grünlichgrau überhauchte Rispe weißen Flieders.

Die ganze Fassade des Hinterhauses entlang, in welchem sich das Atelier befand, zogen sich die dicken grauen Äste eines über und über mit blaßlila Blütentrauben bedeckten Glycinenstrauches. Diese Glycinen trieben übrigens ringsherum ihren Unfug, in die Äste eines noch fast kahlen, grauen Maulbeerbaumes krochen sie hinauf, zwischen den grün angestrichenen Stäben eines aus Latten zusammengezimmerten Laubenganges, welcher an der inneren Seite der Gartenmauer entlang lief, schlängelten sie sich hindurch, so daß ihre fast durchsichtigen, aus zartem Violett ins Gelbliche hinüberspielenden Blüten, von der Sonne durchleuchtet, sich in wunderbarer Pracht gegen den blauen Himmel abhoben. Ein moosdurchwaschenes Bassin nahm die Mitte des Gartens ein, unter einem Akazienbaum streckte ein stark zerschundener Faun lebenslustig die Arme in die Höhe und ringsherum wucherte verwirrtes Rosengestrüpp.

„Ach, wie reizend!" rief Erika aus.

„Nicht wahr, es ist hübsch," sagte der Maler. „Das Gärtlein mein ich. Es ist des Gartens wegen, daß ich mich hier festgesiedelt habe. Man freut sich so an einem Fleckchen Erde in diesem wässerigen Venedig. Es ist das einzig Nette, was ich Ihnen zu zeigen habe, das Gärtchen."

„Vergessen Sie doch Ihre Lucrezia nicht, das ist ja eine Schönheit, die Ihrem Garten den Rang abläuft!" verbesserte ihn Gräfin Lenzdorff.

„Mein altes Faktotum — ja, die hat ein hübsches Gesicht, prächtige Züge. Ich kann nichts Garstiges um mich leiden. Aber ... haben Sie gemerkt, wie kurz und dick sie ist?" fragte er die Gräfin, und zwar mit einem dermaßen bekümmerten und verdrießlichen Gesicht, daß sie darüber lachen mußte.

„Nun, was weiter; ist es in Ihren Augen ein Verbrechen?"

„Nein," sagte er nachdenklich, „aber es macht sie zu malerischen Zwecken unbrauchbar. Ich wollte sie neulich posieren lassen — nicht möglich! — höchstens als humoristische Charge, als Wärterin der Julia, oder als moderne Kartenschlägerin, und das ist not my line. Es ist ein Jammer! Haufenweise finden Sie hübsche Gesichter unter diesen Venetianerinnen, auch noch Schultern — prachtvoll ... alles weitere unmöglich! Zu lange Leiber, zu kurze Beine, keine schöne Linie,

Digitized by Google

keine großartige Bewegung. Und findet man ja ein Modell, das genügend lange Glieder hat, so ist's wieder wie ein Storch. In dieser Richtung habe ich überhaupt meine liebe Not. Als ich damals den Frühling malte, da war ich schon ganz verzweifelt, weil ich niemand finden konnte für meine weibliche Figur. Da am Rialto sah ich eine Person, nicht mehr ganz jung, geschminkt, aber prachtvoll gewachsen — so groß wie Gräfin Erika, nur nicht ..."

Er brach ab und wurde sehr rot; gleich darauf hatte er jedoch seine Verlegenheit über einer neuen Begeisterung vergessen. Vor der Thür des Ateliers hatte Erika den Arm nach einer Glycinentraube ausgestreckt.

„Nur einen Augenblick, Gräfin, bleiben Sie so!" schrie er fast vor lauter Eile; dann in sein Atelier stürzend, kam er sofort mit einem Skizzenbuch und einem Korbsessel heraus. Den Korbsessel stellte er irgendwo in den Schatten für die alte Gräfin, worauf er sofort sich eine Notiz aufzukritzeln begann.

„Sehen Sie nur diese Biegung!" rief er der Großmutter zu. „Das ist Musik! Sehen Sie nur da die Kurve an der Hüfte entlang!"

Die Art und Weise, wie er unablässig mit der Schönheit oder Häßlichkeit des menschlichen Körpers beschäftigt war, die genaue Analyse, welcher er denselben bei den verschiedensten Anlässen unterzog, was ja teilweise sein Beruf mit sich brachte, hatte eigentlich etwas Verletzendes. Keine der beiden Damen nahm Anstoß daran. Erika teilweise aus Unerfahrenheit, teilweise weil ihrer Eitelkeit zu sehr geschmeichelt war, als daß sie ein so unangenehmes Bedenken hätte aufkommen lassen — die alte Frau nicht, weil sie in dieser Richtung seit der letzten Zeit überhaupt abgestumpft war, und nebenbei auch, weil Lozoncyi Betrachtungen und Bemerkungen in obenerwähnter Richtung mit einer derartig frischen Unbefangenheit vorbrachte, daß es anfänglich den Eindruck machte, als ob er höchstens gegen die guten Manieren sündige. Man mußte sehr tief in ihn hineinsehen, um zu entdecken, wie dieses ewige Beschäftigtsein mit der körperlichen Schönheit in seine innerste Natur hineingegriffen hatte.

„Es ist fabelhaft, wie gut Sie sich zu kleiden wissen!" rief er, indem er fortfuhr, das junge Mädchen bald voll, bald blinzelnd zu betrachten.

Sie trug ein sehr einfaches weißes Wollkleid und einen großen Hut aus gelbem Reisstroh mit ein wenig schwerer, altvenetianischer Spitze aufgeputzt.

„Ich hätte fast Lust, Sie so zu malen, anstatt in der Abendtoilette," murmelte er. „Aber nein, Ihr Porträt mach ich Ihnen in Gala, wie's sein soll, in Lebensgröße. Aber ich bitte Sie, seien Sie einmal ganz großmütig — Ihr Bild fangen wir morgen an, und heute schenken Sie mir eine Stunde für mich, ich will mir ein Aquarell von Ihnen machen zur Erinnerung. Ermüdet Sie's nicht zu sehr, den Arm so auszustrecken?"

„Eine Frau, die sich bewundert fühlt, ermüdet nichts," erklärte die Großmutter. „Für mich aber ist die Situation etwas weniger kurzweilig. Haben Sie nicht etwa irgend ein Buch bei der Hand?"

— — — — — — — — — — — —

Erika war endlich doch müde geworden, trotz der andauernden Bewunderung, welche Lozoncyi ihr während seiner Malerei spendete. Man hatte die Pose unterbrochen. Unter dem glycinenumwucherten Maulbeerbaum an einem kleinen, etwas wackeligen Tischchen hatte Lozoncyi seinen Gästen ein improvisiertes Frühstück vorsetzen lassen, vorzüglich bereitet und sehr einladend serviert, teilweise auf abgeschundenen Steinguttellern, teilweise auf schweren Vermeilschüsseln von wundervoller alter Arbeit. Er freute sich über den guten Appetit der beiden Damen, und Lucrezia, die eben abgeräumt und den Kaffee gebracht hatte, stand, die Hände auf beide Hüften gestützt, vor der alten Gräfin und nahm mit vergnügtem Lächeln alle Lobsprüche entgegen, welche diese ihrer Kochkunst spendete, als man an der Thür poltern hörte.

Digitized by Google

„Der Teufel!“ murmelte Lozoncyi, „doch nicht am Ende ein Besuch?“

Aber es war kein Besuch, sondern nur ein Brief, welchen Lozoncyis Gondolier, ein hübscher brauner Bursche in mit roter Schärpe umgürtetem Matrosenkostüm, brachte.

Unwillkürlich heftete Erika ihre Augen auf den Brief. Die Schrift war offenbar die einer Frau. Der Poststempel war von Paris.

Lozoncyi hatte beim Anblick der Schrift ungeduldig mit den Achseln gezuckt; dann den Brief ungelesen in der Hand zerknitternd, ließ er ihn uneröffnet in seine Tasche gleiten.

„Wollten die Damen nicht einen Blick in meine Werkstatt werfen?“ fragte er.

„Ich wollte Sie eben darum bitten, uns hineinzuführen,“ sagte Gräfin Lenzdorff, „ich bin sehr neugierig auf Ihre ‚Schweren Träume‘.“

„Ja!“ — er schüttelte sich wie im Fieberfrost — „schwere Träume — das ist das Wort!“

Das Atelier, in welches man durch eine Glasthür aus dem Garten trat, war ein ungemein großer und hoher, aber sehr schlichter Raum, alles darin verstaubt und wirr durcheinander geschoben — die Werkstatt eines sehr nervösen Künstlers, bei dem man nie aufräumen darf, der sich selbst von dem Kehricht seiner Kunst nicht trennen kann. Erikas Augen fielen sofort auf ein merkwürdiges und schauerliches Gemälde.

Eine einzige Figur in einem sich eng um die Glieder schließenden Gewand von unbestimmten Farben, den Kopf dürstend vorgeneigt, die Arme mit einer Gebärde qualvoller Sehnsucht tastend vorgestreckt, schritt auf einen Sumpf zu, aus dem ein Irrlicht aufflimmerte. Über ihr strahlten aus einem düsteren Nachthimmel reine, helle Sterne. Alles wundersam in Stimmung und Ausdruck: die traurige Harmonie der Farben, das sternendurchstrahlte Blaudüster des Nachthimmels, der fahle Sumpf und vor allem die weibliche Gestalt, an der jeder Gesichtszug, jede Fingerspitze, ja, jedes Fältchen ihres Gewandes Sehnsucht ausdrückte.

„Was dachten Sie sich darunter?“ fragte die alte Gräfin.

„Erraten Sie's nicht?“

Nein, sie erriet's nicht, Erika aber sagte sofort: „Blinde Liebe!“

Er sah sie schärfer an, als er sie noch je angesehen, dann fragte er: „Wie sind denn Sie darauf gekommen?“

„Ich sehe ja, wie die Figur dem Irrlicht nachschleicht und die Sterne unbeachtet über sich strahlen läßt. Sieh doch, wie sie einsinkt in den Sumpf, Großmutter! Es ist gräßlich!“ rief Erika.

„Blinde Liebe!“ wiederholte die Großmutter nachdenklich — der Gegenstand lag für sie sehr fern.

„Ja,“ sagte er, „die blinde Liebe, das Verhängnis der erniedrigenden Leidenschaft!“ Mit einem bitteren Lachen setzte er hinzu: „Nun, das einzig Tröstliche dabei ist, daß man die Irrlichter manchmal erreicht und die Sterne doch nicht erreichen könnte, selbst wenn man zu ihnen emporblickte!“

„Nein,“ rief Erika heftig, „das ist kein Trost! Tausendmal lieber die Hände vergeblich ausstrecken nach den Sternen, sich aufrichten und wachsen durch die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren, als sich herniederneigen zu einem Glück, das nur im Sumpf zu finden ist!“

Er beugte sich etwas zu ihr und sagte halblaut: „Das, was Sie gesagt haben, war sehr schön ... aber Sie haben doch nicht verstanden!“

— — — — — — — — — — — —

„Nun, dem armen Teufel hast du gründlich den Kopf verdreht,“ meinte, gemütlich in den Polstern des schlanken Schiffleins zurückgelehnt, Gräfin Lenzdorff, während sie mit Erika nach Hause gondelte. „Es schadet ihm weiter nichts.“ Dann nach einer Weile setzte sie hinzu: „Von wem nur der Brief sein mochte, über den er sich so geärgert hat? Von der blonden Person etwa, mit der er in Bayreuth war?“

Erika antwortete nichts, stumm sah sie

Digitized by Google

auf einen großen Strauß von Glycinen herab, den er zum Abschied für sie gepflückt. Plötzlich fuhr sie zusammen. Eine dicke schwarze Raupe kroch schwerfällig mitten aus den blassen, duftigen Blumen hervor. Mit einem kleinen Schrei des Ekels warf Erika den Strauß ins Wasser.

— — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit stand Lozoncyi in seinem Atelier vor der Aquarellskizze, die er soeben von Erika Lenzdorff entworfen und die er mit dem Reißbrett, auf welchem er sie gemalt, auf eine Staffelei gestellt.

„Ein herrliches Geschöpf!“ murmelte er vor sich hin, „herrlich! Erinnere mich kaum, etwas Schönerem je begegnet zu sein; und bei all ihrer Vornehmheit und trotz ihrer Bläſſe gesund, reich entwickelt, nichts Verrenktes, Verkrüppeltes an ihr! Hm! Sie muß wenigstens vierundzwanzig Jahre alt sein. Wie kommt es, daß sie noch nicht verheiratet ist? Ob sie eine unglückliche Liebe hat? Es ist kaum anzunehmen! — Und dennoch, sie scheint noch gänzlich unbefangen — fast als ob sie ohne irgend eine Neigung durchs Leben gegangen wäre. Wie stolz sie den Kopf hält! Die Species war mir bisher unbekannt. Hm! Es giebt immer Frauenzimmer genug, welche die schmutzige Arbeit im Leben besorgen; ein paar muß es doch geben, die den heiligen Gral hüten.“ Er wendete sich nach der Thür des Ateliers, die in den Garten hinausführte. Ein feuchter Dunst brütete jetzt über den Blüten, aus der Erde stieg es wie ein berauschender Dampf. Ein eigentümliches und nicht sehr angenehmes Lächeln trat auf seine Lippen. „Der Frühling kümmert sich einen blauen Kuckuck um den heiligen Gral — er geht seinen Weg,“ murmelte er, „er geht seinen Weg!“

— — — — — — — — — — —

Erst hatte er sie fast abgestoßen, dann hatte er ihrer Eitelkeit geschmeichelt. Nach und nach interessierte sie sich für ihn — aber gleich von Anfang hatte er ihre Phantasie beschäftigt, wie sie noch kein Mann beschäftigt hatte, trotzdem daß seine nur wenig verhüllte Lebensauffassung sie bis ins Marternde verdroß und sie erriet, daß es in seiner Seele schwüle Schatten gab, denen sie sich nicht nähern durfte, und daß, so vollendet und ritterlich er Frauen wie ihre Großmutter und sie als eine vornehme Abart des weiblichen Geschlechts zu respektieren wußte, sie beide für ihn doch nur eine Abart blieben — etwas Kurioses, das einen interessiert, weil man ihm selten begegnet. Über dies alles grübelte sie sich häufig die Seele wund, während sie so manche Nacht im fiebrigen Halbschlaf ihren schönen Kopf über das Kissen schob.

Und aus all der Unruhe tauchte endlich etwas Seltsames auf, etwas Ehrgeiziges, Rührendes, Thörichtes. Sie stellte sich die Aufgabe, ihn zu edleren Lebensansichten zu bekehren.

Wie viele Unglückliche sind schon an diesen Bekehrungsversuchen zu Grunde gegangen! — zu Grunde gegangen daran, daß sie, wenngleich widerwillig und entrüstet, ihre Phantasie gewöhnten, sich mit Dingen zu beschäftigen, um die sich einfach nicht zu kümmern für eine anständige Frau das einzig Richtige ist.

— — — — — — — — — — —

Daß Erika unbefangen mit dem Feuer spielte, war an und für sich nichts Merkwürdiges, aber daß ihr die Großmutter mit lächelndem Gleichmut bei dieser Beschäftigung zusah, das war allerdings staunenswert.

Es giebt eben Gelehrte, die als Fanatiker einer von ihnen selbst aufgestellten Hypothese oder Theorie ihren ganzen Verstand darauf verwenden, diese Hypothese einseitig zu beleuchten und jedes sie in ihren Folgerungen allenfalls verwirrende Licht, das von einer anderen Seite einfallen könnte, mit Gewalt abzusperren.

— — — — — — — — — — —

Anfangs war das Porträt unglaublich rüstig vorwärts geschritten; jetzt waren Wochen vergangen, und noch immer konnte Lozoncyi kein Ende finden.

Er malte es lebensgroß, als Kniestück

Digitized by Google

und, um Erika nicht zu ermüden, sitzend, in einem Savonarolasessel und mit einem großen Strauß von matt lila Glycinen auf dem Schoß. Nicht die geringste Pose — keine Spur von Konvention!

„Setzen Sie sich ruhig hin, so wie es Ihnen am bequemsten ist," hatte er seinem Modell gesagt. „Jede Stellung, die Ihnen natürlich ist, muß schön sein, etwas Häßliches könnten Sie sich höchstens mühsam ankünsteln."

— — — — — — — — — — —

Die Tage folgten einander, die langen lauen Frühlingstage. Als die beiden Damen zum erstenmal Lozoncyis Atelier betraten, hatte man noch überall den rauhen grauen Anwurf der Mauern, welche das Gärtchen umschlossen, hinter den dürftig belaubten Büschen schimmern sehen. Jetzt war das Grün überall üppig und dicht, die Rosen blühten und der Flieder hatte bereits begonnen zu welken.

Die Glycinen waren längst verschwunden von der Welt, und die beiden Akazienbäume, in deren Schatten der Faun frohlockend die dicken Arme in die Luft hielt, waren wie eingetaucht in grün durchschimmertes Weiß und strömten einen Duft von betäubender Süßigkeit aus.

Auch das Atelier war anders geworden. Als sie zuerst gekommen, war es kahl gewesen wie ein Schuppen — jetzt fanden sie es jedesmal, wenn sie kamen — und das war drei- bis viermal die Woche —, mit den herrlichsten Blumen ausgeschmückt.

Wenn sie sich zurückzogen, packte er jedesmal davon zusammen, was von der sich mehr und mehr steigernden Hitze nicht gelitten hatte, und trug es in ihre Gondel. Bisweilen fuhr die Gondel mit den Blumen und Gondolieren allein nach dem Britannia, Lozoncyi führte seine Gäste zu Fuß auf pittoresken Umwegen nach Hause.

Es war ein großer Genuß, mit ihm spazieren zu gehen. Kein Mensch wußte so wie er auf den Reiz irgend eines an und für sich nichtigen Details aufmerksam zu machen, auf irgend eine Schönheit, die oft nur in einem malerischen Farbenklecks bestand, aus einem Geranium, das aus dem Fenster eines verödeten Hauses herausblühte.

„Mein Gott!" bemerkte zuweilen die alte Gräfin, „in allen diesen Gäßchen bin ich hundertmal gewesen, und wenn ich mit Ihnen an diesen selben Häusern vorüberspaziere, so ist mir's, als sähe ich sie zum erstenmal! Sie haben ein eigenes Geschick dazu, einen zu lehren, das Leben schön zu finden!"

„So? Hab ich das?" murmelte er. „Nun, wie viele andere Menschen versteh ich offenbar zu lehren, was ich selbst nicht kann!"

Erika hatte sich bald dermaßen in seine Eigenart hineingelebt, daß sie sich gewöhnte, mit seinen Augen zu sehen, und oft noch schneller als er selbst. Eine besondere Freude gewährte es ihr, wenn sie einen malerischen Punkt früher als er entdeckt hatte und nun ihrerseits ihn darauf aufmerksam zu machen vermochte. Er würdigte ihre Entdeckungen stets großer Aufmerksamkeit, lobte ihre feine künstlerische Empfindung, versicherte ihr, daß er dieselbe in diesem Maße noch bei keiner zweiten Frau angetroffen habe, und dann endigte seine und ihre gegenseitige Freude über einen verfallenen Thorbogen, in dessen Tiefe man eine zerzauste Venetianerin ein rotbraunes Segel flicken sah, in einer lachenden Neckerei. Dann fragte die Großmutter, wovon das Gespräch handle, und Lozoncyi antwortete: „Wir lehren einander gegenseitig das Leben schön finden, Gräfin Erika und ich." Und einmal suchte er dabei den Blick des jungen Mädchens und sagte herb: „Schade, daß das alles so bald aufhören muß!"

Alle seine schroff abbrechenden Redensarten, die, hart an eine Liebeserklärung streifend, sich dennoch nie ganz in eine solche ausgestalteten, deutete sie sich natürlich auf dieselbe Weise. Er liebt mich, aber er hat nicht den Mut, auf eine Gegenliebe meinerseits zu hoffen: er ist überzeugt davon, daß ich für ihn unerreichbar bin.

Digitized by Google

Ihrer Eitelkeit war bis zum äußersten geschmeichelt durch die Überzeugung, diesem ungewöhnlichen, großartig begabten Menschen ein so tiefes Gefühl eingeflößt zu haben.

— — — — — — — — — — — —

„'s ist doch etwas Fürchterliches und Ergreifendes, der armen gequälten Menschheit zuzusehen, wie sie nach Tausenden und Abertausenden von Jahren noch immer ihren Gott sucht, der sich ihr nicht zeigen will!“ sagt Erika mit einem leichten Schauer zu Lozoncyi, indem sie durch das Portal einer offenen Kirche blickt, in der sich die Gläubigen kniend um den Altar drängen, die Stirn gegen den kalten harten Stein gedrückt.

„Was wollen Sie?“ erwidert er ihr. „Der ganze Fortschritt der Menschheit, alles, was sie in der Kunst geleistet hat, in der Poesie, alles, was an ihren Leistungen überhaupt der Mühe wert ist genannt zu werden, basiert auf diesem Suchen, dem Sichdurchringenwollen zu der ewig unsichtbaren Gottheit. Sollten wir sie je von Angesicht zu Angesicht erschauen, so wär's ja mit all unseren armseligen kleinen Bestrebungen zu Ende, wir hätten kein Interesse mehr daran, und das ganze Kartenhaus unserer Errungenschaften fiele in sich zusammen!“

„Und wenn sich die Menschheit eines Tages davon überzeugte, daß der Gott, den sie seit Jahrtausenden sucht, gar nicht existiert?“ sagt Erika leise.

„Nun, dann wär's erst recht mit allem zu Ende,“ erwidert er ihr. „Eine Zeit lang würden die Menschen das Kartenhaus ehrgeiziger stützen als je; aber schließlich würden sie's müde werden, sich aufrecht zu erhalten, um in den leeren Himmel hineinzuschauen — binnen kurzem würden sie auf allen vieren kriechen und Gras fressen!“

„Ach, Kinder, erlaßt mir eure Metaphysik und freut euch lieber daran, daß die Welt heute so schön ist und daß ihr am Leben seid, um sie zu genießen!“ Mit diesen Worten ruft die alte Gräfin die beiden jungen Leute aus den Höhen ihrer philosophischen Betrachtungen in die Wirklichkeit herab. Und sie lachen und geben ihr recht.

Ein Sonntag-Nachmittag ist's und die Luft voll Glockengeschwirr und voll von dem Geruch des Weihrauchs und der Wachskerzen, den die heute ganz Venedig durchziehenden Prozessionen zurückgelassen haben.

Zu dreien gehen sie spazieren durch die einschläfernde Nachmittagshitze. Durch eine der breiteren Callen schreiten sie, rechts von ihnen der saftige Wirrwarr eines Gemüsekrams, links die Auslage irgend einer Garküche, schönes altes Kupfergeschirr und dazwischen das Violettgrün einer Schüssel mit Artischocken. Weiter gehen sie, immer weiter — über leicht gewölbte Brücken, unter denen das grüne Wasser sich langsam hinschleppt, über große öde Plätze, aus deren grasdurchwuchertem Pflaster ein bleiches Standbild aufragt. Weiter, immer weiter in die sich länger und länger hindehnenden Schatten hinein.

Jetzt befinden sie sich auf einem der ärmeren Campi an der anderen Seite des Kanals hinter dem Rialto, an allen Seiten verwitterte Häuser mit grünlichen und himmelblauen Jalousien, von denen viele, lebensgefährlich an einer Angel hängend, knarren und wimmern.

Unten auf dem breiten, unregelmäßigen, aus sehr großen, ausgetretenen Steinen bestehenden Pflaster welke Blüten und Rosenblätter, den Weg der vorübergehenden Prozessionen bezeichnend. Die Luft ist drückend heiß. Eine Schwermut voll schwüler Träume schwebt über allem. Erika und Lozoncyi sind beide stumm geworden.

„An was denkt sie?“ fragt er sich, indem er sie immer und immer wieder verstohlen ansieht. Ihr Gang ist etwas schleppender, träger als sonst, ihr Gesicht blässer, nur die Lippen darin sind tief rot.

„Der Frühling hat sie auf die Lippen geküßt,“ sagt sich der Maler, „es ist endlich über sie gekommen, auch über sie!“

An einem Steinbogen führt sie ihr

Digitized by Google

Weg vorbei, einer halb verfallenen Gartenpforte, über die sich blütenbeladene Zweige von Rosen und Jasmin neigen. Wie tief sie sich niederbeugen zur Erde, wie von einem geheimnisvollen Magnetismus angezogen, und zwischen dem wuchernden duftenden Frühlingsgewirr sitzt auf einer Stufe ein junges Paar, ein Matrose und ein Mädchen aus dem Volke; beide bildschön. Hand in Hand, Auge in Auge sitzen sie da, leise redend, eng aneinander geschmiegt, selig, weltvergessen.

Die Großmutter betrachtet das hübsche Genrebild wohlwollend durch ihr Lorgnon. „Haben die beiden aber glücklich ausgesehen!" ruft sie halb lachend Lozoncyi zu, nachdem sie an dem Liebespaar vorüber ist.

„Das läßt sich nicht leugnen," sagt er achselzuckend; dann, etwas hinter der alten Frau zurückbleibend, zu Erika: „Ich glaube, das sind auch zwei, die einander lehren, das Leben schön finden, wie wir, Gräfin Erika — nur in einer anderen Tonart!"

Er sagt das herausfordernd scherzhaft; sein Blick sucht den des jungen Mädchens. Erika aber hält die Augen zu Boden gesenkt. Sie ist noch blässer als früher. Es ist, als ob eine mächtig niedergehaltene innere Unruhe sie quäle. Immer aufmerksamer beobachtet er sie.

„Erinnern Sie sich dessen noch, wie böse Sie mir waren, als ich mir erlaubte, Ihnen gegenüber zu behaupten, daß die Liebe das Wichtigste im Leben sei?" flüstert er.

Eine Pause — sein Herz klopft stark. Er möchte die Worte lieber nicht gesagt haben. Wird sie ihm dieselben übelnehmen? Da hebt sie die schweren müden Augenlider, und ihn voll ansehend, spricht sie langsam: „Ich war Ihnen böse, weil Sie das leichtfertig gesagt hatten!"

Ist ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren, oder hat der Frühling ihm plötzlich alle seine Blüten vor die Füße gestreut? Er atmet kaum mehr. Dann — wie findet er den Mut, es auszusprechen — leise schleppend murmelt er: „Und wenn ich mir erlauben wollte, es Ihnen ernsthaft zu sagen?"

Er bemerkt, wie sie zusammenzuckt; dann hebt sie den Kopf, etwas Feierliches liegt in ihrem Gesichtsausdruck; sie will die süßen Lippen öffnen. Da wendet die Großmutter sich um. „Es ist unerträglich schwül heute," ruft sie schärfer als sonst, fast ungeduldig; „ich komme nicht mehr weiter, führen Sie uns doch bis zum nächsten Gondelstand, Lozoncyi!"

— — — — — — — — — — — —

„Wohin soll das führen?"

Zum hundertstenmal seit den letzten zwei Stunden stellte sich Lozoncyi die Frage.

„Zu was soll das führen?"

Er stand in seinem Atelier vor dem unvollendeten Bilde Erikas. — Unvollendet!

„In der nächsten Sitzung kann's fertig sein — es ist unnütz, sich ein X für ein U darüber vorzumachen — seit zehn Tagen halte ich sie doch nur mehr so hin von einem Mal zum anderen. Warum? Weil ich mir nicht denken kann, wie mir zu Mut sein wird, wenn sie nicht mehr kommt. Und doch, wohin soll das führen ...?"

Er war sehr blaß, der Schweiß stand ihm auf der Stirn; er trachtete sich abzuwenden von dem Porträt, aber wie er sich auch bemühte, immer wieder zog ihn etwas vor das Bild. „Ein herrliches Geschöpf!" murmelte er vor sich hin, „und nicht nur schön, sondern ... einzig in ihrer Art — es erhöht den ganzen sittlichen Standpunkt eines Mannes, mit einem solchen Geschöpf zu verkehren. Hm! eh ich sie kannte, wußte ich gar nicht, daß ich überhaupt einen sittlichen Standpunkt habe." Er lachte etwas bitter vor sich hin. Und wieder heftete er die Augen auf das Bild. „Sie ist schön!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Es ist ein Unsinn für ein Wesen ihrer Art, so schön zu sein — ein Widerspruch der Natur, eine reine Verschwendung!" Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Es ärgerte

Digitized by Google

ihn, daß sich ein unreiner Gedanke in seine Bewunderung Erikas hineingeschlichen. „Seltsames Geschöpf! Welche Augen! so hell, so tief, so durchdringend!“ Er konnte nicht aufhören, sich mit ihr zu beschäftigen, die Leidenschaft für sie rüttelte ihm an allen Nerven.

Sie war ein junges Mädchen. Mochte er auch vor Sehnsucht nach ihr verschmachten, er hätte ebensogut daran gedacht, die silbernen Leuchter vom Hauptaltar der Markuskirche zu stehlen, als auch nur den leisesten Versuch zu machen, sich ihr in irgend einer bedenklichen Weise zu nähern. So etwas hätte durchaus gegen den Kodex von Ritterlichkeit verstoßen, den er sehr hoch hielt.

Aber wie er sich auch mühte, konnte er seine alles verdeutlichende Malereinbildungskraft nicht losreißen von ihrer Schönheit.

Er liebte sie — das wußte er schon lange. Aber bis jetzt war seine Liebe zu ihr ein zartes, edles Empfinden gewesen — etwas, dessen er sich selbst nicht fähig gehalten, das ihn vor sich selbst adelte. Er hatte das Gefühl einer Art Erleichterung und Erholung gehabt in ihrer Nähe, hatte sich innerlich gehoben gewähnt durch den Verkehr mit ihr. Aber damit war's vorbei.

„Das Schöne an der Liebe ist der Traum, der ihr vorangeht,“ murmelte er vor sich hin. Der Traum war ausgeträumt, was nun ...?

Da kam ihm ein letzter wahnsinniger Gedanke. „Sie ist durchaus ungewöhnlich, es ist ein großmütiger, überspannter Zug in ihr, welcher sie über alle Kleinlichkeit hinüberträgt. Hätte sie sich vielleicht entschließen können, mich zu heiraten?“

Es schüttelte ihn plötzlich wie im Fieber — er wehrte die lockende Vorstellung von sich ab wie eine folternde Qual. „Nein — nein — nein!“ rief er heftig, „es ist eine Thorheit, so etwas nur zu denken! Trotz all ihrer Begeisterungsfähigkeit, trotz all ihrer manchmal über das Ziel hinausschießenden Warmherzigkeit ist sie ja viel zu sehr Comtesse, um sich so etwas nur einfallen zu lassen!“

Sein Mund war trocken, eine eiserne Hand würgte ihn an der Kehle. Er wendete dem Bild den Rücken zu und trat hinaus in den Garten. Graue Gewitterwolken bedeckten den Himmel. Die Blumen neigten die Köpfe erdenwärts — ferner, lang ausatmender Donner umgrollte den Horizont.

„Und wenn es doch wäre!“ murmelte er dumpf.

— — — — — — — — — — — —

Erika saß an dem Fenster ihres Boudoirs, in den weißlichen Abend hinausschauend. Rings um sie herum war es bereits dunkel, zu dunkel, um zu lesen — draußen war die Luft noch durchsichtig genug. Ihre Fenster blickten in das kleine Gärtchen des Hotels herab — das Gärtchen, das um diese Jahreszeit aussah wie ein einziges großes Rosenbeet mit einem schmalen Sandweg herum. Der süße Geruch der Rosen drang zu ihr empor und zugleich mit ihm, von ihm unzertrennlich, der faule, sumpfige Hauch der Lagune.

Ein paar ferne Glocken schwirrten noch immer, und das Wasser schlug leise gegen den Fuß der alten Paläste an.

In tiefe Gedanken versunken saß sie da. Die Lebensaufgabe, nach der sie sich so lange gesehnt, lag endlich vor ihr.

Daß Lozoncyi sie liebte, darüber konnte bei ihr kein Zweifel bestehen — nein, selbst bei einer mißtrauischen Grüblerin, wie sie es war, konnte ein Zweifel an seiner Liebe nicht aufkommen. Er liebte sie, wie sie geliebt werden wollte: mit Verehrung und Bewunderung, mit genauer Würdigung ihrer Eigenart.

Die Zukunft that sich vor ihr auf, hell, leuchtend. Es kam ihr vor, als ob sie es hätte von jeher ahnen sollen, daß sie für etwas ganz Besonderes auserkoren war.

Warum er ihr bis jetzt noch nie ein direktes Geständnis seiner Gefühle abgelegt? Auf diese Frage wußte ihr Hochmut immer dieselbe Antwort: Er wagt es nicht! Es war an ihr, ihm einen Schritt entgegen zu thun.

Digitized by Google

So weit war sie in ihren Gedanken gekommen, als Marianne eintrat, eine Karte in der Hand. „Herr von Lozoncyi," meldete sie.

„Haben Sie ihm gesagt, daß ich zu Hause bin?"

„Nein, ich habe gesagt, ich würde nachsehen. Wenn Excellenz abwesend sind, sage ich nie etwas Bestimmtes," erwiderte Marianne.

Die alte Gräfin hatte sich vor kurzem entfernt, um einen kurzen Besuch in der Nachbarschaft zu machen; Lüdecke begleitete sie.

Einen Augenblick zögerte Erika, dann drehte sie das elektrische Licht auf und ließ Lozoncyi bitten, sich heraufzubemühen. Zwei Minuten später trat er ein. Freundlich machte sie ihm ein paar Schritte entgegen. Sie erschrak, als sie in sein Gesicht sah, so bleich und verfallen war es.

„Sind Sie krank?" rief sie aus, „oder bringen Sie mir die Nachricht von einem Unglück, das Sie betroffen hat?" Die warmherzige Teilnahme, welche aus ihrer Stimme sprach, vermehrte seine Unruhe.

„Keines von beiden," erwiderte er ihr, indem er versuchte, einen leichteren Ton anzuschlagen. „Ich bin nur gekommen, um ..." Er stockte. Weshalb war er eigentlich gekommen? Der Gedanke, daß sie ein stärkeres Gefühl für ihn empfinde — ein Gedanke, der heute zum erstenmal in ihm aufgetaucht war —, hatte sich nicht bannen lassen wollen. Seit einer Stunde schleppte er die lockende Folter durch die einsamsten Gäßchen Venedigs, ohne im stande zu sein, sie von sich abzuschütteln. Er mußte sie sehen — Gewißheit haben — und dann ...

Ach, er konnte keinen klaren Schluß ziehen — nur sehnen konnte er sich nach ihr!

Er hatte sich einen Vorwand ausgedacht zur Erklärung seines Besuches, aber er konnte ihn nicht finden; statt alles anderen sagte er:

„Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie mich trotz der Abwesenheit Ihrer Großmutter annehmen, und ich will mich Ihrer Gnade auch würdig zeigen, indem ich Ihnen so kurz als möglich zur Last falle."

„Im Gegenteil," erwiderte sie, „ich hoffe, daß Sie uns Ihren Abend schenken werden. Meine Großmutter muß in wenigen Minuten zurück sein, und dann wollen wir's uns recht gemütlich machen."

„Ich — ich kann mich nicht lange aufhalten," murmelte er zerfahren.

Seine Unruhe steigerte sich bis zum Unerträglichen. Eigentlich wußte er bereits das, was er wissen wollte — wußte auch, daß es die höchste Zeit für ihn sei, zu gehen; aber wieder vermochte er nicht es über sich zu bringen.

Draußen plätscherte die Lagune, die Nachtsänger von Venedig machten ihre erste Runde. Man hörte sie von fern: „Io son felice — t'attendo in ciel!"

„Bringen Sie mir morgen den Gesichtsausdruck ins Atelier mit," rief er heiser aus, „ich will ihn festhalten, so gut ich kann, zur Erinnerung an das edelste Geschöpf, dem ich je begegnet bin! Sie kommen doch morgen?" frug er.

„Gewiß! Das Porträt ist beinah fertig, nicht wahr?"

„Ja, ich denke, morgen wird die letzte Sitzung sein," erwiderte er tonlos, „und dann ..."

„Und dann ...?" wiederholte sie.

„Dann ist alles aus!" sagte er hart.

Eine Pause — er wendet den Kopf ab. Da plötzlich — an sein Ohr, an sein Herz schlug's süß, leise: „Dann werden Sie nichts mehr von mir wissen wollen!"

Er zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlag berührt — ihm schwindelte. Indem trat in die offen gebliebene Verbindungsthür zwischen dem Salon der alten Gräfin Lenzdorff und Erikas Boudoir eine hohe, schlanke, etwas gebeugte Frauengestalt — die Gräfin Rheinsberg.

Sie sah sehr bleich aus, aber mit einem eigentümlichen, verklärten Glanz in den Augen, der sie ungemein verschönte. Was Erika an ihr auffiel, war, daß sie nicht wie gewöhnlich um diese Zeit im Gesellschaftsanzug erschienen war, sondern ein schlichtes dunkles Morgenkleid trug.

Digitized by Google

„Marianne sagte mir, daß Sie empfingen," bemerkte sie mit ihrer angenehmen, schwermütig klingenden Stimme. „Störe ich nicht?" Dabei ließ sie den Blick über Lozoncyi hingleiten.

„Nicht im geringsten," erwiderte Erika, heute, ohne daß sie wußte wodurch, mitleidig gegen die Arme gestimmt.

„O doch ... ein wenig," sagte die junge Frau, aber ohne nergelnde kleinliche Bosheit, sondern mit unendlichem Wohlwollen — einem Wohlwollen, in dem etwas Rührendes war.

Lozoncyi hatte nach seinem Hut gegriffen und wollte sich nun mit einer Verbeugung von den Damen verabschieden. Er dankte seinen Sternen für diese unerwartete Unterbrechung.

„Wollen Sie die Rückkehr der Großmutter nicht abwarten?" fragte ihn Erika.

„Mir leider unmöglich!"

„Also adieu — auf morgen elf Uhr!" rief sie ihm nach. Er antwortete nicht.

„Der arme Lozoncyi hat mich verwünscht," meinte die Gräfin Rheinsberg, „aber ich hab's ihm nicht übel genommen. Ach, Gräfin Erika, ich freue mich so für Sie!" Sie sagte das so ehrlich und mit so großen, thränenglänzenden Augen, daß man ihr unmöglich böse sein konnte. Erika war ihr auch gar nicht böse, vielmehr freute sie sich darüber, daß jemand sie in ihrer edlen Großmut, auf die sie sich heimlich etwas zu gute that, verstanden und erraten hatte.

Die junge Frau nahm die Hand des Mädchens in die ihre und murmelte: „Ich finde es wundervoll, daß Sie den Mut haben, Ihrer Neigung zu folgen. O Erika! machen Sie's ihm nicht zu schwer!"

Da kehrte die alte Gräfin von einem Besuch aus der Nachbarschaft zurück.

Gräfin Rheinsberg blieb nur noch einige Minuten. Als die Uhr halb zehn schlug, wendete sie plötzlich den Kopf. „Adieu!" rief sie, und der feierliche Ernst, den Erika gleich bei ihrem Erscheinen bemerkt hatte, trat von neuem und deutlicher als früher auf ihrem Gesicht hervor. „Ich kann nicht länger bleiben, ich wollte Sie beide noch sehen und Ihnen danken, daß Sie so lieb und gut gegen mich gewesen sind!"

„Reisen Sie denn ab?" fragte die Großmutter. Darauf gab sie keine Antwort. Sie küßte der Gräfin die Hand, dann an Erika herantretend, flüsterte sie: „Darf ich Ihnen einen Kuß geben?"

Erika nahm sie in ihre Arme und küßte sie.

„Gott behüte Sie!" flüsterte ihr die junge Frau noch zu — dann war sie verschwunden.

„Was sie nur gehabt haben mag?" murmelte die Großmutter, „sie war heute so eigentümlich!"

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Das Rathaus mit der Fontana Pretoria.

Palermo.

Von

Ludwig Salomon.

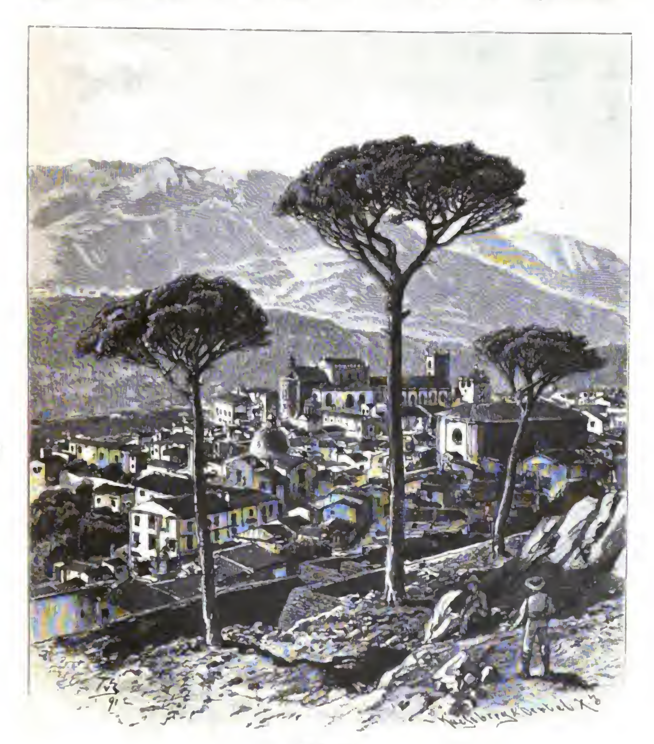
II.

Unvergleichlich reicher ist die Hinterlassenschaft der Normannen; ja, es ist geradezu erstaunlich, wie diese Nordlandsrecken in dem kurzen Zeitraum ihrer Herrschaft — er erstreckt sich ja über nicht viel mehr denn hundert Jahre — eine solch große Anzahl bedeutender und prächtiger Bauten errichten konnten, und wie sie dabei noch einen besonderen, höchst charakteristischen Baustil zur Ausbildung zu bringen vermochten, der völlig verschieden ist von dem der normännischen Bauten in Frankreich und England. Ihre Genialität zeigten sie ganz besonders darin, daß sie alles, was sie in und um Palermo fanden, frei auf sich wirken ließen und nun, erfüllt von diesen neuen Eindrücken, mit kühner Hand durchaus selbständig zu schaffen begannen. So entstand der saracenisch-normannische Stil, der, wie der englische Architekt Gally Knight sagt, saracenisch ist in seinen Spitzbogen, römisch in seinen Säulen und Kapitälen, byzantinisch in seinen Kuppeln und Mosaiken und normannisch und griechisch in seinen Ausschmückungen — eine höchst seltsame Verschmelzung der verschiedensten Geschmacksrichtungen, wie sie sich eben nur hier in Palermo herausbilden konnte.

Das bedeutendste normannische Bauwerk ist der Dom, der sich im Südwesten der Stadt, ziemlich am Ende der Via

Digitized by Google

Vittorio Emanuele, jenseit eines großen Platzes majestätisch erhebt. Ursprünglich stand an seiner Stelle eine bescheidene Basilika, welche die Saracenen in der Zeit ihrer Herrschaft als Moschee benutzten, bis ein englischer Geistlicher, Walter of the Mill, der nach und nach bis zum Erzbischof emporstieg, den neuen Prachtbau aufführen ließ. Die Mittel dazu erhielt er, wie erzählt wird, durch einen Schatz, der beim Legen der Grundmauern der Kirche Santo Spirito gefunden wurde. Die Bauzeit fällt in die Regierung Wilhelms II., die Einweihung erfolgte 1185. Doch wurde auch in späteren Jahrhunderten noch vieles an dem Bau gethan. Die wesentlichste Zuthat rührt von dem toskanischen Baumeister Ferdinando Fuga her, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts dem östlichen Teile eine große moderne Kuppel aufsetzte und das Innere ganz dem Zeitgeschmacke opferte. Aus



Monreale.

Digitized by Google

den Spitzbogen machte er Rundbogen, die schlanken Säulen ersetzte er durch schwere Pfeiler, die kostbare Holzdecke entfernte er vollständig, und allen male-



Das Innere des Domes von Monreale.

rischen Schmuck ließ er einfach übertünchen, so daß das ganze Innere heute einen sehr nüchternen Eindruck macht. Das Äußere dagegen hat — abgesehen von der störenden Kuppel — noch sehr viel von seiner Eigenart bewahrt. Gefällige, zierliche Arkaden mit Spitzbogen geben der langen Breitseite ein ungemein malerisches Ansehen, während das Dach mit seinem arabischen Zinnenkranze dem ganzen Bau einen eigenartigen, an den Orient erinnernden Charakter verleiht. Die vier zierlichen Türme an den vier Ecken des Doms erhöhen noch den festlichen Ein-

Digitized by Google

druck, den der ganze Bau macht, während der gelbbraune Ton des Kalksteins, der verwendet wurde, alles Düstere fern hält. Einen besonderen Schmuck erhielt der Eingang in der Breitseite durch eine Vorhalle, die drei hochgeschwungene Spitzbogen aufweist, welche auf vier vortrefflich gearbeiteten Granitsäulen ruhen. Leider wurde in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die arabische Zinnenbekrönung, die vielleicht schadhaft geworden war, durch einen unschönen Giebel ersetzt. Die beiden Türme, welche die Vorhalle flankieren sollten, sind leider unausgebaut geblieben.



Der Kreuzgang neben dem Dome von Monreale.

Ist nun dem Inneren des Domes auch fast aller Reiz genommen, so blieb ihm doch ein Besitztum, das jeden Deutschen, der nach Palermo kommt, veranlassen wird, in das Gotteshaus einzutreten: die mächtigen Sarkophage der beiden Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. und Friedrich II. Sie stehen in zwei Kapellen der südlichen Breitseite des Domes, links vom Eingange. In strengen, schmucklosen Linien gehalten, imponieren sie durch ihren Ernst und ihre Größe; aus braunrotem, festestem Porphyr gehauen, scheinen sie für die Ewigkeit gemacht zu sein. Über jedem der Sarkophage ist ein steinerner Baldachin

Digitized by Google

angebracht; der über Heinrichs Sarge wird von sechs, der über Friedrichs von vier Säulen getragen. Der Deckel auf dem Sarge Heinrichs ist glatt, während der auf dem Friedrichs an jeder Seite drei Medaillons, schlichte religiöse Symbole, aufweist. Ebenso einfach wie das Ganze sind auch die Inschriften; sie geben nur die Namen der hier Beigesetzten und den Tag, an welchem sie hinschieden. Als König Ferdinand IV. 1781 die Särge öffnen ließ, fand man die Leichen noch außerordentlich wohl erhalten. Von dem Haupte Heinrichs floß noch dichtes blondes Haar herab, während das Kinn ein roter Bart umgab. Ein kostbarer Mantel hüllte die Leiche ein, und zu Füßen derselben lag die mit einer arabischen Inschrift verzierte kaiserliche Mitra. Die Leiche Friedrichs war mit drei prächtigen Tuniken und einem seidenen Gürtel mit silberner Schnalle bekleidet. Am Finger trug der Kaiser einen Smaragdring. Eine mit Perlen besetzte Krone schmückte das Haupt. Neben dem Haupte lag der Reichsapfel und zur Seite das Schwert. Zur allgemeinen Verwunderung fand man aber auch noch zwei andere Leichen, die man ohne weiteres auf die kaiserliche gelegt hatte; man vermutet, daß die eine die des 1342 verstorbenen Peter II. von Aragonien ist; die andere, eine Frauenleiche, dürfte die Gemahlin des Aragoniers sein. Hinter dem Sarkophage Kaiser Heinrichs steht noch der seiner Gemahlin Konstanza, und hinter dem Friedrichs der des großen Königs Roger. Eine Inschrift meldet: „Der Ruhe und dem Frieden Rogers, des gestrengen Herzogs und ersten Königs von Sicilien. Er starb zu Palermo im Februar 1154.“ Die große Menge des Volkes in Palermo geht heute achtlos an diesen Sarkophagen vorüber, und auch der Kustode, der ja sonst so geschwätzig ist, kann von den Helden, die hier ruhen, nichts berichten. Aber so viel weiß er wenigstens, daß der Fremdling, der die Gitterthür der Kapelle sich öffnen läßt und mit Ehrfurcht zu den Särgen tritt, weither kam, vom fernen Norden.

Weit schlimmer als dem Dome hat die Zeit der normannischen Königsburg mitgespielt. Sie liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt, oberhalb des Doms an dem weiten Viktoriaplatze. Schon sehr früh mögen hier Befestigungen angelegt worden sein, doch erst die Normannen erbauten die große königliche Burg mit Türmen und Bastionen. Eine aus dem zwölften Jahrhundert erhalten gebliebene Schilderung eines gewissen Ugo Falcando berichtet, daß der eigentliche Palast, aus mächtigen Hausteinen erbaut, von zwei Türmen begrenzt worden sei; das Ganze hätten dann weite Mauern umschlossen; im Inneren habe alles erglänzt von Gold, Edelsteinen und ungeheuren Reichtümern. Von alledem steht nur noch der eine der gewaltigen Türme; die Wallmauern legte der Vicekönig de Vega 1553 nieder, und den Palast baute 1600 der Vicekönig Macqueda um. Doch ein Kleinod wurde bei diesen Umgestaltungen gerettet: die Kapelle des Palastes, die Capella Palatina. Sie wurde vom König Roger erbaut und am 28. April 1140 in Gegenwart des griechischen und lateinischen Klerus eingeweiht. Wohl jeder, der sie besucht, wird von ihrem Zauber ergriffen. Gregorovius nennt sie eines der herrlichsten Denkmäler der normannischen Periode; G. F. von Hoffweiler erklärt in seinem Werke über Sicilien, man erblicke hier das Bedeutendste, was der saracenisch-normannisch-byzantinische Geschmack habe hervorbringen können, und Franz von Löher sagt, man habe hier die schönste Schloßkirche vor sich, die je ein Fürst besessen. Es war an einem Sonntag-Morgen, als wir zum erstenmal in diese Kapelle traten. Ein traumhaftes Dämmerlicht umfing uns; von dem hellen Sonnenlichte, das über der Stadt lag, drangen nur einzelne Strahlen durch die bunten Fenster ein und beleuchteten hier den Goldsaum der Mosaiken, dort die flimmernde Pracht des Altars, und als sich das Auge an das Halbdunkel gewöhnt, sahen wir von den Wänden ernste Gestalten in Prachtgewändern auf uns herab-

Digitized by Google

blicken, mit Symbolen, die uns aus der biblischen Geschichte wohl bekannt waren, und die uns doch so fremd anmuteten, da sie uns aus einer Gedankenwelt entgegentraten, der wir heute so fern stehen. So ist es denn auch nicht bloß die Pracht und die Kunst, die uns hier so eigenartig berührt, sondern auch der Geist einer längst entschwundenen Zeit, der mit der ganzen Macht einer durchaus edlen Harmonie auf uns wirkt. Die Kapelle ist nur klein, dreißig Meter lang und zwölf Meter breit, eine dreischiffige Basilika, die über dem Altar mit einer byzantinischen Kuppel ausgestattet ist. Der Raum unter der Kuppel ist mit fünf Stufen erhöht. Die zwei Säulenreihen, welche den Raum in drei Schiffe teilen, stehen sehr weit auseinander und tragen hochgeschwungene Spitzbogen, wie sie die Araber liebten. Alles — die Wände, die Innenseiten der Spitzbogen, die Kuppel, die Treppenstufen — ist mit Goldmosaiken bedeckt, in denen Scenen aus der biblischen Geschichte und aus der Heiligengeschichte dargestellt werden. Die Gesichter der Gestalten zeigen meist einen tiefen Ernst und blicken mit ihren großen Augen wie fragend auf das Geschlecht von heute hinab.

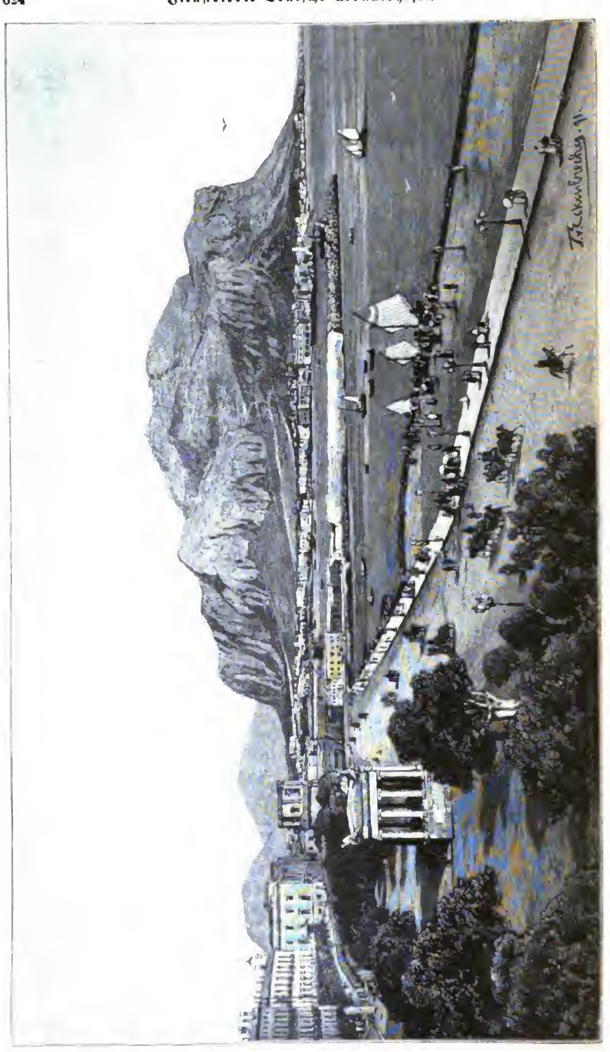
Weit einfacher, aber ebenfalls in hohem Grade interessant, ist die zweite Kirche, welche König Roger bauen ließ, S. Giovanni degli Eremiti; sie befindet sich ganz in der Nähe des Schlosses, im Südwesten. Der arabische Geschmack tritt hier noch weit lebhafter hervor als in der Capella Palatina; hauptsächlich äußert er sich in den blauen Kuppeln, die ganz denen der arabischen Moscheen gleichen. Besonders befremdet es, daß auch der Turm eine arabische Kuppel trägt. Die Kirche wurde im Jahre 1132 gebaut und diente lange ihrem Zwecke, neuerdings wird sie jedoch nicht mehr benutzt und macht daher im Inneren den Eindruck des Öden und Verlassenen.

Die vierte normannische Kirche, ebenfalls, wie der Dom, von Wilhelm II. erbaut, erhebt sich dicht hinter Palermo in Monreale. Ursprünglich hatte sich hier, wo man einen herrlichen Blick auf die Conca d'oro genießt, König Roger ein Jagdschloß erbauen lassen, Wilhelm II. wandelte jedoch das Schloß in ein Kloster um und fügte diesem einen Dom hinzu „zu Ehren Gottes und zur Erlösung der Seele seines Vaters". Der Bau begann 1172, doch konnte die Einweihung erst 1267 erfolgen, nachdem also das Land bereits an die Dynastie Anjou übergegangen war. Das Innere gleicht sehr dem der Capella Palatina, nur daß hier alles großartiger ist; die Länge mißt 102 Meter, die Breite 40 Meter; die Zahl der Säulen auf jeder Seite beläuft sich auf neun. Ein außerordentlicher Reichtum ist in den Mosaiken entfaltet, die mit verschwenderischer Hand allerwärts angebracht sind. Ganz besonders fesselt das riesengroße Bildnis Christi, welches hoch oben in der Apsis angebracht ist und einen eigenartigen melancholischen Zug trägt.

An den Dom schließt sich ein Kreuzgang, der ein Quadrat von 52 Metern bildet und dessen Spitzbogen von überaus graziösen gekuppelten Säulen getragen werden. Die meisten dieser Säulen sind mosaiziert, doch haben ruchlose Hände aus vielen die Mosaiken herausgebrochen. In die Ecke am Eingange ist ein Brunnenhaus eingebaut, in dem aus dem Kopf einer Säule feine Wasserstrahlen herabfallen, die durch ihr Plätschern die Stille eigenartig beleben. Die ganze Anlage ist mit außerordentlichem Feinsinn und genauer Kenntnis des Malerisch-Wirksamen geschaffen, sie gilt daher auch als eine der bedeutendsten Architekturmonumente des zwölften Jahrhunderts.

Die lange spanische Herrschaft — sie währte über vierhundert Jahre — hat nichts geschaffen, was den Bauwerken der Normannen gleich käme. Die Kirchen und Paläste, die in dieser Periode errichtet wurden, zeigen entweder einen schwächlichen Renaissance- oder einen schwülstigen, überladenen Zopfstil. Das einzige, wofür ihr die Nachwelt wirklich mit ganzem Herzen danken kann, ist die Errich-

Digitized by Google



Das Foro Italico mit dem Monte Pellegrino im Hintergrunde.

Digitized by Google



Die Porta Felice.

Digitized by Google

tung des Foro Italico, des großartigen breiten Spazierganges am Meere entlang. Der Vicekönig Marco Colonna war es, welcher 1582 den Riesenbau begann und ihn Foro Colonna nannte, doch erst im vorigen Jahrhundert unter den Bourbonen wurde die ganze Anlage vollendet und nun Foro Borbonico genannt. Im Laufe der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts schmückten die Bourbonen auch noch die Quaimauer mit den stolzen Reiterstandbildern Karls III., Ferdinands I., Franz' II. und Ferdinands II., allein in der Revolution von 1848 stürzte das Volk die Denkmäler ins Meer und nannte die Anlage nun Foro Italico.

Das Foro Italico ist eine der schönsten Spaziergänge der Welt; über einen Kilometer lang dehnt es sich von Westen nach Osten hin aus, fort und fort die herrlichste, großartigste Aussicht sowohl auf das weite tiefblaue Meer mit seinem ununterbrochenen Wellenspiel und seinem lebhaften Schiffsverkehr, wie auf die pittoresken Vorgebirge der Küste, besonders den gewaltigen Monte Pellegrino gewährend. Am interessantesten ist es, am Spätnachmittag hier dahinzuschlendern, wenn nach der Hitze des Tages fast ganz Palermo auf dem Quai die frische Seeluft genießen will und nach und nach, während das Meer bald violett, bald goldig schimmert und die dunklen Felswände des Monte Pellegrino bei der eigentümlichen Beleuchtung noch höher zu wachsen scheinen, auf den breiten Trottoiren sich ein buntes Gewühl entwickelt und auf dem Fahrdamm zahllose Karossen dahinrollen, aus denen die vornehmen Damen der Stadt mit ihren schwarzen Glutaugen die Menge mustern und da und dort graziös herniedergrüßen. Auch am Abend ist es ungemein reizvoll, wenn lange Reihen von Laternen die Straße prachtvoll erleuchten und in dem eleganten Musiktempel ein Orchester bis gegen Mitternacht seine lustigen Weisen spielt. Wer aber dann noch an der Quaimauer entlang wandelt, kann leicht eine unliebsame Überraschung erleben. Nach Sonnenuntergang erhebt sich stets ein lebhafter Seewind, das Meer wird unruhiger, und da und dort springt, wie zornsprühend, eine Welle über die Brüstung und fällt laut klatschend auf das Pflaster. Wer in eine solche Springwelle gerät, wird im Umsehen bis auf die Haut durchnäßt.

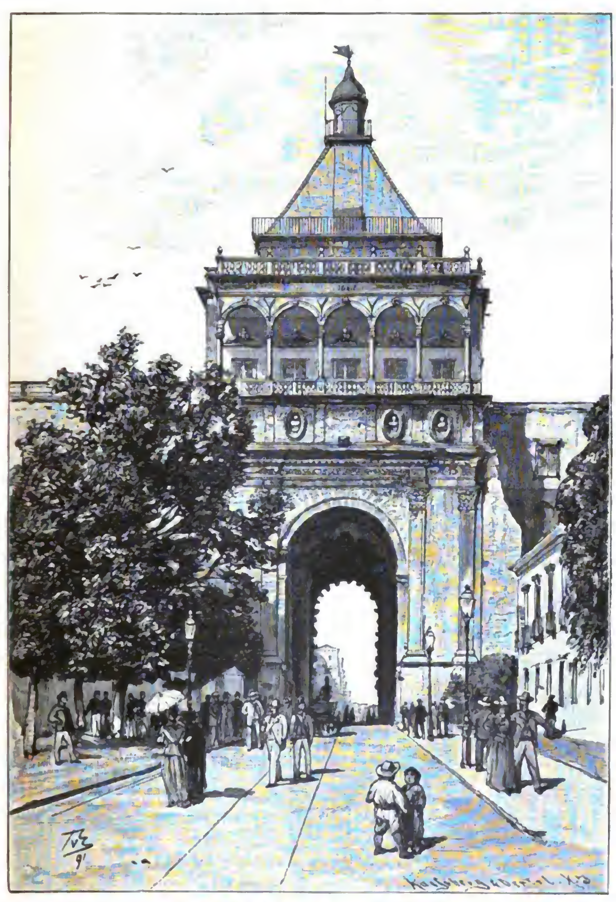
Am Anfang des Foro erhebt sich ein seltsam gestaltetes Thor, die Porta Felice, durch die einst Goethe die Stadt betrat. Der Vicekönig Colonna erbaute das Thor zugleich mit dem Foro und nannte es nach seiner Gemahlin Felice, einer geborenen Gräfin Orsini. Daß man die beiden Pfeiler oben nicht mit einem Bogen verband, ist nach Goethes Bericht deshalb geschehen, damit der 25 Meter hohe Triumphwagen der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin der Stadt, an dem berühmten Rosalienfeste durch das Thor ziehen könne. Jenseit des Thores beginnt die schon wiederholt genannte verkehrsreiche Via Vittorio Emanuele.

Am Ende des Foro liegt einer der anmutigsten öffentlichen Gärten, die Flora oder, wie er meist genannt wird, Villa Giulia, in dessen Laubhallen auch Goethe mit Entzücken wandelte. „Hier brachte ich," schreibt er in seiner „Italienischen Reise", „im stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt; regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft." Wie schon damals, so durchzieht auch heute noch den Garten fort und fort ein balsamischer Duft, der auf den Nordländer wie bezaubernd wirkt. Hinter Villa Giulia breitet sich der botanische Garten aus, der dem Fremden besonders durch seine Palmenallee imponiert.

Von den übrigen Bau- und Kunstwerken der spanischen Zeit ist dann noch die Porta Nuova, die Kirche Santa Maria della Catena, der Palazzo Municipale mit der Fontana Pretoria, das Standbild Karls V. und endlich die Kunststraße auf den Monte Pellegrino, sowie die Grotte oben auf dem Berge zu nennen.

Die Porta Nuova, welche oben im Südwesten die Via Vittorio Emanuele ab-

Digitized by Google



Die Porta Nuova.

schließt, ist eine Art Triumphbogen. Sie wurde zur Erinnerung an den Besuch errichtet, welchen Karl V. nach seiner Rückkehr von Tunis 1535 Palermo machte, doch erst 1584 vollendet. Mit ihren gefälligen drei Geschossen, ihrer Loggia und ihren Büsten ist sie jedenfalls ein origineller Bau.

Digitized by Google

Dasselbe gilt von der Vorhalle der Kirche Santa Maria della Catena, die ungefähr zur selben Zeit gebaut wurde. Das dahinterliegende Kirchlein selbst ist erhöht noch den Eindruck des Freundlich-Malerischen. Eine Inschrift über dem Mittelbogen besagt, daß die Halle nach einer Hungersnot zu Ehren der heiligen



Die Kettenkirche (Chiesa della Catena).

ganz einfach gehalten und uralt. Die drei flachen, auf schlanken Säulen ruhenden Bogen in der Front der Halle, sowie die leichten, hübsch gegliederten Türmchen an den beiden Ecken verleihen dem Bau eine große Anmut; die hohe Freitreppe Caterina am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erbaut wurde. Ihren eigentümlichen Namen hat die Kirche von einer Kette (Catena), mit der in früheren Zeiten der alte Hafen, La Cala, geschlossen wurde.

Digitized by Google



Die Grotte der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino.

Nicht so glücklich wie bei der Kirche Santa Maria della Catena war man bei den Um- und Neugestaltungen des Palazzo Municipale, des Rathauses von Palermo. Der Palast wurde 1463 errichtet, trägt aus dieser Zeit aber keinen charakteristischen Zug mehr an sich, da er bei den verschiedenen Renovierungen schließlich alles Schmuckes entkleidet wurde. Was heute den Fremden an ihm noch interessiert, sind zwei große Marmortafeln, die in die Front eingelassen wurden und von denen die eine berichtet, daß hier in Palermo am 27. Mai 1860 Giuseppe Garibaldi, der Führer der Tausend und des aufgestandenen Volkes, der Tyrannei der Bourbonen in Sicilien den letzten Stoß gab. „Es war ein wunderbarer Triumph für die Freiheit," schließt die Inschrift. „Die Sonne des 31. März 1282 und des 12. Januar 1848 leuchtete wieder auf die kämpfende und siegreiche Stadt." Die andere Tafel thut kund, daß am 21. Oktober 1860 von 432 720 stimmberechtigten Sicilianern 432 053 für ein einiges, unzertrennbares Italien stimmten. Auf dem Platze vor dem Rathause befindet sich ein großer aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts stammender Brunnen, den auch Goethe in seiner „Italienischen Reise" erwähnt. Merkwürdigerweise spricht Goethe aber nur von den Tierfiguren des Brunnens und läßt die siebenunddreißig Statuen, die doch hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, vollständig unbeachtet. Die Stadt Palermo hat es sich seiner Zeit fast 400 000 Mark (95 000 Scudi) kosten lassen, um den Brunnen so prachtvoll wie möglich herzustellen; trotzdem ist er kein Kunstwerk, da die vielen Figuren kein harmonisches Gesamtbild geben. Den Namen Fontana Pretoria erhielt er, weil ehedem an der Stelle des Rathauses der Palast des Prätors stand, weshalb denn auch noch heute der Platz Piazza Pretoria heißt.

Glücklicher als bei dem Brunnen war man bei einem anderen plastischen Kunstwerke, der Bronzestatue Karls V., die auf der Piazza Bologni steht. Der Kaiser ist lebensvoll dargestellt, wie er die sici-

Digitized by Google

lianische Verfassung beschwört, während er eine siebenköpfige Hydra, die protestantische Ketzerei, mit dem Fuße zertritt. Eine sehr schwülstige Inschrift preist ihn als den Beherrscher so ziemlich aller Länder, auch Sachsens und Hessens, was dem wackeren Gottfried Seume, als er im Frühjahr 1802 vor dem Denkmal stand, ein Lächeln abgewann.

Die Kunststraße auf den Monte Pellegrino und die Grottenkirche daselbst ist wohl das letztere größere Bauwerk der spanischen Zeit. Beides wurde 1625 geschaffen, als man in dem Pestjahre 1624 die Gebeine der heiligen Rosalie oben in der Grotte gefunden und in feierlicher Prozession hinab in die Stadt gebracht hatte, worauf denn die Seuche allmählich verschwunden war. Die Straße ist sehr geschickt im Zickzack angelegt und ermöglicht daher ein bequemes Ersteigen des 597 Meter hohen ungemein steilen Berges. Die Ausblicke, welche der Weg sehr oft gewährt, sind immer von berückender Schönheit. Nach und nach übersieht man den ganzen zackigen Gebirgskamm, der sich um die Conca d'oro zieht, und schließlich taucht auch weit hinten im Osten das Schneehaupt des Ätna auf. Auf der Höhe zeigt der Berg die öde Hochgebirgsnatur. Die Grottenkirche, durch eine Art Vestibül von der Außenwelt abgegrenzt, ist ganz in die Felsen hineingebaut; rechts zeigt sich der kostbare Altar, unter dem eine Marmorstatue der Heiligen liegt. Sie ist ein feines Werk des Florentiners Gregorio Tedeschi und rief daher auch das Entzücken Goethes hervor. „Ich konnte das Bild nicht genug betrachten," berichtet er unter dem 6. April 1787 an die Freunde daheim, „es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Kopf und Hände sind so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, die Heilige müsse Atem holen und sich bewegen." Auch wir sahen uns lebhaft von der Statue gefesselt und knieten unserem etwas mürrischen Kustode viel zu lange vor der Balustrade, durch die man hinabsehen muß. Es schien dem Bruder Pförtner überhaupt wenig Vergnügen zu machen, hier den Cicerone abzugeben; erst als er im Laufe des Gesprächs erfuhr, daß auch ich, wie er, Klavier spielen könnte, heiterte sich sein Gesicht auf; er nötigte uns in seine enge Klause, wo ein alter Wiener Flügel stand, und veranlaßte mich mit dringenden Bitten, ihn etwas hören zu lassen. Ich kam denn auch seinem Verlangen nach und spielte schließlich die ihm bisher noch unbekannt gebliebene preußische Nationalhymne, welche ihm außerordentlich gefiel. Auf seinen Wunsch mußte ich sie sogar wiederholen, was ich mit aller Kraft und Feierlichkeit that, und so schallte das Preußenlied bis hinein in das stille Heiligtum der Santa Rosalia.

Das Wandern zur Grotte hinauf hatte uns hungrig und durstig gemacht, wir kehrten daher, nachdem wir die Klause des Pförtners verlassen, in die kleine Osteria ein, die sich dicht neben der Kirche befindet. Die alte Wirtin empfing uns mit echt italienischer Höflichkeit und antwortete auf unsere Frage, was wir wohl bekommen könnten: „Was Sie wünschen!" Als wir nun aber zu wünschen begannen, stellte es sich heraus, daß sie nur Wein, Brot und drei Eier besaß. Unser Menu hatte sich also in den gegebenen Grenzen zu halten.

Aus der jüngsten Periode Palermos, der des geeinten Italiens, stammen besonders lange Zeilen neuer Straßen. Während von 1827 bis 1848 kein einziges neues Haus gebaut wurde, sind jetzt, hauptsächlich im Nordwesten, deren viele Hunderte emporgewachsen und außerdem zwei stattliche Theater. Zur Verschönerung der Stadt wurde 1863 der herrliche Giardino Garibaldi in der Mitte der Piazza Marina angelegt. In den Schatten von Palmen, Oleandern, Myrten und Cypressen stehen hier die Büsten der Patrioten Pilo, Benedetto und Mazzini.

Trotz dieses lebhaften Emporblühens hat aber Palermo die Folgen seiner langen Leidenszeit noch immer nicht ganz überwunden. Das zeigt sich zunächst an der großen Armut in den breiten unteren

Digitized by Google

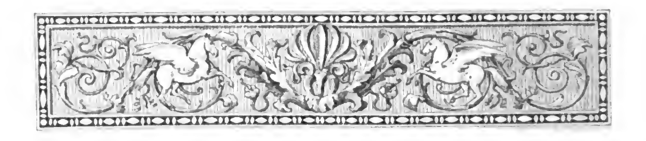
Schichten der Bevölkerung. Der Fremde wird derselben sehr bald dadurch gewahr, daß er in keinem Restaurant speisen kann, ohne daß nicht fort und fort Frauen und Kinder ihm von der Thürschwelle aus, die sie nicht überschreiten dürfen, die Hände entgegenstrecken und ihn um Brot anflehen. Auch die allgemeine Bildung dürfte noch tief unter der des Festlandes von Italien stehen; genießen doch, um nur ein Beispiel anzuführen, die Wahrsagerinnen hier ein außerordentliches Ansehen. Sie erscheinen am hellen lichten Tage auf den öffentlichen Plätzen und geben, auf einem Stuhle sitzend und mit geschlossenen Augen, jedem eine Antwort, der sich bei ihrem männlichen Begleiter mit zehn Centesimi legitimiert.



Der Marineplatz mit dem Garibaldi-Garten

Bei dem Ernst und der Rührigkeit des Palermitaners wird sich die Stadt aber auch fürderhin materiell sowohl wie geistig noch weiter heben, und dazu soll nicht unwesentlich eine große nationale Ausstellung beitragen, welche die italienische Regierung in diesem Jahre hier zu veranstalten gedenkt. Möge die innere Kraft der Stadt sich der Aufgabe, die sie dabei übernimmt, gewachsen zeigen, damit mehr und mehr alle Narben verschwinden, die sie aus der früheren bösen Zeit noch an sich trägt.

Digitized by Google



Konrad Ferdinand Meyer.

Ein litterarisches Porträt

von

Eugen Zabel.



Wiederholt hat die deutsche Litteratur aus der Schweiz wertvolle Anregungen und Werke voll frischer belebender Kraft empfangen. Man braucht, um diese Behauptung zu bekräftigen, nur an die Dichter und Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zu erinnern, die, bald zustimmend, bald abwehrend, niemals aber gleichgültig, auf die Entwickelung der Dichtkunst in Bern und Zürich blickten. Albrecht v. Haller konnte trotz des großen Ruhmes, den er als Gelehrter und akademischer Lehrer in Göttingen genoß, doch die Berge und Thäler seiner Heimat, des Berner Oberlandes, nicht vergessen. Er besang sie schon früh in seinem Gedicht „Die Alpen", in dem er die Schilderung der Naturschönheiten mit der Charakterisierung der Menschengeschicke zu vereinigen wußte. Später wurden in Zürich Bodmer und Breitinger die Verfechter des guten Geschmacks, der freien Natürlichkeit gegenüber der Künstelei und der Engherzigkeit Gottscheds. Am Züricher See, den Klopstock so schön besungen, erblühte die liebliche Poesie der Geßnerschen Idyllen. Seitdem ist den Schweizer Dichtern ein stark ausgeprägtes Heimatsgefühl, eine kräftige, gesunde Art, das Leben aufzufassen und künstlerisch zu gestalten, stets eigentümlich geblieben. Sie haben sich dadurch im deutschen Dichterwald eine vollberechtigte Stellung erworben und das Bild der deutschen Nationallitteratur durch ihre Gestaltungskraft wohlthuend erweitert.

In Zürich haben sich neuerdings Konrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller durch das Tiefe und Ehrliche ihres dichterischen Schaffens zu einer Bedeutung aufgeschwungen, die sie zu ersten Meistern der erzählenden Kunst stempelt. Sie sind Poeten von Gottes Gnaden und trotz der Verschiedenheit ihrer Individualitäten doch darin einander ähnlich, daß sie es erst in vorgerückten Jahren zur allgemeinen Anerkennung gebracht haben. Sie fragten nicht, wie so viele ihrer Brüder in Apoll, wo der Erfolg wohne, um ihm ihre Aufwartung zu machen, sondern dachten nur darüber nach, wie sie den steilen Weg zur künstlerischen Vollendung emporklimmen und ihrer Überzeugung getreu leben könnten. Innerlich vornehme Naturen, haben sie sich niemals um den Modegeschmack gekümmert, sondern immer den Mut besessen, ihre Persönlichkeit, ihr eigenstes Fühlen und Denken in reife und gehaltvolle Werke hineinzulegen. Kellers Thätigkeit ist vollendet, der Verfasser der „Leute von Seldwyla" ruht in engem Raum von der Wanderung durch das Reich der Phantasie aus, das ihm als geborenem Herrscher gehörte. Meyer dagegen ist, obwohl schon dem Greisenalter nahegerückt, vom rüstigsten Schaffenseifer erfüllt und verspricht für die Zukunft

Digitized by Google

noch manche erfreuliche Frucht seiner Begabung. Dennoch läßt sich auch seine Laufbahn als Dichter im wesentlichen leicht überblicken, weil die Höhepunkte derselben einen sicheren Anhalt für die Beurteilung bilden und als solche schwerlich noch übertroffen werden dürften.

Konrad Ferdinand Meyer ist eine der markigsten und abgeschlossensten Erscheinungen in unserer Litteratur. Seinen Schriften würde man den Autor anmerken, auch wenn sein Name nicht auf das Titelblatt gesetzt wäre. Zunächst hat er etwas eigentümlich Wuchtiges und Erdenschweres an sich. Er sucht und findet in allem, was ihn beschäftigt, eine tiefere Bedeutung und macht dadurch dem Leser den Genuß seiner Bücher nicht ganz leicht. Sein Wesen ist der entschiedenste Widerspruch gegen alles Oberflächliche und nur äußerlich Blendende. Er will lieber schwerfällig und ungeschickt als arm an innerem Gehalt erscheinen. Dem Umfang nach ist sein Talent kein besonders reiches. Es umfaßt nur das episch-lyrische Gedicht und die Erzählung, aber innerhalb dieser beiden Gattungen genügt er den höchsten Ansprüchen, die man an einen Dichter stellen kann. Hier ist seine Begabung fest verankert, tief in den Boden der Wirklichkeit eingedrungen. Durch die moderne Litteratur zieht der Drang, sich auf allen möglichen Gebieten zu versuchen, einem Roman ein Drama, einem Band Gedichte eine Sammlung kritischer Aufsätze folgen zu lassen. Unser Dichter hat seine Kräfte niemals auf solche Weise zersplittert, er ist ein Meister durch die Beschränkung geworden, und alles, was er leistet, erweckt die angenehme Täuschung, daß er die Grenzen seines Könnens noch lange nicht erreicht habe. Schon durch diese Eigenschaften verrät er sich als Künstler in der reinsten und schönsten Bedeutung des Wortes. Als solcher ist er ein Meister der Form, der technische Schwierigkeiten spielend überwindet, ohne daß es der unbefangene Leser merkt, da ihm diese Form nur als Mittel zum Zweck dient. Er strebt nach Wahrheit, indem er seine Menschen nach innen und außen lebendig vor uns hinstellt, er zeigt, wie es ihnen in Hirn und Herz zu Mute ist, aber er verbohrt sich nicht ins Kleinliche und Niedrige, sondern hebt den Blick aufwärts zu einer gewaltigen Umschau über den Strom der Zeiten und Völker. Von diesem erhöhten Gesichtspunkte aus schildert er das Leben und Leiden großer Charaktere im Zusammenhang mit der weltgeschichtlichen Entwickelung und erzielt dadurch Wirkungen von der eigentümlichsten und tiefsten Art, indem er uns mächtig erschüttert und von dem tragischen Druck doch wieder künstlerisch befreit.

Konrad Ferdinand Meyer ist in Zürich am 11. Oktober 1825 geboren. Seine Familie ist schon seit zwei Jahrhunderten in der Stadt ansässig und hat sich in diesem langen Zeitraum stets der Achtung der Mitbürger zu erfreuen gehabt. Der Dichter erbte von seinen Eltern treffliche Eigenschaften des Geistes und des Charakters. Sein Vater war Regierungsrat, ein Mann, von dem wir wissen, daß er seiner Beamtenpflicht in gewissenhafter Weise Genüge geleistet habe, ohne dabei im bureaukratischen Einerlei zu verknöchern. Seine Umgebung rühmte das Feine seiner Empfindung und seines Benehmens. Er war auch wissenschaftlich begabt, denn eine historische Arbeit, die seiner Feder entstammt, erntete das Lob Leopold v. Rankes. Seine Mutter wird als eine Frau von nicht alltäglicher geistiger Veranlagung und Charakterbildung mit einer gewissen Neigung zur Schwermut geschildert. Der Knabe verlor seinen Vater schon im vierten Lebensjahre und besuchte die beiden Abteilungen des Gymnasiums in Zürich. Von einem Wunderkinde hatte er nicht das Geringste an sich, er war auf der Schule ein Junge „wie andere mehr", von dessen Gaben niemand ahnte, daß sie zu höheren Zwecken bestimmt sein würden. Von großer Bedeutung wurde für ihn ein Besuch der französischen Schweiz, der ihn nicht nur mit der Sprache, sondern auch mit dem Formgefühl und der Anmut der Franzosen in

Digitized by Google

nähere Berührung brachte. Als er das Gymnasium durchgemacht hatte und die Universität besuchen sollte, wurde ihm die Entscheidung für ein bestimmtes Studium schwer. Am liebsten hätte er sich in die klassischen Dichtungen der Griechen und Römer, die ihn mit Entzücken erfüllten, vertieft, dennoch wählte er als Fachstudium die Jurisprudenz, obwohl er ihr in seinem Inneren nur einen sehr geringen Anteil entgegenbrachte. Der Dichter blieb ihr infolgedessen auch nicht lange getreu, sondern folgte einem Faustischen Drange nach Erkenntnis, indem er sich bald für die eine, bald für die andere litterarische und wissenschaftliche Frage interessierte, sie emsig durcharbeitete und dadurch seinen Gesichtskreis zu erweitern versuchte. Es begann eine Zeit innerer und äußerer Unruhe, ein mächtiges Gären in der Phantasie des jungen Mannes, der ohne Plan und Ziel vorwärts strebte, nur um sich selbst zu genügen, nicht des Lohnes halber, den die Welt für einen solchen Ausflug in die höheren Regionen des Geistes hätte in Bereitschaft halten können. Meyer muß in jener Zeit ein wunderlicher Heiliger gewesen sein. Wir haben uns ihn einsam und verschlossen zu denken, wie jemanden, der ein großes Geheimnis, das nicht verraten werden darf, mit sich herumträgt. Er fühlte, wie er zum Dichter wurde, wie alle Pulse dahin strebten, der Welt im schönen Schein zu zeigen, was ihn menschlich erfüllte, ohne daß er den Mut und die Kraft besaß, den Beweis dafür vor allen Leuten anzutreten. Von solcher Qual heimgesucht, durchstreifte er die Schweiz nach verschiedenen Richtungen, hielt sich längere Zeit in Lausanne, Genf und Paris auf und lernte Italien und das südliche Deutschland kennen. So träumte er sich in seine Ideale hinein, rang mit seinem Talente, ohne daß eine Wirkung nach außen erfolgte, und er durfte dabei von Glück sagen, daß er als wohlhabender Mann über die gemeine Sorge des Tages hinweggehoben war. Bei diesem Suchen nach dem rechten Wege, der in Nacht und Nebel verhüllt schien, vergingen Jahre, ja Jahrzehnte. Aus dem Jüngling wurde ein Mann, der wohl wußte, wie viel er wert sei, und der doch noch keine Zeile der Öffentlichkeit übergeben hatte.

Wie ist es zu erklären, daß der Dichter bei diesem auffallenden, ja beispiellos mühseligen Entwickelungsgange schließlich doch die Kraft fand, den beengenden und hemmenden Druck, der auf seiner Seele lastete, abzuschütteln? Was mochte in ihm vorgehen, daß er allen Zweifel an sich, alle Ungewißheit über die Tragweite seines Talentes plötzlich überwand und mit festem Schritt ruhig aber unaufhaltsam vorwärts schritt bis zum Gipfelpunkte der Kunst? Eine in jeder Beziehung erschöpfende Antwort wagen wir auf diese Frage nicht zu geben, aber wir dürfen behaupten, daß der Kampf der deutschen Stämme um ihre politische Einheit und die Krönung desselben durch den unvergleichlichen Heldenmut, mit welchem auf deutscher Seite der französische Krieg geführt wurde, ihm wie eine Erlösung erschien. Jetzt fühlte und wußte er es, daß er nicht zum Träumen und Genießen, sondern zum Schaffen und Arbeiten auf der Welt sei, daß es keinen größeren Charakterfehler gebe als die Unentschlossenheit, daß man sich als Mann nur durch die That bewähre. Mutigen Sinns und ganz erfüllt von der idealen Sache, der er sein Leben weihen wollte, mit reinem Gewissen und soldatisch stramm wie seine Landsleute, die am Rhein, an der Mosel, vor Sedan und Paris das neue Deutsche Reich erkämpften, zog Konrad Ferdinand Meyer aus, um sich eine Position zu erobern. Wenn er sich so lange als Schweizer zwischen romanischen und germanischen Einflüssen innerlich zerarbeitet hatte, unentschieden, ohne festen Halt, so wurde er jetzt ein glühender Verehrer des Deutschtums und ein deutscher Dichter. Als er sein erstes größeres Buch in die Welt sandte, war er kein Anfänger, kein Werdender, sondern ein in allen Teilen seines Wesens abgeschlossener Charakter, der alsbald ins Schwarze traf und nur Werke

Digitized by Google

ersten Ranges schuf. Je später der Schaffensdrang über ihn kam, desto unabweisbarer erwies er sich, so daß der Dichter wirklich immer etwas zu sagen hatte, wenn er zur Feder griff. In dem schönen Gedicht „Tag, schein herein, und Leben, flieh hinaus!" hat er diese als eine heilige Notwendigkeit empfundene Schöpferkraft mit dem Erwachen der Natur beim Einzug des Lenzes verglichen.

Ich war von einem schweren Bann gebunden,
Ich lebte nicht, ich lag im Traum erstarrt,

singt er und fährt dann fort:

Von vielen Tausend unverbrauchten Stunden
Schwillt ungestüm mir nun die Gegenwart.

Ein anderes Bekenntnis von ihm ist ebenso wichtig, denn es beweist, daß er die höchsten Vorstellungen vom dichterischen Berufe hat, daß er ihm mit vollem Einsatz der Kraft dient und alles Unwürdige von ihm fernhält. Das drückt sich in dem Gedicht „Das heilige Feuer" aus, worin der Verfasser an die unverletzliche Pflicht der Vestalin, das ewige Licht der Göttin zu bewachen oder lebendig eingesargt zu werden, erinnert und dann die folgende Anwendung auf sich selbst macht:

Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt,
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.

Um die dichterische Anschauung Meyers zu verstehen, muß man sich erinnern, daß er, obwohl einer der besten deutschen Männer und aus innerster Seele unserem Vaterlande zugethan, doch außerhalb desselben lebt. Dieser Umstand gewährte ihm den Vorteil, daß er von einer Menge kleinlichem Hader und leerem Parteigezänk unberührt blieb und sein Auge auf das Große und Bleibende richten konnte. Er erhielt sich dadurch den Blick klar und konnte die Thatsachen unbefangener würdigen als jemand, der mitten im Anprall der verschiedenen Tagesströmungen stand. Er ist als Deutscher ein Schweizer, Republikaner, Vertreter des bürgerlichen Unabhängigkeitsgefühls und vor allem ein Mann, der die Natur seiner Heimat aufs gründlichste versteht und innig liebt. Die Schweiz giebt seinem Denken und Dichten eine kräftige Lokalfarbe. Er liebt es, nicht nur in seinen Versen, sondern auch in Wirklichkeit durch die weitgestreckten anmutigen Thäler zu wandern, die Berge zu ersteigen und dabei männliche Kraft und Ausdauer zu erproben. Ihn entzückt es, den Bach murmeln zu hören, wenn er über Steingeröll hinwegplätschert, am Ufer des Sees zu verweilen, in den man bis auf den Grund zu sehen glaubt, er ist stolz darauf, unter dem Volke zu leben und seine Sitten und Gebräuche zu teilen. Fast überall giebt die Schweiz den Dichtungen Duft und Stimmung, so in „Huttens letzte Tage", in „Engelberg", im „Heiligen", in „Jürg Jenatsch", in „Paulus im Nonnenkloster" und dem „Schuß von der Kanzel". Dabei keine eitle Ruhmredigkeit, kein Aufbauschen der Gefühle, nichts Geschminktes und Erlogenes, sondern schlichte Natürlichkeit und Wahrheit. Man atmet reine Höhenluft, wenn man seine Verse liest. Die Brust wird weit, der Geist frei, das Blut leicht. Man geht mit der Erinnerung daran noch einmal so frohgemut an die Vollendung seines Tagewerks. Mit Recht durfte der Dichter von sich sagen:

Nie prahlt ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch;
In meinem Wesen und Gedicht,
Allüberall ist Firnenlicht,
Das große stille Leuchten.

Das erste, was Konrad Ferd. Meyer veröffentlichte, waren zwei kleine Hefte mit lyrischen und epischen Gedichten. Sie erschienen 1864 und 1870 und machten auf die Leser keinen bemerkenswerten Eindruck. Ihre eigentliche Bedeutung erhalten sie auch erst, wenn man die gesamte Thätigkeit des Dichters kennt und innerhalb derselben dem einzelnen gerecht werden kann. Einen vollen und starken Wiederhall fand dagegen im Jahre 1871 der Romanzencyklus „Huttens letzte Tage",

Digitized by Google

ohne Frage eines der prächtigsten Bücher, mit denen dieser Schriftsteller seine Nation beschenkt hat. Wie wir alle wissen, hat Ulrich von Hutten auf Ufenau, einer kleinen Insel des Züricher Sees, seine kampfdurchtobten Tage beschlossen. Er muß auf dem Kirchhof dieses Eilandes beerdigt sein. Aber wenn der Tourist, der hier mit pietätvollen Empfindungen landet, nach dem Grabe des Reformationshelden fragt, kann ihm niemand sagen, wo es zu finden ist. Statt eines vergänglichen Denksteins, vor dem der Wanderer gedankenvoll verweilen könnte, haben wir nun die Meyersche Dichtung, die zu allen eine herzerwärmende beredte Sprache spricht und sicherlich in unserer Litteratur bleiben wird. Das Werk setzt sich aus zweizeiligen jambischen Strophen zusammen, die durch die ausschließlich männlichen Reime wie festgenietet erscheinen. Kein uferloses Wogen der Empfindung, wie sie sonst wohl in dergleichen lyrischen Werken ausklingt, sondern eine außerordentliche Gedrungenheit, Kraft und Knappheit sind das Charakteristische dieser großartigen und rührenden Beichte. Der Mann, von dessen Lippen sie kommt, ist ein heldischer, unglücklicher und kranker Mann. Ulrich von Hutten hat sich nach den Großthaten, die er mit Schwert und Feder vollbracht hat, auf die Insel Ufenau zurückgezogen. Sein Kampfgenosse Zwingli hat ihm eine Freistatt angeboten, wo er ausruhen und sterben kann. Er weiß, daß es mit ihm zu Ende geht, und atmet den stillen Frieden bei dem Anblick der Insel, des Kirchleins, des lieblichen Züricher Sees mit seinen von Wiesen und Feldern bedeckten Ufern als letzte Erquickung ein. In diesem Idyll tauchen die Erinnerungen an sein wildes, kampffrohes Leben und die weltgeschichtlichen Interessen auf, die seine Zeit bewegen und denen er seine Kraft geliehen hat. So lernen wir einen Menschen und eine Epoche kennen. Mit jeder Strophe erweitert sich der Anschauungskreis, bis wir mitten im Reformationszeitalter stehen, in das der Dichter uns mit all unseren Empfindungen versetzen wollte. Eine gewaltige Mannesseele erschließt sich uns, zwar im Innersten erschüttert und gebrochen, aber doch noch stark genug, um im Geiste die heraufdämmernde neue Epoche, für die der Held als Opfer fiel, noch einmal zu umfassen. Er bäumt sich dabei gegen jeden Zwang auf, er erglüht im patriotischen Zorn, er spendet Schätze tiefster, edelster Weisheit. Im Mittelpunkte steht immer das Vaterland und seine geistige und politische Unabhängigkeit. Beim Anblick der Schmiede feiert er die

> deutsche Kraft,
> Die unser protestantisch Kaiserhaupt
> Dereinst mit Hohenstaufenpracht umlaubt,
> Ein Haupt, das mir gezeigt im Traume ward,
> Ein treues, tapfres Haupt mit greisem Bart.

Fühlt man nicht, wie diese Worte und Sätze, die wie Hammerschläge herabsausen, unter dem Eindruck der Wiederaufrichtung des neuen Deutschen Reiches geschrieben worden sind? Hier ist die befreiende Wirkung, welche der französische Krieg auf Meyer ausgeübt hat, bis zur Unwiderleglichkeit bewiesen. Ulrich von Hutten feiert Luther, seinen Kampf gegen Rom, seine Bibelübersetzung, und zwar mit so schönen, eindringlichen Worten, daß kaum etwas geschrieben worden ist, das für den großen Reformator charakteristischer wäre. In der Stille seines Lebensabends kommt Hutten der bekannte Holzschnitt Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ zur Hand. Er hängt ihn in seiner Kammer auf und denkt dabei daran, wie er selbst mit den „beiden starken Knappen“ auf des Lebens Straßen geritten sei. Er liest Ariosts „Rasenden Roland“ und versenkt sich in die südliche Anmut, die zierlichen Neckereien dieses Gedichts. Er hört von Kopernikus erzählen und seiner Lehre, durch die der Erde nur ein bescheidener Platz inmitten der übrigen Gestirne angewiesen wird. Er sieht Paracelsus, den berühmten schweizerischen Arzt, vor sein Lager treten und liest in dessen besorgten Mienen sein Todesurteil. Hutten wird im besten Mannesalter dahingerafft, man darf daher keine fromme Ergebenheit von ihm erwarten.

Digitized by Google

Es tobt und wettert noch immer gewaltig in seinem Herzen. Nicht von sorgfältig abwägender Klugheit, sondern von heißem Blut und jede Zügelung verachtender Leidenschaft ist dieses Leben bestimmt worden. Mit Recht kann Hutten von sich sagen:

> Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Wenn er beichtet, so verschweigt er nichts von seinen Fehlern, und wenn er bereut, bedauert er nur, Rom nicht noch ungestümer befehdet zu haben:

> Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug:
> Mich reut der Tag, der keine Wunden schlug.
> Mich reut (ich beicht es mit zerknirschtem Sinn),
> Daß ich nicht dreifach kühn gewesen bin.

So scheidet er, ohne Furcht im Leben wie im Tode, mit einem Segensspruche für Deutschland:

> Du meine Liebe, mein germanisch Land,
> Ich segne dich mit ausgestreckter Hand!
> Ich segne dich, du schroffe deutsche Stirn,
> Die du des Lichts bedarfst wie dort die Firn!
> Ich segne deutsche Waffen allezeit
> In Rot, in Blut, in Ruhm, in Herrlichkeit.

Der Dichter, der sich einen solchen Helden wählte, muß selbst etwas Heldenhaftes an sich haben; denn es ist unmöglich, diese Seelengröße zu verstehen und nachzuempfinden ohne eigene schwere Prüfungen, Kämpfe, Enttäuschungen und Entsagung. Es fehlt uns an einem bestimmten Anhalt, aus der Dichtung Rückschlüsse auf die Person ihres Verfassers zu machen, die Umstände nachzuweisen, die ihn für eine so tiefsinnige Betrachtung von Welt und Menschen, für eine so kraftvolle Ausprägung schmerzlicher Empfindungen reif gemacht haben. Sicher ist indessen, daß auch Konrad Ferd. Meyer, der jahrelang ohne Umgang und Förderung dahinlebte, das Schmerzliche der Einsamkeit kennen gelernt, daß er um sein Vaterland gerungen, ihm sein bestes Wissen und Können unter heftigen Seelenkämpfen dargebracht hat. Die Spruchweisheit, die sich durch das Gedicht hindurchzieht, ist ganz und gar als Reflex von des Dichters Persönlichkeit zu betrachten, wie denn überhaupt das Werk wenn nicht das Beste, so doch das Persönlichste und Eigenartigste ist, was er geschrieben hat. Wir möchten es ein weltliches Erbauungsbuch nennen, denn Erhebung und Stärkung wird jeder darin finden, der an geistigen Kämpfen Anteil nimmt, der seelisch gerungen, gelitten hat.

Trotz der schwächeren Wirkung, die das im darauffolgenden Jahre 1872 erschienene Idyll „Engelberg" machte, braucht man deshalb doch an kein Nachlassen der poetischen Kraft zu denken, denn es ist lediglich der zarte Stoff und der Mangel an sensationellen und drastischen Erfindungen, der den äußeren Erfolg beeinträchtigte. Die Schilderungen der Natur und des Lebens in der Schweiz nehmen wieder einen sehr breiten Raum ein. Es ist in der That, wie es in den einleitenden Versen heißt, des „Alpenthales Seele", die hier von selbst Gestalt gewonnen. Der bei Luzern gelegene Ort Engelberg, der jetzt als Luft- und Molkenkurort gern von Nervenleidenden aufgesucht wird, und der malerisch in die Lüfte sich erhebende Titlis bilden die Scenerie für eine ebenso einfache wie rührende Geschichte, das Leben, Lieben, Leiden und Verscheiden eines edlen Weibes, das sich aus der Engherzigkeit des Klosterlebens befreit, die Frau ihres Mannes, die Mutter ihrer Kinder wird und nach harter Prüfung ein seliges Ende nimmt. Je weniger im allgemeinen diese Dichtung nach Verdienst gewürdigt wird, desto mehr scheint es erlaubt, im folgenden einen bisher ungedruckten Brief Vischers, des berühmten Ästhetikers, über „Engelberg" wenigstens im Auszuge mitzuteilen. Der Kritiker sagt unter anderem: „Diese Dichtung habe ich noch nicht gekannt, jetzt mit tiefem Seelengenuß gelesen. Scheinlegende in unerbittliche Lebenswahrheit aufgelöst und wieder in schönstem Goldschein der Legende aufsteigend. Ihr altes Thema: Kraft ist die Parole des Lebens, denn es ist herb, es ist grausam. Ich nenne Sie den Tacitus der Novelle. Dieses Mal Tacitus der tieferust ironisierten und um so wahrhafter erbauenden Legende in Versen."

Die Bedeutung Meyers liegt darin, daß er jeden Stoff zu vergeistigen, zu

Digitized by Google

tieferem Sinn umzugestalten weiß. Wenn ein solcher Mann seine Gedichte sammelt, darf man sicher sein, daß sie keine Backfischpoesie enthalten, sondern Zeugnis von seiner reifen Kunst ablegen werden. Die „Gedichte“, die zuerst 1882 herausgegeben wurden und die früher erschienenen Romanzen und Bilder ebenfalls enthalten, zeigen das Talent ihres Verfassers in seiner ganzen Breite, denn sie bringen alle Formen der Lyrik vom einfachen Stimmungsbilde bis zu dem schwerwiegenden historischen Gedichte, das gleichsam die Brücke zu den Erzählungen in Prosa bildet. Das Bezeichnende für diese Lyrik ist, daß sie nicht der Schwärmerei der Jugend entstammt, die in holden Ahnungen und Hoffnungen lebt, sondern den Empfindungen eines Mannes Ausdruck giebt, der aus dem Zaubergarten der Illusionen bereits in das kühle Land der Erkenntnis hinübergegangen ist. An weichen und zarten Empfindungen fehlt es gewiß nicht, sie sind sogar in reichstem Maße vorhanden, aber sie wenden sich der Vergangenheit zu, sie zehren von der Erinnerung an etwas, das süß und schmerzlich zugleich war. Vorsichtig lüftet Meyer den Vorhang, hinter dem er das Geheimnis seines Jugendlebens verborgen hält, aber wir können es nicht vollständig enträtseln, weil das meiste im Halbdunkel bleibt. Nur so viel erfahren wir aus seinen Gedichten, daß sich in früher Jugend ein herber Schmerz in seine Seele gesenkt, ein Schatten sein Gemüt verdüstert hat. Man hört aus den Versen etwas wie verspätete Reue, wie Selbstanklage heraus. Der Dichter vergleicht sich mit einem armen Mütterchen, das beim Besteigen eines Römerturms, als es dunkel zu werden beginnt, ein Kreuz schlägt, als ob sie sich beim Anblick der alten Gemäuer vor Gespenstern fürchte. Er findet, daß es auch in seinem Leben einen Ort giebt, an dem er nicht gern weilt, wenn ihn die Gedanken dahin zurückführen. Wir sehen ein liebliches Mädchenantlitz mit wehmutsvollen Zügen wie aus wallenden Nebeln emporsteigen, wir hören, daß der jungen Liebe hoffnungsvolle Blüten vom Tode grausam geknickt worden sind. Die Empfindung wird kraftvoll zurückgehalten, solange es möglich ist, aber schließlich bricht sie doch warm und weich durch, wie in den beiden letzten Strophen der „Lenzfahrt“:

> Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
> Und einer ew'gen Sehnsucht Hort.
> Nach seinem Lenze sucht das Herz
> In einem fort, in einem fort.
> Und ob die Locke dir ergraut
> Und bald das Herz wird stille stehn,
> Noch muß es, wenn die Welle blaut,
> Nach seinem Lenze wandern gehn.

Verscherzte Jugend! Das ist ein wichtiges Stimmungsmoment für den Lyriker in Konrad Ferd. Meyer geworden. Er fühlt, daß ihm etwas verloren gegangen, was den meisten zum köstlichsten Gewinn wird. Aber das Glück, das ihm als Knabe und Jüngling vorenthalten war, ist dem Mann reichlich zu teil geworden. Er hat alles gefunden, was erstrebenswert ist: Unabhängigkeit, häusliches Behagen, Freunde und die Anerkennung der Welt. Darum kann er auch gelegentlich scherzen und sagen, daß die Wehmut nur ein Spiel und die Thräne längst getrocknet sei. Er will dadurch nur die Träume verscheuchen, die ihn immer wieder ins Vergangene zurücklocken. Allerliebst ist in dem Gedicht „Die Schlittschuhe“ die Ungeduld des Knaben, der auf das Geschenk wartet, um auf dem frischen Eise seine Kunstfertigkeit zeigen zu können, mit der nachdenklichen Versunkenheit des Mannes abgestimmt, der dabei an die Jugendgeliebte denkt. Ebenso fein und vornehm kommen andere Empfindungen zur Geltung, die Liebe zur Mutter beim Anblick des Abendsternes, die Liebe zu Gott, den kein Mensch erkennen kann und der sich doch allezeit treu mit uns verbündet. Zu feinsinnig ausgeführten kleinen Bildern rundet sich der Eindruck ab, den er von dem stillen Walten der Natur empfängt. Er ist reich an poetischen Vergleichen, er versteht es meisterhaft, die Außenwelt zum Spiegelbild der seelischen Erregung zu machen. So berührt ihn wundersam

Digitized by Google

das Klingen der Abendglocken, die ihn an das Klopfen des menschlichen Herzens erinnern. Das alles mit den einfachsten Mitteln, zuweilen wie hingehaucht, aber immer so, daß man den lebendigen Pulsschlag herausfühlt.

Die Balladen und Romanzen sind von großer Kraft und Tiefe, aber nicht ohne Härte, man empfängt den Eindruck, als ob ein voller Inhalt gewaltsam auf das denkbar knappste Maß zusammengezwängt sei. Kürze ist nicht nur des Witzes Seele, sondern überhaupt ein Vorzug in der Kunst, vorausgesetzt, daß der dargebotene Inhalt darunter nicht leidet oder abgeschwächt wird. Bei Meyer scheint uns dies manchmal der Fall zu sein. An Weitschweifigkeit ist man ja bei ihm überhaupt nicht gewöhnt, er bringt immer nur das Notwendigste, er treibt die Kunst, eine Situation mit wenigen Worten auszumalen, bis zum äußersten, er giebt manchmal statt des Tranks nur die Essenz, aus der er gebraut wird. Für den Kenner, der zwischen den Zeilen liest, entsteht dadurch ein ganz eigener ästhetischer Genuß, aber die große Masse des Publikums, die wenig Zeit hat und im Fluge von allem kosten will, hat Mühe, der Gedankenreihe zu folgen. Dadurch erklärt es sich, daß diesen Dichtungen die Popularität, auf die sie sonst wegen ihres bedeutenden Inhalts wie wegen ihrer vollendeten Form ein gutes Recht haben, im allgemeinen noch nicht zu teil geworden ist. Eindrücke von der Reise, besonders von Italien her, bilden mit Vorliebe den Stoff. Am tiefsten ist die Wirkung, wenn der Dichter seiner Gewohnheit getreu bleibt und sein Sujet mit dem Auge des Historikers ansieht, der eine ganze Zeitfolge in Betracht zieht, den Geist einer bestimmenden Epoche kunstvoll erfaßt. Jeder empfängliche Leser wird in dieser Abteilung auf Gedichte stoßen, die sich ihm tief ins Gemüt prägen, wie der „Pilger und der Sarazener“, „Der Mönch von Bonifazio“, von denen jenes einen Glaubens- und Herzenskonflikt, dieses eine glänzende That zur Rettung des Vaterlandes schildert. In der „Bettlerballade“ wird die schöne menschliche Gesinnung Meyers in einer schnell dahinfließenden Fabel besonders wohlthuend empfunden, indem ein orientalischer Prinz dadurch vor dem Dolch des Mörders gerettet wird, daß ihm rechtzeitige Warnung aus dem Kreise der Bettler und Krüppel zu teil wird, denen er in seinem Palast ein gastliches Heim bereitet hat.

Von den Prosaerzählungen, die in der Produktion des Dichters einen breiten Raum einnehmen, gebührt dem 1876 erschienenen historischen Roman „Jürg Jenatsch“ die erste Stelle. Er ist recht eigentlich die That seines Lebens, das Höchste, was er in Bezug auf poetische Kraft und Wahrheit erreicht hat, die tragische Verklärung seiner Weltanschauung. Die Heldennatur, die Konrad Ferdinand Meyer in seinem „Hutten“ als gebrochene Kraft, als eine gewaltig aufleuchtende, aber dann sofort verlöschende Flamme darstellt, tritt in diesem Roman in vollem Glanze, verführerisch, dämonisch, übermächtig vor uns hin. Wir sehen sie entstehen, handeln und sterben, wir müssen sie mit allen ihren Fehlern lieben wegen der Kraft des Gemüts, die den fruchtbaren Boden für große Charaktereigenschaften bildet, und der beispiellosen Vaterlandsliebe, welche den rauhen und gefährlichen Eigenschaften in der Brust dieses Heros das Häßliche nimmt. „Jürg Jenatsch“ ist geradezu eine Apotheose der Vaterlandsliebe, ein Heldengedicht, gesungen zum Ruhm eines Mannes, der seiner Heimat alles opfert, was das Leben schmückt, seinen Beruf, sein Weib, seine Herzensreinheit. Dieser Mann lebt in einer verzweifelten Zeit und muß zu verzweifelten Mitteln greifen. Er verstrickt sich mit vollem Bewußtsein in schwere Schuld, weil er kein anderes Mittel sieht, sein Vaterland zu retten, und erliegt, nachdem er Gewaltiges gewollt und Großes vollbracht hat, einem tragischen Verhängnis. All diese Eigenschaften entwickeln sich aus einem anscheinend harmlosen und gutmütigen Charakter mit psychologischer

Digitized by Google

Notwendigkeit und Wahrheit in einer Zeit gewaltigen Ringens um religiöse und politische Freiheit.

Wir werden in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in die Kämpfe zurückversetzt, die sich zwischen Frankreich und Spanien um den Besitz von Graubünden abspielen und somit dem Glaubensfanatismus, wie der Sucht nach Macht und Einfluß einen unbegrenzten Spielraum gewähren. Inmitten dieser aufgewühlten Elemente steht ein dämonischer Mensch, der die Fesseln kleiner Verhältnisse sprengt, einen idealen Gedanken zur Richtschnur seines Handelns macht und mit dem Einsatz seiner riesig anwachsenden Persönlichkeit Graubünden und sich selbst auf das Piedestal historischer Größe und Bedeutung erhebt. Jürg Jenatsch ist eine jener Kraftnaturen, die ihr starkes Temperament und ihren scharfen Verstand auf einen einzigen Punkt konzentrieren und sich lieber den Schädel einrennen, als das einmal erkannte Ziel außer acht lassen. In dem geistlichen Gewande, das er als protestantischer Pfarrer trägt, steckt ein junger, leidenschaftlicher Mann, dem das Blut dreifach so schnell durch die Adern fließt als den anderen, der alles von Grund aus erfassen, genießen und thun will. Hinter dem Übermut und der Ausgelassenheit, die für sein Wesen charakteristisch sind, verbirgt sich ein klug berechnender rücksichtsloser Sinn, der nur auf Widerstand zu stoßen braucht, um gewaltthätig und grausam bis zum Unerträglichen zu erscheinen. Wie erklären sich diese widersprechenden Eigenschaften und wie kommt es, daß ihre Mischung liebenswert, oft hinreißend und bezaubernd erscheint? Die Antwort giebt das Zeitmotiv des Romans, die glühende Liebe zum Vaterland, bei dessen Befreiung Jenatsch sein Leben verzehrt.

Aus der Kindheit des Helden erfahren wir Einzelheiten, die ihn uns lieb und vertraut machen. Er war ein tapferer Bursch, ein aufopfernder Freund, eine anschmiegende Natur. Als stämmiger Schulknabe mit dunklem Antlitz und düsteren Brauen hat er seinen Freund, den späteren Amtsschreiber Waser, mit eigener Lebensgefahr aus den Fluten eines Gebirgsstromes gerettet. Eine kindliche Sympathie zog ihn zu Lukretia, der Tochter des Edelmanns Planta, hin, und wie das Gefühl erwidert wird, ergiebt sich aus dem Umstand, daß das kleine Mädchen dem Jungen das Frühstück ahnungslos in die Schulstube bringt und sich dafür von den übermütigen Knaben derb auslachen lassen muß. Dann sehen wir Jenatsch in einer sorgenvollen schweren Zeit als protestantischen Pfarrer, der Stellung einnehmen muß zur politischen Lage des Landes. Es kommt zur Meuterei und zu Kämpfen. Die Spanier stellen ein Gemetzel an und Jenatschs Weib, Lucia, verliert dabei ihr Leben. Unter dem Eindruck dieser Katastrophe schießen die wilden Triebe im Charakter des Mannes üppig empor, es beginnt die erste Umwandlung des naiven Naturmenschen zum Helden. Jenatsch muß die Ermordung seines Weibes rächen. Er versammelt Genossen um sich, dringt in das Schloß Plantas, der den Aufruhr geleitet hatte, und erschlägt den Edelmann mit einem Beile. Aber er geht noch weiter, er wirft sein geistliches Kleid ab, erhebt sich mutig gegen die Spanier und hält den Kampf so lange aus, bis er der Übermacht weichen muß. Nun führt ihn sein Schicksal in die weite Welt, um ihn hart zu machen für die große Mission, die seiner harrt. Er flieht nach Deutschland, kämpft unter deutschen und schwedischen Fahnen, kommt endlich nach Italien. Immer schwebt ihm die Befreiung Graubündens als heilige Mahnung vor. Da schafft ihm das Glück eine Situation, die seinen Plänen förderlich zu sein scheint. Er lernt in Venedig den Herzog Rohan kennen und erwartet von dessen Edelsinn und Eifer für die Sache des Protestantismus die Errettung seines Vaterlandes. Ihm lächelt, wie er glauben muß, in der That ein unerwarteter Erfolg, denn es fügt sich, daß im Namen des Kardinals Richelieu der Herzog den Spaniern Graubünden wie-

Digitized by Google

der abgewinnen soll. Rohan führt seinen Auftrag aus und benutzt dazu die feurige Thatkraft des Jenatsch, giebt den Bewohnern auch ausdrücklich das Wort, daß er sie nicht aufs neue unterjochen, sondern nur für ihre Unabhängigkeit streiten wolle. Wie das Rettungswerk gelungen ist, zeigt sich jedoch ein ganz anderer Zusammenhang der Dinge. Der Herzog Rohan hat im besten Glauben gehandelt, er möchte den Bündnern zu ihrer Freiheit verhelfen, aber hinter ihm steht der Kardinal Richelieu, der voll ehrgeiziger Pläne die Beute nicht wieder fahren lassen und das Land für Frankreich behalten will.



Konrad Ferdinand Meyer.

Jenatsch sieht sich mit Entsetzen betrogen und von einem Netz abscheulicher Intriguen umgarnt, durch die seinem Vaterlande ein neues Joch auferlegt werden soll. In diesem Moment tritt die zweite Umwandlung seines Charakters ein. Aus dem Helden, der im ehrlichen Kampf frei und offen für das Recht stritt, wird der Despot, der alle menschlichen Rücksichten beiseite läßt, der sich als der Verratene fühlt und nun ebenfalls zum Verräter wird. Er beginnt ein Spiel mit schmutzigen Karten. Sein erster Trumpf besteht darin, daß er dem Herzog, an dem er so lange mit reinster Dankbarkeit hing, mit Hohn und Verachtung begegnet, weil er ihm fortan auf seinem Wege hinderlich ist. Als zweiten Trumpf spielt er ein Bündnis mit seinen bisherigen Feinden, den Spaniern, aus, mit deren Hilfe er die Franzosen aus dem Lande treibt. End-

Digitized by Google

lich der dritte Trumpf, der gefährlichste. Er schwört seinen protestantischen Glauben, der ihm so lange unantastbar war, ab, damit er mit den Spaniern sicherer unterhandeln und bei der apostolischen Majestät seine Stellung befestigen könne. Drei gewaltige Schritte zur Rettung seines Vaterlandes, aber auch zu seinem eigenen Untergange. Der Boden wankt und stürzt unter seinen Füßen zusammen. Er fühlt, wie schnöde die Mittel sind, zu denen er gegriffen hat. Der Erfolg macht ihn trunken, wild und rasend, der unerhörte Druck, dem er sein Gewissen aussetzt, verhärtet sein Inneres, erstickt den guten Kern in ihm und verwandelt ihn in einen Menschenverächter, einen schwelgerischen, grausamen Despoten, der in dem kleinen Bünden Angst und Schrecken verbreitet. Der Retter seines Vaterlandes ist zugleich ein Verbrecher an dem Allerheiligsten, an menschlicher Größe und Güte geworden. Er muß fallend dafür büßen.

Die Vorbereitung und Ausführung dieses Sühnwerkes durch die Jugendgeliebte Lukretia Planta, deren Vater Jenatsch erschlagen hatte, gehört zu den vielen bewunderungswürdigen Schönheiten des Romans. Der Leser hat sie nicht vergessen, denn sie greift schon zu Anfang in die Handlung ein, um ihr dann den erschütternden Abschluß zu geben. Lukretia unterdrückt alle zarteren Empfindungen, die sie für den Gespielen ihrer Kindheit hegte, und lebt nur dem einen Gebot der Rache. Dasselbe Beil, das ihren Vater getötet hat, soll auch den Mörder treffen. Aber auch sie weiß ihre persönlichen Empfindungen dem Interesse des Vaterlandes unterzuordnen. Solange Graubünden von ihm die Befreiung zu erwarten hat, muß Jürg leben. Sie rettet ihn daher zuerst, obwohl sie ihn verderben könnte, weil sein Werk noch nicht vollendet ist. Erst nachdem es vollbracht, erhebt sie die Waffe gegen ihn und tötet ihn mit eigener Hand, da Meuchelmörder der Vollziehung ihrer Rache zuvorkommen wollen.

Aus innerer Notwendigkeit erfolgt dieser tragische Ausgang, weil Lukretia als weiblicher Charakter ebenso groß angelegt ist wie Jenatsch als Mann. Die Natur hatte sie füreinander bestimmt, ihre Herzen von Kindheit an in Liebe verbunden. Aber die Ermordung Plantas reißt sie auseinander, und der Gedanke an eine schwere ungesühnte Schuld tritt zwischen sie. Nur was den Patriotismus ihrer Gesinnung betrifft, haben sie noch etwas Gemeinsames. Aus solchem Widerspruch lösen sich die einzelnen Situationen folgerichtig ab, sie wirken auf uns dadurch nur um so erschütternder, daß die Empfindungen, die in einen so harten Gegensatz zueinander geraten, gleichwertig sind, daß im Grunde beide Teile recht haben. Ohne Treue und Glauben abzuschwören, wäre Jenatsch schwerlich der Befreier seines Volkes geworden, und Lukretia darf den Mörder ihrer Vaters nicht lieben, sondern hat nach den Anschauungen der Zeit die Pflicht, Wiedervergeltung zu üben. Hätte es sich um schwache Naturen gehandelt, so wäre ein rührender, versöhnender Ausgang möglich gewesen, aber diese Menschen sind aus starren Leidenschaften zusammengesetzt, ein Abdruck der Natur, die sie mit gewaltigen Eindrücken umgiebt und ihre Seelen danach modelt. Der Zusammenhang zwischen der Alpennatur Graubündens und dem Charakter seiner Bewohner ist außerordentlich fein dargelegt und bildet eine der Hauptschönheiten des Werkes. Hierzu kommt die treffliche Charakteristik der verschiedenen Nationalitäten, die während des Verlaufs dieses Trauerspiels handelnd auf die Bühne treten, der Franzosen, Italiener, Schweizer und Deutschen. Ihre Stimmen klingen wie in einer Symphonie kunstvoll durcheinander. Konrad Ferdinand Meyer hat in diesem Buche einen Auszug des Höchsten und Feinsten gegeben, was in seiner Seele lebt.

Neben den größeren Schöpfungen des Dichters gehen mehrere kleine einher, die weder im Ton noch in ihrem Wert gleichartig sind, aber doch die aufstrebende künstlerische Entwickelung des Autors gut kennzeichnen. Die bedeutendste von ihnen fällt

Digitized by Google

noch vor „Jürg Jenatsch“ und führt den Titel „Das Amulett“. Sie giebt ein Bild der Pariser Bartholomäusnacht und zeigt zum erstenmal die Anwendung einer Darstellungsart, deren der Autor sich zur Verstärkung der künstlerischen Illusion auch später mit Vorliebe und immer mit Meisterschaft bedient hat. Sie besteht darin, daß er nicht selbst als Erzähler das Wort ergreift, sondern es einer Person aus der Zeit, die er schildern will, in den Mund legt. Dadurch kommen wir schneller zum Verständnis und Mitempfinden der Situationen, die im geschichtlichen Zusammenhang vorgetragen werden und ein feines Lokalkolorit zeigen. Im „Amulett“ werden die Abenteuer eines jungen Schweizers geschildert, der wegen Glaubensangelegenheiten in Händel geraten war, nach Paris kommt, sich als Sekretär Colignys in dessen Mündel Gasparda verliebt und im Duell einen berüchtigten Don Juan tötet, der das Mädchen durch Zudringlichkeiten beleidigt hatte. Wunderbar packend ist der Moment erfaßt, in dem der junge Mann aus dem Gitterfenster seines Gefängnisses bei den zwölf Schlägen der Turmuhr des Louvre die dämonischen Gestalten der Katharina von Medici und ihrer beiden Söhne erblickt, während ein Büchsenschuß und das Sturmläuten das Signal zur Vernichtung der Hugenotten geben. Die Befreiung, die Überwindung aller Gefahren der Schreckensnacht, die Rückkehr der Lebenden in die Schweiz beschließen die kunstvoll aufgebaute Novelle, in welcher der Gegensatz zwischen dem jungen, etwas steifen und eigensinnigen Schadau und dem Katholiken Boccard charakteristisch durchgeführt ist und das Amulett des letzteren insofern eine wichtige Rolle spielt, als es jenen vor dem Degenstich seines Feindes schützt. In der Erzählung „Leiden eines Knaben“ befinden wir uns am Hof Ludwigs XIV., wo dessen alter buckliger Leibarzt Fagon von den Jesuiten berichtet, wie sie den geistig zurückgebliebenen Sohn des Marschalls Boufflers zu Grunde gerichtet und zu Tode gequält haben, nur weil sie sich an seinem Vater wegen nicht ausgelieferter wichtiger Schriftstücke rächen wollten. Der König und die ganze Hofgesellschaft mit der Frau von Maintenon bilden den Rahmen der zierlich geschliffenen Novelle, in welcher sich die geistigen Interessen jener Zeit farbig wiederspiegeln. Damit vergleiche man nun wieder das entzückende Stimmungsbild, das uns Konrad Ferdinand Meyer von Florenz zur Zeit des Cosmus Medici, des „Vaters des Vaterlandes“, in „Plautus im Nonnenkloster“ giebt. Man glaubt die Glut des Sommerabends in den mediceischen Gärten zu spüren, die geistreichen Feste dieser stolzen und ritterlichen Menschen mit zu feiern und den greisen Poggio, den Sekretär der florentinischen Republik, vor sich zu sehen, wie er mit der Eleganz des Hofmannes das tiefe Wissen des Gelehrten, mit der Begeisterung für Kunst und Wissenschaft die Ironie des vom Schicksal hart verfolgten Mannes vereinigt. Die Erzählung Poggios von der Entdeckung der Komödien des Plautus zur Zeit des ökumenischen Konzils ist von klassischer Abrundung und Formvollendung. Ganz anders sind wieder die beiden Novellen „Gustav Adolfs Page“ und der „Schuß von der Kanzel“. Dort eine rührende Herzensgeschichte im schweren Rahmen des historischen Bildes mit den Figuren Gustav Adolfs und Wallensteins, hier eine barock ausgesponnene Anekdote aus dem Alltagsleben. Das junge an das Kriegstreiben gewöhnte Mädchen Auguste Leubelfing tritt statt ihres Vetters bei dem Schwedenkönig als Page ein. Sie verehrt ihn, liebt ihn, verläßt ihn dann, um keinen falschen Verdacht auf ihn fallen zu lassen, eilt aber bei Lützen wieder zu ihm und bleibt ihm wie im Leben so auch im Tode getreu. Um so schnurriger kommt uns der Pfarrer vor, der ein so leidenschaftlicher Schütze ist, daß er die Pistole sogar auf die Kanzel nimmt, während der Predigt damit in der Tasche spielt und sie unabsichtlich lossfeuert. Die Kleinigkeit ist ein saftig ausgeführter Holzschnitt, eine Schweizerburleske aus dem

Digitized by Google

siebzehnten Jahrhundert und spielt am Züricher See. Es ist, als ob der Dichter seine Landsleute in manchen ihrer wunderlichen Eigenschaften ein wenig verspotten wollte.

Es erfüllt uns mit Bewunderung, wenn wir sehen, wie Konrad Ferdinand Meyer auch nach diesen Leistungen noch über sich selbst hinauswächst. Seine Kunst erscheint in den folgenden Erzählungen womöglich noch gereifter; ja, er sucht förmlich nach Schwierigkeiten der Komposition, um zu zeigen, daß sie für ihn nicht vorhanden sind. Nur ein auf dem Höhepunkte seines Könnens angelangter Meister konnte es wagen, sich eine so verwickelte Aufgabe wie in „Der Heilige" (1880) zu stellen und sie dabei doch mit der größten Einfachheit und Klarheit zu lösen. Zunächst unternimmt es der Dichter, eine geschichtlich noch immer nicht aufgeklärte Frage psychologisch zu beantworten. Wir wissen nicht recht, wie Thomas Becket, der Kanzler des Königs Heinrich von England, dazu kam, das Volk gegen den König und die normännischen Edelleute aufzuhetzen, nachdem er in dem Kampfe gegen Rom und die englische Kirche so kräftig für den Monarchen eingetreten war. In dieses Dunkel bringt der Autor mit seiner Novelle Licht hinein. Thomas Becket wird als eine zart empfindende Künstlernatur geschildert, als Feind aller Roheit und Grausamkeit, als ein Mensch, der am Hofe von Granada eine Sarazenin zur Frau genommen und feinere Sitten kennen gelernt hat, als sie bei seinen Sachsen zu Hause waren. Die Wendung in seinem Charakter tritt dadurch ein, daß er eine Tochter besitzt, die vom König verführt und von der eifersüchtigen Königin getötet wird. Dadurch wird alles, was Becket als Primas der englischen Geistlichkeit unternimmt, zu einem Akt der Rache, er fühlt sich von einem Judas verraten, wie der Erlöser ans Kreuz geschlagen und strebt als Märtyrer nach der Krone des ewigen Lebens, die ihm nach seinem Tode durch die Heiligsprechung auch wirklich zu teil wird. Das ist der thatsächliche Inhalt der Novelle, die Kunst besteht aber darin, wie sie erzählt wird. Meyer benutzt dazu einen Schweizer Armbruster aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, einen wunderlichen Gesellen, der alles mögliche Schlimme und Gute durchgemacht, einen Menschen getötet, als Mönch in einem Kloster den Virgil auswendig gelernt, dann die Kutte abgeworfen und die Kunst des Bogenschießens gelernt hatte. Eine solche krause Charakterfigur zu schaffen, wäre an sich schon ein großes Verdienst gewesen. Unser Dichter gebraucht sie aber nur als Mittel zu einem höheren Zweck, für die Geschichte des englischen Kanzlers, die wir aus dem Munde des Armbrusters hören. Das Erstaunliche liegt darin, daß der Erzähler niemals aus seiner individuellen Anschauungs- und Denkweise heraustritt, daß er wie zufällig eine Menge Einzelheiten hervorbringt, die scheinbar auseinander bröckeln, die sich aber allmählich planvoll zusammensetzen und harmonisch abrunden, bis das Ganze strahlend, hell, ohne Lücke und Bruch, farbig und lebendig vor uns erscheint. So erhalten wir ein Kunstwerk und sehen zugleich, wie in demselben ein anderes entsteht. Es ist, als ob wir auf einem Bilde einen Maler bei seiner Arbeit im Atelier und zugleich das von ihm vollendete Gemälde erblickten. Nun kommt aber noch die letzte Schwierigkeit, denn der Dichter hat sich auch verleiten lassen, den Eindruck zu schildern, den das Erzählte auf den Zuhörer, den Herrn Burkhard in Zürich, macht, wodurch in dem Gewebe noch ein neuer Einschlag entsteht. Kurzum, wir haben in dieser Novelle eine Häufung künstlerischer Feinheiten vor uns, die sie vielleicht zu einer ganz einzigen Erscheinung in unserer modernen Litteratur macht.

Nicht viel leichter hat sich Meyer die Sache in der „Hochzeit des Mönchs" (1884) gemacht, denn er führt als Erzähler keinen geringeren als den Dichter der „Göttlichen Komödie" ein und zwar so, daß Dante, der am Hofe von Verona als Verbannter lebt, die um ihn ver-

sammelte Gesellschaft als Modell benutzt und bald den einen, bald den anderen sowohl mit dem Namen wie nach seinen charakteristischen Eigentümlichkeiten seiner Geschichte einverleibt. Man denke sich das Wagnis, einen Dante aus eigenem Geiste heraussprechen zu lassen! Aber es ist gelungen, so sehr gelungen, daß neben der Hauptfigur auch die anderen, vor allem der Tyrann Ezzelin, wie in einer Galerie von Meisterporträts, an deren Wänden wir staunend einherschreiten, für unser geistiges Auge sichtbar werden. Ein goldenes Fenster, von dem der Vorhang zurückgezogen wird und durch das wir erhöhtes Leben voll tiefer Ideen im festen Boden der Wirklichkeit wahrnehmen! Ein Mönch giebt seinen Stand auf, nicht aus eigenem Antriebe, sondern seinem sterbenden Vater zuliebe und aus Rücksicht auf den Stammbaum, welchen er erhalten will. Weltfremd reicht er seine Hand einer Dame, die er nicht liebt, bis die Leidenschaft in ihm erwacht, ihn zu einem anderen Mädchen hinzieht und er dem rächenden Pfeil des Weibes erliegt, der er im unklaren Drange des Herzens die Treue gebrochen hat. Die Reihe der Erzählungen schließt mit der „Richterin“ (1885) und der „Versuchung des Pescara“ (1887), in denen die Gestalten ebenfalls etwas Monumentales haben und bedeutsamen Abschnitten der Geschichte entnommen sind. In der „Richterin“ begegnen wir am Eingang und Ausgang der Novelle der gewaltigen Gestalt Karls des Großen, der feierlich und erhaben wie eine Gottheit die Handlung beherrscht. Die Figur der Richterin, welche die Erinnerung an ein Verbrechen nährt und schließlich über sich selbst Gericht hält, ist eine groß stilisierte dichterische Erfindung, bei der das Glück der Kinder, die sich irrtümlich für Geschwister halten, durch den Tod der Mutter begründet wird. In der „Versuchung des Pescara“ handelt es sich um das Joch der Fremdherrschaft, von dem das Land nur durch einen befreit werden kann: Pescara, den Feldherrn Karls V., der aber mit tödlichem Siechtum behaftet ist und sein Ende vor Augen sieht. Die Heldengestalt des von den Fittichen des Todes umrauschten Pescara mit seinem ahnungslosen Weibe Vittoria Kolonna ist mit der ganzen Kraft des Dichters zu individuellem Leben und gleichzeitig zu symbolischer Bedeutung für die Unabhängigkeit Italiens ausgearbeitet worden.

Konrad Ferdinand Meyer ist durch einen warmen Sommer und einen fruchtbaren Herbst für die rauhen unergiebigen Frühlingstage seines Lebens entschädigt worden. Von Jahr zu Jahr steigt sein litterarisches Ansehen in unserer Nation, und er selbst ist redlich bemüht, nicht auszuruhen in träger Selbstbespiegelung, sondern in eifriger Arbeit dem Ziele der höchsten Vollendung immer näher zu kommen. In der Sauberkeit der Handhabung seiner Kunst, in der Tiefe der Gedanken und Probleme, die ihn beschäftigen, vor allem aber in der Einfachheit und vornehmen Ruhe seiner Sprache hat er etwas Klassisches. Er hastet nicht, sondern entwickelt behaglich und sicher wie die alten Erzähler eins aus dem anderen, er trifft den Punkt, von dem er auf unsere Phantasie wirkt, sie in immer weitere Kreise hineinlockt und dabei die Fülle des Lebens erschließt. Dabei nichts Halbes, Gemachtes oder Verlogenes, nichts geistreich Verziertes und Überladenes, sondern alles am Herzen innig und lange erwärmt, durchströmt von eigenem Blute. Meyer ist von Geburt und Neigung Schweizer, aber als Künstler der Mann internationaler Bildung, der seinen Stoff den verschiedensten Anschauungskreisen entnimmt und seiner Sprache unbedingte Festigkeit, Reinheit und Klarheit giebt. Das unterscheidet ihn von dem Manne, mit dem er um den Lorbeer ringt und dem er im Leben freundschaftlich zugethan war, von Gottfried Keller. Dieser hat als Dichter seine Heimatsscholle fast nie verlassen und trägt die Ackerkrume auch in der Sprache mit sich herum, welche eine Menge schweizerischer Lokalausdrücke aufweist und unmittelbar aus dem Volks-

Digitized by Google

mund Kraft und Nahrung zieht. Keller löst die Widersprüche des Lebens in Behagen und Humor auf, der sein ganzes Wesen in allen Poren durchtränkt und zu freudigem naivem Genuß des Daseins führt. Er steckt ganz in der Natur, ohne daß er aufhört, ein Künstler zu sein. Meyer legt den Maßstab ethischer Überzeugung und reichen historischen Wissens an die Dinge, er versenkt sich in die Tiefen des Lebens und kann unversöhnlich hart sein. Bei ihm spielt der Humor nur eine Nebenrolle, er selbst steckt ganz in strengen Kunstanschauungen, ohne sich dabei der Natur zu entfremden.

Man könnte den Vergleich noch weiter ausspinnen und auf die Persönlichkeiten beider Dichter ausdehnen. Keller war als Erscheinung im Leben robust, massig, in seinem Wesen barsch, ohne Verlangen einen gefälligen Eindruck zu hinterlassen, wohl gar mit einer Portion Grobheit bei der Hand, wenn man sich ihm ungeschickt näherte. Meyer ist dagegen die Liebenswürdigkeit selbst, Weltmann, voll gewinnender Formen. Jener war ein alter Junggeselle, ein Freund der Einsamkeit, dieser ist Gatte und Familienvater, besitzt ein stattliches Heim und hat Freude am Verkehr. In seinen Gedichten schildert er das Klingen der Abendglocken und singt:

> Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
> Auf der Höhe bis zuletzt.
> Nun beginnt es sich zu wiegen,
> Horch, mein Kilchberg läutet jetzt.

Kilchberg ist das auf der Anhöhe am Zürichersee gelegene Kirchdörflein, wo Meyer als Gutsherr ein sorgloses Dasein führt und täglich nach Ufenau, der Insel seines geliebten Ulrich von Hutten, hinüberblicken kann. Der jüngst verstorbene Maler Stauffer von Bern hat auf verschiedenen Bildern und Skizzen mit feiner Empfindung die Physiognomien der beiden Schweizer Dichter wiedergegeben und dadurch auf ihre Unterschiede hingewiesen. Kellers Antlitz spiegelt das Zurückhaltende, nach innen Gekehrte seines Naturells wieder, Meyers Gesicht hat viel freundlichere, weichere und entgegenkommendere Züge. Man meint, so müsse ein Mensch aussehen, der das Talent habe, glücklich zu sein.

Überblickt man die gesamte Thätigkeit Konrad Ferdinand Meyers, so möchte man Veranlassung nehmen, über das Verhältnis des Dichters zu seiner Zeit nähere Untersuchungen anzustellen. Gewiß war in ihm die Anlage, als Poet etwas Großes und Bleibendes zu leisten, stets vorhanden, aber er hätte sich schwerlich so kraftvoll und blühend entwickelt, wenn das letzte Vierteljahrhundert deutscher Geschichte nicht vorhanden gewesen wäre. Was Meyer in seiner Phantasie als höchstes Ideal anstrebte, war der kraftvolle Mann, welcher bis zum letzten Atemzuge den Kampf für die Größe seiner Nation führt und dafür alles andere, was dem Leben sonst noch Wert und Reiz verleihen könnte, freudig opfert. Der streitbare kämpfende Held und sein Vaterland, das ist das beständig wiederkehrende Thema des Dichters, der es in seiner Weise, sittlich und geschichtlich beleuchtet. Wären wir Deutschen noch im Zeitalter der Romantik, so würde uns für dergleichen handelnde Wesen und heroische Naturen das Verständnis fehlen. Seitdem wir aber wissen, welche heilige Verpflichtung darin liegt, daß sich der einzelne den Interessen des Vaterlandes unterordnet, müssen wir auch eine Poesie doppelt hochschätzen, die ein solches Dulden, Siegen und Sterben fürs Vaterland als höchste Aufgabe der Menschheit darstellt. Was den Mann ziert, ist nicht schwächliches Zagen und Bangen, Träumen und Zweifeln, sondern entschlossenes Handeln, kühnes Eintreten für einen als richtig erkannten Gedanken, das Vertrauen in die eigene Kraft, die Beharrlichkeit im Kampfe bis zum Siege oder zum Tode. Das ist in der Poesie Konrad Ferdinand Meyers als beherzigenswerte Mahnung und Weisheit enthalten.

Digitized by Google



Mademoiselle Reseda.

Von

Julien Gordon.

Deutsch von Friedrich Spielhagen.

II.

dele vermied ihn auch ferner, und die schöne Chatelaine that weiter keinen Schritt, sie zusammenzubringen. Mit Mrs. Eustis stand er bald auf einem höflich vertraulichen Fuße. Sie sahen sich beständig zusammengeführt: im Atelier, wo sie beinahe alle ihre Morgen zubrachte, oder nach Tisch im Mondlicht, wenn sie spät beieinander auf der Rampe saßen, nachdem die Tante sich zurückgezogen. Norah fand sich unmerklich in dem Bann dieser Begleitschaft. Als er einmal auf wenige Tage verreist war, konnte sie bei keiner Sache bleiben, war ruhe- und achtlos, nervös und reizbar. Sie stritt sich mit Arden, schalt die Knaben hart wegen eines eingebildeten Vergehens, entließ ein Hausmädchen eines Fehlers willen, den sie für gewöhnlich gütig übersehen haben würde, und, wenn Miß Dolph ein oder das andere Mal zu ihr sprach, antwortete sie zerstreut. Bei seiner Rückkehr verschwanden diese merkwürdigen Symptome auf der Stelle. Dem Hausmädchen ward vergeben, die Kinder wurden verhätschelt, Arden wieder in Gunst genommen und Miß Dolph angehört, beinahe geliebkost.

Ein Zug an ihm gefiel ihr besonders. Er gehörte zu den Männern, welche den Damen für die Zeit, in der sie mit ihnen beisammen sind, ihre volle ungeteilte Aufmerksamkeit widmen. Sie war überzeugt, das war nicht bloß in dem stillen ländlichen Tete-a-tete so, sondern würde inmitten der erregendsten Umgebung nicht anders gewesen sein. Nichts ist schmeichelhafter. Eine französische Marquise hatte ihn einmal, als er noch sehr jung war, getadelt, weil er auf ein Wort, das sie während eines Wettrennens in einem sehr spannenden Moment sagte, nicht geantwortet hatte. „Merken Sie sich," hatte sie gesagt, „wenn Sie den Frauen zu gefallen wünschen, muß absolute Aufmerksamkeit geschenkt oder wenigstens geheuchelt werden, und wenn das Pferd, auf das

Digitized by Google

Sie gewettet haben, unmittelbar vor dem Ziel ist. Glauben Sie mir, mein junger Freund, schließlich rentiert das." Und da er ein Mann war, der die Frauen liebte und ihnen zu gefallen wünschte, hatte er sich die Lektion eingeprägt und sie nicht vergessen, als der Lorbeer seine Stirn zu umkränzen begann und seine Huldigung berauschend wurde.

Die Dienstboten beteten ihn ausnahmslos an. Eines Abends fand Marie, die französische Zofe, als sie ihre Herrin entkleidete, ein Wort über ihn zu sagen.

„Dieu," rief sie plötzlich, „wie grundverschieden doch die Männer sind!"

„Wieso?" fragte die Herrin überrascht.

„‚Es ist wunderlich,' sagte ich gestern zu mir selbst, als Monsieur Maynard am Strande herantrat und seinen Hut vor Mademoiselle Dolph und den Kindern abnahm; ‚es giebt Männer, die für eine Frau gar nichts sind, und es giebt andere Männer, qui font battre le cœur.' Und Monsieur Maynard — est-il un de ces messieurs-là?"

„Er scheint das ganze Hauspersonal bezaubert zu haben," sagte Mrs. Eustis lächelnd. Und nach einer kurzen Pause fügte sie mit einer fast affektierten Gleichgültigkeit hinzu: „Wann sagten Sie doch, daß er euch alle auf dem Strande fand?"

„Gestern, während Madame mit der Frau Tante ihre Spazierfahrt machte. Er und Mademoiselle Reseda — Verzeihung, Madame, aber Mademoiselle Olga nennt sie immer so — machten eine Promenade. Sie suchten Muscheln."

„Reißen Sie mein Haar nicht bei den Wurzeln aus," rief Norah ungeduldig, „Sie werden unachtsam und plump. So, das ist besser. Ich möchte allein sein."

„Madame hat ihre Nerven; sie ist ungerecht," dachte Marie auf der Treppe. „Plump! großartig! nachdem sie mir hundertmal gesagt hat, daß ich eine zarte und angenehme Hand habe."

Am nächsten Tage brachte der Südwestwind die Hitze. Es wurde sehr warm.

„Mademoiselle Reseda will uns heute nachmittag baden lassen," sagte Olga beim Frühstück, dem Zwölf-Uhr-Frühstück, zu dem die Kinder nur auf besondere Erlaubnis und wenn keine Gesellschaft da war, zugelassen wurden.

„Welch gute Idee," sagte Mrs. Eustis.

Mr. Maynard hatte gebeten, ihm sein Frühstück hinüber ins Atelier zu bringen. Er that das öfter, wenn er sich in der Arbeit nicht unterbrechen oder ein besonderes und vorteilhaftes Licht ausnutzen wollte. Er hatte Percy jetzt beinahe fertig und sich vorgenommen, nun das andere Bild mit Cyrill und Olga zu skizzieren.

„Wenn Sie erlauben," sagte Adele; „ich würde gern baden."

„Gewiß, weshalb nicht? Und ich denke, ihr thut es jeden Tag, solange es warm ist."

Das Frühstück war vorüber. Die Kindergouvernante kam zurück und zögerte einen Moment in der Thür.

„Mrs. Eustis," sagte sie.

„Meine Liebe?"

„Mrs. Eustis, ich habe Ihnen nie gesagt; ich meine, ich müßte es Ihnen jetzt sagen — aber ich bin manchmal im Ausdruck meiner Empfindungen ein wenig scheu —, wie glücklich ich hier bin. Sie sind so lieb zu mir, Sie alle, alle — und Sie, o! Sie sind so entzückend! Sie sind mir solch ein Engel gewesen."

Mrs. Eustis' für gewöhnlich ernstes Gesicht wurde durch ein glänzendes Lächeln erhellt. Sie trat heran, und indem sie des Mädchens Hände in ihre beiden, gütig ausgestreckten nahm, zog sie sie plötzlich zu sich nieder und küßte sie auf die Stirn.

„So," sagte sie, „nun marsch, marsch, ihr alle! und seht nach euren Badesachen! Wollt ihr?"

Und sie lief um den Tisch herum mit einem kecken Schwingen ihrer graziösen, schmächtigen Gestalt hinter Olga her, die, kreischend vor Lust und in die kleinen Hände schlagend, vor ihr wegfloh.

„O!" sagte Adele, irgend etwas, das ihr in der Kehle zu sitzen schien, verschluckend, als sie mit einem Blick voll

Digitized by Google

Dankbarkeit und Bewunderung nach rückwärts in der Thür verschwand. Sie lief hinauf auf ihr Zimmer, zwei Stufen auf einmal nehmend — jenes Zimmer, das ihr in seiner eleganten Einrichtung ein traulichstes Nest von Luxus und Behaglichkeit erschien. Und dann, ein paar Augenblicke später, nachdem sie jenes Etwas in der Kehle und ein unerklärbares Verlangen zu weinen glücklich verschluckt hatte, sang sie leise vor sich hin.

Sie war überrascht, als sie, schon in den Wogen des Sundes, die heute höher als gewöhnlich gingen, Mr. Maynard aus einem der Badehäuschen auftauchen sah. Er sah sehr groß aus in seinem dunkelblauen knappen Badeanzuge. Sie schwamm seewärts, mit weißen starken Armen die Entfernung vergrößernd. Die Kinder waren mit Marie, die sich auch den Mut gefaßt, näher am Ufer. Sie jauchzten und kreischten vor Lust und bespritzten einander. Allmählich wurde sie gewahr, daß Maynard ihr mit langsamen, starken, regelmäßigen Schlägen folgte. Sie gab sich den Anschein, ihn nicht zu sehen, aber schwamm weniger heftig. In fünf Minuten war er an ihrer Seite.

„Ist es nicht prachtvoll?“ sagte er, ein bißchen Seewasser aus dem Munde spritzend und mit den nassen Augenlidern zwinkernd.

Sie legte sich langsam auf den Rücken und sagte, so auf den Wellen balancierend, die nackten Arme auf der Brust gekreuzt: „Köstlich.“

Er war dicht neben ihr.

„Sie scheinen ein guter Schwimmer,“ sagte er, „ganz ein Virtuos im Wasser. Könnten Sie noch etwas von mir lernen? Möchten Sie Wassertreten lernen? Vielleicht können Sie es schon?“

„Nein, ich kann's nicht. Ich möchte es lernen und alles sonst.“

„Alles? Was sonst? Sie sind ehrgeizig. Was könnte ich Sie noch alles lehren?“

Seine Augen hafteten auf ihren bis an die Schultern nackten Armen. Sie waren bewunderungswürdig. „Welche Linie!“ sagte er bei sich.

„Nun, Sie könnten mich malen lehren.“

„Ach! da sind andere Dinge, die ich Sie viel lieber lehren möchte, interessante Dinge, die vergnüglich wären. Nicht Lektionen. Möchten Sie darin meine Schülerin sein, Kleopatra?“

Sie hatte sich wieder umgewandt und schwamm jetzt. Ihr Herz schlug hoch auf. „Es scheint, daß ich eine Menge Beinamen habe,“ sagte sie und versuchte zu lachen.

„Ihr Mund ist gerade wie der Kleopatras. Ich bemerkte es gleich das erste Mal, daß ich Sie sah: aufwärts mit einer Tendenz nach innen, wie bei einer Statue von ihr, ich weiß nicht mehr wo. Der Mund der meisten Frauen wird in der Ruhe hart und streng; aber Ihr Mund ist immer zärtlich und sanft und — und —“ Es fiel ihm noch eben ein, daß sie doch ein sehr junges Mädchen sei.

„Sie sagten, Sie wollten mich Wassertreten lehren,“ sagte sie, als ob sie seine Komplimente nicht der Beachtung wert fände.

„Ja. Also: stützen Sie sich auf meinen Ellbogen.“

Sie streckte furchtsam eine Hand aus. Er nahm sie, und sie leicht an sich ziehend, stützte er sie und fing an, ihr die Bewegung zu erklären, mit einem Arm rudernd, um sich selbst über Wasser zu halten. Aber die Berührung ihrer warmen Lieblichkeit, die seltsame Umgebung, die Einsamkeit, ihre halb geöffneten Lippen — es war zu viel. Plötzlich hatte er sie mit kraftvollem Arm umschlungen.

Sie stieß einen schwachen Schrei aus, glitt aus seinen Armen und sank. Er tauchte nach, faßte sie, ließ sie aber sogleich wieder los. Mit einem langen, vorwurfsvollen Blick schwamm sie ohne Hast allein nach dem Ufer zurück.

„Sie macht mich wahnsinnig mit ihrer Ruhe,“ sagte er zu sich, und das war seine ganze Entschuldigung. „Ich konnte mir nicht helfen. Der Teufel hole mich! Ich war hypnotisiert.“

Digitized by Google

Die hypnotischen Doktrinen sind auch in moralischen Fällen mit Nutzen zu verwenden.

Er schwamm weit hinaus in den See und erschien vor dem Diner nicht wieder. Miß Dolph war natürlich nicht zugegen.

Er brachte den Abend mit Mrs. Eustis auf der Uferhöhe zu, sie zurückgebeugt mit lässigen Händen, auf das Wasser blickend, er seine Cigarette genießend und den Abendwind, der ihm um die Stirn spielte. Er sprach über dies und jenes, aber immer voller Farbe. Er erzählte ihr viel von seinen Studentagen draußen, jener Zigeunerexistenz in dem Quartier latin, von welchem sie in Murgers Vie de bohème gelesen hatte, und wovon Le Manchon de Francine die Geschichte war, die sich ihr am nachhaltigsten eingeprägt. Da war noch eine andere, nicht ganz salonfähige kleine Geschichte von einem Mädchen, das in der Nacht aufgestanden war, die Blumen, die ihr der Liebste geschenkt, zu wässern. Sie ihr in den Schoß werfend, hatte er gesagt: „Ich will dich lieben, solange diese hier blühen“; und in der Nacht hatte er sie auf dem Balkon gefunden, wo sie mit der Gießkanne ihre Blumen tränkte. Sie erinnerten sich beide der Geschichte. Es war ein hübscher Einfall, hatte Norah gemeint. Er hatte auch in Deutschland gelebt, und sie sprachen von Preußen, dem Glanz seiner unmittelbaren Vergangenheit und der Unsicherheit seiner Zukunft. Norah war an verschiedenen europäischen Höfen gewesen und meinte, die höheren Klassen seien überall genau dieselben, hätten dieselben Vorurteile, Strebungen, Kleinlichkeiten, Vorneigungen. Es war kläglich. In Spielhagens Romanen liest man allerdings von dem unerträglichen Hochmut der preußischen Aristokratie. Sie, als Amerikaner, hatten wenig davon gemerkt. Sie hätte wissen sollen, daß eine schöne Amerikanerin mit einer reichlich ausgestatteten Börse auf dem Kontinent für gewöhnlich wohl aufgenommen ist. Er, natürlich, war mehr unter das Volk gekommen: hungrige Künstler, allzu reichlich genährte Bürger, stumpfe Bauern, und meinte, daß die Geschichten von der Insolenz des Adels kaum übertrieben seien. Trotz alledem gab es seiner Meinung nach kein Land, in welchem der Patriotismus so alle Klassen durchdrang. Die Deutschen hätten eine natürliche Ehrerbietung vor der Autorität, für das göttliche Recht der Könige. Ihre strenge Gewissenhaftigkeit gipfelte in ihrem Glauben an das Oberhaupt; ihr Pflichtgefühl suchte sich in einer Loyalität genug zu thun, die einem Republikaner übertrieben und lächerlich erschien. Er war überzeugt, daß bei dem ersten Kriegsruf die Socialisten, selbst die Agitatoren, das Gewehr auf die Schulter nehmen und für das Vaterland fechten würden. „Au fond,“ sagte er, „ist der Deutsche gründlich konservativ. Die Franzosen sind im Gegenteil in der Wolle gefärbte Rote. Die Marquise de Maure nennt ihre Modistin ‚Madame‘ und ihren Kutscher ‚mon cher ami‘. In Frankreich giebt's kein Sichbücken, keine Servilität. Das Gefühl aller Klassen ist demokratisch. Was den englischen Liberalismus angeht, so ist das alles Schein, abgerahmte Milch. Sie bellen und heulen; aber laß einen Herzog die Frau eines Liberalen in seine Kutsche bitten, und er und sie und seine Töchter und seine Söhne werden seine Stiefel spiegelblank lecken. Der grimmigste home ruler, der jemals Atem holte, duckt sich beim Erscheinen einer königlichen Hoheit. Die Irländer sogar sind Hasenherzen, sobald sie eine königliche Livree sehen. Wurden nicht der Prinz und die Prinzessin von Wales sogar in den Straßen von Dublin angehurrat? Die britannischen Inseln sind durchweg mit Bedienten übervölkert.“

Er sprach; sie hörte zu. Und hätte sie die Worte nicht gehört — der Ton der Stimme wäre ihr süß gewesen. Antwortete sie ihm aber: welche achtungsvolle Aufmerksamkeit, welche ernsten, suchenden Augen, als ob Juwelen aus ihrem Munde fielen. Einmal verwehte

der Wind einen Zweig wilden Weins und nestelte ihn in ihr Haar. Mit seiner leichten Anmut war er sofort aufgesprungen und bückte sich, ihn loszumachen. Für einen Moment fühlte sie seinen Atem auf ihren Schläfen, da, wo die kurzen Locken ansetzen. „Es ist spät," sagte sie plötzlich, erhob sich und zog sich zurück mit einem etwas stattlichen: „Gute Nacht." Er blieb allein zurück und dachte eine Weile an sie und nicht an die anderen; aber seine Gedanken waren uneben und unharmonisch.

„Meine Wirtin," sprach er bei sich und schnellte die Asche von seiner Cigarette, „ist ein ewiges Rätsel für mich. Diese wie Weiden biegsamen Weiber, die man entzwei brechen könnte — so," und er brach einen eingebildeten Zweig, „können unversöhnlich, hart und sogar grausam sein. Diese kleine Dame, ich weiß nicht — es ist etwas Einziges mit ihr. Möchte wissen, ob dieser ruhige Gleichmut aufgerüttelt, dieser Wille gebrochen, dieser stolze Kopf gebeugt werden kann. Ich sehe wohl, daß sie sich selbst nicht traut, ihrem Reize nicht traut, und das ist für mich gerade das Anziehende. Nur Künstler sehen den Charm von Frauen, die ihre eigene Macht nicht kennen, andere nicht. — Bei alledem," sagte er zu sich und gähnte, „es ist vielleicht Dutzendware und sieht bloß anders aus. Es giebt so viele Weiber, deren ganze Poesie in einem Etwas des Ganges, der Manier oder Toilette besteht. Tiefer geht die Sache nicht. Ihre Persönlichkeit erweckt unsere Neugier, während sie in die zarte Hand ein nachdenkliches Kinn stützen. Wir denken, sie träumen von der Leidenschaft Ultima Thule, während sie in Wahrheit über eine neue Frisur für ihrer Kinder Unterröcke oder ein Menu für das Diner morgen grübeln. Na, ich glaube, ganz so schlecht ist diese nicht. Es ist ein intelligentes Gesicht, eigentlich edel, besonders von den Augen aufwärts, aber vermutlich — Temperament ist nicht. Wie kühl sie von ‚Hubbin' Abschied nahm, wahrhaftig. Sie gab sich wirklich nicht in tragischen Lebewohls aus. Ich möchte sie malen; es könnte famos werden. Das Mädchen, Kleopatra — Gott, wie schön sie im Wasser war! Könnte sie nicht malen, und rettete ich mich damit vom Galgen. Auf den unschuldigen Ausdruck von ihr kann man viel oder auch wenig geben. Mit zwanzig steht noch nichts fest. Ich ziehe ältere Gesichter vor. Zu denken, daß ein solches Prachtmädel eingeschlossen wird, um diese Bälger zu unterrichten! Übrigens nette Kinder. Cyrill ist ein Prachtkerl. Sie sagt, Mrs. Eustis ist freundlich zu ihr. Warum auch nicht? Das Mädchen ist eine Dame vom Scheitel ihres Kopfes, den sie so schön trägt, bis zu den Spitzen ihrer schmalen Füße. Wie die einen lieben könnte — pah! Sie nimmt alles furchtbar ernst, die junge Person. Was ich zu der anderen, der Ayrault, sagte, ist wahr: ich hasse feine Damen. Sie töten in sich alle natürlichen Impulse. Die Mutterschaft selbst wird zur Künstelei, eine Sache der Gewohnheit und Schicklichkeit. Niemals geben sie sich einer Inspiration hin — niemals; sie leben stets in Furcht vor Konsequenzen. Warum konnte sie nicht Mademoiselle Reseda einladen, heute mit uns zu essen? Es ist ja albern, das Mädchen so eingeschlossen und unsichtbar zu halten. Nun, gut. Ich vermute, die Frauen müssen in diesen Dingen regieren; sonst würden wir Männer ein Ragout daraus machen. Wir sind in Hinsicht des Gesellschaftsproblems im Grunde Esel, während sie die Maschinenräder gut geölt halten, damit die Mühle so weiter mahlt. Herr des Lebens, wie langweilig das alles wird!"

Er war schläfrig und suchte sein Zimmer auf.

Wäre Mademoiselle Reseda die Heldin einer altmodischen Novelle gewesen, würde sie, sobald sie ihr Zimmer erreicht, über den gräßlichen ihr angethanen Affront ohnmächtig hingefallen sein, worauf sie acht Tage lang bei einer Diät von Thee und Semmel mit gegen das Licht verhüll-

Digitized by Google

ten Augen das Bett gehütet hätte in dem Gefühl, unheilbar beschimpft und entehrt zu sein. Diese Absperrung würde sie dadurch belebt haben, daß sie berittene Kuriere an ihren Vater sandte, der dann sofort, die Seele voll grimmen Zornes, in einer Postchaise gekommen wäre und eine Kugel, oder wahrscheinlicher einen Degenstoß durch das Herz des herzlosen Tangenichts expediert hätte. Nun, da sie in Wahrheit ein gesundes amerikanisches Mädchen war, dessen Unschuld hinreichende Stärke hatte, nicht von der ersten männlichen Berührung auf einen jungfräulichen Arm weggeschwemmt zu werden, wurde sie weder ohnmächtig, fastete nicht, noch schickte sie nach einem racheschnaubenden Verwandten. Sie aß ganz herzhaft mit den Kindern und lachte sogar, als Percy Essig in Olgas Reispudding goß. Hatte sie doch Geschichte traktiert, die Tageblätter und ein paar Romane gelesen; war gereist, hatte Kunst studiert, ältere Leute sprechen hören und war keine Närrin. Mit dreißig hat man hundert Erklärungen für Handlungen, für die man mit zwanzig nur eine oder zwei hat. Das Leben ist im letzteren Alter einfacher und die Menschen sind nicht so kompliziert. Entweder stand der Mann im Begriff, sich in sie zu verlieben, oder hatte einfach für einen Moment den Kopf verloren. Sie wußte, daß dergleichen vorkam — obgleich es gewiß nicht in der Ordnung war. Vielleicht war sie auch nur übermäßig prüde gewesen. Sie neigte mehr zu der letzteren Ansicht. Er hatte geglaubt, sie würde die Kraft verlieren, und sie festgehalten, was im Wasser, das keine Balken hat, nicht so einfach ist. Oder auch: er fühlte, daß er ins Sinken geriet, und nach ihr, als nach dem einzigen Halt, gegriffen. Es war eine ausgemachte Thatsache, daß Ertrinkende nach allem greifen. Sie hätte von dieser letzten Theorie entzückt sein sollen, und wäre es, als Heldin der bewußten Novelle von ehemals, ganz sicher gewesen. Wie die Sache lag, kam ihr die Erklärung etwas dünn vor, nicht ganz zulänglich, brachte ihr nicht das obligate Entzücken. Auf der anderen Seite trübte der Gedanke, daß er sie gröblich habe insultieren, sie zum Ziel seiner höllischen Absichten habe machen wollen, weil er ein Wüstling und sie ein armes abhängiges Mädchen war, nicht für einen Augenblick ihren gesunden, klaren Blick. Sie wollte sich alles aus dem Sinn schlagen, ihn vermeiden, wo sie konnte, und wo sie es nicht konnte, ihn behandeln, als sei nichts vorgefallen. Mit dieser sehr weisen mädchenhaften Entscheidung ging sie zu Bett. Aber nun in dem warmen Nest, bemerkte sie, daß die Erinnerung an das Bad ihr beständig zurückkam, und einmal fuhr sie auf und schrie: „O nein!“ und stieß einen Arm zurück, der sich, heiß wie Feuer, unter ihren Busen legte. Wieder wach, fragte sie sich, ob sie wirklich wohl den Mut haben würde, ihn am nächsten Morgen und abermals am nächsten und abermals am nächsten zu vermeiden, denn der Traum hatte sie mit wildem Schrecken erfüllt und zitterte nun in einer Empfindung seltsamer, berauschender Süße nach. Das glühende Gesicht in das Kissen drückend, sagte sie zu sich: „Wer weiß, vielleicht —“ und dann hatte sie tief geschlafen, den traumlosen Schlaf früher Jugend.

* * *

Norah war mit ihrem Malen unzufrieden, sie machte keine Fortschritte.

„Sie haben eine leichte Hand,“ hatte Maynard zu ihr gesagt; „aber Sie sind zu gewissenhaft, zu zaghaft. Sie haben die echt weibliche Liebe für das Detail. Ich wette, nicht nur beim Malen. Breite ist, was Ihnen fehlt. Sie müssen lernen ein bißchen zu schlurren und zu schleudern, die Tüftelei zu vermeiden.“ Sein beständiges Wort war: „Breiter! breiter! Geben Sie es auf, alles klar zu stellen; überlassen Sie der Einbildungskraft auch was. Das ist das Wesentliche in aller Kunst. Lassen Sie ahnen! wollen Sie nicht immer erklären! Wer will Erklärungen? Sie sind langweilig. Man gebe den Leuten Nahrung; aber wolle nicht

Digitized by Google

auch noch für sie kauen und verdauen!" Und dann nahm er ihr den Pinsel aus der Hand und fuhr mit einigen „breiten" Strichen über ihre Arbeit.

Aber sie war nicht bloß mit ihrer Malerei unzufrieden; sie war es mit sich selbst. Wieder fühlte sie sich ruhelos und entmutigt. Manchmal glaubte sie, sie werde krank werden. Sie wurde plötzlich rot; sie wußte nicht warum; und wurde dann wieder bleich. Ein paar Tage hielt sie sich fern vom Atelier, widmete sich ganz der Tante. Dann entschied sie sich für einen Ausflug nach der Stadt. Sie dinierte in einem fashionablen Restaurant mit einer Gesellschaft von Freunden und ging ins Theater. Sie langweilte sich tödlich. Sie fuhr bei ihrem Arzt vor. „Halten Sie sich viel in frischer Luft auf!" sagte er.

„Mein Gott, ich bin den ganzen Tag draußen," erwiderte sie.

Dann er: „Sie sind krank vor lauter Luxus. Ich finde absolut keine Symptome. Ihnen fehlt gar nichts. Hacken Sie Holz!"

Aber sie konnte nicht wohl Holz hacken. Es gab auch keines zu hacken. Wenigstens fand sie das, als sie wieder in Liesse war.

Eines Morgens sah sie Maynard im Garten stehen und eine Rose für Adele Dolph pflücken, die sie nahm und in den Gürtel steckte. Norah schloß das Fenster so hastig, daß sie sich den Finger im Rahmen klemmte. Der Schmerz füllte ihr die Augen mit Thränen. Sie fing leise wie ein Kind an zu weinen. „Es schmerzt so," sagte sie laut. „Ich möchte, Horace schriebe," dachte sie dann beklommen, denn der letzte Dampfer hatte kein Wort gebracht, und sie ging an ihr Pult und schrieb dem abwesenden Herrn Gemahl einen langen Brief. „Es ist sehr langweilig ohne dich, Lieber!" so endete das Postskript. Frauen haben dergleichen kleine Auskünfte, die doch nicht ganz unehrlich sind.

Sie wollte es mit der Philanthropie versuchen, das würde ihren Nerven gut thun. Es war doch lächerlich, daß sie, die für gewöhnlich so stark war, sich so von Launen und Kleinmut besiegen lassen sollte. Sie ließ einen wahren Waschkorb voll Eier, Milch, Früchte und Gemüse packen, revidierte mit Marie ein paar von Olgas abgelegten Kleidern, wählte ein paar ausgewachsene, konfiszierte; ein Bündel ihrer eigenen, die sie immer unkleidsam für ihre Figur gehalten hatte — sie sah gern schlank aus und übertrieb, meinte man, ihren eigenen Stil —, und mit dieser Ausrüstung, welche unter ihren Füßen und in dem Vorschlage verteilt war, fuhr sie in ihrem Phaeton zu Mrs. Hart. Nun war ein Besuch bei Mrs. Hart nicht eigentlich eine ausreichende Prüfung, um für dieselbe heilig gesprochen werden zu können. Es war eine junge Ehefrau, die eine halbe Meile weiter in der zerstreuten Ortschaft wohnte, die man kaum ein Dorf nennen konnte, da es an und in derselben weder Eisenbahn, noch Postbureau, Kaufladen und Kirche gab. Der eigentliche Ort lag fünf Meilen weiter. Einige Austerfischer und Eßmuschelgräber und ein oder zwei Segelmacher hatten ihre Hütten am Ufer der Bucht aufgeschlagen, die von der eigentlichen Bai landeinwärts lief und in der ihre Schooner und Schaluppen vor Anker schaukelten. So hatte hier eine kleine Gemeinde Wurzel gefaßt und kam langsam vorwärts. Es war Mrs. Eustis' nächste Nachbarschaft. Sie sah von Zeit zu Zeit nach den Leuten, sandte ihnen Kleider, ländliche Produkte, zu Weihnachten Schreibsachen und Spielzeug für die Kinder. Man hatte sie anfänglich gehaßt, weil sie reich und vornehm war, aber jetzt wußte man's besser und liebte sie. Selbst diese einfachen und rohen Leute hatten ihr von allem Schaugepränge entferntes, einfaches, bedeutendes Wesen anerkennen müssen. Anmaßlichkeit ist das einzige Vergehen, das der Amerikaner der niederen Klassen niemals vergiebt. Reichtum lassen sie sich gutmütig gefallen, Entfaltung von Luxus macht ihnen Spaß; aber in Creeks Elbow würde ein gewöhnlicher Parvenu verabscheut worden sein.

Digitized by Google

Mrs. Hart war eine junge Witwe aus einer Nachbarstadt gewesen, die vor einiger Zeit im Sommer mit ihren beiden kleinen Mädchen eine armselige Wohnung in einer der Hütten an der Bucht gemietet und im Herbst den Haussohn geheiratet hatte. Sie konnte nicht sagen, daß es ein Erfolg war. Die Nachbarn mochten sie nicht. Man sagte, sie sei etwas von einem Drachen, eigensinnig, geneigt „sich aufzuspielen", sich besser als ihre Nachbarn anzuziehen und sich mit ihrem Manne zu zanken. Zweifellos sah sie wie eine Person aus, die sich „die Butter nicht vom Brote nehmen ließ", und in ihren Augen lauerte eine entschiedene Fähigkeit, Übles anzurichten. Nichtsdestoweniger und vielleicht gerade deshalb mochte Mrs. Eustis sie gern. Sie meinte, daß sie sie bemitleide. Sie sah, daß die Frau in ihre Umgebung ganz und gar nicht paßte, durchaus, wie sie es war, in Intelligenz und Erziehung ihrem schlumpigen, muschelgrabenden Hausherrn und seiner faulen, schmutzigen, armseligen Verwandtschaft überlegen, und nun wütend gegen die selbst angelegten Fesseln kämpfte und rebellierte. Das Elend ihrer Lage klang an einige geheime Saiten an, die in der Tiefe von Norahs Natur vibrierten. Auf die Gefahr hin, ihre Popularität aufs Spiel zu setzen, hatte sie der unglücklichen Frau einige Freundlichkeit bewiesen. Heute fühlte sie sich zu diesem Besuch getrieben, sie wußte selbst nicht warum. Sie fand sie ihre Hausthürtritte scheuernd. Das Häuschen war sehr bescheiden, aber alt und malerisch. Vor der Thür standen Apfelbäume, und Rosen rankten sich an den Wänden hinauf. Unter Mrs. Harts Regiment war alles mit äußerster Sauberkeit gehalten.

„Ich freue mich, Sie zu sehen," sagte sie zu Mrs. Eustis. „Wollen Sie nicht näher treten?" und sie führte sie in das „gute Zimmer". Es war mit seinem strohmattenbedeckten Fußboden, seinen massiven hölzernen Läden, welche die Mittagshitze ausschlossen, kühl wie ein Keller. Ein paar Roßhaarstühle standen an den Wänden, in der Mitte ein Tisch mit einer Marmorplatte, auf dem Tisch eine große Bibel und ein messingener Eiswasserkrug. Über dem Kamin hing ein ausgestopfter Pfauhahn; auf dem Kaminsims zwei Wespennester, ein Haifischzahn und eine altmodische hölzerne Uhr, auf deren Zifferblatt ein aufgeblasenes, rotbäckiges, lächelndes Menschengesicht gemalt war. Mrs. Hart trat ans Fenster und ließ einen Strahl Licht herein. Das Fenster ging auf die Bucht. „Die Buchweizeners sind herübergekommen für ihre Einsalzerei," sagte Mrs. Hart. „Möchten Sie sie sich ansehen, Ma'am?"

Mrs. Eustis näherte sich dem Fenster und blickte nach den „Buchweizenern", wie die Fischer verächtlich die Inländer nennen, von denen jetzt an die dreißig bis an den Gürtel in dem Brackwasser mit ihren sonderbaren kleinen Bütten am Gürtel standen und die Muscheln mit den kurzstieligen Harken herauskratzten. „Welch angenehme kühle Beschäftigung das ist!" sagte Mrs. Eustis. Mrs. Hart hatte ein blauseidenes Taschentuch über ihr Haar in einem Knoten gebunden, der ihr gut stand. Sie trug ein blauleinenes Kleid mit einem Ledergürtel und nette niedrige Schuhe.

„Sie ist wirklich comme il faut," dachte Norah, „und mit wie wenig Kosten und Anstrengung."

Mrs. Hart war gewiß nicht schön, nicht einmal hübsch. Ihre Nase war dick mit zu großen Nasenlöchern, ihre Lippen waren eigentlich grob und ihr Teint von der Art, dem Sonne, Wind und Regen und das Herdfeuer eine zu rote Farbe geben. Und doch hatte sie etwas Anziehendes. Ihre Stimme hatte angenehme Modulationen, wie eines Kindes, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen ebenmäßiger, sehr kleiner weißer Zähne zu ihrem erheblichen Vorteil. Das flüchtige Lachen stand ihr reizend; Norah hatte es oft bemerkt.

„Wie kommen Sie jetzt vorwärts?" sagte Norah, als sie sich gesetzt hatten.

„Nun, ich komme eben gar nicht vorwärts," entgegnete ihre Wirtin.

Digitized by Google

„Ich dachte, die Dinge würden jetzt besser mit Ihnen gehen. Ich habe Ihnen Verschiedenes mitgebracht."

Mrs. Hart dankte ohne Überschwenglichkeit in jener amerikanischen Weise, die in der Sache etwas Selbstverständliches sieht.

„Die Wahrheit ist," sagte sie, „es ist überhaupt gar kein Leben, und ich hab's übersatt. Ich bin eine Närrin gewesen, aber das ist kein Trost."

„Um was handelt es sich augenblicklich?"

„Es ist immer dasselbe über und über. Es geht eben alles schief — mein Mann und seine Mutter."

„Mischt sie sich hinein?"

„Sie ist ein dummes, schmutzmäuliges altes Weib, und das habe ich ihr gestern gesagt."

„Das war kaum klug," sagte Mrs. Eustis.

„Um zu ertragen, was ich zu ertragen habe, dazu gehört ein Heiliger, und ich glaube, ich bin nicht von der Heiligensorte."

„Ich fürchte, nein," sagte Norah, den Kopf mißbilligend schüttelnd.

„Sie sagte ihm gestern," fuhr Mrs. Hart fort, „daß er ein Esel sei, so weiter für eines anderen Kinder zu schwitzen und zu arbeiten. Ich aber sage, wenn ein Mann eine Witwe heiratet, kann er ihre Kinder nicht verhungern lassen. So sagte ich ihr denn, sie solle sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern."

„Und Ihr Mann —"

„Mein Mann hört auf alles, was sie sagt, und sie hetzt ihn gegen mich auf. Er hat nicht die Spur Grütze im Kopf. Sie sind Schlumpen allesamt. Neuerdings giebt er uns nicht genug zu essen. Es ist wenig genug, was Klein-Mamie braucht, so ein Vögelchen! Und ich — ich habe die Dyspepsie."

Mrs. Eustis empfahl einige milde Mittel.

„Ach, es kommt alles von dem Ärger und dem Kummer. Ich quäle mich so, daß mir das Essen hier stehen bleibt," und sie legte die Hand auf die Brust. „Ich denke manchmal, ich bekomme den Magenkrebs."

„Frauen haben zuweilen solche Einbildungen," sagte Mrs. Eustis freundlich, „es ist nur nervös, es wird vorübergehen."

„Na, ich weiß nicht," sagte Mrs. Hart, „ob es vorübergehen wird oder nicht, aber ich weiß, daß, wenn er uns nicht mehr Geld giebt, ich die Sache schießen lasse."

„Hat er welches zu geben?"

„Eine Menge. Er legt zurück. Es ist ein gutes Jahr an den Bänken gewesen. Wir hätten wohl genug, an allem ist seine Mutter schuld."

„Mrs. Hart," sagte Mrs. Eustis, „warum heirateten Sie ihn?"

Die junge Frau zog ihren Stuhl etwas näher an den ihres Besuches und sagte mit leiserer Stimme: „Ich mußte wohl. Ich hatte keinen Penny, keinen Cent mehr, und Mamie war krank, und ich konnte sie nicht allein lassen und auf Arbeit gehen. Sie ist so zart. Aber wenn ich an den Vater der Kinder denke, und wie er war, und wozu ich nun gekommen bin, dann könnte ich mir das Leben nehmen. Ein sauberer, stiller Mann, der nie Schmutz und Unruhe machte; nein, selbst als er starb, hatte er Respekt vor sich selbst."

„Ich fürchte," sagte Mrs. Eustis, „diese zweite Heirat war ein fürchterlicher Mißgriff."

„Ja," sagte Mrs. Hart, „man muß eben einen Entschluß fassen."

„Was haben Sie vor?"

„Ich will mich scheiden lassen."

„Trinkt er?"

„Nein. Ich kann nicht sagen, daß er ein Trinker ist."

„Ist — ist eine andere Frau im Spiel?"

Mrs. Hart lachte jenes Lachen, das ihr Gesicht so eigen verschönte.

„Nein. Keine Spur," sagte sie mit Nachdruck. „Er ist so verliebt in mich wie immer, wenn er nicht ärgerlich ist."

„Meinen Sie denn nicht, daß —"

„Nein, ich meine es nicht. Ich kann

Digitized by Google

nicht Frau zu einem Manne sein, der mich und die Kinder schlecht behandelt. Es ist eine Schmach, und ich will's nicht dulden."

Sie sprach mit Leidenschaft, und Norahs Herz hob sich in Mitleid.

Für die Armen heißt Ehe: Nehmen oder Lassen. Die kleinen Mittelchen, Palliative, Spiegelfechtereien und Kompromisse, die Reichtum und höhere Civilisation an die Hand geben, sind nicht für sie.

Aber bereits im nächsten Augenblick wurde der Ton ihrer Wirtin so geschäftlich und praktisch, daß Mrs. Eustis' sympathischer Eifer einen kleinen Rückschlag erfuhr.

„Ich weiß, was ich zu thun habe," fuhr sie mit geläufiger Zunge fort; „‚Unauskömmliche Unterstützung.' Ich habe Rechtsanwalt Dimont gesehen. Das ist der Klagegrund."

„Wenn Sie glauben, daß er Sie noch immer liebt —" sagte Norah.

„Bah, Liebe! Ich habe von Liebe in Romanen gelesen, aber ich meine, im wirklichen Leben will das nicht viel sagen. Hat die Liebe Ellie Candit was Gutes gebracht?"

Ellie Candit war ein unglückliches Mädchen, dessen Aufführung kürzlich der Nachbarschaft zum Ärgernis gereicht hatte.

„Ich will Ihnen was sagen, Mrs. Eustis, Armut ist das Schlimmste, was einem Menschen begegnen kann. Wenn Sie nicht wissen, woher ein Stück Brot für Sie selbst oder vielleicht Ihre Kinder nehmen, nirgend haben, wohin Sie sich wenden könnten, dann wird der Mensch wild, und wenn er ein Weib ist, verzweifelt und schlecht. Aber die Ruhe zu Hause haben und ein anständiges Leben, wie Ellie es hatte, die thäten meiner Meinung besser, wenn sie Frieden hielten, und thun sie es nicht, sind sie, meine ich, durch und durch schlecht."

„Die Nachbarn haben recht," dachte Norah, „sie ist im Grunde ein Drache."

Mrs. Eustis ging die Hausthürstufen allein hinab. Der Besuch hatte doch einigen Nutzen gehabt. Die Armen lehren uns mehr als wir sie. Ihr wilder Egoismus ist manchmal ein gesundes, wenn auch übelschmeckendes Stärkungsmittel.

Sie fuhr eine Strecke, stieg dann aus und sagte dem Kutscher, sie würde zu Mrs. Ayrault gehen. Es verlangte sie nach Bewegung.

Sie fand die Freundin in einem reizenden weißen Hauskleide ausgestreckt in einer Hängematte unter den Bäumen. Augenscheinlich machte sie zu Hause der Freundlichkeit der Toilette einige Konzessionen.

„Wie gesund Sie aussehen, Norah!"

„Ich bin gegangen, das macht einen immer besser aussehen. Man sagt, daß keine Frau ordentlich aussieht, bevor sie ein oder ein paar Meilen getrabt ist."

Dann nach einigen weiteren Gemeinplätzen: „Ich habe eben eine so schnurrige Unterredung gehabt — mit einer der Frauen unten an der Bucht."

„O, ich vermute, sie hat Ihnen von ihrem Unglück vorgeheult. Nichts kommt an den Egoismus der Armen heran. Wir repräsentieren für Sie nur Hörmaschinen, in die sie ihre endlosen Klagen gießen können, und wir wissen, wenn alles gesagt ist, daß, was sie wirklich von uns wollen, unser Geld ist."

„O ja, sie klagte, gewiß — Sie haben recht, aber es war über ein armes Mädchen, das in großer Not ist — ich denke, ich erzählte Ihnen von ihr — ja, über die sprachen wir."

„Nun?"

„Diese Menschen haben so seltsame Ideen, Arden, so verschieden von uns, so widerwärtig. Sie sagte, es gäbe für diese greulichen Unregelmäßigkeiten nur eine Entschuldigung — nur eine: Armut. Mir erscheint das so grob, so materiell, so schrecklich. Sie machte Liebe absolut lächerlich, und ich schämte mich wirklich, weil ich geglaubt hatte, das sei die einzig mögliche Erklärung. Liebe — der Wahnsinn eines Augenblicks! Ihre weltliche Weisheit vernichtete mich völlig. Was glauben Sie? Giebt es eine Sühne, irgend eine, für solch Vergehen?"

Digitized by Google

„Wieso? was oder wen haben Sie im Sinn?"

„Arden, Sie sind unverbesserlich."

„Ich übersehe gern die Situation, Liebe, ehe ich in die Debatte eintrete. Ich möchte niemandes Gefühle verletzen, und versprengte Kugeln wirken so gut wie direkte — und manchmal gründlicher, wie ich auf meine Kosten erfahren habe."

Sie lachte und dann seufzte sie:

„Es ist genügend, daß es für meine eigenen Empfindungen kein Heil mehr giebt."

„Sind Sie noch immer unglücklich, Liebe? Sie schienen mir in letzter Zeit mehr wieder Sie selbst."

„Ich bin wie Hugos Cosette, das ist alles. Ich habe das Temperament, das untertaucht und steigt, nicht das, welches langsam untergeht und dann stecken bleibt."

„Dann hoffte ich, Sie wären wieder gestiegen."

„Ich bin's, ein bißchen; aber ich bin thöricht und fühle meine Lage."

„Keine sonst thut's."

„O ja, sehr viele."

„Was meinen Sie?"

„Nun, neulich beklagte sich Mrs. Leighton, daß Helen niemand hätte, sie in die Oper zu bringen. Sie fand es lächerlich für Mr. Leightons Mutter, schwarz tragen zu müssen, und daß die Mädchen sich für eine Großmutter einschließen sollten, die ihnen keinen Penny hinterlassen hatte und immer unangenehm war. In einem Anfall von Wohlwollen bot ich meine Dienste und meine Loge an. Sie sollten ihr Gesicht gesehen haben! der graue Schatten, der wie eine Maske darauf fiel, und dann das Stottern und die Entschuldigungen! ‚Wenn sie's überlegte, wisse sie doch nicht recht, sei nicht sicher. Helens Garderobe sei schwerlich fertig, passend.' — O, ich verstand. Ich bin ins Gerede gekommen, und eine Mutter kann nicht zu vorsichtig sein."

„Sie fangen Grillen."

„Ach, Beste, es ist eine üble Verfassung, die solche Grillen zeitigt. Verlassen Sie sich darauf, wenn der physische Zustand normal ist — und mir geht's gut, Gott sei Dank! — und wir sind eifersüchtig oder ärgerlich oder empfindlich, so haben wir Grund dazu. Ich räume übrigens ein, daß Mrs. Leighton eigentlich in meiner Achtung gestiegen ist. Ich hätte sie nicht für so klug gehalten. Wir sind geneigt, Leute zu bewundern, die uns mißhandeln. Ich habe englisches Blut in meinen Adern, wissen Sie, so lasse ich mich willig peitschen. Eine größere Offenheit wäre mir freilich lieber gewesen."

„Sie und gepeitscht werden!"

„O ja! Ich denke sogar, ich werde nach und nach Geschmack daran gewinnen."

„Ich würde jeden hassen, der mich mißhandelte."

„Beste, das ist ein katzenartiger Zug. Frauen sind Hunde oder Katzen. Ich bin von der Hundesorte, obgleich ich mir Mühe gebe, es geheim zu halten. Es ist eigentlich der feinere Typ, allerdings der weniger erfolgreiche. Keiner wird Sie jemals mißhandeln, meine zarte Dame. Sie werden immer auf Rosen wandeln."

„Was haben Sie mit dem Grafen angefangen? Ist er fort?" sagte Norah, dem Gespräch plötzlich eine andere Wendung gebend.

„Ja, ich brachte ihn diesen Morgen beim ersten Tagesgrauen auf den Schub. Ich hatte ihn zum Sterben satt."

„Sie schienen ihn Sonntag keineswegs satt zu haben," sagte Norah neckend.

„Montag Nachmittag fünf Uhr siebenunddreißig fiel, was Stendhal die ‚Krystallisation' nennt. Es war als chemisches Experiment niemals hervorragend solid, immer nur ein matter Erfolg. Ich sah ihn, wie er ist, oder vielleicht wie meine Schwarzseherei ihn sich jetzt ausmalt. Ich bemerkte zum erstenmal, daß seine Nase eine sehr unangenehme Krümmung hatte, sein Schädel oben durchschien und die gestreiften Beinkleider lächerlich waren. Sich von einem Manne in gestreiften Beinkleidern lieben zu lassen, ist einfach unerträglich. Karrierte sind schon schlimm

Digitized by Google

genug, aber gestreifte! Ich kam mir selbst wie ein Zuchthäusler vor. Hätte ich ihn lange und intim gekannt, würde ich ihm alles gebeichtet haben; wir hätten seine Nase, seine Glatze und seine Pantalons gründlich durchgesprochen. Ich würde ihm für die kahle Stelle etwas empfohlen haben — Cousine Mary kennt eine ausgezeichnete Salbe — und ich bin überzeugt, er hätte die Pantalons mit anderen vertauscht — er ist ein solcher Gentleman, so höflich und rücksichtsvoll — hätte er nur festgestellt, wie sehr ich es wünschte. Aber ich war feig, fürchtete, er würde es übelnehmen; so ließ ich es in mir fortschwälen, war bis zuletzt höflich und scheinbar unbefangen. Aber wenn ich sage: ich verwünschte den Mann, so deckt es die Sache nicht. Es war ein Haß, der gefährlich werden konnte. Ich meinte, bevor es zu Ende kam, ich müßte ihn an der Nase oder am Haar ziehen, laut aufschreien und so mit dem greulichen Spuk aufräumen. Nun, da er fort ist, habe ich ihn wieder ganz lieb," und sie wandte sich in der Hängematte um. „Kennen Sie solche Empfindungen?"

Norah krümmte sich vor Lachen.

„O, Arden, Sie sind einzig. Ich wundere mich nicht, daß die Männer Sie anbeten. Mit Ihnen kann kein langweiliger Augenblick kommen, Sie sind so spaßhaft."

„Gar nicht. Es ist kein Spaß. Es ist vollkommen gräßlich. Sagen Sie mir, haben Sie jemals solche Rückschläge?"

„Nicht gerade so."

„Der Graf hatte eine ausgezeichnete Eigenschaft. Ich muß es zugeben," fuhr Arden fort, „er sagt niemals riskierte Dinge, die verletzen."

„Seit wann sind Sie so prüde geworden?"

„Liebes Kind, ich sage dergleichen Dinge gern selbst. Es ist ein großes Kompliment für einen Mann. Es beweist, daß man unbedingtes Zutrauen zu ihm hat. Aber wenn er meine gewagten Redensarten — Sie werden mir zugeben, daß sie niemals vulgär, nur um einen Schatten gemein sind — wenn er die aufnimmt, so steht für mich fest, daß er möglicherweise tugendhaft und sicher ein Dummkopf ist, der des feinen Verständnisses ermangelt. Nichts bringt mich so außer mir."

„Ich weiß, was Sie meinen."

„Eine Frau giebt gern selbst die Gangart an, nicht wahr, kleine Norah?"

„Die meine ist ein so langsamer Schritt."

„Es kommt nicht darauf an, ob es Schritt oder Trab ist. Ich gebe zu, der Graf sieht eine Spur mitgenommen aus, hat vécu, wie die lieben Franzosen sagen, aber wenn er unpassende Dinge denkt, so sagt er sie wenigstens nicht, und man fühlt sich sicher in seiner Nähe. Die Männer, die sie sagen, finde ich, sind meistens Josephs, die ihre Verderbtheit zu meinem Besten, wie sie glauben, in Worte bringen. So etwas muß heraus."

„Sie ziehen doch schwerlich Wüstlinge gesetzten Männern vor?"

„Nein, das thue ich nicht. Das Laster ist widerwärtig und die Tugend langweilig. Wie ich heute fühle, hasse ich sie alle. Die Sache ist, ich kann die Gesellschaft keines Mannes lange aushalten; c'est plus fort que moi. Ungefähr eine Stunde den Tag. Wieviel Stunden den Tag könnten Sie die Gesellschaft eines Mannes, den Sie sehr liebten, ertragen, Norah?"

„O, zwölf Stunden," sagte Mrs. Eustis lachend und wurde plötzlich aus irgend einem verborgenen Grunde rot.

„Und Sie sprechen von Nerven! Wie denn! Sie sind ein alter Krieger im Vergleich mit mir."

„Sie dürfen nicht vergessen, meine Nerven sind in dieser Richtung nie erprobt worden."

„In welcher Richtung?"

„Man hat niemals um meine Liebe geworben."

„Sie sind anziehend."

„Was heißt das, Arden? Ist es die Person, die anzieht?"

„Ich vermute."

„Dann bin ich nicht anziehend, denn ich ziehe nicht an."

Digitized by Google

„Nonsens! Und Ihr Gatte, der Sie anbetet?"

„Das thut er nicht. Er ist immer lieb, aber er betet nicht an. Ich bin im ganzen Leben nicht angebetet worden. Die Gefühle, die ich einflöße, sind sanft."

„Und woraus erklären Sie diese Ihre Unanzüglichkeit?" fragte Arden scherzend.

„Ich habe darüber letzthin viel nachgedacht," sagte Norah, „und fange an, in der Sache klar zu sehen. Ein Buch zieht uns an, das recht aus dem Herzen des Autors geschrieben ist, gleichviel, ob es unserem Geschmack zusagt oder nicht, und ein Mensch, der sein Leben natürlich führt, sagt, was er denkt, Wahrheit an den Tag bringt, eine Individualität hat. Das kleine gewöhnliche Frauenzimmer am Creek, Mrs. Hart, ist anziehend bei aller ihrer Brüskerie, weil sie den Mut hat, sie selbst zu sein. Sie sagt, was sie denkt, auch mir, und ich mag sie darum gern. Ich aber, ich bin immer ein Feigling und Heuchler gewesen — eine von den ‚feinen Damen', die Mr. Maynard verachtet — und ich habe dafür gebüßt. Adieu, Liebe!" Und sie erhob sich, um zu gehen.

Ihre Freundin hielt sie nicht zurück. Irgend eine unbestimmte Wolke hereindrohenden Übels schien sich zwischen sie geschoben zu haben.

Mrs. Eustis schlüpfte auf leichten Füßen zur Gartenpforte hinaus. Sie war bereits auf dem Wege, als Mrs. Ayrault aufsprang und den Pfad hinter ihr herlief.

„Norah, kommen Sie zurück!"

Mrs. Eustis stand still, zögerte einen Moment und kehrte um. Mrs. Ayrault legte ihre größere, kräftigere Hand liebevoll auf die zarten Finger. Sie waren sehr kalt. Mrs. Eustis wandte die Fläche nach oben, und so drückten sie sich die Hände.

„Liebe," sagte Arden sanft, „Sie waren sehr gut zu mir in meiner Kalamität. Ich vergesse das nicht. Ich habe letztlich gemeint, Sie seien nicht ganz glücklich, nicht ganz zufrieden. Wenn Sie irgend etwas quält, können Sie's nicht sagen?"

Aber Norah schüttelte nur den Kopf.

„Ja," fuhr Arden fort und behielt die kleine zitternde Hand in ihren beiden warmen Händen, „ich werde Ihre Güte zu mir nie, nie vergessen. Sie sind eine echt weibliche, treue, loyale Natur. Ich werde meine Gesinnung nie ändern, was Sie auch thun. Auch nicht, wenn Sie in Versuchung kämen, sogar, wenn Sie etwas Unrechtes thäten, etwas sehr Unrechtes. Es kommt nicht darauf an, was einer thut, sondern was er ist."

„Ach, das gerade ist es. Ich thue nichts, ich werde nichts thun. Das ist es, was ich bin."

„Und sind ein liebliches, liebliches Geschöpf mit einer reinen, hohen Seele."

„Sie wissen nicht, was Sie sagen," erwiderte Norah mit leiser, verschleierter Stimme. „Sie wissen nicht, wie Ihre Worte mich durchbohren. Meine Seele ist klein und erbärmlich und niedrig, zerknüllt und mißfarben, sich bückend und duckend. Sie ist nicht höher von der Erde als so." Und sie bückte sich plötzlich und markierte eine imaginäre Entfernung dicht von dem kurzen Grase. „Ich bin eine große Sünderin. Gute Nacht, gute Nacht!"

Sie hatte die letzten Worte in einer Bewegung gesprochen, durch die ihre Angst hindurchklang. So eilte sie rasch durch die wachsende Dämmerung davon.

Arden blickte der anmutigen, schlanken, weißen Gestalt nach, bis sie im Dunkel verschwand. Während des einsamen Diners mit Cousine Mary — mit Tricket und James, den englischen Dienern, in feierlicher Aufmerksamkeit hinter sich — versuchte die letztere Dame umsonst, aus Mrs. Ayrault die gewöhnlichen Scherz- und Witzfunken zu ziehen. Arden blieb seltsam zerstreut und schweigsam.

Als die Mutter den Gartenweg heraufkam, saß Olga auf der niedrigsten Treppenstufe zur Veranda, die Ellbogen auf den Knien und ihr Kinn in den nicht besonders reinen Händen. Sie hatte mit Percival gegärtnert.

„Wie? noch nicht im Bett, Kleine?" rief Mrs. Eustis über die Blumenbeete herüber.

Digitized by Google

„Ich wartete auf dich, Mama. Ich war besorgt" — Olga liebte die Worte und Redewendungen der Erwachsenen — „und, ach, Mama, als du da durch die Büsche kamst, hielt ich dich für eine Fee. Du bist wie eine Fee angezogen und hast Feenschuhe an."

Mr. Maynard, der seinen Vortische-Meerschaum rauchte, tauchte auf dem Gartenpfade auf.

„O belle nuit,
O nuit d'amour,"

summte er.

„Und Mr. Maynard ist ein Zauberer," fuhr Olga fort, „ein Zauberer, der eben aus der Tiefe steigt. Ist Mama nicht wie eine schöne Fee?"

Er kam heran, saß auf den Stufen nieder und zog Olga zwischen seine Knie. Das kleine Mädchen schlug einen Arm vertraulich um seinen Nacken.

„Mama," sagte er, Olga und nicht Mrs. Eustis ansehend, „ist eine wunderschöne Prinzessin, die der böse Zauberer in seine Höhle schleppen und mit zwei Pinselstrichen auffressen möchte. Aber sie ist eine launische, böse Prinzessin und will nicht aufgefressen sein."

„Ihre und Olgas Schmeicheleien werden der armen Prinzessin den Kopf verdrehen," sagte Mrs. Eustis mit einem leichten Hauch von Sarkasmus in ihrer Stimme. „Fürchten Sie nicht, so überschwenglich einer Eitelkeit zu opfern, die an Huldigung nicht gewöhnt ist?"

„Ich denke, Prinzessinnen, wie Olgas Mama, haben ihr Leben lang nichts als hübsche Schmeicheleien gekostet und süßere, als ein Zauberer jemals zu bieten wagen oder hoffen dürfte."

Er spielte noch immer mit des Kindes Locken.

Norah trat näher und blieb unmittelbar vor ihnen stehen.

„Wollen Sie diese Blume von mir nehmen, wunderbarer Zauberer, der vergänglichen Sterblichen Unsterblichkeit giebt?"

Sie löste, während sie sprach, ein Stiefmütterchen von einem Strauß, den sie am Busen trug. Ihre schweren Lider zuckten nach oben und sie sah ihn beinahe furchtsam aus den leuchtenden Augen an.

Er beugte sich ein wenig zu ihr nieder, und sie stand auf den Fußspitzen und befestigte die Blume in seinem Knopfloch. Als sie ihre Hand zurückzog, nahm er sie in die seine und führte sie an seine Lippen. Die kleine Huldigung war ihr, als hätte eine weiche Flamme sie berührt.

Sie ging in das Haus.

* * *

Kurz nach diesem Abend kutschierte, ritt und segelte eine große Gesellschaft von Clam Harbor in Abteilungen zum Thee herüber. Arden Ayrault kam dazu, und Norah ließ den Samowar, Butterbröte, Früchte, Wein und Kuchen in das Wäldchen bringen. In einer halben Stunde war die Lichtung mit den gedeckten Tischen, den Livreebedienten, den lustigen bunten Damenkleidern in ein kleines Trianon von Eleganz verwandelt.

Adele Dolph mußte Olga als Zeigestück zum Thee präsentieren. Sie wurde einigen Herrschaften vorgestellt. Sie trug das identische Resedakleid, das ihr den Spitznamen eingetragen hatte. Das Wetter war sehr warm, und sie hatte es am Nacken eingeschlagen mit etwas Spitzen und einer Blume. Den großen, mit blaßgrünem Bande eingefaßten Hut hatte sie ein wenig vom Haar zurückgeschoben.

„Ihre Gouvernante ist superb," sagte eine Dame. „Alle Herren werden sich Hals über Kopf in sie verlieben."

„Sie ist gewiß sehr schön," sagte Norah, nickte Adele zu sich und stellte sie der Dame vor. „Sie ist die Tochter von dem Herrn Dolph, der Bankerott machte," flüsterte sie.

„Ah, wie lieb von Ihnen! Ich verstehe," und dann sprach die Dame mit Adele in einem schmeichelhaft gütigen Ton.

Vielleicht war diese Weise ein wenig zu herablassend, um wohlgesittet zu sein. Aber Adele bemerkte es nicht. Sie war in einem Traum. Ob die Leute freundlich zu ihr waren oder nicht, es war ja

Digitized by Google

gleichgültig. Sie mochten ihr schmeicheln oder sie über die Achsel ansehen. Wenn jemand auf Sternenpfaden gewandelt ist, vernebelt die Erde unter ihm.

Es wurde halb sieben, bis die letzte Equipage von dannen rollte und Mrs. Eustis allein war. Sie rief einen leeren Heuwagen, der von dem Gute unten kam, herbei und hieß den Mann die Sachen hineinladen und nach dem Hause fahren. Die Hausdiener selbst waren fort, um Reitpferde und Wagen für die scheidenden Gäste zu besorgen. Sie hatte noch lange Zeit bis zum Diner. Ihr Kleid war gut genug — eine von den Frauen, die man immer in Toilette findet.

Dicht unter dem Wäldchen hatte die Natur für sich selbst eine Laube gemacht, so abgeschlossen und einsam wie nur etwas auf der Welt. Sie lag zwischen der Uferhöhe und dem Strande: mit sanftem, reichem Grün zum Teppich, beschattet von einem Gewirr üppiger, aus den überragenden Ästen herabhängender Ranken wilden Weines, während noch mächtigere Bäume sich wie zum Schutz mit ihrer knorrigen Kolonnade gegen das Ufer stemmten. Ihr dichtes dunkles Laub erfüllte die Laube mit fast undurchdringlichen Schatten; von oben hätte selbst das indiskreteste Auge kaum seine Rechnung gefunden. Ein Platz, wie er sich für eine tief romantische Scene besonders eignet. Man fühlte, daß inmitten dieser Schatten Worte leerer Galanterie ins Stammeln geraten und dem Bekenntnis einer heißeren Liebe Platz machen müßten.

Es war Norahs Lieblingsplatz. Hier konnte sie stundenlang sitzen und durch das dichte Laub auf die stillen Wasser sehen. Nun lief sie den steilen engen Fußpfad hinab und fand ihre Grotte kühl, schweigend und verlassen wie immer. Sie war müde und suchte an dem Rande der Laube einen Sitz nach Osten zwischen einigen wildwachsenden Lorbeerbüschen, wo sie ihre Schulter an einen gefälligen Block lehnen konnte, den irgend eine Erdrevolution dahin geschleudert hatte.

Nach einer Weile wurde sie ihres Sitzens in dem süß duftenden, hohen, trockenen Grase überdrüssig und rutschte, die Kleider fester um sich ziehend, tiefer, bis sie längelang auf dem Boden lag, unsichtbar für jedes sterbliche Auge. Sie aber konnte das Zwielicht langsam in dem Boskett weiterrücken sehen. Ein paar Momente später ein herunterklappernder Kiesel, ein Knicken und Rauschen der Zweige, ein Schritt, und sie wußte, daß sie nicht mehr allein war. Es war jemand die Uferhöhe herabgekommen. Sie hielt den Atem an: Maynard! Er war nur wenige Fuß von ihr entfernt — fünfzehn, höchstens zwanzig — aber er sah sie nicht, konnte sie nicht sehen. Er lehnte sich gegen einen der Bäume, nahm seinen Strohhut ab und strich sich mit der Hand zwei- oder dreimal durch das dicke kurze Haar. Wie vor Lust ob der Kühle und Schönheit, stieß er einen leichten Ruf aus und stand dann regungslos wie jemand, der wartet und lauscht. Höchstens fünf Minuten so. Dann war wieder eine Bewegung, ein Seufzen, ein Atem, nicht mehr — vielleicht ein sanfter Hauch, der durch die Zweige strich. Aber nein. Eine weibliche Gestalt war unter dem wilden Wein hervorgetreten. Sie trug ein Resedakleid, am Halse offen. Ihr Kopf war unbedeckt. Er streckte die Arme aus und schien ihr etwas zu sagen. Dann langes Schweigen. Norah bewegte sich unruhig. Sie fürchtete, jene möchten ihr Herz schlagen hören. Aber sie blickten nur einander an. Das war genug. Dann bog sich der Mann plötzlich nieder und küßte das Mädchen. Sie verbot es ihm nicht; sie regte sich nicht.

„Kleopatra," murmelte er.

„Ah," sagte das Mädchen, „dürfte ich jetzt sterben!"

„Sterben," sagte er, „sterben! Still! Ach, meine Kleopatra, deine Schönheit ward dir, Männer mit wahnsinniger Lebensgier zu erfüllen, nicht ihnen vom Tode zu reden," und er schloß ihre Lippen mit neuen Küssen, als wollte er all ihren Honig schlürfen, keinen Tropfen zurücklassen.

Digitized by Google

Sie sanken zusammen aufs Gras und begannen zu flüstern, sanft wie das Plätschern der kleinen Wellen am Strande, leise wie die seufzenden Winde in dem Gezweig über ihnen: jene thörichten, sinnlosen, süßen Worte, die Liebende nachts Auge in Auge sich von den Lippen trinken. Ein Eichhörnchen guckte von einem Baumast auf sie nieder und war von dem Anblick dieser außerordentlichen Wesen so amüsiert, daß es, eilig davonhüpfend, seine Nuß fallen ließ. Sie fiel dem Mädchen in den Busen. Sie lehnte sich an Maynards Schulter zurück und lachte.

Auf den Schwingen des Nachtwindes drang ihr Lachen zu Norah. „Sie ist schamlos, schamlos!“ sagte sie halblaut vor sich hin. Aber gerade jetzt kam ein Windstoß von dem Wäldchen herabgeweht, teilte die schwankenden Zweige und überfloß die dunkle Grotte mit einer letzten Glorie der scheidenden Sonne. Ein warmes, weiches Licht fiel für einen Moment auf des Mädchens Antlitz, über ihre Stirn und Haar, und Norah sah, daß dieses Antlitz von einem Ausdruck unaussprechlicher Begeisterung durchleuchtet war. Keine Sibylle auf den delphischen Hügeln, keine junge Priesterin, die zum erstenmal in stummer Ehrfurcht dem olympischen Orakel lauscht, konnte von einem göttlicheren Anhauch verklärt sein.

Norah sah es, wie sie so in das Gras gedrückt lag, und Staunen ergriff sie. „Jetzt,“ murmelte sie, „weiß ich alles.“ Sie hätte gern einen Schluck Wasser gehabt; ihre Kehle war so trocken; ihr Mund so ausgedörrt. In Indien prüft man Angeklagte, indem man ihnen Reis auf die Zunge streut. Fällt er hart und trocken zwischen ihre Lippen, sagen sie: er ist schuldig, und führen ihn zum Tode. Sie rollte ihr Taschentuch zusammen und preßte es zwischen die Zähne.

Dann hatte sich das Mädchen seinen Armen entzogen und sich erhoben. Er stand sofort neben ihr. Norah konnte jetzt nur noch die beiden hohen Gestalten unterscheiden; es wurde so dunkel. „Und nun,“ sagte Adele, „gute Nacht! gute Nacht!“

„Bevor du mich verläßt,“ sagte er, indem er ihre beiden Hände ergriff, aber sie nicht näher an sich zog, „sag mir, daß du mir vertraust, daß du weißt, ich würde dir für Welten kein Leid thun, daß du mir teuer bist vom Scheitel deines schönen Hauptes bis zur Sohle deiner stolzen Füße, die du auf mein armes Herz gesetzt hast.“

Das Mädchen ließ ihre Arme sinken und blickte ihn in schweigender Verwunderung an. Dann mit lieblichem Lächeln die Augen zu ihm hebend: „Welches Leid könntest du mir thun, wenn du mich liebst?“

„Freilich, welches auch, mein unschuldiger Engel!“ Er sprach etwas schnell und das Blut stieg ihm in die braunen Wangen. In diesem Augenblick hatte seine Seele die ihre verstanden, und er bog seine Knie vor ihr mit einer Gebärde unendlicher Ehrfurcht. Zu ihren Füßen hob er für einen Moment den Saum ihres Kleides und drückte seine Lippen darauf. „Vergieb mir! vergieb mir!“ murmelte er. Und sich wieder auf die Füße hebend, brach er durch das Unterholz und war ihr aus den Augen, verschlungen von dem Düster am Strande.

Sie stand unentschlossen, ihm mit demselben verwirrten Ausdruck in den Augen nachblickend. Als er verschwunden war, strich sie sich mit der Hand zweimal über die Brauen, rannte den Pfad hinauf und war dann selbst im Dunkel verloren.

Und Norah lag noch immer da und „wußte alles“. Wußte, daß der Herzenshunger der Jahre sich gegipfelt hatte in dieser namenlosen Qual. Und so eilte sie fliehenden und doch betäubten, kraftlosen Fußes heimwärts, stolpernd über die Steine, mit den Händen nach den Bäumen als Halt greifend, an der grausamen Rinde die zarte Haut ritzend. Und wußte, daß sie endlich der Liebe ins Antlitz gesehen hatte, ihren Duft gekostet, von ihrem Gift getrunken; „wußte alles, alles“ — in dieser grausamen Stunde, die ihr die Tiefe der Leidenschaft der beiden offenbart hatte — und ihrer eigenen.

* * *

Digitized by Google

Als sie den Garten erreichte, stand der alte Davis an der Pforte.

„Kann ich Madame einen Augenblick sprechen?“ sagte er in seiner langsamen gemessenen Weise.

„Was giebt's?“ antwortete sie scharf, fast ärgerlich.

„Der John ist nicht zu brauchen, Madame; ganz und gar nicht. Ich sagte noch eben zu meiner Frau: ‚Weiß Gott, unser kleiner Tim würde besser bei den Kartoffeln sein.‘ Hat auch keine Ruh; sagt, er will nach Buenos Ayres, wo die Spanischen sind. Und dachte, Madame, wenn's Ihnen recht ist, will ich ihm seinen Lohn auszahlen und ihn mit dem Fährboot morgen wegschicken.“

„Gewiß, gewiß, behalten Sie ihn,“ sagte Mrs. Eustis.

„Ihn behalten!“ sagte Davis, große Augen machend und seinen Hut aus der Stirn schiebend, die er mit seinem Daumennagel zu reiben begann.

„Ich meine, schicken Sie ihn weg. Natürlich! Gewiß, Davis, schicken Sie ihn weg, wenn er nichts taugt.“

„Und dann dachte ich, Madame, unser kleiner Enkel, der Tim — Gott ja, er ist ja noch sehr jung. Und Lohn ist nicht, natürlich — einen halben Dollar dann und wann — und einen abgelegten Anzug von Master Percival —“

„Ja, ja, ja!“ sagte Mrs. Eustis. „Tim — engagieren Sie Tim!“ und sie eilte davon.

„Gott soll mich bewahren,“ sagte der Alte, ihr nachblickend. „Tim engagieren! sagt mir: ich solle mein eigen Fleisch und Blut engagieren. Engagieren! und ist nicht größer als Master Cyrill.“

Er zog seinen Hut — ich wette, er schläft in dem Hut, pflegte Mrs. Eustis zu sagen — zurück in die Stirn, drückte ihn fest auf den Kopf, nahm seine Pfeife wieder zur Hand und ging langsam nach seinem Häuschen.

In der Thür zur Halle sprangen Percival und Cyrill hinter einer Säule hervor und riefen gleichzeitig „Pooh!“ in der interessanten Absicht, die Mutter zu erschrecken. Der erwartete Effekt blieb aber aus.

Sie wandte sich beinahe wild zu ihnen: „Hör auf, Percy, hör auf! ein großer Junge wie du und benimmt sich wie ein Kind. Schämst du dich nicht? Und sieh, was du mit Mamas Kleid gemacht hast, Cyrill!“

Sie griff nach des Kindes Fingern, machte sie sehr unsanft von ihrem Kleide los und stieß ihn von sich.

„O, Mama, du hast mir weh gethan,“ wimmerte der Knabe. „Mit deinen langen Nägeln!“ und er hob seine kleinen braunen Knöchel, gewohnt an ihre Liebkosungen und ihr Mitleid. Aber sie blickte nicht auf seine Hand und ließ die enttäuschten Knaben in der Halle stehen, während sie die Treppe hinaufeilte.

„War Mama aber böse!“ sagte Percival.

Mrs. Eustis ließ aus ihrem Schlafzimmer heraus der Tante und Mr. Maynard sagen, daß sie sich indisponiert fühle und nicht zu Tische kommen würde.

Indessen tauchte sie gegen halb neun aus ihrer Einsamkeit auf. Sie hatte ein langes schwarzes Plüschkleid angelegt, das ihre Taille eng umschloß und sie bedeutender als sonst erscheinen ließ. Sie kam die Treppe herab, als die Tante gerade herauf kam. Sie blieben stehen und tauschten ein paar Worte aus.

„Wir haben dich sehr vermißt, Liebe,“ sagte die alte Dame.

„Ich befinde mich jetzt besser,“ erwiderte Norah, neigte sich und küßte zur guten Nacht in gewohnter freundlich ruhiger Weise der Tante die Wange. Sie durchschritt die Halle nach einem kleinen Gemach, welches an den größeren Salon stieß und das Schreibkabinett genannt wurde. Es fand sich dort alles, was man zur Korrespondenz braucht, und Mrs. Eustis pflegte die ihre hier zu führen. Sie setzte sich an ihr offenes Pult, zog ihr Portfolio an sich, langte einiges Briefpapier aus dem schmalen Fach und begann zu schreiben.

Adele Dolph erschien in der Thür.

Digitized by Google

Es war ihre Gewohnheit, jeden Abend zu kommen und Mrs. Eustis zu fragen, ob sie ihre Dienste zum Schreiben oder Kopieren gebrauche. Meistens nahm sie dann dergleichen sofort mit auf ihr Zimmer. „Haben Sie etwas für mich zu thun?“ fragte sie von der Schwelle.

Mrs. Eustis legte die Feder nieder. Sehr langsam wandte sie sich, indem sie die Schläfe auf die rechte Hand lehnte und die linke mit dem Rücken gegen die Hüfte stützte. So sah sie das Mädchen von Kopf bis zu Fuß an in aller Muße, neugierig prüfend, mit amüsierten Augen und gekräuselten Lippen — Lippen, die schweigend blieben und doch zu sprechen schienen, obgleich sie für die sengende Verachtung keine Worte hätten finden können. Auf und nieder, auf und nieder, über des Mädchens ganze Gestalt gingen diese seitwärts blickenden, suchenden, strafenden, schrecklichen Augen.

„Sie können nichts für mich thun,“ sagte sie, Adele noch immer unter dem unbarmherzigen Blick gebannt haltend.

„Warum sehen Sie mich so an?“ sagte das Mädchen.

„Ich möchte Sie einmal ganz kennen lernen,“ sagte Norah. „Ich meine, ich habe Sie früher nie richtig gesehen, nie gekannt.“

Adele blieb sprachlos.

„Ich schrieb eben an Ihren Vater,“ sagte Mrs. Eustis, „haben Sie irgend etwas zu bestellen?“

„An meinen Vater! Ist ihm irgend etwas passiert? meiner Familie?“ rief das Mädchen in jähem Schrecken und that ein paar Schritte in das Gemach. „Um Gottes willen sagen Sie mir, was dies heißt? Was ist geschehen?“

„O, beunruhigen Sie sich nicht!“ sagte Norah kalt. „Ihm oder den Seinen ist nichts Schlimmes begegnet, es müßte denn — nein, ich schrieb ihm nur, er möchte kommen und Sie holen.“

„Mrs. Eustis,“ sagte Adele heiser; „er ist ein an Leib und Seele gebrochener Mann. Ich glaube Sie jetzt zu verstehen. Aber er ist krank und unglücklich genug. O, mein armer Vater! Sagen Sie ihm nichts, was immer Sie auch wissen, oder zu wissen glauben, und das mich in einem schlechten Lichte erscheinen läßt. Bitte, bitte! Schicken Sie mich fort, wenn Sie wollen! Ich kann gehen; aber haben Sie Mitleid mit meinen armen Eltern!“

Sie faltete die Hände.

„Sie übernehmen sich in Worten,“ sagte Norah. „Sie vergaßen Ihre ‚armen‘ Eltern; vergaßen Sie völlig, oder etwa nicht, heute abend unten am Ufer? Darf ich fragen,“ fuhr sie fort, das Mädchen beständig mit demselben steinernen Lächeln anblickend, „ob Sie und Mr. Maynard vielleicht Mann und Frau sind? Möglicherweise hat er Sie zu einer heimlichen Ehe überredet. Ich würde es gern annehmen.“

Das Mädchen ließ den Kopf sinken.

„Nein? Dann nehme ich an, Sie sind seine Verlobte. Und obgleich seine Zärtlichkeit für meinen altmodischen Geschmack ein wenig zu warm und kühn schien, so können Sie mich doch wahrscheinlich wenigstens versichern, daß er sie gebeten hat, ihn zu heiraten.“

Das Mädchen hob den Kopf. „Er hat mir gesagt, daß er mich liebt,“ sagte sie; „ich vertraue ihm. Einen Handel habe ich nicht gemacht.“

„Das Wort ist übel gewählt,“ sagte Norah schneller und in einer etwas erhöhten Stimme. „Andere möchten es anders bezeichnen. Sie sind jung und hier unter meinem Schutz. Ich bin Ihrem Vater für Ihre Aufführung verantwortlich. Ich bin es auch mir selbst und meinen Kindern. Sie werden begreifen, daß ich in meinen — meinen Diensten jemand nicht behalten kann, dessen Betragen die Veranlassung von Skandal in meinem Haushalt und möglicher Demoralisation meiner Domestiken wäre.“

„Sie sind eine grausame, grausame Frau! Mag Gott Ihnen vergeben! Sie haben kein Recht, so zu mir zu sprechen. Ich bin gedemütigt genug, bis in den Staub — und Sie finden eine Lust darin, mich zu martern.“

Digitized by Google

Thränen des Ärgers und der Scham fielen auf ihre Hände, die sie in machtloser Verzweiflung rang.

„Wir sind geneigt, Leute, die uns in unserem Vergnügen stören, grausam zu nennen," sagte Norah mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber wie ich Ihnen schon oft sagte, ich bin nicht leicht gerührt, und hysterische Thränen wirken auf mich nicht. Sie sollten an das alles gedacht haben, bevor Sie auf meinem Grund und Boden ein Schauspiel aus sich selbst mit einem Manne machten, der wahrscheinlich über Sie lacht."

Das Mädchen hob die Schultern und streckte ihren Arm vor das Gesicht, wie jemand, der einen gefährlichen Schlag abwehren will. Mit jener Klarheit des Gedächtnisses, die wir in Momenten besonderer Gehirnerregung haben, erinnerte Norah sich eines Kindes, das genau dieselbe Bewegung machte: — in der engen menschenüberfüllten Gasse eines unfeinen Stadtteiles, — gegen den betrunkenen Vater, der es auf die Gasse verfolgt hatte. Sie hatte ihre Equipage halten lassen und den Mann streng gescholten, ihm sogar mit dem Gesetze gedroht.

„Sie haben uns beobachtet," sagte das Mädchen, „und wenn es der Fall war und Sie mich in Gefahr glaubten vor — vor — ich weiß nicht welchem Unglück, weshalb sprachen Sie nicht? warnten mich? retteten mich? wie jede Frau eine andere retten würde?"

Mrs. Eustis zuckte bei diesen Worten zusammen. Sie erhob sich und schloß heftig den Pult. Das Schloß fuhr klappend zu. Den Brief, an dem sie geschrieben und den sie in der Hand hielt, riß sie in tausend Stücke.

„Sie sind unverschämt," sagte sie, „aber gleichviel. Ich werde an Ihren Vater nicht schreiben, er hat Kummer genug gehabt, darin haben Sie recht. Sagen Sie ihm irgend welche Lügen. Sagen Sie ihm, was Sie wollen. Morgen früh um neun Uhr wird der Wagen vor der Thür stehen, Sie werden sich bereit halten. Ihre Sachen werden Ihnen nachgeschickt werden. Mein Geschäftsträger wird alles sonst ordnen. Jetzt gehen Sie!"

Mit dem gebrochenen Auge des gehetzten Wildes floh Adele.

Laß sie, welche diese dunkle Seite von Norahs Geschichte lesen — und wir sind noch nicht ganz zu Ende —, den ersten Stein auf sie werfen, wenn sie jemals zum Wahnsinn gepeitscht wurden durch eine Leidenschaft, die mit ihrem wütenden Strom alles menschliche Thun in ein Chaos von Widersprüchen durcheinanderwirbelt und das Gewissen der edelsten Menschen scheitern macht. Es ist eine schlimme, mitleid- und gnadenlose Leidenschaft. Sie tötet und vernichtet nicht nur das Opfer, das sie verfolgt, sondern erniedrigt und entehrt den, den sie ergriffen. Ihre selbstverzehrende Qual ist, was sie vor Gemeinheit rettet. Jeder Schmerz adelt. Seine höchste Form ist eine Dornenkrone.

Mrs. Eustis hatte noch eines zu thun. Sie schellte und sagte zu dem eintretenden Diener: „Wollen Sie Mr. Maynard benachrichtigen, daß ich ihn sprechen möchte. Ich vermute, daß er am Ufer seine Cigarre raucht. Suchen Sie ihn."

Sie trat an die beschattete Lampe und schraubte sie niedriger. Sie stand auf den Fußspitzen und sah sich im Spiegel über dem Kaminsims und zog eine einzelne Locke tiefer auf die Stirn. Für eine Scene mit einem Manne verlohnt es sich immer, so gut wie möglich auszusehen, auch wenn er der Geliebte einer anderen ist, und man ihn mit bitterem Hasse haßt. Hatte sie doch schon in Erwartung dieser Scene das lange schwarze Kleid angezogen! In einem kurzen Rocke kann man nicht imponieren.

Er kam und fand sie nahe der Lampe sitzend, eine Gedichtsammlung in der Hand.

„Ah, Sie sind's! Ich habe mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie Platz nehmen?"

Er that's mit seinen langen, lässigen Gliedern, den Kopf, ohne die Etikette zu verletzen, bequem zurücklehnend.

„Ich habe soeben eine sehr peinliche Unterredung mit jemand gehabt, die wir

Digitized by Google

Mademoiselle Reseda nannten," sagte sie mit gesenkten Augen.

Er fuhr ein wenig zusammen.

„Vielleicht," sagte sie, „ahnen Sie, um was es sich handelt."

„Ich verstehe mich schlecht auf Rätsellösen, Mrs. Eustis."

„Ich war höchst unglücklicher- und widerwilligerweise Zeugin einer Scene heute — heute abend — die mich bekümmerte und empörte. Ich habe nach Ihnen geschickt, mir eine Erklärung zu erbitten."

Er stand auf, trat an den Kaminsims, auf den er sich mit dem Ellbogen stützte, und blickte sie an.

Ich bin ganz unglücklich, dem Leser sagen zu müssen — vorzüglich dem sehr jungen; denn ich weiß, wie peinlich die Jugend einen Mangel an Heroismus bei seinem Helden empfindet, der noch dazu ein Mann von Genie ist —, daß Maynard in diesem kritischen Augenblick nicht nur sehr dumm aussah, sondern sich auch so fühlte, und wünschte, ein Erdbeben möchte ihn und Mrs. Eustis verschlingen und ihnen alle weiteren Auseinandersetzungen ersparen. Indessen Erdbeben sind selten in diesen Breitengraden, und ich muß zu meinem Bedauern konstatieren, daß in dieser verhängnisvollen Stunde keines losbrach.

Nicht genau wissend, was er sagen sollte, murmelte er einige Ha's und Hm's, und endlich: „Ich glaube — ich weiß nicht — ob ich Sie richtig verstehe —"

„Sie verstehen mich vollkommen richtig. Miß Dolph hat ihre Stelle verloren und durch Sie."

Die weit offenen Augen blickten jetzt aufwärts und begegneten seinen angstvollen Blicken mit kalter Starrheit.

„Ich bin sehr traurig! Ich — das ist entsetzlich," sagte er, und eine jähe Röte schoß ihm bis ins Haar.

Es ist in der That entsetzlich, von den wonnigen Träumen seiner bedenklichen Handlungen, die einem Schauder wahnsinnigen Entzückens durch das Blut jagen, unmittelbar den Folgen eben dieser Handlungen gegenübertreten zu müssen. Seltsam genug war es das erste Mal in Maynards kurzem Erdenwallen, daß er eine derartige Erfahrung machte. Er war so weit immer glücklich gesegelt und mit geringen Opfern weggekommen. Er war ratlos. Männer sind es oft, wo Frauen Worte und Thränen finden. Seine scheinbare Ruhe vermehrte ihre Erregung. Sie zerwühlte ihr Gehirn nach einer Beleidigung, die ihn aufstacheln würde.

„Ja," sagte sie, „es ist entsetzlich. Entsetzlich, weil es sie ihrer und beinahe auch ihrer Familie einzigen Subsistenzmittel beraubt. Sie begreifen, daß der Teil, den Sie an dem Unglück haben, zu Ihrer Ehre nicht gereicht, und daß ich tief bedaure, meine Gastfreundschaft auf jemand, der in so niedriger Weise dafür dankt, ausgedehnt zu haben."

In den letzten Worten grollte ein heranziehender Sturm. Er war jetzt wach.

„Was Sie auch wissen, was Sie auch gesehen haben, Mrs. Eustis," sagte er sehr ernst, „ich bin es Miß Dolph, ich bin es Ihnen schuldig, zu konstatieren, daß, liegt hier ein Unrecht vor, ich allein es begangen habe. Daß sie die süßeste, holdeste ihres Geschlechts ist, daß sie gänzlich, völlig bis ins Herz ihres Herzens hinein rein ist."

„Es ist wohl möglich." Norah klang die eigene Stimme fremd im Ohr. War sie das selbst? war es Maynard? „Es ist auch wiederum möglich, daß Ihre und meine Begriffe von Reinheit auseinandergehen. Die Ihren, die Ihnen von spanischen Tänzerinnen, französischen Grisetten und Künstlermodellen beigebracht wurden, mögen elastischer sein als die meinen."

Sein Herz schlug jetzt hoch und sein Atem flog. Sie durfte zufrieden sein.

„Frauen sind sprichwörtlich grausam gegeneinander, es giebt nichts Grausameres. Aber wenn Sie uns sahen, müssen Sie überzeugt sein, daß ich sie ehre, daß wir —"

Dies „Wir", das in seiner Brust einen Strom von Zärtlichkeit entfesselte, wie er

Digitized by Google

sie nie zuvor im Leben empfunden hatte, peitschte sie in Wut.

Sie stand jetzt aufrecht, die eine Hand auf dem Tisch. Sein reger Künstlersinn, der ihn niemals verließ, war getroffen. Welche Veränderung! Ihr Haar selbst schien elektrische Funken zu sprühen. Wer hätte das gedacht! „Elle est superbe," sprach er bei sich, „und welchen Mut sie hat!"

„Ihr Betragen war indecent," sagte sie, „ich mietete Sie, meine Kinder zu malen."

„Zu zwölf Realen den Tag, mit neunzig Dukaten für Kleidung und Nahrung, wie in der guten alten Zeit die Narren und Barbiere. Entzückend!" Und dann mit einem kurzen, rauhen Lachen: „Nehmen Sie sich in acht, Mrs. Eustis! Ich habe heißes Blut."

„Es scheint so."

„Und," fuhr er fort, „Sie haben also das arme Kind weggejagt wie einen Hund. Sie, die für eine große Dame posieren! Haben Sie nie gehört, daß noblesse oblige? Ich will heute nacht nicht unter Ihrem Dache schlafen. Ich will Sie Knall und Fall von meiner verhaßten Gegenwart befreien. Ich weiß völlig, was ich zu thun habe, und ich werde es thun. Ich bitte nicht für mich selbst um Gnade von Ihren Händen. Jede Entschuldigung, die Sie verlangen, lege ich zu Ihren Füßen. Nur für sie bitte ich um Schonung. Behalten Sie sie wenigstens bis morgen unter Ihrem Schutz!"

„Danke Ihnen, daß Sie mich meine Pflicht lehren. Sie sind freundlich. Sie sind jetzt sehr für ihren guten Namen besorgt. Sie vergessen, daß es ein wenig spät kommt. Allerdings glaube ich, es ist weit besser für Sie, weit klüger, daß Sie mein Haus sofort verlassen. Der Wagen kann Sie zur Stadt fahren. Es ist noch früh. Sie begreifen, es liegt mir nichts daran, unter demselben Dache mit dem Mann zu bleiben, der — der — gewagt hat, eine meiner Dienstboten zu verführen."

Wieder hatte sie in ihrem Wahnsinn nach etwas gesucht, was ihn in Wut bringen möchte. Sie hatte es erreicht. Ihre Worte trafen ihn wie ein Reitpeitschenschlag über die Schultern.

„Bei Gott," schrie er, auf sie zuspringend und ihren Arm mit eisernem Griff packend, „Männer haben um geringeres sterben müssen! Nehmen Sie Ihre Worte zurück! Sie beflecken Ihre Lippen mehr als das arme Mädchen, das Sie mit Schmach und Schande bedecken möchten! Nehmen Sie sie zurück, sage ich, oder ich schleppe Sie zu ihr und auf den Knien sollen Sie ihr Abbitte leisten!"

Wie stark er ihr erschien, als er so in seinem Zorn vor ihr aufragte! Ein eilender Himmelsbote, der des Übels Gewalt sich stürmend entgegenwirft. Er sah sie an und meinte, sie werde vor Furcht aufschreien oder aus seinem Griff sich loszuringen suchen. Zu seiner Verwunderung bog sie den Kopf zurück, bis er auf seinem Arm zu liegen kam. Sie schloß die Augen, eine tödliche Blässe breitete sich über ihre zarten Züge. Ein leiser klagender Seufzer — sonst nichts.

Und dann in sanftem, traurigem Ton: „Wollten Sie mich töten?"

Und, immer noch sich auf ihn lehnend, mit traurigem Kopfschütteln zu ihm aufblickend: „Es wäre so lieb. Ich bin so müde, so müde. Gott mag sich unser aller erbarmen."

In der jungen Frau Stimme lag etwas so tief Tragisches, daß es, mehr noch als die Worte selbst, ihm durch die Seele schnitt mit unerklärlichem Mitleid. Die Augen wurden ihm naß, er konnt's nicht hindern und wußte doch nicht warum. Es dämmerte ihm nur auf, daß er einem großen Leiden, einem geheimen Kummer gegenüberstand. Wer konnt's wissen? Eine verborgene Schuld vielleicht, deren Tiefe er nicht ermessen, deren Ursachen er nicht ergründen konnte, aber von deren Last der Schatten für einen Moment an seinem Herzen geruht. Er ließ sie ohne ein Wort los. Seiner Stütze beraubt, schwankte ihre leichte Gestalt einen Augenblick von einer Seite zur anderen, als ob

Digitized by Google

sie fallen müßte. In der nächsten Minute war sie aus dem Zimmer gehuscht.

Eine halbe Stunde später ging er fort von dem Hause.

An ihrer Thür fand Norah Marie, die mit Moon, der englischen Kinderfrau, schwatzte und sie erwartete.

„Ich werde Sie heute nacht nicht brauchen," sagte sie zu dem Mädchen und trat in das Zimmer, das sie hinter sich abschloß. Es war ein großes Gemach, und nur zwei Lichter brannten an dem Toilettentisch. Es war sehr dunkel. Sie begann sich auszukleiden. Sie fühlte eine seltsame Apathie, eine Stumpfheit und Trägheit, die sie nicht abschütteln konnte.

Sie hatte sie weggejagt, Maynard und Adele — weggejagt mit Schimpf und Schande. Es hatte ihr keine Freude gemacht. Sie hatte gemeint, es würde ihr Freude machen. Nein! Es war bei dem allem nichts herausgekommen. Nichts bei der Rache herausgekommen. Im Gemach hin- und herirrend, fiel ihr ein Wort ein, das sie zu Mrs. Hart über eine Entschuldigung gesagt hatte. Welche Entschuldigung? Eine Bemäntelung. O ja! eine Entschuldigung für ein Vergehen. „Der Wahnsinn eines Augenblicks," hatte sie gesagt, „Liebe!" Gut. Was dann? Sie war eine Närrin gewesen. Da gab es keine Entschuldigung, keine. Die Frau hatte gesagt: „Armut." Welche Armut? „Solche wie meine," sprach sie bei sich. „Ist sie eine Entschuldigung dafür, daß man klein und gemein ist? bis zum Verbrechen vielleicht?"

Aber in ihrer erschöpften Seele fand sich keine Antwort auf diese Fragen.

In den Lichtkreis einer der Kerzen kommend, bemerkte sie einen roten Streifen auf ihrem Arm gerade über dem Ellbogen. Das Rot wollte schon in eine tiefere purpurnere Farbe übergehen. Sie hob das Licht auf, näher an sich heran und wurde im Spiegel einer zweiten Hautabschürfung gewahr an der unteren Seite desselben Armes. Sie hatte es nicht gefühlt. Das Licht hierhin und dorthin haltend, untersuchte sie die Stellen genau. Darüber hätte sie beinahe die weißen Mullvorhänge ihres Toilettentisches angezündet. Plötzlich bog sie sich vorwärts und zwang ihren Mund herab auf die Schramme, die sie erreichen konnte. Ihre Lippen huschten über den Purpurstreifen hin, und dann sog sie daran, als gälte es, ein Gift aus ihren Adern zu saugen.

Ein seltsamer Wandel ging mit dem Gesicht, ja der ganzen Gestalt der jungen Frau vor. Ihre Brust hob und senkte sich mit fliegenden Seufzern, ihre sprühenden Augen wurden sanft und träumerisch, als wäre das Gift, das ihre Lippen tranken, berauschender Wein.

Ein paar Momente später waren die Lichter erloschen. Und in dem Zimmer herrschten Dunkelheit und Schweigen.

* * *

Eine Woche später verkündeten die Zeitungen die Hochzeit von Mr. Maynard, dem ausgezeichneten amerikanischen Maler, mit Miß Dolph, der Tochter von Mr. Richard Dolph, dessen Bankerott sechs Monate früher die Sympathie von Wallstreet und des ganzen beteiligten Kreises hervorgerufen hatte. „Es fehlte," sagten jene vertrauenswerten Muster der Rhetorik und des Stils, „bei dieser Verbindung nicht an romantischen Zügen. Das junge Paar hatte sich zu Liesse getroffen, jenem prächtigen Landsitz von Mr. Horace Eustis, wo Miß Dolph seit dem Unglück ihres Vaters als Erzieherin der Kinder beschäftigt war. Die wachsende Neigung der jungen Leute war der Aufmerksamkeit der reizenden Hausherrin nicht entgangen, und sie hatte alles, was in ihrer Macht stand, gethan, das Verhältnis zu unterstützen und zu ermutigen, selbstverständlich entzückt, ihrer Schützlingin, die sie mit Freundlichkeiten und Wohlthäten überschüttet hatte, eine so brillante Partie zu sichern. Der Bräutigam, dessen Bilder ihm einen weltweiten Ruf erworben und fabelhafte Preise eingetragen, hatte zweifellos eine gesicherte Laufbahn vor sich,

während die Braut schön, liebenswürdig und hochgebildet war."

Nicht ganz zwei Jahre nach dieser Ankündigung saß Adele eines Morgens auf einem Schemel zu Maynards Füßen. Sie befanden sich in seinem Atelier zu Paris. Die französischen Fenster mit ihren rot und weißen, im Sonnenschein wehenden Vorhängen öffneten sich auf einen Balkon, der mit blühenden Pflanzen dicht besetzt war. Der Duft strömte herein zusammen mit dem schrillen, monotonen Rufen der Straßenverkäufer. Eine Musikbande zog vorüber und ließ jene wunderliche Musik erschallen, von der man uns gesagt hat, daß sie „Dichter aus uns allen mache", und die in der wundervollen Geschichte Le Drame de la rue de Paix so prächtig geschildert ist, wie sie mit ihrer hellen Stimme das Gewissen des Liebenden zum Bekenntnis seiner geheimen Schuld treibt.

„Du hast das reizendste kleine weiche Löckchen gerade unter dem Haupthaar hinter dem Ohr, es ist wahrhaftig das bezauberndste kleine Löckchen."

Maynard hatte sich plötzlich herabgebogen und sie nahe am Ohr geküßt.

Sie blickte zu ihm auf.

„Du liebst meine Schönheit zu sehr, Maynard," sagte sie, „liebst du mich oder meine Schönheit?"

„Wer liebt den Duft der Rose nicht! Weißt du, eben, da sahst du mich so vorwurfsvoll an, gerade wie damals im Wasser nach — nach meiner Keckheit."

Sie schob ihre Hand in seine.

„Sag mir," flüsterte er, „du hast es bis jetzt nicht gethan — warst du wirklich sehr bös? Liebtest du mich damals schon?"

Aber sie schüttelte den Kopf, wollte ihm nicht antworten. Manche Frauen haben diese unerklärlichen plötzlichen Geheimhaltungen. Es war eines von Adeles Mitteln, die ihr die Gewalt über ihn sicherten.

„Du liebtest mich hernach im Wäldchen," fuhr er neckend fort, „denn du kamst meiner Liebe entgegen. Du mußt mich damals sehr lieb gehabt haben. Gott! welch himmlischer Platz das war!"

Adele wurde glühend rot. „Unser zweites Zusammentreffen war entsetzlich," sagte sie, „sprich nicht davon!"

„Es gab dich mir," sagte er. „So war es doch himmlisch."

Aber die Erinnerung war mit der schwärzesten Stunde von Adeles Leben verquickt, und sie konnte nicht dabei verweilen.

„Aber, Maynard," fuhr sie mit frauenhafter Hartnäckigkeit fort, „es ist doch wahr und macht mir Sorge: du liebst meine Schönheit zu sehr."

„Mein kleines Mädchen," sagte er ernsthafter, „wolle nicht über die Methode und das Maß von eines Mannes Liebe grübeln! Es ist nicht wohlgethan. Nimm den Schatz, aber zähle die einzelnen Münzen nicht! Ich liebe dich, wie ich nie glaubte, daß ich ein Weib lieben könne. Ich will ehrlich mit dir sein, meine Kleopatra. Ja, es war zuerst deine Schönheit, die mich zu deinem Vasallen machte. Ich bin doch ein Künstler und sie blendete mich, doch jetzt, jetzt, da ich in deiner Nähe bin, da habe ich etwas so Liebes, Klares, so Einfaches, Starkes entdeckt —"

„Und das ist?"

„Deine Seele, und ich habe gelernt, die doch am meisten zu lieben."

„Ich danke dir, mein Liebling, mein Geliebter, Angebeteter. Womit habe ich so viel Glück verdient! O, ich liebe dich! ich liebe dich!" und sie warf sich an seine Brust.

Ein paar Augenblicke später.

„Weißt du, Maynard — mit Mrs. Eustis — ich habe mir manchmal eingebildet, gedacht —"

Sie wandte sich und blickte ihn neugierig, forschend, nicht ohne einige Unruhe an.

Er begegnete ihren Augen frei, ohne auszuweichen, aber nichts weniger als verständnisinnig. „Ah, die merkwürdige Frau! Ich gestehe, sie war eine interessante Studie, ein Rätsel. Ich konnte schlechterdings nicht aus ihr klug werden, aber ich habe ihr niemals ihre Behand-

lung deiner vergeben. Sie war abscheulich."

Damals hatte er ihr zartsinnig die Einzelheiten seiner eigenen Scene mit Mrs. Eustis verschwiegen. Er war drauf und daran, sie zu vergessen. Sein Leben war so voll. Leute, wie er, haben keine Zeit für Erinnerungen. Adele sagte nichts mehr.

Maynard hat sie für den Salon gemalt. Sie trägt ein blaß reseda Kleid mit einem Busch Resedablumen am Busen, aber man hält das Bild nicht für eines seiner besten.

Übrigens ist „Mademoiselle Reseda" selbst stillschweigend begraben worden und der Name für immer verschollen.

So scheint es denn, daß diese beiden glücklich sind, daß soweit die Winde günstig sind, die ihre Segel füllen, und sie sind zufrieden. Aber das Glück ist eine leichte Dirne, wir dürfen nicht wagen, uns ihrer Gunst zu rühmen. Wir denken, daß wir sie in der Hand halten, und sieh! ehe sie uns noch zu Worte kommen läßt, ist sie auf und davon. Sonnen wir uns dann in ihrem Lächeln mit angehaltenem Atem. Sie war gestern hier, weilt heute noch, und morgen ist sie entschwunden.

Mrs. Ayrault saß eines Nachmittags mit einer Bekannten in ihrem Wohnzimmer, das auf eine der lebhaftesten amerikanischen Boulevard-Straßen blickte. Die beiden Damen hatten ihre Stühle dicht an das Fenster gezogen und beobachteten vergnüglich die Passanten. Die Straße war ein lebendes Panorama von Spaziergängern und Equipagen. Es war ein Wettrennen-Tag und die Wagen fuhren alle nach dem Rennplatz hinaus. Wie sie so saßen und schauten, blies plötzlich ein Horn: eine von vier prächtigen rotbraunen Pferden gezogene, in ihren Federn sich wiegende Kutsche kam durch das Gedränge, das sich auf die Seite drückte.

„Ei, das ist Blake Leightons Kutsche," sagte Mrs. Ayrault, ihr Lorgnon zurechtsetzend.

„Ja, und Mrs. Eustis hat den Vorderplatz."

Es war in der That Norah in einem wundervollen Hut; die zierlichen Füße in den reizendsten Stiefeln waren keineswegs versteckt.

„Welcher Wandel in den wenigen Monaten!" sagte Mrs. Ayraults Besuch.

„Worauf spielen Sie an?"

„Nun, auf ihre veränderte Haltung der Gesellschaft gegenüber. Das muß doch jeder bemerkt haben, Sie nicht ausgeschlossen, Mrs. Ayrault."

„Ah!"

„Sie scheint verwandelt in jeder Beziehung. Manche Leute finden sie allerdings so reizender. Jedenfalls leistet sie mehr in der Konversation, obgleich sie niemals eine große Rednerin sein wird. Bei einem Frühstück neulich sprachen die Damen über Gefühle, Neigungen, Versuchungen. Sie sagte nur ein paar Worte; aber ich hatte den Eindruck, daß sie eine andere geworden sei, mehr Erfahrungen habe. Noch vor ein oder zwei Jahren würde sie stumm geblieben sein."

„O, es giebt Methoden, die Geheimnisse der Leidenschaft zu lernen, ohne daß man selbst ihnen zum Opfer zu fallen brauchte," erwiderte Arden leichthin. „Sie wissen, man kann sie durch Inspiration gewinnen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

„Ich kann mit Ihnen nicht übereinstimmen, Mrs. Ayrault, wir können nur über das sprechen, was wir erfahren haben."

„Wie! Kein Raum für die Einbildungskraft? Hatte Charlotte Bronte gelebt, als sie Jane Eyre schrieb, über das ganz England den Mund aufsperrte? Muß der Schauspieler, der so treu, sagen wir, die Eigenschaften eines Verschwenders oder Geizhalses porträtiert, notwendig selbst ein Verschwender oder Geizhals gewesen sein? Die armen Teufel," fuhr sie lachend fort, „sie haben gewöhnlich nicht viel zu sparen oder auszugeben. Nein, für manche Seelen existiert kein Dunkel."

„Sie sprechen so geistreich, Mrs. Ayrault, daß ich immer den kürzeren

Digitized by Google

ziehe, aber überzeugt bin ich nicht. Apropos von Norah Eustis, ich muß für mein Teil sagen, ich bewunderte sie mehr, als sie sich noch nicht auf die Sirene herausspielte."

„Ich folge Ihnen nicht ganz. Was meinen Sie? Mrs. Eustis war immer anziehend," sagte Arden ein wenig kühl.

„Das gerade meine ich. Für mich hat dieser neue Anlauf sie verdorben. Sie war von Haus aus nicht leichtfertig."

„Nein. Sie haben recht: sie ist nicht leichtfertig."

„Freilich, wenn sie dabei einen Ton von Ernst in ihrem Charakter behält, wird sie nur noch um so viel gefährlicher sein. Natürlich bewundern die Herren jetzt, wo sie nach außen so flott und lustig ist, sie mehr. Die Männer behaupten, die gesetzten und bedächtigen Frauen zu bewundern, aber ich finde: aus respektvoller Entfernung."

Die Dame seufzte. Sie war weder flott, noch eine Sirene, hatte auch keine Aussicht, eine zu werden. „War Mrs. Eustis nicht letzten Winter krank?"

„Ja, das arme Wesen!" sagte Arden. „Sie sollte in den Süden, und da ihr Gatte von seinen Geschäften nicht abkommen konnte, begleitete ich sie. Sie magerte sehr ab, schien ganz zu schwinden, hatte einen bösen Husten. Wir waren sehr um sie besorgt. Aber Sie wissen, sie ist von der nervösen, zähen Sorte — und plötzlich besannen sich ihre natürliche Kraft und Jugend auf sich selbst, und sie genas. Meinen Sie nicht, daß sie jetzt gesund aussieht?"

„Aber auffallend. Sehr schön. On dit, daß ihr Gatte jetzt, da er sich nicht mehr über ihre Gesundheit zu ängstigen braucht, sich in ihre neue Rolle gar nicht finden kann."

„Horace? Sieh einer! Nun, ich hoffe. Ein bißchen Wettbewerb; es giebt nichts auf der Welt, das einen Mann seine Frau besser schätzen lehrte. Ein vortreffliches Mittel gegen Selbstgenügsamkeit."

„Ich sehe, Sie wollen die Sache nicht ernsthaft nehmen."

„Nun, meine Beste, Mrs. Eustis ist noch jung. Es giebt Charaktere, die diese verschiedenen Phasen durchmachen müssen, und sie sind wirklich die einzig interessanten. Wenn's zum besten kommt, versieht die Menschheit uns mit nur zehn oder zwölf Typen, und jede Nische soll doch ausgefüllt werden. Man findet sie in jeder Gesellschaftsklasse wiederholt. Die Welt hat Raum für alle. Wenn Künstler und Poeten verschiedene Manieren haben, warum denn nicht die Künstler des Herzens, wie es anziehende Frauen gewiß sicher sind. Der liebe alte Clement Merot zum Beispiel war erst ein rhétoriqueur mit ausgefeilten Metern, ein wenig formell und pedantisch. In seinem zweiten Stadium ließ er alle Affektion fahren, wurde leicht und kühn; schließlich, in seinem dritten, opferte er wieder etwas von seiner Grazie für eine gewisse Stattlichkeit, die seinem Witz keinen Eintrag that. George Eliot selbst hat ihre drei Manieren. Verführerische Frauen sind Poeten und Künstler, spielen auf dem menschlichen Herzen, kuppeln manchmal mit seinen Schwächen, oder dienen seinen Kräften. Sie müssen Ellbogenraum haben. Ja, sie müssen sich drehen und wenden, Wandlungen des Gemüts und der Handlungsweise vielfach durchmachen dürfen, bevor sie mit allem durch sind. Ich habe ein starkes Mißtrauen gegen Leute, die mit vierzig so sind wie mit achtzehn. Sie müssen sehr dumm oder sehr träge sein, so unschuldig können sie nicht mehr sein, aber ebenso unwissend und sympathielos; und wenn das nicht mit der Frische und Schönheit der Jugend, die eine gewisse Sprödigkeit und Mangel des schnellen Verständnisses zuläßt — ich sage, wenn das nicht so vergoldet ist, wird es unverzeihlich. Ich habe nicht gefunden, daß es die weiseren Leute sind, die sich aller Erfahrung des Lebens verschließen. Die Überängstlichen bringen es nie zu Kraft und Mut, zwei Attributen, die ich für obligatorisch erkläre. Aber für welch prosaisches Geschöpf müssen Sie mich halten! Ich habe Ihnen eine langweilige

Digitized by Google

Litanei gepredigt, und die noch dazu nicht einmal eine Moral hat."

„Keineswegs, Mrs. Ayrault. Ich höre Sie so gern sprechen. Bitte, bevor wir von dem Thema abbrechen, sagen Sie mir — Sie waren doch wohl in dem Sommer da, als Maynard hinkam, die Kinder zu malen. Erzählen Sie mir, bitte, doch von der Heirat! Es war ein ganzer Roman, nicht wahr? Brachte Mrs. Eustis die Verbindung zu stande, und war Miß Dolph solch eine Schönheit?"

„Das ist doch lediglich Geschmacksache. Ich fand sie gewöhnlich."

„Gewöhnlich?"

„Ja. Sie kam dort ganz aus dem Häuschen, wußte nicht, ob sie auf dem Kopf oder auf den Füßen stand. Norah verwöhnte sie völlig, sie war viel zu gut."

„Man denke! Und ich hatte gehört, daß das Mädchen ganz wundervoll gewesen sei. War er denn so verzweifelt in sie verliebt?"

„Pah! Sind solche Männer — können solche Männer jemals wirklich lieben? Das Mädchen fing ihn sich. Männer sind dumme Fische. Sie war schlau. Ich konnte sie nie leiden."

„Ist es möglich! Welch neues Licht! Und Maynard als Künstler — was halten Sie von ihm?"

„Nun, er hat ein gewisses Talent, aber schließlich ist er toll hinter seinem ‚le laid‘ her, seine Furcht vor dem ‚le joli‘ treibt ihn zuletzt in das Groteske, und im besten Falle ist er ein Nachahmer. Auch diese Schule wird stereotyp."

Mrs. Ayrault gähnte und gab sich keine Mühe, es zu verbergen, streckte sogar ihre Arme aus, wie Leute thun, die lange geschlafen und einen Überfluß von Muskelkraft aufgespeichert haben. Ein Gähnen hat schon manche Situation gerettet.

„Sie überraschen mich. Ich meinte, Originalität und Kühnheit seien seine starken Seiten. Ich hatte so gehört. Aber ich weiß, daß Sie ein guter Richter sind. Und als Mann — war er sehr fascinierend?"

„Für mich nicht, nicht im mindesten. Er war schwerfällig, uninteressant und affektiert."

„Merkwürdig."

So opferte auf dem rauchenden Altar ihrer Freundschaft Arden mit reueloser Ruhe, die ihr gewissenloses Geschlecht auszeichnet, nicht nur ihre eigene Fähigkeit gesunder Kritik, sondern auch des jungen Künstlers Verdienst und den Charakter des Mädchens.

Norah hatte ihr keines ihrer Geheimnisse mitgeteilt. Sie war eine Frau, die sich früh zum Verschweigen geschult hatte, aber es ist möglich, daß Mrs. Ayrault sie ahnte.

„Und half Mrs. Eustis wirklich bei der Verbindung?" fuhr die Fraglustige beharrlich fort.

„Aber gewiß. Miß Dolph hatte keinen roten Heller. Maynard war Mrs. Eustis fremd. Sie konnte schicklicherweise nicht auch für ihn sorgen. War auch wohl nicht nötig. Ich meine, daß Mrs. Eustis mit dem Mädchen eine gründliche Last abgenommen wurde."

„O, nebenbei! Kürzlich bei einem Gespräch über Heiraten, liebe Mrs. Ayrault, hörte ich etwas, das mich außerordentlich interessierte."

„Bitte, was war's? Es giebt jetzt so wenig Neuigkeiten."

„Nun, daß de Beaumont die Gesandtschaft aufgegeben hat und nach Rom gegangen ist —"

„In der That!"

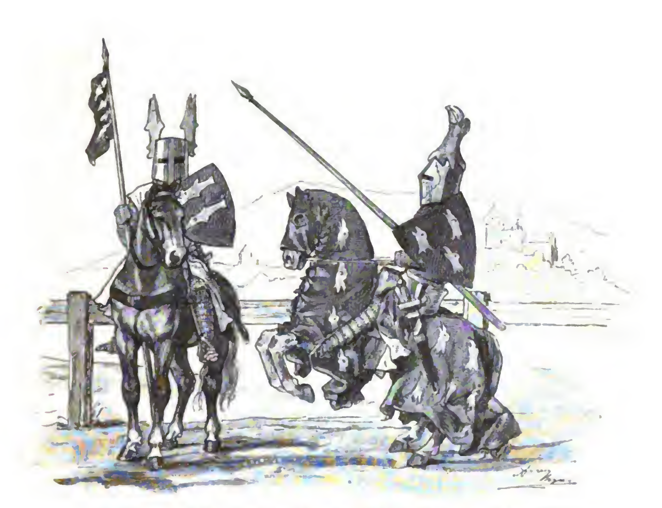
„Nach Rom, vom Papst die Erlaubnis zur Heirat mit einer schönen Amerikanerin zu erbitten — mit — mit — Ihnen, Mrs. Ayrault."

„Das ist sehr höflich seinerseits," erwiderte Arden kühl. „Aber nicht wahr, dazu würde noch eine zweite Erlaubnis nötig sein?"

„Eine zweite?"

„Meine."

Digitized by Google



Turnierer in der Ringbrünne mit Topfhelm. (Nach der Weingartner Handschrift.)

Das Turnier.

Von

August v. Heyden.

I.

Turnier in des Wortes weitester Bedeutung sind Waffenspiele des Mittelalters, die nach gewissen allgemein feststehenden und den Zeitgenossen bekannten Regeln ausgeführt wurden. Man nennt Godefroy de Preully den Erfinder dieser Turnierregeln, also Frankreich als deren Heimat. Aber wie in den meisten solchen Fällen wird sich aus einer Menge nach und nach aufgekommener Gebräuche uralter Waffenspiele, welche keinesfalls ihre Entstehung Frankreich allein verdanken, im Gegenteile urgermanisch sind, eine Art Kanon gebildet haben, deren Ursprung man einer besonders glänzenden, ritterlichen Erscheinung, wie Godefroy de Preully wohl gewesen sein mag, andichtete, zumal er selbst als Märtyrer des Turniers durch die Unbotmäßigkeit seiner Genossen das Leben ließ (zu Angers 1066).

Wer die Turniere aber nur als Waffenspiele ansehen wollte, würde ihr ganzes Wesen nicht erschöpfen, sich von dem in ihnen pulsierenden Leben, von der Fülle der dabei zu Tage tretenden Kulturerscheinungen kein richtiges Bild machen. Und die Turniere sind mehr Übungen *für* die Waffen als *mit* den Waffen, Übungen

Digitized by Google

des Körpers in Ertragung von Strapazen oft der härtesten Art und aller jener geistigen Fähigkeiten, an welche der Ernstkampf oft so hohe Anforderung stellt, des Mutes, der Initiative in kritischen Momenten, des unbeugsamen Willens. Aber sie sind im eigentlichen Mittelalter noch viel mehr, sie sind der Kernpunkt des gesamten gesellschaftlichen, ja, fast kann man sagen, sogar des ganzen Kulturlebens.

Sehr eng war der Kreis der Ideen, über welche die gebildete Welt verfügte. Lesen und Schreiben war eine Kunst, über welche nicht einmal die höchsten Kreise der Gesellschaft durchweg Herr waren, und einige der gefeiertsten Minnesänger waren Analphabeten. Schriftlicher Gedankenaustausch in unserem Sinne für das tägliche Leben war daher fast ausgeschlossen und selbst bei Dingen von höchster Wichtigkeit schwierig und unzuverlässig. Nur durch persönlichen Verkehr konnten die täglichen Beziehungen unterhalten werden. Und wie erschwert war auch dieser. Auf abgelegenem Burghause zusammengepfercht mit einigen mehr oder minder zuverlässigen Knechten und Mägden, lebte der ritterliche Herr vom niederen Adel mit Frau und Kind im langen Winter, einsame Gefangene viel, viel länger, als wir es heute denken können. Denn Regen und Tauwinde machten im Frühjahr und Herbst die ohnehin schlechten Straßen unwegsamer wie Schnee und Eis, das doch hin und wieder eine Brücke baute, wo im Sommer sie schwer vermißt wurde. Dazu trieb in den langen Nächten unruhiges, fahrendes Gesindel überall sein Wesen, dem gelegentlich ein ritterlicher Nachbar nicht fern stand. Am schlimmsten war die Burgfrau daran, denn ihr Eheherr hatte doch immerhin noch die Freude der Jagd. Sie war fast sieben Monate unter die Zinnen des Hauses gefesselt, an denen heulend der Sturmwind seinen Zorn ausließ. Spärlich fand in kurzen Tagen das Licht Eingang in den Wohnraum, weil dessen Fensteröffnungen, ohnehin eng und in tiefen Nischen der dicken Mauern ge-



Ritter in voller Ausrüstung mit Spangenhelm und Ringbrünne, den Schild an der Fessel. (Leuchter im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin; zwölftes Jahrhundert [?].)

Digitized by Google

legen, nur durch Laden und Vorhänge gegen das Eindringen des Wetters geschützt waren und daher selbst am Tage geschlossen wurden, wenn des Wetters Unbill abgehalten werden mußte. In besonders günstigen Verhältnissen freilich versahen Hornplatten die Stelle der späteren Butzenscheiben. Nur Hofburgen und



Ritter in voller Ausrüstung.
(Leuchter [Abbild S. 674], wo der große Schild mit Umbo und das Schwert sichtbar wird.)

vornehme Klöster ersetzten die Fensterteppiche durch die ihren Farbenglanz nachahmenden bunten Glasbilder.

Die ganze Bewohnerschaft eines Edelhofes drängte sich im Phiesel, der Kemnate, zusammen, wo die mächtigen Holzkloben des Kaminfeuers Wärme und Licht verbreiteten, dieses höchstens noch von Kienspänen oder einer ärmlichen Fettlampe unterstützt. Oft diente dasselbe Feuer auch noch zur Bereitung der Mahlzeit, denn man war sparsam mit Heizung, wie die Erzählung vom „nackten Boten“ beweist (Hagen, Gesamtabenteuer II), wo Hausfrau und Gesinde die Badestube als Wohnraum benutzen, weil der karge Hausherr im Herbste das Anfeuern des Kamins im Phiesel noch nicht gestattete. Man wird die sonderbare Unterbrechung des Hausfriedens durch den Eindringling in adamitischer Tracht trotz des Geschreis der Weiber vielleicht gar nicht einmal bedauert haben. Sie gab Stoff zum Reden und zum Lachen; denn daran war immer Mangel, wenn nicht irgend ein Fahrender ein paar Neuigkeiten aus der Welt brachte und junge Schwänke und Lieder für Wärme und Atzung tauschte.

Aber wie mit einem Zauberschlage ändert sich das Leben, sowie des Türmers Horn jubelnd die erste Schwalbe begrüßt. Der Burgherr und seine Leute sehen nach Wehr und Waffen, sie werden von Rost

Digitized by Google

und Staub befreit und alles Niet- und Schnallenwerk wird auf seine Zuverlässigkeit geprüft. Den Gäulen wird mehr Futter aufgeschüttet, damit sie sich runden und glätten, und der hörige Bauer muß in den Wald fahren, um lange und gerade Eschenstämme herbeizuschaffen zu Turnierlanzen, ehe der stärker aufschießende Saft sie zu zähe mache.

Aber auch die Hausfrau öffnet Truhen und Kasten, die ihren und der Töchter Staat bergen. Alles wird geputzt und geglättet, Rock, Sukenie und Mantel, Schapel und Gebende, die Borden, die Ketten, die Tasseln, Fürspangen und alles, was zur Zier des Leibes gehört, denn der Mai ist vor der Thür.

Wollt ihr schauen, was im Maien
Wunder man gewahrt,
Seht den Pfaffen, seht den Laien,
Wie das stolz gebart.
Ja, er hat Gewalt.
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit Wonnen,
Da ist niemand alt.

So singt Herr Walther von der Vogelweide (Übersetzung von Karl Simrock).

Bald kommen auch wirklich die Boten mit den Aufforderungen zu den Turnieren, dann heißt es bereit sein zum fröhlichen Ausritt. Der Mann hofft auf Ehre und mit dem Ruhme auf Gewinn, die Frau auf unterhaltenden Verkehr und etwas Intriguen aller Art, die Töchter auf gute Heiraten und alle zusammen auf die Gunst der allmächtigen Göttin Minne, denn ganz leer will auch das Ehepaar jedes für seinen Teil nicht ausgehen. Das Turnier giebt zu allem Gelegenheit; wie mancher Feldzug ist auf einem Turnier ins Werk gesetzt worden (so Karls VIII. abenteuerlicher Zug nach Italien 1494



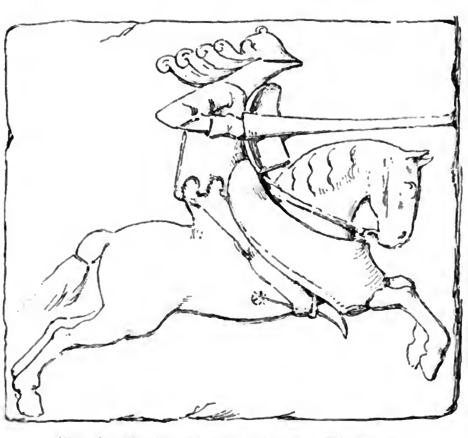
Speerbrechen. (Nach der Manessischen Handschrift.)

Digitized by Google

auf einem Turniere zu Lyon). Es wirft die Menschen untereinander, bringt hoch und niedrig in Berührung, den Landadel mit den Stadtgeschlechtern, den Bürgern, Handwerkern bis zu den landstreichenden Nichtsnutzen herab, welche als Spielleute, Ausrufer (Kreiere, Grogierer) und Diener in Tagelohn stehend, den für die Verbreitung des Ruhmes und für Abwickelung aller oft nicht sehr schönen Geschäfte der ritterlichen Gesellschaft unentbehrlichen Troß bildeten.

Von großer Bedeutung waren für die Städter die Finanzgeschäfte bei den Turnieren, und die Wirte, bei welchen die Turnierer mit den Ihren gegen teure Zeche Quartier fanden, waren meist auch deren Banquiers und Kommissionäre. Sie mieteten, weil man wegen Ersparnis bei den Reisekosten oder während des Winters keine große Anzahl von Dienern und Gäulen hielt, beides; möglichst prächtiges Auftreten galt ja als halber Erfolg; sie statteten alles dieses auch aus. Sie halfen die Luxusbedürfnisse der Damen befriedigen, denn wo fanden diese bessere Gelegenheit dazu als in der Stadt, die sich zum Turnierfeste gerichtet hatte. Selten wird der Städter dabei zu Schaden gekommen sein, denn auch jener Kaufmann im Abenteuer „Rittertreue“, dessen Gast mit Hinterlassung von Schulden stirbt, kommt doch schließlich überreich zu seinem Gelde.

Gerechnet wurde nicht viel, aber viel verthan, und der Belegstellen, daß ein Edelmann, durch Turniere ruiniert, Haus und Hof verliert und schließlich als Glücksritter sein Leben fristet, giebt es viele. Diesen und namentlich erblosen, jüngeren Söhnen bietet das Turnieren den Lebenserwerb, und sie gerade sind die am meisten bewunderten und beglückten Lieblinge der höfischen Dichtung, wie die Helden des Gralsagenkreises, der Tafelrunde zc.



Ritter im „Puneiz“; Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.
(Ofenkachel in der Sammlung des historischen Vereins zu Freiburg i. B.)

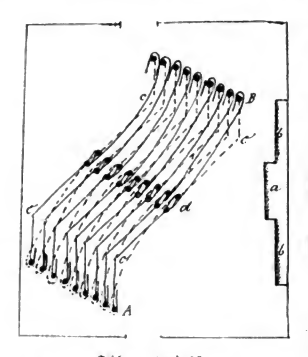
Während im Winter, und oft nicht nur im Winter, Schmalhans Küchenmeister im ritterlichen Hause war — wer kennt nicht des großen Wolfram von Eschenbach rührende Klage über sein ärmliches Leben — ging es beim Turnier hoch her. Entweder der Turniergeber lud die ganze Massenie zur Tafel, oder einzelne Turnierer hielten in ihren Herbergen offenes Haus mit solcher Verschwendung, daß der König von Cypern im Abenteuer „Jungherr und treuer Heinrich“ sich beklagt, er habe geglaubt, er halte Hof in Famagusta, nun aber thue es ein Fremder.

Digitized by Google

Konnte schließlich die Rechnung des Wirtes nicht beglichen werden, so blieben Schmuck, Rüstung und Rosse als Pfand zurück, um in seltenen Fällen gelöst zu werden.

Da das Gefolge vornehmer Herren oft mehrere Hundert Mann mit ihren Rossen betrug, so boten die Mauern der Städte nicht immer genügenden Raum zur Unterkunft. Dann wurden auf freiem Felde prächtige Zeltlager aufgeschlagen, was die Kosten des Festes nicht verminderte.

Man traf mehrere Tage vor Beginn



Stich „ze treviers“.

A, B Aufstellung: bei c c c c erfolgt das Kommando „treviers“, nun Puneiz bis d, wo die Lanzen brechen, und dann Volte nach A und B; a b b Richter- und Damentribüne.

des Turniers am festgestellten Orte ein und befestigte an seiner Herberge sein Wappenschild und Banner und die Wappen der rittermäßigen Gefolgschaft, um dadurch den Ort seines Quartiers kenntlich zu machen. Die bevorzugte Zeit der Turniere war Pfingsten, wo man auf gutes Wetter ohne zu große Hitze rechnen durfte, welch letztere man gern vermied. Zum ersten Turniertag wählte man gern den Montag. Ein Ort in solch buntem Turnierschmuck, dem die Bürgerschaft mit Kränzen und Teppichen ihr Bestes hinzufügte, muß allerdings überaus fröhlich und malerisch ausgesehen haben. Dazu das lustige Leben auf den Gassen, auf denen geputzte Menschen im Übermut der Jugend und der Festesfreude sich drängten und bis tief in die Nacht bei Fackelschein und Musik sich vergnügten. Wir können verstehen, daß die Aussicht auf ein Turnier alle Herzen höher schlagen machte, denn auch für die Stadtjugend begann ein heiteres freies Leben. Die Thore der Stadt, in der eine Turniergesellschaft lag, standen offen, und ihr Weichbild war sicher vor Raub und Überfall. Man genoß eine Freiheit, die man sonst schmerzlich entbehrte, zumal der grünende Mai alles aus den dumpfen Stuben rief.

Von der Erscheinung eines Ritters in der turniermäßigen Bewaffnung hat man meist eine falsche Vorstellung. Romantische Anschauungen haben völlig unrichtige Bilder erzeugt. Sie war sicherlich sehr reich und bunt, aber ebenso formlos und ungeschlacht. (Abbild. S. 673 bis 675.)

Im wesentlichen unterschied sich Turnier- und Kampfausrüstung kaum, bis der Tausch des eisernen Maschen- oder Ringhemdes gegen die kunstvolle Plattenrüstung, den wir, mindestens in Frankreich, um 1390 als vollkommen geschehen annehmen dürfen, ganz neue Formen und Anschauungen brachte.

Das Panzerhemd ist jederzeit nur der letzte oberste Schutz des Mannes. Eine Anzahl Unterkleider, vor allen das stark gepolsterte und gesteppte, aus doppeltem Leinen oder Seide hergestellte Gambeson als Unterwams deckte den Körper über dem notwendigen Alltagskleide. Hals, Arme, Beine wurden noch durch besondere Binden geschützt, welche etwa unserem Pankzeuge entsprochen haben mögen. Senftenier und Huffenier schützten noch eigens Bauch und Hüften, und auch die Knie, welche beim Anreiten, dem Hurten, am meisten gefährdet waren, umwickelten dicke Filzbinden. Die Eisenhosen, Kolzen, Iserkolzen wurden dem Ritter, der auf dem Rücken lag, über die mit der

Digitized by Google

gewöhnlichen Hose bekleideten Beine gestreift und am Lendengürtel (Lendenier) befestigt, auch wenn das Bein nur durch vorgeschnallte Panzerstreifen geschützt war. Wurde der Lendenier zerrissen oder zerhauen, so fielen die Kolzen herab, wie dies dem Arofel vor Alischanz (Wilhelm von Orange) geschah. Im zwölften Jahrhundert wurde nun ein prächtiger Rock angelegt, der am unteren Rand des letzten Hauptharnisches, der Brünne, dem Halsberk, hervorsah. Brünne und Halsberk sind nicht dasselbe, obwohl sie beide das Eisenkleid bezeichnen, welches den Oberkörper bedeckt. Halsberk scheint die kostbarere, vornehmere Rüstung zu sein, aus ineinander greifenden, genieteten oder geschweißten Ringen geflochten, während die Brünne ein Panzer aus mittels Ochsensehnen auf Leder oder Leinwand nebeneinander genähten Schuppen oder Ringen gewesen sein dürfte. Jünger ist die Halsberkform jedenfalls nicht, denn schon die Friese des Altars von Pergamon zeigen sie. Von der Erfindung des Drahtzuges ist sie ganz unabhängig.



Spätere Turnierrüstung (Rennzeug) im sechzehnten Jahrhundert.

Halsberk und Brünne haben eine Art Kapuze, das Hersenier, auch Gupfe, die über den Kopf gezogen wurde, nachdem man vorher eine gepolsterte Haube (Batvat, Hut, Coife) aufgesetzt hatte. Um die Gupfe fest am Gesichte anschließend zu machen, diente ein Panzerlappen, die Ventaille, welche häufig auch den Mund mit bedeckte. Aber selbst über diesem Panzerkleide brachte man noch Schutzvorrichtungen für besonders gefährdete Körperteile an, den Panzerkragen (Collier), die Ellbogen-, Schulter- und Kniekapseln, Spaldeniere und Knielinge, die Schiniere (scheuieri) für den Unterschenkel.

Dietrich von Glaz beschreibt eine besonders schöne Rüstung in allen ihren Teilen, deren Bezeichnung nicht überall klar ist:

Sin harnasch schien als ain glas,
Geschuot er in den hosen was.
Die waren kleiner ringe
Vil guot de hurtelinge;
Die machte rot des trachen bluot.
Sin schiviere waren guot
Mit golde übergossen.
Uf den huf gedossen
Lag ein seiden hussenier,
Von blankheit sin spaldenier
Zieret ihm den lip wohl
Sin plate was gesteines vol
Sin arme heten spozenier
Bedekket unde muzzenier.

Im dreizehnten Jahrhundert wird ein langer Waffenrock über den Halsberk angelegt und entwickelt sich nun zum Prachtstück ritterlicher Ausrüstung (Abbild. S. 676), wird aber auch wohl in Minnethorheit durch den Frauenrock, mitunter sogar durch das Hemd der Geliebten ersetzt.

Nachdem Rittergürtel und Schwert umgelegt, wird der Helm „aufgebunden“ und durch die Helmschnur befestigt, aber die im dreizehnten Jahrhundert unter dem Topfhelm üblichen Beckenhauben wurden im Turniere kaum getragen. Noch im zwölften Jahrhundert eine einfache konische Kappe mit Naseneisen (Abbild. S. 674) und höchstens durch ein, im Nacken flatterndes, befranstes Stück farbigen Stoffes geziert, wird dem Helme bald ein breites, durchlöchertes Gesichtsblech angefügt, dem schon

Digitized by Google

mit gleichzeitiger Verflachung des oberen Teiles, der Schale, zunächst des Gleichgewichtes halber ein Nackenschild folgt. Nach allerlei Zwischenformen vereinen sich beide und bilden so den geschlossenen entsprach daher einer Verkleidung. Häufig bemalte man auch den Helm mit den Wappenfarben und Emblemen, wofür im vierzehnten Jahrhundert die Helmdecke eintrat, obwohl das Bemalen der Turnier-



Der Herold des Forderers überreicht Schwert und Forderung zum Turnier dem Geforderten.

Topfhelm, der mit Augenschlitzen (Fenstern) und Atemlöchern versehen wurde. Auf seiner Schale erhob sich bald nach 1200 der Helmschmuck, das Zimier, das dem Wappen entlehnt sein konnte, aber nicht mußte. Der „Jungherr" läßt sich von seinem treuen Heinrich einmal ein Vogelnest, dann einen Flederwisch und endlich den kostbaren Schleier der Geliebten als Zimier auf den Helm heften. Da der Helm seinen Träger unkenntlich machte, so gab das Zimier, dessen Bild auf dem Schilde wiederholt wurde, die einzige Möglichkeit eines Erkennens auf dem Turnierplatze, erleichterte aber auch das bei Minne-Intriguen oft so erwünschte Unerkanntbleiben. Der Wechsel der Helmzier mit gleichzeitiger Veränderung des Wappenrockes und der mit ihm übereinstimmenden Pferdedecke, des Lankeniers, helme darum nicht ganz aufhörte. Dienstmannen trugen die Wappen ihrer Herren. Mitunter trug ein Ritter aus Höflichkeit das Wappen eines anderen, oder setzt dessen Zeichen neben das seine, wie der Domvogt dies Ulrich von Lichtenstein zuliebe that. An oft kostbarer Fessel hing über dem Nacken der Schild, im zwölften Jahrhundert in zugespitzter Form mit hohem Buckel (umbo) (Abbild. S. 675). Später wird er immer kleiner, nähert sich der gleichseitigen Form, bis die vollendete Gotik ihn abenteuerlich ausgestaltet, ihm namentlich einen Einschnitt zum Einlegen der Lanze giebt. Wahrscheinlich war der Turnierschild jederzeit etwas kleiner als der Kampfschild. Seine bevorzugte Farbe in der höfischen Zeit ist grün, aber er ist mit den Wappen oder den Emblemen seines Trägers bemalt und

Digitized by Google

wird, wenn dieser unerkannt bleiben will, mit einer Decke von Damast oder Pelz, der Muove, überzogen.* Die vergoldeten oder silbernen Sporen waren über dem Hackenbein mit seidenen Borden angeschnallt. Jetzt konnte der Turnierer sein Roß, Ors, immer einen Hengst, besteigen, oder eigentlich, ohne Hilfe der Steigbügel, vom Boden in den Sattel springen. Das feurige Tier ist fast ganz von der prachtvollen Decke, dem Lankenier, auch Couverture, eingehüllt, auf dem Kopfe, dessen Stirn das stahlharte Testier, die Roßstirn schmückt, wiederholt sich in Frankreich öfter als in Deutschland die Helmzier. Das Lankenier hat Augenausschnitte. Der Hengst ist also nicht geblendet, wie bei den späteren Kampfspielen. Die Turnierlanze, ein nicht zu schwacher $3^1/_2$ bis 4 Meter langer Baum, von Eschen- oder Tannenholz von höchstens 6,5 Centimeter Stärke, war geschält und bemalt und mit farbigem Wimpel versehen. Mitunter hatte sie eine kleine Faustscheibe, nicht immer eine Eisenklinge, die sowohl scharf als auch abgeplattet oder als Krönlein gebildet war. Wolfram spricht mehrfach von Rohrlanzen, und es ist nicht einzusehen, warum die überaus festen Kannaschäfte, welche der Süden Europas in hinreichender Menge erzeugt und welche eine große Steifigkeit besitzen, nicht Verwendung zu Turnierlanzen gefunden haben sollen.

* * *

In der eigentlichen Turniertechnik des zwölften bis sechzehnten Jahrhunderts unterscheidet man drei Hauptformen: 1) den Tjost, auch Gestech, Speerkampf zwischen zweien; 2) das Turnier im engeren Sinne, Kampf zwischen ganzen Rotten; 3) den Buhurd. Der letztere ist eigentlich nur eine Kavalkade, ein Kampf mit ungefährlichen Waffen, häufig sogar ohne Rüstung. Man parierte den Stoß der unbeschlagenen Speere mit den Schilden, die



Die Kampfrichter erhalten vom Herold die Ausschreibung des Turniers.
(Miniature aus König Renés Turnierbuch.)

* 1170 erscheint als frühestes Wappen der Adler des Heinrich Jasomirgott und der Löwe des Philipp von Elsaß. Das Wappen des heiligen Ludwig, 1136, von dem Slava spricht, erscheint mir zweifelhaft.

Digitized by Google

nach dem Brechen der Stangen aneinander geschlagen wurden, wobei es auf geschicktes, schneidiges (hurteliges) Reiten ankam. Die Teilnahme am Buhurd forderte nicht, wie Nummer 1 und 2, die Ritterwürde. Er wurde auch nicht angesagt, sondern war zufälliger, aber fast nie fehlender Begleiter großer Festlichkeiten zur Freude der reit- und kampflustigen Jugend. Er unterscheidet sich wesenlich von der Vesperie, welche ein wirkliches, wenn auch ebenfalls nicht angesagtes Stegreifturnier ist, weil der Kampfesmut die Turnierer den eigentlichen Eröffnungstag des Waffenspieles nicht abwarten läßt, wobei aber freilich kein „Dank" zu erwerben ist.*

Tjost und Turnier sind Kampfspiele in voller turniermäßiger Ausrüstung, die, in Deutschland mit der Lanze begonnen, nur dann in den Schwertkampf übergehen, wenn die Lanze eine Entscheidung nicht herbeigeführt hat.

Beim Lanzenkampf drückt der Mann den Speer hoch in die Achselhöhle, Arm und Ellbogen weit zurückgeschoben fest an die Stange andrückend, so daß die Faust an ihr wenig vor der Achselhöhle liegt,** hebt sich im Sattel, indem er seinen Stützpunkt auf der hohen Rücklehne des Sattels findet und, die Beine gerade ausstreckend, die Füße fest in den etwas weiter vorn als jetzt üblich befestigten Steigbügel drückt, und zieht, sich vorwärts neigend, den Schild bis an das Kinn (Abbild. S. 677). Der feste Sitz des Sattels ist entscheidend, er hat daher außer den doppelten Darmgurten noch eine horizontale Festigung durch den Brustriemen, den Fürbiege- und durch den unter dem Schwanzriemen liegenden Schurzzengel, so daß der Sattel, wenn die Riemen nicht platzen, was nicht selten geschieht, nicht rücken kann.

Der Stoß der Lanze soll zwischen den Vierglieder, also nicht tiefer als auf die Brust und zwar zwischen den Viernägel des Schildes treffen, die äußerlich erkennbare Stelle, wo durch Nieten die Schildfessel und das Gestell (der Faustriemen) inwendig am Schilde festsitzen. Ebenso ritterlich, aber schwieriger, ist der Stoß auf die Helmschnur, d. h. auf die Stelle, wo der obere Schildrand den Helm freigiebt. Die Lanze kann die Helmschnur in Wahrheit nie treffen, aber durch den gewaltigen Ruck, den der Stoß ausübt, kann die Schnur platzen und ein geschickter Gegner fängt dann den notwendigerweise abfliegenden Helm mit der Spitze des Speeres auf, wie solches Gavan (Parz. II, 601) in elegantester Weise ausführt. Kam man nicht aus dem Sattel, so splitterten die Lanzen und die Rosse sanken häufig in die Hacksen; oft aber stachen sich beide Gegner von den Hengsten (Abbild. S. 676). Den Gegner zu fehlen (zu fallieren), war eine große Schande, die nur noch von der überboten wurde, wenn man des Gegners Pferd verwundete. Das Reiten wurde im Galopp (walap) begonnen. Der eigentliche Anlauf, der Puneiz, aber in Carriere (rabbin) gemacht, wobei die Lanze erst gerichtet wurde.

In dieser Weise spielte sich wohl immer der Tjost ab, der Speerkampf nur unter zweien. Erst wenn alle Speere verstochen waren und auf den Ruf: „Sperâ here, sperâ sper, wâ nû sper, diz is hin, ein andrez her," keine neue Bewaffnung erfolgen konnte, wurde zum Schwerte gegriffen. Ulrich von Lichtenstein brach am 1. Mai 1224 dreißig Speere, und Wolfram läßt Gamuret gar einmal hundert Speere an einem Tage verstechen. Wer den Sattel hatte räumen müssen, galt als besiegt, wenn nicht etwa das Platzen der Darmgurte an seinem Falle schuld hatte, wie das z. B. Hagen im Kampfe mit Gelfrat begegnet. Der Sturz beider Gegner ließ den Sieg unentschieden, der nun

* Wer sich genauer zu belehren wünscht, den verweise ich auf Prof. Dr. Alwin Schultz' vortreffliches Buch: „Das höfische Leben im Mittelalter", sowie auf Dr. Felix Niedners überaus sorgfältige Behandlung des Turnieres in seiner Schrift: „Das deutsche Turnier im zwölften und dreizehnten Jahrhundert", vor allem aber auf Wendelin Böheims ausgezeichnetes Handbuch der Waffenkunde.

** Reinprecht von Murek setzt im Tjost zu Tarvis mit Ulrich von Lichtenstein den Speer ausnahmsweise auf den Schenkel „an den Diech".

Digitized by Google

im Schwertkampfe meist zu Fuß zur Entscheidung gebracht wurde. Selten war ein solches Ringen zu Roß, wie zwischen Parzival und Orilus, sowie ersterem und Feirefiz. Gewöhnlich verläuft die Sache wie in Hartmanns Erek (755 bis 788).

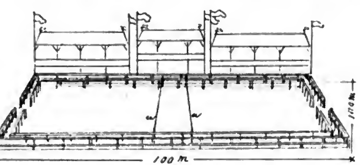
Anders gehen die Dinge beim Turnier im engeren Sinne, dem Kampf in Rotten. Auch hier beginnt der Speerkampf, aber es können dabei Variationen stattfinden, über welche uns eine klassische Stelle im Parzival Auskunft giebt. Wolfram sagt:

Fünf Stiche mag turnieren han
Die sint von miner hant gethan.
Einer ist zum puneiz,
Ze treviers ich den andern weiß:
Der dritte ist zen muoten:
Ze rechter tjost den guten
Ich hurtelichen han geritten,
Und den zer volge nicht vermiten.

Es ist in Bezug auf die Erklärung dieser Stelle viel hin und her gestritten worden, ich glaube aber, daß Niedner der Wahrheit wohl am nächsten kommt, dem ich daher im wesentlichen folge.

Der Stich zum Puneiz ist das Turnieren in ganzen Haufen unter ihren Führern mit geradem Anlauf (Puneiz, auch Poinder).* Die Speere krachen und die Glieder reiten durcheinander hindurch, wobei natürlich ein scharfes Drängen, ein Hurt, unvermeidlich und die Knie manchen Stoß auszuhalten haben. Nach dem Durchreiten macht jeder Reiter eine kurze Volte und stellt sich mit frischem Speer zu neuem Angriff in die, erst vom Gegner innegehabte Front. Die Führer kommandieren, wenn der Walap sich zum Puneiz steigern und in Rabbin fallen soll: „Hebt uich zesammen, nu machet den puneiz nicht lang!“ weil langer Puneiz das Zielen erschwert. Wer im Sande liegt, hat natürlich ein schlimmes Los, wenn auch Hilfe durch seine Knechte und die Grieswärtel bei der Hand ist.

Bei dem Stiche „ze treviers“ (wohl von à travers) nimmt Niedner an, daß auf Kommando „treviers“ bei Beginn des Puneiz die Züge rechts schwenken und sich in schräger Front treffen. Um dies zu ermöglichen und jedem Mann gleichen Puneiz zu gewähren, müssen sie sich bereits in schräger Front aufstellen und anreiten, und zwar müssen die beiden sich angreifenden Züge so aufgeritten sein, daß zwischen ihren Fronten mindestens eine halbe Zugbreite frei ist, auf welcher Fläche das Treffen der Reiter stattfindet. Durchreiten, Hurten und Volte bleibt wie vorher. Jedenfalls gestattete nur ein geräumiger Turnierplatz dieses Manöver, namentlich wenn von mehr als zwei Haufen gekämpft wurde, wobei es wohl nicht immer ordnungsmäßig „mit Kunst nach ritterlichen Sitten“ zugegangen sein mag. (Abbild. S. 678.)



Turnierschranke. (Nach Viollet le Duc.)

Varianten waren die folgenden drei Stiche. Bei dem „zen muoten“ ritt ein Ritter seiner Schar voraus und brachte durch geschickten Angriff die feindliche Schar derart in Unordnung, daß nun der Choc seiner Schar leichtere Arbeit hatte.

Schwer erklärlich ist „ze rechter tjost“. Niedner hält es für ein Tjostieren des einzelnen gegen einen einzelnen im Gewühl des Scharenkampfes, aber eigentlich ist der Scharenkampf ja auch nur eine Reihe gleichzeitiger Tjoste. Den Stich „zer volge“ hält Niedner für einen Tjost auf specielle Herausforderung, der häufig zur besonderen Ehre der Damen als „Damenstich“ gethan wurde. Freunde und Verwandte beehrten sich gegenseitig mit „frivends stichen“, d. h. leichten Stichen der

* Böheim leitet das Wort von poser, ponere ab.

Digitized by Google

Lanze, die diese weder zerstoßen noch den Gegner herabstechen sollten.

Dem Turnier mit der Lanze folgt, nachdem die Speere verstochen waren, der Schwertkampf wie beim Tjost.

Als, namentlich in der späteren Zeit, viele aus dem Turnieren ein Gewerbe machten, kam die schlechte Sitte „daz zoumen“ auf, darin bestehend, einen Gegner zum Gefangenen zu machen und von ihm Sicherheit und demnächst Lösegeld zu verlangen. Man ergriff den Hengst des Gegners beim Zügel und riß ihn auf seine Seite herüber, was natürlich der unangenehmen Folgen halber, die solche Gefangennahme hatte, nicht ohne Gegenwehr möglich wurde.

Eine andere Turnierunart war die der Kipperei. Eigentlich durfte beim Speerkampfe kein dritter zum Vorteile oder gerüsteten Knechte, Kipper, mit eisenbeschlagenen Knüppeln beim Zäumen zu Hilfe zu nehmen, sei es zum Angriff oder zur Verteidigung. Dann schändete gemeine Prügelei die Turnierschranke, namentlich wenn die Knechte selbständig, freilich zum Vorteile ihres Herrn, das Handwerk des Zäumens trieben. Es wurde daher im dreizehnten Jahrhundert beim Ausschreien des Turniers festgestellt, ob Kipper erlaubt sein sollten, und Wolfram erwähnt der Kipper nur einmal mit voller Verachtung, denn solches duldete die gute Gesellschaft nicht. Gerade die Selbstdisciplin des einzelnen, das nie aussetzende Bewußtsein von dem, was sich in der Turnierschranke schicke, mußte die Ordnung in dem Gewühl des Kampfspieles aufrechthalten, wenn auch Kampfrichter und Grieswärtel offiziell dazu bestimmt

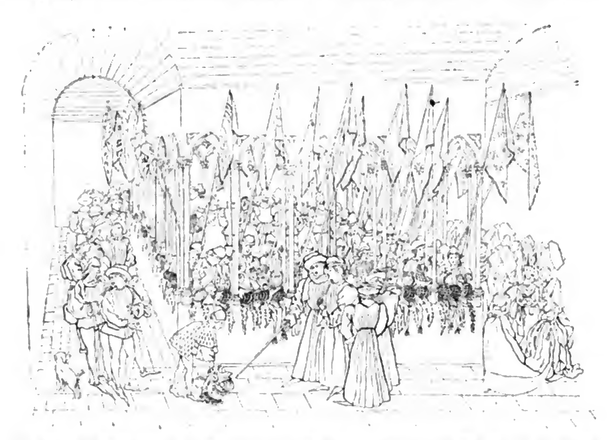


Ankunft der Kampfrichter am Orte des Turniers. (Miniature aus König Renés Turnierbuch.)

Nachteile eines Tjostierers eingreifen. Nur zu deren persönlicher Dienstleistung waren die Knechte in den Schranken geduldet, wozu auch die Bewachung von Gefangenen, welche Sicherheit weigerten, gehörte. Aber allmählich riß die böse Sitte ein, die waren. Aber man denke sich nur das Gedränge innerhalb der Schranke, das unausgesetzte Tönen der Kampfrufe, das Wiehern und Stampfen der Rosse und das Rasseln ihrer Schellen, die Hilferufe der Gestürzten, das Hin- und Herjagen

Digitized by Google

der farbenprächtigen, reich geschmückten Kämpfer, die begieriger waren sich hervorzuthun wie in der Feldschlacht, denn es galt, sich Lob zu erwerben vor alten erprobten Kämpen, denen aber bereits das Greisentum das Lanzenbrechen verbot, vor den Damen des Landes, vor dem leichtfertigen, aber doch umschmeichelten Volke der Fahrenden, welche den Ruf ausgezeichneter Turnierthat in die Weite trugen, und man wird verstehen, welche unwiderstehliche Anziehung das Turnier auf eine Zeit ausübte, die mindestens ebenso genußsüchtig war wie die unsere, ohne die Fülle aller jener Mittel zur Befriedigung der Genußsucht zu besitzen, welche mehr ein Verhängnis als ein Vorzug unserer Zeit sind.



Die Helm- und Wappenschau im Kreuzgange eines Klosters. (Miniature aus König Renés Turnierbuch.)

Aber auch die materiellen Vorteile waren für den glücklichen Turniermann nicht gering. Der Wert des erworbenen Dankes war oft wenig bedeutend, ein Kranz, mitunter die Küsse von einer Anzahl Damen, ein Ring, oft ein Falke mußten genügen. Daß der Sieg eine Braut brachte, ist wohl nur eine dichterische Erfindung, doch warum sollte, wie A. Schultz fragt, nicht auch einmal ein Vater durch ein Turnier einen tüchtigen Gatten für sein heiratslustiges Töchterlein gesucht und gefunden haben. Freilich jenem Kaufherrn aus Goslar, der auf dem Turniere zu Magdeburg 1281 das als Dank ausgesetzte Fräulein gewann, wurde sein Sieg kostbar: de gaf or sovel mede, det se ores wilden levendes nicht mer ovende (Schultz, Höf. Leben I, S. 118).

Der eigentliche Gewinn beim Turniersiege lag in der Sicherheit, die der auch ohne Kipper Besiegte geben mußte, denn er mußte die an den Sieger verlorene ganze Rüstung von Mann und Roß sowie das Roß selbst auslösen. Besonders reiche und wohlwollende Turnierveranstalter erklärten wohl beim Ausschreien, alle Gefangenen lösen zu wollen, auch gab es Großmütige, die kein Lösegeld beanspruchten, das kam aber selten vor. Meistenteils wanderte der sich Lösende zum Wirte oder zum Juden, wo er in beiden Fällen gegen Wucherzinsen Geld aufnahm. Der Jude war jedenfalls der bequemere,

Digitized by Google

wenn auch nicht gerade der billigere Gläubiger.

Hatte man gar das Unglück gehabt, einem berufsmäßigen Turnierer, einem sogenannten „Mutwillaeren", einem Baumer zum Opfer zu fallen, so konnte man sich auf die härtesten Bedingungen gefaßt machen, welche die nicht selten eintretende finanzielle Zerrüttung wohlhabender Leute durch das Turnieren erklären. Gerade diese Mutwillaeren waren die siegreichsten Gegner, weil ihr unausgesetztes Reiten von einer Schranke zur anderen ihnen die größte und gefährlichste Gewandtheit in Führung von Roß und Waffe verlieh. Dazu kam noch Spott und Unehre für den Unterliegenden.

Aber auch der Sieger hatte seinen Teil zu tragen. Immer wiederholen die Dichter, wie die Ritter, auch die tapfersten, nach dem heißen Tage am Abend in der Herberge ihres Leibes pflegten, zunächst freilich sich durch ein Bad, nicht selten mit Hilfeleistung der Damen, von Schweiß, Staub und Harnischrost reinigten, die blaugeschlagenen Glieder von den reichlich erhaltenen Stößen und Quetschungen durch eine Art von Massage herstellten, wobei oft der Feldscher mit seinem Pflasterkasten nicht zu entbehren war. Vor allen Dingen galt es, sich nicht nur für den anderen Tag kampffähig, sondern auch für den Abendtanz brauchbar zu erhalten. Das war beides nicht immer möglich, mancher war sogar auf immer abgethan. Daß Godefroy de Preully, der sogenannte Erfinder der Turniere, auf einem solchen Feste blieb, ist bereits gesagt. Auf dem Turniere von Neuß 1241 erstickten angeblich hundert Ritter vor Staub und Hitze, ebenso erging es 1279 Guillaume de Dampierre und einem von Landsberg. Im Jahre 1234 wurde Florenzius von Holland von den Rossen zertreten; 1268 kam Markgraf Johann von Brandenburg auf einem Turniere um u. s. w. Wenn vollends solche Thorheiten getrieben wurden, wie sie Friedrich von Ouchenfurt beging, der, um den höchsten Minnelohn zu erwerben, ohne Rüstung nur im Rocke seiner Dame tjostete, so konnte man das Verbot der Turniere durch die Kirche wohl gerechtfertigt finden. Innocenz II. und III., Alexander III. und Cölestin III. bedrohten die Turnierer mit strengen Kirchenstrafen, und 1287 wurde die Androhung des Bannes nötig, um wenigstens die Kleriker von den Turnierschranken fern zu halten.

Der staatskluge Richard Löwenherz ließ sich das nicht anfechten und ordnete Turniere als Waffenübung an, machte sie aber gleichzeitig durch eine auf sie gelegte Abgabe nutzbar für seine Kasse. Denn im ganzen Abendlande waren die Herren so turniersüchtig, daß man den eigentlichen Turniertag gar nicht abwartete, sondern bereits am Nachmittage vor dem eigentlichen Festbeginn in der Vesperie so munter tjostete und turnierte, daß es wie bei Kunvoleis gar nicht zum eigentlichen Turnier kam. Gamuret macht seiner geliebten Gattin Herzeleide gegenüber die Bedingung, im Monat mindestens einmal auf ein Turnier reiten zu dürfen.

Am Turniertage mußte früh ans Werk gegangen werden. Man hörte eine Messe, nach der mitunter das Versprechen abgelegt wurde, „ohne Groll" zu fechten und etwaige Privatfeindseligkeiten auf dem Turniere nicht auszutragen. Nach einem kleinen Imbiß (zwei gebratene Hühnchen, um doch nicht ganz nüchtern zu sein*) riefen die Kreiere zum Wappnen, zum Anlegen der Turnierrüstung. „Wapnet iuch, seid hochgemuot und zogt mit freuden uf daz velt." Bis diese Arbeit geschehen, die recht zeitraubend gewesen sein muß, denn auf die Zuverlässigkeit des vielen Riemen- und Schnallenwerkes kam alles an, erfolgte unter Vorritt der Herolde, der Posauner und Pauker das Einreiten der Turnierer mit fliegenden Bannern.

Tjost und Turnier folgen dann in der beschriebenen Art in Scharen von nicht unter acht und nicht über hundert Mann, die bereits mehrere Tage vorher eingeteilt sind, wie Ulrich von Lichtenstein in

---

* Alwin Schultz, Höf. Leben.

Digitized by Google

der Beschreibung des Freisacher Turnieres berichtet.

Ein besonders scharf und von den besten Kämpen gerittener Tjost, der Damenstich, endet gewöhnlich das Turnier. Es ist ein Lanzenbrechen zur Ehre der Damen, denen man diente, offen oder heimlich, und deren Zeichen man, nur der Dame oder besonders Eingeweihten kenntlich, trug. Da man hier natürlich das Beste thun wollte, so waren diese Damenstiche auch die gefährlichsten.

Eine besondere Art des Turniers, die sich am besten an diese Damenstiche anschließt, ist das Foresten. Es war das eigentlich ein ritterliches Wegelagern, bei dem es aber nur darauf ankam, zur Ehre seiner Dame Speere zu brechen und Sicherheit der Besiegten zu bekommen, welch letztere die Verpflichtung hatten, sich bei der Dame vorzustellen und hier von dieser irgend eine Buße erhielten. Gerade beim Foresten haben alle die kindischen Spielereien der Minnethorheiten freies Feld, und Ulrich von Lichtensteins alberne Fahrt als Frau Venus ist auch im wesentlichen ein langes Foresten. Gewöhnlich aber versteckte sich ein Ritter allein oder mit ein paar Knechten im Walde, oder stellte sich an einer Brücke oder Furt auf, indem er seinen Schild an einen Baum hing, und forderte von jedem Rittersmann, der des Weges kam, einen Speer zur Ehre seiner Dame zu brechen, ein Wunsch, der nicht abzuweisen war. Kaufleute und harmlose Wanderer begegneten solchen Forestern nicht gern.

Ebenso ist die „Runttafel" eine Turnierspielerei, bei der die Ritter, die tadellos gestochen, sich als Artushof vereinigten, die Namen der Artusritter annahmen und an einem runden Tische tafelten, natürlich in Gemeinschaft der Damen, welche, da sie nicht prüde waren, die Gemütlichkeit nie gestört haben werden.

Mit dem Verfall der höfischen Sitten, welcher ja bereits im dreizehnten Jahrhundert einbrach und den Ulrich von Lichtensteins Jtwitz klagend schildert, änderte sich auch das Turnierwesen gänzlich und traten nun überaus strenge Turniervorschriften in Gültigkeit, um durch diese zu ersetzen, was früher ritterlichem Sinne selbstverständlich gewesen war. Zunächst in Frankreich wurden die Turniere durch die peinlichsten Vorschriften geregelt. In die Augen springend ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Turniere. Der Speerkampf beschränkte sich hier auf den Tjost, wenn dieser auch gleichzeitig von mehreren Paaren ausgeübt wurde. Das Turnier ist nur Kampf mit der Hiebwaffe. Es ist bereits gesagt, daß im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts durch allmähliches Verstärken des Harnischs die Rüstung in ein vollständig geschlossenes System von Eisenplatten umgewandelt wurde. Diese Kriegsausrüstung war natürlich schwer und unbequem, wenn auch sicherlich eher leichter als der frühere Halsberk mit all seinem Zubehör. Da das Turnier aber immer mehr die Formen des Ernstkampfes verlor, die es im elften und zwölften Jahrhundert gewahrt hatte, denn alle Schlachten in Wolfram von Eschenbachs Dichtungen sind nur Tjoste der vorzüglichsten Helden, so konnte man auch die Rüstung für die speciellen Regeln dieser Festkämpfe abändern, einzelne Teile verstärken, andere an Körperteilen, die nicht gefährdet waren, vernachlässigen. (Abbild. S. 679.) Da das hurteliche Reiten schon wegen der nunmehr modischen langen Schuhschnäbel fortfallen mußte, weil letztere sich auf die Rüstung übertrugen, konnte zuletzt von einer Rüstung der Beine fast ganz abgesehen oder dieselben auf andere Weise geschützt werden. Dadurch entbehrten freilich die Turniere des wesentlichen Zweckes, den Mann an die Feldrüstung zu gewöhnen, in der z. B. die Franzosen in den Kämpfen mit den Engländern oft tagelang aushalten mußten, und Viollet le Duc schreibt zum Teil diesem Mangel an Gewöhnung die häufigen Mißerfolge der überaus schwer gerüsteten Gensdarmes in jenen Kriegen zu.

* *
*

Digitized by Google

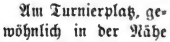
Das kleinlich ausgeklügelte Turnierceremoniell begann nach dem Turnierbuche des René von Anjou, Königs von Neapel und Sicilien (gestorben 1480), bereits beim Ausschreiben des Turnieres.

Nur ein Fürst oder sehr hoher Adeliger und Bannerherr ist berechtigt, als Herausforderer, appellant, ein Turnier auszuschreiben, nachdem er sich vorher Gewißheit verschafft, daß der von ihm gewählte Gegner, der Verteidiger, deffendant, gewillt sei, auf ein Turnier einzugehen. Dann erst erteilt er einem Wappenkönig oder Herold, der im blasonnierten Wappenrocke zu erscheinen hat, seinen Auftrag zur wirklichen Ausforderung an den Verteidiger, indem er ihm ein Schwert, dessen Spitze erfassend, übergiebt. Der Herold empfängt das Schwert knieend und erbittet zugleich die Namen der Kampfrichter und von acht Rittern, die der Verteidiger zu stellen gedenkt, wovon aber nur zwei aus der unmittelbaren Umgebung des Fürsten sein dürfen.

Nun reist der Herold zum Geforderten und überreicht diesem mit gleicher Feierlichkeit den Handgriff des Schwertes, den der Deffendant bei Ausspruch der Annahmeformel erfaßt und nun seinerseits die Namen seiner Kampfrichter und Ritter übergiebt, nachdem ihm die des anderen Teiles bekannt gegeben sind. (Abbild. S. 680.) Diese werden nun durch einen Herold, der zu diesem Behufe eine besondere Ausschmückung erhält, namentlich durch Anheftung eines Bildes der beiden Unternehmer in vollem Turnierschmuck auf seiner linken Schulter, benachrichtigt. (Abbild. S. 681.) Erst die Kampfrichter sind berechtigt, das Turnier „ausschreien“ zu lassen. Dem Landesherrn muß die Aufforderung durch den Wappenkönig persönlich überbracht werden.



Turnierstrafe eines lügnerischen, wortbrüchigen oder wucherischen Ritters.

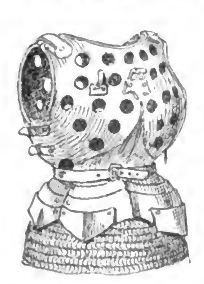


Am Turnierplatz, gewöhnlich in der Nähe einer Abtei oder eines Klosters, wo man größere Räumlichkeiten erwarten durfte, sind unterdessen die Schranken errichtet, nicht übermäßig groß, ein Viereck von achtzig bis hundert Metern Länge zu sechzig bis fünfundsiebzig Metern Breite, mit doppelter Einzäunung, um im Gewühle des Gefechtes den Knechten und Grieswärteln eine schützende Zuflucht zu gewähren, und mit einander gegenüberliegenden Eingängen. (Abbild. S. 683.)

Digitized by Google

Die Handschrift des trojanischen Krieges vom Jahre 1441, im Besitze des Germanischen Museums in Nürnberg, zeigt ein Kolbenturnier in einer zwölfeckigen, also annähernd runden Schranke, und das im mittelalterlichen Hausbuche (Publikation des Germanischen Museums) dargestellte Krönleinstechen entbehrt jeder Schranke, scheint also wohl nur ein Stegreifturnier. An der Langseite des Rechtecks finden sich die Tribünen, deren gewöhnlich drei sind, eine mittlere, höhere für die Kampfrichter, die längeren an den Seiten für die Zuschauer. In der Mitte, von Langseite zu Langseite, werden zwei Seile in solcher Entfernung voneinander gespannt, daß ein Reiter zwischen ihnen sich bewegen kann.

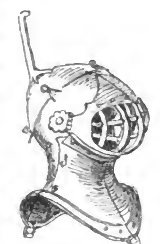
Die Ankunft am Orte des Turniers, immer vier Tage vor dessen Beginn, ist natürlich sehr feierlich und prächtig. Voran werden die turniermäßig auf das reichste aufgeschirrten Hengste der Turnierunternehmer geführt, welche letztere jeder in besonderem Zuge mit zahlreichem Gefolge eintreffen. Die Decken der Pferde zeigen auf den Viergliedern, d. h. über den Beinen, die Wappen ihres Herrn; Schellen



Brustharnisch zum französischen Turnier. (Nach König Renés Turnierbuche.)

rasseln am Halse und Federn wippen auf ihren Köpfen. Auf dem vordersten Hengste reitet, festlich gekleidet, ein kleiner Page hinter den Posaunern und Paukern, die den Zug eröffnen, und den Turnierern mit ihren Rittern, Damen, Knappen und den Trägern der gerollten Banner folgt das lärmende lustige Volk der Fahrenden, die Crieurs und Minstrels.

In der Herberge angekommen, werden die Wappen und Fahnen an dem Hause befestigt, wobei zu bemerken ist, daß nur der Bannerherr das große viereckige Banner, jeder Lehnsmann hingegen das dreieckige Banner, pennon, führen durfte.



Turnier-Spangenhelm mit Stange zur Befestigung des Kleinods. (Nach Viollet le Duc.)

Ebenso prächtig und streng geregelt war die Ankunft der mit weißen Stäben versehenen Kampfrichter, welche von den Unternehmern vor dem Stadtthore entweder persönlich oder auch durch Abgesandte bewillkommnet werden mußten. (Abbild. S. 684.)

Der Abend versammelte die ganze männliche und weibliche Turniergesellschaft in dem möglichst großen Saale, der zu haben war, meist dem Kloster des Ortes. Von der Klausur fand man sich bei solcher Gelegenheit wenig beengt, man nahm es damit im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nie sehr genau.

In feierlichem Zuge erschienen dann die Richter und luden zu der am anderen Tage im Kreuzgange des Klosters stattfindenden Wappen- und Helmschau ein. Schmauserei und Tanz beschloß diesen wie jeden folgenden Tag.

Die Wappenschau selbst war nun freilich eine für manchen Beteiligten etwas peinliche Angelegenheit.

Berittene Edelknappen hatten die Schilde und die zimierten Helme in das Kloster gebracht und auf der Brüstung des Kreuzganges aufgestellt, wobei sich mitunter herausstellte, daß die Herren ihre eigenen Wappen nicht richtig führten und sich mit

Digitized by Google

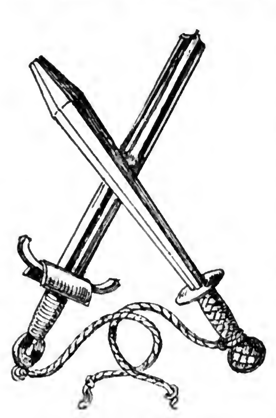
dem kundigen roy d'armes eigensinnig umherzankten, wie Antoine de la Salle, ein solcher erfahrener Wappenkönig, sehr aufgebracht berichtet.

Unter Führung des Wappenkönigs beaugenscheinten die Damen und Ritter die einzelnen Stücke. Wehe aber, wenn eine Dame den Helm eines Ritters erblickte, von dem sie sich beleidigt glaubte. Sie hatte das Recht, Klage zu erheben und die Turnierfähigkeit des betreffenden zu bestreiten. (Abbild. S. 685.) Wenn die Beschuldigung erwiesen werden konnte, wurde der Ärmste anderen Tages in den Schranken von den Turnierern so lange geprügelt, bis er laut durch den Damen zugerufenen Dank seine Begnadigung erflehte. Die Strafe war eine so große und entehrende, daß Verleumdungen von seiten der Damen sehr selten vorgekommen zu sein scheinen.

Noch härtere Strafe aber traf den Ritter, welchen man der Lüge, des Wortbruches oder Wuchers zieh, oder der eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen war. Die beiden ersten Vergehen brachten dem Ungetreuen Schläge nicht nur, wie vorhin, von den Rittern, sondern auch von den Knechten, bis er sich durch Hergabe seines Hengstes löste. Dann wurde er auf seinem Sattel auf die Platzschranke gesetzt, wo er während des Turnieres dem maßlosesten Spotte preisgegeben war. (Abbild. S. 688.) Dem, welcher in schlechter Ehe lebte, blieb die Reiterei auf der Barre erspart.

Philipp von Valois fordert vom turnierfähigen Ritter noch mehr, nämlich: 1) nichts gegen die katholische Kirche gethan; 2) seinen Herrn nicht im Kampfe verlassen; 3) kein Siegel gefälscht; 4) keinen Schwur und kein Wort gebrochen; 5) keine Kirche entheiligt; 6) keinen Schwachen gedrückt; 7) nicht Handel oder Kaufmann geschädigt; 8) keinen unerlaubten Zoll erhoben; 9) nie aus Rache einen Nachbar geplündert zu haben.

Diese Verbote, welche man der besten Gesellschaft des Landes gegenüber nötig zu haben glaubte, lassen uns einen bedeutungsvollen Blick auf die allgemeinen socialen Zustände thun, zumal auch in Deutschland und in den übrigen Ländern die Turnierberechtigung an fast dieselben Bedingungen geknüpft war, deren Nichtinnehaltung schwere Strafe nach sich zog. Der Schuldige wurde aus den Schranken geprügelt, von den Herolden mit Füßen getreten und sein Wappen verkehrt aufgehängt.

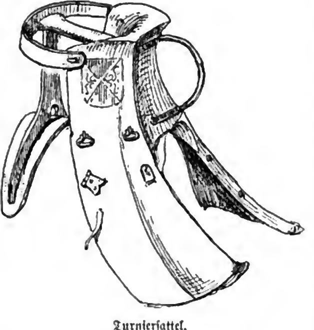

Turnierschwert und Turnierkolben.

Für die Ordnung des Turnieres schien es noch weiter nötig, alle Beteiligten durch feierliche Eide in der Kirche bekräftigen zu lassen, daß sie alle Turnierregeln halten, mit dem Schwerte nicht stoßen und keine Hiebe unter den Gürtel führen, auch keine Privatrache ausüben würden. Man erschien zu dieser Ceremonie ungerüstet, in prächtigem Kleide, einen weißen Stab, das Zeichen friedlicher Gesinnung, in der Hand. Das vorhin erwähnte Begnadigungsrecht der Damen machte die Wahl eines Vertreters derselben nötig, welcher dies Recht in ihrem Namen zu üben hatte. Dieser, „der Damenritter“, wurde am Abend der Helmschau und der mit dieser gleichzeitig verbundenen Teilung der Scharen vorgenommen. Er erschien in voller Rüstung,

Digitized by Google

aber ohne Helm, in der Schranke, da ersterer mit seinem Kleinod auf der Damentribüne aufgestellt war. Vor allem aber führte er eine Lanze mit einem an deren Spitze befestigten Frauenschleier, deren Senken bei etwaigen Strafvollstreckungen das Zeichen der Begnadigung gab. Sein Platz war zwischen den Seilen, solange diese noch gespannt waren.

Am vierten Tage vereinigte man sich ohne Rüstung, aber in prächtiger Kleidung, auf den turniermäßig geschirrten Hengsten zur sogenannten „Vigilie" und führte mit Kolben und Schwert ein Scheingefecht zur Freude der Damen aus. Es war das eine Erinnerung an die Vesperie früherer Zeit, jetzt nur noch eine Schaustellung, um Pracht und Reichtum zu zeigen. Der fünfte Tag, der eigentliche Turniertag, begann früh mit der Bewaffnung. Bei einem mächtigen Kaminfeuer, denn man liebte, wie bereits gesagt, kühles Wetter zum Turniere, um die Anstrengung des Kampfes nicht noch durch äußere Hitze zu mehren, versammelte man sich in einem großen Saale oder in geräumigen Zimmern. Man entkleidete sich bis aufs Hemd und ließ sich von den Harnischmeistern, welche, wenn man, wie die vornehmen Herren, nicht seinen eigenen hatte, hohen Lohn für ihren Dienst empfingen, waffnen. Eine sehr geschickte Hilfeleistung beim Anlegen der vielen Polsterungen und Harnischstücke war von höchster Wichtigkeit für den Schutz des Körpers und den Erfolg des Turnieres. Man wollte so sicher gerüstet sein, aber so wenig Gewicht tragen wie möglich. Daher war das Armzeug meist von gehärtetem, bemaltem oder vergoldetem Leder, der Brustharnisch von höchstens zwölf Pfund Gewicht, vom dick gepolsterten, aber kostbar gestickten Wappenrocke bedeckt, war durchlöchert. (Abbild. S. 689.) Die Beine, welche eigentlich zu rüsten nicht nötig gewesen wäre, weil sie durch den Hourt, den Stechsack des Gaules, geschützt wurden, steckten im Zeuge des Feldharnisches. Den Kopf schützte unter dem Helme zunächst die dick gepolsterte Mütze, darüber eine leichte Kesselhaube ohne Visier, welche mit ihrem Ringgeflechtschurze an die Brustpolsterung befestigt war. Hierüber wurde erst der mit Helmdecke und Kleinod verzierte Spangenhelm gesetzt (Abbild. S. 689), der häufig, wie andere Teile der Rüstung, von hartgesottenem Leder über einem Eisengestell hergestellt und vergoldet, versilbert oder bemalt wurde, wie die noch erhaltenen Turnierhelme mehrerer Sammlungen beweisen. In Deutschland scheint man zumeist den Spangenhelm, der sehr weit war und daher eine starke Polsterung der Harnischhaube vertrug, ohne Kesselhaube getragen zu haben, die ohnehin im fünfzehnten Jahrhundert, wo diese Turnierform erst in Deutschland Aufnahme fand, außer Gebrauch kam. Natürlich erschien mit all diesen Schutzwehren angethan der Ritter als ein dickes ungefüges Etwas, das die menschliche Gestalt nur noch ahnen ließ, aber in buntester Pracht schillerte und gleiste. Ob seine Ausrüstung auch wirklich den Anforderungen der Sicherheit genüge, stellte man sofort dadurch fest, daß man ein Paar Knechte mit Stangen auf den Gerüsteten einhauen ließ.



Turniersattel.

Die Turnierwaffe war entweder ein

eiserner Prügel, das Schwert oder der hölzerne Kolben. Das erstere ist eine schwere, länglich vierkantige, eiserne Stange ohne Spitze von 0,70 Meter Länge und von solcher Dimension, daß sie nicht durch die Fenster zwischen den Gittern des Helmes einzudringen vermag. Sie hat über dem Knaufe einen Faustschutz und ist an ersterem durch einen Strick am Handgelenke des Turnierers befestigt. Ebenso ist der Kolben, eine mit rundem Faustschutze sich nach oben verdickende Holzkeule, mit einem Strick am Sattel oder am Brustharnisch festgeknüpft, so daß die Waffen im Kampfe nicht leicht entfallen können. (Abbild. S. 690.)

Der Ritter sitzt im Feldsattel, aber eine Art mächtiges Kummet, der Hourt, deckt die Brust des Pferdes, gleichzeitig wie Bauch und Beine des Reiters. Es ist eine durch doppelte Leinwand mit Stroheinlage gebildete Scheibe, welche durch Rohrstäbe in Spannung gehalten wird; um die Brust des Gaules nicht zu drücken, ist noch ein halbmondförmiges Strohkissen eingebunden. Am oberen, äußeren Teile des Hourt ist eine Handhabe, in welche die Zügelhand einfaßt, um die Festigkeit im Sattel bei den lebhaften Bewegungen des Kampfes zu erhöhen. (Abbild. S. 691.) Über das ganze Roß wird über einen dicken Lederpanzer, welcher das Roß gegen Hiebe schützt, die tief herabhängende Decke, die Housse, gelegt, welche von prächtigem Stoffe auf den Viergliedern des Reiters Wappen trägt. Eine gleiche Decke breitet sich über den Hourt und deckt mit ihrem Behang die Beine des Reiters völlig. Den mit der Wiederholung des Helmkleinodes gezierten Kopf des Hengstes schützt die stählerne Roßstirn.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Sultan Abdul Hamid und der Yildiz-Palast.

Von

Hermann Vambéry.



Wäre der Bosporus nicht so himmlisch schön und reizend, wirkte der Blick auf seine dunkelblauen Fluten nicht so zauberhaft, fürwahr, man könnte es kaum verstehen, warum die Besucher den Anblick dieses allerschönsten Fleckens unseres Erdballes so gern von den verschiedensten Punkten seiner Ufer genießen! Die Sultane der Türkei haben dasselbe gethan, da jeder von ihnen eine Lieblingsbucht oder einen Lieblingshügel zum zeitweiligen Aufenthalte sich auserkoren. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war es zumeist die Serailspitze, welche als Herrschersitz diente, und Villeggiaturen im Bosporus waren damals über Bebek hinaus kaum anzutreffen. Während des vergangenen Jahrhunderts kamen Beglerbey und Arnautköi in die Mode. Sultan Mahmud II. hatte schon im Tschiragan-Palaste seinen ständigen Wohnsitz genommen, sein Sohn Sultan Abdul Medschid ließ die Marmorbauten von Dolma Bagtsche und Kandilli aufführen, denen sein Bruder Abdul Aziz mit verschwenderischer orientalischer Pracht ausgestattete neue Kioske und Paläste hinzugefügt; der Bosporus ist daher überreich an fürstlichen Uferpalästen, und wenn der jetzige Sultan Abdul Hamid trotz alledem, diese an Glanz und Pracht strotzenden Bauten verschmähend, auf jene Hügelkette sich zurückgezogen, die von Pera aus gegen das Schwarze Meer hinläuft, so hat das seine Gründe. Die Nähe der salzigen Fluten verursacht leicht Gicht und Rheumatismus, das ewige Poltern, Rasseln und Pfeifen der Dampfschiffe stört die Beschaulichkeit und das ruhige Hinbrüten, während man oben auf der Hügelspitze das Weltwunder aus kleiner Entfernung noch lieblicher findet und den trunkenen Blick über einen noch weiteren Horizont um so bequemer schweifen lassen kann.

Welche Motive noch außerdem mitgewirkt haben, daß Sultan Abdul Hamid seinen Herrschersitz nach Yildiz verlegt, das wollen wir hier ununtersucht lassen. Auch über den eigentlichen Ursprung des Ortes habe ich nie genaue Informationen einholen können. Yildiz heißt auf Türkisch „der Stern“, und es soll der Name einer Dame aus dem Hofe Sultan Mahmuds gewesen sein, die hier sich einen Kiosk (auf Türkisch „köschk“) erbauen ließ. Die Dame hatte allerdings einen ausgezeichneten Geschmack, denn diese Anhöhe bietet eine feenhafte Aussicht, rechts weit in den Marmara-See hinein und links bis über die Türme von den beiden Hissars hinaus. Vor dreißig Jahren war dieser Hügel sowohl als das benachbarte Nischan-Tasch noch gar nicht bewohnt, und letzteres, „Zielsäule“ bedeutend, hat als Übungsplatz für Pfeilschießen noch den alten Janitscharen gedient. Eine glanzvolle Erinnerung hat diese Gegend für mich, wenn ich mich der

großen Feste erinnere, die Sultan Abdul Medschid 1858 im Thale zwischen dem heutigen Nischan-Tasch und Yildiz gegeben. Die Türkei lebte damals das goldene Zeitalter der ersten Millionenanlehen aus Europa. Über 30000 aus allen Teilen des Reiches geladene Gäste waren in bunten Zelten untergebracht, der großartigen Schmausereien war kein Ende, bei Tag tönte die Musik wochenlang hindurch, und bei Nacht flogen von einem großen Teile des Bosporus Tausende von Feuerwerken in die Lüfte und wetteiferten mit dem Sternenbaldachin orientalischer Sommernächte. Ja, das waren schöne Zeiten, und das entzückende Bild, das ich von der asiatischen Seite von der Höhe auf Tschamlidschia gesehen, wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Seit jener Zeit hat sich sehr vieles verändert. Dort, wo Janitscharen Schießübungen nachgingen, oder wo manch friedlicher Bürger seinen Lieblingshammel auf die Weide geführt, dort ist heute ein neues Stadtviertel, und zwar das allerfashionabelste Stadtviertel entstanden. In Nischan-Tasch wohnen heute die allerersten Landesgroßen oder, was in der Türkei gleichbedeutend ist, die höchsten Würdenträger des Reiches. Der Großvezier, der Minister der äußeren Angelegenheiten, der Kriegs- und Marineminister, alle haben hierher ihre stattlichen Konake verlegt. Ehedem hatten die türkischen Landesgroßen ihre Winterquartiere im alten Stambul und ihre Sommersitze an den Ufern des Bosporus. Heute vereinigen die Residenzen in Nischan-Tasch beides, ein frischer Luftzug durchweht die Höhe und macht den Aufenthalt zu jeder Jahreszeit angenehm, und da die moderne politische und wirtschaftliche Lage den guten Türken das Sparen gelehrt, so sind die klimatischen Vorzüge von Nischan-Tasch sehr gelegen gekommen. Ein anderer Vorteil dieses Stadtviertels ist, daß die hohen Beamten hier zusammenwohnen und in nächster Nähe des auf dem gegenüberliegenden Hügel residierenden Sultans sich befinden, denn Nischan-Tasch ist von Yildiz nur durch ein kleines Thal getrennt.

Bei uns in Europa hält man Yildiz für einen einzelnen Palast, was aber nicht der Wahrheit entspricht, denn Yildiz bildet vielmehr eine stattliche Anzahl von einzelnen Häusern (Palästen will ich nicht sagen), die in einem gutgehaltenen Riesenpark in poetischer Anordnung zerstreut umherliegen. Wer diesen Park, in dessen Innerem sich ein großer und ein kleiner Teich befindet, von dem den gewöhnlichen Sterblichen gestatteten Eingange betritt, der wird jedenfalls mit seinem Blick forschend nach den berüchtigten Zauberschlössern orientalischer Fürsten vergebens umherspähen. Das rechts befindliche große Haus ist der Amtssitz des Hofmarschalls Ghazi Osman-Pascha, des Helden von Plewna, während links in einem unansehnlichen Gebäude das Hofsekretariat, das Bureau des Ceremonienmeisters und andere Hofämter untergebracht sind. Sultan Abdul Hamid ist kein besonderer Freund von Prachtbauten, seine Vorgänger haben hierin genug Erhebliches geleistet. Er ist ein Mann der Sparsamkeit, der von der bescheidenen Apanage eines Prinzen 60000 türkische Pfunde auf den Thron mitgebracht, und die Bauten, die er im Parke von Yildiz aufführen ließ, verdienen keinesfalls den Titel „kaiserliche Paläste". Sie sind zierlich, nett, im Inneren bequem, reich möbliert, aber bar jenes orientalischen Glanzes, den der Reisende in den Palästen am Bosporus bewundert. Die Häuser in Yildiz führen auch zumeist den einfachen Namen von Köschk (d. h. Kiosk). Gleich beim Eingang ist der Tschit-Köschkü (d. h. Zaunkiosk), so genannt, weil ehedem hier ein Zaun gestanden hat. Es ist ein ebenerdiges Gebäude mit olivenfarbigem Anstrich, in dessen Gemächern der Sultan entweder seine Landesgroßen oder andere nichtfürstliche Persönlichkeiten empfängt. Einige Räume strotzen von Pracht und Reichtum, doch zumeist Kunstprodukten aus dem Abendland: Mosaiktische, kunstvolle Uhren, herrliche Vasen,

Digitized by Google

Bilder ꝛc., und eine kurze Umsicht in diesen Räumen wird uns erinnern, daß wir uns in einer fürstlichen Wohnung befinden. Ein anderer Kiosk ist der Merassim-Köschkü, d. h. Ceremonienkiosk, in dessen prachtvollem Speisesaal die großen Hofdiners gegeben werden, während in den angrenzenden Lokalitäten die Gäste nach dem Diner den Kaffee einnehmen. Nicht weit hiervon befindet sich der Chalet-Köschk, d. h. Sennerhütten-Kiosk, in welchem der Deutsche Kaiser gewohnt und der wegen der in seinen Räumen herrschenden wunderbaren Kühle berühmt ist. Ich habe hier während eines heißen Juniabends mehrere Stunden verbracht, und die erquickende Kühle in diesem wirklich einer Sennerhütte nachgeahmten Bau werde ich nicht so bald vergessen. An einer anderen Stelle des Parkes befindet sich der Tschadir-Köschkü, d. h. Zelten-Kiosk, so genannt, weil hier ehedem ein Zelt gestanden, von dessen Fenstern das Auge den reizendsten Anblick des Meeres genießt und zwar so, daß die dunkelblaue Flut hart am Saume des grünen Rasens angrenzend erscheint, ungeachtet dessen, daß ganze Stadtviertel dazwischen gelegen sind.

Zum kaiserlichen Palast von Yildiz gehören selbstverständlich noch der seitwärts befindliche Marstall und die kaiserliche Küche. Der Marstall, entschieden der schönste, der größte seinesgleichen, enthält eine Sammlung der edelsten Vollblutpferde, nicht nur arabischer, sondern auch berühmter europäischer Rassen. Was Nedschd, Yemen und die Beduinenstämme von Muntefik, Beni-Lam und aus der Nähe von Eneze an herrlichen Tieren besitzen, davon gelangen jahraus jahrein die schönsten Exemplare in die kaiserlichen Stallungen und werden dort mit der größten Sorgfalt gepflegt. Mit Bezug auf die Wagenpferde waltet ein ähnliches Verhältnis ob. Das herrliche Paar spanischer Pferde, welche den Sultan wöchentlich beim Selamlik in die Moschee führen, ist ein Geschenk des spanischen Hofes. Andere prachtvolle Pferde werden hier und da von Gesandten im Auslande präsentiert, andere wieder werden angekauft — ja, es ist keine gewöhnliche Gunst, welche europäischen Touristen in Konstantinopel durch die Erlaubnis, die Stallungen von Yildiz sehen zu dürfen, zu teil wird.

Nicht minder sehenswert sind die Küchen in der Nähe des Yildizparkes. Diese repräsentieren eine ganze Reihe von Baulichkeiten und zerfallen in Küchen für die oberen Beamten, in Küchen für die mittleren Beamten und in Küchen für den Diensttroß. In jeder dieser Küchen befinden sich Unterabteilungen, und zwar ein Personal, welches die Zubereitung der verschiedenartigen Grünzeuge (Zebzewat) besorgt; ein anderes Personal befaßt sich mit dem Braten (Kebab) und anderen Fleischgerichten; ein drittes Personal hat die Zubereitung der Mehlspeisen und Süßigkeiten (Tatlilik) unter sich, während ein viertes die Nationalspeise der Türken (Pilaw) besorgt. Wie man behauptet — gewiß kann ich es nicht angeben —, werden aus der kaiserlichen Küche täglich dreitausend Menschen verköstigt, denn da die Türken im allgemeinen die Gastfreundschaft und Mildthätigkeit pflegen, so muß ihr Padischah in derselben Tugend sich besonders hervorthun, und jeder Fremde, der zu den Speisestunden in einem oder dem anderen Amtsbureau des Palastes sich befindet, wird seinem Stande gemäß entweder von den betreffenden Beamten oder Dienern zur Tafel geladen. Interessant ist die Art und Weise, wie das Essen aus der Küche in die verschiedenen Lokalitäten transportiert wird. Hierzu bedienen sich die Türken einer großen runden Holztasse (Tawla), auf welcher je acht oder zwölf runde, weißgezinnte Schüsseln (Sahan) mit den betreffenden Speisen gefüllt sind, während in der Mitte auf einer größeren Schüssel der Pilaw thront. Diese Holztassen werden gewöhnlich, je nach Art und Gattung ihres Inhaltes, entweder mit schwarzen oder blaugestreiften Tüchern zugedeckt,

Digitized by Google

den dazu bestimmten Dienern auf den Kopf geladen aus der Küche in die einzelnen Lokalitäten des Palastes getragen. Wer um elf Uhr vormittags oder gegen Sonnenuntergang in Yildiz weilt, wird bisweilen einer ganzen Reihe kräftig gebauter Männer begegnen, die mit diesen Holztassen in schweren Schritten dahineilen; manche haben auch einen größeren Weg zurückzulegen, denn Sultan Abdul Hamid ist ein besonders wohlthätiger Fürst, der auch vielen solchen Leuten Speisen zukommen läßt, die außerhalb des Palastes wohnen und gar keine dienstlichen Beziehungen haben. Für die kaiserliche Familie selbst ist ein türkischer Koch angestellt, doch giebt es außerdem eine spezielle französische Küche, deren kulinarische Künste gelegentlich der häufigen Diners, die den Gesandtschaften und anderen europäischen hohen Persönlichkeiten gegeben werden, sich eines vorzüglichen Rufes erfreuen. Was diese kaiserlichen Diners anbelangt, so fehlt auf dem Menu wohl sehr selten der Pilaw und mitunter die eine oder die andere türkische Süßigkeit, an welchen selbst die renommiertesten Feinschmecker nichts auszustellen haben. Daß die Tafel bei solcher Gelegenheit von den reichsten Gold- und Silbergeschirren strotzt und mit den herrlichsten Werken der Goldschmiedekunst geziert ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Auch Weine verschiedenster Gattung werden kredenzt, doch nur den nichtmoslimischen Gästen, denn der Sultan und die übrigen Landesgroßen, deren jedem bei seinem Gedeck mehrere Gläser prangen, trinken nur Wasser.

Der Gesamteindruck, den die Haushaltung des Sultans und das Gepräge des Palastes auf den heutigen Beschauer zurückläßt, ist jedenfalls total verschieden von dem, welchen die Schilderung vergangener Herrlichkeiten und einstiger Größe zurückgelassen haben. Von der endlosen Schar der Ytsch-Oglans (Pagen), der Baltadschis, der Chassekis, der Bostandschis 2c., die auf viele Hunderte, wenn nicht auf Tausende sich beliefen, ist im heutigen Palastleben keine Spur mehr übrig geblieben. An ihre Stelle ist ein bescheiden gekleideter Dienertroß, auch dieser nicht besonders zahlreich, getreten. Das Staatsleben spiegelt sich im Hofleben wieder, die Türkei hat schwere Zeiten zurückgelegt, und die Ungunst der politischen Lage hat ihren Stempel dem Alltagsleben des Privaten wie dem Hofe des Fürsten aufgedrückt. Es ist allerdings ein sonderbarer Zufall, daß die gebieterische Notlage im Charakter des heutigen Herrschers eine entsprechende Milderung gefunden, denn Sultan Abdul Hamid ist der sparsamste, anspruchsloseste und wirtschaftlichste Fürst, der je auf dem Throne der Osmanen gesessen. Er hat nicht die Baulust seines Onkels geerbt, der Millionen auf Marmorbauten verschwendete; er besitzt nicht die Fahrlässigkeit seines gutmütigen, aber schwachen Vaters, der still zusah, wie seine Minister Millionen veruntreuten, sondern er hat vielmehr mit all jenem Gepränge und Geflitter, mit all jener überflüssigen Pracht und jenem Pomp gründlich aufgeräumt, die man ehedem sowohl im Orient als wie im Occident für unzertrennlich von der Würde des Sultanats gehalten. Der heute in seinem neunundvierzigsten Jahre stehende Sultan Abdul Hamid ist von schmächtigem Bau, von mittelhoher Gestalt, von leichter Bewegung und trägt im Gesicht den Stempel des echt orientalischen Typus. Seine hohe Stirn, zur Hälfte vom Fes bedeckt, verrät merkliche Geistesschärfe, seine tiefliegenden scharfblinzelnden Augen bekunden den Denker, und um seine Lippen spielt ein Zug der Wehmut und der Milde, die den ihm Gegenübersitzenden sofort fesselt. Er spricht anfangs gelassen und sanft, doch im Laufe der Konversation wird er bisweilen recht lebhaft, ja nervös aufgeregt, kann aber immer die einem asiatischen Herrscher unentbehrliche Würde bewahren und seine Leidenschaften im Zaum halten. Seine Mutter hatte er im zartesten Kindesalter verloren, und bis zum reiferen Knabenalter der Obhut

Digitized by Google

einer Hofdame anvertraut, hatte er derselben heute den Titel Valide Sultan, d. h. Fürstenmutter, verliehen und benimmt sich ihr gegenüber wie ein dankbares Kind. Schon in der Jugend fiel er durch sein zurückgezogenes Wesen, seine Ordnungsliebe und seinen Sparsamkeitssinn auf, was ihm auch die besondere Liebe seines Vaters Abdul Medschid zusicherte, und wenn in Hofkreisen zu jener Zeit von den kaiserlichen Prinzen die Rede war, so hatte man Hamid Efendi in erster Linie genannt. So wenigstens erinnere ich mich, von dem verstorbenen Kemal Efendi, dem Lehrer der Söhne Abdul Medschids, gehört zu haben. Es ist wirklich schade, daß dem heutigen Herrscher der Türkei in der Jugend keine bessere Erziehung zu teil geworden, da der Mann bei seinen glänzenden Naturanlagen ganz Außerordentliches zu leisten vermocht hätte, und Dienste dieser Art wären dem hartbedrängten ottomanischen Kaiserreich sehr zu statten gekommen.



Sultan Abdul Hamid.

Da wir im Abendlande uns einen orientalischen Fürsten immer als einen Mann vorstellen, der mit langen flatternden Gewändern, mit einem großen, von Edelsteinen gezierten Turban auf dem Kopfe vom schwellenden Diwan seine Befehle ertönen läßt, als einen Herrscher, dessen unerforschliche Launen die sonderbarsten Einfälle, romantische Scenen, blutige Episoden ꝛc. zur Folge haben, so können wir nicht umhin, mit der Schilde-

Digitized by Google

rung des Alltagslebens des Sultans Abdul Hamid zu beginnen, um dem Leser zu zeigen, daß der heutige Großherr, was seine Sitten anbelangt, sehr leicht zu den schlichtesten Bürgern Europas gezählt werden kann. Der vom europäischen Geiste ganz durchdrungene, an unserer Lebensweise volles Gefallen findende Sultan der Türkei gehört zu den Frühaufstehern, denn er verläßt schon um fünf Uhr sein Schlafgemach, und nachdem er seine Toilette verrichtet, bei welcher nach englischer Sitte ein kaltes Bad die Hauptrolle spielt, finden wir ihn um acht Uhr morgens schon in seinem Arbeitszimmer, zumeist in einem der Gemächer der früher erwähnten Tschitt-Köschk. Hier harren seiner Auszüge aus der europäischen Presse und die türkischen Tageszeitungen, die er teils durchblickt, teils sorgfältig durchliest und gelegentlich beim einen oder anderen Artikel Noten macht. Gegen zehn Uhr erscheinen die diensthabenden Kammerherren, mit denen der Sultan in der leutseligsten Weise umgeht, und von denen einzelne auch einer näheren Bekanntschaft würdig sind. Hadschi Ali Bey, der das Amt eines zweiten Kammerherrn bekleidet, ist seinem Ursprunge nach ein Araber, ein eifriger Mohammedaner und zugleich, wie alle Welt behauptet, eine durch und durch biedere und schlichte Seele. Er ist seinem Herrn innigst zugethan und wird dafür auch mit dem größten Zutrauen belohnt. Emin Bey, ein Kaukasier, namentlich ein Lesghier von Geburt, der in Konstantinopel seine Erziehung genossen, hat dem Sultan sich dadurch empfohlen, daß er vor vierzehn Jahren eine Reise nach Turkestan unternommen und in seiner Eigenschaft als Mohammedaner das Sittenleben der Turkomanen und Özbegen so genau studiert und treu geschildert hat, wie kein europäischer Reisender in den letzten Decennien dies gethan. Da Emin Bey auch der europäischen Sprachen mächtig ist, so wird er vom Sultan zu Diensten auch außerhalb des Palastes verwendet. Die Zahl der Kammerherren des Sultans ist nicht beschränkt, doch hält er mit Vorliebe sich nur an wenige, und solche, die ihre Stellung mißbraucht und auf ungesetzlichem Wege sich bereichert haben, werden ohne formelle Entlassung sanft auf die Seite geschoben und nur selten in das Palais berufen. Der einflußreichste, begabteste und wichtigste Diener des Palastes ist entschieden Sureya Pascha, der erste Sekretär des Sultans — ein Mann, der tagaus tagein zehn bis zwölf Stunden lang im Sekretariate verweilt, unausgesetzt arbeitet und mit den verschiedensten Fragen der inneren und äußeren Verwaltung, der Flotte, des Kriegs- und Finanzwesens ꝛc. sich beschäftigt, in allem Bescheid weiß, jeden freundlich empfängt, ohne von seiner orientalischen Gelassenheit auch nur ein Jota abzutreten.

Nachdem der Sultan seine nächststehenden Hofbeamten empfangen, kommt die Reihe an die Staatsminister und obersten Würdenträger, die insgesamt persönlich Vortrag halten müssen und deren Angelegenheiten der Sultan bis in das kleinste Detail verfolgt. Bezüglich der Schärfe des Gedächtnisses ist denn auch der heutige Herrscher der Türkei ein leibhaftiges Phänomen. Er leistet diesbezüglich ganz Erstaunliches, und von Dingen sowohl als Personen, die er vor Jahrzehnten gesehen, spricht er mit einer Lebhaftigkeit, als stünden dieselben noch jetzt vor seinen Augen. Kraft dieses Gedächtnisses ist der Sultan mit den politischen und socialen Zuständen Europas auf das innigste vertraut, er kennt fast alle Prinzen und hervorragenden Persönlichkeiten des Westens teils nach Schilderung, teils persönlich, und er ist jedenfalls der erste orientalische Fürst, der in Europa sich ganz heimisch fühlt. Was den Kenner moslimischer Zustände am meisten befremdet, das ist die absolute Freiheit und Vorurteilslosigkeit, die er im Umgang mit fremden Prinzen, Prinzessinnen, Diplomaten und Diplomatenfrauen bekundet. Der Sultan der Türkei ist nämlich nicht nur Gebieter und unumschränkter Herr-

Digitized by Google

scher aller Ottomanen, sondern er ist auch zugleich Fürst der Rechtgläubigen und Pontifex Maximus im Islam. Wenn es daher mit Recht befremden würde, einen Papst zu sehen, der mit zwei elegant gekleideten Damen öffentlich spazieren geht und dem schönen Geschlechte gegenüber besondere Galanterie zeigt, so darf es auch nicht mit Gleichgültigkeit hingenommen werden, wenn der Padischah, zugleich auch Chalifeh, d. h. Stellvertreter Mohammeds und Gottes Schatten auf Erden, europäischen Damen gegenüber mit ausgewählter Höflichkeit und Eleganz auftritt, als wäre er in den fürstlichen Salons der westlichen Höfe erzogen worden. Anfangs hat dieses Gebaren bei den Rechtgläubigen allerdings einen heiligen Schauer hervorgerufen, denn so tolerant hat sich noch kein Herrscher der Türkei gezeigt; doch Sultan Abdul Hamid ist durch und durch ein Mann des Fortschrittes, der seinem Volke gern mit guten Beispielen vorangeht, wenn diese nur auf fruchtbaren Boden fielen, was aber leider nicht immer der Fall ist.

Um dem Leser noch andere Details über das Alltagsleben und andere Gewohnheiten des Sultans zu berichten, wollen wir hervorheben, daß derselbe in Speise und Trank durch besondere Einfachheit sich hervorthut. Sein Lieblingsgericht ist der Pilaw, zu diesem genießt er etwas Fleisch und ein Gericht Süßigkeit. Wein und Spirituosen im allgemeinen hat der Sultan nie genommen, um so leidenschaftlicher aber ist er dem Mokkasaft zugethan, von dem er täglich eine ganz beträchtliche Anzahl kleiner Tassen zu sich nimmt. Er ist auch ein starker Cigarettenraucher, eine Gewohnheit, die seiner Gesundheit nachteilig ist. Viele behaupten, seine Nervosität rühre vom übermäßigen Nikotingenusse her, doch ich glaube, die Hauptursache ist eher die übermäßige geistige Anstrengung und die stete Wachsamkeit, die seine Lage erheischt. Der Sultan ist nämlich heute Fürst und Ministerium in einer Person. Die Entscheidung in allen Branchen der Verwaltung, in den großen und auch in den kleinsten Detailfragen untersteht ihm; er will alles wissen und kennen, und die Vereinigung der hundertfachen Fäden des staatlichen und kirchlichen Lebens in einem Kopfe ist alles, nur keine Bagatelle, und setzt selbst die größte Genialität hart auf die Probe. Man hat sich oft gefragt, warum der Sultan seine Kraft dermaßen zersplittert, seine Aufmerksamkeit auf alles lenkt und warum er seinen Ressortministern nicht die nötige Vollmacht verleiht. Nun, die Antwort hierauf ist vielartig gegeben worden. Einige stellen Mißtrauen und Furcht als Hauptmotiv hin; soweit meine geringe Erfahrung reicht, teile ich nicht ganz diese Ansicht. Sultan Abdul Hamid schadet jedenfalls sich und seinem Reiche durch seine fieberhafte Thätigkeit und durch seinen übermäßigen Eifer, doch müssen wir anderseits wieder gestehen, daß er mit seinen Geistesanlagen, seinem Scharfblick und patriotischen Sinn die heutigen Staatsmänner der Türkei hoch überragt, und in diesem Selbstbewußtsein ist sein Übereifer wohl verzeihlich.

Wäre Sultan Abdul Hamid vor vierzig Jahren auf den Thron der Osmanen gekommen, so hätte der türkische Staat sich leicht sammeln und ohne jegliche Gefahr für die Zukunft im europäischen Staatenkonzert fortbestehen können; doch leider eine Schwalbe macht keinen Sommer. Es wäre vor allem nötig, daß seine Nachfolger an Kraft, Energie und Geistesfähigkeit ihm gleich wären; das allergrößte Fragezeichen aber ist und bleibt die Konstellation der europäischen Politik, von welcher das Wohl und Wehe der Türkei seit langem abhängt und noch immer abhängen wird.

Digitized by Google



Weltgang der Kultur im Altertum.

Von

Franz v. Löher.

Morgenland.



Gleichwie im Ocean sich von Zeit zu Zeit Sturm erhebt und die Fluten alle nach einer Richtung drängen, wie dann eine gewaltige Strömung anschwillt, die abrollt in ungeheure Fernen, bis endlich die Gewässer sich wieder beruhigen oder eine Gegenströmung eintritt, wie das unaufhörlich in langsamen Takten weit ausholend wiederkehrt: so wogt und flutet es auch hin und her auf dem weiten Gebiete der Weltgeschichte. Nur ist die Zeitdauer einer solchen Völker- und Kulturströmung nicht nach wenigen Jahrzehnten, sondern nach Jahrhunderten zu messen. Europas Geschichte wurde bis zu des Mittelalters Höhe beherrscht vom Gegensatze zwischen Morgen- und Abendland.

Geographisch liegt die Stelle, wo Flut und Gegenflut regelmäßig aufeinander trafen, in den Ländern, welche die Osthälfte des Mittelmeeres umgeben. Im Gange der Geschichte aber pflanzten sich Erschütterung und Nachwirkung von jener Stelle fort bis rings um das centrale Hochland Asiens nach der einen und bis zum atlantischen Weltmeer nach der anderen Seite.

Im wesentlichen war es ein ethnischer, ein Völker- oder Rassengegensatz: Kampf hier und Mitteilung dort von arischer oder semitisch-turanischer Anschauung, von europäischer oder asiatischer Staats- und Lebenssitte. Semiten sind es, die Asiens Kulturmacht gegen die Europäer ins Feld führen: hinter ihnen stehen aber zwei andere Volksarten, die ebenfalls beständig gegen europäische Macht und Herrschaft ankämpfen. Die eine kam von Nordosten, die andere von Südosten her, und zu Zeiten durchbrachen sie im Vorschreiten nach Westen den ihnen vorlagernden Völkerkreis der Semiten. Jene waren die Turanier, welche die ungeheure harte Kernmasse der Mongolen hinter sich haben. Dort ballte es sich wiederholt zu schwärzlichen Sturmhaufen zusammen, die sich wie finstere Wetter der Verwüstung nach den Gestaden des Mittelmeeres fortwälzten. Diese waren die Perser, die sich wiederholt sammelten auf ihrem alten heimatlichen Gebiete zwischen Mesopotamien und Indien und es behaupteten mit der Schärfe arischer Kriegs- und Geisteswaffen.

Die Vorzeit, soweit sie für europäische Kulturgeschichte in Betracht kommt, gehört den Völkern des Morgenlandes, den Hamiten und Semiten. Durch sie kommt alle höhere Kultur zuerst nach den Gestaden des Mittelländischen Meeres.

Die fruchtbaren Tiefauen am Nil und am unteren Euphrat und Tigris zeigen sich — von Indien und China abgesehen — als die ersten Punkte auf der Halbkugel, in welchen Kultur aufblüht.

Arbeiten, und zwar arbeiten am Boden mußten hier die Menschen; denn die fette

Digitized by Google

Schlammerde gewährte ihnen mit leichter Mühe alles Gute, aber beständig mußte man den Besitz schützen gegen das Vordringen der Wüsten- und Wassergewalt. Das regte die Geisteskräfte an, sich zu entwickeln und Wohnsitz und Gesellschaft besser zu gestalten.

Wie sich aber in jenen Ländern im Dunkel der Vorzeit die Völker miteinander verschmolzen, was für körperliche Eigenschaften und was für geistige Antriebe dort zusammenflossen, ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Deutlich aber erkennen wir in der Mischung das grob verständige, einförmige, starre Wesen des Turaniers, den kaufmännischen und industriellen Geist des Semiten, die heldenhafte und hochsinnige Eigenart des Ariers. Die allseitig fortschreitende Forschung wird zweifellos noch manches Rätsel lösen.

Sobald die historische Dämmerung sich ein wenig aufhellt, erscheinen Ägypter auf der einen, Assyrier und Babylonier auf der anderen Seite als Kulturvölker, die im Besitze bereits von mannigfaltigen Kenntnissen und Fertigkeiten in Viehzucht, Feld- und Weinbau und Gartenwirtschaft, in Häuser-, Tempel-, Deich- und Wasserbauten, in Handel und vielfachem Gewerbe, durch welches Geräte und Zeugstoffe in Menge und Güte geschaffen werden. In allem, was zum Bauwerk gehört, in der Bearbeitung verschiedener Holz- und Gesteinsarten, im Berg- und Hüttenwesen, in der Bildnerkunst, sodann in der Meßkunde, Sternkunde, Heilkunde, in der Bilder- und Buchstabenschrift, im Bereiten des Papyrus und anderer Schrifttafeln hat man im Morgenlande frühzeitig vorzügliche Fertigkeit entwickelt.

Auch das Staats- und Rechtswesen zeigt Durchbildung. Religion und Recht sind in- und aneinander gefesselt, alles beherrscht die zermalmende Despotie des Königs, der aber geleitet wird von einer aristokratischen Priesterkaste, der erblichen Inhaberin der theologischen, politischen, wissenschaftlichen Kenntnisse. Die Völker, die zum Reiche gehören, umfaßt bereits ein oberster Staatsgedanke, sie kämpfen als ein Heerganzes und zwar in Reih und Glied mit Fußvolk, Reiterei und Streitwagen, und den Schutz des Landes vergrößern Festungen.

Die gesamte Kultur, auch die bildende Kunst, wie sie in dem Bildwerk der Wände und Teppiche und im glänzenden Metallschmuck der Tempel und Paläste sich kundgiebt, tritt bei den Babyloniern und Assyriern freier und kräftiger auf als bei dem Nilvolk, das wie versteinert in Unterwürfigkeit ein Jahrtausend nach dem anderen einförmig nachbildet, was seine Vorfahren erdacht haben. Wie es scheint, hat die Bevölkerung Mesopotamiens in früher Zeit einen größeren Teil von arischem Zusatz empfangen. Eine dritte Volksart dagegen, die im Morgenlande nicht bloß, sondern auch in Europa, viel von sich reden macht, ist rein semitischer Natur, ein echtes Handelsvolk, das wenig selbstschöpferisch auftritt, aber seine Größe darin sucht, aller Welt Waren und Ideen aufzunehmen und wieder in alle Welt zu verführen, um das einzustecken, um wieviel der Verkaufspreis höher ist als der Einkaufspreis. Dies sind die Phönizier, welche die Kulturmittel aus Ägypten, Syrien, Chaldäa und Persien an sich ziehen und auch in Thon- und Metall-, Leder-, Glas- und Elfenbeinindustrie eine lebhafte Thätigkeit entfalten.

Die Phönizier entwickeln zugleich die größte Rührigkeit in Schiffahrt und Seehandel, und ihre Flotten rudern und segeln frei und zahlreich über alle Gewässer. Wo fruchtbare Auen und wohlgelegene Stätten zu Handel, Fischerei und Bergbau anlocken, siedeln sie sich an. Cypern, Kreta, Rhodus bilden die Übergangspunkte zu den kleinasiatischen, thrazischen und griechischen, zu den afrikanischen und italischen Küsten. Dann geht ihr Weg weiter nach Malta, Sicilien, Sardinien, den Balearen und Spanien, und an der ganzen Länge des nordafrikanischen Küstenlandes hin. Überall werden die besten Punkte für Kolonien, für Ausbeutung des Landes und Meeres ausgesucht und be-

Digitized by Google

völkert. Phönizier steuern selbst über die Säulen des Herkules hinaus und wagen sich furchtlos in ganz unbekannte Meere, indem sie nordwärts die europäische, südwärts die afrikanische Linie zum Leitfaden nehmen. An zahllosen Orten in den Meerlanden erscheinen die Phönizier als die gebildeteren, als die erobernden Ansiedler, als Obsieger und Lehrer barbarischer Völker.

Zu Lande waren es Hittiter, welche das assyrisch-babylonische Kunsthandwerk über Kleinasien verbreiteten. Von da wanderte die Ware weiter übers Meer nach Thrazien und möglicherweise über die Balkan- und Donaustraßen nach Ungarn, Siebenbürgen, Österreich und Deutschland.

Je mehr die gegenwärtige Forschung in diesen Ländern unverfälschte Stücke aus frühesten Zeiten, insbesondere in der Keramik, aufdeckt, um so unverkennbarer, um so häufiger zeigen sich ägyptisch-assyrisch-phönizische Charaktere in Geräten, Göttersymbolen und Schmucksachen. Wie viel Jahrhunderte dies semitische Ausströmen nach den Küstenländern des Mittelmeeres dauerte, läßt sich nicht mehr bestimmen, jedenfalls begann es lange vor dem trojanischen Kriege. Um das Jahr 1000 v. Chr., als in Ägypten längst die Pyramiden und in Assyrien die prachtvollen Königspaläste standen, als die Phönizier Gold aus Spanien, Elfenbein aus Ostindien, Zinn von den europäischen Nordwestküsten, und Bernstein aus der Ostsee holten, und dafür Fabrikware nach allen Ländern verführten, hatte das Morgenland bereits eine Höhe der Kultur erreicht, vor deren Glanz Europa noch wie überdeckt lag von dunklen Wolken. Nur erst einzelne Punkte, getroffen von den Strahlen aus dem Morgenland, fingen an, sich leise zu erhellen.

Griechenland.

Zwei Länder waren es vorzugsweise, in welchen die Kultur des Morgenlandes sich mit europäischem Charakter verschmolz, um von hier aus weiter zu siedeln in die Zeiten und Völker hinein. Es waren die beiden Halbinseln, die sich weit in das Mittelmeer vorstrecken und deshalb zu Schiffe leicht erreichbar. Eine dritte Kulturstätte gründeten Semiten an der Nordküste von Afrika, auch von hier gingen mächtige Wirkungen nach Europa hinüber.

Das Volk, welches der orientalischen Zuströmung am nächsten und in seinen vielen und weit ausgezackten Baien und Buchten am offensten lag, waren die Griechen. Sie besaßen bei edlen Geisteskräften einen unzerstörbaren Hort von arischer Auffassung des göttlichen Wesens, von arischer Rechts- und politischer Genossenschaft, Haus- und Familiensitte. Diese ihre Volksnatur aufzugeben, wäre den Vorfahren der Griechen ebenso unmöglich gewesen, als die Germanen daran dachten, nachdem bereits ein Jahrhundert lang die römische Eroberung ihnen Rhein und Donau genommen hatte. Gleichwie die Germanen damals in den Schmelztiegel römischer Bildung gerieten, so nahmen die Griechen noch rascher und empfänglicher die Kultur des Morgenlandes an. Sie ließen gern sich neue Haustiere und Nutzpflanzen zuführen, und horchten ergriffenen Gemüts, wenn ihnen die Fremdlinge von den verhüllten göttlichen Naturmächten erzählten und wie man sie verehre und darstelle. Sie lernten besseren Getreide-, Öl- und Weinbau, lernten Burgen und Städte bauen, Schiffe zimmern und die See befahren, lernten auch lesen und schreiben, und beschauten entzückt die zahllosen hübschen Dinge, die an Haus-, Schmuck- und Waffengerät aus den morgenländischen Werkstätten der Kleinkünstler hervorgingen. Kamen aber Griechen selbst in die Handelsstädte auf der anderen Seite ihres Meeres, so standen sie erstaunt vor den erhabenen von Erz und Kupfer glänzenden Tempeln, Palästen und Grabmälern, blickten an den Säulen empor zu den mannigfaltigen Kapitälern und verziertem Gebälke, und suchten Form und Zweck aller Bauteile zu begreifen. Ihre Fürsten aber ließen

Digitized by Google

sich lydische und phönizische Meister kommen, die ihnen auch solche wohnliche und stolze Gebäude aufführten.

Wie lange die Griechen sich diese hehren Muster und Anregungen vom Orient zuführen ließen, läßt sich nicht mehr bestimmen. Wahrscheinlich aber dauerte diese geistige Befruchtung eine lange Zeit hindurch. Als Ägypter, Assyrier, Phönizier längst ihr Bestes leisteten, wohl noch früher als tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, fing in Hellas ein neues, selbständiges Leben an. Denn von Natur angelegt, selbst etwas zu formen und zu gestalten, dabei kühn und gescheit, versuchten die Griechen bald sich selbst in all jenen Richtungen der Kultur und bildeten und verarbeiteten, was sie gelernt, nach ihrer eigenen Geistesart. Dabei kam ihnen Gefühl und Ahnung, als könnten sie heldenhafter die Waffen schwingen, höher sich in der Seele erheben als die schachernden Orientalen, die des Morgens vor dem Weltgeist und seinem leibhaften Ausdruck, dem Herrscher, mit ihren Stirnen den Boden schlugen und abends sich in weiche üppige Sinnlichkeit begruben. Allmählich erhob sich in Hellas selbstbewußt das Nationalgefühl. Die Griechen wurden der eigenen wachsenden Kräfte inne und bemeisterten sich der Kulturmittel der Phönizier, eroberten deren zahlreiche Ansiedelungen an ihrer Küste und trieben die Fremden aufs Meer.

Nicht lange darauf bestiegen sie selbst die kleinen Schiffe und fuhren nach Asien hinüber, landeten hier und dort und machten gute Beute. Ein Geschwader kühner Abenteurer folgt dem anderen; nach und nach vereinigen sich mehrere zu größeren Unternehmungen; endlich beinahe alle, um die große, reiche Handelsstadt Troja zu erobern. Nachdem diese Königin der Städte gefallen, schwärmen die siegreichen Griechen scharenweise nach allen Küsten, welche das östliche Mittelmeer benetzt. Die Inseln sämtlich, auch Kreta und Cypern, das thrazische Küstenland, der Chersonnes, das vordere Kleinasien, Sicilien, Unteritalien und Kyrene in Afrika werden von ihnen besiedelt und angebaut. Überall erblüht hier die griechische Kultur. Um das Jahr 600 v. Chr. zählte man bereits drittehalbhundert griechische Kolonien, in denen sich fröhliche Thätigkeit entwickelte in Lied und Rede, in Handel und Gewerbe, und in endlosem politischem Getriebe.

Etrurien.

Von Spezia bis Civita vecchia ziehen die Appenninen in einem weiten Bogen, dessen Sehne die Meerlinie bildet: das Land dazwischen, eine reizende Abwechselung von fetten Auen, anmutigen See- und Hügellandschaften und schöngeformtem Mittelgebirge, war im hohen Altertum Sitz eines Volkes, das auf Gewerbe, Handel und Schiffahrt bedacht war.

Woher es seinen Ursprung nahm, läßt mit Bestimmtheit sich nicht sagen. Es ist vom Erdboden verschwunden, nur die Denkmäler reden noch, welche es in Thon, Stein und Erz hinterließ, und wir finden breite Spuren seines Lebens und Schaffens nicht bloß bei den Römern, sondern auch diesseit der Alpen. Die Menschen, welche auf seinen ältesten Grabdenkmälern erscheinen, tragen die unverkennbaren Gesichtszüge der alten Ägypter, die wir noch heute an Kopten sehen, das Hervortreten des unteren Gesichtsteiles und das schräge Abfallen der Stirn; auch Schritt und Haltung ist ganz wie in ägyptischen Bildwerken; der Körper dagegen hat etwas Derbes und Gedrungenes. Die Religion der Etrusker mit ihrem Glauben an gute und böse Dämonen, ihren heiligen Büchern, ihrer angstvollen Sorge für die Toten, deren Grabkammern tief in Felsen oder unterirdisch in Tuffstein gehöhlt oder, wo kein Gestein in der Nähe, runde Steinkegel mit Gemächern darin erbaut wurden; die gebietende Stellung der Priesterschaft, die des Tempels und des Thrones Macht stets vereinigt; die Städte burgartig auf steilen Höhen; das Leben darin voll Prachtliebe, Sinnlichkeit, Schlaffheit; vorherrschende Neigung zu

Digitized by Google

Handel und Gewerbfleiß; endlich der düstere gebundene Sinn und seine derbe Richtung bloß auf das Zweckmäßige, ohne allen idealen Anflug: alles das trägt orientalischen Charakter. Die Teilung dagegen des ganzen Volkes in Herren und Hörige, die Lust an Raubfahrten zur See, das Begraben der Toten mit Waffen und Heergerät, das Weissagen aus dem Vögelflug, das Wohnen der Götter im Norden, die noch nicht enträtselte Sprache, in welcher die einen semitischen, die anderen germanischen, und wieder andere keltischen Charakter erkennen, vielleicht aber verschiedene Wurzeln verbunden sind — dergleichen führt unwillkürlich auf nordische Herkunft zurück. Wahrscheinlich erwuchsen die Etrusker aus der Verschmelzung von drei Volksarten: italischen Ureinwohnern, die je weiter nach dem Süden desto mehr abarteten, orientalischen Ansiedlern, unter welchen eine ägyptische Kolonie unter Anführung von Priestern, und Eroberern von Norden her.

Doch wie es sich auch mit der Herkunft der Etrusker verhalte, gewiß ist, daß sie schon weit über tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ein Kulturvolk von weltgeschichtlicher Bedeutung waren. Recht und Religion in fester Gliederung, lebhafte Industrie mit Land- und Seehandel — dies waren die Grundlagen ihres Daseins. Sie trieben Musik und theatralische Künste, Heilkunde und Astronomie, und machten große Fortschritte im Bauwesen, indem sie den Holzbau in Stein nachbildeten, hübsche eigentümliche Säulen erfanden, Straßen pflasterten und Bauten von Quadern und mit Bogen und Gewölben errichteten.

Geschickt und fleißig waren sie auch als Bildner in Holz und Thon, Alabaster und Bernstein, am vorzüglichsten in Erz. Ganze Statuen in Erzguß haben sich erhalten. Ihr Kunststil ist entschieden der bereits erwähnte assyrisch-ägyptische, welcher auch in Cypern seine Blüte fand, phantastisch und doch von einer gewissen Strenge und Einförmigkeit, bald hübsch, bald plump und derbe, bis der griechische Einfluß ersichtlich wird und Schönheit den Stil adelt.

Die Hauptstärke der Etrusker aber war das Kunsthandwerk in Bronze. Sie lieferten an Hausrat Leuchter und Kandelaber, Eimer und Kannen, Schüsseln und Löffel, Beile und Meißel, Messer und Sicheln und Sägen, Pferdegebisse und Wagen, an Schmucksachen Fibeln, große und kleine Ringe und Gehänge, Haarnadeln und Kämme und zierliche Wägelchen, an Waffen Schwerter und Dolche, Pfeile und Lanzenspitzen, Helme und Schilde. Diese Waren verführten sie, wie nach Italien und Gallien, so insbesondere auch nach den germanischen Ländern. Daß die etruskische Bronze in großer Menge über ganz Deutschland bis zur Nord- und Ostsee und zwar ganz gleichmäßig verbreitet war, wie es die geöffneten Gräber aller Orte bezeugen, ist uns ein Beweis, daß dieser Handel schon im hohen Altertum im Schwung gewesen. Denn eben das Gleichmäßige der Verbreitung über ein großes Gebiet kann sich erst in langen Zeiträumen einstellen.

Zum Entgelt für ihre Waren nahmen die Etrusker entgegen aus Britannien Zinn, aus Germanien Bernstein, wahrscheinlich allerlei Erze, und die Erzeugnisse der Viehzucht, Jagd und Feldwirtschaft. Die Handelswege aber nach Deutschland gingen entweder das Rhonethal hinauf, wohin man über den kleinen St. Bernhard oder zur See über Massilia gelangte, oder über Bozen, den Brenner, Partenkirchen, Augsburg, oder über Triest, Laibach, Cilli, Graz, und verzweigten sich von dort nach dem Inneren Deutschlands. Natürlich war mit so ausgebreitetem Handel Geldwirtschaft verbunden, und diese zu vervollkommnen, haben die alten Etrusker ebenso beigetragen, wie die Bewohner von Memphis und Theben, Tyrus und Sidon es thaten und das cyprische Kiti und das handelsmächtige Karthago.

Für Italien wurden die Etrusker, die nach dem Süden wie nach dem Norden des Landes Kolonien aussandten, in vielfachen Beziehungen Lehrer der Kultur.

Digitized by Google

Aber durch ihren Handel haben sie auch auf die keltischen und germanischen Völkerschaften schon in früher Zeit einen wohlthätigen Einfluß geübt. Sie brachten ihnen die Mittel zu größerem Wohlbefinden und weckten den Nachahmungs- und Erfindungsgeist. Denn als kluge Handelsleute nahmen sie Bedacht, daß Verbrauch und Absatz ihrer Waren steige: sie mußten also Galliern und Briten und Germanen zeigen, wozu man ihre Bronzewaren brauchen und wieviel Vorteil und Wohlbefinden man sich dadurch verschaffen könne. Nun hat aber der Handel die gute Folge, daß mit dem vergrößerten Absatz auch die Kultur im Lande steigt, und diese wiederum den Verbrauch, aber auch die Erzeugung der Landesware vergrößert und veredelt. Die Barbaren trachteten mehr und mehr danach, sich so nützliches und bequemes Haus-, Feld- und Kriegsgerät zu verschaffen. Sie mußten also vermehren und verbessern, was sie dagegen in Austausch gaben. Wohl lauschten sie deshalb, wenn die Fremden sie belehrten, wie man die Daunen der Gänse, die Häute der Haustiere, die Pelze des Wildes besser für Gebrauch und Verfrachten einrichte. Gern mochten sie den Handelsleuten die Wege bessern, Brücken und Flöße bauen und Saumrosse und Wagen bereithalten. Wahrscheinlich ließen sie sich auch Geld vorschießen, um Bernstein in Masse zu holen und Jäger und Fischer zu besolden. Man muß selbst in Ländern, in welchen sich Handelswege eben erst eröffnen, gewesen sein, um völlig zu verstehen, wie der Handel eine träge Bevölkerung belebt und wie rasch er auf weiten Gebieten Wohlstand, Genußfähigkeit und allerlei Kenntnisse hervorruft.

Perserreich.

Mit dem Perserreich beginnt die zweite große Flut, die vom Orient zum Westen treibt. Die Völker Vorderasiens hatten den griechischen Ansiedlern geringen Widerstand geleistet, aber hinter ihnen nahm sich die Meder- und Persermacht zusammen, die Land auf Land eroberte und zusammenfügte zu einem gewaltigen Weltreich. Dies Ereignis machte auf die Völker Eindruck, als ginge eine neue Sonne auf. Nachdem von Ägypten und Assyrien aus wiederholt unternommen worden, ein Weltreich zu errichten, gelang es dem großen Cyrus. Niemals waren so viele verschiedenartige Völker unter einen Befehl und in gleiche Gemeinschaft gebracht. Das persische Reich wurde in rohen Umrissen ein Vorbild des römischen. Wie dieses in Europa, umfaßte jenes im Morgenlande alle Kulturvölker vom Mittelländischen bis zum Kaspischen Meer und weithin bis zum Indus, auch Ägypten, Thracien, Macedonien gehörten eine Zeit lang dazu. Gleichwie bei den Römern eine Verschmelzung all der Volksarten rings um das Mittelmeer vor sich ging, so bei den Persern eine Durchdringung von arischem und semitischem Wesen mit griechischer Zuthat.

Freier Handel und gleiche Münze herrschten durch das ganze Reich, es gab keine Zölle und keine anderen Hindernisse für den freien Verkehr als die weite Ausdehnung des persischen Gebiets. In den Hauptstädten fanden die Kaufleute Herberge in offenen Karawanseraien, und von einer zur anderen zogen sie auf Kunststraßen, über die Ströme führten Brücken, an wichtigen Übergangspunkten lagen Wachposten in Kastellen. Wo große Hof- oder Lager- oder Tempelfeste gefeiert wurden, da strömten Händler, Künstler und Gewerbkundige aus vielerlei Völkern zusammen und brachten von dem großen Markte neue Kenntnisse und Fertigkeiten in die Heimat zurück.

Bei ihrer leicht angeregten Empfänglichkeit für alles Bedeutende fanden bei den Persern die tiefsinnigen Religionsideen des Morgenlandes wie seine Wissenschaft und Kunst eine gute Stätte. Allein ihr freier Geist strebte aus der dumpfen Gebundenheit der Hamiten und Semiten heraus. Sie gewährten Duldung allen Religionen und achteten die verschiedenen Sitten und Einrichtungen

Digitized by Google

der Völker ihres Reiches. Das Hohe und Weite, was die Seele erhebt, war ihr Ziel, und in ihrer Naturfreude bauten sie Lustschlösser mit herrlichen Parks voll Baumgewoge und springendem Wild und Wasser, ohne Gärten mit feinem Obst und Gemüse zu vergessen. Es machte deshalb auch die Kunst einen guten Fortschritt. Nicht nur, daß die technischen Fertigkeiten der damaligen Zeit vereinigt und verfeinert, die härtesten Gesteine zu Kunstwerken zierlich geglättet, kostbare Metalle und Edelsteine zu prachtvollen Armbändern, Halsketten und Ohrgehängen verarbeitet wurden, auch die bildliche Darstellung gewann mehr Leben und Natürlichkeit. Die Ägypter und Assyrier errichteten ungeheure Pyramiden und andere Terrassenbauten und Tempel voll riesiger Säulen- und Tiergestalten, aber alles schwer, plump, einförmig. Die Perser dagegen bauten Wohnpaläste mit Marmortreppen so breit, daß zwölf Mann zu Pferde nebeneinander hinaufreiten konnten, die Treppenwangen waren bedeckt mit Bildwerk in weißem Gestein, und oben empfing den staunenden Ankömmling eine luftige Halle von zweiundsiebzig Säulen schwarzen Marmors, die sechzig Fuß hoch ihre eigenartig geformten Häupter emportrugen. Die Decke einer solchen Halle konnte freilich nur erst aus Holzwerk bestehen. Denn fanden sich auch, weil im Bedürfnisfall diese ganz von selbst sich einstellten, verschiedene Säulenarten, Rundbogen, Spitzbogen, Thürgesimse und ähnliches schon in den Bauten von Ninive, so war doch unendlich vieles zu lernen, bis man es verstand, hoch in Lüften große Steingewölbe zusammenzuschließen.

Der größte Kulturfortschritt aber, welcher dem persischen Weltreich zu verdanken, erfolgte im Staatswesen. Wurden seine Völker auch mehr beherrscht als regiert, so waren doch, um sie alle in ihren weitentlegenen und verschiedenartigen Landschaften friedlich zusammenzuhalten und zu leiten, vier Einrichtungen nötig: erstens ein königlicher Hof, an welchem die Reichsgeschäfte zusammenliefen und, wenigstens im großen und ganzen, eine Centralregierung und dauernde Ordnung forderten, nach welcher sie erledigt wurden; zweitens ein Heerwesen, das gleichmäßig die Völker umfing und nach ihren verschiedenartigen Leistungen die kriegerische Gesamtmacht des Reiches feststellte; drittens ein Steuerwesen, das mit unregelmäßigen Tributen sich nicht begnügen konnte; viertens eine Gliederung von hohen und niederen Reichsbeamten für Verwaltung, Justiz und Krieg. — Daß alles dies vorhanden, daß die Reichsregierung nicht roh und kleinlich, sondern von großen und klugen Gedanken getragen war, daß auch für Ernährung und Wohlstand der Unterthanen gesorgt wurde, z. B. durch Kanäle und künstliche Bewässerung des Feldes, dies ersehen wir aus den Nachrichten, die uns durch griechische Schriftsteller, freilich spärlich genug, überliefert worden. Der Hof des Großkönigs war wohl geordnet und trotz grenzenloser Pracht und Üppigkeit auch wegen der feinen Sitte und Höflichkeit berühmt, die dort herrschte. Das unter seine Feldzeichen verteilte Heer erschien wohl ausgerüstet mit Streitwagen, Troß und Zelten zum raschen Lageraufschlagen. Seinen Kern bildeten die Garden, zehntausend Mann von erfahrener Kraft, Ausstattung und Kriegsübung. Zwanzig Statthalter oder Satrapen beherrschten wie Könige die Provinzen, nur vom Oberkönig abhängig. Damit aber ihre große Macht sie nicht zu Untreue und Verbrechen verlockte, war ein Späherdienst eingerichtet, der sie umschlich. Es gab sogar einen regelmäßigen Postenlauf; auf den Hauptstraßen, welche durch das Reich zogen, fand sich jede drei Meilen eine Station für reitende Posten, diese sollten schnell wie der Wind die kaiserlichen Befehle durchs Land tragen.

So große Fortschritte, wie sie das Perserreich für bürgerliches und politisches Zusammenleben darstellte, konnten der Menschheit nicht wieder verloren gehen, sondern pflanzten sich fort durch Mund und Schrift als Vorbilder.

Digitized by Google

Griechische Eroberung des Morgenlandes.

Gewiß war semitischer Antrieb dabei thätig, daß die Herrschaft der Perser weiter und weiter nach Westen vordrang, bis alles, was in Asien und auf den benachbarten Inseln griechisch geworden, unterworfen war und auch Thracien und Macedonien diesem Schicksale nicht entgingen.

Es läßt sich aber durchaus nicht sagen, daß die Griechen von den Persern mißhandelt wurden. Im Gegenteil machte sich das Gefühl der arischen Verwandtschaft geltend. Am Rande des Perserreiches wohnend, fühlten die jonischen Griechen und ihre Landsleute auf Cypern gar wenig vom Druck und Zwang persischer Zügel und gediehen fort und fort. Der Königshof zu Susa, an welchem bedeutende Griechen immer gern gesehen waren, benahm sich gegen sie mit großer Rücksicht. Nur die Freiheitslust der Jonier trieb zum Kriege: sie allein getrauten sich, es mit der Macht des Großkönigs aufzunehmen. Frevelthaten auf beiden Seiten entzündeten blutigen Nationalhaß. Jetzt erst wurde man sich ganz des klaffenden Gegensatzes bewußt zwischen griechischer Mannesselbständigkeit und asiatischer Despotie, in welche das Perserreich, sobald es die Semitenvölker in sich aufgenommen, notwendig versinken mußte.

Asien rüstete, die kleinen Freistaaten auf der Balkan-Halbinsel zitterten. Die persische Sonne strahlte blutrot über die Gewässer herüber; unter ihren sengenden Strahlen, so schien es, mußte alle hellenische Herrlichkeit erbleichen. Schon marschierten, segelten und ruderten unabsehlich die Heere und Flotten des Xerxes heran, das ganze Morgenland hatte sich aufgemacht, die Vorhut des Abendlandes, das kecke, lebensvolle Hellas, zu unterwerfen und zu züchtigen.

Doch siehe, das Völklein der Griechen leistet glücklich Widerstand. Miltiades und Themistokles zerbrechen die persischen Waffen, der Nationalkrieg der freien Griechen wider den Sultan Asiens wird erklärt. Rastlos ist der Kampf, die kühnen Athener nehmen ihn immer von neuem auf, bis endlich Alexander Macedoniens und Griechenlands Offiziere, Ingenieure und Krieger vereinigt nach Asien übersetzt und die ungeheure Persermacht mit gewaltigen Streichen zu Boden wirft. Während aber die persischen Satrapen flüchten bis an die äußersten Enden des Reiches, lodert an einigen Punkten der alte Semitengrimm empor: hartnäckig setzen sich die Verteidiger von Tyrus und Gaza zur Wehr, bis sie von den stürzenden Trümmern erschlagen werden.

Dieser mehrere Menschenalter dauernde Krieg gegen das asiatische Weltreich war für die griechische, wie überhaupt für die Kultur der Welt ebenso heilvoll als erfolgreich. Das durch den Gegensatz gesteigerte Nationalgefühl, die fortwährende Nötigung, jede Fiber und Sehne anzustrengen, die wechselnde Selbstachtung infolge glücklicher Siege, dies waren für die Griechen ebenso viele Triebfedern zum Ringen nach edlerem Dasein. Wurde die Freiheit geschirmt in unaufhörlichen Kämpfen zu Lande und zu Wasser, umleuchtete das kleine Volk, das fort und fort siegreich den Perserkoloß zurückschlug, unsterblicher Ehrenglanz, so fühlten seine Söhne sich auch wert und würdig, nach den höchsten Lebensgütern zu streben. Die politische Freiheit streifte jedes Hemmnis ab, die Sitte veredelte sich, der Geist fand Geschmack an der Untersuchung des Grundes aller Dinge, und die Ideale klärten sich im kleinen wie im großen. Die Kunst aber strebte, diese Ideale anschaulich zu machen in himmlischer Schönheit.

Von der Schlacht bei Marathon bis zur Schlacht bei Arbela und Gaugamela sind es nur wenig über anderthalbhundert Jahre, aber es ist eine große ununterbrochene Frühlings- und Blütezeit in der Weltgeschichte. Mit unwiderstehlichem Reize zieht sie immer wieder des gereiften Mannes wie des Jünglings freudige Blicke auf sich, erfüllt immer wieder Herz und Geist mit Mut und heiterem Streben.

Welch ein Gedränge von erhabenen Helden, von Kriegs- und Geistesthaten,

Digitized by Google

von höchsten Leistungen in jeder edlen und jeder selbstsüchtigen Leidenschaft!

Was das Griechenvolk in dieser Zeit an höherer Kultur hervorbildete, blieb Gewinn für alle Völker und Zeiten, denn es war so schön und seelenvoll, daß ihm ewige Jugend innewohnt.

Das große Perserreich aber hatte nicht einmal drittehalb Jahrhunderte gedauert. Gewiß hätte es längeren Bestand gehabt, wäre ihm nicht die furchtbare Energie des genialen Alexander entgegengetreten, und hätte es mit den semitischen Völkern nicht auch deren Laster und Eigenart in sich aufgenommen, unter deren Eindringen das arische Wesen der Perser sich verzehrte, gleichwie der härteste Stahl, von Feuchtigkeit umgeben, verrostet. Die persische Jugend war ehemals zu ritterlicher Kraft und Wehrhaftigkeit erzogen worden: an deren Stelle trat allmählich sinnliches Schwelgen und lügenhafter Schein. Als ein Zweig des arischen Stammes kannten die Perser in ihrer Heimat weder Götterbildnisse noch Tempel und Altäre: sie nahmen beides von den Semiten an, und damit auch das Priester- und Opferwesen. Dabei gewann über den alten Adel die klügere Priesterkaste das Übergewicht, und das Königtum ließ sich von ihr in einen religiösen Dunst und Pomp einhüllen, der es wohlthätiger Berührung mit dem Volke entzog. Als die bürgerliche Freiheit vom Despotismus unterdrückt und der Großkönig so hoch in die Wolken erhoben war, daß er keinen festen Stand mehr auf der Erde hatte, kam der Angriff von einem Feinde, dessen Heer nur klein, dessen Stärke aber in seiner höheren Bildung und Willenskraft wurzelte.

Gleichsam zur Belohnung für das, was in dieser Epoche von den Griechen — die Macedonier waren ja nur die rohe Kraft, welche der hellenische Geist durch ihre griechisch gebildeten Offiziere in Bewegung setzte — geschaffen und erstritten wurde, erhielten sie zum Erbe und Eigentum das persische Weltreich. Die griechisch-macedonischen Marschälle teilten sich in seine Stücke und führten griechische Sprache, Sitte und Lebensweise, griechische Kunst, Wissenschaft und Industrie, griechische Politik und Staatsverwaltung aller Orten ein. Die reichsten Länder waren den Bewohnern des kleinen Hellas und seiner Kolonien überantwortet. Wohin der Grieche kommt, ist er der vornehme und gebildete Herr, der Offizier und Beamte, der Professor, Künstler und Industrielle, dem alle Häuser offen stehen, dem alle Hände dienen. Der Orientale neigt sein Haupt: wir hören kaum von großen Aufständen gegen die griechische Herrschaft, die persischen Satrapen hatten längst alles Volk an duldenden Gehorsam gewöhnt. Durch einen einzigen großen Heereszug hatte europäische Kultur das ungeheure Gebiet gewonnen, welches wir das Morgenland nennen, und Persien dazu. Wir kennen kein Beispiel in der Weltgeschichte.

Ein großer Teil, jedenfalls die besten Köpfe, die rührigsten Hände im griechischen Volke, siedelten nun über nach dem Morgenlande, während in der alten Heimat Lähmung, Verfall, Entvölkerung um sich griffen. Es war ein ähnlicher Hergang wie im sechzehnten Jahrhundert, als Spaniens Ortschaften leer wurden an tüchtigen Menschen, damit Amerikas Küsten und Prairien sich belebten. Kein Wunder, daß Alexandria, Pergamum, Antiochia, Seleukia, Nikomedia und andere Königsresidenzen — Weltstädte, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählten — nunmehr Hauptplätze griechischen Geisteslebens wurden, vor deren Glanz sogar die altberühmten Kunststätten und Philosophenhallen im Mutterlande erblichen, nur Athen ausgenommen.

Jetzt wurde vollends die uralte Kultur des Orients in all ihren Sitzen und Winkeln aufgestört, benutzt und ergründet. Indem die Griechen lernten, was an technischen Fertigkeiten vorhanden war, indem sie dem Gedanken, der die Riesenbauten des Morgenlandes auftürmte, nachsannen, indem sie die geistige Schöpfung der orientalischen Weisen und Seher in sich aufnahmen, wurde alles dies auch in Europa bekannt und zugleich in griechischer Weise

Digitized by Google

verschönert, veredelt und mit neuem Leben beseelt.

Die gesamte Kultur der Griechen aber ging auf die Römer und von diesen auf die neuen Völker über.

Rom und Karthago.

Das griechische Volk hatte nun sein Werk vollbracht. Es hatte die Welt mit edler Sittigung, mit Schönheit und erhabenen Gedanken erfüllt: jetzt erhob sich der römische Geist, um ein festes und durchgebildetes Staats- und Rechtswesen auszubauen, das für Völker und Völkersplitter eine wohnliche Burg werden sollte.

Auch die Römer hatten erst ihren furchtbarsten und gefährlichsten Kampf zu bestehen mit einer Weltmacht asiatischer Herkunft. Schon zu jener Zeit, als die ersten erobernden Heere Syrien und Phönizien durchzogen, hatten sich von dort hervorragende Familien, um Ehre und Freiheit zu wahren, nach der afrikanischen Küste geflüchtet. Diese Auswanderer bevölkerten scharenweise die phönizischen Kolonien, welche dort bereits vorhanden. Die älteste derselben, die sich des besten Hafens von Afrika erfreute, Karthago oder die Neustadt genannt, wurde zu einer Großstadt und Hochburg der Semiten. Die Karthager nötigten die Nationalverwandten in Utika, Hippo, Leptis und anderen semitischen Kolonien, sich ihnen anzugliedern, und machten sich weit und breit libysche Völkerschaften dienst- und zinsbar. Aus der Verbindung mit den letzteren wuchsen den Karthagern reichliche Volks- und Heereskräfte zu, sie mehrten fortwährend ihre Land- und Seemacht und nahmen Malta, Sicilien, Sardinien, Korsika, die Balearen und die besten Hafenplätze Spaniens in Besitz. Karthago wurde die reichste Stadt der Welt und erneuerte den Glanz von Memphis und Theben, von Sidon und Tyrus. Es war das London der alten Welt, seine Aristokratie eine Versammlung von fürstlichen Kaufherren. Bei den Banquiers, Reedern, Großhändlern und Industriellen zu Karthago ließ sich Finanzkunst, Welthandel und Großindustrie lernen. Die Stadt war gepflastert, in den Häusern sah man Kunstwerke von Mosaik und größte Pracht und Üppigkeit. In mechanischen Künsten, in Wasserbauten, Feldwirtschaft wurden große Fortschritte gemacht, über die Landwirtschaft gab es eigene Lehrbücher. Schiffbau und Segelkunst wußten die Karthager so zu vervollkommnen, daß sie kühn es wagen durften, in den Atlantischen Ocean hinauszusteuern. Ihre weiten See- und Karawanenreisen entschleierten fort und fort unbekannte Gebiete.

Da nun die phönizischen Kolonien so zahlreich und so weitverbreitet waren, Karthago selbst aber der größte Weltmarkt, so kamen die Fortschritte und Entdeckungen der Karthager auch den anderen Völkern, insbesondere den Bewohnern des gegenüberliegenden Italiens zu gute. In der Poesie bleiben freilich auch jene so dürftig wie alle Semiten; jedoch liebten sie es, griechische Trauerspiele, in ihre Sprache übersetzt, sich aufführen zu lassen. Diese eine Thatsache läßt deutlich erkennen, daß die Karthager auch europäische Kunst und Litteratur keineswegs verschmähten, ihre Wohnstätte also keineswegs bloß einseitige Kultur beherbergte.

Die Römer standen an Bildung wie an Machtmitteln hinter den verhaßten Puniern zurück, hoch aber darüber an kriegerischer Kraft und Ehre, an bürgerlicher Freiheit, an lebendigem Sinn für Entwickelung des Staatswesens. Dort ein übermütiges Volk von Großhändlern, hier von stolzem Grundadel: beide Mächte Herren der umwohnenden Völker, beide aus Überfülle an Kraft weiter getrieben, zwischen beiden das herrliche Sicilien. Unwiderstehlich drängte sich jedem Römer das Verhängnis auf, Rom oder Karthago müsse fallen, das heißt zerstört und ausgerottet werden. Denn die Staatenpolitik der alten Welt trachtete einen Feind, der gefährlich war, nicht etwa nur zu schwächen oder zur Dienstbarkeit zu nötigen, sondern, einmal in Bewegung, strebte sie

Digitized by Google

ihn zu verderben bis in den Grund. Ein wütender Kampf entspann sich und erfüllte fast sechs Jahrzehnte: Rom kam an den Rand des Abgrundes. Was wäre geschehen, wenn der umgekehrte Alexanderzug, welchen der große Hannibal wagte, mit der Zerstörung von Rom geendigt hätte! Italien, Spanien, Frankreich hätten dem punischen Weltreiche angehört, bis die Zeit der Germanen gekommen. Das Schicksal entschied gegen die Semiten: römische Mannestugend und Bürgerfreiheit errangen den Sieg. Karthago wurde ausgetilgt. Wohl mochte nach so fürchterlichem Falle dieser Weltstadt Scipio auf den rauchenden Trümmern sich bedenklich fragen: Muß so ungeheure Zerstörung sich nicht rächen an den Römern selbst?

Abschluß der antiken Kultur.

Nach Karthagos Vertilgung konnte kein Zweifel mehr sein, daß auch die Länder der Ostseite des Mittelmeeres den Römern zufielen. Die asiatisch-griechischen Städte waren gesättigt von völkerverzehrenden Lüsten auf geistigen wie auf sinnlichen Wegen. Die Herrscher waren Despoten geworden, ihre Höfe Sammelpunkte von Pracht, Verschwendung und Greueln ohne Ende. Einer nach dem anderen mußte nun die peinvolle Straße des römischen Triumphzuges betreten. Hellas ließ sich leicht erobern, Macedonien kostete schwere Kämpfe, noch schwieriger Syrien, am gefährlichsten gestaltete sich der Kampf mit dem großen Mithridates. Er begann seine Kriege mit dem Befehl, zu erschlagen, was aus Italien stamme: an einem einzigen Tage fielen einmal 80000 Menschen dem orientalischen Grimm zum Opfer. Am blutigsten und hartnäckigsten wehrte sich das Kernvölkchen der Juden: um sie zu besiegen, so glaubten die Römer, müsse man sie ausrotten. Sie überdauerten aber alle und jegliche Leiden, die nur über ein Land kommen können. Die Parther dagegen behaupteten sich auch gegen die römischen Waffen, wobei ihnen freilich die Entlegenheit ihres Landes zu statten kam.

Als nun das ganze Morgenland besiegt zu den Füßen des Herrschervolkes lag, das in der Mitte des Abendlandes thronte, da hielt des letzteren Kultur und Sitte wiederum ihren siegreichen Einzug, diesmal aber allgebietend und planmäßig geleitet von einer politischen Macht, welcher Nichtachtung der nationalen Verschiedenheit und, wo es nötig schien, Einstampfen der Völker zur Gewohnheit und Natur geworden. Die Prokonsuln aber und die anderen römischen Beamten nahmen jedermann unter die gleiche Steuerpresse. Dem Griechischwerden folgte jetzt das Römischwerden, wenigstens in Recht und Staat und bürgerlicher Gesellschaft. Auch die orientalische Jugend strömte in die römischen Rechtsschulen, unter welchen die zu Berytus, dem jetzigen Beyrut, hervorleuchtete. Wer weiß, ob ihr größter Meister, Ulpian, nicht ein romanisierter Semite gewesen?

Nachdem nun auch Spanien, Gallien und Britanien von den Römern erobert und die feste Grenze ihrer Herrschaft bis an den Rhein und die Donau und den inmitten liegenden Wallzug vorgeschoben war, fanden sich im Beginn unserer Zeitrechnung alle Kulturvölker des Altertums nebst anstoßenden Barbaren vereinigt in einem einzigen ungeheuren Reiche, gleichmäßig umfangen von einem Netze ebenso staatskluger als waffengewaltiger Leute. Nun begab sich ein Hin- und Herströmen, Handeln und Austauschen von Menschen und Waren, Fertigkeiten und Kenntnissen, wie seinesgleichen noch niemals auf Erden dagewesen, und aus der allgemeinen Verschmelzung bildete sich eine neue allgemeine Kultur. Denn durch den gemeinsamen Frieden, welchen das römische Reich seinen zahlreichen Völkern gewährte; durch ihren lebhaften gesicherten Verkehr, der sich fort und fort beschleunigte; durch den Einfluß eines hochgebildeten Staatswesens, das diesen reichblühenden Kranz mannigfaltiger Länder mit ganz gleicher Verwaltung und Rechtspflege umschloß;

Digitized by Google

durch die freie Laufbahn zu den höchsten Ehren und Gütern, die allen Talenten eröffnet war; durch die Antriebe, welche darin für den Syrer wie für den Gallier, für den Griechen wie für den Iberer lagen, sich der Bildungsschätze zu bemächtigen: durch alles dies hat das römische Kaiserreich der alten Welt so große Wohlthaten gebracht, wie auch nicht entfernt irgend eine frühere Epoche.

Länger als vier Jahrhunderte dauerte in dem weiten Gebiete dieser Zustand des Weltfriedens voll der Handelsfreiheit, des allseitigen Austausches und eines allhin geltenden Völkerrechts, niemals gestört durch Aufstände der Nationen, die an der Grenze und die Juden ausgenommen. Auch brachte es dem großen Ganzen wenig Unheil, wenn dann und wann ein Kaiser vom Cäsarenwahnsinn erfaßt wurde, der ihn über die Schranken des Menschlichen hinaustrieb: die Krankheit tobte sich in Rom aus oder blieb auf eine andere Örtlichkeit beschränkt. Mochte ein Prokonsul in Alexandrien oder Antiochien oder Karthago oder in einer anderen Hauptstadt schaudervolle Unthaten verüben, die große Ausdehnung der anderen Provinzen wurde nicht davon erreicht.

Während jener langen Zeit wurde Gemeingut all der Völker, was in den Jahrtausenden vorher irgendwo ein gescheiter oder seelenvoller Mensch gedacht und empfunden und in Dichtungen und Kunstwerken ausgedrückt, oder sonstwie in Schriften niedergelegt, in Reden verbreitet hatte. Wo in Sicilien oder Ägypten im Getreidebau, in Syrien oder Cypern in der Obst- oder Gemüsezucht, in Dacien oder Spanien im Bergwesen, in Kleinasien oder Griechenland oder Etrurien in Thon- und Erzindustrie etwas Neues und Gutes auftauchte, wurde es rasch im ganzen Reiche bekannt, weil die verbesserte Ware alsbald nach allen Häfen des Mittelmeeres gelangte und von ihnen aus weiter ins Land ging. Was in der Hauptstadt der Welt galt und gelehrt wurde, mußte jeder lernen, der sich zu den höher Gebildeten rechnete. Er mußte, wenn er vornehm sein wollte, auch die Hauptwerke der griechischen und römischen Litteratur besitzen, und zwar in Prachtexemplaren, die prunkend seine Tische schmückten: die geübten Schreiber in Alexandrien konnten dem Buchhandel nicht rasch genug Werke liefern. Ob sie des Dichters oder Philosophen Sätze überall gerade richtig wiedergaben, darauf kam es nicht so sehr an, wenn nur die Schrift sich herrlich darstellte, gerade die prächtigsten Handschriften gerieten am fehlerhaftesten. Die minder Wohlhabenden, die an Anschaffung der kostbaren Bücher nicht denken durften, trachteten danach, wenigstens ein kleines glänzendes Kunstwerk zu erwerben, das fröhliche Tage verschönte und in trübe hineinlächelte.

Die Kultur glich einem Teppich, in welchen jede neue Blume, die irgendwo aufsproßte, hineingestickt wurde, und dieser Teppich breitete sich gleichartig über alle Gebiete, soweit römische Feldzeichen aufgesteckt waren.

Wo aber so viele Kenntnisse und Erfahrungen, so viele strebende und gescheite Menschen jahrhundertelang in den Hauptstädten der Länder zusammenströmten und friedlich miteinander verkehrten, da wurde die Kultur in den Kreisen des täglichen bürgerlichen Lebens nicht bloß gleichartiges Gemeingut, sondern es konnte auch nicht fehlen, daß fort und fort große Fortschritte geschahen. In welchen Zweigen, darüber haben wir keine genaueren Nachrichten. Aus den uns erhaltenen Schriften können wir bloß ersehen, ob man während der römischen Kaiserzeit in Litteratur und Wissenschaft weiter kam. Da aber der Fortschritt, der in beiden Richtungen gemacht wurde, kein großer war, und da die erhaltenen Kunstwerke jener Zeit uns belehren, daß die Kunst nur noch eine schwächliche Nachblüte erlebte, dann aber rasch ihrem Verfall entgegenging, so müssen die Fortschritte auf den Gebieten der Gewerbe und Industrie erfolgt sein. Wir wissen nur im einzelnen zu wenig, wie es mit Hauseinrichtung, gewerblichen Anlagen, mit Schiffswerften

Digitized by Google

und Zeug- und Waffenfabriken, mit Wein- und Gartenbau vor der römischen Kaiserzeit bestellt war; der Unterschied aber muß sehr bedeutend gewesen sein. Gleichwie das römische Recht und die römische Baukunst erst in der Kaiserzeit die volle Ausbildung erhielt, Naturwissenschaft aber und Länder- und Völkerkunde sich beträchtlicher Bereicherung erfreuten, so sind auch damals erst die Beschaffung neuer Ausfuhrartikel, der Landhandel, die Schiffahrt, die Warenkunde, das Geldwesen, die Verbreitung von mancherlei Haustieren und Nutzpflanzen, der Bergbau mit Hüttenwesen, Erzgießen und Münzprägen, die Bereitung verschiedener Zeuge, Gewerbe und Industrie überhaupt, insbesondere auch das Kunsthandwerk mit Herstellung der verschiedensten Möbeln, Haus- und Reisegeräte zur reichen Entwickelung gekommen. Wir können an Cypern, weil über diese Insel mehrere Nachrichten zusammentreffen, sehen, wie sie unter römischer Verwaltung großen wirtschaftlichen Aufschwung nahm. Dieses Beispiel sagt uns, was in den übrigen Ländern des Reiches vor sich ging. Zweifellos kamen sie alle, was Anbau und Leistungsfähigkeit für den Weltmarkt betraf, erst damals zu ihrem vollen Werte, und wir Spätlebenden wissen kaum noch, wie viel wir an Behaglichkeit des Lebens der römischen Kaiserzeit verdanken.

Als sie zu Ende, sollten dreizehnhundert Jahre vergehen, bis auf der Erde wieder ein ähnlicher Austausch der Geister und Völker eintreten konnte, wie er in einer Epoche stattgefunden, in welcher Männer wie der Spanier Quinctilian und der Kleinasiate Strabo, der Afrikaner Apulejus und der Grieche Plutarch, der Gallier Petronius und der Syrer Galenus Bürger eines und desselben Reiches waren. Nur langsam nähern wir uns einer Rechtsgemeinschaft der Nationen.

Drei Volkscharaktere.

Eigentümlich spielten und wirkten im römischen Reiche die Nationalitäten aufeinander. Afrikaner freilich und Iberer, Gallier, Briten empfingen bloß höhere Kultur, brachten aber wenig eigene hinzu: die schaffenden Nationen waren Griechen, Römer, Orientalen. Arische Naturanlage vorzüglichster Art vereinigte sich bei dem Griechenvolke mit gemäßigtem Klima, lichtem, heiterem Himmel und einem Boden, der bei Fleiß und Verstand hinlänglich, jedoch nicht üppig nährte und in mannigfacher Abwechselung Hoch- und Mittelgebirge, Meer und Ebene zeigte, alles stets in den allerschönsten Formen. Griechenland erfreute sich fast überall der stärkenden Berg- und Waldesluft, aber es war zugleich eine Küsten- und Inselwelt, in alle Thäler drang der erfrischende Seehauch.

Im Kleinen wie im Großen eigenartig — so war der Griechen Landschaft, und das entsprach ihrem inneren Wesen. Gegenüber der orientalischen Einförmigkeit der Volksmasse, die vor dem Herrscher keinen Willen hat, war in Hellas von jeher einheimisch Gegensatz und Reibung der Stämme und Völkerschaften, in jedem Staate Mitraten und Mitthaten der freien Männer neben dem Fürsten, in jedem Haushalt ein einziges Weib als Gebieterin neben dem Manne.

Dazu kam nun die glückliche Lage zwischen dem Weltteil uralter Kultur und dem Weltteil der Leute voll Ehr- und Kraftgefühl, beiden nahe, beiden offen liegend, an jede Landschaft pochte die ewig bewegliche Welle, die Zuströmung von aller Welt brachte und den Unternehmungsgeist in die Ferne lockte.

Aus diesen Ursachen erwuchs in Griechenland ein Volk, das in allen Richtungen geistigen und bürgerlichen Lebens schöpferisch thätig wurde und in den meisten das Edelste hervorbildete.

Nicht, daß der Mensch dem Gott und dem Staat sich opfere, schien den Hellenen das Höchste zu sein, sondern das volle Ausleben in freier Entfaltung, nur stets maßvoll und harmonisch, die irdische Verklärung des Menschen. Sie nannten dies das *Καλοκάγαθον*, wörtlich das Schön-

gute, oder der gute tüchtige Inhalt in schöner Form, das Edelschöne. Daher zeigt ihre Kunst und Litteratur bei dem lebhaftesten nationalen Gefühl doch kosmopolitische Höhe, bei Verstandesklarheit des Mannes doch stets Jünglingsfrische, bei Tiefe der Ideen immer künstlerische Gestaltung. All die geistigen Schöpfungen der Griechen haben daher ein plastisches Gepräge, gleichwie Bildhauerwerk in hellem Marmor. Fliegende unendliche Ideen gewinnen festen und kurzen Ausdruck und machen sich dadurch allgemein verständlich. Sie konnten nicht anders, denn in ihrer Heimat trat alles, Gebirg und Feld und Thalung und Küstenlinie, hell und scharf hervor. Die Anschauung wollte leibhaften Ausdruck, der Begriff wurde zur Gestalt. So ihre Kunst, so ihre Sprache. Wie wunderbar schön, wie geist- und gehaltvoll schrieben ihre Dichter und Prosaiker! Jeder Satz tritt schön gefügt mit zwingender Deutlichkeit vor die Augen, aber um jeden Satz webt und klingt leise noch eine Musik von feinen Gedanken.

Im Römer fand sich im wesentlichen dieselbe Haus- und öffentliche Sitte wie bei den Griechen, am meisten ausgeprägt aber das Gefühl der Manneswürde. Der Araber hat nicht einmal das Wort für Ehrgefühl; Grieche und Germane liebten die schöne ritterliche Gestalt, über welche sich ein Glanz von Ehre, Geist und Heldenmut ergoß; der Römer aber wollte nur das praktisch Tüchtige und Verständige. Ein würdevolles Dasein, wozu natürlich auch Geld und Gut gehörte, schien ihm das Höchste zu sein, das ein Mann erstreben könne. Seine Heimat bot ihm keine vorzügliche Schönheit oder Anregung, wohl aber lockte die Lage der Stadt dazu, aufs Meer und erobernd den Tiber hinaufzugehen.

Unverkennbar aber zeigt im römischen Wesen von Anfang sich etwas, das Semitischem nahe verwandt ist. Woher die eigentümlich römische Volksnatur ihren Ursprung genommen, ist rätselhaft. Zweifellos wurzelte sie in der Gesamtbildung der Latiner, Sabiner und anderer umwohnenden Völkerschaften, diese aber war großenteils etruskischer Art. Mehr als die Amtszeichen der Magistrate, die Sitte der Triumphzüge, die Form der Sarkophage, was alles schon im ältesten Rom sich vorfand, stammte aus Etrurien. Die große Bedeutung der Geldwirtschaft, die opferheischende Staatsallmacht, die starre Strenge des Gesetzes, das Priestertum und seine Brüderschaften — dies und anderes trägt das echte semitische Gepräge. Auch in der Äneassage spielt ein Wiederschein der Herkunft aus dem Orient. Was immer aber in Rom an frühester Kultur vorhanden war, mußte zugleich frühzeitig aus der blühenden Menge der griechischen Kolonien in Unteritalien Zuflüsse erhalten.

Arm jedoch an höherem geistigem Sinn und Vermögen, blieb dieses so kernhafte Volk fünf Jahrhunderte lang litterarisch öde. Nur auf die Ausbildung seiner Sprache, die an reichem und feinem organischem Leben wie an Wohllaut weit hinter der griechischen zurücksteht, dagegen sich auszeichnet durch mathematische Bestimmtheit und streng logischen Bau, wurde Scharfsinn verwendet. Auch nach Kunst und Schönheit trug der Römer kein Verlangen. Sein Vergnügen war, sein Ackergut einträglicher zu machen, aus seinem Gelde gute Zinsen zu ziehen, über Rechtspunkte sich zu besprechen, die politischen Verhältnisse der Plebejer, Latiner und verschiedenen Klassen von Bundesgenossen abzuzirkeln. Unaufhörlich aber arbeitete die stolz und tief in ihm treibende Energie, ein gewaltiges Reich zu schaffen, das auf Bürgertugend, wohldurchdachter Verwaltung und grundgescheiter Ausbeutung anderer Völker beruhte.

Fühlte sich nun auch der Römer dem Morgenlande verwandt in seiner Staats-, dem Griechen in seiner Haussitte, so blieben beide doch innerlich geschieden vom orientalischen Wesen. Der sprechende Gegensatz von fetten, grünen Thälern zwischen menschenfeindlichen, trockenen Sand- und Felswüsten, der sich allerwärts im Morgenlande wiederholt, spiegelt sich ab

Digitized by Google

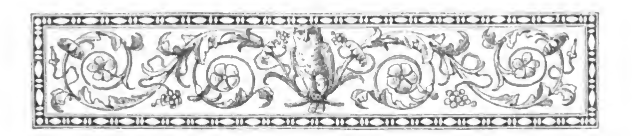
nicht bloß in der Bewohner Religion, sondern auch in ihrer Sinnesart. Langes, trübes Hinbrüten und plötzlich leidenschaftliche Erregung — moralischer Aufschwung der höchsten Art oder wilde Sinnlichkeit — dicht neben beiden dumpfes Daniederliegen oder gräßliche Empörung, die Herrscherpracht auch mit der priesterlichen Banngewalt bekleidet, zu Zeiten geistiges Schwelgen in furchtbaren, alles überwältigenden Ideen, und dann wieder lange Zeit düsteres inneres Gebundensein — stets aber jeder einzelne ein Nichts unter dem ehernen Joche des Schicksals und des Gesetzes seiner Nation, das sind Züge hamito-semitischen Wesens. Nur schwach entwickelt ist der Sinn für das organische Leben, für das feingliederige Gesetz in den Dingen der Natur, für ein kunstvolles Staatswesen zum Schutz der persönlichen Freiheit, für das künstlerische Schaffen im Drama und großen Heldengedicht, wie sich das alles bei den Völkern arischen Stammes findet. Arisch ist auch das frohsinnige Gefühl der eigenen Persönlichkeit, das freie Spiel der Kräfte im einzelnen wie in der Gemeinde, das Maßhalten im Herrschen und Dienen, die Freude am Schönen und kindlich Heiteren, und das tiefste Begehren des Mannes nach Ehre und Freiheit.

Als unter Alexander des Großen Streichen das Perserreich gefallen war, schien es lange Zeit, als bliebe der Orient nur empfangend, duldend, leidend unter dem Druck und Eindringen griechischen Wesens. Gab es damals im alten Mutterlande der Kultur gar keine Kraft mehr zum Widerstande? Bei dem scharfen Gepräge, bei der stählernen Hartnäckigkeit semitischen Lebens und Denkens wäre ohnmächtiges Geschehenlassen doch gar zu seltsam gewesen, selbst wenn vorher die Einwirkung der arisch-persischen Kultur, welche der griechischen verwandter, noch so sehr in die Breite und Tiefe gegangen wäre.

In der That, der Orient rührte und regte sich. Er übte auf das griechische Wesen eine zersetzende und umschaffende Gewalt aus, so gründlich, daß wir noch heutzutage die Nachwirkung davon empfinden. Wie hätte sich wohl die römische, die mittelalterliche, die moderne Welt in Staat und Wissen und Glauben gestaltet, wäre das hellenische Erbgut ungebrochen und unvermischt überliefert worden! Wie köstlich erfrischt uns ein Trunk aus der reinen Quelle griechischen Altertums, soweit sie noch nicht getrübt worden durch den schweren Aufguß der Epoche nach Alexander. Zweifellos besitzt der Orientale die höchsten geistigen Gaben: er ist aber entweder kritischer Verstandesmensch oder ausschweifender Phantast. Beides giebt sich leicht zu erkennen in jener eigentümlichen Mischbildung, die nunmehr den Orient bedeckte, Griechenland überzog und den Römern und uns überliefert wurde. Man nennt diese Bildung von ihrem Hauptherde die alexandrinische, und ihr Wesentliches ist die Verschmelzung des griechischen und orientalischen Geistes, die kritische Verarbeitung des gesamten Wissenstoffs durch beide in Gemeinschaft, aber auch die Fesselung des freien schöpferischen Griechentums durch den trüben Ernst und die Starrheit orientalischen Wesens.



Digitized by Google



Litterarische Mitteilungen.

Raabes Erzählung „Stopfkuchen".



Wilhelm Raabe hat eine neue Erzählung in Berlin bei Otto Janke veröffentlicht. Der Titel „Stopfkuchen" ist der Spottname Heinrich Schaumanns, des Hauptcharakters in ihr. Der demselben einst nächste Jugendgenosse Eduard ist einige Zeit zum Besuch aus Transvaal in der norddeutschen Heimatstadt und zuletzt in der Nähe dort bei dem Freunde gewesen. Er macht die Rückfahrt von Hamburg nach Kapstadt auf dem Dampfer Leonhard Hagebucher, der seinen Namen von dem Helden aus Abu Telfan führt. Er benutzt die dreißigtägige Muße, um niederzuschreiben, was Heinrich Schaumann über sich selbst an jenem Tage ihm mitgeteilt hat. Er sagt mit Recht, daß er das Leben ausschöpfe, wenn auch mit einem Fingerhut. Seine Erzählung ist wie ein Triumphgesang des ewigen Seins im Menschen über die Hinfälligkeit des einzelnen Schicksals, — wie ein Triumphgesang des siegenden Humors über den Zwiespalt von Leid und Lust inmitten der Niedrigkeit.

Der Humor in seiner reinsten und edelsten Ausprägung thront über aller Kleinlichkeit in den Ängsten des Lebens. Er erkennt dieselbe als solche, da er es unternimmt, sie mit dem, was allein des tiefsten Ernstes und der höchsten Erhebung wert ist, zu messen. Er muß daher über sie lachen. Aber er weiß auch, wie unentrinnbar das Leben von ihren Fesseln umfangen wird. Er überwindet die Traurigkeit hierüber, indem er aus eigenem Willen die Kleinlichkeit auf sich nimmt, um desto sicherer sie als ein Maß für sein Streben nach dem Vollkommneren zu besitzen. Daher ist sein Lachen nicht Spott und Verachtung, sondern der Ausdruck der Zuversicht, daß die als einander bedingend erkannten Gegensätze durch diese Erkenntnis ausgesöhnt sind. So steht der Humor am Ende mitten in der Kleinlichkeit frei auf der Höhe des Ideals. Ein solcher Aufschwung kann sich im Geiste des Dichters angesichts dessen, was er zur Darstellung bringt, vollziehen und den Leser und Hörer mit sich emportragen, ohne daß die in der Handlung selbst begriffenen Personen auf jener beherrschenden Höhe stehen. Aber eine vollere Wirkung geht von der Dichtung aus, wenn in ihr selbst der Humor zu einer lebengestaltenden Macht wird. Während er dort nur gleichwie außen über der Dichtung schwebt, wird er hier in dem Inneren derselben zu einer von seiner schaffensfähigen Kraft überzeugenden That. Es geschieht nicht zum erstenmal, daß Raabe einen solchen Charakter schildert; es sei z. B. an Fiebiger in den „Leuten aus dem Walde" erinnert. Aber er strebt nach dem alle Aussöhnung in sich tragenden Frieden nirgend so sehr wie in „Stopfkuchen".

Es ist selbstverständlich, daß der Humor in jedem Einzelleben sich erst entwickeln muß, nicht bloß weil das Gesetz der Entwickelung überall waltet, sondern auch weil jener das tiefste Lebensgefühl und die reifste Lebensweisheit umschließt. Daher vermag der Knabe Heinrich Schaumann nur erst in innerem Zorn, wie eines Tages vor dem Schulgenossen Eduard, sich gegen Eltern und Lehrer zu wehren, welche ihn stets bloß als die verkörperte Dummheit, Faulheit und Vielfräßigkeit behandeln. Aber ein Stück gerechten Selbstbewußtseins regt sich darin. Der in seinem Inneren von allen Verlassene empfindet, daß er nur nicht in das Schema von einem Menschen paßt, welches die philisterhaft denkende Welt ihm wie jedem aufzwingen will. Er beweist dies dadurch, daß er sein Mitgefühl mit den in gleicher Weise ohne wahren Grund Verleumdeten rücksichtslos bethätigt. Er schließt sich ganz dem Bauer Quakatz und seiner Tochter Valentine auf der Roten Schanze an; denn

Digitized by Google

auch jenen verfolgen und verachten die Menschen, da sie ihm trotz der Unmöglichkeit eines Beweises die Ermordung Kienbaums zur Last legen, und besonders diese leidet und vergeht darunter, obgleich sie nichts als das Kind ihres Vaters zu sein verschuldet hat. Daher wird Heinrich Schaumann vor allem ein Beschützer der letzteren. Er vermag von der Roten Schanze herab bald über Welt und Menschen zu lachen. Er ahnt nur noch nicht, wie hoch hinaus dieses Lachen ihn künftig tragen wird. Als er nach der Beendigung seiner Universitätsjahre heimkehrt, weiß er zwar, daß auch die leitenden gelehrten Gesellschaftsklassen geistig und sittlich verknöchert sind, wohinein jeder sich fügen muß, wenn er etwas in ihnen gelten will; aber nachdem er von seinem Vater für immer aus dem Elternhause gewiesen ist, erinnert ihn erst der halb schadenfroh gesprochene Wahrspruch eines Kneipphilisters daran, daß es einen Beruf für seinen zu selbständiger Eigenart geschaffenen Geist nur auf der Roten Schanze giebt. Auch dies ist Humor, wenngleich nicht für jenen unfreiwilligen Weisen am Biertische. Heinrich Schaumann steht im Begriff, ihn würdigen zu lernen.

Er wird der Großknecht des Bauern Quakatz, welcher, vom Schlage getroffen, ohnehin nun auch leiblich gebrochen ist. Er erwacht zu der klaren Erkenntnis, was die kleinen Dinge des Lebens wert sind. Er packt sie mit mutiger Hand, um mit und aus ihnen, was darin elend und niedrig ist, auszutreiben. Es bringt viel Mühe, Knechte und Mägde zu schelten und mit zum Spaten zu greifen. Doch Heinrich Schaumann ist sich bewußt, daß jedes Scheltwort in einen Klang der Liebe ausklingen, jeder Spatenstich ein Segen der Menschlichkeit werden kann: Liebe und Segen für Valentine, da die Knechte und Mägde in die Beschimpfung seitens der übrigen Menschen einstimmen und die rohe Art des Vaters die Tochter zu allerlei niederdrückender Arbeit antreibt. Auch Quakatz hat es trotz jener Roheit verdient, daß ihm zu seinem Recht gegen ausbeutungslüsterne Gläubiger verholfen wird, und daß ihn die eine und andere Freude, wenn er z. B. Knochen versunkener Vorwelttiere auf seinem Acker ausgraben sieht, zerstreut; seinem lange verdunkelten Leben leuchtet dadurch, ehe der Faden abreißt, ein lichteres Abendrot. Wenn Heinrich Schaumann schon in diesen Sorgen des Werktages seinen Humor der That entfaltet, so bringt er ihn noch köstlicher am Hochzeitstage mit Valentine zur Wirkung. Es ist eine lustige Sache, wie er alle Bewohner der Umgegend — auch sein Vater ist unter ihnen — einladet, wie sie alle gelaufen kommen um freies Essen und Trinken. Aber es ist zugleich eine ernste Sache. Denn es ist nichts Geringes, wenn die Leute anfangen, Quakatz, den durch Jahrzehnte übel berufenen Mann, nun wieder als Menschen unter den Menschen gelten zu lassen, — wenn ein redlicher Sohn die Versöhnung mit seinem ungerecht zürnenden Vater findet. Es ist vor allem am wenigsten etwas Geringes, wenn eine Menschenseele wie Valentine den berghohen unverschuldeten Jammer, welchen sie von Geburt an getragen hat, in die Tiefe versinken sieht. Es ist eine Stätte des Glaubens an den Wert des Lebens bereitet.

Heinrich Schaumann steht auf der Höhe der Welt- und Menschenbetrachtung. Er, welcher einst als der Dumme, Faule und Freßgierige galt und dennoch die Rote Schanze herausfand, ist der bequeme und dicke Besitzer derselben in Schlafrock und Pfeife geworden; aber auch dies nur, gleichwie damit sein edler Kern um so schöner hervortrete. Er fürchtet sich nicht, sein breites Lachen über sich selbst ergehen zu lassen; denn dasselbe bezeugt nur, wie fest auf seiner Stelle er fußt. Er gelangte dahin, indem er den einst ermordeten Kienbaum völlig totschlug. Es ist nicht mehr eine Arbeit zu jener Höhe empor, sondern nur die Bewährung des sicher errungenen Sieges, wenn er den Spuren des wahren Mörders nun nachgeht. Der Gleichmut, womit er dies thut, muß unsere ganze Bewunderung gewinnen. Die ergreifende Predigt, in welcher der Pfarrer des Nachbardorfes am Grabe des alten Quakatz im Namen und Geist Heinrich Schaumanns den Toten von seiner Schuld reinigt, ist der Anfang des großen Ganges. Der Postbote Stölzer verrät sich, indem er, anstatt den dargereichten Spaten für die drei Händevoll Sand zu ergreifen, scheu in die Menge zurückweicht, das Kainszeichen auf seiner Stirn. Nur Heinrich Schaumann bemerkt es. Als er einige Wochen danach Störzer durch verfängliche Fragen in eine bedrohliche Enge treibt, ist kein Zweifel mehr übrig, daß die Schuld wirklich auf letzterem haftet. Er zwingt denselben noch einmal, unmittelbar auf der Mordstelle seine That zu bekennen. Es wird offenbar, wie die Schuld zu einem großen Teil auch bei Kienbaum lag, wie wenig beabsichtigt sie von Störzer war, und wie schwer durch Jahrzehnte der übrigens halb idiotische Thäter an seiner That trägt. Heinrich Schaumann erscheint jetzt in herrlichster Seelengröße. Soll er den Mörder an Valentine verraten? Die Sache ist allzu nichtig, wenn ihr gegenüber der Friede eines so lange und schwer gepeinigten Herzens in Frage kommt. Soll er den Mörder den Menschen zur Verurteilung übergeben? Sie haben dem Bauer Quakatz und seiner Tochter das Leben vergällt, sie dürfen kein Recht mehr beanspruchen. Ja, wenn Quakatz nicht schon im

Digitized by Google

Grabe läge! Soll er der ewigen Gerechtigkeit sich verpflichtet fühlen? Mehr als alles andere beweist die Art, wie er hierauf antwortet, seine geistige und sittliche Überlegenheit. Er sagt der ewigen Gerechtigkeit ins Gesicht, daß sie längst Zeit gehabt, dasjenige, wovon sie den Namen führt, zu erfüllen; aber sie hätte es ruhig geschehen lassen, daß er statt ihrer das mühevolle Werk der vergangenen Jahre zu Ende gebracht. Die beschränkte Philistermoral entsetzt sich vielleicht. Sie irrt. Kann man es tiefsinniger und versöhnlicher ausdrücken, wie die Vergänglichkeit der Menschengeschicke der Boden ist, aus welchem das Ewige emporwächst, um sich segnend über sie auszubreiten? Heinrich Schaumann selbst ist in allem, was an dem Morde Kienbaums hängt, der Träger der ewigen Gerechtigkeit. Daher steht es ihm zu, Störzer seine täglichen Botenwege ferner gehen zu lassen, bis es der Tod, gegen welchen kein Spreizen gilt, hindert. Auch dieser Tag kommt. Während Störzer in seinem Hause im Sarge liegt, beginnt die Erzählung und macht Eduard seinen Besuch auf der Roten Schanze. Heinrich Schaumann berichtet über die Schicksale seines Lebens, meist in Gegenwart Valentines. Da scheint ihm die Zeit geeignet zu sagen, wer Kienbaum ermordet hat. Was den Frieden Valentines gestört hätte, solange Störzer am Leben war, thut es nicht mehr, nachdem er gestorben ist. Wenn Heinrich Schaumann trotzdem seine Kenntnis vom Mörder Kienbaums bloß andeutet, aber den Namen Störzers selbst nicht verrät und ungeachtet der Aufregung Valentines mit unverwüstlicher Ruhe in seinem behaglichen Ton zu erzählen fortfährt, nur um am Schluß sich mit Eduard auf den Weg nach der Stadt zu begeben und dort erst im Wirtshause vor den Ohren des Schenkmädchens das bange Rätsel zu lösen: so ruht hier unter dem Riesenphlegma die klare Selbstgewißheit von einem Werk der Liebe und der Gerechtigkeit. Denn die Wahrheit des Mordes gelangt auch so, aus der Stadt durch die Rede der Leute, zu Valentine, und was für dieselbe sich irgend Beängstigendes aus der Enthüllung ergäbe, ist dadurch gebannt; zugleich wird das einzige Recht, auf welches die Menschen sich noch berufen dürfen, nicht ohne daß die verdiente Beschämung über sie kommen muß, ihnen gewährt. Gehe aus dem Kasten: Heinrich Schaumann hat diese Worte über sein Haus geschrieben. Er, das Urbild der Dickhäuter unter den Menschen, ist nur selten herausgekommen, aber wahrlich immer zur rechten Zeit: seit dem Tage, da er zum erstenmal aus der Hecke hervor in die Rote Schanze hinüberlief, bis zu der Stunde, in welcher er seinen letzten Gang um der Ermordung Kienbaums willen vollführt.

Eduard, im Begriff seine Reise in die afrikanische Heimat anzutreten, trifft auf dem Wege zum Bahnhof den Leichenwagen, auf welchem Störzer zum Kirchhof gefahren wird. Was hatte das Leben, welches hier ausruht, ursprünglich mit den Freunden Eduard und Heinrich zu schaffen? Äußere Umstände brachten Eduard einst als Knaben mit Störzer in häufige Berührung, und die Sonderlingsneigung des letzteren für die Beschreibung der Reisen von Levaillant machte jenen schließlich zu einem Boer Südafrikas. Nur eine ähnliche Zufälligkeit, wie wir es nennen, bewirkte, daß die Ermordung Kienbaums über das Schicksal Heinrich Schaumanns entschied. Auch dies sind Gegensätze im Sinn des Humors; denn die Verkettung der äußeren Umstände ist wie ein Nichts im Werte verglichen mit allem Wechsel von Leid und Lust, welchen sie mit sich bringt. Hier gilt nun die Frage: Wer siegt, die Verkettung oder der Menschengeist? Eduard schaut die Antwort leibhaftig, als ihn der Eisenbahnzug am Fuße der Roten Schanze vorbeiführt. Letztere liegt oben ruhig und heiter, umgeben und überschattet von grünem Laube. Am Rande stehen Arm in Arm und blicken hinaus in die Ebene Heinrich und Valentine. Sie haben erfahren, daß es viel schweres Wehe in der Welt giebt, welches bis zum Grunde ausgeschöpft werden muß; aber sie haben auch durch die That bewiesen, daß der Lebensmut in der Zuversicht, das Wehe überwinden zu können, nicht wankend zu werden braucht, solange er dem edlen Zuge in seinem Inneren treu bleibt. Diese Treue löst jeden neu herandringenden Schmerz zu einem wehmütigen Lächeln über seine Vergänglichkeit auf, um im Gefühl der eigenen Thatkraft Leid und Lust auszugleichen. Mit dem Frieden, welcher hieraus quillt, sehen Heinrich und Valentine hernieder. Es ist der Sieg des Menschengeistes über die Verkettung der äußeren Umstände.

Als Eduard zu Hause auf seinem südafrikanischen Landgut ankommt, eilen ihm seine Kinder entgegen und fragen: „Vader, wat hebt gij uns mitgebracht uit het Vaderland, aus dem Deutschland?“ Wir wissen nicht, womit er im übrigen seine Taschen gefüllt hat. Für dasjenige, was er vor allem mitbringt, sind die Kinder vorläufig noch nicht reif. Aber er darf ihnen in dem Wunsche, daß sie es werden mögen, antworten: „Raabes Erzählung ‚Stopfkuchen‘.“

Paul Gerber.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

Gesammelte Werke von Karl Frenzel. Erster Band: Erinnerungen und Strömungen; zweiter Band: Deutsche Kämpfe; dritter Band: Vanitas. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Im ersten Bande, gelegentlich einer Studie über den wunderbar rasch vergessenen Auerbach, sagt Karl Frenzel: „Mir ist oft, als wäre unsere gesamte jetzige Litteratur nur ein schmaler Bindestrich zwischen der großen Vergangenheit und der großen Zukunft, eine Thalsenkung, die zwei Höhenpunkte miteinander verbindet. In dieser Verbindung erfüllt sie ihren Zweck, das allein ist ihr Wert und ihre Bedeutung ... So wird, wenn unserer Epoche überhaupt ein litterarischer Nachruhm bleibt, er auch nur der Gesamtarbeit, nicht den Einzelleistungen zu teil werden.“ Will der Verfasser damit die Stellung *aller* Poeten seit Heine und seine eigene charakterisieren, so dürfte diese — Bescheidenheit wohl doch nicht der litterarhistorischen Erfahrung entsprechen. Was heißt überhaupt Nachruhm? Ist es schließlich überhaupt nicht bloß der große, leere, hohle *Name, der bleibt?* Und sind es nicht gewisse Einzelleistungen, gleichviel welchen Jahrhunderten sie angehören, die immer wieder hervorgezogen werden und — ihre vereinzelten Liebhaber finden? Karl Frenzel hätte sagen können, ohne Übertreibung: Solange Freytag, Spielhagen, Gutzkow und Auerbach *gelesen* werden, wird man auch meiner gedenken! Läßt man nun diese Unsterblichkeitsfrage beiseite, und hält sich als Lebender, der bekanntlich allein recht hat, an die Gegenwart, so wird sicherlich jeder Gebildete und Freund der Litteratur diese gesammelten Werke eines Schriftstellers mit Freuden begrüßen, dessen kritische Größe seit Jahrzehnten unangefochten ist, dessen dichterische Einzelleistungen sehr oft den Werken der obengenannten Schriftsteller ebenbürtig zur Seite stehen. Jedenfalls ist der deutsche Leser — und wo sollte es einen geben, dem nie eine Zeile von Karl Frenzel zu Gesicht gekommen wäre! — erst jetzt in der Lage, sich ein vollständiges Bild über diese eigenartige Erscheinung zu entwerfen. Der eigentümliche Berliner Hauch, so zu sagen, umweht auch Frenzels Schöpfungen, wie er sich in Gutzkow finden läßt und sogar bei Paul Heyse: hin und wieder eine gewisse Kühle, aber überall Sinn für Formenschönheit, Klarheit der Darstellung und Begeisterung für den ruhigen Fortschritt deutschen Geisteslebens. Auch eine gewisse Vorliebe für geistvolle Wendungen ist da. Im Gegensatz zu dem litterarischen Nachwuchs von Jung-Berlin, der, meist mit geknickter Bildung, nie die Universität gesehen hat und doch über die höchsten Fragen urteilt und schreibt, verfügt Frenzel über ein gediegenes, sogar imponierendes Wissen, er redet nicht, sondern er hat etwas zu reden. Dieses war vielleicht auch der Grund, weshalb Frenzel seinen gesammelten Novellen, Romanen und kulturhistorischen Studien zwei Bände Aufsätze, Tages-, Personen- und Zeitfragen behandelnd, voran stellte, als hätte er andeuten wollen: „Wem ich mit diesen Dingen nicht bedeutend genug, nicht mit eigenartiger litterarischer Physiognomie erscheine, der mag sich auch mit meinen ferneren Schöpfungen nicht befassen — wir können doch nicht Freunde werden!“ Nun, so viel wird jeder ehrliche, unparteiische Leser unserer Zeit zugeben, daß er selber nach Lesung der beiden ersten, sehr umfangreichen Bände an positivem Wissen sehr viel gewonnen hat und sich mit dieser vornehmen Eigenart, deren Stil immer klar, anschaulich, niemals gesucht dunkel ist, rasch befreunden wird. Aus dem ersten Bande verdienen besonders hervorgehoben zu werden: die drei eingehenden und liebevollen Charakteristiken über Ernst Dohm, den bekannten ehemaligen Redacteur des Kladderadatsch, sowie über Auerbach und Gutzkow. Zumal der letztere, mit dem persönlich kaum einer seiner Zeitgenossen auskam, in dem auch die schlechten Seiten des Berliner Wesens so recht zu Tage traten, das ewige Nergeln, eine gewisse Streit- und Großmannssucht, wird hier erklärt und aus seinem drangvollen Sein heraus glänzend gerechtfertigt. Von den litterarischen Strömungen sind als besonders lesenswert hervorzuheben die drei Aufsätze: Die naturalistische Romandichtung, Die Dichtung der Zukunft, Die Alten und die Jungen. Sie enthalten gleichsam ein Kapitel angewandter Ästhetik und zeichnen sich durch glänzende Schärfe, die sich bisweilen sogar zu dem jedem Berliner sonst fremden Humor steigert, aus. Freilich war und ist der Kampf auch leicht, sind doch die Waffen nicht gleich: hier wirklich geschaffene litterarische Leistungen — bei den Alten — und dort — bei den Jungen — vielversprechende Ansichten über eine neue Kunstpraxis! Unter den religiösen Strömungen sei erwähnt die Studie: Ein Kapitel vom Atheismus, neben anderen, weniger bedeutenden. Der Verfasser zeigt hier, daß er durchaus nicht auf dem für Alt-Berlin kennzeichnenden seichten Rationalismus steht, ein Epigone der nikolaischen Aufklärungsepoche. Vom Atheismus und von den Kraft- und

Digitized by Google

Stoffphilosophen hält er nicht viel. Der zweite Band bringt in der Abteilung wider Frankreich Aufsätze zur französischen Litteratur, von denen vielleicht nur einer: Die französische Komödie und das deutsche Theater, noch nicht veraltet ist. Interessanter sind hingegen wieder die Studien gegen Rom. Stimmungsvoll ist die historische, religionsphilosophische Freske: St. Peter und St. Paul. Fein ausgeführte Charakterbilder sind der heilige Ignatius Loyola, dessen eigentümliches Seelenleben Frenzel dem Leser sehr verständnisvoll zu erklären weiß, und Martin Luther. Durch diese ganze Reihe von Aufsätzen weht ein Geist jener bekannten, fast halb schon zur Mythe gewordenen Kulturkampfsepoche; wer diesen religiös-politischen Gegensätzen unparteiisch gegenübersteht, wird sich unwillkürlich fragen, wie Frenzel wohl heute über dieselben Gegenstände schreiben würde. Eine ideale Rede gewissermaßen bildet der Abschnitt: Am Schillertage. Die Tagebuchblätter aus dem deutschen Trauerjahre ehren zwar unseren Verfasser, aber nicht wenige werden der Meinung sein, daß derartige, im übrigen noch so hinreißend geschriebene Feuilletons ihren Zweck vollauf erfüllt haben, wenn sie einmal — in der Zeitung gedruckt worden sind. Wie gesagt, dieser zweite Band hätte an räumlichem Umfange um mehr als ein Drittel gekürzt sein können, ohne daß er darum an innerem Gehalte irgend etwas verloren hätte. Der dritte Band bringt den Roman Vanitas, „seinem lieben Julius Rodenberg, 1860, gewidmet". Dreißig Jahre — welch eine gewaltige Zeit für die Entwickelung, für die Änderung unserer Romantechnik und noch mehr für den launenhaften Geschmack des Publikums! Wenn man von einer Schule reden will — und bei Erzählern geht es sehr leicht —, so gehört Frenzel ohne Zweifel jener Richtung an, deren Hauptvertreter zur Stunde Friedrich Spielhagen ist; auch er schreibt aus der Zeit für die Zeit und sucht immer moderne Stoffe. Doch findet sich Gelegenheit, auf dieses Thema ausführlicher zurückzukommen, wenn erst mehrere Romane vorliegen. Jedenfalls kann allen Litteraturfreunden dieses Unternehmen aufs wärmste empfohlen werden.

* * *

Fräulein Ludingtons Schwester. Roman über die Unsterblichkeit von Edward Bellamy. Deutsch von Cl. Steinitz. (Berlin, S. Fischer.) — Das alte Fräulein Ida Ludington ist verliebt in ihr Jugendporträt. Ein junger Verwandter, von ihr erzogen, verliebt sich auch in diese Ida und stellt die Theorie auf, daß der Mensch einige Male im Leben stirbt: Mit Hilfe eines Mediums wird es möglich, die junge Ida zum Leben zu erwecken. Die alte Tante und der junge Schwärmer haben sie nun im Hause und überhäufen sie mit Wohlthaten derart, daß die junge Ida entflieht, in einem zurückgelassenen Briefe erklärend, daß sie natürlich nicht Ida Ludington ist, sondern Ida Salter und von ihren Eltern zu diesem Schwindel verleitet sei. Tante Ludington und der junge Mann, die sich an das holde Wesen gewöhnt haben, nehmen die Sache nicht sehr krumm — kurz und gut: die beiden werden ein Paar, und die gute Goldtante stirbt rechtzeitig. Die eingestreuten philosophischen Reflexionen sind, ehrlich gesagt, meist kindischer Art. Der Untertitel Roman über die Unsterblichkeit ist übrigens eine böse Reklamefalle für arglose Leser, er müßte lauten: über die Unsterblichkeit des eigenen Ichs. Übrigens eine schöne Aussicht, im Jenseits die Bekanntschaft seines Ichs in vielfacher Gestalt machen zu können! Bellamy, der durch seine Zukunftphantasie rasch europäischen Ruf erlangt hat, dürfte mit diesem früheren Werke keine neuen Lorbeeren gewinnen: als Kunstleistung schwach, in seiner Tendenz eine Kinderei; damit ist ein hartes, aber das einzig wahre Urteil über dieses Buch gefällt!

Als Gegenmittel sei dem enttäuschten Leser ein anspruchsloses, aber wirklich lachenerregendes Büchlein empfohlen: **Lustige Geschichten** von Hans Arnold (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.). „Eine kleine Vergnügungsreise" ist vielleicht die schönste dieser fünf Geschichten; aber auch „Roberts erste Liebe" — „die Neumann" ist der Neumann, der als Knabe auf einem Familienkostümball in weibliche Rokokogewandung gesteckt wurde — ist voll drolligen Humores, voller Gesundheit und Gemütstiefe.

Im Anschluß hieran seien noch erwähnt: **Wand an Wand und andere Novellen.** Von Eduard Engel. (Dresden, Verlag des Universum.) Der Verfasser, der bekannte streitbare Vorkämpfer des Zonentarifs und ein trefflicher Schilderer von Land und Leuten, ist zwar keine eigentliche poetische Natur, wie die vorliegenden Geschichten auch beweisen; trotzdem verraten sie eine scharfe Beobachtungsgabe und füllen eine müßige Stunde angenehm aus.

Dasselbe gilt von C. Albertis **Federspiel.** Harmlose Geschichten (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Dem bescheidenen Vorworte, das der hohen Zielen zustrebende Verfasser seinem Büchlein mit auf den Weg gegeben hat, läßt sich kaum etwas hinzufügen: gewiß, er hat sich einmal ausruhen wollen, und es wird genug Menschen geben, die von den Früchten dieser poetischen Siesta den besten Genuß haben werden.

Nerto. Provençalische Erzählung von Frederi Mistral. Deutsch von A. Bertuch.

Digitized by Google

(Straßburg, K. J. Trübner.) — Mistral, der große Südfranzose, der es schon vor zwanzig Jahren versucht hat, in seinem vielgerühmten Mirèio die herrliche Sprache der Provence neu aufleben zu lassen, bietet hier eine Liebesgeschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert, deren eigentliche Reize bei einer Übersetzung nicht so völlig zur Geltung kommen. Wer dieses Dialektes nicht mächtig ist, modernes Französisch allein hilft nicht, und wer ein Interesse hat, kennen zu lernen, was Mistral und seine Anhänger in der Provence wollen und leisten, dem kann die schöne, von großen Gedanken freilich ziemlich freie Dichtung aufs wärmste empfohlen werden, obwohl nicht verschwiegen werden soll und darf, daß die deutsche zeitgenössische Poesie mit ebenbürtigen epischen Erzeugnissen dutzend-, ja schockweise aufwarten kann.

* * *

Meyerbeer. Von Adolf Kohut. Zwölfter Band der „Musikerbiographien“. — Diese Lebensbeschreibung des eigenartigen Tonkünstlers, welcher seinerzeit fast ausschließlich die Opernbühnen Europas beherrschte, des Schöpfers der sogenannten historischen Oper, ist mit sehr großer Wärme und Begeisterung geschrieben und erweckt große Sympathie zum mindesten für den über allen Zweifel erhabenen edlen Charakter des Menschen Meyerbeer, was so ohne Widerspruch von seinem Antipoden, der ihn schmählich seiner Herrschaft beraubte, leider nicht gesagt werden kann. Übrigens hätte Kohut getrost mehr begründen können, worin Meyerbeers Größe und Genialität besteht: es giebt da ein Buch von Bulthaupt, keinem Wagnerianer sans phrase, „Dramaturgie der Oper“, in welchem ein schwerwiegendes Kapitel vorkommt über Meyerbeer als einen „falschen Propheten“, dem Kohut mit Waffen musiktheoretischen wie dramaturgischen Wissens entgegentreten mußte. Auch der Stil gemahnt hin und wieder an flüchtiges Zeitungsdeutsch. Worte wie „maßgebendster Einfluß“ — Wendungen wie: „der Komponist ist auch für die Gegenwart noch gleichsam (!) von aktueller Bedeutung“, sollte ein Deutscher sich nicht entschlüpfen lassen.

* * *

Die Psalmen. Aus dem Hebräischen metrisch ins Deutsche übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Watterich. (Baden-Baden, E. Sommermeyer.) — Wenn der Verfasser im Vorwort behauptet, „daß das herrlichste christlich-religiöse Liederbuch u. s. w. den gebildeten Kreisen unseres Volkes, abgesehen von einzelnen wenigen durch Meister der Tonkunst komponierten Psalmen, geradezu fremd geworden ist“ — so sagt er zu viel: wer die Bibel liest, genießt auch diese Blüten der hebräischen Lyrik! Trotzdem der Verfasser auf seine Arbeit achtzehn Jahre verwendet hat, dürfte sie — Luthers Psalmenübersetzung doch nicht verdrängen: Fünffüßige Jamben, Trochäen, auch vierfüßige, sind ja im Deutschen beliebt, aber weiß der Verfasser nicht, daß alles Hymnenartige in freien Rhythmen viel schöner zur Geltung kommt? So macht hier jede Zeile doch nur den Eindruck dürrer Prosa, während bei Luthers Prosa alles Poesie atmet. Zum Übersetzen fremdländischer Lyrik, zumal so erhabener wie der Psalmen, gehört in erster Linie Kongenialität. Der Verfasser mag mit seinem Büchlein an Thüren pochen, wo er will, man wird ihm Luthers Psalmen entgegenhalten und sagen: tiefste Gelehrsamkeit kann niemals dichterisches Nachempfinden ersetzen!



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der Lar.

Eine Oster-, Pfingst-, Weihnachts- und Neujahrsgeschichte

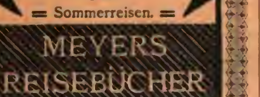
von

Wilhelm Raabe.

Zweite Auflage.

Preis geh. 6 Mk.; eleg. geb. 7 Mk.

Für
= Sommerreisen. =



Süd-Deutschland u. Österreich-Ungarn. Braun geb. 5 M.

Rheinlande. Braun geb. 4 Mark.

Deutsche Alpen. I. Teil: *Schweizergrenze bis Brennerbahn.* Braun gebunden 3½ Mark.

Deutsche Alpen. II. Teil: *Brennerbahn bis Linz-Villach.* Braun gebunden 3½ Mark.

Deutsche Alpen. III. Teil: *Linz-Villach bis Wien-Triest.* Braun gebunden 3½ Mark.

Paris und Nord-Frankreich. Braun gebunden 6 Mark.

Norwegen, Schweden und Dänemark. Braun geb. 4 Mark.

Schweiz. Braun gebunden 5 Mark.

Türkei, die unteren Donauländer und Griechenland. Braun gebunden 14 Mark.

Dresden und die Sächsische Schweiz. *(Vereinsbuch vom Gebirgsverein.)* Rot karton. 2 Mark.

Riesengebirge. *(Mitbearbeitet v. Riesengebirgsverein.)* Rot kart. 2 M.

Schwarzwald, Odenwald, Heidelberg. *(Mitbearbeitet vom Schwarzwaldverein.)* Rot kart 2 M.

Thüringen. *(Thüringerwaldvereinsbuch.)* Rot kartoniert 2 Mark.

Harz. *(Mitbearbeitet vom Harzklub.)* Rot kartoniert 2 Mark.

Leipzig u. Wien,
Bibliographisches Institut.

Interessante belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Das Geld.

Roman von
Emile Zola.

2 Bde. Preis geh. M. 5.—; fein geb. M. 6.—.

Honni soit qui mal y pense.

Roman von
Walter Morgan
(Gregor Samarow).

3 Bde. Preis geh. M. 10.—; fein geb. M. 13.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Deutsche Warte.



Deutsche Warte.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Mittagsgöttin.

Ein Roman
aus dem Geisteskampfe der Gegenwart
von
Wilhelm Bölsche.

3 Bde. Preis geh. M. 8.—; fein geb. M. 11.—.

Wozu?

Roman von
Robert Byr.

2 Bde. Preis geh. M. 6.—; fein geb. M. 7.—.

Unter südlichem Himmel.

Roman von
Ferdinand Schifkorn.

Preis geh. M. 4.—; fein geb. M. 5.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

LOTTERIE

der internationalen Ausstellung in

BERLIN.

1 Loos 1 Mk.
11 Loose 10 Mk.

Haupt- und Schluss-Ziehung vom 20. bis 23. October 1891.

1	Gewinn	à	50000	=	50000	Mark.
1	„	à	20000	=	20000	„
1	„	à	10000	=	10000	„
1	„	à	6000	=	6000	„
1	„	à	5000	=	5000	„
5	Gewinne	à	3000	=	15000	„
5	„	à	2000	=	10000	„
5	„	à	1500	=	7500	„
10	„	à	1000	=	10000	„
10	„	à	800	=	8000	„
10	„	à	600	=	6000	„
10	„	à	500	=	5000	„
10	„	à	400	=	4000	„
10	„	à	300	=	3000	„
10	„	à	250	=	2500	„
20	„	à	200	=	4000	„
50	„	à	100	=	5000	„
650	„	von à 11 bis	99	=	39000	„
1000	„	„ je	10	=	10000	„
4000	„	„ „	5	=	20000	„

5810 Gewinne im Werthe von 240000 Mark.

Original-Loose à 1 M. 11 Loose für 10 M.
Porto und Liste 20 Pf.

empfiehlt und versendet das

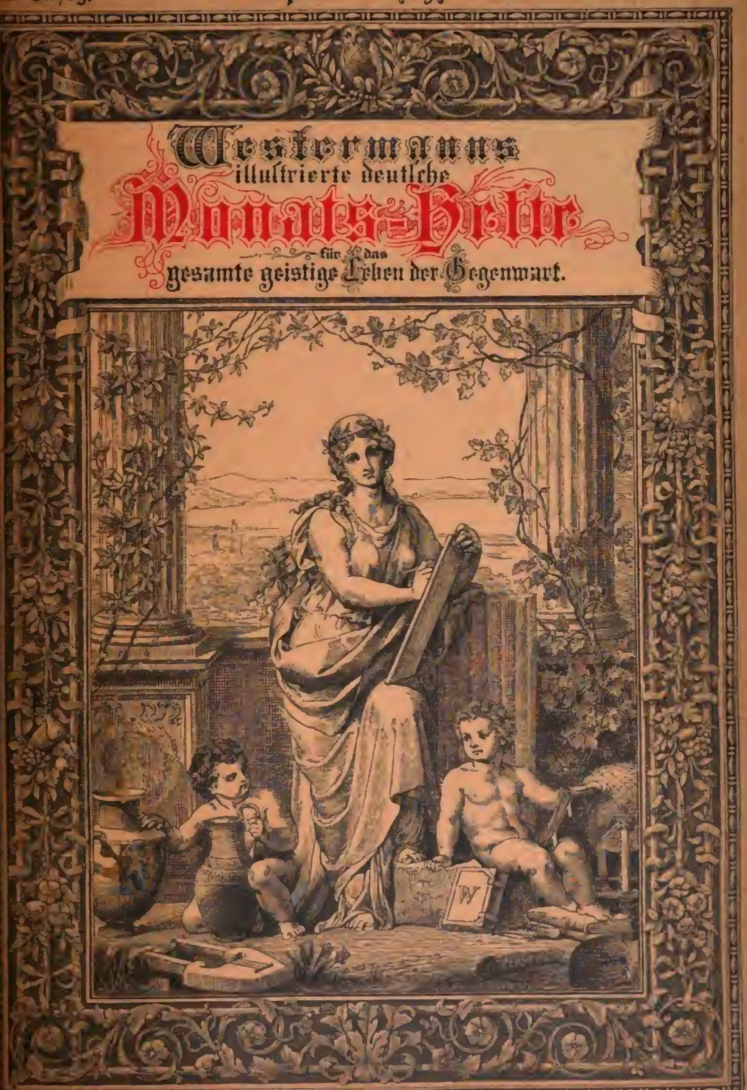
General-Debit

Carl Heintze,

Berlin W., Unter den Linden 3.

Bestellungen bitte auf Postanweisung möglichst frühzeitig zu machen unter deutlicher Angabe der Adresse.

35. Jahrg. September 1891. Heft 420.



Braunschweig

Inhalt.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.
Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.



Gräfin Erikas Lehr- und Wanderjahre.

Roman
von
Ossip Schubin.

VI.



Die ganze Nacht hatte es geblitzt und gedonnert, doch war kaum ein Tropfen Regen gefallen; die Luft war am nächsten Morgen ebenso schwül als den Tag vorher.

In Lozoncyis Gärtchen sah, als Erika sich pünktlich um elf Uhr mit ihrer Großmutter dort einfand, alles matt und welk aus. Lozoncyi selbst war blaß, seinen Bewegungen fehlte die ihnen sonst eigentümliche rasche Elasticität und seinem Gesicht jedes Lächeln. Als Gräfin Lenzdorff ihn sofort frug, was er habe, beklagte er sich über den Scirocco.

Erika merkte, daß keine neuen Blumen das Atelier schmückten; es war das erste Mal, daß er es unterlassen hatte, seine Werkstatt festlich für seine Gäste herzurichten. Etwas wie die Ahnung eines Unglücks umfing sie.

„Ich werde Sie heute ein wenig anstrengen müssen, damit wir endlich fertig werden mit dem Bild," sagte er, sehr rasch sprechend. „Nur das eine Mal müssen Sie noch Geduld haben, ich möchte Ihnen kein Bild geben, das nicht so gut ist, als ich es überhaupt machen kann."

„Sie haben der Erika ohnehin schon viel zu viel von Ihrer kostbaren Zeit geschenkt," versicherte ihm die Großmutter herzlich.

„So — meinen Sie?" murmelte er mit einer Bitterkeit, die sie nie früher an ihm wahrgenommen. „Finden Sie auch, daß es unsereinem nicht erlaubt ist, so viele Zeit auf sein Vergnügen zu wenden?" Und ganz leise setzte er hinzu: „Freilich, es rächt sich!"

Erika sah ihn groß und erschrocken an; die Worte waren ihr ganz unverständlich, aber der Ausdruck seines blassen Gesichts war ein derart gequälter, daß das jederzeit leicht erregbare Mitleid in ihrer Seele von Sekunde zu Sekunde wuchs.

Wie gewöhnlich verfügte sie sich in das anstoßende Gemach, um mit Hilfe der bereits ihrer harrenden Lucrezia ihr Kleid

Digitized by Google

zu wechseln. Als sie in das Atelier zurückkam, stand Lozoncyi, die Hände in den Taschen seines Jacketts, mit dem Rücken gegen den Kamin neben ihrer Großmutter, die in ihrem Lieblingssessel saß und soeben die Frage an ihn richtete: „Was haben Sie nur, Lozonzyi? Haben Sie an der Börse verloren?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, indem er versuchte, auf ihren scherzhaften Ton einzugehen, mit gezwungener Ruhe.

„Also wo fehlt's? Vertrauen Sie sich mir an."

Er räusperte sich. „Hm!" begann er, „eigentlich sollte ich ..." Da erblickte er Erika. „Ah, schon fertig?" rief er aus. „Nun denn, malen wir!"

Sie konnte die Pose nicht gleich finden, er mußte ihr den rechten Arm ein wenig richten. Seine Hand war heiß wie die eines Fiebernden. Kaum hatte er Erika berührt, so zog er die Hand hastig zurück.

Dann trat er an die Staffelei, heftete den Blick auf sein Modell; lange musternd, blinzelnd, wendete sich wieder ab und begann zu malen.

Sonst war des Plauderns zwischen ihm und Erika kein Ende gewesen. Heute sprach er kein Wort; es war still in dem Atelier, totenstill, man hörte das Knistern der Seiten des Romans, den die Großmutter umblätterte, das Zwitschern der Vögel in dem Garten draußen; man hörte das kurze feste Auffallen des Pinsels auf der Leinwand.

Beiläufig eine Stunde war vergangen. Da trat er noch einmal von dem Bild zurück, heftete die Augen auf Erika, setzte noch ein paar Striche auf und betrachtete erst sie, dann das Bild.

„Sehen Sie sich's an," sagte er, jede Silbe hart hervorstoßend, „so gut ich's treffe, ist's fertig. Besser machen werde ich's nicht mehr!"

Sie traten beide an das Bild heran. „Ob es mir ähnlich ist, weiß ich nicht," sagte Erika, „aber jedenfalls ist es ein Meisterwerk!"

„Herrlich ist's!" rief die Großmutter, „die Kleine ist Ihnen eine famose Kerze schuldig! Sie haben ihr ordentlich geschmeichelt, und — en homme d'esprit — mit feinstem Verständnis."

„Geschmeichelt!" rief er. „Was ist da geschmeichelt! Den Ausdruck hab ich wiederzugeben getrachtet, den Ausdruck, den nicht jeder in dem Gesicht entdeckt! Das ist das einzige Verdienst meiner armseligen Leistung — im übrigen ... eine Stümperei; ich bin mir nie so arm vorgekommen in meiner Kunst wie dem Bilde gegenüber." Mit diesen Worten warf er das ganze Bündel Pinsel, welches er in der Hand hielt, in den Kamin.

„Was fällt Ihnen ein?" fragte die alte Gräfin, „Sie sind ja heute schauderhaft aufgelegt."

„Ach, die Pinsel waren abgenützt," murmelte er, „und ein anderes Bild hätte ich doch nicht mit ihnen gemalt!"

Das Blut stieg Erika in die Wangen vor Freude. Sie hatte ihn verstanden. Seine große Aufregung und Traurigkeit beunruhigte sie nicht. So fest überzeugt war sie, daß es ihr vergönnt sein würde, durch ein einziges Wort seine Trauer zu bannen.

„Eine Zeit müssen Sie mir das Bild noch lassen. Wenn es trocken ist, werde ich's firnissen, und dann schicke ich's Ihnen. Ich bitte Sie nur, mir anzugeben, wohin?" sagte er jetzt.

„Ich hoffe doch, daß wir im Verkehr bleiben werden, wenn nicht anders, so durch Korrespondenz," entgegnete ihm Gräfin Lenzdorff. „Ich versichere Ihnen, daß ich eine herzliche Freundschaft für Sie fühle. Die Besuche in Ihrem Atelier sind mir, obgleich ich eine sehr nebensächliche Rolle dabei gespielt habe, eine liebe Gewohnheit geworden, die abzubrechen mir schwer fallen wird. Melden Sie sich nur bei uns, wo Sie von uns hören, wir werden uns jederzeit freuen, Sie zu sehen."

Erika war indessen etwas näher an Lozoncyi herangetreten. „Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll!" sagte sie.

„Gar nicht!" erwiderte er, „es ist

Digitized by Google

nichts zu danken. Aller Dank ist auf meiner Seite. Denken Sie manchmal an den armen Teufel, der sich an Ihnen blind geschaut hat, das ist alles, was ich mir von Ihnen erbitte. Das heißt, noch eins ... Sie erlauben mir doch, mir eine Kopie von dem Bilde zu machen für mich?"

Die Großmutter rief: „Geh dich umkleiden!"

Und Lozoncyi fragte: „Wollen Sie Ihre Sachen gleich mitnehmen, oder soll ich sie Ihnen schicken?"

Sie trat in das Nebenzimmer. Hastig, ungeduldig entledigte sie sich des weißen Kleides und that ihre Straßentoilette an. „Stopft das Zeug nur in den Koffer," befahl sie, indem sie Lucrezia ein Goldstück in die Hand steckte.

Ihr war seltsam zu Mut, das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. Werde ich noch einen Augenblick finden, um allein mit ihm zu sprechen? fragte sie sich.

„Schon fertig? Das war schnell!" rief die alte Gräfin, als sie ins Atelier zurückkam. „Haben Sie nach der Gondel geschickt, Lozoncyi?"

„Ja, Gräfin, ich wundere mich, daß sie noch nicht da ist. Indessen werd ich Ihnen die Rosen aus meinem Garten abschneiden; ich weiß ohnehin nicht, für wen sie noch blühen sollen, wenn Sie nicht mehr kommen."

Er trat hinaus in den Garten. Einen Moment zögerte sie, dann folgte sie ihm. Ein grauer Dunst deckte den Himmel zu, eine gräßliche Mattigkeit neigte alle Zweige erdenwärts. Alle Blüten, die Lozoncyi berührte, um sie für Erika abzuschneiden, zerfielen, ganze Haufen violettroter und braunweißer Blütenblätter lagen auf den Wegen.

Lozoncyi wendete sich nicht nach Erika um, sondern schnitt mit einer dicken, kurzen Gartenschere unbarmherzig von den Rosenbüschen, was sich ihm irgend bot. Ehe er sich's versah, stand sie vor ihm. Er fuhr zusammen. Sie legte ihm leicht die Hand auf den Arm. „Es ist sehr vermessen von mir," flüsterte sie leise, „aber mir will's nicht aus dem Kopf, daß ich ein Recht habe auf Ihre Sorgen. Drückt sie etwas?"

Er sah sie groß an und versuchte zu lächeln.

„Der Abschied fällt mir schwer, Gräfin Erika ... das können Sie sich wohl denken," sagte er hart.

Eine rasende Schüchternheit befiel sie, das Mitleid in ihr wuchs und wuchs. Sie nahm sich zusammen — es mußte klar werden zwischen ihm und ihr. „Wenn Ihnen der Abschied wirklich schwer fällt, dann ... dann begreif ich nicht ... wozu wir überhaupt Abschied voneinander nehmen müssen," flüsterte sie. Die Thränen waren ihr in die Augen getreten — und er ... Sein Gesicht wurde aschfahl, die Rosen fielen ihm aus der Hand.

Da hörte man draußen die Glocke ziehen; dann frug eine weibliche Stimme französisch mit starkem Pariser Accent: „Wohnt hier der Maler Paul Lozoncyi?"

Erika durchfuhr's. Wo hatte sie denn bereits diese Stimme gehört? — Da ... in den welkenden Garten hinein trat eine hohe, üppige Frauengestalt, wundervoll gewachsen und mit einem regelmäßig geschnittenen Gesicht — blond, leicht geschminkt, in jedem Fältchen ihres Kleides, in jedem Löckchen ihres blonden Haares, ja, selbst in dem Duft, den ihre ganze Persönlichkeit ausströmte, den Kultus verratend, den sie mit ihrem Körper trieb. Von ihrem weißen Hut herunter fiel ein blutroter Schleier über den oberen Teil ihres Gesichts, im übrigen war ihr Anzug einfach und kleidsam.

Erika erkannte sie sofort und erriet alles. Einen Moment drehte sich der Garten mit ihr, ihr war's, als müsse sie umsinken. Indes rief die Pariserin, während sie dem Maler mit ihrer sehr wohlgeformten und gut behandschuhten Rechten auf den Arm klopfte: „Une surprise — hein, mon Bibi! Tu ne t'y attendais pas — dis?"

„Nein," erwiderte er scharf.

Sie runzelte die Brauen, und Erika mit einem herausfordernden Blick musternd,

Digitized by Google

sagte sie: „Habe doch die Güte, mich vorzustellen!"

Er räusperte sich, dann wie ein Axthieb hart und scharf fiel's von seinen Lippen: „Meine Frau."

Erika hatte ihre Selbstbeherrschung zurückgewonnen. So weit war sie seit Bayreuth in ihrer Weltkenntnis vorgedrungen, daß niemand — nicht einmal Frau Lozoncyi — von ihr erwarten konnte, daß sie ihr freundlich entgegenkommen solle. Sie begnügte sich, auf Lozoncyis Vorstellung mit einem kurzen Kopfnicken zu danken.

Indem trat die alte Gräfin aus dem Atelier, um zu sehen, was es gab. Sie nahm sich gar nicht die Mühe, ihr Erstaunen zu verhehlen; wie ihr Lozoncyi die Fremde als seine Frau vorstellte, grüßte sie womöglich noch hochmütiger, als Erika es gethan, und musterte die Pariserin durch ihr Lorgnon. Lozoncyis Diener meldete, daß die Gondel warte.

Erika reichte Lozoncyi zum Abschied die Hand und fand den Mut zu lächeln.

Die alte Frau reichte ihm ebenfalls die Hand, lächelte aber nicht. Ihr Ton klang sehr kühl, während sie ihm sagte: „Ich danke Ihnen noch für alle Freundlichkeit, die Sie für uns gehabt haben. Ich hatte Sie bitten wollen, heute abend mit uns zu essen, aber Sie werden sich wohl den ersten Tag nicht trennen wollen von ... von Frau von Lozoncyi."

Die Gondel stieß ab. Das Wasser rauschte auf unter dem ersten Ruderschlag und das Holz knarrte leise. Noch einen Augenblick stand er auf der Thürschwelle und sah Erika nach, dann trat er in das Haus zurück. Die hellgrüne Thür, die Erika so gut kannte, schloß sich hinter ihm.

Was sie fühlte? Sie hatte keine Zeit, daran zu denken. Ihre ganze Kraft wendete sie daran, ihre Aufregung zu verbergen. Sie ordnete ihr Kleid und machte eine Bemerkung darüber, daß das Wasser heute besonders trübe sei. In der That hatte es eine stumpfe, undurchsichtige, blaßgrüne Malachitfarbe. Die alte Frau achtete nicht darauf.

„Ich hatte keine Ahnung, daß er verheiratet ist!" rief sie. „So etwas muß dem Menschen doch gesagt werden! Ein Mann hat kein Recht, das zu verheimlichen!"

Erika aber sagte nur in einem Ton, über dessen unbefangene Gleichgültigkeit sie sich selbst verwunderte:

„Schließlich, Großmutter, hat er nicht annehmen können, daß der Umstand für uns von dem geringsten Interesse sein könne."

— — — — — — — — — — — — —

Neben vielen unbequemen und marternden Eigenschaften hatte die Vorsehung Erika eine verliehen, die ihr in jener Zeit sehr zu statten kam. Auf starke, nervenerschütternde Eindrücke pflegten bei ihr ein paar Stunden starrer innerer Kälte und Härte zu folgen — ein paar Stunden, in denen sie mit trockenen Augen in die Welt gehen konnte, ohne daß der feinste Beobachter im stande gewesen wäre, ihr irgend etwas anderes anzumerken, als daß sie allenfalls häufiger und heller lachte als gewöhnlich.

Angenehm war dieser Zustand an und für sich nicht und gestaltete sich der darauf folgende Rückschlag sogar fürchterlich qualvoll, aber wenigstens wurde es Erika möglich, dank dieses moralischen Starrkrampfs, selbst in den kritischsten Momenten den Anstand zu bewahren.

Der Tag, an welchem ihre ganze Lebensaufgabe, ihr heiligster Herzensglaube in Trümmern um sie herum lag, war mit gesellschaftlichen Verpflichtungen aller Art besetzt. Sie arbeitete sie alle durch: einen Nachmittagsthee mit Lawntennis, ein Diner und endlich einen Thee mit Musik beim österreichischen Konsul.

Ja, als die alte Gräfin, welche den Tag bei besonders guter Laune war, Erika auf dem Heimweg vom österreichischen Konsulat vorschlug, ob sie sich nicht noch einen Augenblick bei Frau von Neerwinden aufhalten wolle, erklärte sie sich auch dazu bereit. Eigentlich weil sie heimlich hoffte, Lozoncyi zu treffen, denn sie sehnte sich danach, ihn zu sehen, nur um ihm

Digitized by Google

beweisen zu können, wie gründlich er sich geirrt habe, wenn er wähnte...

Übrigens hatte sie sich verrechnet. Er befand sich nicht bei Frau von Neerwinden. Anstatt seiner gruppierten sich um die Hausfrau Minona mit verweinten Augen, Fräulein von Horn — diesmal ohne ihre drei Künstler —, Graf Treurenberg, ferner der Banquier Schmytt und Konstanze Mühlberg, letztere überquellend von Possen wie immer. Sie nahm Erika sofort beiseite und erzählte ihr, die Minona sei verweint, weil sie ihrer Freundin Frau von Neerwinden soeben ihre heimliche Verlobung mit einem jungen Gondolier gebeichtet und diese sich damit nicht einverstanden erklärt habe. Darüber sei die Minona sehr beleidigt gewesen und habe der Neerwinden gesagt: „Von Ihnen hätte ich eine schwungvollere Auffassung der Situation erwartet!" was die Neerwinden ihrerseits der Dichterin verübelt habe.

Um den Baldachin herum, wo die übrigen Gäste zusammen saßen, bewegte sich die Konversation indessen in den gewöhnlichen Klatschbahnen. Der Banquier erzählte etwas von einer Reliquie, welche der österreichische Konsul neuerdings seiner Sammlung eingefügt. Graf Treurenberg machte über den Knochensplitter die denkbar unehrerbietigsten Witze und riet dem Banquier lebhaft, sich auch ein wenig „katholisches Knochenmehl" anzuschaffen zur Düngung seiner socialen Position. Das sei sehr wirksam. In die gute Gesellschaft käme man durch drei Dinge: durch Sport, Liebe und Heiligkeit. „Für den Sport sind Sie zu feig, für die Liebe zu alt, es bleibt Ihnen also nichts anderes übrig als die Heiligkeit," versicherte ihm der Graf, „für den Fall, daß Sie wirklich in die gute Gesellschaft dringen wollen."

„Aber Hans! Wo befinde ich mich denn jetzt?" näselte nicht ohne Schlagfertigkeit der Banquier, worauf Graf Treurenberg mit wunderbarem Gleichmut: „In Venedig, mein Lieber, in Venedig!"

Alle Anwesenden wußten, daß dieses Wort auf die bekannte große Toleranz der venetianischen Gesellschaft gemünzt war, und alle lachten, der Banquier mit, zugleich aber hob er seinen dicken, runzeligen Zeigefinger gegen Treurenberg auf und sagte schmunzelnd: „Hansi, Hansi!" Das war so seine Art — für jede Grobheit des Grafen rächte er sich durch eine besondere Familiarität.

In diesem Augenblick trat Frau von Geroldstein ein, und zwar mit einem wichtigen Gesichtsausdruck, der sofort verriet, daß sie eine Neuigkeit auf dem Herzen habe. Dies war ihr sogar dermaßen anzumerken, daß ihr drei der Gäste, Gräfin Lenzdorff, Fräulein Agathe und Graf Treurenberg, entgegenschrien: „Was ist's?"

Froh, endlich einmal der Mittelpunkt irgend eines Interesses zu sein, setzte sie sich neben Frau von Neerwinden, nachdem sie derselben vorher devot die Hand geküßt, ordnete geziert die gelbseidenen Draperien ihres Kleides, faltete die Hände im Schoß, sah sich im Kreise um und blieb stumm.

„Spannen Sie unsere Neugier nicht auf die Folter!" rief Gräfin Lenzdorff, welche die Geroldstein bereits in Berlin nie leiden konnte und ihrer in Venedig völlig überdrüssig geworden war. „Was giebt's denn eigentlich?"

„Es ist schwer, davon zu reden," entgegnete die Geroldstein geziert, indem sie mit ihrem Fächer zu klappern begann, „besonders in Gegenwart eines jungen Mädchens" — mit einem Blick nach Erika.

„Geh auf den Balkon hinaus, Erika," befahl die Großmutter. Sie folgte — ach, wie gern! Sie war froh, sich dem Licht entziehen zu dürfen, den Blicken, die sich immer forschender auf sie hefteten. Sie merkte wohl, daß ihr Gesicht anfing, etwas von ihrem verstörten Zustand zu verraten — merkte, daß es mit ihrer Kraft zu Ende ging.

Wie viele Wochen war's, daß sie mit Lozoncyi dagestanden auf diesem selben Balkon, über ihnen der Sternenhimmel,

Digitized by Google

ringsum schattenhaft gespenstisch, nachtverschleiert, mondscheinverklärt die Pracht der alten Paläste, unter ihnen das schwarze Wasser, in dessen matt bewegte Fläche die Lämpchen ihren Wiederschein tauchten.

„So erzählen Sie doch endlich!“ drängte Gräfin Lenzdorff in die affektierte Frau. Erika hörte jedes Wort, obgleich sie auf dem Balkon stand; aber man sah sie nicht dabei, dies war genug für den Anstand.

„Ja, es ist so schwer! Wirklich! — eine Person, mit der man so gut bekannt war, eine Person, zu der man du gesagt hat ... mit der man noch vorgestern bei Tisch gesessen! ... Nein, wer hätte so etwas auch vermuten können!“

„Beschleunigen Sie Ihr Tempo, ich bitte Sie!“ rief Gräfin Lenzdorff, „ich verliere immer den Atem, wenn jemand nicht vom Fleck kommt!“

„Die Gräfin Rheinsberg ...“ Wieder stockte sie.

Erikas Herz klopfte fürchterlich — sie ahnte, was kommen würde.

„Nun, was ist's mit der armen Ada — sie war mir immer so sympathisch,“ sagte Fräulein von Horn, indem sie sich zugleich über ihre Strickerei bückte, um eine gefallene Masche aufzuheben.

„Sie ist gestern durchgegangen mit dem Baron Gladnjk!“

„Um Gottes willen!“ rief Fräulein Agathe.

„Unerhört!“ meinte der Banquier.

Die alte Gräfin Lenzdorff sagte: „Armer Narr!“

„So ein Skandal — Knall und Fall — man geniert sich davon zu reden!“ sagte Frau von Geroldstein.

Gräfin Lenzdorff, deren Züge bis jetzt nichts als aufrichtiges Mitleid und jene allgemeine Beunruhigung ausgedrückt hatten, welche ihr die Nähe irgend eines Unglücks oder peinlichen Zustandes stets einflößte, faßte die oberflächlich plappernde Gans scharf in die Augen. „Nun, ich kann Ihr Entsetzen dieser Sache gegenüber nicht teilen — durchaus nicht,“ sagte sie ruhig von einer sehr großen Höhe herab zu der gezierten Frau. „Vom sittlichen Standpunkt flößt mir die Geschichte keine Bedenken ein — und weiß Gott, daß mir noch nie jemand unmoralischen Idealismus vorgeworfen hat. Ich habe nicht die Gewohnheit, mir unlautere Situationen zu verklären. So sehr mir alle diese scheinheiligen kleinen Heuchlerinnen zuwider sind, die ihren Liebhaber zur Hinterthür hineinlassen und vor der Welt die Augen züchtig niederschlagen — die Lüge ist nun einmal das einzige, was ich nicht ertragen kann —, so sehr imponiert mir jemand, der den Mut hat, ein Fenster einzuschlagen und der Welt die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern!“

Auf diesen Ausspruch hin sah Frau von Neerwinden ihre ehemalige Jugendfreundin fast dankbar an.

„Ich bin ganz deiner Meinung, Anna,“ erklärte sie salbungsvoll. „Solange die Würde unserer Natur gewahrt bleibt, verzeihe ich alles. Ein öffentliches, heroisches Glaubensbekenntnis des Herzens zwingt mir Bewunderung ab.“

Natürlich aber machte Gräfin Lenzdorff diese Dankbarkeit sehr bald wieder zu schanden, indem sie sofort weitläufig vor sich hin zu philosophieren, den vorliegenden Fall objektiv nach allen Seiten hin zu beleuchten begann, wie gewöhnlich, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, wer ihr gerade zuhörte.

„Arme Ada! Eigentlich hatte sie recht,“ murmelte sie, „unter den Umständen war es noch das Anständigste, zu thun, was sie gethan hat, nur muß sie nachträglich beweisen, ob sie das Zeug in sich hat, die Sache durchzuführen, ob sie nicht eine der zahllosen Stümperinnen in der Leidenschaft ist, welche einen Kampf aufnehmen, dem sie nicht gewachsen sind. Mitten in der civilisierten Welt mit seinem Ideal abgeschlossen leben zu müssen, wie Robinson mit seinem Freitag auf seiner Insel, ist eine fatale Situation — schließlich schreit man doch nach einem Schiff, das einen in die Civilisation zurückträgt. Es ist etwas Gräßliches um diese Katés de la passion, um diese Himmelsstürmer, die dann klein beigeben und, von der

Digitized by Google

Märcheninsel zurückkehrend, an den Klippen der alten Küste zerschellen. Mitunter zerschellen sie gar nicht, sondern landen — aber was ist dann ihr Los? Aus ist's mit dem Stolz, dem Eigensinn — vor jeglichem Vorurteil beugen sie das Knie, selbst zu der kleinlichsten Heuchelei zeigen sie sich jetzt bereit — sie, die noch vor kurzem mit ihrer kühnen Aufrichtigkeit der ganzen Welt ins Gesicht schlagen wollten, sie krümmen und winden sich, verleugnen, was nicht mehr zu verleugnen ist, betteln jämmerlich um ein bißchen Achtung, die sie zu fordern nicht mehr das Recht haben, irren vom einen zu dem anderen, herumgestoßen so lange ruhelos auf der Welt umher, bis ihre Vergangenheit aufgehört hat irgend jemand zu interessieren und sie als uralte Ruinen, denen man ihre Fehltritte nicht mehr nachrechnet und kaum mehr glaubt, irgendwie in ihre ehemalige Welt zurückkehren dürfen." Gräfin Lenzdorff schüttelte sich. „Nein, réflexion faite hätte Ada die Sache bleiben lassen sollen," entschied sie, „sie ist nicht danach angethan, sie durchzuführen."

„Auch diesmal pflichte ich dir bei," sagte Frau von Neerwinden, welche während dieser unter den Umständen geradezu unerhörten Improvisation alle Farben gespielt hatte. Ihre Stimme klang etwas kleinlaut, sie hatte einige Mühe, sich zu fassen. „Unsere arme beklagenswerte Ada ist nicht dazu gemacht, die Situation durchzuführen, sie ist ja doch nur eine kleine Natur. Es gehört eine gewaltige Individualität dazu, die Welt zu zwingen, einen Ausnahmezustand zu respektieren. Und dann schließlich hängt es doch ein wenig davon ab, für wen eine Frau den verhängnisvollen Schritt thut. Die begeisterte Leidenschaft einer Herzogin von Albany für Alfieri, einer Guiccioli für Lord Byron verdient eine andere Berücksichtigung als die verliebte Schwäche dieser hübschen kleinen Ada für den oberflächlichen Stutzer, mit dem sie durchgegangen ist."

Gräfin Lenzdorff erwachte plötzlich aus ihrer Zerstreutheit. Eine etwas unerquickliche Pause folgte. Graf Treurenberg war der erste, der den Faden des Gesprächs wieder aufnahm, und zwar indem er kaltblütig bemerkte: „Die Geschichte ist jedenfalls eine Dummheit, und um die arme Frau ist mir leid; dem Rheinsberg aber gönn ich den Skandal von Herzen, ich hab's ihm vorausgesagt, daß es so kommen würde — alter Trottel! Widerwärtig, geizig, langweilig und in der letzten Zeit noch zudringlich — das soll eine Frau mit Nerven im Leibe aushalten ..."

„Warum hat sie denn nicht versucht, sich scheiden zu lassen? Ich weiß, es ist in einem katholischen Lande schwer, aber endlich, es wäre doch besser gewesen als das — das," sagte Konstanze Mühlberg, der die Thränen über die Wangen liefen.

„Kein Scheidungsgrund," erwiderte Graf Treurenberg, die Achseln zuckend.

„Die Ehen, bei denen sich die allgemeine Unbehaglichkeit ohne Scheidungsgründe einstellt, sind immer die traurigsten," sagte Gräfin Lenzdorff.

„Gottlob!" stöhnte Konstanze Mühlberg, indem sie andächtig die Hände faltete, „wenigstens an Scheidungsgründen fehlte es mir nicht, dafür kann ich meinem Mann nie genug dankbar sein!" Das sagte sie, wenngleich mit thränenüberströmten Wangen, so überaus spaßig, daß die ganze Gesellschaft zu lachen anfing.

Aber die Heiterkeit hielt nicht an. „Arme Frau," murmelte Fräulein Agathe.

„Arme Frau!" wiederholte die Gräfin Mühlberg, in Gedanken versunken, „arme Frau!" Dann plötzlich den Kopf zurückwerfend, rief sie aus: „Wozu bedauern wir sie! In diesem Augenblick ist sie gewiß die Glücklichste von uns allen! Sie hatte wenigstens den Mut, glücklich zu sein, während wir ... Wir nagen alle geduldig an dem Hungertuch unserer Tugend, ohne daß irgend etwas dabei herausschaut als selbstzufriedene Langeweile. Und wenn wir's doch wenigstens aus Überzeugung thäten! Aber nein ...

Digitized by Google

aus Faulheit, aus Stumpfheit, aus Feigheit, und weil wir nicht einmal das Zeug in uns haben, nach einem großen Glück zu verlangen. Ich bewundere Ada — ich beneide sie!"

„Was ist denn heute in Sie hineingefahren?" rief Gräfin Lenzdorff, indem sie ihrer kleinen Freundin mit dem Finger drohte.

„Ach, das ist nur so!" rief die kleine Gräfin mit einer humoristischen Verzweiflungsgeste. „So ... wie man allenfalls vom Selbstmord spricht ... ganz platonisch, das heißt so viel, als es kommt doch nichts dabei heraus. Seitdem mir die große Gnade zu teil geworden ist, meinen Mann los zu werden, find ich's eigentlich unbescheiden, noch weitere Anforderungen an die Vorsehung zu stellen. Sie brauchen sich meinethalben keinen Besorgnissen hinzugeben, meine Damen, ich bin unheilbar anständig — es ist nicht mein Verdienst, es ist meine Natur, mein Schicksal, wie irgend ein berühmter Mann vor so und so viel hundert Jahren einmal geäußert haben soll. Gott helfe mir, ich kann nicht anders!"

Durch Erikas Nerven klang es noch immer: „Ich bewundere Ada — ich beneide sie!" Es war das einzige, wirklich warm aus dem Inneren einer Menschenseele hervordringende Wort, das während dieser langen Verhandlung gefallen war.

Noch immer stand sie draußen auf dem Balkon — man hatte sie vergessen —, unter ihr die Lagune, schaurig, geheimnisvoll, ganz bedeckt mit Gondeln, mehr und immer mehr, aus allen Seitenkanälen kamen sie heran, drängten alle demselben Punkt zu, der lichtumflimmerten Sängerbarke, aus der ein Liebeslied hervortönte — mehr, immer mehr, das ganze Wasser war von ihnen bedeckt. Über die schwarzen Fluten glitten sie dahin — weiter, weiter, ein breiter Strom dunkler menschlicher Sehnsucht, wie von einer Magnetnadel angezogen, wie von einer Zauberstimme angelockt — näher und näher kam das Lied, jetzt glitt es knapp an Erika vorbei:

Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie,
Toi qui n'as pas d'amour!

Und über ihr flimmerten die Sterne, Myriaden von Sternen, eine Unendlichkeit von fernen Weltkörpern, und funkelten und blitzten recht verächtlich herab auf die armseligen Menschen, die sich krümmen und winden und sich wichtig vorkommen in ihrem kleinwinzigen Thun und Lassen, als ob es so oder so darauf ankäme.

— — — — — — — — — — — —

Die ganze Nacht lag Erika wach, mit weit offenen, brennenden Augen. Etwas Drückendes, Beklemmendes lastete ihr auf der Brust, nicht der Schmerz um das Glück, das sie geträumt und das sich nun als unmöglich herausgestellt, sondern etwas unendlich Qualvolleres für eine Persönlichkeit ihrer Art — das Gefühl einer erlittenen Schmach.

Solange sie fest davon überzeugt gewesen war, daß er sie liebe, hatte sie — weit davon entfernt, ihm seine unkonventionellen schroffen Huldigungen zu verübeln — sich geradezu gefreut an dem unerlaubten Übermaß seiner Bewunderung. Jetzt aber nahm die ganze Sache, in ihren Augen zum wenigsten, ein ganz anderes Gesicht an. Die Erinnerung an die leichtsinnige Lebensauffassung, welche er ihr zu Anfang seiner Bekanntschaft mit ihr fast unverblümt zu verstehen gegeben hatte, stellte sich bei ihr mit peinigender Deutlichkeit ein. Liebe — ja, was er so nannte, mochte sie ihm wohl eingeflößt haben — aber bei dem Gedanken stieg ihr das Blut ins Gesicht. Liebe! ... Gefallen hatte sie ihm, wie ihm hundert andere vor ihr gefallen hatten, und als verheirateter Mann, im vollen Bewußtsein seines Gebundenseins, hatte er sich erlaubt, ihr wochenlang den Hof zu machen wie der ersten besten nach Schmeichelei dürstenden, leichtsinnigen Frau, und als sie endlich im guten Glauben an die Ehrlichkeit, ja an die Heiligkeit seines Gefühls ihm ihr eigenes Herz großmütig bloßgelegt hatte, war er einfach über das, was er in diesem Herzen las, erschrocken.

Digitized by Google

„Jetzt lacht er vielleicht über mich," sagte sie sich, an allen Gliedern bebend, und mit unsäglicher Bitterkeit verbesserte sie sich: „Nein, er macht sich vielleicht gar Vorwürfe und — wundert sich über meine Thorheit."

Es war zum Rasendwerden! Sie brannte am ganzen Leibe und barg ihr heißes Gesicht stöhnend in den Kissen.

Die ganze Nacht hielt sie sich thränenlos und erschien pünktlich beim Frühstück wie gewöhnlich; aber inmitten der zwanglosen, freundlichen kleinen Mahlzeit, die sie wie alle Tage in dem Wohnzimmer ihrer Großmutter einnahm, überfiel sie eine drückende Mattigkeit, eine Sehnsucht, sich einmal ordentlich auszuweinen irgendwo im Dunklen, wo sie niemand dabei ertappen würde.

Indessen zog sich die Mahlzeit endlos in die Länge. Die Großmutter, welche ihren Ärger über Lozoncyis verheimlichte Ehe längst vergessen und sich den Abend zuvor bei Aglaja von Neerwinden außerordentlich gut unterhalten hatte, war bei vortrefflicher Laune und konnte des Plauderns kein Ende finden. Sie war ganz besonders witzig, scharfsinnig und geistreich.

Immer noch hielt sich Erika, brachte es über sich, munter zu erscheinen, zu lachen. Es war ihr dabei zu Mut, als ob sie mit schmerzenden Zähnen Nüsse knacke.

Da, als sie gerade wähnte, es nicht mehr aushalten zu können, erschien Lübecke und präsentierte ihr ein Billet. Es sei gestern gekommen, berichtete er, kurz ehe die Damen ausgefahren seien zum Diner. Er habe es vergessen, er bitte um Entschuldigung.

„Altes Schaf!" murmelte die Großmutter; Erika aber öffnete mit zitternden Händen das Blättchen. Es war von Fräulein Horst, der Klavierlehrerin in der Pension Weber. Sie schrieb, daß sie sich seit ein paar Tagen unwohl fühle und infolgedessen nach Hause abzureisen gedenke. Mit rührender Dankbarkeit und offenbar aufrichtiger Schwärmerei verabschiedete sie sich brieflich von Erika, da ihre erschöpften Kräfte es ihr nicht mehr erlaubten, die Comtesse aufzusuchen.

Aufrichtig betrübt, nebenbei ein wenig beschämt durch das Bewußtsein, die harmlose Schwärmerin in letzterer Zeit vernachlässigt zu haben, ließ sich Erika eine Gondel rufen, in der sie sofort nach der Pension Weber fuhr. Als sie in dem Flur des Etablissements nach Fräulein Horst frug, malte sich eine große Bestürzung auf allen Gesichtern. Erika erriet, daß man ihr den bereits eingetretenen Tod der Armen verschweigen wollte — wenigstens momentan, um ein paar soeben von der Bahn eingetroffene Touristen nicht unangenehm zu berühren.

Sie wartete ab, bis man diesen ihre Zimmer angewiesen hatte, worauf sie Attilio, den ihr durch ihre wiederholten Besuche bei Fräulein Horst bekannten Kellner, bat, sie zu der Leiche hinaufzuführen.

Die schmalen, muffig riechenden Gänge der Pension entlang erzählte er ihr halblaut, man habe schon längere Zeit keine Hoffnung gehabt. Vorgestern habe sich auch noch die letzte Unruhe eingestellt: das Reisefieber, die Sehnsucht nach der Heimat, das sichere Zeichen der nahenden Auflösung; für heute abend sei die Abreise der Ärmsten beabsichtigt gewesen. Ach, man habe so gehofft, sie zur rechten Zeit fortzubekommen, und nun sei sie doch hier gestorben! Den Morgen habe man sie tot im Bett gefunden, die Kerzen neben ihr tief herabgebrannt, auf ihrer Bettdecke ein aufgeschlagenes Buch. Ach ja, es sei recht traurig, so fern von der Heimat zu sterben, aber es sei auch unangenehm für das Etablissement, die Eccellenza könne sich das gar nicht vorstellen. Welcher Schaden für die Pension! Der Signor Barone aus dem ersten Stock habe sofort erklärt, er brächte keine Nacht mehr dort zu.

Damit hatte sich Attilio des Schlüssels bemächtigt, mit welchem das Kämmerchen, in dem die Leiche lag, verschlossen war. Er ließ Erika ein. Sie winkte ihm, sich zu entfernen.

Digitized by Google

Das Zimmer war verdunkelt, nicht einmal ein paar Kerzen hatte man zu Häupten der Leiche hingestellt. Erika schob die Vorhänge etwas zurück; ein Kruzifix stand auf dem Nachttisch mitten zwischen den Medizinflaschen und Liebesgeschichten, die auch heute denselben bedeckten. Eines der Bücher war aufgeschlagen, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo die Verstorbene aufgehört, es zu lesen. Eine deutsche Übersetzung von Romeo und Julia — an der Balkonscene war es offen: „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche ...“

Erika schlug das Laken zurück, welches den Kopf der Leiche bedeckte; doch verschleierte sie, bis ins Innerste erschüttert, sofort wieder das arme tote Gesicht, dermaßen erschrak sie vor dem Ausdruck dürstender Sehnsucht in den starren, bleichen Zügen — einer Sehnsucht, die unbefriedigt in den Tod gegangen war.

Sie kniete nieder neben der Verstorbenen, grub ihre Stirn in den Bettrand und weinte.

Als Attilio kam, sie sanft zu mahnen, nicht zu lange zu verweilen, raffte sie sich auf und verließ mit tiefgesenktem Kopf das Zimmer.

Während sie die Treppe herunterging, hörte sie eine schnarrende Stimme mit leichtem polnischem Accent rufen: „Sophy, Sophy, bist du bereit?“ Dann aus der Tiefe des Korridors auftauchend, sah sie zwei Gestalten, eine breitschulterige kurze Frau, schwer beladen mit einem Shawlpaket, einer Reisetasche und etlichen Parapluies, unter ihrem von blauem Schleier umflatterten Hut aufsehend zu einem Manne, der, die Hände in der Tasche seines karrierten Jacketts, das Monocle im Auge, neben ihr herwanderte und sich offenbar mit großer Herablassung von ihr anbeten ließ: Strachinsky und seine junge Frau.

„Il signore barone,“ murmelte Attilio.

Strachinskys Blick streifte Erika — er runzelte die Stirn und sah von ihr weg. Sie war dessen froh, in ihrer verzweifelten Stimmung hätte sie sich kaum überwinden können, mit dem Paar zu reden. Ihr ganzes Sein war von dem Gedanken erfüllt: Wo finde ich jetzt noch ein dunkles, stilles Plätzchen, um mir die Last vom Herzen zu weinen, die ich nicht mehr ertragen kann!

Sie schickte die Gondel zurück — der Rückweg war ihr bekannt —, eilte durch die schmalen, schluchtartigen Gassen nach der Piazza San Zacharie und trat in die Kirche gleichen Namens.

Die Kirche war leer, kein einziger Fremder anwesend, um sich an der Schönheit der berühmten Bellini zu erfreuen.

Sie kauerte sich in dem finstersten Winkel auf dem harten Steinboden zusammen, und dort, den Kopf auf den harten Strohsitz eines Kirchenstuhles stützend, weinte sie noch heftiger, als sie neben der Leiche geweint. Mit einemmal fuhr sie empor; sie hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein in der Kirche. Sie sah auf — neben ihr stand Lozoncyi.

Sie erhob sich, that, was sie konnte, ihren zerrissenen Stolz irgendwie zurecht zu rücken. „Welch sonderbarer Zufall führt Sie hierher?“ fragte sie ihn.

„Gar kein Zufall,“ gab er zur Antwort. „Ich sah Sie hier hereingehen und bin Ihnen nachgekommen.“

„Ah!“ Mit unerhörter Überwindung zwang sie sich dazu, einen gleichgültigen Ton anzuschlagen. „Ich war in der Pension Weber, um von meiner armen Klavierlehrerin Abschied zu nehmen. Ich fand sie tot. — Sie begreifen ...“

Er schüttelte seinen braunen Kopf. „Und Sie wollen mich glauben machen, daß die Thränen, die Sie eben vergossen haben, der armen Klavierlehrerin gelten?“ sagte er herb. „Wahrlich, es ist nicht der Mühe wert! Gräfin Erika, ich bin Ihnen nachgekommen, um ein letztes Mal ungestört mit Ihnen zu reden, um Ihnen zu danken — und Sie um Vergebung zu bitten. Seien Sie doch aufrichtig mit mir, wie ich es mit Ihnen sein werde. Gönnen wir uns den Trost, daß wir einander bei dem letzten Abschied auf den Grund unserer Herzen geschaut

Digitized by Google

haben — 's ist ohnehin ein armseliger und schmerzlicher Trost!"

Er sprach die Worte mit einer jegliche Verstellung beiseite schiebenden Bestimmtheit aus, gegen die Erikas Stolz machtlos blieb. Vergeblich suchte sie ein Wort der Erwiderung — sie fand keines. Sie sah ihm ins Gesicht und erschrak über sein verfallenes Aussehen.

„Nicht wahr," sagte er, ihr Zusammenzucken bemerkend, bitter, „in diesem Falle ist Ihrem verletzten Stolz bereits die nötige Genugthuung zu teil geworden, Sie können ihn ruhig beiseite legen. Gegen die Pein, die ich seit vorgestern abend mit mir herumtrage, ist Ihre Qual ein Kinderschmerz! — Ach!" In etwas von seinem sonstigen ungeduldigen Ton verfallend, dem ungeduldigen Ton eines Menschen, der gewohnt ist, daß man ihm mit Freuden den Willen thut, rief er: „Setzen Sie sich doch einen Augenblick — es ist ohnehin die letzte Gelegenheit, die sich uns bietet, uns auszusprechen. — Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig. Sie haben das Recht, mich zu fragen, wie ich dazu kam, Ihnen die Kenntnis meiner häuslichen Angelegenheiten vorzuenthalten. — Nun, daraufhin vermag ich nur zu erwidern: ich spreche überhaupt nicht von meiner Ehe — ich bin nicht stolz auf meine Frau. Ich führe sie nie in die Welt — die wenigsten Menschen in der Gesellschaft wissen, daß ich verheiratet bin, obgleich ich nicht absichtlich ein Geheimnis daraus mache. Ich reise häufig ohne sie — und diesen Herbst hatten sich die Verhältnisse zwischen uns — aus irgend einem Grunde, der nicht weiter erörtert zu werden braucht — so unerquicklich gestaltet, daß wir überein kamen, uns zeitweilig zu trennen. Es war mir unangenehm, mich mit dem Gedanken an sie zu beschäftigen. Nun, trotz allem hätte ich Ihnen meine Lage nicht verschweigen sollen. Ich hätte es auch nie gethan, wenn ich geahnt ... Sie zucken zusammen — aber es ist ja abgemacht zwischen uns, daß wir, alle läppisch verschleiernden Ausflüchte beiseite schiebend, einander gegenseitig für einmal im Leben die Wahrheit sagen wollen. Sie hat in diesem Fall ohnehin nichts Verletzendes für Sie. — Ich hatte eine Schwärmerei für Sie gefaßt, als Sie noch ein ganz kleines Mädchen waren. Soll ich sagen, daß ich Sie liebte vom ersten Augenblick, da ich Sie wiedersah? — Nein! Sie interessierten mich, Sie erregten meine Neugierde, mein Staunen, ich konnte nicht aufhören, an Sie zu denken! Ich wollte nicht an Sie glauben. Manchmal nannte ich Sie überspannt, und manchmal sagte ich, Sie seien einfach eine kalte Natur. Sie wissen ja, wie ich Ihnen ausgewichen bin — wie ich Ihnen ausgewichen bin, als ich schon längst die Augen nicht mehr losreißen konnte von Ihnen — und dann, dann ... Sie haben keine Ahnung, mit welchem Herzklopfen ich die Treppe hinaufstieg zu Ihnen den Abend, wo ich Ihnen meine Bitte vorbrachte, Ihr Bild malen zu dürfen. Von da an war's aus mit dem Grübeln über Sie — ich freute mich einfach an Ihnen, Sie erschienen mir als der Schlüssel zu einem reinen, edlen Leben, das auf der Welt zu finden war, wenn ich auch bis dahin nichts davon geahnt. Und ich fing an, mich nach diesem Leben zu sehnen; der große Ekel, den ich sonst der ganzen Welt zugewendet, kehrte sich jetzt gegen mich. Und dann war's auch mit dem zu Ende. Ich hatte gar keinen Gedanken mehr als Sie; mich auf die paar Stunden zu freuen, die ich mit Ihnen zubringen durfte, das füllte meine ganze Seele aus. Wenn Sie fort waren, dann blieb ich noch lange, lange in dem Atelier sitzen, jedes Ihrer Worte, jeden Blick von Ihnen rief ich mir ins Gedächtnis zurück. Die knospenhafte Herbigkeit Ihres Wesens, die tiefe Begeisterungsfähigkeit, die in Ihnen brach lag und ein Ziel suchte, und dabei die stolze, von keinem Hauch verdunkelte Reinheit, die Ihr Wesen durchdrang — ach Gott, wie schön war das alles! Aber Sie waren so fern von mir, das Weltall lag zwischen uns. Eine Sehnsucht, die von jeglicher Hoffnung

Digitized by Google

abgesperrt war vom Anfang an, kommt nie zur vollen Entfaltung, sondern verkümmert und stirbt, ohne nur einmal die Flügel geregt zu haben. Da, vorgestern abend, kam mir das erste Mal der Gedanke — vielleicht — wenn es möglich wäre — im Laufe unseres Spazierganges kam er mir. Noch denselben Abend eilte ich zu Ihnen unter irgend einem Vorwand, um mich zu überzeugen, ob ich mich geirrt. Ich hatte Ihnen kaum in die Augen gesehen, so wußte ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Und dann ... ich bin herumgelaufen in den Straßen wie toll. Wie ich endlich heimkam, da schlich ich mich in das Atelier und fing an zu träumen. Ich erzählte mir's selbst, wie das alles so gewesen wäre, wenn ich das wundervolle Glück, das sich mir bot, in meine Arme hätte schließen dürfen. Mir war's, als fühlte ich Ihre Nähe. Rings um mich wurde es lebendig von süßen Visionen — das, worüber ich mein ganzes Leben gespottet, ein engverbundenes edles Familienleben, erschien mir plötzlich als das lockendste Glück der Welt — neben Ihnen. Bis in jede Einzelheit dachte ich mir's aus, und wie ich selbst meine Kunst geläutert und veredelt hätte durch Ihren Einfluß — meine Kunst, die bis jetzt nichts war als der unreine Schmerzensschrei einer gequälten Seele. Mein ehemaliges Leben war weit, wie ein schwüler Sumpf lag's hinter mir — ein Sumpf, aus dem Sie mich gerettet! Wie ich Sie anbetete, wie dankbar andächtig und zärtlich! ... Da plötzlich wachte ich auf — das Bewußtsein kam mir, wie unmöglich das alles war; ich kroch hinaus aus dem Atelier in den Garten, wo alles im Frühmorgen so weißlich verwischt aussah wie mein sterbender Traum. Ich bemühte mich, zu denken, Schlüsse zu ziehen. Es that mir weh, aber ich zwang mich dazu. Welchen Weg meine Gedanken auch einzuschlagen versuchten, immer führten sie zur Verzweiflung, zur Trennung von Ihnen. Die Überzeugung ließ sich nicht abweisen, daß ich verpflichtet sei, den Verkehr mit Ihnen so rasch als möglich abzubrechen. Wie es weiter kam ...? Das wissen Sie selbst. Was ich aber gestern gelitten habe, vom ersten Moment an, da Sie in mein Atelier getreten, bis zu dem, da Sie mir nachgekommen sind in das Gärtchen, dort zwischen die Rosen — beide Hände mir entgegengestreckt und die Augen voll Licht — das können Sie sich nicht denken! — Ihnen da nicht zu Füßen fallen, Sie nicht in die Arme schließen, Ihnen nicht sagen zu dürfen: mein Himmel, meine Königin — dein mit Leib und Seele, dein mit jedem Wort, dein mit jedem Gedanken — mein ganzes Leben, meine ganze Kunst ein Dankgebet zu dir! Glücklos zu leben, wenn man keine Ahnung von dem Glück gehabt hat — das ist nichts, das nimmt man hin. Aber, wenn einem ein Engel die Pforten des Paradieses weit aufreißt und man sagen muß: Nein, ich darf nicht! — das ist schrecklich; man begreift gar nicht, daß man es überlebt!" Er schwieg.

Mit tief gesenktem Kopf hatte sie ihm zugehört. Jedes Wort, das er gesprochen, war ein Labsal gewesen für ihren zerschmetterten, gedemütigten Stolz; zugleich bewegte es das, was am erregbarsten, am zärtlichsten, am wärmsten in ihr war — das Mitleid. Zwar umschlich sie ein halbwaches Gefühl, daß es nicht in der Ordnung sei, sich von einem verheirateten Manne sagen zu lassen, was er ihr sagte, doch beschwichtigte sie ihre kaum aufkeimenden Bedenken mit der Entschuldigung: es ist der Abschied!

Seine Augen suchten die ihren; offenbar erwartete er, sie würde ihm etwas erwidern, aber ihr Mund blieb geschlossen, und dennoch quälte sie offenbar eine Unruhe. Auf ihren Lippen schwebte eine Frage, die sich nicht recht hinauswagen wollte.

Er beugte sich zu ihr nieder. „Sie haben etwas auf dem Herzen," flüsterte er, „teilen Sie es mir mit."

„Ich ... ich" — endlich brachte sie's heraus — „ich begreife nicht recht, was

Sie dazu bewogen haben kann, diese Frau zu heiraten!"

Er zuckte mit den Achseln. „Ja ... heute begreife ich's selber nicht," sagte er. „Aber was wollen Sie? Ich lebte außer allen Beziehungen mit Frauen, die mir hätten Respekt einflößen können — zwischen Kollegen ohne Familien, zwischen Weibern, von denen die meisten gerade so viel wert waren wie die, von der wir sprechen. Im Grunde war ich damals überzeugt, daß es keine anderen Frauen gäbe als solche, oder verkümmerte alte Jungfern wie meine Tante Ilona. Um zehn Jahre älter als ich, bestimmte sie jeden meiner Gedanken, jede meiner Handlungen; ich konnte nicht mehr ohne sie sein und heiratete sie endlich von einem Tag zum anderen aus Eifersucht, aus Angst, daß ein Kollege sie mir wegnehmen könnte." Er stockte.

Erika holte einen langen mühsamen Atemzug.

„Kurze Zeit darauf kam der Ruhm," begann er von neuem, „plötzlich über Nacht. Alle Pforten standen mir offen. Ich mache mich nicht besser vor Ihnen, als ich bin. Es ging nicht einmal so schlecht zu Anfang. Ich fühlte die Last nicht, die ich mir aufgehalst. Dutzende von Kollegen befanden sich im selben Fall wie ich. Sie sorgte für alle meine Bequemlichkeiten, sie räumte mir jeden Stein aus dem Weg, sie führte die Unterhandlungen mit meinen Kunsthändlern, sie war alles, was ich nicht war: praktisch, umsichtig, energisch. Ich ging in die Welt ohne sie, sie verlangte es nicht besser, und ich ließ mir von anderen Damen den Reiz des Lebens zuführen, der meinem Heim fehlte. Der eigentliche Ekel vor meiner bisherigen Gefühlsverwilderung kam mir auch da noch nicht. An idealem sittlichem Gehalt war die elegante Welt, in der ich jetzt verkehrte, nicht viel reicher als die niedrigen Sphären, in welchen ich mich früher bewegt. Ich bitte Sie, wer sind denn zumeist diejenigen, die einen jungen Künstler in die sogenannte gute Gesellschaft ziehen? Ein paar überspannte Weiber, die sich langweilen und mit denen es im übrigen schon längst nicht ganz richtig ist. Einen tiefen Blick in eine echte, reine Frauennatur zu thun, dazu haben wir armen Künstler in der großen Welt am allerwenigsten Gelegenheit, wenigstens in den Anfängen unserer gesellschaftlichen Carriere. Was mein Leben unter anderen Umständen hätte werden können, fiel mir gar nicht ein, fiel mir überhaupt nicht ein, bis ... O Erika, Erika, warum haben Sie einen anderen Menschen aus mir gemacht! warum haben Sie mich aus dem Sumpf herausgezogen, der mein Lebenselement geworden war, wenn Sie mich jetzt verschmachten lassen!"

Sie fuhr sich mit beiden Händen über die Schläfen. „Was kann ich thun?" murmelte sie heiser, „was kann ich thun?"

Sie stand da, still, blaß, vor Teilnahme und Mitleid bebend, hilfsbeflissen und hilflos — schön, wie er sie noch nie gesehen, durch das Fieber in ihren Augen und auf ihrem roten Mund.

Da mit einemmal tönte von der Festung San Giorgio der Kanonenschuß, der die Mittagsstunde ankündigt; zugleich begannen alle Glocken von Venedig ihre ehernen Zungen zu regen. Erika erwachte wie aus einem Traum. „Ich muß fort," rief sie, indem sie sich erhob, „die Großmutter erwartet mich!"

„Das ist der Abschied," murmelte er — „für immer!"

Ein gräßlicher Schmerz zog ihr die Kehle zusammen. Er hielt den Kopf tief gesenkt. Plötzlich wendete er ihn ab. Sie konnte es nicht aushalten, seinen Jammer mit anzusehen. Näher an ihn herantretend, legte sie ihm die Hand auf den Arm.

„Sprechen Sie sich wirklich jeglicher Verpflichtung gegen Ihre Frau frei?" begann sie.

„Ja," erwiderte er schroff. Er begriff nicht, auf was die Frage hinzielte.

„Nun, dann ... dann ..." stotterte sie, „könnten Sie vielleicht auf eine Scheidung dringen?"

Er sah zu ihr empor. „Und Sie wür-

Digitized by Google

den sich entschließen, auch dann noch meine Frau zu werden?" rief er, „Sie, die wunderschöne, gefeierte Erika Lenzdorff, die Frau eines armen geschiedenen Malers?"

„Ja!" sagte sie fest; damit reichte sie ihm die Hand. Noch einmal tauchte sie ihren Blick in sein Auge, dann verließ sie die Kirche. In einer Art begeisterten, opferwilligen Taumels überschritt sie den Platz, zwischen dessen unregelmäßigen Quadern das Gras welkte und über dem der graue Wolkendunst schwebte.

Sie fühlte sich wie getragen von einem großen Gedanken, der ihr ganzes Sein höher emporhob. Plötzlich schlich sich's wie ein Mißton in ihre Seele. Zu einer klimpernden Guitarrenbegleitung hörte sie in musikalischer Periode gesungen die Worte:

Tu m'hai bagnato il seno mio di lagrime,
T'amo d'immenso amor — —

Aufsehend erblickte sie dieselben singenden Ungeheuer, vor denen sie damals auf der Piazza San Stefano erschrocken war.

Sie beschleunigte ihren Schritt; aber noch lange tönte es hinter ihr her: T'amo d'immenso amor! — endlich nur mehr das Wort amor.

Sie runzelte die Stirn. Eine Art Empörung regte sich in ihr, ein Zorn darüber, daß jemand es wagte, das wundervolle Wort zu entheiligen.

— — — — — — — — — — — —

Heiter lachte Erika die Zukunft nicht. Sie war sich dessen vollständig bewußt. Ohne Glückwunsch, ohne Segen würden sie in die Welt ziehen, er und sie! Ihr schauderte ... Und doch ... eigentlich machte ihr die unendliche Traurigkeit, welche ihre Aufopferung umgab, dieselbe doppelt teuer; der Schmerzensdurst, welcher seit einiger Zeit ihr überreiztes Nervensystem durchdrang, meldete sich auch diesmal in ihr. Seit einiger Zeit suchte sie den Schmerz überall: in der Poesie, in der Musik, in der Kunst; er lockte sie auch in der Lebensaufgabe, die sie auf sich genommen.

Immer in demselben begeisterten Taumel lebte sie die Stunden hin; in der Nacht schlief sie besser als seit langem.

Gegen elf Uhr ging die alte Gräfin aus, um ihren täglichen kleinen Vormittagsspaziergang zu machen. Bald nachdem sie sich entfernt hatte, meldete Lüdecke Herrn von Lozoncyi.

Erika ließ ihn heraufbitten. Nach dem ersten Blick, den sie auf sein Gesicht warf, als er eintrat, wußte sie, daß die Möglichkeit einer Befreiung für ihn ausgeschlossen sei.

Ohne ein Wort zu reden, reichte sie ihm die Hand; die seine war eiskalt und zitterte in der ihren, er sah elend aus, blaß, verfallen, mit großen heißen Augen. In dem unendlichen Gefühle des Mitleids, das sich ihrer ganzen Seele bemächtigt hatte, glaubte sie aus seinem Gesicht die qualvollste Verzweiflung zu lesen darüber, daß er die Degradation seines Lebens nicht abzuschütteln vermocht hatte. Was konnte sie denn jetzt noch für ihn thun? — was ...?

„Setzen Sie sich," sagte sie nach einer Pause linkisch.

Er schüttelte den Kopf. „Es ist nicht der Mühe wert," sagte er mit fast gänzlich tonloser Stimme — der Stimme eines Menschen, der unter einer schweren Last zu Boden sinkt. „Seit einer Stunde warte ich den Augenblick ab, wo ich Sie allein sprechen kann, um Ihnen das, was ich Ihnen zu sagen habe, unter vier Augen sagen zu können. Es ist nicht viel. Ich habe mit ... meiner Frau gesprochen. Sie willigt in keine Scheidung, und ohne ihre Einwilligung ist eine Scheidung nicht zu erreichen. Scheidungsgründe — offizielle Scheidungsgründe — hat sie mir nie gegeben. Nein, nie — so seltsam es scheint von einer Frau wie sie. Gestern abend hab ich mit ihr gesprochen, natürlich ohne Sie zu nennen, Gräfin Erika. Es hat eine Scene gegeben, eine widerliche Scene ... und jetzt ..." — seine Stimme klang immer schwächer — „jetzt ist alles zu Ende!" Er legte die Hand auf die Lehne eines Sessels, wie um sich auf etwas zu stützen. Einen Moment blieb

Digitized by Google

er stumm, dann fuhr er fort: „Ich hätte Ihnen den Bescheid brieflich geben sollen, es wäre vernünftiger gewesen ... ja, vernünftiger — viel ...“ — er tastete nach seinen Worten wie einer, der halb bewußtlos ist vor Schmerz — „aber ich hab mir's nicht versagen können, Sie noch einmal zu sehen — mich noch einmal so recht satt zu sehen an Ihnen. Leben Sie wohl — jetzt ist's genug, ich geh — es ist besser, ich geh.“

Sie stand da wie angewurzelt, blaß, stumm; immer fieberhafter, unruhiger, hastiger suchte sie einen Trost für ihn. Was konnte sie ihm denn jetzt noch Liebes thun? Die Brücke war abgebrochen zwischen ihm und ihr, es lag eine Kluft zwischen ihnen wie zwischen Tod und Leben. Sie suchte einen Weg, der sie hinüberführen sollte zu ihm — sie konnte keinen finden, alles schwankte um sie herum.

„Leben Sie wohl!“ murmelte er. „Wenn man bestimmt ist, in einem zu niedrigen Raum zu leben, so ist es besser, daß man sich einfach hineinfügt, auf allen vieren zu kriechen. Es thut weh, sich aufrichten zu wollen, und seit ich Sie kennen gelernt, seit ich Sie wiedergesehen, hatte ich das Bedürfnis, mich aufzurichten. Ich büße jetzt dafür. Aber es war doch schön! Haben Sie Dank für alles, für die Freude und den Schmerz, Sie Herrliche, Unvergeßliche!“ Seine Stimme brach; er wendete sich ab und streckte ihr zugleich die Hand entgegen zum Abschied — eine blasse, schmale, zitternde Hand.

Warum fiel ihr bei dem Anblick derselben die magere Hand des halb verhungerten kleinen Malers ein, dem sie als kleines Mädchen nachgelaufen war, um sein Elend zu lindern? — Und jetzt konnte sie nichts für ihn thun — nichts! ... Wirklich nichts ...? Und mit einemmal kam es ihr.

Sie brauchte ja nur die Arme auszustrecken, gänzlich sich selbst zu vergessen, um seine Qual in Seligkeit umzuwandeln. Ihr schwindelte. Das Mitleid kam über sie wie eine Raserei, alles in ihr schwankte und brach — es war, als ob ein Erdbeben ihre Seele durchschütterte; was früher oben gewesen, war jetzt unten, und mitten aus dem wirren Chaos kam ein Gedanke, der sie allmählich überwältigte, erst formlos wie ein Traum, dann nach und nach schärfer, immer schärfer ausgeprägt wie ein Gebot.

Sie hob den Kopf, stolz, entschlossen. „Haben Sie den Mut, mit allem zu brechen, alles hinter sich zu lassen und ein neues Leben zu beginnen?“ fragte sie.

„Ein neues Leben?“ murmelte er; und blinzelnd, unsicher, als traue er seinen Sinnen nicht, als habe er Angst, etwas Ungeheuerlichem, Unmöglichem Worte geliehen zu haben, setzte er hinzu: „Mit Ihnen?“

„Ja,“ erwiderte sie.

Er fuhr zusammen, trat einen Schritt zurück und sah ihr voll ins Gesicht, sprachlos, atemlos.

Eine brennende Röte stieg ihr in die Wangen. „Sie haben den Mut nicht,“ sagte sie finster. „Nun denn —“ Mit einer stolzen, herrischen Gebärde wendete sie sich ab.

Er aber hielt sie zurück. „Ich den Mut nicht?“ rief er, ihre Hand erfassend und sie an seine Lippen ziehend. „Fragen Sie einen Verdurstenden, dem Sie einen Becher frischen Wassers reichen, ob er den Mut nicht hat, zu trinken! Von mir ist nicht die Rede, aber von Ihnen. Haben Sie denn eine Ahnung davon, was Sie auf sich nehmen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Man hat mich gewöhnt, dem Leben gerade ins Gesicht zu sehen; ich weiß, was ich thue,“ behauptete sie entschieden. „Ich weiß, was die Folgen meiner Handlung sein werden; ich weiß, daß ich auf den Verkehr mit keinem Menschen mehr rechnen kann außer auf den mit Ihnen, daß ich keine Zufluchtsstätte haben werde außer an Ihrer Seite; ich weiß, daß ich in den Augen der Welt eine Verlorene sein werde — und dennoch, wenn ich die Überzeugung hegen darf, Ihre gebrochene Existenz aufzuhellen, zu läutern und zu veredeln, bin ich bereit!“

Digitized by Google

Ihre jederzeit weiche, ungemein zu Herzen dringende Stimme war leicht umflort und zitterte fast befangen; sie hielt die Hände gefaltet und gegen die Brust gedrückt, das Haupt hoch erhoben; ihre Augen schienen größer als gewöhnlich durch den ekstatischen Blick, der daraus sprach.

„Erika!“ jauchzte er, und der Ton erstickte fast in seiner Kehle; dann stürzte er auf sie zu, um sie in seine Arme zu schließen, den ersten Kuß von ihren Lippen zu trinken. Da aber wehrte sie ihn mit einer scheuen, verwirrten Bewegung von sich ab. Es war fast, als sei sie von einer plötzlichen Beklemmung und Beängstigung überkommen; und als er nun in schroffem, vorwurfsvollem und zugleich staunendem Ton wiederholte: „Erika!“ — da legte sie die Hand an die Stirn und murmelte: „Mein ganzes Leben gehört Ihnen, gönnen Sie mir nur noch ein paar Stunden, um mich zu sammeln, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen!“

Er lächelte zu ihrer Zurückhaltung und begnügte sich vorläufig damit, sie bei der Hand zu halten und diese ein paarmal hintereinander zärtlich an seine Lippen zu drücken. Dabei sagte er einschmeichelnd: „Vorbereitungen? — O mein süßes, entzückendes Mädchen! Kommen Sie heute um zehn Uhr auf den Bahnhof, und wir fahren nach Florenz. Alles andere ist meine Sache!“

„Heute ist es unmöglich,“ sagte sie nachdenklich, „es ist unser Empfangsabend; ich könnte mich nicht entfernen, ohne daß man mir nachforschen würde.“

„Und morgen?“ drang er in sie, immer mit derselben weich einschmeichelnden und doch unwiderstehlich drängenden Stimme, immer rascher artikulierend. Alles in ihm verriet die fiebernde Hast eines Menschen, in dem die bis dahin gewaltsam zurückgehaltene Leidenschaft, plötzlich entfesselt, alles um sich herum niederreißend, auf ihr Ziel losstürzt.

„Morgen ...“ wiederholte sie beklommen, „morgen ...“

„Zögern Sie nicht, Erika, wenn Sie wirklich entschlossen sind!“

„Ja, morgen — wär's möglich!“ Die Worte fielen Silbe für Silbe klanglos in einer Art dumpfen Staccatos von ihren Lippen.

„Erika!“ Die Sonne ging auf in seinen Augen, alles an ihm war wie verklärt.

„Ja,“ fuhr sie fort, „Konstanze Mühlberg hat für morgen ein großes Abschiedsfest in Scene gesetzt, eine Partie de plaisir nach Chioggia in einem eigens zu diesem Zweck gemieteten Dampfer. Meine Großmutter soll die Schutzpatronin der Veranstaltung sein. Sie kann Konstanze nicht im Stich lassen, weil die Arme als geschiedene Frau ihrer Stütze bedarf. Ich werde im letzten Moment ablehnen, meine Großmutter zu begleiten. Dann bin ich frei. Wann soll ich kommen?“

Sie sahen zusammen im Eisenbahnkurier nach und fanden einen Zug, der zwischen acht und neun nach Wien abging. Diesen entschlossen sie sich zu ihrer Flucht zu benutzen. Dann besprachen sie noch einige andere Einzelheiten, die zu ordnen nötig waren. Alle diese nüchternen Präliminarien verletzten Erika unsäglich, wie einen die geschäftlichen Abmachungen vor einem Begräbnis verletzen. Überhaupt war ihr das Präcisieren der Angelegenheit, das Herabziehen ihres begeisterten Traumes in die grelle, deutliche Wirklichkeit unaussprechlich peinlich. Ihre Phantasie war an einer bestimmten Grenze der Situation stehen geblieben. Eine schreckliche Befangenheit lähmte sie; sie wurde sehr still, während er hastig die oder jene Bestimmung traf.

„Ich kann an mein Glück nicht glauben,“ murmelte er. „Wenn man Sie ansieht, wie Sie dasitzen in Ihrem weißen Kleide, so keusch und ernst und mit diesem heiligen Licht in den Augen, wie eine Märtyrerin, die sich zum Sterben vorbereitet, und nicht wie ein liebendes Weib, das alle Schranken durchbricht, um ...“

Was war denn in diesen der Sachlage nach naturgemäßen Worten, das sie ver-

Digitized by Google

letzte, so tief verletzte, daß sie mit einer gewissen Schroffheit ihm in die Rede fiel und ihn ermahnte: „Und jetzt, ich bitte Sie, gehen Sie!"

Er sah sie betroffen an. Sie schlug die Augen nieder, und mit heiß errötenden Wangen stammelte sie: „Meine Großmutter wird sogleich nach Hause kommen, und ich möchte Sie nicht gern mit ihr beisammen sehen!"

„Sie haben recht," sagte er, die Farbe wechselnd. „Ihre Großmutter war immer so gut gegen mich, und jetzt ..."

„Gehen Sie!"

„Und morgen im Laufe des Tages darf ich Sie nicht besuchen?"

„Nein!"

„Und — abends — um neun?"

Sie schlug die Augen mit einer seltsam finsteren Entschlossenheit voll zu ihm auf: „Ich werde pünktlich sein!"

Sie drängte ihn gegen die Thür — sanft, aber entschieden.

„Morgen um neun Uhr!" flüsterte er.

„Morgen um neun Uhr!" wiederholte sie.

Eine Minute später stand er allein auf dem sonnenbeschienenen Campo hinter dem Hotel.

Er rieb sich die Augen — ihm war's, als erwache er langsam aus einem schönen unwahrscheinlichen Traum.

— — — — — — — — — — — —

Erst fühlte er nichts als Jubel, einem nahen Ziel, das er nie zu erhoffen gewagt, zustrebenden Jubel.

„Morgen um neun Uhr!" flüsterte er halblaut vor sich hin. „Morgen um neun!" Aber mit einemmal fing die Temperatur seiner Erregung an zu sinken, seine Freude glitt ihm zwischen den Fingern durch, er konnte sie nicht mehr festhalten.

Die ganze soeben durchlebte Scene schwebte ihm von neuem vor, er sah den Gesichtsausdruck des Mädchens, er hörte den Klang ihrer Stimme. Das war ja alles sehr schön, wunderschön ... aber ... schließlich ... es war irgend etwas Unorganisches, nicht recht Zusammenpassendes in dem Ganzen, etwas Unnatürliches. Dasselbe Mädchen, das ihm aus eigenem Antrieb angetragen hatte, mit ihm zu fliehen, hatte sich während ihres langen Auseinandersetzens mit ihm nicht ein einziges Mal hinreißen lassen, „du" zu ihm zu sagen — und er selber hatte das Bewußtsein, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich diese Vertraulichkeit ihr gegenüber herauszunehmen. Sie war zärtlich, begeistert, opfermutig gewesen — ja, opfermutig bis zur Raserei — opfermutig; er wiederholte das Wort halblaut vor sich hin, es hatte sich seiner Einbildungskraft bemächtigt, es faßte ihr ganzes Wesen zusammen — opfermutig, ja, aber von irgend einem hingebend leidenschaftlichen, heißblütigen Gefühl hatte sie ihm auch nicht den geringsten Beweis geliefert. Er runzelte die Stirn und blieb stehen, dann zog er sein Cigarettenetui und zündete sich eine Papyros an. Nachdenklich blies er den blauen Rauch vor sich hin.

„Ja, wie denkt sie sich denn eigentlich die Zukunft?" Ganz deutlich hörte er die Worte: „Ich weiß, daß ich auf jeglichen Verkehr verzichten muß außer auf den Verkehr mit Ihnen; ich weiß, daß ich keine Zufluchtsstätte haben werde außer an Ihrer Seite; ich weiß, daß ich in den Augen der Welt eine Verlorene sein werde — und dennoch, solange ich die Überzeugung hege, auch nur eine Stunde Ihres gequälten Lebens zu läutern und zu veredeln, bin ich bereit." — Wie entzückend sie ausgesehen hatte, während sie die Worte gesprochen, und es waren auch sehr schöne, rührende Worte gewesen, aber ...

Ihn fröstelte plötzlich mitten in der satten venetianischen Maihitze. Die in den letzten Wochen ohnehin überspannten Saiten seines Gefühls gaben plötzlich nach, eine nicht eingestandene Verstimmung, ein Gefühl sich fast zornig gegen das Übermaß einer Wohlthat auflehnender Undankbarkeit schnürte ihm die Kehle zu. Wie sollte das werden? Eine feige Angst lähmte ihn.

Er schämte sich dieser Anwandlungen von Gefühlsfeigheit, schämte sich mit glü-

Digitized by Google

hender, zorniger Selbstverachtung, aber er konnte sie nicht los werden. Er hatte das dumpfe Bewußtsein, daß er sich immer wegen irgend etwas schämen würde neben ihr. Um dem auszuweichen, würde er sich zu einem Edelmut hinaufschrauben müssen, der ihm unnatürlich und unbequem war. „Sein Leben läutern und veredeln ...!“ Was hieß denn das? — „Läutern — veredeln?“

— — — — — — — — — — — —

Als er nach längeren Umwegen, ohne seine Unruhe los werden zu können, zu Fuß sein Heim erreichte und, durch den langen, immer nach kalten Steinen und feuchtem Kalk riechenden Gang schreitend, gedankenlos vor sich hinsah, erblickte er unter einem Maulbeerbaum, dessen weißlich-graue Äste gänzlich von blütenbeladenen Rosenranken umschlungen waren, eine üppige Frauengestalt, deren goldenes Haar in der Sonne glänzte. Sie saß in einem Lehnsessel von Korbgeflecht und beschäftigte sich mit einer leichten Häkelei. Sie trug ein Kleid von weißem Baumwollstoff, sehr einfach gemacht und an der Taille mit einem Gürtel von gelbem Naturleder zusammengehalten; die Ärmel, etwas kurz, ließen nicht nur die Handgelenke, sondern ein gutes Stück des vollen, glatten, wie aus Marmor gemeißelten Armes frei, und der prachtvolle kräftige Halsansatz ragte deutlich aus dem zurückgeschlagenen Matrosenkragen hervor, unter dem eine dunkelblaue Schärpe mit weißen Punkten geknüpft war. Wie flink und präcis war, während sie arbeitete, jede Bewegung ihrer etwas großen, aber tadellos geformten Hände.

Sie war ein wenig stark; aber auch das hatte etwas für sich. Diese vollen runden Schultern erweckten die Vorstellung einer ungebrochenen Kraft, welche nichts niederzudrücken vermochte. Er konnte nicht umhin, seine Blicke länger auf ihr verweilen zu lassen. Er staunte. Gestern — welche Aufregung, welcher Zorn, welches Geschrei; zerrissene Kleider, zerschlagenes Geschirr, zerbrochene Möbel — und heute — nach einer Scene, die jede andere Frau krank gemacht hätte — keine Spur von Ermattung, kein dunkler Schatten unter den stahlgrauen, hellbewimperten Augen, kein Fältchen um den etwas großen Mund. Welch ein Born von unverwüstlicher Lebenskraft in dieser Frau, welche unverbrauchbare, triumphierende Gesundheit! Nie eine Spur von Nervosität, von unnützer Aufregung, und keine Ahnung von Überspanntheit!

Ach, sie hatte ihre guten Seiten, das ließ sich nicht leugnen. Er seufzte — er hörte sich seufzen — kam zum Bewußtsein der Richtung, welche seine Gedanken eingeschlagen, und erschrak vor sich. War es möglich, daß schon nach kaum zweitägigem gezwungenem Beisammensein — einem Beisammensein, das er, wenn er ihm nicht ausweichen konnte, dazu benutzte, ihr seinen Haß und seine Verachtung in die Zähne zu werfen — eine alte Gewohnheit ihr Recht verlangte?

Immer noch häkelte sie. Die Sonne kroch zwischen den engverschlungenen Ranken der blütenbeladenen Kletterrosen hindurch und glitzerte auf dem grauen Stahl der Häkelnadel. Jetzt schien sie ihr in die Augen; sie rückte ihren Stuhl zurecht, um dem blendenden Licht auszuweichen; dabei erblickte sie ihn. Anstatt wie gestern ihm finstere Blicke zuzuwerfen, nickte sie ihm zu, in der Sonne blinzelnd mit ihren eigentümlichen, katzenartigen Augen, und lächelte langsam phlegmatisch, wobei sie eine Reihe perlengleicher, sehr weißer Zähne zeigte. Ärgerlich, als ob sie sich ihm gegenüber eine ungerechtfertigte Freiheit herausgenommen habe, ging er an ihr vorbei in das Atelier. Er trachtete sich einzureden, daß ihm vor ihr schaudere, daß sie ihn anwidere — er suchte den großen Ekel, der sich zwischen ihn und sie gestellt, seit die Liebe zu Erika sein Herz erfüllte; aber er konnte den Ekel nicht finden.

— — — — — — — — — — — —

Er hielt sich diesmal flüchtiger als sonst vor dem Porträt Erikas auf, das auf seiner großen Staffelei den auffällig-

Digitized by Google

sten Platz im ganzen Atelier einnahm, und schritt auf seinen Schreibtisch zu. Mehrere Geschäftsbriefe lagen darauf; er öffnete sie und seufzte ungeduldig. Die meisten waren Ermahnungen zu Antworten, die bereits seit Wochen vergeblich erwartet worden waren.

Seitdem er sich in Venedig aufhielt, war seine geschäftliche Korrespondenz, ja waren seine Geschäfte überhaupt in eine bedauernswürdige Unordnung geraten.

Er öffnete noch einen Brief; ein Regiment von Zahlen sprang ihm entgegen. Es war die Abrechnung mit seinem Pariser Kunsthändler. Er schnalzte mit den Fingern, dann beugte er sich darüber, versuchte sich hineinzufinden. Unmöglich! — die Zahlen tanzten vor seinen Augen — er legte die Feder weg. Unwillkürlich hob er den Kopf. Durch die Glaswand des Ateliers blickten ein Paar hellbewimperte Augen zu ihm hinüber, gutmütig und spöttisch. Sein Herz fing an zu klopfen. Sie hatte sonst seine ganze Korrespondenz für ihn besorgt — wie flink, wie präcis! Bevor sie einer Liebschaft mit einem Maler zu Ehren Modell geworden, war sie Demoiselle de comptoir gewesen; sie verstand sich aufs Rechnen wie ein Bankbeamter. Er brauchte nur ein Wort zu sagen, und sie würde diese ganze verdrießliche Sache für ihn in Ordnung bringen. Aber er wollte keinen Dienst annehmen von ihr. Da öffnete sich die Thür des Ateliers, mit gemächlichen Schritten kam jemand auf ihn zu, eine warme kräftige Hand legte sich auf seine Schulter. Er trachtete sich einzureden, daß ihm die Berührung dieser Hand unangenehm sei. Aber sie war ihm nicht unangenehm, sie wirkte entschieden beruhigend auf seine kranken Nerven. Dennoch zwang er sich, sie abzuschütteln.

Die Frau lachte, ein weiches, ziemlich tiefklingendes Lachen — das Lachen einer gutmütigen Cynikerin. Dann zündete sie eine Cigarette an, reichte sie ihm und sagte: „Pauvre bibi, tu n'y vois que du feu; da versuche dich auszuruhen von deinen fruchtlosen Anstrengungen, ich bring dir das in Ordnung im Handumdrehen, während du vor nächster Woche nicht fertig damit wirst."

Diesmal legte sie ihm die Hand nicht auf die Schulter, sondern strich ihm einfach mit beiden Händen über Stirn und Kopf.

„Voyons, Seraphine!" rief er ärgerlich, sich von ihr loswindend.

Sie lachte immer gutmütig, gleichmütig und unbewußt cynisch. Ehe drei Minuten vorüber waren, saß sie statt seiner an dem Schreibtisch; er hielt die Cigarette, die sie ihm angezündet, zwischen den Lippen und stand in Gedanken versunken vor Erikas Porträt.

Wie lange er so dagestanden haben mochte, hätte er nie zu sagen gewußt, aber mit einemmal hörte er eine volle Stimme neben sich sagen: „C'est rudement fort — tu sais! — Sapristi! Stellst du es aus!"

„Ich weiß es noch nicht," murmelte er zerstreut, und dann ärgerte er sich darüber, daß er ihr eine Antwort gegeben hatte.

„Sie ist hübsch, das läßt sich nicht leugnen," gestand Seraphine mit bewunderungswürdiger Objektivität. „Es thut mir eigentlich leid, daß ich dich in deiner Unterhaltung gestört habe, aber viel wär doch nicht dabei herausgekommen. Wenn ich nicht irre, waret ihr, als ich erschien, gerade an den Grenzen des Möglichen angekommen. Sie ist eine von denen, die nichts umsonst geben und ihr Kapital immer nur auf sichere Hypothek placieren. Es thut mir sehr leid, daß ich ihr diese Hypothek nicht einräumen kann; je suis bon garçon moi — aber mon dieu, lorsqu'il y a un homme dans la question — sapristi, chaque femme pour elle!"

Da öffnete Lucrezia die Thür und meldete, daß im Garten draußen das Frühstück serviert sei. Er hatte es sich fest vorgenommen, sich nicht zu der Mahlzeit niederzusetzen mit dieser Frau. Ehe er sich noch hatte äußern können, fing sie

Digitized by Google

an: „Es wäre immerhin gut, wenn du einmal wieder ordentliches Aufsehen erregtest in Paris. — Wann bist du abgereist, diesen Herbst ...? Im Oktober. — Du hast keine Ahnung, welches Vergnügen du damit den meisten deiner Kollegen gemacht hast! Ils ont poussé un grand ouf. Diesen tollen Farbenkarneval im diesjährigen Salon hättest du dir ansehen sollen! Bouchard hat eine Nymphe ausgestellt mit einem Faun, ganz nach deinem Muster, nur ist deine aus Fleisch und die seine ist aus Dragant — ein armseliges Ding, aber von seiten der Kritik großes Geschrei und die Medaille d'honneur, voilà! On a beau dire, du hattest angefangen, den Künstlern unbequem zu werden; man feiert die Stümper, um dich kleiner zu machen; man thut, was man kann, dir den Teppich unter den Füßen wegzuziehen, damit du stolpern magst. Aber du brauchst dich nur zu zeigen, so eroberst du dir dein Terrain zurück. Neulich sagte mir Bécard, er trachte noch immer nach einer originellen Art, die Dinge anzusehen; er hat im Salon ..."

Also plaudernd hatte sie sich langsam umgedreht, der Thür genähert; jetzt war sie draußen. Ohne es zu wissen, war er ihr gefolgt.

„Was hat Bécard ausgestellt?"

„Eine Frau auf dem Balkon nach dem Diner, zwischen zwei Beleuchtungen, auf der einen Seite Kerzenlicht aus der offenen Thür, auf der anderen Seite Mondlicht — die eine Hälfte von ihr schwefelgelb, die andere meergrün; c'est d'un drôle!"

„Ich habe die Skizze zu dem Ungeheuer in seinem Atelier gesehen!" rief aufgeregt Lozoncyi. „Hat man ihm das passieren lassen?"

Sie hatte sich jetzt an den appetitlich gedeckten Tisch niedergesetzt, auf dem eine goldgelbe Omelette dampfte; sie antwortete nicht gleich.

„Hat man ihm das passieren lassen?" wiederholte Lozoncyi.

„Passieren lassen ... Aber mein Lieber, man hat ihn aufs Schild gehoben, man feiert ihn comme le Messie!"

Lozoncyi hatte sich jetzt ihr gegenüber gesetzt. Er schlug mit der Faust auf den Tisch: „Verflucht!" murmelte er zwischen den Zähnen.

„Tu as tort de te fâcher," meinte sie; „es ist ein guter Kerl und dein Freund. Er selbst sagte mir unlängst anläßlich seines succès: ‚Es ist der Neid gegen Lozoncyi, der mir zu gute kommt.' Übrigens giebt es eine ganze Koterie unter deinen Kollegen. Darf ich dir vorlegen? Die Omelette wird kalt."

Er gestattete ihr, seinen Teller zu füllen.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später schritt er in seinem Atelier auf und ab, finster, den Schweiß auf der Stirn.

Sein Frühstück hatte ihm geschmeckt und das Geplauder seiner Frau hatte ihn unterhalten. Mit kaum merklichen Gesprächswendungen hatte sie seine Phantasie hinübergelockt zu seinem alten, bequemen, ungenierten, gutmütig verliederten Kunstleben in Paris. Immer neugieriger hatte er sie ausgeforscht nach dem Thun seiner Kollegen; dann hatte sie ihm Anekdoten erzählt, stark gewürzte, aber drastische, amüsante Anekdoten; sie hatte ihm seine Orangen geschält; dann, da die Sonne jetzt das ganze Tischchen, an dem sie saßen, zu überfluten begann, hatten sie Kaffee in dem Atelier getrunken. Ein Gefühl großen Behagens hatte ihn überkommen; aber mitten drin empfand er noch eine lästige Unbequemlichkeit. Sie sah ihn an; lachend verschwand sie und kam mit ein Paar leichten Hausschuhen wieder. Es war heiß, die Stiefel drückten ihn; eilig entledigte er sich ihrer und schlüpfte in die bequemen Pantoffel hinein. Ihm war's, als ob er sich zum erstenmal seit langer Zeit eines einengenden Zwangs entledigt hätte. Er streckte und reckte sich. Mit einemmal überschlich's ihn unangenehm kalt.

Die Frage kam ihm, ob er es je über

sich gewinnen werde, vor Erika sich so rücksichtslos gehen zu lassen.

Er fuhr zusammen; die momentan hergestellte Harmonie zwischen ihm und seiner Frau war gestört. Mit den plötzlichen Stimmungswechseln, an die sie sich im Laufe der Jahre gewöhnt hatte, wies er sie von sich ab, zeigte ihr förmlich die Thür, heftig, roh.

Wieder hämmerte es ihm im ganzen Körper — es war zum Rasendwerden. Seine, Erika gegenüber eingetretene Gefühlsermattung hüllte sich jetzt in ein neues Gewand. Es war abscheulich, es war gewissenlos, verbrecherisch, die Begeisterung dieses unerfahrenen jungen Wesens beim Wort zu nehmen, es vielleicht, nein gewiß, zu namenlosem Elend zu treiben, sagte er sich. Er trat an seinen Schreibtisch; er wollte ihr schreiben, daß es unmöglich sei, daß er zurücktrete ihr zuliebe. Aber kaum hatte er das erste Wort geschrieben, so fühlte er, wie sein Blut wallte, wie die Sehnsucht nach ihr ihn betäubte; er fühlte, daß er den Entschluß zu einer ehrlichen Entsagung ebensowenig fassen konnte als einen anderen. Was wollte er eigentlich? Er sprang auf, zerknitterte in rasender Heftigkeit den Briefbogen, den seine Feder kaum berührt, und warf ihn von sich. Noch einmal trat er vor das Porträt.

Den Kopf tief gesenkt ging er in das Nebengemach. Ein paar von ihren Sächelchen waren dort noch liegen geblieben, ein spitzenumsäumtes Taschentuch, ein Paar Handschuhe. Er preßte sie heiß an seinen Mund.

— — — — — — — — — — — —

„Erika! Erika!“ ruft die alte Gräfin Lenzdorff in offenbar ungewöhnlich freudiger Erregung ihrer Enkelin über den ganzen Garten des Britannia hinüber zu. „Erika!“

Die alte Frau sitzt an der Brustwehr des Gärtchens neben dem Canal Grande. Erika tritt eben aus einer Seitenthür des Hotels. Die Großmutter hatte sie wegen ihres Sonnenschirmes hinaufgeschickt. Wie seltsam sie aussieht, wie weiß ihre Wangen sind und ihre Lippen wie fieberhaft rot! Das aber ist Nebensache; — was einem jeden, der sie heute aufmerksam betrachtet, am auffälligsten sein muß, ist das verklärte Licht in ihren Augen — ein Licht, das durch einen Thränenschimmer hindurch leuchtet.

„Komm schnell!“ ruft die Großmutter, „ich habe eine Überraschung für dich. Erika! Erika!“ Aber Erika kommt nicht schnell, ganz langsam geht sie durch den rosendurchblühten Garten auf die Großmutter zu, die einen offenen Brief in der Hand hält.

Die Sonne scheint voll und grell in den kleinen Garten, der Himmel ist wolkenlos, die Lagune wie mit Demanten bestreut; auf den schwarzen Gondeln flimmern große weiße Glanzlichter, die entblößten, sehnigen braunen Hälse der Gondoliere glänzen wie Bronze. Ein Lärm von lustig kreischender Geschäftigkeit tönt bald lauter, bald schwächer von irgendwo in das stille, duftige Gärtchen hinein. Dazwischen hört man das matte Lecken und Plätschern der Lagunenwellen und träumerisch schwirrende Kirchenglocken.

Der schwarze Pudel des Bankiers Schmytt — er ist genau nach dem Muster des Pudels eines kürzlich durchgereisten englischen Herzogs hergerichtet, mit drei Reifen schwarz geringelten Pelzes über dem glatt geschorenen Bauch — liegt vor der Thür des Lesezimmers und reibt sich melancholisch die Schnauze. Ein Engländer, ein sehr langer Engländer mit einem viel zu kleinen Kopf, stolpert, die Hände tief in den Taschen seines klein karrierten Touristenjacketts, immer und immer wieder im selben Kreis um den sonnenverbrannten Rasenplatz des Gärtchens. Es macht einen schwindelig, ihn anzusehen; dabei starrt er mißmutig, mit seinen dickbesohlten Halbschuhen kleine Kiesel aufwirbelnd, vor sich hin in den grobkörnigen Kies, als suchte er dort die Lösung zu einer sehr interessanten Frage, die allem Anschein nach finanzieller Natur ist. Seine Frau, eine rothaarige kleine Person mit sehr schönen Zähnen, sitzt

Digitized by Google

indessen knapp vor dem Speisesaal an einem gelblackierten Blechtischchen und kokettiert im Schatten ihres roten Sonnenschirms mit einem dunkelgelben Rumänen, dem sie sehr zu gefallen scheint und mit dem zusammen sie eine Flasche Brauselimonade leert.

„Von wem ist der Brief?“ fragt die Großmutter neckend.

„Ich ... ich ahne nicht,“ murmelt Erika, und ihre weißen Wangen werden noch weißer und ihre leuchtenden Augen werden starr.

„Wirklich nicht? — Von wem kann denn ein Brief sein, über den ich mich so freue!“

Erika fährt zusammen.

„Von Goswyn!“ sagt die Großmutter. „Aber was für ein Gesicht du machst!“

„Soll ich mich vielleicht ebenso freuen wie du, weil Goswyn endlich von der großen Teilnahme, die du ihm entgegengebracht, Notiz genommen hat?“ sagt Erika. Aber ihre alte herbe Betonung fehlt und ihre Stimme klingt matt und klanglos.

„Laß es gut sein,“ entgegnet die Großmutter gutmütig triumphierend. „Lies erst den Brief, und dann sag mir, ob du noch die geringste Lust hast, ihm böse zu bleiben. Ob du ... ihm nun besonders gewogen sein magst oder nicht — immerhin wird dich der Brief freuen. Er fragt unter anderem an, ob wir Anfang nächster Woche noch in Venedig sind, und ob er uns nicht geradezu ungelegen käme.“

Erika hält den Brief in den Händen; sie heftet ihre Augen darauf, aber die großen deutlichen Schriftzüge schwanken vor ihrem Blick. Von dem weißen glatten Briefbogen hinweg sieht sie in das helle Sonnengeflimmer auf der Lagune hinaus.

Mitten zwischen den schwarzen Gondeln mit den weißen Glanzlichtern erblickte man jetzt Prinz Helmy in seinem gelben Kutter, der gewöhnlich vor dem Hotel Britannia vor Anker liegt. Die beiden Damen erspähend, klettert der Prinz über ein paar Gondeln bis zu ihnen heran. „Hätten die Damen keine Lust, sich mir anzuvertrauen? Es würde vielleicht amüsanter sein, in meinem Kutter nach Chioggia zu fahren als in dem Dampfer.“

„Gewiß wär's amüsanter,“ erwidert die alte Gräfin mit einem freundlichen Wohlwollen, das Prinz Helmy an ihr nicht gewohnt ist. „Aber,“ setzt sie hinzu, „leider kann ich mir das Vergnügen nicht gönnen. Ich thue diesmal hauptsächlich als Stütze der Gesellschaft mit, Konstanze Mühlberg zuliebe, und da kann ich sie auf ihrem Dampfer nicht allein lassen.“

„Schade!“

Indessen ruft eine lustige alte Stimme: „Leg mich Ihnen zu Füßen, meine Damen!“ Es ist Graf Treurenberg, der, völlig ausgerüstet zu der Partie nach Chioggia, im hellen Sommeranzug an sie herantritt. „Sie kommen doch auch nach Chioggia?“

„Allerdings.“

„Schade, daß Sie nicht mit uns fahren können!“

„Ich bedauerte soeben,“ bemerkte Prinz Helmy.

„Wissen Sie nicht, ob Lozoncyi von der Partie sein wird?“ fragt Treurenberg.

„Habe keine Ahnung,“ erwidert Gräfin Lenzdorff mit auffallend kühler Betonung.

„Was sagen Sie denn zu der Frau, die ihm da plötzlich herunter geschneit kommt? Eine Überraschung, was?“

„Eine Überraschung, die mich sehr kühl läßt,“ erwidert die Gräfin hochmütig.

„Daran zweifle ich nicht,“ entgegnet Treurenberg lachend. „Von einigen unserer venetianischen Schönheiten würde ich jedoch das Gegenteil behaupten. Komisch ist's immerhin, daß der Kerl seine ‚unlöslichen Bande‘ verschweigt. Hm! ich habe ihn einmal in Paris mit der in Rede stehenden Persönlichkeit gesehen, aber im Traume hätt ich mir's nicht einfallen lassen, daß diese gelbhaarige Dame legitime Ansprüche auf ihn geltend machen könnte. Eine Jugendeselei — offenbar!“

„Ein Mühlstein, den er sich um den Hals gebunden hat,“ meint der blau-

Digitized by Google

äugige Prinz Helmy sentimental, „eine Last, die ihn jetzt zu Boden drückt. Mir ist sehr leid um ihn."

„Hm!" meint Graf Treurenberg gedehnt, „mit dem Mitleid bin ich nicht so schnell bei der Hand. Solche Frauen machen mitunter den Künstlern das Leben sehr bequem, und dann im Grunde hat sie ihn bis jetzt wenig geniert." Er reibt sich die Hände und zwinkert vielsagend.

Eine Pause folgt — ringsherum nichts als Glockengeschwirr und der Lärm von geschäftig durcheinander polternden Menschen, die man nicht sieht.

„Bist du bereit, Onkel Hans?" fragt Prinz Helmy.

Treurenberg ist bereit, er empfiehlt sich den beiden Damen. Kurz darauf sieht man ihn in dem Kutter neben dem Prinzen, der sich nun mit seinen zwei Matrosen um die Wette bemüht, noch ein Segel auf sein kleinwinziges Fahrzeug aufzuhissen. Dann sehen die beiden Herren noch einmal zu den Lenzdorffs hinüber, grüßen ernst ehrerbietig; der Kutter setzt sich in Bewegung, erst langsam zwischen den Gondeln hindurch, dann schneller, immer schneller, wie ein Vogel hinschwebend über die hellgraue Lagune, schneller, immer schneller nach der Richtung hin, wo die weißen Schaumköpfe des offenen Meeres in sich überstürzendem Ungestüm aus der Wasserfläche auftauchen.

Es ist eine Kleinigkeit, aber die Last, die heute Erikas Herz bedrückt, ist schwerer geworden in der letzten Minute. Sie hat sich gesagt, daß von morgen an sie nie, nie mehr ein Mann so tief und mit so viel ritterlicher Hochachtung grüßen wird, wie die beiden in dem Kutter sie gegrüßt haben.

Ihre Anwandlung von Feigheit ist kurz. Gleich darauf empfindet sie die schmerzgewürzte Genugthuung eines Fanatikers, der sich freut, noch eine Qual mehr leiden zu dürfen für seine Überzeugung.

„Ich begreife nicht, daß uns das Lunch noch nicht gemeldet wird," bemerkt Gräfin Lenzdorff, ihre an einer Chatelaine hängende Uhr zu Rate ziehend; dann sieht sie zu Erika auf — sie erschrickt über das Aussehen des Mädchens. „Ja, was hast du nur?" fragt sie, und da Erika, anstatt zu antworten, nur unheimlich rasch die Farbe wechselt, kommt ihr zum erstenmal der Gedanke: Wäre es möglich, daß sie sich für den Maler interessiert — die Erika? Meine stolze Erika? Beobachtend heftet sie den Blick auf ihre Enkelin.

Indem fängt ein Kind in einem Perambulator an zu schreien. Es ist das Kind der Engländerin, die indes mit dem Rumänen cognakgewürzte Limonade trinkt. Gleichgültig sieht sie sich nach dem armen Wurm um, macht aber nicht die geringste Miene, aufzustehen, um dasselbe zu trösten, sondern fährt fort, im Schatten ihres großen roten Sonnenschirms dem weizengelben jungen Manne ihre glänzenden weißen Zähne zu zeigen.

Erika thut der kleine Verlassene leid. Sie hebt ihn aus dem Kissen, nimmt ihn auf den Arm und streichelt ihn. Sie ist dem kleinen Kerl nicht unbekannt, da sie öfters, wenn sie ihm im Garten oder in der Cour d'honneur des Hotels begegnet ist, mit ihm getändelt hat. Er läßt sich ihre Liebkosungen nicht nur willig, sondern mit augenscheinlicher Genugthuung gefallen, reibt seine thränenfeuchte, etwas rauhe rote Wange an ihrem glatten weißen Gesicht und schluchzt nur noch ein bißchen aus Wichtigthuerei, oder weil sich die kleine Brust nicht so schnell beruhigen kann wie der aufgeregte kleine Geist.

Was für eine reizende junge Mutter sie wäre! denkt die alte Gräfin, sie gerührt beobachtend. Wenn Goswyn sie so sehen könnte! Zugleich schleicht sich ihr eine häßliche Unruhe um ihr sonst so regelmäßig schlagendes Herz. Was soll ich ihm antworten? Mein Gott, ich hatte keine Ahnung! Vielleicht bilde ich mir's nur ein. Aber wenn ... was hätte ich da wieder angerichtet! Und die Welt spricht von meiner Klugheit ... Armes Kind!

Indem tritt Fritz in den Garten hin-

Digitized by Google

aus und meldet, daß das dem Ausflug nach Chioggia zu Ehren um eine Stunde vorgeschobene Dejeuner serviert ist.

— — — — — — — — — — — —

„Kind! Kind! du ißt ja gar nichts!“ sagt die alte Gräfin besorgt zu ihrer Enkelin, da diese sich vergeblich bemüht, das bißchen Spargel, das sie sich gewissenhaft vorgelegt hat, zu schlucken.

„Mir ist nicht ganz wohl,“ erwidert Erika mit matter, erloschener Stimme. Wie oft wird diese Stimme der alten Frau noch durch die Seele klingen! „Ich habe ein wenig Kopfschmerz,“ und Erika legt sich die Hand an die Stirn. „Mir ist's, als ob sich ein Gewitter heranschliche, und es zeigt sich doch keine Wolke am Himmel.“

Nein, keine Wolke zeigt sich, der Sonnenschein liegt auf dem rosenüberwucherten Gärtchen voll und grell, dringt mit einer Macht in den Speisesaal hinein, daß die Kellner die Rollvorhänge vor den Fenstern niederlassen müssen, worauf ein dämmeriges Grau sich über die grellweiß gedeckten Tische zieht.

„Heben wir die Sitzung auf,“ sagt die alte Gräfin mit einem entmutigten Seufzer. Und sie heben die Sitzung auf; sie lassen sich hinaufleiern in dem vielbeschäftigten Lift, und Erika macht Miene, sich für das in Aussicht gestellte Vergnügen herzurichten. Als aber die Großmutter, den Spitzenshawl um die Schultern, die cloche anglaise aus feinstem schwarzem Reisstroh, ihren beliebtesten Sommerhut, bereits auf dem Kopf, in das Zimmer ihrer Enkelin tritt, um diese abzuholen, findet sie dieselbe im langen weißen Morgenrock mit genetzten Schläfen und halbgelöstem Haar in einem Lehnstuhl liegend.

„Kind! Kind! was fehlt dir?“ ruft die alte Dame tödlich erschrocken.

„Nichts,“ erwidert Erika mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie anzusehen; „eine Migräne. Du siehst, ich hatte den besten Willen, aber — es geht nicht, es ist plötzlich gekommen, sehr stark, du mußt ohne mich zu Konstanze. Grüße sie recht herzlich von mir und sage, daß es mir sehr leid thut.“

„Liebes Kind, es fällt mir gar nicht ein, unter Leute zu gehen, wenn du unwohl bist,“ ruft die alte Frau aus, indem sie zugleich den rechten Handschuh von ihrer Hand herunterzieht, „das kann kein Mensch von mir verlangen!“

Erika fängt an, am ganzen Leibe zu zittern. „Aber Großmutter, es ist ja kein Unwohlsein, nur eine Migräne. Dabei kannst du mir nichts nützen, und du weißt es, daß ich's nicht ertragen kann, eine Störung zu verursachen.“

„Nun ja — nun ja,“ sagt die Großmutter. „Aber so leg dich doch wenigstens nieder, mein Herzchen.“

„Du kannst es ja Konstanze Mühlberg nicht anthun, nicht zu kommen,“ redet jetzt Erika in die Großmutter hinein, „sie zählt auf dich; du weißt, daß sie deine Stütze braucht.“

„Ja, das ist wahr!“ gesteht die Gräfin.

Im Lauf dieses Zwiegesprächs hat sie bemerkt, daß Erikas Augen von hastig weggewischten Thränen glänzen. Der Verdacht, der ihr da unten in dem Gärtchen plötzlich gekommen, verstärkt sich. Vielleicht ist es besser, sie gönnt dem armen Mädchen ein wenig Ruhe, sagt sie sich.

Indem meldet Marianne, Gräfin Mühlberg sei unten mit ihrer Gondel, um die Damen abzuholen.

„Geh, Großmütterchen,“ haucht Erika, „geh!“

„Nun ja, ich gehe — aber leg dich nieder, mein Kind, so ...“ Sie führt Erika selbst an ihr Bett. „Wie du zitterst; du hältst dich ja kaum auf den Füßen!“ Dann zieht sie die Vorhänge vor die Fenster, glättet ein letztes Mal das lange Morgenkleid um Erikas Glieder, streichelt ihr die Wange und küßt sie auf die Stirn. Sie steht schon an der Thür, da hört sie's leise hinter sich: „Großmutter!“

Sie wendet sich um. Erika hat sich halb aufgerichtet und blickt ihr nach.

„Was giebt's, Kind?“

Digitized by Google

„Nichts — nur — es ist mir gerade eingefallen, daß ich in der letzten Zeit oft gegen dich war, wie ich's nicht hätte sein sollen. Verzeih mir, Großmutter!"

Die alte Frau schließt das zitternde Mädchen in ihre Arme. „Dumme Liese!" ruft sie, „als ob das überhaupt in Betracht käme, mein Herzchen. Leg dich nur ruhig schlafen, ruh dich aus, damit ich dich mit hellen Augen wiederfinde, wenn ich zurückkomme. Wo ist mein Taschentuch? Ach, hier hast du den Brief Goswyns; wenn du etwas wohler bist, kannst du ihn lesen. Du brauchst dich gar nicht zu fürchten, daß ich dir zu etwas zureden werde, bewahre! Die Zeiten sind vorbei! Aber ich denke, der Brief dürfte dich freuen; in jedem Fall ist es doch etwas, einem durch und durch anständigen Menschen ein so tiefes und warmes Gefühl einzuflößen; und dann wirst du auch einsehen, daß du ihm manchmal unrecht gethan. Adieu, mein Liebling, adieu!"

Ein letztes Mal hat Erika die Hand der alten Frau an ihre Lippen gezogen — jetzt ist die Gräfin fort. Erika ist allein. Sie hat die Thür ihres Zimmers zugeschlossen und sitzt auf ihrem Bett. Der Brief Goswyns liegt aufgeschlagen vor ihr auf ihren Knien, und die Thränen stürzen ihr aus den Augen, rascher, immer rascher auf den vor ihr aufgeschlagenen Brief herab.

Der Brief lautet:

Meine hochverehrte Freundin!

Sind Sie Anfang nächster Woche noch in Venedig und haben Sie nichts dagegen, daß ich mich dann dort einfinde? Ich will durchaus nicht von Ihnen wissen, wie meine Chancen stehen, ich komme in jedem Fall — wenn nicht jede Möglichkeit, endlich das Ziel aller meiner Wünsche zu erreichen, ausgeschlossen, das heißt, wenn die Hand Gräfin Erikas nicht bereits vergeben ist. So, das wäre deutlich, nicht wahr?

Haben Sie es geahnt, oder haben Sie es nicht geahnt, daß in all diesen Jahren, seitdem ich meinen ersten Korb von Gräfin Erika nach Hause getragen, kein Tag vergangen ist, an dem ich ihrer nicht gedacht hätte? In jedem Fall muß Ihnen mein Benehmen Rätsel aufgegeben haben, vielleicht haben Sie mich lächerlicher Empfindlichkeit geziehen. Und lächerliche Empfindlichkeit war auch der eigentliche Grund meiner, wie ich jetzt einsehe, durchaus thörichten, nicht zu rechtfertigenden Handlungsweise — aber nicht etwa die Empfindlichkeit eines abgewiesenen Freiers. Gott bewahre!

Ich hätte Gräfin Erika den Korb, den sie mir gegeben, nie nachgetragen, nein nie, selbst wenn sie mir ihn nicht in einer so liebenswürdigen Art erteilt hätte, daß man an und für sich vor ihr hätte niederknien und sie anbeten mögen dafür — meine Empfindlichkeit hatte andere Ursachen. Jemand, den ich nicht näher bezeichnen will, hatte darauf Anspielungen gemacht, daß ich Gräfin Erikas Geld nachjage. Von da an war's mit meiner Unbefangenheit vorbei. Ich konnte mich nicht mehr entschließen, ihr einen Schritt entgegen zu thun, weil ich, platt ausgedrückt, mir dessen bewußt geworden, daß ich keine genügende Partie für sie war.

Sie finden das kleinlich. Ich finde mich selber kleinlich — so kleinlich, daß ich mir erbärmlich vorkomme und mich jetzt, wo das Hindernis hinweggeräumt ist, einfach frage: bin ich etwa des herrlichen und ungewöhnlichen Mädchens würdiger, seit ich um ein paar Mark jährlich mehr zu verzehren habe?

Mir ist unheimlich zu Mut, so, als ob ich für meinen läppischen Eigensinn gestraft werden sollte. Es war ja vielleicht nie eine Möglichkeit, ihr Herz zu gewinnen, aber eines Versuchs war's wert, und sie hat das Recht, es mir zu verübeln, daß ich in diesen langen Jahren den Versuch nicht gemacht habe. Wenn Ihnen mein langes Trotzen unbegreiflich gewesen sein mag, so werden Sie es hingegen sehr wohl verstehen, warum ich nicht früher nach dem Gräß-

Digitized by Google

lichen, was mich betroffen, in dieser Angelegenheit an Sie schrieb.

Es war zu schrecklich!

Neben meiner aufrichtigen Trauer um den Verstorbenen quält mich noch die Reue, meinen Bruder nicht immer nach dem wirklichen Wert, den er in den letzten Augenblicken seines Lebens bewiesen hat, geschätzt zu haben. Das fürchterliche Unglück zu meiner Freude auszubeuten, widerstrebte mir nun vollends. Ich hätte es nicht über mich bringen können, selbst wenn ich nicht in diesen letzten Wochen so völlig zerschmettert gewesen wäre, daß sich gar keine Lebenslust, kein Fünkchen von einem Wunsch mehr in mir regte.

Gestern begegnete ich Frau von Norbin, die kürzlich von ihrer italienischen Reise zurückgekehrt ist. Sie teilte mir mit, daß Prinz Nimbsch sich in auffälliger Weise um Gräfin Erika bewürbe, vorläufig aber von dieser nicht mit großer Aufmunterung verwöhnt würde.

Die Eifersucht weckte mich sofort aus meiner Betäubung. Und nun frage ich Sie noch einmal: darf ich nach Venedig kommen? Einen Urlaub auszuwirken, sollte mir, falls nicht gänzlich unvorhergesehene Umstände eintreffen, nicht schwer sein. Noch einmal wiederhole ich's: ich frage Sie nicht, ob ich Chancen habe, ich weiß, daß ich vorläufig keine haben kann, aber ich frage Sie nur: darf ich kommen?

Ungeduldig Ihrer Antwort harrend, bleibe ich in treuer Verehrung

G. Sydow.

Sie hatte den Brief bis auf das letzte Wort durchgelesen. Immer rascher flossen ihre Thränen. Jetzt warf sie sich über das Bett und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. Etwas Fürchterliches rüttelte ihr am Herzen, an jedem Nerv; alles in ihr, alles um sie herum schrie: Kehre um, kehre um! — Aber es war zu spät; sie wollte nicht mehr umkehren. Sie war ganz von dem Wahn erfüllt, daß sie im Begriff stand, etwas Erhabenes, Großartiges zu thun.

Es dauerte lange, ehe sie sich aufraffte, ein leises Klopfen an der Thür weckte sie. Marianne war's, die von Gräfin Lenzdorff die Weisung erhalten hatte, nach der Patientin zu sehen.

Erika erhob sich und trat an die Thür. „Ich brauche nichts, Marianne," rief sie, „mir ist besser!"

„Befehlen Comtesse nicht eine Tasse Thee?"

„Nein! Vorläufig nicht — bis später!"

Marianne entfernte sich. Wieder drehte Erika den Schlüssel um. Sie sah auf die Uhr. Fünf! Es war Zeit, ihre letzte Vorbereitung zu treffen.

Sie suchte ihren ganzen Schmuck zusammen, ungewöhnlich schönen Schmuck für ein Mädchen; sie hatte von jeher eine Vorliebe dafür gehabt, und ihre Großmutter hatte ihr nie etwas abzuschlagen vermocht. Ohne auch nur einen sehnsüchtig rückblickenden Gedanken an das Geschmeide zu hängen, ließ sie die Perlen — fünf Schnüre wundervoller gleicher, erbsengroßer milchweißer Perlen mit rosa Schimmer — durch ihre Finger gleiten und schätzte beiläufig ihren Wert ab. Sie legte dazu, was allenfalls noch außerdem einen hohen Preis hatte, und wickelte alles in ein Paket zusammen, das sie zuschnürte und auf das sie schrieb: Für die Armen. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch nieder und begann ihren letzten Willen aufzusetzen. Sie benahm sich wie jemand, der sich zu einem Selbstmord vorbereitet. Nicht einen ihrer zahlreichen bescheidenen Schützlinge vergaß sie. Alle legte sie ihrer Großmutter ans Herz.

Nachdem sie in dieser Richtung die nötigen oder ihr zum mindesten als nötig erscheinenden Bestimmungen getroffen, sagte sie sich, daß sie jetzt einen Abschiedsbrief an ihre Großmutter schreiben müsse.

Es fiel ihr entsetzlich schwer.

Zuerst konnte sie keinen Anfang, dann kein Ende finden zu dem Briefe. Zwei, drei Bogen hatte sie bereits vollgeschrieben und immer kam noch etwas Zärt-

Digitized by Google

licheres dazu. Jetzt erst wurde sie sich klar darüber, was die Großmutter in diesen letzten Jahren für sie gewesen war. Sie erinnerte sich dessen nicht mehr, wie oft die Weltauffassung der alten Philosophin sie verdrossen, wie oft sie sich bis zur Unart dagegen aufgelehnt. Wie schwer ihr der Abschied fiel! Aber an ein Zurücktreten war nicht zu denken.

Und sie schrieb und schrieb.

Endlich schloß sie damit: „Alle anderen werden mit Fingern auf mich deuten — du wirst meine Handlungsweise beklagen, aber schlecht wirst du sie nicht finden, nur thöricht. Arme liebe Großmutter! Und unglücklich wirst du sein über das Leid, das ich willkürlich auf mich genommen habe. Es ist mir gräßlich, daß ich meine Lebensaufgabe, die so deutlich vor mir liegt, nicht erfüllen kann, ohne dir Schmerz zu bereiten. Aber ich darf nicht anders! Eines tröstet mich. Ich weiß, wie großdenkend du bist; du wirst zu wählen haben zwischen der Welt und mir, du wirst die Kraft haben, dich von der Welt zu trennen und dich mir zuzuwenden, und dann wird mir nichts mehr fehlen in meinem neuen Leben, mögen mich die Menschen lästern, wie sie wollen!“

Dreimal hatte Erika den Brief geschlossen, immer wieder öffnete sie ihn, um noch etwas hinzuzufügen.

Endlich mußte sie ihn doch als fertig gelten lassen. Sie steckte ihre genau ausgeführten Verfügungen über ihre zurückgebliebenen Habseligkeiten hinein und siegelte ihn zu. Sie fragte sich, wo sie den Brief niederlegen solle, damit ihn die Großmutter sofort finden möge. Erst wollte sie ihn in das Zimmer der alten Dame tragen, dann überlegte sie sich's. „Nein, wenn die Großmutter zurückkommt, tritt sie an mein Bett, um nach mir zu sehen,“ sagte sie sich, und wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen. „Arme Großmutter!“ Dann küßte sie den Brief lange, zärtlich und legte ihn auf ihr Nachttischchen.

Jetzt fuhr sie sich über die Schläfen. Alles, was geschehen mußte, war geschehen, sie brauchte sich nur anzukleiden und ... Aber eine gräßliche Unruhe befiel sie. Noch einmal setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb. Es ging diesmal langsamer, die Worte kamen nicht so rasch wie in dem Brief an die Großmutter — nein, mühsam, beschwerlich kamen sie, ihr war's, als müsse sie jedes einzelne aus ihrem wunden Herzen herausreißen.

„Mein lieber treuer Freund!“ fing sie an. „Kommen Sie nicht nach Venedig. Wenn Sie diesen Brief in den Händen halten, bin ich aus der Welt, in der Sie leben, gestrichen. Mir wäre es unerträglich, daß Sie von Fremden erfahren sollten, welchen Schritt ich gethan habe, und so schreibe ich Ihnen selbst. Ja, wenn Sie diesen Brief in Händen halten, so werde ich mit allem gebrochen haben, an dem ich sonst hing, und werde mit — einem verheirateten Manne geflohen sein. Wie weh Ihnen zu Mute sein muß, während Sie das lesen! Alles in mir schreit vor Schmerz, wenn ich daran denke!

Sie werden es nicht begreifen — ‚Erika Lenzdorff entflohen mit einem verheirateten Mann!‘ Es klingt unglaublich, nicht wahr?

Sie wissen, daß ich nie leichtsinnig war und nie verdreht — und so dürfen Sie mir glauben, daß die Gründe, welche mich dazu bestimmt haben, diesen schweren Schritt zu thun, zwingender Natur waren.

Es handelt sich darum, die Existenz eines begabten und edlen Menschen zu retten. Sein Seelenleben ist gänzlich zerrüttet, er leidet entsetzlich, und ich habe die Überzeugung gewonnen, daß er zu Grunde gehen müßte ohne mich.

Er hoffte eine Scheidung von seiner Frau zu erreichen. Es war nicht möglich. Ohne zu zögern, habe ich mich entschlossen, ihm frei zu folgen. Mitten durch die Qual, die mir das Brechen mit all meinen bisherigen Lebensgewohn-

Digitized by Google

heiten bereitet, zieht sich ein Gefühl freudiger Begeisterung.

Es ist groß und schön, leiden zu dürfen für einen ungewöhnlichen, edlen und hochbegabten Menschen — schön, sich sagen zu dürfen, das Schicksal hat mich dazu ausersehen, seiner verdunkelten Seele neues Licht zuzuführen. Was ich für meine Person aufgebe, um meine Mission zu erfüllen, kommt bei mir gar nicht in Betracht — was mich aber zu Boden drückt, ist der Gedanke an das Leid, welches ich meiner lieben Großmutter zufüge und Ihnen. Sie wird mir verzeihen, und Sie, mein armer Freund, Sie werden mich vergessen. Ich wollte mir vorlügen, daß das ein Trost ist — aber nein, es ist kein Trost. Von allen Dingen, auf die ich mit meinem alten Leben verzichten muß, ist Ihre Freundschaft dasjenige, von dem ich mich am schwersten trenne.

Goswyn! um Gottes willen beurteilen Sie mich nicht falsch und hart! Was ich thue, thue ich mit der vollsten Überzeugung, das Rechte zu thun. Wenn einmal diese Überzeugung in mir zusammenbricht, dann — Aber so etwas kann ich mir gar nicht ausdenken — es wäre zu schrecklich — ich kann mich nicht irren!

Eine fürchterliche Anwandlung von Feigheit ist mir gekommen, während ich Ihnen schreibe. Alles schwankt um mich herum.

Eine neue schreckliche Angst befällt mich jetzt plötzlich. Werde ich der Aufgabe, die ich auf mich genommen, gewachsen sein? Wird er es auf die Länge der Zeit aushalten, so weltgeschieden mit mir allein zu leben?

Nun, auch auf das will ich gefaßt sein! Wenn sein Gefühl für mich verblaßt, so ist meine Aufgabe erfüllt, er braucht mich nicht mehr. Dann werde ich aus seinem Leben und aus dem Leben überhaupt verschwinden wie eine armselige Kerze, die man auslöscht, wenn die Sonne aufgegangen ist. Ich werde den Mut haben, die Kerze zu verlöschen; es wird eine Kleinigkeit sein im Vergleich zu dem, was ich jetzt thue. O Gott! wie schwer mir's fällt! Goswyn! — Adieu! — Noch eins. Ich sag's Ihnen zum Abschied. Wird's Ihnen süß oder bitter, ein Trost oder ein Schmerz mehr sein in dieser Stunde — ich weiß es nicht; aber ich muß es Ihnen sagen zum Abschied, ich spreche zu Ihnen wie eine Sterbende. Wenn Sie in diesem vergangenen Herbst mir nur ein gutes Wort gegeben hätten, so wär ich jetzt Ihre Frau, und Sie hätten es nicht zu bereuen gehabt! Das ist vorbei. Offenbar hatte das Schicksal mich für etwas anderes ausersehen.

Noch einmal adieu! Leben Sie wohl! Verzeihen Sie mir das Leid, das ich Ihnen zufüge, und denken Sie manchmal an Ihre arme Freundin

Erika Lenzdorff."

— — — — — — — — — — — —

So, jetzt war sie fertig. Sie streifte ihren Schlafrock ab und kleidete sich zur Reise an. Ein schlichtes dunkles Kleid wählte sie, das einfachste in ihrer ganzen Garderobe — das, in dem sie sonst ihre Armenbesuche zu machen pflegte.

Sie sah auf die Uhr — sieben! Noch eine halbe Stunde, dann mußte sie fort. Eine plötzliche Schwäche, ein Schwindel überkam sie. Sie fühlte, daß sie sich nicht würde auf den Füßen halten können, wenn sie nicht eine Stärkung zu sich nähme. Sie klingelte dem Kellner und ließ sich Thee heraufbringen. Mit Anstrengung schluckte sie ihn hinunter, dann schritt sie noch einmal durch die vier Zimmer, die sie mit ihrer Großmutter bewohnt — ein letztes Mal. Eine Uhr schlug. Sie steckte ein bißchen Wäsche in ein Ledertäschchen, setzte einen Strohhut auf und ging.

Es war halb acht, die Domestiken bei der Kuriertafel beschäftigt. Ihr Gehen fiel niemandem auf, obgleich die Stunde ungewöhnlich war. Wie oft hatte man sie so ausgehen sehen in demselben Kleid, ihre Armen zu besuchen!

Eine Strecke ging sie zu Fuß; sie warf den Brief an Goswyn in den ersten Postkasten, den sie fand. Ihr war's, als

Digitized by Google

würfe sie ihr ganzes bisheriges Leben in einen dunklen Schlund, aus dem es nicht mehr zu retten war; dann suchte sie einen Gondelstand. Die Gondel stieß ab mit ihr. Eine offene Gondel war's; sie hatte keine gefunden mit einer Felze, obgleich sie eine gesucht, um sich darin zu verstecken.

Sie war sehr müde; den Blick starr vor sich hingerichtet, lehnte sie sich in die schwarzen Polster.

Der tragische, vernichtende Sinn der Situation war ihr entglitten, sie faßte ihn nicht mehr. Sie wußte nur noch, daß sie eine Reise vor sich hatte. Eine Art Eisenbahnfieber plagte sie. Wenn's nur schon vorüber wäre! — Ssch — Ssch — rauschten die Ruderschläge durch das Wasser, leicht schaukelnd schwebte die Gondel über die Wellen, rascher, immer rascher.

Der grelle Tagesglanz war erloschen, mit unvergleichlich poetischer Schönheit schwebte der erste durchsichtige Schleier der Frühlingsdämmerung über Venedig nieder.

Rechts und links ragten aus dem Wasser die alten Paläste, grau, fast schwarz, einige wuchtig ernst, die anderen von fast märchenhaft phantastischer Bauart; und zwischen diesen Palästen überall, wo sich nur eine Hand breit Platz fand, eine Fülle von üppig wuchernder Blütenpracht: Rosen — Rosen — überall Rosen und Jasmin — und über allem der erste Hauch von Welkheit.

Weiter schwebte die Gondel.

Der Kampf in Erika war ausgekämpft, still und blaß saß sie da mit großen, leuchtenden Augen. Ein Brausen von feierlichen fernen Kirchenglocken schwirrte ihr um die Ohren. Sie war stumpf gegen alles, was hinter ihr lag, und fühlte nichts mehr als die Begeisterung eines jungen Helden, der bereit ist, für eine schöne heilige Sache in den Tod zu gehen.

Rings um sie der Duft des sterbenden Frühlings, und unter ihr das Schluchzen und Schwanken der Wellen.

— — — — — — — — — — — — —

Es mochte etwa um anderthalb Stunden später sein. Die alte Gräfin, welche sich verpflichtet gefühlt hatte, Konstanze Mühlberg zuliebe bei dem Fest zu erscheinen, hatte nicht gefunden, daß ihre Pflicht so weit reichte, sie zu zwingen, demselben bis zu seinem seligen Ende beizuwohnen. Sie war sehr unruhig, konnte die Gedanken von Erika nicht losringen und hatte es endlich dankbar angenommen, als Prinz Nimbsch ihr anbot, sie auf seinem Kutter nach Hause zu befördern, ehe noch der Dampfer den Rest der Gäste Konstanze Mühlbergs nach Venedig zurückbrachte.

Mit der Geschwindigkeit einer fliehenden Schwalbe schoß das kleine Fahrzeug über die Wellen. Prinz Nimbsch, welcher diesmal ausnahmsweise die Führung gänzlich seinen Matrosen überließ, lehnte neben der alten Frau in den grellroten Sammetpolstern seines noch sehr neuen Schiffleins, den rechten Fuß auf dem linken Knie, den Blick in die Ferne gerichtet oder nirgendhin, und machte gutmütige Versuche, sie zu unterhalten, die in den Sand verliefen. Die alte Frau war zerstreut, oder vielmehr konzentrierten sich ihre Gedanken um etwas, das der Prinz nicht erraten konnte: um das plötzlich veränderte Wesen Erikas.

Armer Narr! dachte sie unaufhörlich. Ich war thöricht, ich bin daran schuld; aber wie hätte ich das vermuten können? sie schien so stark, so völlig unempfindlich für derlei. Es ist der Wahn — die Krankheit, die wir alle durchmachen wenigstens einmal im Leben; selbst ich hab sie durchgemacht, habe jetzt freilich Mühe, mich dessen zu erinnern. Es thut weh, sehr weh! Aber sie hat einen tüchtigen Charakter und einen hellen Kopf. Mir ist's doch leid; ich hätte es verhindern können ... wenn ich nur gesehen hätte. Meine arme, stolze Erika! Was soll ich Goswyn schreiben unter den Umständen? — Natürlich, daß er kommen soll. Ich glaube, sie wird sich freuen; im Grunde wird sie sich freuen; ich kann mir nicht denken, daß das sehr tief geht ... aber mir ist doch leid ...

Digitized by Google

Venedig lag bereits vor ihnen, grau und schattenhaft der Abglanz des blassen Sommerhimmels, in dem die Sonne längst untergangen war und die Sterne sich noch nicht zeigten, blauweiß über den Fenstern der dunklen Paläste schimmernd.

Jetzt legten sie an vor dem Hotel. Die Gräfin hob die Augen zu Erikas Zimmer. „Sie ist nicht im Salon," sagte sie sich, „vielleicht schläft sie ein wenig." Prinz Nimbsch eskortierte die alte Dame höflich bis in die lange, niedrige Eintrittshalle, in der wie alle Abende müßige Touristen auf den zwischen Gummi- und Oleanderbäumen angebrachten Tischen saßen und plauderten, gähnten und lachten.

„Sagen Sie Gräfin Erika, wie ledern das Fest war, dank ihrer Abwesenheit," trug der junge Österreicher der alten Frau noch auf zum Abschied, „und wie unendlich wir alle diese Migräne verwünscht haben, die uns um ihre Gesellschaft gebracht hat. Ich werde mir erlauben, morgen nachzufragen; hoffentlich ist die Gräfin dann bereits wohlauf."

Er küßte die Hand der alten Frau, sie nickte ihm freundlich zu. Der Lift schwebte eben zwischen Himmel und Erde; sie hatte nicht die Geduld, sein Herabsinken abzuwarten, sondern ging über die Treppe hinauf in ihre Wohnung. Leise trat sie an Erikas Zimmer heran; der Salon war dunkel, das hatte sie von unten gemerkt; sie drückte die Klinke des Schlafzimmers nieder — auch das war dunkel. Hatte sich die Arme schlafen gelegt? Leise schlich sie sich an Erikas Bett — leise, um sie nicht zu stören. Sie beugte sich über die Kissen; kein Hauch — das Bett war leer.

Die Ahnung von etwas Schrecklichem, Unsagbarem überkam sie sofort. Einen Augenblick verlor sie vollständig den Kopf — ihr schwindelte. Sie wollte schreien, das Haus alarmieren, alle Leute fragen, kurz, gerade das thun, was sie später am heftigsten bedauert hätte; aber die Stimme blieb ihr im Halse stecken. Sie griff mit den Händen nach irgend einem Anhaltspunkt; dabei stieß sie zufälligerweise etwas von dem Nachttisch herab. Durch die graue Sommernacht sah sie etwas Weißes niederflattern auf die Erde, etwas Weißes, das knisterte. Sie bückte sich danach. Es war ein Brief. Sie schöpfte tief Atem; dann drehte sie das elektrische Licht auf und las den Brief. Nachdem sie die ersten Zeilen gelesen, wollte sie ihn, fast blind vor Schmerz, weglegen, weil nichts drinnen stehen konnte, was sie nicht erraten hätte — und endlich las sie ihn doch, las jede Zeile bis zum Schluß, nährte ihren Schmerz mit jedem zärtlichen Abschiedswort der Unglücklichen, Verblendeten.

Nichts von dem, was geschehen war, legte sie dem Mädchen zur Last — alles sich. Sie sagte sich, daß sie Erika ins Unglück hineingejagt, wie sie vor Jahren ihre Schwiegertochter in ihr Unglück hineingejagt. Von beiden hatte sie verlangt, sie möchten sich ruhig in die gänzliche Nüchternheit der Weltordnung hineinfinden — keiner von beiden hatte sie auch nur den Schatten einer idealistischen Lebensauffassung gegönnt. Sie hatte nicht begriffen, daß ihnen dergleichen zu ihrer Existenz nötig sein könne, daß sie, wenn man es ihnen mißgönnte, ihren Idealismus in einer annehmbareren Form zu befriedigen, sich in irgend einen begeisterten und verderblichen Irrtum flüchten würden, um der abstoßenden Bequemlichkeit einer immer nur der kalten Selbstsucht frönenden Existenz zu entfliehen. Das Unglück ihrer Schwiegertochter hatte sie verhältnismäßig wenig berührt — mit dem Glück ihrer Enkelin ging die Sonne für sie unter auf immer.

Sie sah so klar; warum mußte sie auch jetzt noch so klar sehen, jetzt, wo es ihr so weh that?

Für ein Geschöpf wie Erika war es ebenso unmöglich, sich aus dem Kreise seiner sittlichen Anschauungen herausringen zu wollen, als zu versuchen, mit seinen für die Erde konstruierten Lungen auf dem Monde zu atmen.

Es gab ja Frauen, die, durch einen

Digitized by Google

nicht zu beirrenden Eigendünkel gefeit, im stande waren, ruhig die Meinung der Welt herausfordernd, ihre eigenen Wege zu gehen — Frauen, für die der Pranger selbst sich in ein Piedestal verwandelte, sobald sie darauf standen. Aber zu denen gehörte Erika nicht. Ehe die Sterne zum zweitenmal aus dem Himmel schauten, würde sie mit dem Kopf gegen die Wand schlagen; ihr würde die selbstbeschönigende Täuschung fehlen, die dazu gehört, das moralische Deficit zu decken, welches schließlich doch immer bei solchen Veranstaltungen herausschaut. „Ja, ehe die Sterne zum zweitenmal aus dem Himmel herausschauen, wird sie selbst für das begeisterte Opfer, das sie dem Elenden bringt, der sich bereit erklärt hat, es anzunehmen, keinen anderen Namen finden, als ihn die Welt seit Jahrhunderten für dasselbe Opfer findet, wenn es von wertlosen Frauen ohne Begeisterung einem Manne gebracht wird. In ihren eigenen Augen wird sie eine — Gefallene sein."

Die alte Frau sprach's halblaut vor sich hin. Der Schweiß trat ihr auf die Stirn. „Meine Erika, meine stolze, herrliche Erika!" murmelte sie. Sie wußte sehr gut, daß die Gefährlichkeit des sittlichen Falles einer Frau nach der Höhe bemessen wird, von der sie fällt. Und Erika stand sehr hoch.

Noch einmal schlug sie den Brief Erikas auf und las die Stelle nach, in der sie schrieb: „Du wirst zu wählen haben zwischen der Welt und mir. Ich weiß es, du wirst dich mir zuwenden." — Wählen! Als ob da von irgend einer Wahl die Rede hätte sein können! Natürlich war sie bereit, ihr die Arme entgegen zu strecken, für sie zu thun, was sie nur thun konnte auf der Welt — aber was war das?

Und plötzlich stieg ein Bild aus ihrer Seele auf — ein unscheinbares, schreckliches Bild.

In der Abfahrtshalle eines Bahnhofs war's gewesen, da hatte sie mitten unter einer Gruppe von Auswanderern ein armes Weib gesehen mit einem Kind an der Hand, einem Knaben von etwa sechs oder sieben Jahren. Sein Gesicht war von widerlichen Narben entstellt. Alle, die an ihm vorbeigingen, sahen ihn an, einige stießen sich und flüsterten sich etwas ins Ohr; das Kind wurde erst feuerrot, dann zappelte es von einem Fuß auf den anderen, schließlich fing es fürchterlich an zu schluchzen. Da setzte sich die Mutter auf eine Bank und barg das entstellte Gesicht des Kindes in ihren Schoß.

Als die Gräfin um eine Viertelstunde später an derselben Stelle vorbeiging, war das Weib immer noch dort, das Gesicht des Kindes in ihrem Schoß. Starr, scheu und verängstigt saß sie da, aus feindseligen Augen die Menschen anstierend, deren höhnende Neugier ihr Kind gekränkt, mit ihrer rauhen Hand den kurzgeschorenen blonden Kopf des Knaben streichelnd. Der Anblick war der Gräfin durch Mark und Bein gegangen. „Immer wird sie doch nicht da sitzen können, um die Difformität ihres Kindes in ihrem Schoß zu bergen," hatte sie sich gesagt, „früher oder später wird sie das unglückliche Geschöpf doch wieder den Blicken der Menschen preisgeben müssen."

Ihr war's, als könne auch sie für Erika nichts mehr thun, als ihren Kopf in ihren Schoß verstecken, um sie vor der höhnenden Neugier der Welt zu schützen. So sehr hatten sich diese Gedanken ihrer Einbildungskraft bemächtigt, daß ihr's war, als fühle sie die warme Last des armen, gedemütigten Kopfes auf ihrem Knie; sie streckte die Hand aus, um ihn zu streicheln, da erwachte sie zusammenschaudernd wie aus einer Betäubung. „Nein, nicht einmal das wird mir vergönnt sein," sagte sie sich. „Sobald Erika aus ihrem Wahn erwacht, wird sie das Leben von sich werfen. Ja, alles ist zu Ende — alles — alles!"

Marianne kam, nach ihr zu sehen. Sie winkte sie mit der Hand ab, ohne ein Wort. Sie dachte nicht daran, einen Vorwand für Erikas Ausbleiben zu erfinden, sie saß da, starr, schweigend, und blickte in die Zukunft. Ihr war's, als

Digitized by Google

ob ein ungeheurer Jammer die ganze Welt verschlungen habe und sie allein übriggeblieben sei, um diesen Jammer mit anzusehen — den Jammer, an dem sie schuld war.

— — — — — — — — — — — —

Lozoncyi war auf den Bahnhof hinausgefahren.

Bis zum letzten Moment hatte er gezögert, eingeschüchtert von den Schwierigkeiten seines Unternehmens, von einer unglaublichen Aufregung hin und her gezerrt. Seine Frau hatte ihm beobachtend aufgelauert, immer lächelnd, spöttelnd, amüsant entgegenkommend, ohne Zudringlichkeit. Ihm war's, als ob sie etwas im Schilde führte. Ein träges, erniedrigendes Gefühl zog ihn zu ihr, aber immer wieder raffte er sich auf, und endlich siegte die Leidenschaft zu Erika doch über alles; denn diese Leidenschaft existierte bei ihm noch immer, aber es war eine unglaublich kleine Leidenschaft geworden. Alle Poesie war davon heruntergewelkt. Die ganze veredelte Weltauffassung, die ihn in den letzten Wochen aus sich selbst herausgehoben, war verweht wie ein Rausch, von dem nichts übrig geblieben ist als ein wahnsinnig quälender Durst. Wird sie kommen? hatte er sich mit unruhig zitternden Nerven gefragt, während er aus der Gondel herausgesprungen war und, kaum daß er die Billets gelöst, sich unruhig umgesehen hatte.

Eigentlich hatte er erwartet, sie würde vor ihm da sein — er fühlte sich enttäuscht, daß sie noch nicht angelangt war. Er trat auf die in den Kanal hinausführenden Stufen vor dem Bahnhof hinaus und spähte hin über das leuchtende grüne Wasser. Von jeder Gondel, die kam, sagte er sich: das ist sie. Aber nein, sie kam nicht.

Das erste Läuten schlug an seine Ohren. Er ging auf die Plattform hinaus; er hatte das Fieber in den Adern. Als er fest davon überzeugt gewesen war, daß sie kommen würde, war ihm die Sache verhältnismäßig gleichgültig erschienen. Jetzt aber kannte seine Sehnsucht nach ihr keine Grenzen mehr. Wo er eine vornehme verschleierte Frauengestalt in der Ferne sah, ging er auf sie zu.

Glücklicherweise begegnete er keinem einzigen Bekannten; überhaupt war der Zug dürftig besetzt.

Das zweite Läuten schrillte durch die Halle. Die wenigen Passagiere hatten sich in die Coupés verfügt, die Träger schoben bereits das Handgepäck hinein. Die Schaffner schlossen die Coupés; die Abreisenden standen an den Fenstern der Wagen und reichten denen, die sie begleitet, ein letztes Mal die Hände oder winkten ihnen Abschiedsgrüße zu.

Das dritte Läuten ... ein schriller Pfiff ... stöhnend und pustend dampfte der Zug ab. Sie war nicht gekommen!

Eine maßlose Enttäuschung rüttelte an ihm — eine Enttäuschung, in die sich ein großer Zorn mischte und die bis zum nervös physischen Schmerz sich steigerte. „Sie hat den Mut verloren, im letzten Moment hat sie den Mut verloren!“ sagte er sich. Dann zauberte ihm seine Einbildungskraft noch einmal ihre geliebte Gestalt, ihr blasses, begeistertes Gesichtchen vor die Seele. Mitten durch die rasende, heiß pulsierende Leidenschaft zog sich etwas von der gerührten Zärtlichkeit, die sonst das hauptsächlichste Element in seinem Empfinden für sie ausgemacht. „Nein,“ sagte er sich, „selbst wenn sie den Mut verloren hätte, wäre sie doch gekommen; sie ist keine, die ihr Wort zurücknimmt. Im letzten Augenblick muß sie verhindert worden sein. Vielleicht kommt sie mit dem nächsten Zug; es war ja anfangs zwischen uns die Rede von dem Halb-zehn-Uhr-Zug.“ Und er wartete.

Er wartete den nächsten Zug ab, aber irgend etwas sagte ihm, daß er vergeblich warte. Alle poetischen Erinnerungen an sie verblaßten, ein wahnsinniger Zorn gegen sie bemächtigte sich seiner. Er wußte nicht mehr, daß er selbst einen Augenblick gezögert hatte. Er konnte einfach nicht Worte genug finden, um sie zu schmähen. Er für sein Teil hätte ebenso leicht daran gedacht, die Leuchter vom Hauptaltar der

Digitized by Google

Markuskirche zu stehlen, als Erika zu entführen; sie war allein an allem schuld. Sie hatte ihn herausgeredet aus seiner Ruhe, fast mit Gewalt, ihre Begeisterung hatte alle Schranken niedergerissen zwischen ihr und ihm — und jetzt, jetzt war sie einfach feig. Wahrlich, es lohnte sich nicht, ein Stück so herrlich in Scene zu setzen, das doch nie zur Ausführung gelangen sollte! Wie dumm war er gewesen, nur einen Augenblick zu glauben, daß es möglich sein könnte, es aufzuführen; er hätte es doch wissen müssen, daß es im letzten Moment von der Censur gestrichen werden würde! Mitten in seinem Zorn kam ihm eine starre Stumpfheit. Der zweite Zug fuhr ab. Er verließ den Bahnhof. Es war alles eine Fata Morgana gewesen, die ihn vorwärts gelockt; er lachte jetzt darüber, daß er sie ernst genommen; er fragte sich danach, was er nun mit sich anfangen sollte. Er ließ sich irgendwohin ans Ufer rudern. Dann stapfte er ziellos durch die engen Gassen, und endlich entschloß er sich, nach Hause zu gehen.

Es mochte gegen zehn Uhr sein, als er den Schlüssel in die malachitgrüne Thür zu seiner Wohnung steckte und quer durch den kalten Gang in das Gärtchen trat. Der Mond stand jetzt bereits am Himmel, das Buschwerk des Gärtleins warf pechschwarze Schatten zwischen das bläulich weißliche Licht, das die Wege und Rasenplätze überschimmerte. Die Luft war warm, alle Wege waren mit abgefallenen Rosenblättern bestreut, der Frühling hatte sein Gewand abgestreift, eine durstige Müdigkeit lag über allem.

Lozoncyis Mund war trocken, rote Punkte flimmerten ihm vor den Augen. Den Kopf tief vorgebeugt, ging er auf das Atelier zu, wo ihr Porträt stand. Da hörte er hinter sich einen leisen Schritt. Er wendete sich um — wie festgerammelt im Boden blieb er stehen.

„Erika!"

Sie kam auf ihn zu, sehr blaß, mit großen, traurigen Augen; sie trug ein einfaches schwarzes Kleid, ihr Kopf war bloß, ihr goldenes Haar schimmerte im Mondschein.

„Erika!" rief er heiser, ohne ihr einen Schritt entgegen zu machen. Er hielt sie für ein Wahnbild, das seine Sehnsucht in die Nacht gezaubert. Aber immer näher kam sie auf ihn zu; jetzt fühlte er die Wärme ihres jungen Lebens neben sich. „Also sind Sie's wirklich?" murmelte er. „Ich dachte, es sei ein Trugbild, das mich foppt. Was thun Sie hier?"

„Kein Wunder, daß Sie fragen," antwortete sie ihm mit ihrer weichen Stimme, aus der ein unaussprechliches Mitleid herausklang. „Ich bin gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen."

„Abschied!" stieß er hervor. „Sie kommen zu mir mitten in der Nacht, um Abschied von mir zu nehmen ..." Die Sprache versagte ihm. Alles drehte sich um ihn herum; sein Begriffsvermögen blieb einfach stehen. „Erika! meine Erika!" murmelte er.

Er trat knapp an sie heran und streckte die Arme nach ihr aus; sie wich vor ihm zurück.

„Es ist alles zu Ende zwischen uns," sagte sie matt, „es kann nicht sein."

Er zuckte zusammen; sie merkte es, wie er aschfahl wurde in dem grellen Mondschein.

„Zu Ende?" stieß er hervor. „Das ist nicht möglich, Erika! Was soll das? Haben Sie mir nicht meine Selbstbeherrschung genommen und wollen mich nun im letzten Moment im Stich lassen? Ich kann's nicht von Ihnen glauben, Erika!" Es war ein leidenschaftliches Flehen in seiner Stimme. Die Nacht war lau und duftig. Wieder streckte er den Arm nach ihr aus — sehr sanft, aber bestimmt wies sie ihn ab.

„Lassen Sie mich," bat sie. „Es ist etwas Schreckliches geschehen — ich muß es Ihnen sagen so schnell als möglich — aber ich halte mich nicht mehr auf den Füßen!" Zitternd vor Aufregung und Müdigkeit legte sie die Hand auf den Ast eines rosendurchwucherten Maulbeerbaumes, um sich zu stützen, und wie sie

Digitized by Google

es that, schauderte der Baum, und eine Wolke von weißen Blüten sank zur Erde nieder. Alles um sie herum welkte! Wie schwül die Nacht war!

Sie setzte sich auf die Bank unter dem Maulbeerbaum, über ihr der dunkle Nachthimmel mit dem Mond und glitzernden Sternen, zu ihren Füßen das welke Blütenkleid des Frühlings.

Dann begann sie ihren Bericht. „Ich war auf dem Wege zur Bahn. Ich wäre pünktlich gewesen, wer weiß, vielleicht hätte ich mich früher eingefunden als Sie. Ich war überzeugt davon, daß ich recht thäte; ich war nach meiner Überzeugung alles zu thun im stande. Der Weg zur Bahn führt an Ihrem Hause vorüber. Meine Gondel hatte die Brücke, die sich über diesen Kanal spannt, noch nicht erreicht, als ich das Wasser aufrauschen hörte. Eine Frau hatte sich von der Brücke ins Wasser gestürzt. Ich war außer mir, Sie können sich das vorstellen. Augenblicklich schoß mir's durch den Kopf, daß es Ihre Frau gewesen sein könne. Ich flehte meinen Gondolier an, sie zu retten. Er rettete sie. — Es war wirklich Ihre Frau, und ich sagte mir, daß ich sie in den Tod gejagt. Sie lag da zu meinen Füßen in der Gondel, mit Schlamm und Algen bedeckt — schrecklich! Ich brachte sie nach Hause. Wir schleppten sie die Treppe hinauf mit der Lukrezia, und dann riefen wir sie in das Leben zurück. Das gelang uns verhältnismäßig leicht; aber kaum hatte sie die Augen aufgeschlagen, so verzerrten sich ihre Züge, sie rang röchelnd nach Atem — es war ein Brustkrampf ... Wir brachten sie zu Bett. Ich schickte Lukrezia nach dem Arzt, indes ich bei der Kranken blieb. Lukrezia kam lange nicht, und als sie kam, brachte sie keinen Arzt. Die Unglückliche schien besser, sie war ruhiger geworden; ich wollte mich entfernen. Da hörte ich Sie unten in dem Hausflur. Erst hatte ich gedacht, es sei der Doktor, dann erkannte ich Ihren Schritt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. Verzeihen Sie mir — und leben Sie wohl!" Sie hatte sich von der Bank erhoben und streckte ihm die Hand entgegen; ihre Augen standen voll Thränen.

Er nahm ihre Hand nicht. „Und das ist alles, und daraufhin wollen Sie sich von mir lossagen?" rief er heftig. „Aber das ist ja kein Grund, nicht der geringste; die Teufelin da oben hat Ihnen eine Komödie vorgespielt, nichts weiter! Merken Sie denn das nicht? Sie hatte unser Vorhaben erraten, sie hat Ihnen aufgelauert ... sie hatte gar nicht die Absicht, sich das Leben zu nehmen!"

„Ich weiß nicht" — Erika legte die Hand an die Stirn — „vielleicht hatte sie nur die Absicht, mich zu verhindern, zur rechten Zeit auf die Bahn zu kommen. Es ist ja möglich, aber es sah schrecklich aus; der Kanal war tief an der Stelle, sie hätte immerhin mit dem Leben büßen können für ihren Versuch. Und wie hätt ich dann weiter existieren sollen! Nein! — während ich dort oben neben ihrem Bett saß, fiel mir's plötzlich wie ein Schleier von den Augen — ein Schleier, der meine Handlungsweise verschönert hatte. Ich sah ein, daß ich beim besten Willen nur Schaden angerichtet hätte. Mein Leben zu geben für Sie, dazu war ich bereit — dazu bin ich noch immer bereit; aber das Leben anderer mitzuopfern, die mir und Ihnen nahe stehen, das kann ich nicht — ich bring's nicht über das Herz — ich kann nicht, ich kann nicht! Ich hätte Sie nicht aus Ihrer Ruhe wecken, ich hätte Ihnen die Kraft der Entsagung nicht rauben sollen — ich weiß es. Wenn Sie wüßten, wie bitter ich mir's zum Vorwurf mache, wie gräßlich mir's ist, Sie leiden zu sehen! Mein armer Freund! Ich bitte Ihnen ja von ganzem Herzen ab!" Sie nahm seine Hand und drückte sie demütig an ihre Lippen.

Die Nacht wurde immer schwüler und drückender, aus der Erde, aus den Pflanzen, aus den welken Blüten auf dem Boden, aus dem Leben, das sich ans Licht drängte, und aus dem, das der Verwesung

Digitized by Google

entgegen schauerte, drang ein betäubender Duft.

Bis dahin hatte Lozonczi stumm dagestanden, den Kopf tief gesenkt. Als ihre Lippen seine Hand berührten, sah er auf.

„Leben Sie wohl!“ murmelte sie leise.

Er wiederholte: „Leben Sie wohl!“ — Dann plötzlich setzte er hinzu: „Wollen Sie nicht noch einen Blick in das Atelier werfen zum Abschied? — einen letzten Blick?“

Es fiel ihr nicht ein, seine Aufforderung sonderbar zu finden. Er ging ihr voran, sie folgte ihm. Sie kannte sich nicht mehr vor Mitleid; ans Kreuz hätte sie sich schlagen lassen, um ihm seinen Schmerz abzunehmen — den Schmerz, den sie verschuldet hatte.

Jetzt hatten sie das Atelier erreicht. Der Mondschein drang herein, ringsum flimmerte es magisch wie der leuchtende Schutt eines zerfallenen Lustschlosses, und mitten durch das magische Leuchten und Flimmern sah man die Gestalt der „blinden Liebe“, die mit durstendem Blick ihrem Ziele zustrebt — in den Sumpf hinein.

Aus dem Garten drang der betäubende Blumenduft, und von fern, fern schwebte es herüber nur wie ein Seufzer lockender Sehnsucht, das Lied der Nachtsänger von Venedig.

Traurig sah Erika sich um. „Es war schön!“ murmelte sie. „Ich danke Ihnen für alles! Adieu!“

Sie streckte ihm ihre beiden Hände entgegen; fast hätte sie ihm zum Abschied ihre Lippen gereicht in ihrem verzweifelnden Mitleid.

Da nahm er ihre Hände in die seinen und beugte sich über sie. „Es ist vielleicht besser, daß es so gekommen ist,“ murmelte er, und seine Stimme klang fieberhaft erregt und dabei einschmeichelnd zärtlich wie noch nie. „Das Opfer, das Sie mir bringen wollten, war zu groß, ich hätte es nie annehmen dürfen von Ihnen. Und Sie haben recht, wir müssen unsere Umgebung schonen, es geht nicht anders. Aber um des Himmels willen lassen Sie mich nicht ganz verschmachten, nicht zu Grunde gehen!“

Sie sah ihn aus ihren großen Augen an — sie begriff nicht. Was konnte sie denn unter den Umständen noch für ihn thun — was denn?

Er küßte ihre Hände eine nach der anderen; ohne daß sie es merkte, hatte er sie näher herangezogen an sich. Die Mattigkeit in ihren Gliedern wurde stärker. Sein Atem war kurz und heiß; dann sagte er leise, ganz leise: „Sie müssen heute noch zu Ihrer Großmutter zurückkehren, ich weiß es. Ihr Leben können Sie mir nicht widmen, aber — O Erika! unsere ganze Existenz besteht aus ein paar aneinander gereihten Augenblicken! Gönnen Sie mir hier und da einen Augenblick des Glücks! Sie werden nicht ärmer werden dadurch, und mich ... mich werden Sie wie einen König reich machen! Die Welt soll nie etwas davon erfahren — kein Schatten wird auf Sie fallen — verlassen Sie sich ...“

Endlich verstand sie. Sie riß ihre Hände aus den seinen, ein heiserer, ächzend kläglicher Wehlaut entfuhr ihren Lippen. Ohne ein Wort wendete sie sich von ihm ab und floh an dem im Mondschein schimmernden Faun vorbei über die welken Blüten hinweg quer durch den schwülen Duft des Gärtleins, durch den langen kalten Gang des Hauses, ohne einmal Atem zu schöpfen, bis die grüne Hausthür mit dem Löwenkopf hinter ihr ins Schloß gefallen war. Hinter sich hörte sie's heiser, verzweifelnd: „Erika! Erika!“

Aber sie horchte nicht mehr, die Illusion war zerstört, ihr graute vor ihm.

Einen Augenblick stand sie ratlos an dem schmalen Uferdamm. Ihr Gondolier hatte sie natürlich längst im Stich gelassen; wenig Lust mochte er verspürt haben, in seinen nassen Kleidern auf sie zu warten. Es war spät, und sie war allein.

Rings um sie das gespenstische Mondlicht und das dunkle, klagende Wasser. Sie fürchtete sich nicht — was hätte sie noch fürchten sollen, nachdem die Welt in Trümmer gegangen war für sie!

Digitized by Google

Sie suchte den Weg nach Hause im Zickzack über Brücken an schmalen Uferdämmen entlang, durch schmale, entlegene Gassen. Immer weiter ging sie, den Kopf vorgeneigt. Daß sie jemand treffen könnte, so allein dahinwandelnd, mitten in der Nacht, mit bloßem Kopf — ihren Hut hatte sie in dem Zimmer der Kranken gelassen —, fiel ihr nicht ein. An ihren Ruf zu denken, war ihr die ganzen schrecklichen Stunden hindurch nicht ein einziges Mal eingefallen. Sie ging und ging. Plötzlich durchklang's die Nacht: „Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie, toi qui n'as pas d'amour! Comment vis tu ...“

In dem schmalen Kanal, über den eine Brücke führte, glitt die lichtumflackerte Sängerbarke hin, auf sie zu. Von der Brücke herab sah sie dieselbe nah, ganz nah, die Sängerin eine fahle, hohlwangige alte Person, die Männer abgerissen.

War das dasselbe leuchtende Phantom, das sie den ganzen Frühling hindurch an sich gelockt hatte?

Die elenden Kerzen brannten tief, eine von den grellen Papierhülsen fing Feuer. Die Barke glitt unter die Brücke ein. Als sie an der anderen Seite herauskam, waren die Lichter verlöscht und die Sänger verstummt. Traurig sah man sie hinziehen wie einen schwarzen, formlosen Fleck im Mondlicht.

Kurz darauf fand Erika eine Gondel, die sie ins Hotel brachte.

— — — — — — — — — — —

Infolge großen Zustroms neuer Gäste war das Hotel hell erleuchtet, alle Thüren offen, und Erika konnte deshalb fast unbemerkt die Treppen hinaufgehen.

„Vielleicht ist die Großmutter noch nicht nach Hause zurückgekehrt, vielleicht wird es mir gelingen, den Brief zu vernichten, ehe sie ihn gelesen hat,“ sagte sie sich. Sie ging sofort auf ihr Schlafzimmer zu; durch die angelehnte Thür drang Licht. Es war zu spät. Sie riß die Thür auf ... dort neben dem Bett saß die Großmutter in einem Lehnstuhl, gerade und steif, mit weit offenen Augen in einem totenblassen Gesicht, in das der Schmerz dieser letzten Stunden tiefere Furchen gegraben als alle anderen Erfahrungen ihres mehr denn siebzigjährigen Lebens.

Ein heiserer Laut entfuhr ihren Lippen, als sie die ernste, traurige Erscheinung in dem Rahmen der Thür erblickte. Sich halb von ihrem Sitz erhebend, die Hände auf die Seiten des Lehnstuhls gestützt, starrte sie das Mädchen wie eine aus dem Grabe auferstandene Leiche an. Alles an ihr, jedes Fältchen ihres Kleides, zitterte. „Erika!“ stammelte sie halblaut. „E—ri—ka!“ Elend, mühsam fiel der Name von ihren Lippen, fast als ob sie vom Schlage gelähmt gewesen wäre. Sie versuchte dem Mädchen entgegenzugehen und konnte nicht. Erika eilte zu ihr, so weit trugen sie ihre Kräfte; dann brach sie zu Füßen der alten Frau zusammen und legte ihren Kopf auf ihre Knie.

Sie konnten zu Anfang beide nicht sprechen. Die alte Frau fuhr dem jungen Geschöpf nur leise über das Haar mit ihrer zarten Hand, die plötzlich wärmer geworden war als sonst. Das Mädchen schluchzte. Nach einem Weilchen beugte sich die Großmutter etwas nieder: „Erika,“ murmelte sie, „nur das eine ... Was hat dich denn gerettet? Wo kommst du her?“

Erika hob den Kopf; halblaut, mit heiserer, dünner Stimme erzählte sie der Großmutter alles bis zu dem Punkte, wo sie in den Garten herabgestiegen war, um von Lozoncyi Abschied zu nehmen. Da stockte sie ...

Die Großmutter wartete atemlos, ihr Herz schlug heftig; sie hatte nicht den Mut, Erika zum Weiterreden zu drängen.

Endlich hob Erika von neuem an: „Ich hatte mich überhoben; ich hatte mehr thun wollen für ihn, als irgend eine andere je gethan; ich wollte ihn emportragen zu den Sternen. Und er ... ihm war's zu mühsam — er hatte keine Lust dazu, er wollte mich nur herunterzerren in die Pfütze, aus der ich ihn retten zu können geglaubt hatte. Und ... als ich das endlich begriffen hatte ...“ Ein heftiges

Digitized by Google

Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper, sie konnte nicht weiter reden.

Die Großmutter hatte verstanden — alles! Sie sprach kein Wort, sondern streichelte nur leise den armen jungen Kopf in ihrem Schoß. Nach einem Weilchen redete sie Erika zu, sich niederzulegen, half ihr sich auskleiden, und glättete das Kopfkissen, in welchem Erika nun ihr von Thränen überströmtes Gesicht verbarg.

Sie saß neben Erikas Bett, bis diese vor Müdigkeit — der bleiernen Müdigkeit, welche auf eine große Nervenerschütterung folgt — einschlief. Sie saß neben ihrem Bett die ganze Nacht, bis tief in den Morgen hinein, regungslos, den stolzen Kopf gesenkt, die breiten Schultern gebeugt.

Es mochte etwa neun Uhr sein, da öffnete Marianne leise die Thür von Erikas Schlafzimmer. Erika schlug die Augen auf; sie hatte alles vergessen.

Da fiel ihr Blick auf eine kleine, schwarze Reisetasche, die Marianne in der Hand hielt.

„Ich bitte, Excellenz, ein Gondolier hat die Tasche gebracht," erklärte die Zofe. „Er sagt, die Comtesse habe sie in der Gondel vergessen, gestern nach dem Unglück — nämlich nach dem Schrecken, wollte ich sagen; er hat mir erzählt ... Die arme Comtesse, daß sie gerade hat zu so etwas kommen müssen! Aber es war ja auch wieder ein Glück, weil dadurch die fremde Frau gerettet worden ist. Der Gondolier verlangt die hundert Lire, die ihm die Comtesse versprochen dafür, daß er die Frau aus dem Wasser gezogen."

Die Großmutter schöpfte tief Atem.

„Ist die Comtesse krank?" fragte die treue Marianne mitleidig, indem sie die Augen besorgt auf das Gesicht des jungen Mädchens heftete, dem das Fieber auf den Wangen brannte.

„Nur etwas angegriffen nach der Aufregung," sagte Gräfin Lenzdorff, die indes das Geld geholt hatte und es nun Marianne einhändigte.

„Kein Wunder! Arme Comtesse!" murmelte die Zofe mitleidig und zog sich zurück.

Und matt und elend schloß Erika von neuem die Augen. Als sie sich nach einem Weilchen nach der Großmutter umsah, saß diese an ihrem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt und mit der Feder unschlüssig Linien in ein Löschblatt zeichnend, während das weiße Briefpapier vor ihr leer blieb.

„An wen schreibst du, Großmutter?" fragte Erika.

„Ich wollte an Goswyn schreiben," erwiderte die alte Gräfin halblaut. „Ich kann ihn ja nicht ohne Antwort lassen, und ... ich weiß nicht recht ..." Sie stockte.

Erika fuhr's wie ein Blitz durch die Glieder — die Erinnerung des Briefes, den sie gestern an Goswyn abgeschickt. Sie hatte ihn vergessen.

„Ich muß ihm natürlich schreiben, daß er nicht kommen soll," sagte die Großmutter.

Erika schöpfte tief Atem — stockte. Mußte sie auch noch das der Großmutter anthun! Endlich brachte sie's heraus: „Er wird nicht kommen!" stammelte sie kaum hörbar. „Er ..."

Von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, sah sich die Großmutter um. Erika lag mit dem Kopf gegen die Wand.

„Nun?" rief die Großmutter kurz.

„Ich hab ihm gestern geschrieben," erwiderte Erika, jedes Wort mühsam hervorstoßend — „geschrieben, was ich vorhatte. Ich sagte mir, daß er es ja doch erfahren würde, früher oder später, und da ... da wollte ich, er möge es wenigstens auf die Art erfahren, die ihm am wenigsten weh thäte."

„Erika!" stieß die alte Frau hervor, „Erika!"

Aber Erika lag still, den Kopf gegen die Wand. Nach einem Weilchen murmelte sie kaum hörbar: „Großmutter — ich bitte dich — schreib ihm, daß ..." — sie barg das Gesicht in ihre Kissen — „daß ... O Großmutter! ... schreib

Digitized by Google

ihm ... daß er mich nicht zu verachten braucht!“

Die Großmutter blieb stumm. Alles war still in dem Zimmer, totenstill, nicht einmal das Ticken von Erikas Taschenuhr hörte man, denn die Uhr war stehen geblieben.

Plötzlich hörte Erika einen eigentümlichen, schwachen, wimmernden Laut. Sie sah sich um. Die Großmutter hielt sich beide Hände vors Gesicht und weinte.

Es war das erste Mal, seit Erika sie kannte, daß sie die alte Frau hatte weinen gesehen.

— — — — — — — — — — —

Als Goswyn Erikas armen, gequälten, überspannten und durch und durch rührenden Brief erhalten hatte, war er halb wahnsinnig gewesen. Erikas Bekenntnis hatte nichts in ihm wachgerufen als irrsinniges Mitleid, das hastig drängend irgend einen Ausweg suchte. Er hätte ihr nacheilen, sie einholen, sie um Gottes willen vor dem Schmerz bewahren wollen, den sie in ihrer Verblendung willkürlich auf sich nahm. Einholen konnte er sie nicht mehr, sagte er sich, dazu war es zu spät, aber nacheilen hätte er ihr doch mögen, sie an seine Brust schließen und in seinen Armen bergen vor den fürchterlichen Qualen, denen sie sich ausgesetzt. Er hätte seine Uniform, seinen Namen, alles preisgegeben, um sie zu schützen und zu trösten. Nicht einmal Eifersucht fühlte er momentan — nichts als Mitleid. Und plötzlich erinnerte er sich seines Bruders, erinnerte sich dessen, wie er dem armen, zerschlagenen Mann, der sich schmerzensblind, unsicher herumtappend, in seinem Unglück nicht zurecht finden konnte, zugerufen hatte: „Verzeih!“ — kalt, fast höhnend, von seiner durch nichts zu erschütternden sittlichen Überlegenheit herab. Beunruhigt hatte ihn diese Erinnerung oft; heute traf sie ihn wie ein Peitschenhieb. Wie hart, wie wenig teilnahmsvoll er damals gewesen war! Den Makel, welcher der Familienehre zugefügt worden, hatte er empfunden; den Schmerz, der den Bruder getroffen, fast nicht.

„Verzeih, wenn du's im stande bist — verzeih!“

Er hörte sich die Worte sprechen, ruhig, aufreizend, er hätte den Bruder aus dem Grab reißen mögen, um sie ihm abzubitten!

Mein Gott! Was hätte er Erika nicht verziehen!

Natürlich regte sich in ihm sofort der Gedanke, daß es ein Unrecht an Erika sei, ihre Verirrung mit der Sünde Dorothees in einem Namen zu nennen. In seinen Augen war das etwas ganz anderes; in den Augen der Welt aber war es dasselbe, oder vielmehr wäre der Fall Erikas der Welt als der unverzeihlichere von beiden erschienen. Und Goswyn hatte bisher sehr viel auf die Meinung der Welt gegeben und sich an dem Bewußtsein gefreut, hoch in der Achtung seiner Mitmenschen zu stehen. Jetzt war ihm das alles gleichgültig; mochte die ganze Welt ihn auslachen, er würde ihr doch nachrennen, sobald sie seines Trostes bedürfte.

Dann entfaltete er noch einmal das arme, in seiner heißen Hand zerknitterte Briefchen. Er hatte es bis dahin noch nicht einmal zu Ende gelesen — jetzt las er es durch bis zum Schluß. „Dann werd ich aus seinem Leben, aus dem Leben überhaupt verschwinden,“ las er, „wie eine armselige Kerze, die man auslöscht, wenn die Sonne aufgegangen ist. Ich werde den Mut haben, die Kerze zu verlöschen; es ist eine Kleinigkeit gegen das, was ich jetzt thue!“ Und noch weiter las er: „Wenn Sie in diesem vergangenen Herbst mir nur ein gutes Wort gegeben hätten ...“

Was ihn da überfiel! ... eine Ohnmacht war's nicht. Menschen wie Goswyn von Sydow werden nicht ohnmächtig; aber es wurde plötzlich schwarz in seiner Seele und um ihn herum, seine Glieder wurden schwer und kalt, ihm war's, als ob seine innere Lebensthätigkeit erstarrt sei.

Um vierundzwanzig Stunden später kam der Brief der alten Gräfin, und da

Digitized by Google

ereignete sich etwas Sonderbares. Natürlich empfand er beim Lesen desselben eine ungeheure Erleichterung, aber diese Erleichterung schwemmte das Mitleid, welches er für Erika empfunden, mit sich fort. Sie war gerettet, ja — er freute sich darüber, daß sie gerettet war, aber — sie war plötzlich klein geworden in seinen Augen. Er, der ihr alles verziehen hätte, um der tragischen Konsequenzen willen, die ihr verhängnisvoller Schritt hinter sich gezogen, nahm ihr jetzt, da der verhängnisvolle Schritt samt den tragischen Konsequenzen unterblieben war, bitter übel, daß sie je daran hatte denken können, diesen Schritt zu thun. Er war wie eine Mutter, die, solange sie ihr Kind ertrunken glaubt, kein Maß kennt in ihrer verzweifelnden Zärtlichkeit; sobald sie es aber gerettet weiß, sich vor Zorn schüttelt über die eigenwillige Unvorsichtigkeit, welche es an den Rand des Verderbens gebracht. Dazu kam noch, daß der Brief der armen Gräfin Lenzdorff ganz verfehlt, an der Taktlosigkeit litt, welche bei dieser ungewöhnlichen und sympathischen Frau leider mit ihrem scharfen Verstand häufig Hand in Hand ging. Es war übrigens schwer für die Großmutter, Goswyn brieflich klar zu machen, was Erika im letzten Moment vor dem Gräßlichsten bewahrt. Erika selbst hätte es vielleicht getroffen in ihrer rührenden Naivetät und erbarmungslosen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst — die Großmutter vermochte es nicht.

Sie nahm sich zu viel Mühe, Erika zu entschuldigen, ihre beabsichtigte Thorheit als etwas hinzustellen, was Erika in einem Moment akuter Überspanntheit unternommen, auf keinen Fall aber durchgeführt hätte. Sie sei umgekehrt, nachdem sie auf dem Wege zur Bahn die Gattin Lozoncyis vor einem Selbstmordversuch gerettet, erklärte sie ihm.

Dann folgten noch mehrere Seiten Teilnahme an seiner Enttäuschung — Selbstanklagen, nochmalige Entschuldigungen und ängstliche Beschönigungen der momentanen Unzurechnungsfähigkeit Erikas, ja, schließlich die verschämt geäußerte Hoffnung, es würde alles noch gut werden. Das war unter den Umständen eine starke Zumutung.

Im höchsten Maße aufgeregt, wie er es war, bedachte er nicht, daß der Brief von einer völlig zu Boden geschmetterten, sehr alten Frau herrührte, die unter dem auf sie einstürmenden Eindruck den Kopf verloren hatte und infolgedessen Dummheiten schrieb.

Wütend setzte er sich an seinen Schreibtisch, um ein paar höfliche Zeilen zu antworten, die vor allem anderen den Zweck haben sollten, irgend jemandem recht weh zu thun und ihn am Weltall im allgemeinen für die Qualen der verflossenen vierundzwanzig Stunden zu rächen; dann errötete er vor sich selbst über seine Rohheit, schämte sich, nahm sich vor, einfach freundschaftlich und zurückhaltend zu schreiben, tauchte die Feder ein und konnte keine Worte finden. Was war da noch zu schreiben?

Er entschloß sich, die Sache schweigend zu den Akten zu legen.

An Erika war nicht mehr zu denken. Mochte sie hundertmal durch einen ihr freundlich gesinnten Zufall vor dem Äußersten bewahrt worden sein — die Sache blieb sich gleich. Immerhin gehörte ihr Herz einem anderen, einem verheirateten Mann, für welchen sie bereit gewesen, etwas zu thun, was nicht zu entschuldigen war.

Nachdem er sich dies deutlich bewiesen, hatte er sich vorgenommen, das Leben ruhig und vernünftig wieder aufzunehmen, als ob es auf der weiten Welt gar keine Erika Lenzdorff gäbe oder je gegeben habe.

Aber die Resultate seiner Anstrengungen in dieser Richtung waren unerfreulich. Sich Erikas Bild immer wieder zu vergegenwärtigen, allerhand reizende Luftschlösser um sie herumzubauen, sich mit dem Rätsel ihrer ungewöhnlichen Individualität, die ihn trotz ihrer vielen Verkehrtheiten und Fehler, so wie sie nun einmal war, anzog, zu beschäftigen, das

Digitized by Google

hatte seit Jahren den subtilsten Reiz seines Lebens ausgemacht, und sich das von einem Tag zum anderen abzugewöhnen, war nicht so leicht, wie es anfangs schien.

Er schlug die Stunden tot, wie es eben ging, er hatte nichts mehr vor sich, auf das er sich hätte freuen können, seine Zukunft dehnte sich vor ihm aus in eintöniger Nüchternheit, wie ein naßkalter, grauer Nebel, durch den er sich Tag für Tag mühsam hindurcharbeiten mußte, ohne die geringste Hoffnung, am Schlusse all dieser unfruchtbaren Quälereien noch einmal die Sonne zu sehen.

Er war kein wimmernder Schwächling, der sich nach und nach mit einem gewissen Behagen in diesen desperaten Zustand hineinlebt und seine Melancholie mit Geschmack als einen ästhetischen Zeitvertreib vervollkommnet, um sich und die Welt damit zu ergötzen. Im Gegenteil schämte er sich recht empfindlich seiner unmännlichen Niedergeschlagenheit; er rüttelte sich zusammen, wie er konnte, sagte, daß es sich für einen gesunden Menschen, der noch etwas nutz sein soll auf der Welt, wahrlich nicht schicke, seine Zeit trostlos zu verjammern, nur weil sein Lielingswunsch ihm vom Schicksal in der freilich denkbar unangenehmsten Weise abgeschlagen worden ist.

Er verdoppelte seinen Diensteifer, schraubte seinen Ehrgeiz, dem in der That ein immer weiterer Spielraum von allerhöchster Seite eröffnet wurde, zu künstlicher Höhe empor. Es nützte alles nichts.

Die ganze Behaglichkeit unserer Existenz beruht auf einer gewissen, mit unserer geistigen Gesundheit eng verbundenen, vernünftigen Thätigkeit der Phantasie, welche uns jenes Quantum von Illusionen zuführt, die zum Verhüllen und Beschönigen der unleugbaren Häßlichkeit des innersten Lebenskerns durchaus notwendig ist.

Diese Thätigkeit der Phantasie war momentan bei Goswyn erlahmt. Seine Nerven hatten jenen Grad der Abspannung erreicht, in dem man nicht mehr im stande ist, das Leben wichtig zu finden.

Die Tage folgten den Tagen, die Wochen den Wochen. Berlin wurde leer, Goswyn begegnete kaum mehr einer bekannten Dame auf der Straße. Die Luft war schwül, der Tiergarten von der Sonne verbrannt, die ganze Stadt dumpfig und durstig, nach nassem oder gebranntem Asphalt riechend.

Eines Tages schrieb Gräfin Brock ihrem Neffen, er möge sich doch zu ihr bemühen. Sie sei im Begriff, nach Homburg abzureisen, und würde sich freuen, wenn er vorher ihre halbjährige Abwickelung mit ihrem Banquier prüfen wollte. Da sie sehr mißtrauisch war und absolut nicht rechnen konnte, wendete sie sich immer an ihn mit ihren Geschäftsnöten, und so wenig er sie auch mochte, hatte er sich nie geweigert, ihr einen Dienst zu leisten.

Letzterer Zeit freilich hatte ein ganz besonders gespanntes Verhältnis zwischen ihm und ihr geherrscht, und zwar hauptsächlich, weil Gräfin Brock Dorothee von Sydow seit dem Selbstmord Ottos bei sich aufgenommen und sich mit aggressiver Geschmacklosigkeit um die Befestigung der unhaltbar gewordenen gesellschaftlichen Stellung Dorothees bemüht hatte. Sie verbrachte seit dem Unglücksfall ihre Zeit damit, von einer Bekannten zur anderen zu rennen, Dorothees Tugendhaftigkeit herauszustreichen und Selbstmordgründe für Otto zu erfinden. Der Ohrenkrebs und ein unheilbares Herzleiden spielten bei diesen Phantasien eine große Rolle. Als glänzenden Beweis der unveränderten Achtung des Verstorbenen für seine Frau führte sie an, daß dieser, obgleich er, kurz ehe er Hand an sich gelegt, noch zwei Briefe geschrieben, nichts an seinem Testament geändert habe, in dem Dorothee so gut bedacht war, als es das Majorat zuließ.

Das Resultat ihrer zudringlichen Anstrengungen gipfelte hauptsächlich darin, daß das Gerede über die fatale Katastrophe viel länger dauerte, als dies unter normalen Umständen der Fall gewesen wäre, und daß sie ... immer weniger ihrer intimsten Bekannten zu Hause fand.

Digitized by Google

Natürlich war dies alles Goswyn höchst widerlich und hatte er ihr über die Unsinnigkeit dieses Gebarens einmal die Leviten gelesen. Sie hatte ihm eine Scene gemacht und er war schließlich unversöhnt von ihr geschieden. Infolgedessen verwunderte ihn der über alle unangenehmen Erinnerungen erhabene Gleichmut, mit dem sie ihn zu sich berief, nicht wenig. Aber von Tante Brock konnte man auf alles gefaßt sein. Da es ihm in seiner momentanen Stimmung gänzlich gleichgültig war, was er mit sich anfing, fand er sich pünktlich um die von ihr bestimmte Stunde bei ihr ein.

Ihr Hausstand war bereits desorganisiert; anstatt des Dieners öffnete die Kammerjungfer dem jungen Offizier die Thür, eine schreckliche alte Person, welche von der bösen Fee hauptsächlich ihrer hervorragenden und unbedrohten christlichen Tugenden wegen gehalten wurde. Seit die Brock Dorothee unter ihre Fittiche genommen, widmete sie sich nämlich mit Fanatismus der Unterstützung von allerhand erbaulichen christlichen Vereinen — vielleicht, um der Gesellschaft gegenüber für der jungen Witwe Tadellosigkeit besser Kaution legen zu können.

Die anmutige Jungfer hatte eine große blaue Schürze umgebunden und trug auch im übrigen die Spuren des Packens deutlich an sich. In den Zimmern, durch welche sie Goswyn führte, waren die Möbel bereits alle mit hellgelben Leinwandkappen überzogen, die Lüster hingen in langen weißen Säcken, die Nippsachen waren hinweggeräumt. Alles machte einen über die Maßen kahlen, ungemütlichen Eindruck. Da hörte er schon von weitem Dorothees kicherndes Lachen — es war noch heller geworden, noch gläserner als früher — dazwischen eine fremde Stimme.

„Ist Besuch da?“ wendete er sich mit schroffer Ungeduld an die Jungfer, die an seiner Verstimmung ganz unschuldig war und, etwas unwillig zu ihm aufsehend, erwiderte: „Nur Frau von Geroldstein.“

Schon wollte er umkehren und sagen: da werde ich später wiederkommen, als er plötzlich deutlich den Namen „Erika“ vernahm. Seine Schwägerin sprach ihn aus, mit welcher Betonung, mit welch triumphierend höhnischer Betonung: „Diese Erika — nein, diese Erika!“ und dann kicherte sie.

Die Möglichkeit, daß irgend jemand etwas von Erikas unsinnigem Vorhaben erraten, daß ihr Ruf gelitten haben könnte, war ihm auf den Brief der Großmutter hin gar nicht eingefallen.

Ein jäher Schrecken durchfuhr ihn. Offenbar ahnte Dorothee etwas. Die Wut schnürte ihm die Kehle zu. Wollte die sich's vielleicht herausnehmen, Erika durchzuhecheln? Und das sollte er ruhig geschehen lassen? Nein! — Ohne sich's weiter zu überlegen, eilte er vorwärts.

Das Boudoir, in welchem er empfangen wurde, sah noch um ein Bedeutendes unerquicklicher aus als die anderen Räume der Wohnung. Ein halb vollgepackter Handkoffer lag auf einem Kanapee, ein offenbar soeben von der Schneiderin gesandter, eleganter Staubmantel auf einem anderen. Dorothee stand vor einem Spiegel und probierte einen neuen Hut. Anstatt der tiefen Krepptrauer, welche sie vor kurzem noch geradezu übertrieben, trug sie jetzt ein schwarzes Spitzenkleid, das ihr allerdings vortrefflich ließ und dessen Pariser Herkunft deutlich auf jeder seiner überaus einfach gerafften Falten stand. Ihr ehemals aschblondes Haar hatte einen malerisch goldenen Schimmer bekommen, der entschieden künstlich hergestellt war, auch der Glanz ihrer großen, grün schillernden Augen war durch feingepinselte Schatten künstlich erhöht. Sie hatte ihren Parfüm gewechselt, vielleicht um unangenehmen Erinnerungen auszuweichen, und der Duft, welcher jetzt, von ihren Effekten ausgehend, das Zimmer durchströmte, war betäubend. Auf Goswyn wirkte dieser Duft ebenso wie die ganze Persönlichkeit seiner Schwägerin: widerlich. Er sagte sich, daß sie bereits den ersten Schritt gethan hatte

Digitized by Google

auf dem steil abwärts laufenden Wege, welchen ihr die Zukunft vorzeichnete.

Frau von Geroldstein, welche offenbar noch nicht ahnte, wie scheel die Prinzessin bereits von der Gesellschaft angesehen wurde, stand hinter ihr und bewunderte, als Goswyn eintrat, abwechselnd sie und den neuen Hut.

„Nicht wahr, er kleidet gut," sagte Dorothee, „aber das ewige Schwarz ist mir doch fatal, ich werde mir einen blau schillernden Vogel hineinsetzen lassen. In Berlin dürft ich ihn nicht tragen, aber auf Reisen ..."

Da gewahrte sie Goswyn, der, in der Thür stehend, sie mit eigentümlich wegwerfendem Gesichtsausdruck betrachtete. Sie wechselte die Farbe, nahm den Hut, welchen sie indes mit beiden Händen festgehalten — sie hatte reizend ausgesehen mit dem feinen, leicht zurückgebogenen Oberkörper und den emporgehobenen Armen —, ab und legte ihn so hastig weg, daß er auf die Erde fiel. Frau von Geroldstein hob ihn auf. Wie immer übertrieben modisch gekleidet, mit unheimlich eingezwickter Taille und in Affektation ersterbend, blickte sie mit ihren schwarzen Gazellenaugen schmachtend zu Goswyn auf und lispelte, ihm die Fingerspitzen reichend: „Bon jour, baron!"

Obgleich sie seit Jahren eigentlich viel mit der guten Gesellschaft verkehrte, kopierte sie in ihren Manieren noch immer die Gräfin aus dem Lustspiel oder aus dem Leihbibliothekroman.

Dorothee fing sofort an zu kichern, ohne daß irgend jemand gewußt hätte, weswegen. Soeben wollte ihr Schwager ihr übellaunig den Grund ihrer unangenehmen und irritierenden Heiterkeit abfragen, als die böse Fee aus irgend einem düsteren Winkel auf ihn zukam. Sie gab ein bezauberndes Bild ab in einem malerischen, mit Silberborden besetzten grauen Schlafrock, den sie von Dorothee geerbt und über den sie beständig stolperte, weil er ihr um eine Spanne zu lang war, weshalb sie ihn jetzt mit beiden Händen über dem Magen an sich hielt.

„Schön, daß du kommst, Goswynchen," rief sie, „aber du mußt entschuldigen, ich habe momentan keine Zeit für dich. Ich habe soeben einen Artikel vollendet über ‚Antonius und Kleopatra', den ich zu einem wohlthätigen Zweck, natürlich vom abschreckenden Beispiel aus, für den Verein christlicher Jungfrauen veröffentlichen wollte, und jetzt kann ich ihn nirgends finden. Meine Jungfer behauptet, sie habe ihn eingepackt, aber sie wisse nicht wo. Es ist zum Rasendwerden! Ich kann mich dir nicht widmen, eh ich das Manuskript wieder habe. Nimm nur Platz indessen, das heißt, wenn du einen Stuhl findest, auf dem nicht schon etwas liegt. Hi, hi, hi!"

Das war allerdings schwer. Nach einer Weile hatte jedoch der junge Mann doch einen Sitz entdeckt und zwar neben einem Tisch, auf dem zwischen allerhand anderen Dingen auch drei Gläser Eiskaffee standen und an dem sich auch Dorothee und die Geroldstein niedergelassen hatten. Die böse Fee fuhr indessen fort, im ganzen Zimmer unruhig herumzustolpern, alle Gegenstände umzudrehen, ihren Blick abwechselnd auf und unter die Möbel zu richten, bis sie sich endlich vor dem offenen Handkoffer auf dem Sofa niederkniete und nun mit leidenschaftlicher Hast einen Gegenstand nach dem anderen daraus hervorzuzerren und um sich herum auf den Teppich zu streuen begann, einen Reise-Theeapparat, eine flanellene Nachtjacke, eine Flasche Eau de Cologne &c.

„Du kommst gerade recht!" rief jetzt Dorothee ihrem Schwager zu; „Frau von Geroldstein erzählte mir soeben die interessantesten Dinge aus Venedig. Die Erika hat sich das ganze Frühjahr hindurch von einem verführerischen Maler die Cour machen lassen. Denk dir, die spröde Erika! Es geht die Sage, sie habe sich ihm eines schönen Tages, alle Standesrücksichten großartig in die Tasche steckend, an den Kopf geworfen, und da — da ..." — Prinzeß Dorothe wollte sich tot lachen — „da hat es sich herausgestellt, daß er

schon verheiratet ist und zwar an irgend ein Modell aus den Batignolles!"

Plötzlich blieb ihr das Lachen in der Kehle stecken, etwas in Goswyns Blick erschreckte sie. Ein dumpfes Schweigen folgte. Mitten hinein ertönte die Stimme der bösen Fee, lieblich und zärtlich:

„Goswynchen, du kannst meinen Eiskaffee austrinken; ich habe daran genippt, aber das geniert dich doch nicht!"

Ohne auf diese einschmeichelnde Einladung irgend etwas zu erwidern, fragte jetzt Goswyn seine Schwägerin schroff: „Und du glaubst diese alberne Klatscherei?"

„Mein Gott, etwas daran wird doch wahr sein! Übrigens hat die Geschichte noch eine Fortsetzung," erwiderte giftig Dorothee. „Es heißt, daß die keusche Erika die Absicht hatte, mit dem Maler durchzugehen."

„Dorothee!" rief Sydow außer sich. Er fühlte, wie ihm das Blut in die Stirn stieg, er hätte dreinschlagen, Dorothee des Lügens zeihen wollen, und konnte doch nichts, als noch einmal mit halb erstickter Stimme rufen: „Dorothee!"

„Das war nur so ein Gerücht," lispelt Frau von Geroldstein — „ein Gerücht, dem niemand weniger Glauben schenkt als ich. Es basiert darauf, daß man die Comtesse Lenzdorff zu etwas ungewöhnlicher Stunde nach der Richtung des Bahnhofs hat zugondeln sehen, wobei allerdings eine schwarze Reisetasche in der Gondel lag. Mir wäre es natürlich gar nicht eingefallen, irgend etwas — ha, ha, ha — Unpassendes daraus zu folgern — mir fällt überhaupt nie etwas Unpassendes ein —, aber es war sonderbar, daß sie sich zu dieser abendlichen Spazierfahrt gerade einen Tag aussuchte, an dem sie allein zu Hause geblieben, unter dem Vorwand einer Migräne es abgelehnt hatte, ein Fest zu besuchen, bei dem ganz Venedig anwesend war."

„Nun, Sie nicht, liebe Geroldstein, scheint's," grunzte vom anderen Ende des Zimmers herüber die böse Fee. Ihrer Protegée von Zeit zu Zeit einen Klaps zu erteilen, erschien ihr dringend notwendig.

„Hm! Erst verlobt sie sich mit einem alten Engländer, der sie sitzen läßt, dann verliebt sie sich in einen jungen Maler, der verheiratet ist; — ich möchte nur wissen, welcher Mann sich nach all den schönen Geschichten noch entschließen wird, die Erika zu heiraten," sagte indessen Dorothee und blickte triumphierend den Schwager an. Einen Augenblick zögerte er, dann, sich zugleich erhebend, sagte er ruhig: „Jedenfalls ein Mann, der sich's nicht nur zum Glück, sondern zur Ehre anrechnen wird, wenn sie seine Hand annimmt."

„Da! ... was sagt ihr dazu! Meine Schlafpantoffeln hat sie hineingepackt!" schrie jetzt die böse Fee, indem sie sich stöhnend von ihren Knien erhob und mit Entrüstung in der einen Hand einen braunen, mit einer Edelweißkokarde gezierten Filzpantoffel, in der anderen einen sehr langen zerknitterten Papierbogen über ihrem Haupte schwang. „Aber was hast du nur, Goswynchen, was machst du denn für ein Gesicht?"

„Er denkt sich soeben mit leidenschaftlichem Schwung in die Rolle des Helden hinein, der sich in Zukunft um Erika Lenzdorffs Hand melden wird," deklamiert Dorothee mit Pathos.

„Wenn von solchen Dingen bei der guten Erika noch überhaupt die Rede sein dürfte," murmelte die Fee, „nach dem, was mir Anna Lenzdorff kürzlich schrieb!"

„Was schrieb sie dir?" frug Goswyn hastig.

„Ach, nichts — nur daß Erika vor sechs Wochen an einem sehr tückischen Lagunenfieber erkrankt ist."

„Aus unglücklicher Liebe," schaltete Dorothee ein.

„Und daß es durchaus nicht besser werden will; der Arzt verliert die Hoffnung," fuhr, ohne die Parenthese ihrer Nichte zu beachten, Gräfin Brock fort. „Mir ist sehr leid um Anna, sie hat ihr Herz an das Mädchen gehängt. An

Digitized by Google

wen fällt denn das Vermögen der Erika, wenn sie stirbt, Goswyn? — Du gehst schon ...? Ich hätte dir so gern mein erstes Kapitel vorgelesen ..."

„Vom abschreckenden Beispiel aus," kicherte Dorothee.

„Und meine Rechnung, ja richtig ...!" erinnerte sich die Brock.

„Ich kann wirklich nicht länger bleiben," erwiderte Goswyn, „ich besuche dich lieber ein andermal, wenn du allein bist," setzte er, die Worte betonend, hinzu, und ohne seine Schwägerin zu grüßen, verließ er das Zimmer.

„Voilà que vous avez un ennemi en plus — dans votre position c'est bien utile!" rief jetzt aufgebracht die Gräfin Brock ihrer Nichte zu; dann, immer in ihrem zweifelhaften Französisch, fuhr sie fort: „Du bist von einer Unvorsichtigkeit! Par exemple — wie klug de se mettre la — celle, dont nous parlons — à dos — mais Anna Lenzdorff — c'est une puissance sociale!"

Offenbar hatte sie diese lange Rede französisch gehalten in der Idee, daß Frau von Geroldstein, die sie abwechselnd zu ihren Freundinnen und zu ihrem Dienstpersonal rechnete, dieses Idiom nicht verstehe, und sich zu derselben wendend, erklärte sie verbindlich lächelnd: „Nur ein paar Details, ein paar intime Details wegen unserer Reise."

Die Geroldstein biß sich die Lippen. Unwillkürlich hatte ihr die Brock einen Wink gegeben. Sie hatte begriffen, daß der Moment, Erikas guten Ruf dem Amusement Prinzeß Dorothees preiszugeben, noch nicht gekommen sei, und den Vorsatz gefaßt, sich danach zu halten.

Dorothee stand in der Mitte des Zimmers totenblaß und lächelnd — mit demselben Lächeln, das in allen kritischen Lebensmomenten auf ihre Lippen trat, den Blick auf die Portiere gerichtet, hinter der Goswyn verschwunden war.

„Meinetwegen ist sie ein Engel, seine Erika," murmelte sie, „aber eine Gans war sie doch, sonst hätte sie nicht sechs Jahre lang verfließen lassen ..." Ohne ihren Satz zu Ende zu sprechen, blickte sie in den Spiegel und änderte etwas an ihrer Frisur.

— — — — — — — — — — — —

Indes durchschritt Goswyn in einer unbeschreiblichen Aufregung die lange Zimmerreihe, welche das Boudoir von der Treppe trennte. Jetzt befand er sich in dem Saal, in welchem sie damals als Heideblume zum erstenmal alle Augen auf sich gelenkt. Welcher Erfolg damals! Man erinnerte sich keines jungen Mädchens, das so glänzend in der Gesellschaft debütiert hätte — und jetzt ... ihr Name im Munde der Leute ... und sie ... beinahe im Sterben! Es war nicht zum Ausdenken traurig. Alles drehte sich um ihn herum. Sein Mund war trocken; auf der Treppe mußte er, was ihm im Leben noch nicht widerfahren war, seine Hand auf das Geländer stützen, weil ihm schwindelte. Wie hold ihr das Leben gelächelt hatte ... und jetzt — alles in Trümmern! Er zweifelte nicht einen Augenblick an ihrer Reinheit; das aber hinderte nicht, daß Gänse wie die Geroldstein und Schlangen wie Dorothee über sie zischen durften, ohne daß er eigentlich berechtigt gewesen wäre, es ihnen übel zu nehmen. Ach, was lag denn schließlich an der dummen Rederei! Mädchen wie Erika genießen eines solchen sittlichen Kredits, daß sie nicht wegen einer von giftigen Klatschbasen kaum halb erratenen Thorheit den Bankerott ansagen müßten. Er kannte die Welt gut genug, um zu wissen, daß es einfach aus der Mode kommen würde, sie anzugreifen, sobald ein paar Menschen von Bedeutung für sie bürgten. Das war Nebensache; aber ihr Gesundheitszustand! — Warum brachte sie die alte Lenzdorff nicht aus dieser verpesteten venetianischen Sommerluft weg? dort konnte sie ja nicht gesund werden. Hatte die alte Gräfin denn vollständig den Kopf verloren? sie war ja doch sonst eine kluge Frau. Klug? — er lächelte bitter vor sich hin. Gescheit, geistreich, das war sie alles gewesen, aber klug ...! Sie hatte ihr Leben damit

Digitized by Google

verbracht, ihren glänzenden Verstand zum Fenster hinauszuwerfen, ohne sich auch nur im mindesten darum zu bekümmern, ob sie jemanden totschlug damit oder nicht. Und wenn sie Erika nicht ganz tot geschlagen, so war das nicht ihr Verdienst.

Und wer sagte es ihm denn, daß sie Erika nicht totgeschlagen?

Immer hastiger schritt er die sonnengedörrte Straße entlang. Ein schwarzer Nebel wälzte sich ihm vor den Augen. Die Luft war drückend, ringsherum ein Geruch von Staub und verdorrtem Sommerlaub, und durch die dumpfe, trockene Schwüle tönte aus weit offenen Fenstern das wahnsinnige Geklimper eines den Sommerprüfungen entgegen übenden Klavierinstituts.

„Wie hold ihr das Leben gelächelt hatte! Und nun — ihr Name im Munde der Leute und sie fast sterbend!“

Ihr liebes Bild tauchte in seiner Seele auf. Er sah sie in den Salons seiner Tante von Bewunderern umschwärmt, er sah sie, wie sie ihren Verehrern davongelaufen war und in einem einsamen Zimmer vor Verzweiflung schluchzte, weil sie sich plötzlich ihrer in Elend und Schmerz gestorbenen Mutter erinnert hatte, der Mutter, der sie nichts Liebes mehr thun konnte. Er sah sie an einem leuchtenden Märztag im Tiergarten, wie sie so frei und fröhlich einherschritt und den Kopf sehr hoch trug, während alle Leute ihr nachsahen; und plötzlich beugte sie den stolzen Kopf, um einen armseligen kleinen Krüppel zu küssen, vor dem alle anderen schauderten. Die quälende Feinfühligkeit, der gefährliche Barmherzigkeitsdrang ihrer Natur wurde ihm gegenwärtig. Das war ja alles wunderschön, das hätte man pflegen, aber man hätte es verhüten sollen, daß sie sich selbst mit ihren edelsten Regungen etwas zu leide that.

Wenn die Äste eines jungen Baumes sich, überschwer beladen von Früchten, zur Erde senken, so stützt man die Äste, oder sie brechen und die Früchte gehen ungereift zu Grunde und der ganze Baum stirbt ab.

Niemand hatte Erika gestützt. Er fühlte einen wahren Haß gegen die Großmutter, die das alles auf dem Gewissen hatte. Da mit einemmal kam ihm eine peinliche Erinnerung. Was hatte er denn immer nur die Schuld in der Großmutter zu suchen? Konnte er sich nicht selbst beim Kopf nehmen; konnte er es verantworten, daß er sich diese ganzen Jahre lang nicht um sie bekümmert, daß er sie ruhig ihrem Schicksal preisgegeben aus erbärmlichem, kleinlichem Trotz? Er nannte es jetzt nicht einmal mehr Stolz. Er war in einer Stimmung, in der es ihm eine Erleichterung bot, sich recht herunterzuschimpfen.

„Wenn Sie mir diesen Herbst auch nur ein gutes Wort gegeben hätten, so wäre ich jetzt Ihre Frau,“ stand in ihrem Brief.

Er grub die Zähne in die Lippen. Mein Gott! das war vorüber, ihr armes wundes Herz gehörte einem Manne, für den sie bereit gewesen war, das schrecklichste Martyrium zu erdulden, was ein Mädchen wie sie auf sich nehmen kann. Sein Glück hatte er verscherzt. Damit war's vorbei; aber wenigstens konnte er versuchen, ihr noch etwas nutz zu sein auf der Welt.

— — — — — — — — — — — —

Es ist in Venedig, Ende Juni, Peter und Paul.

Vom Frühling ist längst nichts mehr übrig. Der Garten des Britannia hat sich in eine sonnverbrannte Wüste verwandelt, aus der die Rosenbäumchen blütenlos und mit versengten Blättern herausstarren. Nur die Monatsrosen blühen noch, entfalten jeden Morgen ihr kurzes Leben und streuen jeden Abend ihre Blütenblätter über den Sand. Das hellgraue Lagunenwasser atmet einen abscheulichen Dunst aus, alles sieht elend und erschlafft aus, die Vegetation wie die Menschen. Die Hotels sind leer, eine Typhusepidemie verheert die Stadt.

Und in dieser Pestluft liegt Erika, von einem Tag zum anderen elender hinsiechend, matt, zerschmettert, das erbarmungswürdigste junge Geschöpf, das je

sein schönes, vielversprechendes Leben zu Grunde gerichtet hat.

Die eigentliche Krankheit ist vorüber; seit einigen Tagen hat der Arzt ihr nicht nur gestattet, sondern dringend geraten, das Bett zu verlassen. Jeden Vormittag gegen elf kleiden die Großmutter und Marianne sie an — wie behutsam und zärtlich! Dann schleicht sie ein paarmal, schwer auf den Arm der Großmutter gestützt, durch das Zimmer. Nach dem dritten Mal hält sie sich schwankend an einem Möbel fest, sieht die Großmutter mit einem rührend hilflosen Blick an — sie kann nicht weiter. Gewöhnlich streckt sie sich dann sofort auf ihr Ruhebett aus und dreht den Kopf gegen die Wand. Dann hört die Großmutter plötzlich einen leisen, wimmernden, halb erstickten Laut — Erika weint.

So bringt sie ihre Tage hin; anstatt sich zu kräftigen, wird sie von einem Tage zum anderen schwächer.

Und so mutlos und kraftlos liegt sie auch heute auf ihrer Chaiselongue, von Kissen aufgestützt, von den weißen Falten ihres langen Morgenkleides umflossen. Es ist gegen sechs Uhr. Die große Tageshitze hat sich etwas abgekühlt, aber die Luft ist dumpf und schwer, und der graue Sciroccodunst liegt über allem.

„Hast du's bequem, mein Herzchen? soll ich dir nicht noch ein Kissen bringen?" fragt die Großmutter. Die alte Frau ist nicht zu erkennen. Ihr stolzer Kopf ist gebeugt. Ängstlich und demütig bedient sie das junge Mädchen mit sich nie schonender Unermüdlichkeit. Und Erika ist ihr dankbar und wie dankbar! Aber sie schöpft weder Trost noch Kraft aus diesen Liebkosungen; im Gegenteil trägt die kleinmütige Zärtlichkeit der alten Frau noch dazu bei, sie gänzlich zu erschlaffen.

„Nein, Großmütterchen, ich liege sehr gut," haucht sie. Als ob ihr ein Kissen mehr oder weniger Erleichterung verschaffen könnte!

„Soll ich dir etwas vorlesen, mein Kind?"

„Ich bitte, Großmutter." Erika sagt's offenbar der alten Frau zuliebe; aber als die Großmutter zu lesen anfängt, hört sie nicht zu; die Großmutter läßt den Band Tauchnitz, aus dem sie vorgelesen hat, in den Schoß sinken. Erika merkt es nicht.

Nach einem Weilchen sagt die Großmutter: „Erika! In der Bellevuestraße steht alles für uns bereit, der Arzt sagt selbst, daß die Reise mit gewissen Vorsichtsmaßregeln dir nicht schlecht thäte, und je früher man dich aus dieser schlechten Luft herausbrächte, desto besser. Entschließ dich endlich, mein Liebling. Du hast mehr Komfort zu Hause, und ich möchte auch gern unseren alten Arzt konsultieren."

Aber Erika hat am ganzen Körper angefangen zu zittern, ihre schmalen Wangen färben sich fiebrig rot. „Ich soll nach Berlin zurück? ... O Großmutter!" und sie dreht ihr Gesicht gegen die Wand.

„Aber Kind, Erika, du darfst dir das nicht zu Herzen nehmen; es ist ja kein Grund dazu!" Die Großmutter beugt sich über das kranke Mädchen und legt ihm die Hand auf die Schulter. Was für eine arme, abgemagerte Schulter das ist! Die alte Frau hat Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten bei der Berührung. „Erika, mein Kind, mein Liebling! Du darfst dich nicht so quälen, dich nicht willkürlich zu Grunde richten — thun, als ob du nicht mehr das Recht hättest, den Kopf hoch zu halten. Die wenigsten Frauen sind ja kaum wert, dir die Schuhriemen zu lösen trotz all deinen beabsichtigten Thorheiten, von denen, Gott sei Dank, niemand etwas weiß."

„Niemand?" wiederholt Erika unsäglich bitter, die Hände vor dem Gesicht, den Kopf gegen die Wand gedreht. Endlich, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, murmelt sie: „Großmutter! hat er dir nie auf — auf deinen Brief geantwortet?"

Einen Augenblick zögert die Großmutter, dann sagt sie sehr leise: „Nein."

Der abgemagerte Körper Erikas zuckt zusammen wie unter einem Peitschenhieb, ein kurzer, schwacher Wehlaut entfährt ihr.

Digitized by Google

Die Großmutter beugt sich über sie. „Erika, sei doch nicht so unvernünftig! Erika, quäl dich nicht!"

Aber Erika hebt den Kopf nicht. Nach einer Weile murmelt sie nur: „Du bist sehr gut, Großmutter, engelsgut, und ich bin dir sehr, sehr dankbar; aber ich halt's nicht aus — nur ein Weilchen laß mich allein!"

Die Großmutter seufzt tief, streicht ein letztes Mal die Falten um die Glieder des armen jungen Geschöpfs zurecht und verläßt dann leise das Zimmer.

Sorgenvoll geht sie in dem anstoßenden Gemach auf und ab, die Hände vor sich gefaltet. Nach einem Weilchen sieht sie zu Erika hinein; sie hat sich beruhigt, sie schläft.

Es ist immer so: erst quält sie sich, dann schläft sie aus Mattigkeit bei Tage ein, und in der Nacht schläft sie gar nicht. Es ist trostlos!

Leise zieht sich die alte Frau zurück, da öffnet Lüdecke die Thür; sie macht ihm ein Zeichen, sich still zu verhalten. Sein ausdrucksvolles Grinsen meldet ihr sofort, daß sich etwas Besonderes ereignet hat.

„Die Comtesse schläft in meinem Wohnzimmer," wirft sie ihm zu, indem sie sich selbst dorthin verfügt.

Auf den Fußspitzen folgt er ihr. „Excellenz — Herr von Sydow!"

„Herr von Sydow?" — Sie traut ihren Ohren kaum.

„Ja, er läßt bitten, ob er zu Excellenz heraufkommen darf oder ob ..."

„Führen Sie ihn herauf — sofort, aber leise!"

Um weniges später tritt er ein. „Mein liebes Kind, Sie hier?" ruft sie herzlich, indem sie ihm ein paar Schritte entgegengeht.

Er küßt ihr die Hand; dann, ohne irgend eine einleitende Begrüßungsformel, sagt er: „Ich hab's erst vor drei Tagen erfahren, daß sie krank ist. Wie geht es ihr?"

„Der Erika?"

„Wem denn sonst?"

„Die Krankheit ist vorüber, aber die Gesundheit will nicht kommen. Es ist ja kaum mehr etwas übrig von ihr! Sie werden sie nicht erkennen. Ach, ein Jammer ist's!"

Sie sieht ihn ängstlich an, während sie spricht; sie erwartet etwas, das nicht kommt. Wird er ihr denn heute wirklich keine Vorwürfe machen?

Es scheint nicht.

„Was sagt der Arzt?" fragt er hastig.

„Der Arzt ist sehr unruhig; zu sagen ist nicht viel: gänzliche Abspannung des Nervensystems, Mangel an Lebensthätigkeit, Mangel an Lebenslust ..."

„Mangel an Lebenslust? ... Unsinn! Man muß ihr das Leben eben wieder wünschenswert machen!" ruft er ungestüm.

Die alte Frau richtet die Augen voll auf ihn.

Mit einemmal wird er bis an die Haarwurzeln rot. Noch etwas näher an die Gräfin herantretend, legt er ihr die Hand auf den Arm und murmelt: „Liebt sie ihn noch immer? Ist's — ist's vielleicht das, was sie umbringt?"

„Das? Was Ihnen einfällt!" entgegnet ihm die Großmutter. „Ich glaube nicht einmal, daß sie ihn je wirklich geliebt hat: das war ja alles nur ein Wahn. Aber sie schämt sich tot!"

„Was hat sie sich zu schämen!" ruft Goswyn heftig. „Unedles war ja bei all dem nichts. Sie hatte mir einen Brief geschrieben. Sie wissen ... ich hab ihn noch einmal gelesen jetzt vor meiner Abreise ... ich sage Ihnen, es ist das Rührendste, Ergreifendste ... ich muß ihn Ihnen zeigen, eh ich ihn verbrenne ..."

Da hört er das leise Aufrauschen eines Frauengewandes; zusammenfahrend sieht er sich um. Im Rahmen der Thür steht eine hohe, schmale Gestalt in langem weißem Morgenkleid, mit nachlässig aufgestecktem Haar.

Was ist denn in dem abgemagerten Gesichtchen, in den großen, traurigen Augen, das ihn plötzlich an das unfertige, verängstigte Kind erinnert, dem er da-

Digitized by Google

mals begegnet ist auf der Treppe in der Bellevuestraße am Abend von Erikas Ankunft in Berlin?

Er eilt auf sie zu. Sie macht ihm einen Schritt entgegen; ihr schwacher Körper fängt an zu schwanken.

An so etwas hatte er, als er sofort nach Erwirkung seines Urlaubs von Berlin abreiste, nicht gedacht — nein, nicht einen Augenblick; und wenn es ihm jemand vorausgesagt, so hätte es ihn geradezu verletzt; aber eh er sich dessen versieht, hat er sie in seinen Armen aufgefangen und geküßt.

Ein wundersames Gefühl vollständiger Beruhigung, seliger Wunschlosigkeit hat sie überkommen; sie möchte so bleiben, seine warmen schützenden Arme um ihren Leib, den Kopf an seiner Schulter, bis in den Tod. Und dennoch ringt sie sich von ihm los.

„Goswyn!" murmelt sie und sieht ihn aus ihren großen, andächtigen Augen verwundert und zärtlich an, „wollen Sie mich wirklich noch — jetzt noch ...?"

„Ob ich Sie will, Erika? — und Sie ...?" Von neuem schlingt er die Arme um sie.

Sie aber schüttelt leise den Kopf. „Ich muß Ihnen erst beichten," flüstert sie, „jeden Gedanken, mit dem ich Ihnen untreu war."

„Untreu? — Aber Erika, Sie waren ja frei!" entgegnet er und weiß jetzt nicht, ob er über ihre Worte lachen oder weinen soll.

Und die Großmutter bittet: „Erika, quäl ihn nicht — und rege dich nicht auf; er weiß ja alles, was er zu wissen braucht!"

Erika aber sieht erst ihn, dann die Großmutter beklommen an. „Ich möchte ihm doch alles genau sagen," murmelt sie.

„Lassen Sie ihr die Kinderei durchgehen," bittet er die Großmutter gutmütig. „Wenn eine Wunde heilen soll, muß man vor allem den Stachel daraus entfernen, der drinnen steckt. Lassen Sie mich versuchen, den Stachel herauszuziehen."

Als die Großmutter nach einer halben Stunde wieder in das Zimmer hineinsieht, in dem sie die beiden Menschen allein gelassen hat, liegt Erika auf einem Sofa, die Wange an Goswyns Hand geschmiegt, ruhig, selig.

Die Beichte ist vorüber, das Kapitel ihrer Thorheiten geschlossen. „Du warst ja von jeher der unentbehrlichste Mensch auf der ganzen Welt für mich!" sagt sie. „Aber — wie konnt ich denn eigentlich wissen ..."

„Ja, du hast recht," erwidert er, gerührt lachend, „ich war schuld, ich war an allem schuld, aber ich will's gut machen!" und er beugt sich tiefer nieder zu ihr.

Leise tritt die Großmutter zurück; den beiden ist sie nicht nötig. Dann steht sie im Nebenzimmer am Fenster und sieht in die langsam sinkenden Schleier der Dämmerung, durch die der Wiederschein des Abendrots an Fenstern und Kirchenkuppeln hindurchglüht. Sie blickt weit, weit in ihre eigene Vergangenheit zurück: sie sagt sich, daß die Liebe unter Umständen doch etwas Schönes sein kann.

Und wenn sie schön ist ...



Digitized by Google



Die Grafen Borromei
im Dienste von Kirche und Kunst.

Von

Arthur Kleinschmidt.



Der Wanderer, welcher seine Schritte nach Italien lenkt, der vor allen, welcher sich an der weihevollen Schönheit des Mailänder Domes berauscht, begegnet immer wieder dem Namen „Borromeo", und wenn der tiefblaue Himmel sich wiederspiegelt in der leuchtenden Flut des Lago maggiore, so nehmen Dampfschiff wie Kahn, gefüllt mit lebensfrohen Menschen, eine Richtung: nach den Borromeischen Inseln, die, ein Land seligen Phäakentums, ihre mit tropischer Flora bedeckten Terrassen weithin zeigen. In Rom, in Neapel hören wir von Borromeo. Das alles bestimmte mich, dem Geschlechte nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

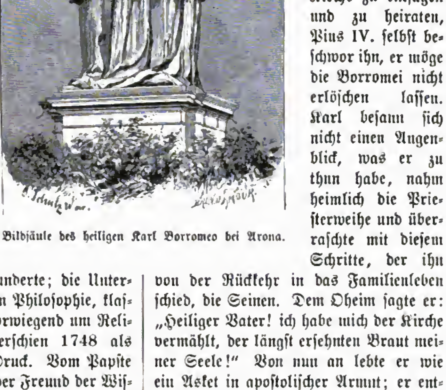
Die Familie Borromeo hieß ursprünglich Francho und zählte zu den angesehenen Popolanfamilien zu San Miniato in Toskana; in diesem Städtchen, dem Stammsitz einer 1799 erloschenen Linie der Bonaparte, zeigt man noch das Haus der Borromei. Während des zweiten Römerzuges Kaiser Karls IV. forderte Filippo Borromeo seine Mitbürger auf, sich gegen ihre Herrin, die Signoria von Florenz, aufzulehnen; und kaum war diese wieder im Besitze der Macht, so führte sie Filippo am 14. Januar 1370 in Florenz aufs Schafott. Seine Söhne flüchteten nach Mailand zu den befreundeten Visconti und erwarben durch Handel großes Vermögen; Margherita heiratete Giacomo Vitaliani von Pavia und wurde die Stammmuttter der Mailänder Vitaliani Borromei. Die toskanischen Borromei erloschen 1672 und 1819, die in Mailand hingegen stiegen unter den Visconti und den Sforza zu immer höherem Ansehen, das sie auch unter der spanischen Herrschaft behaupteten. Auf dem Schlosse zu Arona am Lago maggiore, das schon lange zu den Besitzungen des Hauses zählte, saß Graf Giberto II.; er hatte Margherita Medichino von Mailand, die Tochter eines reichen Mannes, geheiratet, der bei der Aufnahme in den Adel Namen und Wappen der florentinischen Medici angenommen; die Medici hatten nichts dagegen, zumal seit Margheritas Bruder Gian Angelo als Pius IV. auf dem päpstlichen Stuhle saß. Giberto hatte sieben Kinder; die durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnete und im Rufe der Heiligkeit gestorbene Camilla heiratete den reichen Cesare Gonzaga von Guastalla, Federigo starb jung als Gatte der Herzogstochter von Urbino, Virginia della Rovere, und als Marchese von Oria in Neapel, wozu ihm Pius IV. verholfen, und uns soll näher beschäftigen Gibertos zweiter Sohn, Carlo Borromeo, den noch heute Mailand als il buon santo feiert. Carlo wurde in Arona am 2. Oktober 1538 am Feste der heiligen Schutzengel geboren, besuchte die Ortsschule und lebte

Digitized by Google

in einer Atmosphäre der Gottesfurcht und Sittenstrenge. Er entbehrte alles genialen Flugs, entwickelte aber bei sorgfältigem Unterrichte klaren Verstand, schnelle Fassungsgabe und eine nicht zu stillende Wißbegierde. Früh zum geistlichen Stande bestimmt, zog er Einsamkeit und Kontemplation dem Lärm der Kinderstube vor, errichtete in abgelegenen Zimmern des Palastes kleine Altäre und amtierte daran, umgeben von Geschwistern und Altersgenossen, als Priester; ein Porträt Carlos mit merkwürdig schwermütigen Zügen ist uns erhalten und zeigt, wie bereits im Lenze seines Lebens die Sonne echter Religiosität, kein Irrlicht, die innere Welt seines Gemüts beschien. Mit zwölf Jahren empfing er die Tonsur und legte das geistliche Kleid an, sein Oheim Graf Giulio Cesare Borromeo verzichtete zu seinen Gunsten auf die Abtei St. Gratinian in Arona; Carlo verwendete aus ihren reichen Erträgen nur die Summen für sich, die sein Lebensunterhalt erforderte, verzeichnete genau, was er dem Vater daraus vorstreckte, und forderte es am Termin zurück, denn seine Überzeugung lautete: „Kirchengut ist Christi Besitz und darum wesentlich Armengut, den Armen gebührt die Nutznießung.“ Wohl vorbereitet bezog er, sechzehn Jahre alt, die Universität Pavia, um bei dem gefeierten Professor Francesco Alciati kanonisches Recht zu hören; er mied das lärmende Treiben der Studenten, deren Zügellosigkeit berüchtigt war, achtete nicht ihres Hohns, er sei ein Kopfhänger und Duckmäuser, unterstützte hingegen Mitschüler; als ihm sein Oheim, der Kardinal de' Medici, noch eine Abtei und ein Priorat abtrat, machte Carlo daraus eine Stiftung für arme Studenten in Pavia. Sein Vater starb, man drang in den nach der Heimat geeilten Kleriker, er möge seinem Stande entsagen, ein alter Diener ließ alle Künste weiblicher Schönheit auf ihn wirken, er jedoch blieb felsenfest. Nachdem er die entarteten Benediktiner in seiner Abtei zu Arona zum kirchlichen Leben zurückgeführt, ging er nochmals nach Pavia und schloß 1559 seinen fünfjährigen Kursus mit der Erwerbung des Grades als Doktor beider Rechte; Alciati entließ ihn mit der Verheißung: „Du wirst durch glorreiche Thaten einst ein strahlendes Licht in der Christenheit.“ Für sein Leben wurde bedeutungsvoll, daß sein Oheim am 26. Dezember 1559 als Pius IV. zu Petri Nachfolge gelangte; während die anderen Verwandten zur Beglückwünschung nach Rom eilten, um Nutzen zu ziehen, blieb Carlo in Mailand, der Papst aber entbot ihn alsbald zu sich und überhäufte ihn mit Würden; Carlo wurde apostolischer Protonotar, Referendar und am 31. Januar 1560 Kardinaldiakon mit dem Titel von St. Vitus, 1562 Kardinalpriester mit dem Titel von Sta. Praxedis. Kaum trug er acht Tage den Purpur, so wurde er am 8. Februar Erzbischof von Mailand, mußte aber in Rom bleiben und sich in seiner Diöcese durch einen Generalvikar vertreten lassen. Noch weitere Würden fielen ihm damals in den Schoß, er wurde Legat von Bologna, Romagna und Ankona, Protektor Portugals, der Niederlande und der katholischen Schweiz wie der Franziskaner, Karmeliter und Malteser, Präsident der Konsulta, Großbeichtiger der katholischen Christenheit und Staatssekretär; natürlich tadelten viele Stimmen den Nepotismus Pius' IV., der einen jungen Mann ohne Erfahrung mit solchen Ämtern ausstattete, und Carlo selbst litt unter dieser übertriebenen Bevorzugung, die seinem bescheidenen Sinne so wenig entsprach; bald aber verstummten die Klagen, und der venetianische Gesandte am heiligen Stuhle durfte heimberichten: „Man weiß nicht anders, als daß er rein von jedem Flecken ist; er lebt so religiös und giebt ein so gutes Beispiel, daß er nichts zu wünschen übrig läßt.“ Nichts geschah am römischen Stuhle ohne Karls Wissen, er leitete als erster Vertrauensmann des Papstes das ganze Kirchenregiment und die auswärtige Politik, ragte in der Inquisitionskommission hervor und entwickelte solche Berufskenntnis und so viel prak-

Digitized by Google

tischen Sinn, das Erbe seiner kaufmännischen Ahnen, daß vielleicht nie die Kurie so rasch und vorteilhaft ihre Geschäfte erledigte; ihn leitete bei allen Handlungen die Liebe zur Gerechtigkeit, für Schmeichelei war er unzugänglich; übte er Milde gegen andere, so wußte er auch zu strafen, wo es not that, und war gegen niemanden so streng wie gegen sich, sein Wandel war über jede Anfechtung und Verleumdung erhaben, ein echter Vorwurf für einen Maler wie Angelico da Fiesole. Karl hatte Sinn für feine Geselligkeit, elegante Formen und geistige Genüsse; darum versammelte er abends in seinen Gemächern im Vatikan Gesinnungsgenossen geistlichen und weltlichen Standes, jedes Mitglied der auf diese Art zusammengeführten Akademie mußte von Zeit zu Zeit eine gelehrte Abhandlung liefern, die durchgesprochen ward, mündliche Vorträge wechselten hiermit ab, Karl selbst bildete sich in dieser Akademie zu dem hinreißenden Redner aus, als den ihn die Mitwelt bewunderte; die Unterhaltung bewegte sich um Philosophie, klassische Litteratur und vorwiegend um Religion, ihr Ergebnis erschien 1748 als Noctes Vaticanae im Druck. Vom Papste unterstützt, erweiterte der Freund der Wissenschaft die von ihm in Pavia gemachte



Bildsäule des heiligen Karl Borromeo bei Arona.

Stiftung (s. oben) zum „Borromeischen Kolleg“, in dem hauptsächlich arme Theologen Wohnung und Pflege finden sollten; er unterstellte es der Leitung bewährter Männer, an ihrer Spitze seinem Vetter Federigo. Bis jetzt hatte er an den Freuden der Welt Anteil genommen, war auch dem Theater durchaus nicht feind gewesen und hatte gern Aufführungen geduldet, sofern sie in nichts gegen Religion und Sitte verstießen, im äußeren Glanz hatte er sich wohl gefühlt, jetzt aber ging in ihm eine Wandlung vor, die ihn dem Weltgenusse entrückte. Im November 1562 starb sein älterer Bruder Federigo, Marchese von Oria, der Erbe Karl war der letzte seines Zweiges, seine Familie bestürmte ihn darum, der Kirche zu entsagen und zu heiraten, Pius IV. selbst beschwor ihn, er möge die Borromei nicht erlöschen lassen. Karl besann sich nicht einen Augenblick, was er zu thun habe, nahm heimlich die Priesterweihe und überraschte mit diesem Schritte, der ihn von der Rückkehr in das Familienleben schied, die Seinen. Dem Oheim sagte er: „Heiliger Vater! ich habe mich der Kirche vermählt, der längst ersehnten Braut meiner Seele!“ Von nun an lebte er wie ein Asket in apostolischer Armut; er entäußerte seinen Haushalt des Prunkes und

nahm zum Gewissensrat und Beichtvater den Jesuiten Ribera, wie er lebenslang Bewunderer und Gönner des Jesuitenordens gewesen ist.

Auf Carlo Borromeo schien der Geist des Papstes Paul IV. übergegangen zu sein, denn sein erstes und hauptsächlichstes Sinnen beruhte darin, der katholischen Kirche die alte Macht und Autorität zurückzuerobern, dem Papsttum zur sittlichen und politischen Wiedergeburt zu verhelfen; in der Stille seines Studierzimmers entwarf er weit umfassende Pläne für das Wohl der Gesamtkirche. Besorgniserregend traten die Symptome zunehmender Lockerung des kirchlichen Verbandes auf, der Kaiser, Bayern, Frankreich, Polen handelten auf eigene Faust, in England herrschte der Protestantismus in der Person Elisabeths, nur Spanien hielt am Papsttum fest. Alles lag daran, das wiederholt abgebrochene Konzil von Trient fortzusetzen und den Wiener Hof zu gewinnen. Auf den Rat des Kardinals Borromeo erkannte Pius IV. Ferdinand I. in der von Paul IV. bestrittenen Kaiserwürde an und berief das Konzil zu Ostern 1561 wieder ein, es sollte „reformieren, was zu reformieren sei, auch an des Papstes Person, in seiner Sache“; die Protestanten Deutschlands wurden zu demselben eingeladen, lehnten aber natürlich ab. Karl stand auf dem Höhepunkte der Macht, er war der oberste Staatsmann, in dessen Händen die Fäden zusammenliefen, und leitete die ganzen Verhandlungen der Versammlung, von der die römisch-katholische Kirche ihre Reformation an Haupt und Gliedern erhoffte; der ernste, zielbewußte Paladin der Reformbewegung bestand streng auf der schärfsten Fassung der Disciplinar- und Glaubenssätze und veranlaßte seinen Oheim, die Beschlüsse des Konzils thatsächlich ins Leben zu führen; Pius bestätigte sie feierlich am 26. Jan. 1564, und Karl trat in die Kommission zur Vollziehung des Tridentinums. Auch hatte er wesentlichen Anteil am Zustandekommen des Index librorum prohibitorum und des römischen Katechismus, an der Überarbeitung des Breviers und des Meßbuchs und stand der Revision der Vulgata nicht fern. Von Trient datiert der heutige römische Katholicismus. Die umfangreiche Thätigkeit, welche Karl als Papstnepote und erster Vertrauter in Rom entfaltete, erlitt durch ihn selbst eine Unterbrechung; er bestand darauf, daß laut Satzung des Konzils die Bischöfe und Erzbischöfe in ihren Sprengeln residieren müßten. Der ihm zugewiesene Mailänder Sprengel war der größte Italiens, ihm unterstanden 15 Suffraganbischöfe, 1220 Kirchen und 170 Klöster, denn es gehörten dazu außer dem Herzogtum Mailand Teile der Republiken Genua, Venedig und Schweiz; er umfaßte über eine halbe Million Seelen. Ein volles Jahrhundert war er nicht ordentlich verwaltet worden, der Klerus überließ sich schlechten Sitten, der Faulheit und Unwissenheit, fast bis auf die Spur verschwand die kirchliche Ordnung, Aberglaube und Unglaube reichten sich die Hand; man sagte, wer die Hölle verdienen wolle, müsse Geistlicher werden! Was Karls Generalvikar und sein Weihbischof thaten, auch des letzteren Rundreisen in der Erzdiöcese konnten das Übel nicht heilen, die Geistlichkeit war erbost über jede Verfügung, die ihr lockeres Leben störte; warum sollte in Mailand mehr Zucht sein als rings umher? Die Meisterlosigkeit verlangte ihr Existenzrecht und fand in der Wiederherstellung kirchlicher Ordnung eine unverschämte Forderung; die Klöster, in denen die geistige Erschlaffung zu Hause war, setzten vor allen Widerstand entgegen. Weit weniger verderbt war das Volk. Karl hatte durch seinen sittenstrengen Wandel die allgemeine Verehrung erworben und man hatte in Mailand oft davon gehört; alle erzbischöflichen Einkünfte wurden zu gunsten der Mailänder Armen und Kranken, zur Errichtung von Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten verwendet; zur Hebung des Klerus errichtete Karl den Jesuiten in Mailand ein Haus, das sie im Dezember 1564 bezogen, Seminare traten ins

Digitized by Google

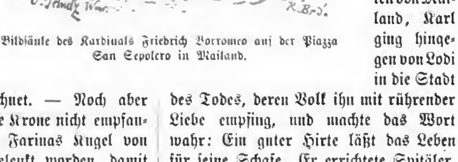
Leben. Karl ließ es in Rom keine Ruhe, endlich erlaubte ihm der Papst, auf unbestimmte Zeit nach Mailand zu gehen, und ernannte ihn zum apostolischen Bevollmächtigten für ganz Italien. Seine Reise durch Italien war ein Triumphzug der Frömmigkeit, sein Einzug in Mailand am 23. September 1565 für das Volk ein Freudenfest; er ließ sofort die Ahnenbilder, die man an seinem Palaste angebracht, entfernen und ersetzte sie durch das Bild des heiligen Erzbischofs Ambrosius, den er sich zum Muster genommen; am ersten Sonntage wählte er den Text: „Ich habe sehnsüchtig danach verlangt, das Osterlamm mit euch zu essen," am 15. Oktober hielt er das erste Provinzialkonzil; tüchtige Gehilfen hatte er aus Rom mitgebracht, um die Erzdiöcese zu reformieren. Da rief ihn der erkrankte Oheim nach Rom zurück, Karl konnte ihm noch die Sterbesakramente reichen und Pius IV. verschied am 10. Dezember in seinen Armen. Karl trug in hohem Grade zur Erwählung von Pius V. bei, ließ sich aber durch keine Bitten in Rom fesseln und lebte seit seiner Rückkehr nach Mailand, 5. April 1566, fast gänzlich seiner großen Gemeinde, deren Reform er im Einvernehmen mit dem vom Volkswitze als Fra Michele dell' Inquisizione verschrienen überstrengen Papste vornahm; Filippo Neri nannte ihn „einen sehr geschickten Menschendieb". In seiner Pastoralthätigkeit galt es ihm besonders,

Front und Seitenansicht des Domes von Mailand.

den Klerus zu erziehen; hierfür hielt er am geeignetsten Provinzial- und Diöcesansynoden; die Akten seiner sechs Provinzial- und elf Diöcesansynoden erschienen 1599 zuerst im Drucke, die Versammlungen dienten den meisten Sprengeln Italiens zum Vorbilde. An verschiedenen Orten errichtete Karl Knaben-Seminare als Voranstalten für das Mailänder, in den Schweizer Kantonen sollte dem Protestantismus der Krieg erklärt werden, darum schuf er das „helvetische Seminar“ in Mailand, dessen Zöglinge die Schweiz überschwemmten. Seine Reformen sollten den Weg zum Kampfe gegen den Protestantismus bahnen, den er verabscheute. Dreimal visitierte er unter wachsender Gewaltthätigkeit das Veltlin, stellte den Evangelischen bis in die höchstgelegenen Punkte des Engadin nach, ließ Kaufleute als verdächtig aufgreifen, protestantische Pfarrer vertreiben oder der Inquisition ausliefern; die Regierung Venedigs trat ihm geradezu in den Weg, als er in Valcamonica Hexen verfolgte und in Brescia reformierte. Seine Visitationen sind für Karl höchst charakteristisch, nur das notwendigste Personal begleitete ihn, keine Gegend war ihm zu unwirtlich, keine Alp zu steil, am Pilgerstab kletterte er empor, sein Gepäck oft selbst tragend; darum gerade wirkte sein Auftreten so urgewaltig. Lehrreich ist sonderlich seine Schweizer Visitationsreise von 1570, auf der ihm die Protestanten ebenso huldigten wie Roms Söhne; im Anschlusse an die dort gesammelten Erfahrungen veranlaßte er Gregor XIII., einen Nuntius für die Schweiz zu bestellen, in Freiburg und Luzern siedelten sich Jesuiten an; 1583 wurde er apostolischer Visitator von Graubünden und Schweiz, Bevollmächtigter für die Sprengel Como, Chur und Konstanz, er visitierte im November 1583 Graubünden, wo die grausigste Verwilderung herrschte, und bekehrte durch Predigt und Beispiel Tausende. Er gab den Anlaß zu dem 1586 von den sieben katholischen Kantonen unter päpstlichem Protektorate geschlossenen „Goldenen Borromeischen Bunde“. Den hartnäckigsten Widerstand fand Karl bei den geistlichen Orden. Als er das verlotterte Stift von Sta. Maria della Scala visitieren wollte, verschanzten sich die Chorherren hinter ihren Privilegien und riefen Spaniens Schutz an, wagten es, Karl mit bewaffneter Macht den Weg zu verlegen, es kam vor der Kirche zum Kampfe und sie schleuderten den Bann gegen den Kirchenfürsten, um freilich schweren Strafen zu verfallen. In gleicher Weise zwang Karl die Franziskaner, den stolzen Nacken unter das Gesetz zu beugen; ganz verwildert fand er die reichen Humiliaten, die seine strengen Anordnungen dergestalt erbosten, daß sie vor gemeinem Verbrechen nicht zurückbebten. Am Abend des 27. Oktober 1569 kniete Karl in seiner Kapelle bei der Andacht, zu der sich sein Haushalt zu versammeln pflegte, am Altar, als der von drei Pröpsten gemietete Humiliat Farina eine Pistole auf ihn abfeuerte; Karl glaubte zwar tödlich getroffen zu sein und empfahl Gott seine Seele, ließ jedoch den Gottesdienst zu Ende führen; die Kugel hatte nur die Goldstickerei des Chormantels gestreift und ein Mal auf der Haut verursacht; die Rettung vom sicheren Tode erschien aller Welt als Wunder, und die Teilnahme in allen Kreisen war grenzenlos. Man bot Karl eine Sicherheitswache an, doch lehnte er sie mit dem schönen Worte ab: „Die Gebete meines Volks werden mein Leben besser schützen als ein Regiment Soldaten!“ Er zog sich einige Tage in tiefe Einsamkeit zurück, bat den Papst und die Behörden, von amtlichen Nachforschungen nach dem Mörder abzusehen, doch rasteten sie nicht, bis die Schuldigen entdeckt waren; trotz Karls Fürbitte büßten diese 1570 mit dem Tode, und Pius V. hob durch Bulle vom 8. Februar 1571 den Orden der Humiliaten auf, dessen Güter er zu frommen Zwecken verwendete oder Karl zu solchen überließ. Der Eindruck dieser Begebenheit war mächtig genug, um den Widerstand sämtlicher Orden

Digitized by Google

gegen Karl zu beseitigen; manche waren ihm kräftige Helfer bei der Reorganisierung des Klerus, neben den Jesuiten die Barnabiten, Kapuziner und Theatiner, die Schulbrüder, die Schulschwestern und die von ihm gestiftete Kongregation der Oblati, auf deren blinden Gehorsam er bauen konnte; den Jesuiten übertrug er 1567 eine Parochie in Mailand. Er gründete ein adeliges Erziehungshaus, viele Wohlthätigkeitsanstalten, Bruderschaften u. s. w., Segen bezeichnete seine Pfade; den größten Teil seiner von Haus aus und durch seine Ämter übergroßen Einkünfte wies er den Armen zu. Karls Anordnungen über das gesamte Armenwesen, besonders auch über Beaufsichtigung der Gefängnisse und Gefangenenbehandlung, sind bis heute unübertroffen, durchaus human und nicht minder praktisch; sie bilden ein kleines Gesetzbuch für sich. Auch finden die Gefängnisgeistlichen von heute ihren Dienst genau in der „Instruktion für den geistlichen Präfekten der Gefängnisse von Mailand" vorgezeichnet. — Noch aber hatte sein Wirken die Krone nicht empfangen, und doch war Farinas Kugel von der Vorsehung abgelenkt worden, damit eben Carlo Borromeo kein Märtyrer, sondern der Schutzengel Mailands werde.

Bildsäule des Kardinals Friedrich Borromeo auf der Piazza San Sepolcro in Mailand.

Während die Mordgesellen noch verfolgt wurden, brach im Winter 1569/70 eine Hungersnot im Mailändischen aus, die Landleute strömten in die Stadt und der Kardinal-Erzbischof gab so reichlich, daß ihm schließlich nichts übrig blieb, als selbst zu den Wohlhabenden zu gehen und Almosen für das Volk einzusammeln; ohne jede polizeiliche Hilfe hielt sein Ansehen allein in der furchtbaren Not die Ordnung aufrecht. So hatte er den Beweis wahrer Frömmigkeit, nicht leeren Lippendienstes von neuem geliefert, hatte Selbstentsagung und Opferwilligkeit gepredigt und bethätigt. Noch weit härtere Proben sollten ihm auferlegt werden — würde er auch sie bestehen? Im Frühjahr 1576 trat die Pest im Herzogtum Mailand auf und nahm alsbald entsetzliche Dimensionen an; der spanische Gouverneur Ayamonte, der Adel und die Behörden flüchteten von Mailand, Karl ging hingegen von Lodi in die Stadt des Todes, deren Volk ihn mit rührender Liebe empfing, und machte das Wort wahr: Ein guter Hirte läßt das Leben für seine Schafe. Er errichtete Spitäler, stattete sie mit allem aus und opferte der Not an Geld und Gut, was er be-

Digitized by Google

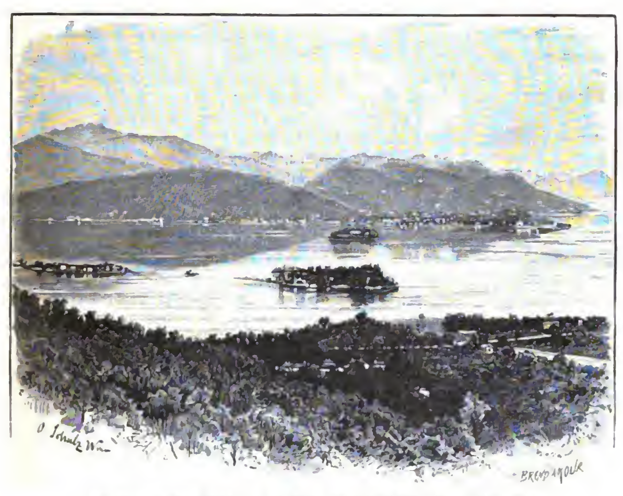
saß; er verkaufte das Marchesat Oria für 40000 Kronen; er stand Tag um Tag am Krankenbette, ohne Furcht vor Ansteckung, bereitete den Leidenden, wenn ihr entfliehendes Leben nicht mehr zu fesseln war, den Weg zum Himmel und kannte in seinem heiligen Berufe keine Ermüdung. Nur mit Mühe gelang es ihm, seine Geistlichen zu gleichen Opfern zu bringen, dann aber kamen sie in hellen Haufen herbei, Frauen und Männer wurden Krankenpfleger, die Zahl der Genesenden aber war sehr klein, allein hundertzwanzig Weltgeistliche und vierzehn Mönche starben bei der Wartung. Karl veranstaltete im Oktober drei allgemeine Bußprozessionen und schritt einher im langen Bußgewande, barfuß, einen Strick um den Hals; heute noch hängt in einer Kapelle des Domes das hölzerne Kruzifix, das er der Prozession vorantrug. Die ganze Stadt glich einem Kloster, auf den Straßen standen Altäre zum Meßdienst, siebenmal des Tages läuteten alle Glocken von den Pfarrkirchen, aus den Fenstern beteten und sangen die seit Ende Oktober in den Häusern polizeilich eingesperrten Einwohner. Mit Anfang 1577 brach die Kraft der Seuche, aber erst im Januar 1578 war sie ganz zu Ende, sie hatte in der Stadt allein über 17000 Opfer gefordert.

Mehr als je verehrte das Mailänder Volk den werkthätigen Oberhirten, noch heute bezeichnet es die Seuche als La Peste di San Carlo; Karl selbst wünschte das Gedächtnis an die Schreckenszeit in der Bevölkerung wach gehalten zu wissen und schrieb darüber zwei Abhandlungen. Freilich verlangte er zu viel. So bestritt er, als er in Bergamo visitierte, der Signoria das Recht der Besteuerung von Kirchengut, mischte sich bei der Visitation Brescias in die Verwaltung des Spitals und des Leihhauses wie in die von Laienbrüderschaften und frommen Stiftungen und wollte ganz wie in Mailand Turniere und öffentliche Spiele an den Feiertagen aus eigener geistlicher Machtvollkommenheit verbieten. Gregor XIII., der Nachfolger Pius' V., der Karl sehr hoch schätzte, fand dennoch, er gehe zu weit, wolle die Besserung in allem und mit einem Schlage. In Mailand erklärte Karl sogar ein Senatsurteil für nichtig und ordnete unter Androhung des Bannes den Widerruf an, weil es vor das geistliche Gericht gehöre. 1579 beschwerten sich die katholischen Kantone der Schweiz bei Gregor, weil sich Karl bei ihnen eine Gerichtsbarkeit über den Klerus anmaße, der doch stets nur einheimischen Richtern unterstehe. Wenn solche Klagen kamen, gab der Papst stets Karl recht und zog die Verhandlungen in die Länge, unbekümmert um die Erbitterung in Madrid, Mailand, Venedig ꝛc. Vor allem waren der Senat Mailands und der spanische Statthalter auf ihre Befugnisse eifersüchtig und verbaten sich jeden Eingriff in die Rechte des Staates; man streute aus, Karl beabsichtige, das Volk gegen die ohnehin nicht beliebte spanische Herrschaft aufzuhetzen, er geriet mit dem 1571 eingesetzten Statthalter Requesens in Streit und sprach sogar die Exkommunikation über ihn aus; Requesens ließ Arona, den Sitz der Borromei, militärisch besetzen, als könne man ihnen nicht trauen, und stellte Karl in seinem Palast unter Überwachung; der gehässige Streit endete 1573 mit der Abberufung des Statthalters, der Groll bei Karls Gegnern wuchs jedoch gerade durch seinen Sieg, sie verklagten ihn 1579 in Rom wegen seiner überstrengen Verfügungen, und der neue Statthalter veranstaltete am ersten Fastsonntage während des Gottesdienstes einen Faschingszug, um ihn zu verhöhnen. Gregor XIII. empfing Karl mit ausgesuchten Ehren, untersuchte genau die Beschwerden und sprach ihn am 9. März 1580 völlig frei; unter einem neuen Statthalter, seit 1582, herrschte unverbrüchliche Eintracht mit Karl, ja man scherzte, Mailand werde von zwei Kardinälen regiert, deren einer ein langes, der andere ein kurzes Kleid trage.

Die Korrespondenz Karls umfaßte die ganze katholische Welt; der von den

Digitized by Google

Zeitgenossen als Lehrmeister der Bischöfe bezeichnete Prälat war die Verkörperung des im Tridentinum waltenden Geistes, seine zahlreichen Schriften waren, wie sein Wirken, durchaus praktischer Natur. Aus tiefer Verwilderung heraus hat Karl die Erzdiöcese zum „neuen Jerusalem" umgeschaffen; nach innerer Vertiefung und Neubelebung des Katholicismus ringend, war er für alles Schöne und Edle empfänglich, feinfühligen Geistes, begriff daher den hohen Wert der Kunst als Werkzeug des Glaubens und der Religion, als vorzügliches Mittel, um auf das Gemüt der Massen einzuwirken; und so hat er auch als Kunstmäcen und Bauherr seine Rolle gespielt.



Die Borromeischen Inseln; in der Mitte vorn Isola bella, hinten Isola madre.

Der Einfluß Alessis wurde Schritt um Schritt verdrängt, seit mit Karl die kirchliche Reform in Mailand festen Fuß faßte; die formenreinere und strengere, aber auch freudlosere Richtung in der römischen Kunst, die Schule des Vignola, erlangte in Oberitalien die Herrschaft. Karl fand ausgesprochenen Geschmack an Vignolas Schüler, dem Bologneser Pellegrino di Tibaldo de' Pellegrini, der gemeinhin als Tibaldi bekannt ist; derselbe ließ eine Zeit lang die Palette ruhen und baute; er schuf im Auftrage Karls den Palazzo della Sapienzia in Pavia, baute das erzbischöfliche Palais in Mailand um, indem er, ganz in Karls Geist durch düstere Majestät wirkend, im vorderen Hofe die ernsten und edlen zwei Geschosse Arkaden anlegte, die unten toskanische, oben jonische Pilaster zeigen; 1569 ließ Karl von ihm die Jesuitenkirche San Fedele errichten, die lange als klassisches Muster galt; seit 1573 baute er mit Martino Bassi die Kirche San Lorenzo im Anschlusse an den alten Grundplan um; zur Feier des Erlöschens der Pest entstand unter seiner Leitung die Kirche San Sebastiano. Am 7. Juli 1567 berief ihn Karl zu Arbeiten an dem Mailänder Dome, Tibaldi lieferte

zunächst Zeichnungen zu Glasmalereien, um dann ohne jede Rücksicht auf den Stil des Baues die Krypta unter dem Chor und das Taufbecken von Porphyr zu gestalten; er legte das Marmorpflaster und Karl schenkte aus den Brüchen von Baveno die zwei mächtigen Granitsäulen am Eingange des Domes, den er am 20. Oktober 1572 einweihte, Tibaldi führte die Seitenaltäre aus und entwarf für die Fassade eine Zeichnung, doch sind von ihm nur die fünf Portale und die vier Fenster über den kleineren; Jakob Burckhardt bezeichnet sie als „wahre Unika der höchsten und wirksamsten Pracht, welche die Spätrenaissance in weißem Marmor entwickelt hat, an innerem Leben den gotischen jüngeren Teilen der Fassade unendlich überlegen“. Gewiß war Tibaldi der wirksamste Vertreter der Spätrenaissance in Oberitalien, bei meist sehr einfachen baulichen Ideen sicher und flott im Wurfe; doch blieb sein Plan zum gänzlichen Ausbau des Domes auf dem Papiere, Karls Nachfolger Friedrich Borromeo verwarf ihn mit den Worten, es sei „ein Pferdeleib an einem menschlichen Körper wie bei einem Walddelphin (Centauren)“. Tibaldi ging nach Spanien, entwarf den Plan zum Escorial und griff zum Pinsel zurück; als Marchese di Valsolda starb er 1592. Friedrich hatte seine Stelle als Dombaumeister 1587 Bassi gegeben und 1595 befohlen, die Kirche auf die ursprünglich projektierte Lage zu bringen, schrieb auch 1600 und 1605 Konkurrenzen für die Fassadendekoration aus; doch blieben alle Pläne unerledigt, und erst seit 1805 vollendete Amati die Fassade im Auftrage Napoleons nach Tibaldis etwas modifizierten Entwürfen. Auch auswärts war Tibaldi für Karl thätig gewesen, 1578 und 1584 besuchte Karl den Wallfahrtsort Sacro Monte bei Varallo und sandte Tibaldi, der dort die Kapelle Adams und Evas u. a. baute. Karl gründete die Kirche San Marcellino bei Neapel u. a.

Auch für die Geschichte der Musik ist Karls Haltung wichtig geworden; der ganz verweltlichte Charakter der Kirchenmusik hatte das Tridentinische Konzil zur Prüfung veranlaßt, wie diesem Skandale abzuhelfen sei; Pius IV. ernannte eine Kommission, die entscheiden sollte, ob künftig in den Kirchen Musik erlaubt sei oder nicht. Lange stritt man hin und her, und Karl, das Haupt der Kommission, schien nicht abgeneigt, sich gegen die Beibehaltung der Musik auszusprechen. Als aber Palestrina vor dem Papste, Karl und der Kommission die wunderbare „Messe des Papstes Marcellus“, dies unübertroffene Muster erhabener Einfachheit, aufführte, schwieg jeder Zweifel; von ihren Klängen überwältigt, sprachen sich alle für die Beibehaltung aus.

Karls Gesundheit war nie stark gewesen, nur seine eiserne Willenskraft hatte sie zur Fügsamkeit in den Dienst seines Amts gezwungen, im Herbste 1584 aber waren seine Kräfte erschöpft; schwer krank von Arona nach Mailand gebracht, hauchte er mit den Worten: „Sieh da, Herr, ich komme!“ am Abend des 3. November 1584 die Seele aus.

Die ganze Bevölkerung fühlte sich verwaist, allgemeiner Jammer umgab sein Grab, einer der größten Wohlthäter des Jahrhunderts war dahingegangen. Im Widerspruche mit seinem Wunsche, einfach begraben zu werden, ruht Karl unter der Kuppel des Domes in der unterirdischen Kapelle, die von Gold und Barockverzierungen strahlt, in juwelenbesetztem Schreine, um den stets dichte Massen Betender versammelt sind; sein Motto „Humilitas“ verträgt sich gar wundersam mit dem gleißenden Pompe, der sein Skelett umgiebt. Seine glänzenden Eigenschaften, seine unvergleichlichen Tugenden veranlaßten frühe seine Kanonisierung, Paul V. vollzog sie am 1. November 1610 zu Allerheiligen und setzte den 4. November zu seinem Gedächtnistage ein; freilich kostete die Heiligsprechung den Borromei enorme Gelder. Die Kunst hat sich des heiligen Karl mit Vorliebe als Sujets bedient; wir begegnen seiner hageren gebückten Gestalt, den milden dunklen Augen, der hohen schmalen Stirn

Digitized by Google

und der charakteristischen mächtigen Adlernase gar häufig, die Bologneser Schule nahm den Gönner Tibaldis besonders gern zum Vorwurf, die Caracci, Guido Reni, Guercino, Procaccini, Crespi u. s. w. malten ihn, auch Ausländer verewigten seine Züge, so Philippe de Champagne, Le Brun; meist erscheint er in seiner glorreichen Thätigkeit während der Pest oder vereint mit San Francesco d'Assisi, Sta. Francesca Romana und San Filippo Neri. Die Goldschmiede in Mailand errichteten ihm eine lebensgroße Statue in Silber, die in der Sakristei des Domes steht, sein Denkmal ziert die Piazza Borromeo nahe dem Palaste der Familie, der schöne Bilder enthält; auf einer die Gegend weithin beherrschenden Höhe bei Arona erhebt sich auf dreizehn Meter hohem Sockel sein einundzwanzig Meter hohes Standbild, ein Werk Ceranos, das ihm seine Familie und das Landvolk 1697 errichteten; die Figur ist aus Erz, das Kleid aus geschlagenem Kupfer, die Dimensionen sind so riesenhaft, daß im Kopfe drei Menschen Platz finden, segnend hält San Carlo die Hand über das Land. Zahlreiche Kirchen tragen seinen Namen, drei allein in Rom, in der zu Mailand, einer Imitation des römischen Pantheon, finden wir eine schöne Marmorarbeit Marchesis, den Heiligen, wie er eine erste Kommunion leitet.

Karl schien ein zweites Mal in seinem Vetter Federigo Borromeo aufzuleben, der als Sohn des Grafen Giulio Cesare und der Margherita Trivulzio am 18. August 1564 in Mailand zur Welt kam. Er sollte Soldat werden, hatte aber zu große Neigung zum Studium, seit er Bologna besucht hatte, und setzte, nachdem ihn San Carlo 1580 in der Kirche zu Rorato zum Geistlichen geweiht, sein Studium in Bologna, dann im Borromeischen Kolleg zu Pavia und in Rom fort, wo er die Aufmerksamkeit von Filippo Neri, Cesare Baronio und Bellarmin erregte. Als San Carlo starb, verlangte ihn Mailand trotz seiner Jugend zum Nachfolger im Kardinalate, der Papst ernannte ihn 1587 zum Kardinal mit dem Titel von Sta. Maria degli Angeli und weihte ihn 1595 in Person zum Erzbischof von Mailand; ein seltener Ruf der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit flog ihm voraus. Friedrich war in den kritischsten Zeiten pflichttreu, erkaltete nie in Predigt und Lehre, war ein leuchtendes Vorbild für den Klerus Italiens und that alles in Menschenmacht Stehende, um den Menschen zu nützen; da San Carlo sein Muster war, so müßte ich dessen Tugenden alle wiederholen, um die Friedrichs zu schildern; Alessandro Manzoni hat in dem Roman „I promessi sposi“ unsterbliches Lob jenem Leben gesungen, das „rein dahin rann, wie ein Bach, aus dem Felsen klar hervorsprudelnd, ohne in seinem langen Laufe über mannigfachen Boden hin gehemmt oder getrübt zu werden“. Auch unter Friedrich kam die Pest 1630 nach Mailand, eingeschleppt durch den mantuanischen Erbfolgekrieg, und wir wissen aus Manzoni, mit welchem Ruhme sich Karls Nachfolger bei ihrer Bekämpfung bedeckte, während fast hundert Pfarrer in der Stadt im Berufe erlagen; er tröstete die Notleidenden mit der Versicherung: „Sendet uns Gott um unserer Sünden willen diese Geißel, so verzaget nicht: ich und mein Klerus werden euch nicht verlassen“, und er hielt Wort; für die Madonna hatte er einen goldenen, mit Edelsteinen besetzten Mantel bestimmt, jetzt verteilte er das Geld unter die Armen und dankte der Gottesmutter, die ihm diese Gaben ermögliche, an denen sie den liebsten Mantel finde; so speiste er auch während der Hungerjahre 1627/28 allmorgendlich zweitausend Arme, seine Wohlthätigkeit war fürstlich und auch er hätte die Heiligsprechung wohl verdient. Bei seiner ausgebreiteten Hirtenthätigkeit fand er noch Muße zur Unterstützung der Kunst, wie denn Aurelio Trezzi und Giuseppe Valeriani unter ihm Bauten aufführten, und schrieb über theologische Themata jeder Art lateinisch und italienisch, seine Arbeiten sind nur zum Teil gedruckt und heute vergessen. Hingegen lebt der große

Digitized by Google

Kirchenfürst fort durch die 1609 eröffnete Ambrosianische Bibliothek, die nach der Bodlejana in Oxford die erste dem Publikum zugängliche gewesen ist; in ihr legte er San Carlos Korrespondenz, Teile seiner Reden und sein Missale mit dem Motto „Humilitas“ nieder, hier vereinigte er mit der Freigiebigkeit eines mächtigen Herrschers die litterarischen Schätze aller Welten, gründete eine Druckerei für wissenschaftliche Zwecke und ein Doktorenkollegium, Schulen für Philosophie und Litteratur, hier ließ er Unterricht in den schönen Künsten erteilen, die ebenfalls in der Ambrosiana ihre Stätte fanden. Er starb am 22. September 1631 in Mailand, in dessen Dom er ruht (Nordumgang).

Im Laufe des Jahrhunderts sollte die Familie nochmals zu Weltruf gelangen, diesmal nicht im Dienste der Kirche, sondern lediglich im Dienste einer speciellen Art der Kunst. Schon Graf Carlo III. hatte 1632 auf den der Familie seit lange gehörigen Inseln im Lago maggiore künstliche Anlagen begonnen, doch verdankt die Isola bella, unstreitig die schönste derselben, wie die Isola madre ihre Entfaltung dem 1690 verstorbenen Grafen Vitaliano; er ließ mit Graf Renato seit 1671 den Glimmerschieferfels durch Aufschütten fruchtbarer Erde in Gärten umwandeln, zweiunddreißig Meter hoch erheben sich zehn Terrassen übereinander, dasselbe Motiv verkleinert wiederholend, bedeckt mit Statuen und Grotten, gekrönt vom Einhorn des Borromeoschen Wappens; alle Pracht der südlichen Flora ist hier vereint, man wandelt durch Haine von Orangen und Citronen, himmelhoch ragen die Cedern des Libanon neben indischen Feigenbäumen, Eukalyptus und Bambus empor; hier steht ein Kampferbaum, die Luft weithin mit seinem durchdringenden Dufte erfüllend, dort eine Korkeiche; Kirschlorbeer, Myrte, Magnolien und Azaleen, Kamelien und Granaten häufen sich in dichten Gruppen, ganze Hügel von Agaven strecken sich dahin wie Riesensterne; unter den Lorbeerbäumen, den denkbar schönsten Exemplaren, trägt einer das von Napoleons I. Hand eingeschnittene Wort „Battaglia“. Es herrscht zwar in den ganzen Anlagen ausgesprochen Zopf- und Barockgeschmack, nichtsdestoweniger sind sie von wunderbarer Schönheit und Abwechselung; dasselbe gilt von Isola madre, die mit ihren einfacher gehaltenen sieben Terrassen vielen besser gefällt. Ist der Palast auf ihr unbewohnt, so dient hingegen der auf Isola bella den Grafen Borromei als Herbstaufenthalt; er ist ganz im Barockstil aufgeführt, unverhältnismäßig groß und im nördlichen zum Theater bestimmten Flügel unvollendet; die im Laufe der Zeit zusammengebrachte Einrichtung bietet manches Interesse; wir sehen die Gemächer, in denen Napoleon I., die abenteuernde Karoline von Großbritannien, Karl Felix von Savoyen als Gäste der Borromei gewohnt; Gobelins, Zeugnisse staunenswerten Fleißes, hängen von den Wänden nieder, bedeckt mit allerhand Fabeltieren und Sonderbarkeiten; die Gemäldegalerie weist manches gute Original, manche hervorragende Kopie auf; auch vom Maler Tempesta, der als Verbannter auf Isola bella lebte, weil er sein Weib ermordet hatte, ist mancherlei; in der Kapelle sind schöne Grabmäler von Bambaja. Von einem ganz eigenen Geschmacke zeugen die im Entresol befindlichen weiten Hallen von Muschelkalk und imitiertem Tropfstein, durch die hindurch sich entzückende Aussichten erschließen; es ist ein Zauber-Eiland. Überall vermählen sich mit der Pflanzenpracht die architektonischen Formen des Mailänder Barockstils und die zierlichen Schmuckgestalten der älteren Alessischen Schule. Dabei der unvergleichliche Blick auf den weiten blauen See, auf die Dörfer und Städte ringsum und auf den Kranz schneegekrönter Berge — alles dem Publikum zugänglich durch die Güte und Menschenfreundlichkeit der Erben San Carlos und Federigos!

Digitized by Google



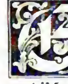
Artesischer Brunnen in der Nähe der Oase Sidi Amrun, erbohrt 1884; liefert 6000 Liter Wasser in der Minute.

Bis in die Wüste.

Reiseschilderungen aus Ost-Algerien und dem angrenzenden Saharagebiet

von

M. A.



Es war im Dezember 1889, als der Schreiber dieser Zeilen, den der Wunsch, auf einige Monate dem rauhen nordischen Winter zu entgehen, zu einer Reise nach Nordafrika veranlaßt hatte, zu Philippeville, einem der Häfen der Provinz Constantine (östliches Algerien), landete. Die ein südeuropäisches Gepräge tragende Hafenstadt wurde bekanntlich im Jahre 1838 vom Marschall Vallée, dem damaligen französischen Oberbefehlshaber in Algerien, auf den Ruinen des alten Rusciada gegründet und nach dem Könige Louis Philippe benannt. Ursprünglich im innersten Winkel der halbmondförmigen Bai und zu beiden Seiten einer achthundert Meter langen und hundertfünfzig Meter breiten nordwärts bis zum Meere verlaufenden Thalschlucht angelegt, hat sich die Stadt innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte über einen großen Teil der die Meeresbucht im Süden, Südosten und Südwesten umgebenden Abhänge, an denen sie terrassenförmig emporsteigt, ausgedehnt. Obwohl sie in ihrer äußeren Erscheinung durchaus modern ist, enthält sie doch einige höchst bemerkenswerte altrömische Bauwerke, unter denen das Amphitheater mit seinen zum Teil noch wohlerhaltenen Umfassungsmauern, Wölbungen und Gängen eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bildet. Dasselbe liegt auf einer Anhöhe etwa zweihundertfünfzig

Digitized by Google

Fuß über dem Meeresspiegel, und von dem Halbrund des imposanten Baues eröffnete sich dem daselbst verweilenden Bewohner der alten Rusciada ein weiter Ausblick über Land und Meer. Während zur Zeit der Römerherrschaft die blutenden verstümmelten Körper der Gladiatoren und der von wilden Bestien zerrissenen Unglücklichen den Boden der Arena bedeckten, trifft man heutzutage innerhalb des Amphitheaters die verstümmelten Nachbildungen menschlicher Körper. Man hat nämlich das besagte Bauwerk neuerdings zu einer Art Altertumsmuseum eingerichtet, in welchem die in der Umgebung der Stadt ausgegrabenen Statuen und sonstige antike Kunstwerke aufgestellt werden. Während das an das römische Amphitheater von Philippeville sich knüpfende archäologisch-architektonische Interesse in vergangene Jahrhunderte zurückgreift, ist ein anderes ebenfalls aus dem Altertum stammendes Bauwerk der besagten Stadt noch heutzutage für dieselbe von hervorragender praktischer Bedeutung. Auf einem Bergabhange nordwestlich von der Stadt, aber zugleich innerhalb jener Festungsmauer, welche dazu bestimmt ist, Philippeville gegen vom Land her drohende Angriffe sicher zu stellen — dort finden wir zwei umfangreiche Reservoire, welche ursprünglich von römischen Baumeistern hergestellt, gegenwärtig noch die Stadt mit Trinkwasser versorgen. Auch ein Besuch des vier Kilometer westlich von Philippeville unmittelbar am Meeresstrande und zugleich am Fuße des die Bai im Westen abschließenden Gebirgsmassivs gelegenen Fischerdorfes Stora verlohnt sich für den Reisenden sehr wohl der Mühe. Die Straße, welche mich dorthin führte, folgt zunächst der Ausbuchtung des Meeresufers und bot mir Gelegenheit, während ich in leichtem Gefährt dahinrollte, das ewig wechselnde Wellenspiel des in herrlichster Bläue sich vor mir ausbreitenden Oceans zu beobachten. Dann aber erhebt sich die Straße zum Abhang der zuvor erwähnten Höhenzüge, welche von einer üppigen Vegetation — im wesentlichen sich zusammensetzend aus Korkeichen, Oliven- und Mastixbäumen, Myrtensträuchern, Oleanderbüschen u. dergl. — bedeckt sind und wo das bald mattere, bald intensivere Grün der Vegetation zu der grauen oder gelblich-braunen Färbung des an der Berglehne zu Tage tretenden Talkschiefers einen überaus wirksamen Kontrast bildet. Stora selbst wird ausschließlich von Italienern und Maltesern bewohnt, die hier dem einträglichen Geschäfte des Sardinenfangs obliegen, während sie an anderen Punkten der algerischen Küste mit Vorliebe Korallenfischerei betreiben. Letztere Thatsache bereitet der Verwaltung der französischen Kolonie nicht geringe Schmerzen, da diese den aus jenen Gewerben sich ergebenden Gewinn gern ihren eigenen Landsleuten zuwenden möchte, und da sie das Vorhandensein einer anderen, keinerlei Neigung zur Verschmelzung mit der französischen Kolonialbevölkerung aufweisenden europäischen Nationalität auf dem Boden Algeriens nur mit Widerwillen duldet.

Ehe ich den Leser dazu auffordere, mich auf jenem Streifzuge zu begleiten, den ich von Philippeville aus in das Innere der Provinz Constantine und von dort aus in das angrenzende Saharagebiet unternahm, möchte ich über die klimatischen Verhältnisse der besagten Hafenstadt sowie überhaupt des algerischen Küstengebiets hier noch einige Mitteilungen machen. Wird schon die Hauptstadt Algeriens mit vollem Recht als eines der vorzüglichsten Wintersanatorien für Brustleidende und mit anderweitigen Krankheitszuständen behaftete Personen bezeichnet, so ist Philippeville in noch höherem Grade als südliche Winterstation zu empfehlen, da die zu Algier sich häufig in unangenehmer Weise fühlbar machenden Nordwinde in der ersterwähnten Hafenstadt und deren Umgebung wegen der außerordentlich geschützten Lage dieses Küstenpunktes nicht zur Geltung kommen. Im übrigen unterscheidet sich das Klima Philippevilles nicht wesentlich von dem-

Digitized by Google

jenigen der Hauptstadt, dessen Vorzüge hauptsächlich in der Gleichmäßigkeit der Witterung, der relativen Geringfügigkeit der barometrischen Schwankungen und der geringen Anzahl von Regentagen bestehen — Verhältnisse, die es ermöglichen, daß auch Personen mit zarter Gesundheit fast täglich vom Morgen bis zum Abend im Freien verweilen können. Im algerischen Küstengebiete hat nach den meteorologischen Aufzeichnungen der beiden letzten Jahrzehnte das Jahr durchschnittlich nur siebzig Regentage; aber in diesen wenigen Regentagen fallen ziemlich bedeutende Wassermengen, so daß das Totalquantum der feuchten Niederschläge daselbst durchschnittlich 697 Kubikmillimeter im Jahre beträgt. Man kann in dem besagten Gebiete nicht von einer Regenzeit und einer regenlosen Zeit reden, da auch im Sommer, der im allgemeinen trocken ist, daselbst an einzelnen Tagen Regen fällt. In Algerien ist regelmäßig der August der heißeste, der Dezember der kälteste Monat; zwischen der mittleren Sommertemperatur und der mittleren Wintertemperatur besteht eine Differenz von 17 Grad C. Die bereits oben erwähnte Thatsache, daß die klimatischen Verhältnisse das algerische Littoral zum Winteraufenthalt für Brustkranke sehr geeignet machen, erhält noch eine besondere Bestätigung durch den Umstand, daß Lungenschwindsucht bei den Eingeborenen des Landes zu den allergrößten Seltenheiten gehört. Auch für Schwächezustände verschiedener Art sowie in der Reconvalescenz nach langwierigen Krankheiten empfiehlt sich ein Aufenthalt in dem besagten Gebiete. Andererseits ist nach den von Dr. O. Schneider an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen das algerische Klima überall da zu vermeiden, wo eine Neigung zu fieberhaften Affektionen besteht; dasselbe ist auch wenig geeignet für Personen, die mit Neuralgien, mit Erkrankungen des Herzens und der Leber oder mit Gehirnleiden behaftet sind. Bemerkt sei hier noch, daß die mit den Kulturfortschritten in Algerien Hand in Hand gehende Beseitigung hygieinischer Übelstände (Austrocknung der Sümpfe und dergl.), sowie die in den größeren Städten des Landes getroffenen gesundheitlichen Einrichtungen (Beschaffung von gutem Trinkwasser, Kanalisation u. dergl.) daselbst ein sehr erfreuliches Herabsinken der Sterblichkeitsziffer bewirkt haben. Während im Jahre 1868 in Algerien auf hundert Geburten noch hundertfünfundvierzig Todesfälle kamen, ist letztere Ziffer während der letzten beiden Jahrzehnte auf fünfundsechzig herabgegangen und die Zahl der Leute von sehr hohem Alter (neunzig Jahre und darüber) ist nach den von Bertheraud und Marchand angestellten Erhebungen daselbst acht- bis neunmal so groß als in den meisten europäischen Ländern.

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Philippeville — einem Aufenthalt, der durch die im Vorhergehenden besprochenen klimatischen Verhältnisse und den in der besagten Stadt herrschenden internationalen Verkehr zu einem überaus angenehmen sich gestaltete — dachte ich daran, mein auf die Durchstreifung der Provinz Constantine und den Besuch des angrenzenden Saharagebiets gerichtetes Reiseprogramm zur Ausführung zu bringen, und wendete mich daher zunächst nach der gleichnamigen Hauptstadt der besagten Provinz. Die siebenundachtzig Kilometer lange, durch ihre an Tunneln, Thäler überbrückenden Viadukten und Bergeinschnitten reiche Konstruktion an die bekannte Sömmeringbahn erinnernde Bahnstrecke, welche Philippeville mit Constantine verbindet, durchquert das „Tell“, d. i. jenes stark coupierte, größtenteils kultivierte und fruchtbare Gebiet, welches im Norden den von Osten nach Westen streichenden Gebirgszügen Nordafrikas vorgelagert ist. Dieselbe eröffnet zugleich Einblicke in Thäler von unvergleichlicher landschaftlicher Schönheit. Constantine selbst, gegenwärtig 45000 Einwohner zählend, ist auf einem Felsplateau gelegen, in welches der wildschäumende Rumelfluß sich sein Bett tief eingegraben

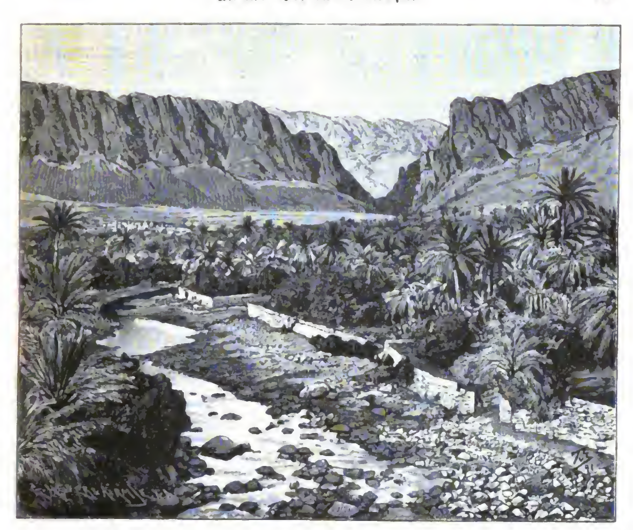
Digitized by Google

hat. Das besagte Gebirgswasser und die steilen Abstürze der Felswände verleihen der Stadt jene natürliche Befestigung, welche der Eroberung derselben durch die Franzosen die größten Schwierigkeiten entgegengestellt hat. Der nach Regengüssen eine gewaltige Wassermasse führende Rumelfluß zieht einen silbernen Gürtel um den Felsen, auf dem die Festung Constantine, einem Adlerhorst vergleichbar, angelegt ist. Nahe der Nordecke der Stadt stürzt das Gewässer in einer Reihe von schäumenden Katarakten über die treppenförmig aufgebauten Felsabhänge hinab in die Ebene, während im südlichen Teile der engen, von dem wil-



Gorge de Kantarah (Mund der Wüste).

Digitized by Google



Palmenwald der Oase El Kantarah und El Kantarah-Fluß.

den Gebirgswasser durchströmten Schlucht von den beiderseitigen Felswänden malerisch geformte Vorsprünge derartig hervorragen, daß sie fast bis zur gegenüberliegenden Seite der Schlucht hinüberreichen. Auf diese Weise entstehen von Felsbrücken überdachte steinerne Gewölbe, durch welche sich das Gewässer wild brausend hindurchzwängt. Eine der in den Fluß vorspringenden Felsaltanen führt den Namen Rocher d'Adultère (Felsen der Ehebrecherin), weil zur Zeit der Araberherrschaft Frauen, welche Ehebruch begangen hatten, von hier aus hinab in die Tiefe gestürzt wurden. Eine Anzahl maurischer Frauen verunglückte hier mit ihren Kindern, als sie bei der Erstürmung Constantines durch die Franzosen, vor Schrecken halb wahnwitzig, mit Hilfe von Planken, die sie mit Stricken zu einer Art Leiter zusammengefügt hatten, hinab in die Schlucht zu gelangen versuchten. Gewisse Punkte der Rumelschlucht sind reich an Stalaktiten und Kalksinterdecken, die durch die im Flußbette entspringenden heißen Quellen gebildet werden; der Botaniker findet daselbst eine höchst merkwürdige Kryptogamenflora. Unvergleichlich großartig ist der Ausblick, den man von einer im Nordosten von Constantine gelegenen Felspartie über diese Stadt, sowie über die östlich sich anschließenden, von dichter Waldung bedeckten Höhenzüge und die nach Westen sich eröffnende weite Ebene genießt.

Während die Umgebung von Constantine durch ihre landschaftlichen Reize dem Reisenden eine reiche Fülle der herrlichsten Eindrücke liefert, bietet die Stadt selbst ebenfalls vieles Bemerkenswerte. Die maurische Architektur, welche hier einen vollkommneren Stil aufweist als in irgend einer anderen Stadt Algeriens, die Moscheen mit ihren schlanken Mina-

Digitized by Google

rets, der von letzteren zu gewissen Stunden erschallende Gebetsruf, die muselmännischen Kostüme und die im Araberviertel herrschende geräuschvolle Thätigkeit — dieses und vieles andere versetzt uns sofort in den Orient und giebt uns zugleich einen Begriff davon, welche bedeutsame Rolle der Islam in Nordafrika dereinst gespielt hat und zum Teil noch heute spielt. Andererseits empfängt man aber zu Constantine, wie auch sonst in Algerien, den Eindruck, daß die Verschmelzung des europäisch-französischen und des arabisch-berberischen Volkselementes doch nur eine Frage der Zeit ist und daß der Franzose es ganz vortrefflich versteht, die berberisch-arabische Bevölkerung auf eine höhere Kulturstufe zu erheben, den Eigentümlichkeiten derselben gerecht zu werden und sich auf diese Weise die Sympathie des von ihm beherrschten Volkes zu erwerben. Im Gegensatz zu der britischen Regierung Indiens, welche sich gegenüber ihren mohammedanischen Unterthanen nicht immer duldsam erwiesen und dadurch zu wiederholten Malen furchtbare Aufstände hervorgerufen hat, äußert sich die Weisheit der französischen Kolonialregierung Algeriens vor allem darin, daß sie das religiöse Ceremoniell und den Gottesdienst der mohammedanischen Bevölkerung aufs gewissenhafteste respektiert. Die bei der Belagerung von Constantine zerstörte Moschee Salah-Bey hat die französische Kolonialregierung auf ihre eigenen Kosten mit ausgesuchter Pracht wiederherstellen lassen. Wie rücksichtsvoll die Bekenner des Islam in Algerien seitens der christlichen Bevölkerung behandelt werden, davon überzeugte mich auch ein mohammedanisches Leichenbegängnis, dem ich während meines Aufenthalts in Constantine beizuwohnen Gelegenheit hatte. Vor dem Leichenzug, der, geführt von einem Mollah, unter dem Absingen eines monotonen Liedes sich durch die Stadt bewegte, wichen die zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen die betreffenden Straßen passierenden Europäer respektvoll zur Seite und ließen es ruhig über sich ergehen, daß die langsame Fortbewegung der zum Begräbnisplatz schreitenden Prozession dem städtischen Verkehr ein nicht unerhebliches Hindernis bereitete. Ebenso wie der für landschaftliche Reize empfängliche Reisende, der Naturforscher und Kulturhistoriker zu Constantine und in der Umgebung dieser Stadt seine Rechnung findet, bietet dieselbe auch dem Altertumsforscher ein nicht geringes Interesse. Die Zahl der römischen Bauwerke und Skulpturen, welche daselbst aufgedeckt, beziehungsweise dem Erdboden entnommen wurden, ist schon jetzt eine ziemlich beträchtliche, und fast täglich noch fördert die Pflugschar oder die Hacke in der Umgebung Constantines antikes Tongerät, mit Inschriften bedeckte Grabsteine, römische Ziegeln, Waffen von Stein, Bronze und Eisen und ähnliche Gegenstände aus jenem Erdboden ans Tageslicht, auf welchem die in den altägyptischen Aufzeichnungen erwähnten Thahenu, die Numidier, Römer, Vandalen, Mauren und Franzosen in der Herrschaft aufeinander gefolgt sind.

Die nächste Station meiner algerischen Reise war die Stadt Batna, südlich von Constantine am nördlichen Abhang des wilden Aurèsgebirges 1050 Meter über dem Meeresspiegel gelegen. Der besagten Höhenlage verdankt Batna sein für nordafrikanische Verhältnisse rauhes und durch beträchtliche Temperaturschwankungen (mittlere Sommertemperatur 27,4 Grad Celsius, mittlere Wintertemperatur 6,7 Grad Celsius) charakterisiertes Klima. Sowohl die Vegetation der nächsten Umgebung Batnas wie auch die relative Spärlichkeit der feuchten Niederschläge (durchschnittlich 410 Millimeter im Jahr) kündigen daselbst bereits die Nähe der Sahara an. Ungeachtet des letzteren Umstandes findet zu Batna in einzelnen Wintern Schneefall statt. Die Umgebung der Stadt ist im allgemeinen wenig bebaut, weist aber gewisse Lokalitäten auf, in denen die Herden der französischen Kolonisten, sowie diejenigen der nomadisierenden Araberstämme gutes Weideland finden. Auch

Digitized by Google

gedeiht daselbst die Rebe, welche ein den spanischen Weinen ähnelndes feuriges Getränk liefert. Als Hauptsehenswürdigkeit sind die in zehn Kilometer Entfernung von Batna gelegenen Ruinen der Römerstadt Lambessa zu verzeichnen. Das stattliche Prätorium ist noch jetzt zum größten Teil erhalten, desgleichen mehrere Thore und Triumphbogen. Diese Bauten sowie die Trümmer eines Forums, mehrerer Tempel und Thermen gestatten einen Schluß auf die wichtige Stellung, welche diese Römeransiedelung in vergangenen Jahrhunderten behauptet hat. Daß die Umgebung von Batna, wo jetzt nur in einzelnen besonders begünstigten Lokalitäten Ackerbau getrieben wird, einst im Besitze einer außerordentlich entwickelten Bodenkultur gewesen ist, wird außer durch die daselbst sich findenden Trümmer volkreicher Städte wie Lambessa und Timgad (zur Römerzeit als Thamugas bezeichnet) durch römische und griechische Schriftsteller ausdrücklich bezeugt. Noch unter der Herrschaft Justinians um 550 nach Christus entwirft der Geschichtschreiber Procopius aus Cäsarea, welcher Belisar auf seinem Feldzuge gegen die Vandalen nach Afrika begleitete, ein interessantes Bild dieser Gegend, insbesondere auch des Mons Aurasios, des zuvor erwähnten südlich von Batna sich erhebenden Aurèsgebirges. Im Gegensatz zu dem heutigen Kulturzustand dieses Gebietes spricht derselbe von den Obstbaumanpflanzungen, Getreidefeldern und Wiesen in den Thälern dieses Gebirges und in der angrenzenden Ebene. Dieser Bericht, sowie jene Städte, welche einst in diesem Teile Nordafrikas geblüht haben, lassen keinen Zweifel darüber bestehen, daß damals noch die Bodenkultur dieser Gegenden auf einer weit höheren Stufe gestanden hat als gegenwärtig. Erst mit den Eroberungs- und Verheerungszügen des Islam in Nordafrika begann der Verfall der Kultur, zu dem auch der Umstand erheblich beigetragen haben wird, daß man durch Abholzen und Niederbrennen der in den nordafrikanischen Gebirgsländern damals noch vorhandenen Gestrüppe und Waldungen den an und für sich nicht sehr beträchtlichen Regenfall dieser Gegenden noch vermindert hat. Mit dem so herbeigeführten oder doch beschleunigten klimatischen Wechsel stehen auch jene Veränderungen in Zusammenhang, welche die nordafrikanische Tierwelt betroffen haben. Darauf beruht es, daß der Elefant, der nach dem Periplus, einer aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert uns erhaltenen griechischen Reisebeschreibung, zu jener Zeit noch in Nordafrika wildlebend angetroffen wurde, aus diesen Gebieten verschwindet und das Kamel daselbst als Transporttier bald allgemeine Verwendung findet. Wenn ich im Vorhergehenden des unter der Herrschaft des Islam in Nordafrika getriebenen Raubbaues und des daselbst stattgehabten Abholzens und Niederbrennens der Waldungen gedachte, so darf ich andererseits nicht unerwähnt lassen, daß die französische Kolonialverwaltung Algeriens während der letzten drei bis vier Jahrzehnte große Anstrengungen gemacht hat, durch in geeigneten Lokalitäten vorgenommene Baumanpflanzungen und Beforstung der Gebirgsabhänge die Kultur dieser Gegenden zu verbessern. Die besagten Bestrebungen haben schon jetzt bedeutende Erfolge aufzuweisen, wenn auch freilich in dieser Hinsicht für die Zukunft noch viel zu thun übrig bleibt.

Obwohl mein Besuch des südlich von Batna aufsteigenden Aurèsgebirges in eine etwas spätere Zeit — nämlich nach meiner Rückkehr von dem in die Sahara unternommenen Abstecher — fiel, will ich doch bereits an dieser Stelle über denselben berichten. Die von Nordost nach Südwest streichende Gebirgsmasse, die im Grunde genommen nur die östliche Fortsetzung des Atlasgebirges darstellt, setzt sich zusammen aus mehreren Gebirgsketten und erreicht ihre höchste Höhe (2300 Meter) in dem imposanten Scheliagipfel (Djebel Schelia). Wegen der größeren Entfernung und geringeren Zugänglichkeit des letzterwähnten Peaks verzichtete ich auf die Besteigung

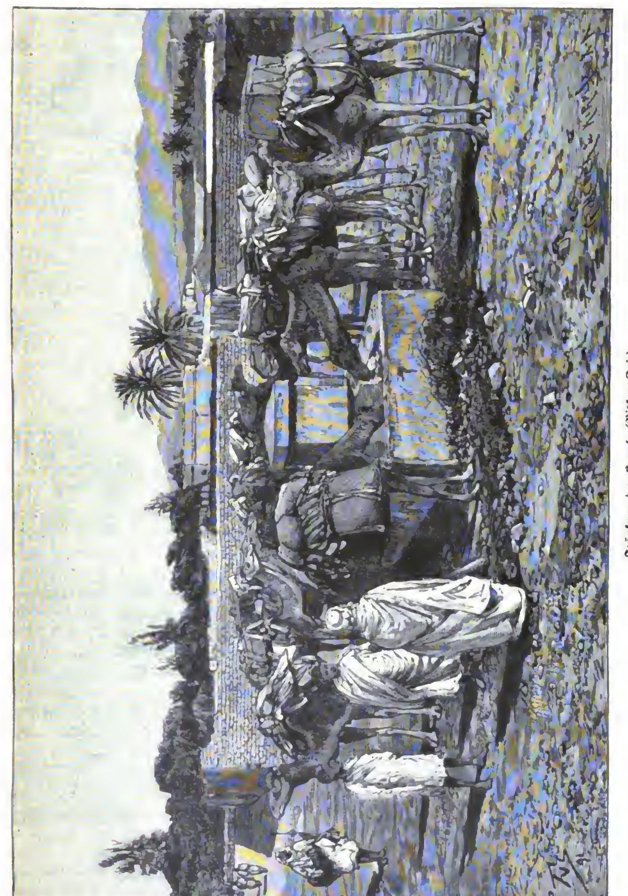
Digitized by Google

desselben und begnügte mich damit, dem „Cedern-Peak", der von Batna aus in wenigen Stunden zu erreichen ist und der auch von dem wenig geübten Bergsteiger ohne allzu große Anstrengung erklommen werden kann, einen Besuch abzustatten. Am unteren Teile des Bergabhanges bildet die Balottaeiche (Quercus Balotta) dichte Waldungen, etwas höher hinauf trifft man Juniperusgehölz und Cedern. Unter letzteren findet man wahre Prachtexemplare, deren Alter nach vielen Jahrhunderten zu bemessen ist. Nur hier und da tritt unter der grünen Pflanzendecke des Abhangs der weiße Kalkfelsen zu Tage, welcher das Skelett der Gebirgsmasse bildet. Die Aussicht vom Gipfel des Cedernpeak spottet aller Beschreibung. Während der Blick nordwärts über das unregelmäßige Relief der Provinz Constantine schweift und bei hellem Wetter das blaue Mittelmeer am nördlichen Horizonte deutlich sichtbar ist, hat man im Süden eine fast unabsehbare gelbe Fläche, nämlich das Sandmeer der Sahara vor sich, von dem nur hier und da wie Inseln inmitten eines Oceans die grünen Oasen sich abheben. Nach Osten bilden die dort majestätisch sich auftürmenden östlichen Ketten des Aurèsgebirges, nach Westen die Hochebene und jenseit der letzteren die Höhenzüge von Biban und Djurjura den Abschluß des imposanten landschaftlichen Gemäldes, dessen Wirkung allerdings durch den fast gänzlichen Mangel der als Staffage des Bildes dienenden menschlichen Wohnungen beeinträchtigt wird. Nur ganz vereinzelt leuchten aus den Thalgründen, welche in das Gebirgsmassiv eingeschnitten sind, die weißen Zelte der in diesen Gegenden nomadisierenden Araber hervor. Der Umstand, daß das Aurèsgebirge nur sehr dünn bevölkert ist, liefert auch eine Erklärung dafür, daß daselbst Raubtiere, insbesondere Panther, nicht zu den Seltenheiten gehören. Selbst der Löwe kommt im Aurèsgebiet noch hier und da vor, sein Brüllen wird besonders im Winter daselbst zur Nachtzeit nicht selten vernommen und erweckt bei den Viehzüchtern jener Gegend Besorgnis um die Sicherheit ihrer Herden. Wie groß die Verheerungen sind, welche ein einziges dieser gefürchteten Raubtiere anrichtet, davon hat man im allgemeinen wohl kaum einen richtigen Begriff. Riel hat berechnet, daß ein Löwe durchschnittlich alle fünf Tage ein Stück Großvieh und an den übrigen Tagen je ein Schaf oder eine Ziege tötet. Rechnet man den Wert des Großviehes auf durchschnittlich 150 Franken, denjenigen des Kleinviehes auf 10 Franken das Stück, so ergiebt sich daraus die Summe von 13800 Franken als Betrag der von einem einzigen Löwen jährlich ausgeführten Räubereien. Wenn man die Zahl der in der Provinz Constantine gegenwärtig noch lebenden Löwen nur auf fünfzig Stück veranschlagt, so würde die durch diese Raubtiere unter dem Viehstand der besagten Provinz Jahr für Jahr angerichtete Verheerung einem jährlichen Verlust von 693500 Franken gleichkommen, während, wenn man dreißig Jahre als die durchschnittliche Lebensdauer des Löwen annimmt, der Schaden, den ein einziges dieser Raubtiere im Laufe seines Lebens dem Viehstande zufügt, sich auf 416000 Franken berechnet.

Ich will nunmehr über einen Abstecher berichten, den ich von Batna aus nach Biskra und von dort in das weiter südlich sich anschließende Saharagebiet unternahm. Die kürzlich fertiggestellte Eisenbahn, welche die beiden besagten Ortschaften miteinander verbindet, führt zunächst durch eine Ebene, die zwar hier und da mit spärlichem Grase sowie mit gewissen durch große Widerstandsfähigkeit gegen Regenmangel ausgezeichneten Gewächsen bestanden ist, im allgemeinen aber doch bereits den Wüstencharakter trägt. Dabei ist zu bemerken, daß jene weit verbreitete Vorstellung, welche die Sahara zu einer völlig wasser- und vegetationslosen Region macht, der Wirklichkeit nicht entspricht. Trotz der Trockenheit ihres Klimas besitzt die Sahara eine Anzahl von oberflächlichen Wasserläufen, und ganz abgesehen von den einer intensiven Bodenkultur

Digitized by Google

unterworfenen Oasen enthält sie Länderstrecken, in denen eine eigenartige Vegetation ihr Fortkommen findet. In diesen Gegenden gedeihen neben gewissen Gräsern das Haadkraut (Cornulacea monocantha), das Agûlkraut (Alhagi Maurorum), die Sajâlakazie, die Eteltamariske (Tamarix articulata), der Lidrbusch, das



Tränkung der Kamele (Biskra-Oase).

Drehebarikraut und andere Gewächse, die es bewirken, daß nicht nur die Kamele der Karawanen, sondern auch die Schafherden der nomadisierenden Wüstenstämme daselbst eine Weide finden. Bezüglich der Bodenkonfiguration und geologischen Beschaffenheit hat man in dem Saharagebiet drei verschiedene landschaftliche Typen, nämlich die „Plateauwüste“ (Hammada), die „Erosions“- oder „Thalwüste“ (Sebkhu) und die „Sand“- oder „Dünenwüste“ zu unterscheiden. Auch bedarf es kaum einer Erwähnung, daß jene vor mehreren Jahren aufgestellte Behauptung, ein großer Teil der Sahara sei tiefer gelegen als der Spiegel des Mittelmeeres und man könne daher durch Herstellung eines Kanals dem Inneren der Sahara das Wasser des Mittelmeeres zuführen und auf diese Weise im Herzen der Wüste ein umfangreiches Seebecken schaffen — daß diese Behauptung und die an dieselbe sich knüpfenden Projekte sich als Hirngespinste erwiesen haben.

Um auf die Reise von Batna nach Biskra zurückzukommen, so ist ein Aufenthalt auf der halbwegs zwischen diesen beiden Ortschaften gelegenen Station El Kantarah im höchsten Grade lohnend. Nachdem wir mehrere Stunden durch eine öde steinige Fläche dahingefahren sind, treten die Höhenzüge, welche bis dahin in einiger Entfernung sichtbar waren, zu einer engen Felsschlucht, der Gorge de Kantarah, zusammen. Da von der den Felsen tunnelierenden Bahnlinie aus nur ein Teil der Kluft sichtbar ist, so empfiehlt es sich für den Reisenden, vor dem Eingang in die Gorge de Kantarah, wo auch ein einsames Wirtshaus eine Unterkunft bietet, den Bahnzug zu verlassen und zu Fuß jenen Engpaß zu durchwandern, durch welchen bereits vor 1800 Jahren römische Legionen in die Wüste vorgedrungen sind. In der Tiefe der Kluft braust schäumend das Gebirgswasser, überragt auf beiden Seiten von imposanten Kalkfelsen, die in burgzinnenähnliche Spitzen oder verschieden geformte Zacken auslaufen. Die rechtsseitige Felswand fällt steil zu dem Bette des Wildbaches ab, während auf dem linken Ufer desselben noch gerade genügend Raum vorhanden war für die von französischen Ingenieuren hier angelegte Fahrstraße. Abgesehen von dieser Straße und einer am Eingange in die Schlucht erbauten massiven Brücke, erinnert hier nichts an menschliche Kultur; finster blicken in dem engen Paß, den die Araber als Fum el Saharah (Mund der Wüste) bezeichnen, die gigantischen Klippen auf den Wanderer herab. Aber sofort, nachdem man die Schlucht hinter sich hat, verwandelt sich die Scenerie wie mit einem Zauberschlage; denn vor uns liegt, einem Märchen aus Tausend und einer Nacht vergleichbar, die herrliche Oase El Kantarah, eine grüne Fläche, bestehend aus einem Wald von Palmbäumen, deren Fächer, durch die Luftströmungen in Bewegung versetzt, sich hin- und herwiegen, während unten im Schatten des majestätischen Palmenwaldes die in der Oase angesiedelten Araber ihre aus Luftziegeln hergestellten armseligen Häuser erbaut haben. Hinter El Kantarah dehnt sich zunächst aufs neue jene baumlose steinige Fläche aus, deren Eintönigkeit nur hier und da unterbrochen wird durch niedrige Hügel, denen die sie bedeckenden mit auffallend gefärbten Blüten ausgestatteten Gewächse — ich erwähne hier nur die Othonna cheirifolia mit ihren weithin sichtbaren gelben Blütenköpfen, das rosafarbene Blumen tragende Limoniastrum und die weißblühende Steppenraute (Peganum harmala) — einen gewissen Reiz verleihen. Nach einiger Zeit erhebt sich die Bahn eine Schlangenlinie bildend zum Col de Sfa, einem von Nordosten nach Südwesten streichenden Höhenzug. Während in der Umgebung von El Kantarah der Kalkstein vorherrscht, dessen mächtige, hier und da von Quarzgestein durchsetzte und eine starke Verwerfung aufweisende Schichten mit dunkelfarbigen Mergellagern abwechseln — im Gegensatz hierzu finden wir auf dem Col de Sfa graue Sandsteinmassen mit muscheligem Bruch und mit zum Teil nach Nord-Nord-Westen,

Digitized by Google

zum Teil nach Nord-Nord-Osten abfallender Schichtenlagerung, sowie auch Konglomeratgesteine und Sandablagerungen. Wir wollen an dieser Stelle einschalten, daß jene vor einiger Zeit ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, wonach die Sahara in einem hinter der gegenwärtigen Erdepoche nicht weit zurückliegenden Abschnitt unserer Erdgeschichte den Boden eines Meeres gebildet haben soll, durch neuere Forschungen sehr an Wahrscheinlichkeit verloren hat. Nach den Untersuchungen des Geologen Zittel ist jener Dünensand, welcher einen beträchtlichen Teil der Sahara einnimmt, eine subaeriale Bildung und zum Teil aus der Verwitterung der in der Sahara anstehenden Gesteine, zum Teil aus der durch feuchte Niederschläge bewirkten Erosion der Felsmassen hervorgegangen und an gewissen Punkten der Wüste durch die über dieselbe dahinbrausenden Stürme zusammengefegt worden. Jene erosive Thätigkeit der atmosphärischen Niederschläge, deren Spuren sich in der Sahara fast überall nachweisen lassen, deuten zurück auf eine Epoche, wo das Klima dieser Region sich von dem heutigen sehr wesentlich unterschieden hat; andererseits beweisen die sogenannten „Zeugen" (temoins) — d. i. isoliert dastehende Felsen von phantastischer Form, welche als die letzten Reste von zerstörten Gesteinslagern aufzufassen sind — daß der Einfluß der Verwitterung in diesen Gebieten ein ganz enormer gewesen ist.

Kehren wir aber zurück zu dem Bahnzug, der uns nach Süden führt. Je mehr wir uns Biskra nähern, um so mehr nimmt die Gegend, welche wir passieren, den Charakter der zuvor erwähnten Dünenwüste an, und selbst die blaue Schutzbrille vermag nicht das von der gelben Sandfläche zurückgeworfene grelle Sonnenlicht länger von unserem Auge fern zu halten. Endlich ist Biskra erreicht, jene herrliche Oase, deren Dattelpalmenkultur bereits von dem arabischen Schriftsteller Alboufeda (um 1100 nach Christus) erwähnt wird. Die in der Oase gelegene Stadt Biskra, gegenwärtig etwa 8000 Einwohner zählend, wird wohl auch als das „Paris der Sahara" bezeichnet; sie macht mit ihren aus den Baumanpflanzungen hervorlugenden, mit gelbem oder weißem Bewurf versehenen Häusern einen überaus freundlichen Eindruck. Seine nicht geringe kommerzielle Bedeutung und das eigentümliche Gepräge verdankt Biskra im wesentlichen dem Umstand, daß es gegenwärtig den südlichen Endpunkt der in die Wüste führenden Bahn und zugleich jenen Punkt darstellt, wo der durch die Eisenbahn vermittelte Verkehr und der Karawanenhandel miteinander in Berührung treten. Hier konnte ich denn auch zum erstenmal die nach beschwerlicher Reise am „Quell der Wüste" ausruhenden Kamele sowie die Beladung und Tränkung der zur Wüstenfahrt sich anschickenden Tiere beobachten. Hier bietet sich dem Ethnologen eine Gelegenheit, die körperliche Bildung der verschiedenen nordafrikanischen Stämme zu studieren, während der Sprachforscher in den Stand gesetzt ist, daselbst die verschiedenen afrikanischen Idiome kennen zu lernen. Daß übrigens mit dem zunehmenden Handelsverkehr auch die Auswüchse des modernen Kulturlebens in die Sahara Eingang gefunden haben, beweist eine Straße im Eingeborenenviertel der Stadt Biskra, welche ausschließlich von arabischen Bajaderen bewohnt wird und wo letztere allabendlich beim Scheine der Lampions vor dem fremden Besucher ihre nicht sehr graziösen Tänze aufführen.

Die hohe Kultur der Oase Biskra beruht darauf, daß die in den südlich angrenzenden Höhenzügen entspringenden Quellen derselben tributpflichtig gemacht wurden. Je nach der Art der Bewässerung hat man, wie ich hier einschalten will, Oasen mit Wasserlauf, Oasen mit Quellen, Oasen mit gewöhnlichen Brunnen, sowie solche mit artesischen Brunnen zu unterscheiden. Jene soeben erwähnten Wasserläufe finden sich am häufigsten in den sogenannten Oueds oder Wadis, den oben erwähnten Erosionsthälern der Sa-

Digitized by Google



Lager nomadisierender Araber in der Biskra-Oase.

hara. Diese Flußläufe sind im Sommer und Herbst anscheinend völlig wasserlos und geben erst bei genauerer Untersuchung eine gewisse Wasserdurchfeuchtung der in ihnen enthaltenen Kies- und Sandablagerungen zu erkennen. Während der besagten Jahreszeiten wird das durch den Kies und Sand hindurchsickernde Wasser durch Ausschachtung von Brunnen im Bereiche des Flußbettes oder durch Abdämmung des letzteren für Gebrauchs- und Bewässerungszwecke nutzbar gemacht. Im Winter und Frühjahr schwillt infolge der auf den höchsten Punkten der Gebirge stattfindenden Niederschläge, welche den Thalgewässern zu gute kommen, das in den Flußläufen enthaltene Wasser zu einem kleinen Bache an, welcher für die Bewässerung der Oasen verwendet wird. Während in den durch solche Wasserläufe gespeisten Oasen die Wasserzufuhr bedeutenden Schwankungen unterliegt, sind jene Oasen, welche ihren Wasserbedarf aus Brunnen entnehmen, insofern ungünstig daran, weil alles für die Bewässerung der Ländereien erforderliche Wasser durch menschliche Arbeit emporgehoben werden muß. Erst seit kurzem hat man angefangen, in den Sahara-Oasen Windmühlen und Petroleummotoren zum Wasserpumpen zu verwenden. Diese Apparate kommen natürlich da in Wegfall, wo durch artesische Bohrung das Wasser zur Erdoberfläche emporgeschafft wird.

Von höchster Wichtigkeit sind für die Kultur der Oasen die dort angepflanzten Dattelpalmen, deren Zahl allein zu Biskra nicht weniger als 150000 beträgt. Die Dattelpalme (Phœnix dactylifera) ist die eigentliche Ernährerin der Saharabevölkerung, welche gegenwärtig auf 3000000 Seelen geschätzt wird. Eine ausgiebige Bewässerung der Wurzeln ist für den Baum eine unerläßliche Lebensbedingung, während die sonstige Beschaffenheit des Erdbodens für denselben weniger in Betracht kommt. Andererseits ist die Trockenheit des Klimas für das Reifen der Frucht von größter Wichtigkeit, wie daraus hervorgeht, daß dieselbe im algerischen Küstengebiet wegen der größeren Luftfeuchtigkeit dieser Region niemals jenen Wohlge-

Digitized by Google

schmack erlangt, wie er der Dattel der Sahara-Oasen eigentümlich ist. Bei reich-



Oase Zaouia.

licher Bewässerung liefert die Dattelpalme bereits fünf Jahre nach der Anpflanzung Früchte; ihre volle Tragfähigkeit erreicht sie im Alter von acht Jahren. Sie trägt Früchte bis zum sechzigsten und lebt bis etwa zum hundertsten Lebensjahre. Der jährliche Durchschnittsertrag der einzelnen Dattelpalme beträgt ungefähr fünf

Digitized by Google

Franken, derjenige des mit Dattelpalmen bepflanzten Hektars 1000 Franken. In den Sahara-Oasen ist es ein gewöhnliches Vorkommnis, daß der Besitzer der Ländereien dieselben nicht selbst bewirtschaftet, sondern die Dattelpalmenkultur auf eine andere Person überträgt. Die hohe Einträglichkeit dieser Kultur ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß der Pächter, obwohl er an den Eigentümer ein Viertel bis ein Fünftel der Dattelernte als Pachtzins abzugeben und auch an die französische Verwaltung der Oasengebiete eine nicht unbeträchtliche Abgabe zu entrichten hat, doch immer noch im Besitze eines guten Einkommens sich befindet.

Wenn ich im Vorhergehenden den durchschnittlichen Jahresertrag des mit Dattelpalmen bepflanzten Kulturlandes auf 1000 Franken pro Hektar veranschlagt habe, so wurde hierbei nicht in Betracht gezogen, daß der mit Dattelpalmen bestandene Acker zugleich auch mit anderen Gewächsen bestellt wird, daß im Schatten der in Abständen von je sieben Metern angepflanzten Palmen Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Klee, spanischer Pfeffer, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen und zahlreiche Gemüse aufs trefflichste gedeihen. Von anderweitigen Kulturgewächsen finden Feigen-, Granatapfel-, Aprikosen-, Pfirsich- und Olivenbäume (allein von letzteren beherbergt die Biskra-Oase sechstausend Stück) sowie der Weinstock in den Oasen günstige Existenzbedingungen, und ebenso haben neuere Versuche dargethan, daß diese Lokalitäten für die Anpflanzung gewisser Farbhölzer, sowie für die Kultur des Tabaks und der langfaserigen Baumwolle sich vortrefflich eignen. Auch das Halfagras, das jetzt schon bei der Papierfabrikation ausgedehnte Verwendung findet, dürfte in Zukunft als Ausfuhrartikel der Sahara-Oasen eine Rolle zu spielen berufen sein. Erwähnt sei hier endlich noch, daß die Versuche, welche neuerdings in den Oasengebieten der algerischen Sahara mit der Straußenzucht angestellt wurden, zu befriedigenden Ergebnissen geführt haben. Noch vor dreißig bis vierzig Jahren war der bald einzeln, bald in Trupps auftretende wilde Strauß den Berber- und Kabylenstämmen Algeriens und Tunesiens eine vertraute Erscheinung. Auch sprechen alle Anzeichen zu gunsten der Annahme, daß die Züchtung des Straußes in umfangreichen Gehegen, wie sie neuerdings in Südafrika mit Erfolg betrieben wird, auch im Saharagebiete, Hand in Hand mit jener Ausbreitung des Kulturlandes, von der im Nachfolgenden die Rede sein soll, immer mehr in Aufnahme kommen wird. Daß neben der fast beispiellosen Fruchtbarkeit, welche den Sahara-Oasen für die Zukunft eine nicht geringe Prosperität in Aussicht stellt — eine Prosperität, die freilich erst dann zur vollen Entwickelung kommen wird, wenn dieselben durch die demnächst in Angriff zu nehmende, das Saharagebiet in der Richtung von Norden nach Süden durchschneidende Eisenbahn den Kultur- und Handelscentren näher gerückt werden —, daß neben solchen Vorzügen auch die Schattenseiten nicht fehlen, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. So lassen die sanitären Zustände der Oasen im allgemeinen noch sehr viel zu wünschen übrig, da in einzelnen Oasen der Stillstand des daselbst zu Tage tretenden Wassers und die allen hygienischen Grundsätzen zuwiderlaufende Beschaffenheit der von der arabischen Bevölkerung bewohnten Dörfer zur Entstehung von Krankheiten führt. Auf solche Mißstände ist z. B. ein im arabischen Quartier der Stadt Biskra allgemein verbreiteter Hautausschlag — der sogenannte Clou de Biskra — zurückzuführen.

Von Biskra aus unternahm ich einen Abstecher nach den Oasen Zaouia und Sidi-Okba, erstere vierzig Kilometer südlich, letztere zwanzig Kilometer südöstlich von der Biskra-Oase gelegen. In der Zaouia-Oase erinnert ein in Trümmern liegendes Dorf an die Kämpfe, welche daselbst im Jahre 1849 zwischen Franzosen und Arabern stattgefunden haben. Erst nachdem sämtliche Verteidiger von

Digitized by Google

Zaouia getötet und verwundet und die Gebäude in Brand geschossen waren, konnten die Franzosen diese Oase in Besitz nehmen. Die Sidi-Okba-Oase hat für den Araber des Saharagebiets eine ähnliche religiöse Bedeutung wie die heiligen Städte Mekka und Medina für die muselmännische Welt im allgemeinen. In der Moschee dieser Oase, wohl dem ältesten Denkmal des Islam in Nordafrika, ist Okba ben Nafa, einer der berühmtesten Krieger des Khalifentums, der zugleich als Heiliger verehrt wird, begraben. Von Kaironan (südlich von Tunis) im Jahre 681 nach Christus aufbrechend, hat derselbe seinen Eroberungszug bis nach Tanger und weiter westlich bis zur atlantischen Küste Marokkos und nach dem Susgebiete ausgedehnt. Von dort zurückkehrend, wurde er von Berbern der Oase Tschuda überfallen und getötet und in der Moschee der ersterwähnten Oase, der er seinen Namen gegeben hat, beigesetzt.

Es war Ende Februar, als ich von Biskra in südlicher Richtung nach dem als Oued Rir bezeichneten Gebiete aufbrach. Diese letzte Etappe meiner Wüstentour, die ich im Nachfolgenden nur in ihren Hauptumrissen schildere, war deshalb von besonderem Interesse, weil sie mir vor Augen führte, bis zu welchem Grade menschliche Intelligenz und Energie die Ungunst der Natur zu überwinden vermögen. Während ich bis dahin im Bahnzug oder im von Pferden gezogenen leichten zweirädrigen Vehikel gereist war, legte ich den letzten Teil meiner Wüstenreise auf dem Rücken des Kameles zurück — eine Art der Fortbewegung, die keineswegs unangenehm ist, wenn man sich nur erst an die eigentümliche Gangart des Tieres gewöhnt hat. Die Reise führte zunächst durch sandiges Terrain, dann durch eine mit Lehmboden bedeckte Fläche, in welche der im Sommer völlig ausgetrocknete Djedeli-Bach sein Rinnsal eingegraben hat und die noch vor zwanzig Jahren von dichtem Gestrüpp bedeckt war. Weiterhin wird ein steiniges Plateau überschritten, von dessen südlichem Abhang, dem sogenannten Kef el Dohor, der Reisende auf den ersten Blick das Meeresgestade vor sich zu sehen glaubt. Was er dort erblickt, ist aber das Schott Melrir, ein umfangreiches Binnengewässer, dessen Ufer weithin mit Salzeffloreszenzen bedeckt sind, während in der Tiefe des halb ausgetrockneten schilfreichen Seebeckens salzig schmeckendes Wasser angetroffen wird. Nachdem wir die Schottregion passiert haben, gelangen wir in das bereits erwähnte Oued Rir — ein Gebiet, mit dem innerhalb der letzten zwei bis drei Jahrzehnte höchst bemerkenswerte Veränderungen vor sich gegangen sind. Die Energie der französischen Kolonisten, die das im Erdboden enthaltene Wasser zu Tage förderten und zur Bewässerung verwendeten, hat den Anblick dieser ehemals steinigen Wüste vollständig verwandelt. Auf einer Linie von hundertzwanzig Kilometern, nämlich zwischen dem soeben erwähnten Schott Melrir und der unlängst angelegten Ortschaft Tougourt, haben die daselbst ausgeführten artesischen Bohrungen die hier in der Tiefe ruhenden Wasserschätze zu Tage gefördert. Entsprechend der größeren oder geringeren Tiefe ist der Druck, unter dem die Wassersäule steht, ein verschiedener, und darauf beruht es, daß der erbohrte Wasserstrahl bald nur bis an den Rand des Bohrloches emporbringt, bald in Form einer Fontäne mehrere Fuß hoch über den Rand des Bohrloches sich erhebt. In allen Fällen liegt hier aber nirgends Veranlassung vor zur Anwendung von Hebevorrichtungen, wie sie bei den nicht durch artesische Bohrung hergestellten und den natürlichen Quellen und Brunnen in der Regel nicht zu umgehen ist. Schon die erste der in dem besagten Gebiete im Jahre 1866 vorgenommenen Bohrungen ließ einen Wasserstrahl zu Tage treten, der nicht weniger als 4000 Liter Wasser in der Minute liefert; auch erregte das unerwartete Aufsprudeln dieser Fontäne im „Lande des Durstes“ unter den Eingeborenen der Sahara eine ungeheure Aufregung. Zur Feier des Ereignisses

Digitized by Google

veranstalteten die Marabouts des Oued Rir eine große Festlichkeit, wobei der neuerbohrten Quelle der Name „Fontäne des Friedens“ beigelegt wurde. Seit jener Zeit wurden denn auch die Bohrungen ununterbrochen fortgesetzt und es traten bald darauf die Quellen von Sidi Amrun zu Tage, von denen die eine 6000 Liter in der Minute liefert. Durch zwei andere Bohrbrunnen des Oued Rir wird ein Reservoir von 25 Metern Länge, 15 Metern Breite und 5 Metern Tiefe gespeist und durch die aus dem besagten Wasserbehälter hervorgeleiteten Bäche wird eine Bodenfläche von 75 Hektaren unter Kultur erhalten. Bereits im Jahre 1878 betrug die Zahl der im Oued-Rir-Gebiete (d. i. zwischen dem Schott Melrir im Norden und der Ortschaft Ouargla im Süden) ausgeführten artesischen Bohrungen etwas über vierhundert, die Gesamttiefe der hergestellten Bohrlöcher 19 Kilometer und die Gesamtmenge des von den artesischen Brunnen des Oued Rir gelieferten Wassers 182000 Kubikmeter innerhalb vierundzwanzig Stunden. Dabei unterliegt die durch die Bohrungen erzielte Wasserproduktion nur sehr geringen Schwankungen und ist im Sommer wie im Winter nahezu die gleiche. Bei der Ausgiebigkeit dieser Wasserströme kann auch von vereinzelten Oasen in diesem Teile der Sahara nicht mehr gesprochen werden; vielmehr bildet dieses ganze Gebiet von 120 Kilometern Länge und 4 bis 6 Kilometern Breite, das noch vor zwanzig Jahren den Wüstencharakter trug, heutzutage einen nur hier und da von unkultiviertem Lande unterbrochenen, fast zusammenhängenden Streifen eines üppig grünenden Kulturlandes. Die Einwohnerzahl hat sich nahezu verdoppelt, viele neue Ortschaften sind entstanden. Tougourt, der obenerwähnte Hauptort dieses Gebietes und zugleich der Wohnsitz des Aghas, der unter der Kontrolle der französischen militärischen Autoritäten die Civilverwaltung des Oued-Rir-Distriktes leitet, hatte bereits im Jahre 1887 eine Bevölkerung von 4500 Seelen. Es findet sich daselbst eine Moschee und eine französisch-arabische Schule; auch wird dort alle vierzehn Tage ein Markt abgehalten. Da die Ortschaft gegenwärtig einen Hauptknotenpunkt des Karawanenverkehrs darstellt und für die Zukunft als Station der Saharabahn in Aussicht genommen ist, so steht ihr eine große Entwickelung bevor

Ob und wie weit die im Vorhergehenden erwähnte Gewinnung von Wasser durch artesische Bohrung und die damit in Zusammenhang stehende Umwandlung der Wüste in Kulturland auch in anderen Teilen der Sahara wird durchgeführt werden können, bleibt natürlich eine Frage der Zukunft; aber nach der Ansicht des Ingenieurs G. Rolland, der der hydrographischen Beschaffenheit der Sahara seit Jahren seine Aufmerksamkeit zuwendet, handelt es sich im Oued Rir keineswegs um exceptionelle Verhältnisse. Vielmehr wurde durch neuere Untersuchungen festgestellt, daß jenes ausgedehnte Gebiet, welches die Franzosen als Bas-Sahara bezeichnen, nämlich der südliche Teil der algerischen Provinz Constantine und der Regentschaft Tunis, ein für artesische Bohrungen besonders geeignetes Sammelbecken unterirdischer Gewässer darstellt. Bezüglich der Entstehung dieser unterirdischen Wasseransammlung haben die von französischen Geologen angestellten Untersuchungen ergeben, daß dieselbe den Gebirgen der Berberei: dem Gebirgsstock von Aurès und den östlichen und südöstlichen Ausläufern des Atlasgebirges entstammt. Während die in den Oueds sich findenden oberirdischen Wasserläufe zum großen Teile in der Richtung von Süden nach Norden fließen, bewegt sich das unterirdische Wasser in entgegengesetzter Richtung. Es sickert von den Abhängen der Gebirge hinab in das unterirdische Becken der Bas-Sahara. Auch ist es leicht verständlich, daß dieses Gebirgswasser, indem es der geologischen Schichtenablagerung folgend allmählich in immer größere Tiefe gelangt, dort jenen Druckverhältnissen ausgesetzt wird, die eben das spontane Emporsteigen der Wasser-

Digitized by Google

säule in den Bohrlöchern ermöglichen. Hierbei verdient auch der Umstand noch eine besondere Erwähnung, daß in ein-



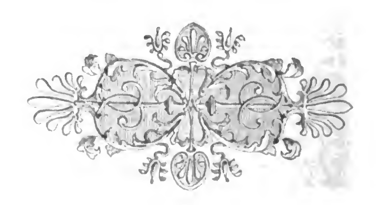
Artesischer Brunnen auf dem Hügel Sidi Yahia, erbohrt 1882; liefert 3800 Liter Wasser in der Minute.

zelnen Fällen durch den Wasserstrahl der artesischen Bohrung Fische, Mollusken und gewisse Krustaceen in lebendem Zustand zur Erdoberfläche emporgehoben wurden — eine Thatsache, die mit größter Wahrscheinlichkeit darauf zurückzuführen ist, daß das unterirdische Becken mit einem weitverzweigten Netze von unterirdischen Wasseradern in Verbindung steht, in denen sich jene Tiere aufhalten. Durch die Wasseradern gelangen sie in das Sammelbecken und werden nun, sobald sie zufällig in die Nähe der Einmündung der Bohrlöcher geraten, von dem aufsteigenden Wasserstrahl zur Erdoberfläche emporgerissen.

Wenn wir übrigens von dem unterirdischen Wasserbecken der Sahara sprechen, so bedarf das insofern einer Berichtigung, als es sich in der Bas-Sahara offenbar nicht um eine einzelne unterirdische Wasseransammlung handelt, sondern um eine Anzahl von größeren und kleineren unterirdischen Wasserbecken, die miteinander in Verbindung stehen und je nach der größeren oder geringeren Tiefe, in der sie gelegen sind, verschiedene Druckverhältnisse sowie auch eine verschiedene Temperatur des in ihnen enthaltenen Wassers aufweisen. Die Befürchtung, daß durch die Erbohrung von neuen artesischen Brunnen den bereits in der Sahara vorhandenen Oasen ihre Wasserzufuhr abgeschnitten werde, wird von Rolland mit dem Hinweis auf die Thatsache entkräftet, daß durch die jetzt vorhandenen artesischen Brunnen nur ein sehr geringer Teil der unterirdischen Wasseransammlung zur Erdoberfläche emporgehoben wird, während die größere Wassermenge durch seitlichen Abfluß und Versickerung in die

angrenzenden Bodenschichten, sowie durch Verdunstung verloren geht, und daß somit durch die Erbohrung von neuen artesischen Brunnen Wassermengen für die Bodenkultur nutzbar gemacht werden, die ohne diese Brunnenanlage verloren gehen würden. Wenn auch die unterirdischen Wasservorräte der Sahara keineswegs unerschöpflich sind, so sind sie nach den bisher gewonnenen Erfahrungen doch ausgiebig genug, um in der Nähe der Bohrstellen neue Oasen anzulegen und auf diese Weise einen beträchtlichen Teil des Saharagebiets in Kulturland umzuwandeln. Auch bedarf es kaum einer Erwähnung, daß für die Ertragsfähigkeit der Saharabahn die sich ausdehnende Kultivation der Sahara von höchster Wichtigkeit ist, daß die Saharabahn durch die zunehmende Kultivation des Saharagebiets und umgekehrt der Anbau dieses Gebiets durch die Saharabahn voraussichtlich wesentlich gefördert werden wird.

Man hat den Franzosen vielfach jene Eigenschaften abgesprochen, welche die Voraussetzung einer erfolgreichen Kolonisation bilden. Die mit so bedeutendem Erfolge begonnene Kultivation des Saharagebiets, die Bewaldung der durch den Raubbau vergangener Jahrhunderte von Wald entblößten algerischen Gebiete, die Hebung des Ackerbaus und der durch Verbesserung der Kommunikationsmittel (Anlegung von Straßen, Eisenbahnen und dergl.) und andere Maßregeln begünstigte Aufschwung des Handels, der feinfühlige Takt, welchen die französische Bevölkerung Algeriens in ihrem Verhalten gegenüber dem arabisch-berberischen Volkselemente an den Tag legt — alle diese Umstände beweisen aber, daß den Franzosen eine hervorragende kolonisatorische Begabung innewohnt. Die Bewunderung für die civilisatorischen Fortschritte, welche Algerien unter französischer Herrschaft gemacht hat, sowie der Wunsch, daß unsere gallischen Nachbarn auf der von ihnen in Nordafrika eingeschlagenen Bahn beharren und mit uns Deutschen künftighin nur auf kulturellem Gebiete rivalisieren möchten — dies waren die Empfindungen und Wünsche, die sich mir aufdrängten, als ich im März 1890 von Tougourt aus über Biskra, Batna, Constantine und Algier und von dort zu Schiff über Marseille in meine deutsche Heimat zurückkehrte.



Digitized by Google



Das Grundstück.

Eine litauische Geschichte

von

Ernst Wichert.



An dem Mingeflusse, welcher, in Russisch-Litauen entspringend, den im Nordosten in einen schmalen Zipfel auslaufenden preußischen Grenzbezirk in vielen Windungen durchläuft und vorüber an dem Marktflecken Prökuls einige Meilen südlich unterhalb der von den Schiffern gefürchteten „Windenburger Ecke“ dicht neben dem mächtigen Rußstrom eine Ausbuchtung des Kurischen Haffs erreicht, liegen langhingezogen einige litauische Ortschaften, deren Höfe nicht ein geschlossenes Dorf bilden, sondern in der Nähe des Ufers ausgebaut sind.

Wer auf flachem Kahn das Flüßchen hinauffährt, bemerkt von Zeit zu Zeit rechts und links eine Anpflanzung von Birken, Ellern und Linden, einen kleinen Busch bildend, und mitten darin einige Häuschen von Holz mit Stroh-, mitunter auch Ziegeldach. Sie bilden den wirtschaftlichen Mittelpunkt einer bäuerlichen Besitzung von einer oder zwei Hufen Acker- oder Weidelandes. Oft gehört auch ein Stück Heide, ein Torfstich und eine Haffwiese dazu.

Einer dieser Höfe gehörte von früher Zeit her der litauischen Familie Karklies. Das Wohnhaus war eines der größeren und ganz in der alten Weise aus übereinander gelegten an den Ecken verkröpften vierkantigen Hölzern erbaut, die nun längst grau geworden waren. Auf der vorderen Schmalseite zeigte sich das Giebelfeld unter dem vermoosten Strohdach in Quadrate abgeteilt, deren Täfelungen immer in schräger Richtung zueinander standen und so ein zierliches Muster bildeten. Die vorderen Dachleisten kreuzten sich und liefen in Pferdeköpfe aus, deren einer allerdings kaum noch erkennbar war, da das Brett sich nach oben hin, wo der Ausschnitt das Hervortreten der Augenknochen und der Nüstern andeuten sollte, abgesplittert hatte. Drei kleine fast viereckige Fenster mit grünglasigen Scheiben waren oben und unten mit ausgezackten Bordbrettchen und zu beiden Seiten mit blaugestrichenen Laden versehen. Links überragte das Dach,

Digitized by Google

sich auf geschnitzte Holzpfeiler stützend, eine kleine offene Halle, in welcher sich hinten die Hausthür befand. Zwei aus einfachen Feldsteinen gefügte Stufen führten zu derselben. An der bis zur halben Pfeilerhöhe hinaufreichenden Verkleidung hin lief ein schmales Bankbrett. Auf der anderen Langseite, aber mehr nach hinten hin und vom Flur aus zugänglich, trat ein auf eben solchen Pfeilern ruhender Vorbau in das Gärtchen hinein, in welchem einige alte Birken und Linden standen, die im Sommer das Dach beschatteten und dem Sonnenglanz und Goldregen am Staketzaun nur den knappsten Raum gönnten. Die Scheune nahm den hinteren Teil des Hauses ein. Auch ein zweites, sich in derselben Richtung langhinstreckendes, aber dreißig Schritte zurückgelegtes Gebäude mit Lehmwänden, das in den unteren Räumen Stallungen für einige Pferde und Kühe, oben Vorratskammern enthielt, war außen mit Birken umpflanzt, während es vorn mit der hinteren Giebelseite des Wohnhauses und gegenüber einem offenen Bretterschuppen zusammen eine Art Hof abgrenzte, in dessen Mitte ein Tümpel lag, der von den Enten als Teich benutzt wurde, solange ihn die Julisonne nicht völlig ausgetrocknet hatte. Dieses Stallgebäude zeigte deutliche Spuren des Verfalls. An einigen Stellen war das Dach durch Stangen gestützt, Löcher in den Wänden wurden durch Strohwische verstopft, und die Thüren hingen bedenklich schief in den Angeln. Dadurch erhielt das Ganze aber nur noch mehr malerischen Charakter. Ein je nach der Jahreszeit schmutziger oder staubiger Fahrweg stellte die Verbindung mit der Landstraße her; ein schmaler sandiger Weg führte zum Flüßchen hinab und setzte sich in einem Brett fort, das in demselben auf einer zwei Pfähle verbindenden Latte auflag und das Wasserschöpfen erleichterte. Ein zum Segeln eingerichteter Fischerkahn und ein kleines, sehr schlechtes Fährboot lagen hier angebunden. Einige Bienenkörbe auf einer Bank im Schutze des Hauses sollen nicht vergessen sein.

So sah Karkleninken vor etwa dreißig Jahren aus, als sich dort etwas ereignete, wodurch überhaupt erst die Aufmerksamkeit auf dieses abgelegene Plätzchen Erde gelenkt wurde. Die Besitzer waren schwerlich wohlhabender als ihre Nachbarn, aber doch wohlhabend genug, um zu den litauischen Familien zu zählen, die sich auf ihrem Erbe zu behaupten vermochten, so wenig sie auch von ihren oft recht unwirtschaftlichen Gewohnheiten zu lassen gewillt waren. Vor nicht allzu langer Zeit verzehrten noch zwei Altsitzer zugleich, der eine verwitwet, der andere mit seiner Frau, ihr Ausgedinge in der Kammer neben der großen Wohnstube, und stets waren Geschwisterkinder des Wirts als Knechte und Mägde gegen eine Lohnvergütung thätig, die zum großen Teil in dem Ertrage eines Stückes Acker und sonstigen Naturalien bestand. Annus Karklies hatte so eine Verwandte geheiratet, die seit ihrer Kindheit auf dem Grundstück Pflege erhielt, da ihr Vater, ein Bernsteintaucher, sich ein Lungenleiden zuzog und früh starb. Es war für ihn ein Erbteil eingetragen, das nun gelöscht werden konnte. Ohne diese Erleichterung für das Grundstück hätte Annus die hübsche Edme, so gut sie ihm auch gefiel, wohl nicht geheiratet. Er wartete damit auch, bis die beiden Altsitzer gestorben waren und nur noch die alte Frau zu verpflegen blieb. Er hätte, da es ihm an Fleiß und Umsicht nicht fehlte, etwas vor sich bringen können, wenn das Verhältnis zu seiner Mutter besser gewesen wäre. Da sie sich aber mit der Schwiegertochter nicht vertrug, die sie noch immer als eine Untergebene behandeln wollte und oft genug durch den Vorwurf kränkte, daß sie ihrem Manne zu wenig eingebracht habe, stellte sie sich auf den Boden des Vertrages und zog bei jeder Gelegenheit ihr Dokument vor, um zu beweisen, daß sie mehr zu fordern habe, als ihr geboten wurde, und lief aufs Gericht, ihre Klagen anzubringen. Dann wurden die Prozesse mit großer Hartnäckigkeit von beiden Seiten durchgeführt. Die Gerichtskosten und Zeugen-

Digitized by Google

gebühren verzehrten alljährlich einen großen Teil der stets spärlichen Barmittel oder nötigten zu ungünstigen Verkäufen der gewonnenen Früchte. Edme war eigensinnig immer nur auf den Nutzen des Grundstücks bedacht und machte sich das Leben schwer. Sie meinte ihrem Manne, wenn er sich gegen seine leibliche Mutter hart bewies, eine Stütze sein zu müssen, und nahm deren Haß auf sich. Wegen der „eisernen Kuh“, die sie zu füttern und die Altsitzerin zu melken hatte, gab's fast täglich Streit.

So waren vierzehn Jahre hingegangen, als Annus Karklies an einem Dezembertage eine sehr unglückliche Schlittenfahrt machte. Die Minge war gegen Ende November bei scharfem Frost zugefroren. Dann hatte sich aber Tauwetter eingestellt und die Eisdecke gelockert. Auf weiten Strecken stand das Wasser darüber. Man hielt die Bahn nicht mehr für sicher, und auch Karklies war morgens zum Termin nach Prökuls lieber durch den aufgeweichten Schnee der Landstraße gefahren. Auf dem Gerichte hatte er viel Ärger gehabt und sich dann im Kruge betrunken, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Ohne recht zu wissen, was er that, hatte er den Rückweg über den Fluß genommen und war eingebrochen. Wahrscheinlich hatte er auf dem Schlitten geschlafen und war unter das Eis geraten, bevor er zur Besinnung kam. Mit ihm ertranken die beiden Pferde. Der Postbote, der den Weg am Ufer entlang ging, sah sie bereits wieder aufgetrieben und schlug auf dem nächsten Gehöft Lärm. Als mit Mühe der Schlitten gehoben war, fand man auch die Leiche des Wirts.

Edme blieb zurück mit vier Kindern, von denen das älteste dreizehn, das jüngste kaum vier Jahre alt war. Das Begräbnis kostete viel Geld, und was noch die schwersten Sorgen verursachte: die beiden Pferde fehlten in der Wirtschaft, als im Frühjahr gepflügt werden sollte. Unter den härtesten Bedingungen, da die Alte nicht mit ihrem Ausgedinge zurücktreten wollte, erhielt sie durch Vermittelung des schlauen Winkelkonsulenten Davids Petrusch, der nicht in dem besten Rufe stand, ein Darlehn, das doch nirgends zureichte. Bei der Saatbestellung und später im Sommer bei der Ernte wurde überall der Mann vermißt. Es dauerte wohl noch zehn Jahre, bis der älteste Sohn ihn ersetzte. So lange konnte Edme das Grundstück gar nicht für ihn halten. Und wenn doch, in welchem Zustande würde er es annehmen müssen, und wie sollte er seiner Mutter ein zweites Ausgedinge gewähren, seinen Geschwistern das Vatererbteil auszahlen und sie bis zur Großjährigkeit unterhalten? So ließ sich gar nicht rechnen.

Sie sehnte sich keineswegs nach der zweiten Heirat, aber das Grundstück brauchte einen neuen Wirt. Und einen, der etwas mitbrachte! Das war die Hauptsache. Es wurde darüber gesprochen wie über etwas ganz Selbstverständliches. Die Karklene selbst sprach in der Nachbarschaft ganz unbefangen davon und gab Davids Petrusch Auftrag, sich nach einem passenden Freier umzusehen. Hübsch oder häßlich, jung oder alt, darauf kam wenig an. Aber bares Geld müsse er zur Verfügung haben, damit die Wirtschaft wieder hergestellt werden könnte.

Edme war fünfunddreißig Jahre alt und hatte einmal für eine Schönheit gegolten. Sie konnte sich trotz der faltigen Stirn noch immer unter den jüngeren Frauen sehen lassen, besonders wenn sie Kirchentoilette gemacht hatte. Ihre blaugrauen Augen blickten freilich etwas streng, und um den Mund spielte selten ein freundliches Lächeln. Aber für böse galt sie nicht, nur für entschieden, vielleicht für rechthaberisch. Das mochte sie sich so im Verkehr mit der Schwiegermutter angewöhnt haben. Sie hatte unter den anderen Wirtsfrauen gerade keine Freundinnen, aber man lobte sie gern wegen ihrer Tüchtigkeit und hatte ihr auch sonst nichts nachzusagen, am wenigsten daß sie gefallsüchtig sei und darauf ausgehe, Freier anzulocken. Sie mußten von selbst kommen. Mit dem Grundstück war sie für

einen jüngeren Wirtssohn noch immer eine gute Partie. Da hätte sie auch weniger hübsch und ein paar Jahre älter sein können!

Es kamen auch Losleute die Menge, „sich die Wirtschaft anzusehen“ und bei der Gelegenheit auch die Frau in Augenschein zu nehmen. Edme wußte, was sie herführte, und kannte die einleitenden Redewendungen, die in solchem Fall üblich waren. Sie ließ es auch ihrerseits an den nötigen Erkundigungen nicht fehlen und übereilte sich so wenig als sie. Handelte es sich doch nicht um ein verliebtes Weibchen, sondern um eine ehrbare Witwe, die wegen Haus und Hof wieder heiraten mußte.

Eines Tages kam die alte Katre Szelagene aus Szelagen-Peter-Purwins zu ihr und brachte das Gespräch auch gleich auf den bestimmten Punkt. „Ich höre, du willst wieder heiraten,“ sagte sie.

„Ja — wenn es so paßt,“ antwortete Edme.

„Das versteht sich von selbst,“ meinte die Alte. „Aber es könnte wohl passen.“

„An wen denkst du?“ fragte die Frau.

„An meinen zweiten Sohn, den Jurrey, mein Täubchen, an den denke ich.“

„Der Jurrey ist mir doch zu jung.“

„Nun, er hat dreißig Jahre hinter sich, das ist doch nicht zu wenig zum Heiraten.“

„Aber ich fünfunddreißig, Katre. Ich will mich nicht jünger machen, als ich bin.“

„Das hast du auch nicht nötig, mein Fischchen. Wegen der fünf Jahre brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Einen jungen Mann zu haben, der nicht zu jung ist, nennt keiner ein Unglück, und dem Jurrey kann's wahrlich nicht schaden, eine verständige Frau zu bekommen, die ihn in Ordnung hält.“

Edme bedachte sich ein Weilchen. „Ich glaubte, Jurrey wolle eine andere heiraten,“ sagte sie dann ganz ruhig.

„Ja, das mag ihm wohl so im Sinn gelegen haben,“ entgegnete die Alte. „Aber es kann daraus nichts werden. Er hat am Kanal gearbeitet und da die Mare Admoneit kennen gelernt, die beim Budiker diente. Sie ist eine hübsche Person, und ihr Vater war Wirt an der Grenze, hat aber sein Grundstück vertrunken und reitet nun für die Juden. Jurrey nahm sie zu sich, und es ist dann gegangen, wie es so geht. Für ihr Kind läßt sich etwas thun, aber heiraten kann er sie nicht, das weiß sie auch selbst. Das väterliche Grundstück hat sein Stiefbruder angenommen, dem von seiner Mutter her die Hälfte gebührte, und von den vierhundert Thalern, die für ihn als Vatererbe eingetragen sind, kann er doch nichts kaufen, was ihn mit Weib und Kind nährt.“

„Vierhundert Thaler sind für ihn eingetragen?“ fragte Edme.

„Ja, vierhundert Thaler, und wenn es darauf ankommt, können sie gleich bar ausgezahlt werden. Der Herr Rechtsanwalt kennt einen Memeler Herrn, der das Dokument gern annimmt.“

„Mag der Jurrey sich nur vorsehen,“ bemerkte Edme. „Die Mare wird ihn verklagen und auf sein Erbteil Beschlag legen lassen.“

Katre zwinkerte listig mit den kleinen Augen. „Das wird nicht geschehen, mein Häschen,“ entgegnete sie. „Die vierhundert Thaler sind schon zum Schein an einen guten Freund abgetreten. Das Geld soll künftig von dem Memeler Herrn geradeaus an Jurrey gezahlt werden — oder an seine Frau. Für dich wär's schon immer eine große Hilfe.“

Edme nickte. „Aber es ist doch fraglich, ob die Mare nicht heran kann,“ sagte sie. „Ich will nicht für ein fremdes Kind meine eigenen Kinder schädigen und am Ende noch den Mann umsonst mit ernähren.“

„Das Kind würde ich selbst in Pflege nehmen,“ beruhigte die Alte. „Wenn mein Jurrey sich so gut einheiratet, soll mir das nicht zu viel sein.“

Die Karklene versprach, sich's überlegen zu wollen. Die vierhundert Thaler hatten ihr einen guten Klang, und sie erinnerte sich nun auch, daß Jurrey Sze-

Digitized by Google

lags in Berlin bei der Garde gedient hatte, weil er groß und gut gewachsen war, und daß nach seiner Rückkehr jedesmal, wenn er in die Kirche trat, eine merkliche Unruhe unter den jungen Mädchen entstand. An dem Verhältnis mit der Mare Admoneit nahm sie gar keinen Anstoß. Sie wollte sich's wirklich überlegen und führte deshalb die Altsitzerin Katre Szelagene im Hause, im Stall und in der Klete (dem Speicher) herum, damit sie alles in Augenschein nehmen könnte, was etwa ihr Sohn zu erwarten habe, zeigte ihr auch die Kinder und lobte sie wegen ihrer Folgsamkeit.

Nachdem die Alte gegessen und getrunken hatte, entfernte sie sich mit bestem Dank. Edme ließ ein paar Wochen vergehen. Da sich aber eine bessere oder auch nur gleich gute Partie nicht fand, stattete sie ihr dann den Gegenbesuch ab und meinte, sie wolle den Jurrey zuerst einmal auf ein oder zwei Monate „auf Probe" als Knecht annehmen. Sie könnten dann beide mit sich einig geworden sein, ob sie füreinander paßten. Die vierhundert Thaler müßten ihr aber jedenfalls selbst in die Hand gegeben werden und sogleich.

Auf diese Verabredung zog Jurrey Szelags als Knecht an. Jeder in der Nachbarschaft wußte, daß er den Ehemann auf Probe spielen sollte, und darin fand niemand etwas Bedenkliches. Das geschah in solchen Fällen oft so und war eigentlich auch ganz in der Ordnung, da man einander doch erst in der Wirtschaft näher kennen lernen mußte. Jurrey war fast sechs Fuß hoch, breit in den Schultern und dabei schlank, er hatte ein glattes, frischfarbiges Gesicht und muntere Augen. Er trug eine blaue Tuchjacke mit vielen kleinen Knöpfen, ein rotes Halstuch und ein schneeweißes Beinkleid von englischer Leinwand, als er sich vorstellte, und sah viel stattlicher und sauberer aus, als es dem verstorbenen Karklies jemals hatte gelingen wollen. Von der beabsichtigten Heirat wurde natürlich kein Wort gesprochen, dafür aber ganz ordnungsmäßig der Lohn verabredet. Die vierhundert Thaler zählte er auf den Tisch und bat Edme, sie ihm vorläufig aufzuheben, da sie bei ihr sicherer wären als bei ihm. Wollte sie davon etwas entnehmen, so würden sie sich wegen der Zinsen ja leicht einigen.

Er arbeitete den Tag über recht fleißig und saß abends nach dem Essen auf der Bank in der Halle oder unter den Birken im Gärtchen, seine kurze Pfeife rauchend und mit den Kindern plaudernd, die den gutmütigen und immer lustigen Menschen rasch lieb gewannen. Auch Edme gesellte sich mit ihrer Handarbeit meist zu ihnen. Der Jurrey Szelags gefiel ihr mit jedem Tage mehr. Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie einen Mann so mit Wohlgefallen betrachtete. Den Annus hatte sie geheiratet, weil er ihr bestimmt war und es in ihrer Lage Thorheit gewesen wäre, den wohlbegüterten Wirt abzuweisen. Ob sie ihm gut sei, hatte sie sich kaum gefragt. Jetzt zuerst bemerkte sie, daß ein Mann hübsch oder gar schön sein und daß es ein Vergnügen sein könne, ihn anzusehen. Sie fühlte sich so ganz eigen beunruhigt, wenn Jurrey sie beobachtete, ohne zugleich das Wort an sie zu richten; und wie jetzt mitunter ihr Herz schlug, wenn er mit ihr allein auf der Bank saß und ihr vertraulich näherrückte, so hatte es ihr noch nie vorher geschlagen. Sie machte sich ernstlich Gedanken darüber, ob das nicht ein Grund wäre, ihn fortzuschicken. Einen Mann heiraten zu wollen, der solche Macht über sie gewann, kam ihr ganz unvernünftig vor.

Aber jeden Tag überzeugte sie sich auch mehr, daß sie schon gefesselt sei und nicht wieder frei kommen könnte, ohne sich einen großen Schmerz zuzufügen. Davor scheute sie zurück. Sie spähte nun nach Untugenden, die ihr Jurrey verleiden könnten. Es blieb ihr nicht verborgen, daß er der Flasche gern zusprach. Er hätte sich's bei der Arbeit auf dem Bagger und am Kanal so angewöhnt, sagte er, und könnte sich's als Wirt auch wieder abgewöhnen; über den Durst zu trinken, sei niemals seine

Digitized by Google

Art gewesen. Und über den Durst tranken ja sogar oft genug die litauischen Weiber: an den Sonntagsnachmittagen konnte man sie in den Chausseegräben liegen und ihren Rausch ausschlafen sehen. Wenn sie Jurrey beständig unter Aufsicht hätte —! Sie sah ein, daß sie sich nicht gegen ihn erzürnen könnte, und gab sich nun bald Mühe, ihm zu gefallen.

Sobald er das merkte, sagte er ihr allerhand Schmeichelhaftes über ihr gutes Aussehen, über ihre weißen Zähne und roten Backen, über ihre Beliebtheit bei den Nachbarn, auch über ihre Wirtschaftlichkeit und strenge Kinderzucht. Er stieß sie mit der Schulter an, wenn er ihr begegnete, und lachte dazu; er rückte auf der Bank dicht an sie heran und ließ die Pfeife ausgehen, um den Arm für sie frei zu haben. Er brachte das Gespräch auf die notwendigen Anschaffungen und hatte schon wenig Mühe, sie zu bewegen, von seinem Gelde zwei Kühe und ein besseres Gespann Pferde anzukaufen, durch den Maurer den Stall in Ordnung bringen zu lassen, ihre Schulden zu bezahlen und ihn selbst dafür als Gläubiger anzunehmen. „Das ist doch nur so —“ meinte er und schnippte in die Luft. Die vierhundert Thaler waren bald bis auf einen kleinen Rest ausgegeben, und nun fühlte Jurrey sich schon als Mitbesitzer. Es war nicht daran zu denken, daß Edme ihn wieder laufen ließ; sie hätte die ganze Wirtschaft ruinieren müssen. Eines Abends, als sie lange beim Mondschein unter den Birken gesessen und vertraulich geplaudert hatten, vergaß sie die Stubenthür zu verriegeln. Sie schien sehr böse zu sein, als er ihr nachschlich, aber er kehrte sich nicht daran. Seitdem lebten sie zusammen wie Mann und Frau, bevor noch der Herr Pfarrer den Segen gesprochen hatte. Doch bestellten sie bei ihm das Aufgebot und ließen den gerichtlichen Taxator herauskommen, das Grundstück für die Teilung abzuschätzen. Er wurde den Tag über sehr reichlich verpflegt, damit er möglichst niedrig schätze. Das war der Vorteil der Frau, wenn sie das Grundstück zum Eigentum annahm, wie sie das Recht hatte.

Als diese Geschäfte geordnet waren, wurde nach einigen Wochen die Hochzeit gefeiert — drei Tage lang, wie es die litauische Sitte wollte. Das Geld reichte nicht einmal dazu, aber die Ernte war nicht schlecht gewesen, und der Krüger, von dem die Getränke entnommen wurden, kreidete gern an. Nun war aus der Edme Karklene die Edme Szelagene geworden, und das Grundstück hatte wieder einen Wirt. Die Gäste konnten nicht müde werden, Edme zu dem „hübschen jungen“ Mann, und Jurrey zu der „guten Wirtin“ Glück zu wünschen. Im Grundbuch ließ er der Ordnung wegen vermerken, daß er mit der Annehmerin verheiratet sei. Es gehörte ihm von Rechts wegen nun so viel davon als ihr.

Eine Zeit lang lebten die Eheleute ganz verträglich miteinander. Das Verhältnis war aber doch anders, als Edme es von ihrem ersten Mann her kannte. Karklies war der Herr im Hause gewesen. Nun konnte sie nicht vergessen, daß sie eine Weile selbständig gewirtschaftet und ihrem zweiten Manne das Grundstück zugebracht hatte. Und ebensowenig, daß Jurrey fünf Jahre jünger war als sie. Es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß sie die Anordnungen gab und er sie nur ausführte. Wenn er in der Wirtschaft etwas unternahm, ohne vorher ihre Genehmigung eingeholt zu haben, so ließ sie ihn ihre Unzufriedenheit fühlen und mäkelte an der Ausführung herum, bis er ärgerlich und gelegentlich auch grob wurde. Das Grundstück blieb *ihr* Grundstück. Nach außen hin mochte er die Ehre haben, für den Wirt zu gelten — das war sie schon sich selbst schuldig —, aber im Hause sollte er ducken. Bei seiner Gutmütigkeit vermied er es, sie zu reizen, und ging ihr aus dem Wege, wenn sie bei schlechter Laune war. Immer gelang's doch nicht. Und verdrießlich war es ihm denn doch, daß er nichts zu sagen haben sollte. Kochte ihm einmal die Galle über, so polterte er

Digitized by Google

wohl seine Meinung heraus, daß er dasselbe Recht habe wie sie, und sich nicht wie einen dummen Jungen behandeln lassen werde, wo er der Herr sein könne. Dann lachte sie ihn hochmütig aus und antwortete: „Ich sage ja nur, wie ich's haben will. Willst du's anders haben, so können wir nicht in Einigkeit leben, und das wird mehr dein Schade sein als der meine.“ Sie war ihm recht gut und konnte noch immer zu Zeiten sehr zärtlich sein; nur durfte er darauf nicht trotzen.

Edme hatte die Schlüssel, nicht nur zur Speisekammer und zum Wandschrank, sondern auch zur Klete. Sie händigte sie ihm nicht einmal aus, wenn etwas herausgenommen werden sollte, sondern ging selbst mit und verschloß wieder, oder schickte eins von den Kindern. Sie mißtraute ihrem Mann, daß er nicht ehrlich verfahren und einen Scheffel Getreide oder ein Bund Flachs für sich nehmen könnte, um sich heimlich einen Trinkgroschen zu verschaffen. Wenn Vorräte verkauft werden sollten, fuhr sie regelmäßig mit, handelte selbst mit dem Kaufmann und strich auch selbst das Geld ein. Zu jeder Ausgabe erhielt er das Erforderliche vorgezählt. Ging er in den Krug, was sie immer ungern sah, so bekam er ein Taschengeld, das nach ihrer Meinung zureichen konnte. Zu Hause füllte sie nicht immer seine Branntweinflasche, sobald er sie ihr leer hinreichte, sondern setzte ihn auf ein bestimmtes Maß. „Giebt man dir, soviel du willst,“ meinte sie, „so würdest du bald Haus und Hof fortgetrunken haben.“ Das empörte ihn zumeist, denn er war oft durstig.

Edme rechnete doch zu sicher auf seine Gefügigkeit. Mitunter ging er ohne Abschied fort und blieb dann gleich die ganze Nacht aus, auch wohl noch einen Tag. Das geschah anfangs selten, gewöhnlich nach einem heftigen Wortstreit, aus dem sie als Siegerin hervorgegangen war. Tagelang gönnte sie ihm dann keinen freundlichen Blick, bis er abgebeten und Besserung versprochen hatte. Nach einiger Zeit brauchte er schon solchen Anlaß nicht mehr. Am Sonnabend Nachmittag ließ er sich nicht halten. Das Fuhrwerk freilich durfte er nicht benutzen und auch den Kahn hatte Edme angeschlossen; zu Fuß nach dem Marktflecken zu gehen, konnte sie ihn doch nicht hindern. Nun legte sie sich aufs Bitten, aber er entgegnete: „Thu ich nicht meine Arbeit? Was willst du mehr? Die anderen Wirte sitzen auch nicht immer zu Hause. Man will einmal erfahren, was in der Welt vorgeht. Ich habe von früher her gute Freunde, mit denen treffe ich zusammen. Und die Verwandtschaft will doch auch wissen, ob man noch lebt. Es geht dich nichts an.“

Unerklärlich war ihr's nur, wo er die Mittel zu seinen Ausschweifungen hernahm. So genau sie aufpaßte — und sie war jetzt noch mißtrauischer als früher —, eine Veruntreuung ließ sich ihm nicht nachweisen. Fragen mochte sie ihn nicht. Sie fürchtete eine Antwort zu bekommen, die ihr nicht gefallen könnte. Und sie würde doch für nichts gutstehen dürfen, dachte sie sich, wenn sie von nichts wüßte. Der Krüger freilich rechnete anders: er schrieb ohne Widerrede an, was Jurrey schuldig blieb, und wahrscheinlich noch etwas mehr. Der war ihm ja sicher. Von Zeit zu Zeit sagte er ihm einmal: es sei schon so und so viel. Jurrey nickte und antwortete: „Laß noch wachsen — es ist hinterher dasselbe.“

Eines Tages forderte er von Edme Geld. Es war eine beträchtliche Summe. „Was willst du damit?“ fragte sie ihn überrascht.

„Schulden bezahlen,“ entgegnete er patzig. Er hatte sich vorgenommen, recht keck aufzutreten und ihr endlich einmal den Herrn im Hause zu zeigen.

„Was für Schulden?“ fuhr sie ihn an. „Ich habe keine.“

„Aber ich! Das ist das Gleiche.“

„Das ist nicht das Gleiche. Wer dir geborgt hat, mag zusehen, wie er zu dem Seinigen kommt.“

„Der Krüger wird mich verklagen.“

„Das kümmert mich nicht.“

Digitized by Google

„Meinst du? Aber wenn der Exekutor anrückt —“

„Er mag dir nehmen, was du hast.“

Jurrey lachte. „Er wird nehmen, was er findet.“

Die Frau hob das Kinn und sah ihn über die Schulter an. „Das Grundstück gehört mir.“

„Aber ich bin mit eingetragen,“ antwortete er.

„Das hat nichts zu bedeuten,“ meinte sie.

„Du wirst schon sehen!“ Da sie darauf schwieg und sich mit ihrer Arbeit beschäftigte, fragte er: „Willst du mich auslösen?“

„Nein,“ sagte sie sehr bestimmt.

„So gieb mir von meinem Gelde.“

Edme blickte verwundert um. „Von deinem Gelde?“

„Ja — was ich eingebracht habe.“

„Wo ist das?“

„Du wirst doch nicht vergessen haben —“

„Du hast es ja selbst ausgegeben.“

„Ja, fürs Grundstück “

„So steckt's darin. Ich habe dein Geld nicht.“

„Ja, dann ...“ Er schloß den Satz nicht, sondern fing an zu pfeifen. Er hatte gemeint, daß sie wild werden und gewaltigen Lärm schlagen werde. Das geschah nun nicht; sie blieb nur bockſteif. Wie denkt sie sich das eigentlich? überlegte er. Das Pfeifen ärgerte sie. Daß ihm nicht so lustig zu Mut wäre, wußte sie ganz gut. Sie hielt aber an sich. Wenn nur von dem Gelde gar nicht mehr gesprochen würde.

Nach einiger Zeit schickte sie Jurrey mit Getreide zur Mühle in der Nähe des Marktfleckens. Sie konnte nicht mitfahren, weil es gerade in der Wirtschaft zu viel zu thun gab, setzte aber ihr ältestes Töchterchen auf den Wagen und sagte: „Du bleibst bei den Pferden und siehst darauf, daß der Vater gleich zurückkommt.“

Der Befehl war aber leichter gegeben als ausgeführt. Nachdem das Getreide auf die Mühle gebracht war, nahm Jurrey die Leine, hieb auf die Pferde ein und jagte davon, in der Richtung nach dem Marktflecken. Dem Mädchen, das noch nicht aufgestiegen war, rief er zu: „Lauf nach Hause und sag der Mutter, die Pferde sind durchgegangen, ich hab sie nicht halten können.“

Am anderen Tage kam er zu Fuß, noch nicht ganz ausgenüchtert. „Wo ist das Fuhrwerk?“ fragte Edme, die deswegen schon eine unruhige Nacht gehabt hatte.

„Verkauft,“ antwortete er lustig.

„Verkauft? Das ist gelogen.“

„Warum soll es gelogen sein?“

„Wie kannst du das Fuhrwerk verkaufen? Es gehört zum Grundstück.“

„Jetzt nicht mehr.“

Ihre Augen blitzten zornig, sie streckte befehlend die Hand aus. „Du wirst es auf der Stelle zurückschaffen!“

Er zuckte die Achseln. „Das kann nicht sein. Der Krüger hat's für die Schulden angenommen.“

„Das hält nicht,“ schrie sie. „Er ist so ein Spitzbube wie du.“

Jurrey fing wieder an zu pfeifen.

Sie drehte sich rasch um und schlug ihn auf den Mund.

„Du —!“ drohte er. „Ein Kuß war das nicht. Nimm dich in acht!“

Edme wich zurück. „Wo ist mein Fuhrwerk?“

„Beim Krüger.“

„Er muß es zurückgeben.“

„Da kennst du ihn schlecht. Was der hat, das behält er. Das Fuhrwerk war auch von meinem Gelde angeschafft.“

„Das ist gleichgültig.“

„Und überhaupt — ich kann verkaufen, was ich will.“

„Das wollen wir doch sehen!“

Sie zog sich sogleich an und lief nach dem Marktflecken. Zuerst zum Krüger. Der lachte sie aus. „Szelags ist doch kein Kind,“ sagte er. „Das Geschäft ist abgemacht. Aber ich will nicht hart mit dir sein. Wenn du das Fuhrwerk brauchst — zahle mir, was dein Mann mir schuldig war und noch zwanzig Thaler zu, so hast du's noch immer billig. Es ist da einer, der schon so viel geboten hat.“

„Da müßt ich nicht bei gesunden Sin-

Digitized by Google

nen sein," rief sie und rannte wütend fort. Jetzt nach dem Gericht. Da wurde sie aber belehrt, daß der Mann verkaufen könne und die Frau keinen Einspruch dagegen habe. „Das Grundstück kann er verkaufen?" fragte sie ganz verwundert. Das Grundstück nicht, aber alle bewegliche Habe. „So giebt's keine Gerechtigkeit mehr auf Erden!" rief sie und schlug die Thür hinter sich zu.

Sie eilte zum Rechtsanwalt, der ihr keinen günstigeren Bescheid gab, und dann zu dem alten Pfiffikus, dem Davids Petrusch. Aber auch der konnte ihr nicht helfen. „Es steht so einmal im Gesetz," sagte er. Er verschwieg, daß Szelags ihn schon um Rat gefragt hatte.

Nun blieb ihr nichts übrig, als das Fuhrwerk auszulösen. Von dem Aufgelde handelte sie noch ein paar Thaler ab. Daß sie auch das noch „dem Hunde" zahlen müsse, empörte besonders ihr Gemüt. Jetzt hatte sie keine ruhige Stunde mehr. Was Jurrey einmal gethan hatte, konnte er wieder thun. Er stellte ihr zwar vor, daß er doch kein Thor sein werde, ohne Not „das Grundstück zu schwächen". Aber der Rest von Vertrauen war hin.

Jurrey änderte seine Lebensweise auch nicht. Je unfreundlicher ihn seine Frau behandelte, um so mehr wurde er geneigt, außer dem Hause sein Vergnügen zu suchen. Er wußte nun schon, wie er seine Schulden würde bezahlen können, wenn Edme wieder hartnäckig sein sollte. Übrigens sah er auch recht gut ein, daß sie Grund hätte, mit ihm unzufrieden zu sein, und suchte sie durch Zärtlichkeiten zu begütigen. Dafür war sie nicht unempfänglich. Warum hatte sie denn den „hübschen jungen Mann" geheiratet? Aber der Friede war nie von langer Dauer. Wenn Jurrey wieder einmal Tag und Nacht ausgeblieben war, gab's hinterher die ganze Woche Spektakel.

So war nach einiger Zeit sein Konto beim Krüger wieder stark angeschwollen. Auch bares Geld erhielt er von ihm, soviel er forderte. Jurrey zerbrach sich gar nicht den Kopf darüber, wie das enden sollte. Herr Reichelt werde ja doch wissen, was er thue, und ihm gewiß nicht zu viel borgen. So war's auch. Der Krüger hatte ein Plänchen und mit dem rückte er eines Abends vor. „Der neue Kanal wird nicht weit an deinem Grundstück vorüberführen," sagte er ihm; „ich könnte recht gut den Plan an der Minge brauchen, darauf ein Wirtshaus für die Schiffer und Flößer zu bauen. Ich könnte dir einen Preis zahlen, wie du ihn von keinem anderen bekommst. Auf das Kaufgeld rechnen wir ab, was du mir schuldig bist, und der Rest kann stehen bleiben. Für die Zinsen magst du bei mir trinken." Er machte ihm ein Gebot.

Jurrey Szelags schob seine Mütze von der Stirn fort. „Ei ja," antwortete er, „das könnte mir schon ganz recht sein. Aber die Edme thut's nicht — die thut's nimmermehr."

„Wenn du's nur richtig anfängst," meinte der Krüger. „Sie ist deine Frau und muß parieren. Sie wird auch einsehen, daß sie ein gutes Geschäft macht. Die Weiber verstehen sich auf so etwas. Die paar Morgen bedeuten für das Grundstück nicht viel. Und wenn du willst, kannst du ja auf der anderen Seite billig zukaufen. Mir kommt's nun gerade auf den Fluß an. Den Zugang zum Wasser behaltet ihr ja doch."

Jurrey überlegte sich's. „Das kann mir doch wenig helfen," meinte er. „Wenn die Edme darauf eingeht, so nimmt sie auch das Geld, und meine Schulden bin ich nicht losgeworden."

„Da läßt sich wohl vorbauen," bemerkte der Krüger pfiffig. „Die Edme braucht ja nicht gerade den genauen Preis zu kennen, den wir verabredet haben, und das Gericht noch weniger. Man kann etwas an den Kosten sparen. Was ich dir zulege, geht keinen etwas an, und streiche ich deine Rechnung durch, so wissen wir beide, was das bedeutet."

Der Litauer ließ sich's eine Weile im Kopf herumgehen. Das Land am Fluß tauge nicht viel, äußerte er sich gelegent-

Digitized by Google

lich zu Hause, man sollte es zu verkaufen suchen und einen besseren, wenn auch kleineren Acker einhandeln. Darauf antwortete Edme nicht einmal. Er mußte nun wohl näher rücken. Es sei da einer, der den Plan kaufen und darauf bauen wolle. Er biete unverständig viel Geld, weil's ihm gerade um die Lage zu thun sei.

„Wer ist der?" fragte sie, die Achseln zuckend.

„Der Krüger Reichelt."

„Dann weiß ich schon genug," sagte sie und wandte sich ab.

„Er ist ein wohlhabender Mann, und was er verspricht, das hält er auch."

„Er ist ein Spitzbube, der dir zu trinken giebt, so viel du willst."

„Das geht keinen etwas an."

„Mich doch! Du möchtest das Land vertrinken, und er will dir dazu helfen."

„So groß ist mein Durst nicht," versicherte er lachend. „Das Geld soll eingetragen werden, bis wir etwas anderes kaufen. Dann bist du doch sicher."

„Ich will aber nicht verkaufen," sagte sie mit aller Entschiedenheit, „nicht zehn Morgen und nicht zehn Ruten. Nicht so viel Land, als du mit der Hand bedecken kannst, soll vom Grundstück abgenommen werden. So wie ich es erhalten habe, so soll's bleiben."

Er suchte ihr die Einwilligung abzuschmeicheln, aber sie war fest. „Rede kein Wort weiter," schloß sie, „es ist ganz vergeblich. Wir haben nicht nötig, zu verkaufen, und werden's, so Gott will, auch ferner nicht nötig haben; das Geld lockt mich nicht, es mag viel oder wenig sein. Um von den Zinsen zu leben, ist's immer zu wenig. Wenn der Herr Reichelt aber auch das Doppelte oder gar Dreifache bieten wollte, ich gebe das Land nicht hin. Wenn du mich dazu drängst, so sehe ich, daß du noch heimlich etwas im Sinne hast, wovon ich nichts wissen soll."

Da Jurrey nun merkte, daß ihr weder mit Bitten, noch mit Drohen etwas abzugewinnen sein würde, klagte er bei nächster Gelegenheit dem Krüger seine Not und meinte, der schöne Plan müßte nun wohl aufgegeben werden. Herr Reichelt zog die Stirn in Falten und sagte: „Es thut mir leid, daß du eine so unvernünftige Frau hast. Kannst du's nicht gegen sie durchsetzen, so wirst du freilich bedenken müssen, wie du mir auf andere Weise gerecht wirst. Denn daß ich mein Geld verliere, wirst du doch nicht wollen. Von heute ab bekommst du bei mir nichts mehr geborgt. Höre ich aber, daß du's wo anders versuchst, so klage ich die Schuld sofort aus und schicke dir den Exekutor auf den Leib. Wie du dann mit deiner Frau fertig wirst, magst du zusehen."

Das war deutlich gesprochen. Szelags wußte, daß er auf Nachsicht nicht würde zu rechnen haben, wenn Herr Reichelt einmal erzürnt sei. Er streichelte ihm den Arm und meinte: „Sei außer Sorge, du sollst das Land haben. Es wird sich ja zeigen, wer der Herr ist. Wenn die Edme im guten nicht nachgeben will, so muß sie's im bösen. Sie denkt mich wie ihren Knecht zu halten, aber ich bin ihr Mann. Und wenn ich sie geheiratet habe, so hab ich auch das Grundstück geheiratet. Sei nur noch kurze Zeit geduldig."

Er ging aufs Gericht, um sich zu erkundigen, ob er verkaufen dürfe. Es war vor kurzem ein anderer Richter in die Stelle gekommen, ein noch junger Mann, der Land und Leute nicht kannte. Mit dem hoffte er besser verhandeln zu können als mit dem früheren, dessen Strenge sich nichts ablisten ließ. Es war sonst seine Gewohnheit, auf dem Gericht nur litauisch zu sprechen. Diesmal brachte er sein Gesuch deutsch vor, um zu verhindern, daß der alte Sekretär — er hieß Herrmann, die Litauer nannten ihn aber wegen seiner kleinen Figur Ermanuck — sich einmischte, der zugleich Dolmetscher war und ihn kannte. Eine der ersten Fragen des Richters war aber schon, ob er verheiratet sei. Das mußte Szelags zugeben.

„Dann bringe deine Frau zur Verschreibung mit," sagte der Richter.

„Muß sie denn durchaus dabei sein?" fragte der Litauer.

Digitized by Google

„Sie kann allenfalls auch hinterher genehmigen.“

„Und sonst gilt es nichts?“

„Sonst gilt es nichts. Das Grundstück gehört dir und deiner Frau. Soll ein Teil davon verkauft werden, so muß sie mit unterschreiben.“

„Steht das im Gesetz, Herr?“

Der Richter lachte. „Das steht im Gesetz.“

„Und wenn sie nicht will —?“

„Dann kann niemand sie zwingen.“

„Auch nicht der Mann?“

„Auch nicht der Mann. Vom Grund und Boden kann er ohne ihre Genehmigung nichts veräußern.“

Szelags drehte seine Mütze. „Sie geht ungern aufs Gericht,“ sagte er.

„So kann sie dir eine Vollmacht geben,“ meinte der Richter.

„Und dazu braucht sie nicht aufs Gericht zu gehen?“

„Ein Notar kann die Vollmacht auch aufnehmen. Das ist ganz dasselbe. Es muß aber darin stehen, daß sie ihren Mann ermächtigt, das Land zu verkaufen und bei Gericht für sie alle erforderlichen Erklärungen abzugeben.“

„Ich danke, Herr.“

Szelags entfernte sich wenig erleichtert. Daran, daß seine Frau ihm Vollmacht geben werde, war gar nicht zu denken. Er überlegte schon hin und her, wie er den Krüger loswerden könnte. Wenn er sich das Geld, das er ihm schuldete, von seinen Verwandten zu verschaffen suchte! Dieses eine Mal würden sie ihm vielleicht beispringen, wenn er verspräche, sich fortan ordentlich zu führen und das unsinnige Trinken zu lassen. Dazu war er auch halb und halb entschlossen. Wenigstens ließ er es nicht an Vorwürfen und guten Vorsätzen fehlen. Er wollte zunächst einmal seine Mutter besuchen und mit der die Sache besprechen. Deshalb kehrte er denn auch jetzt nicht nach Hause zurück, sondern verfolgte die Landstraße über den Marktflecken hinaus in der Richtung nach ihrer Wohnung.

Nach einer Weile verlor er doch wieder den Mut. Er setzte sich auf den Grabenrand, trank die Flasche leer, die ihm der Krüger noch als letzte Gabe gefüllt hatte, streckte sich ins Gras, schob die Mütze über das Gesicht und schlief ein. Als er nach einigen Stunden erwachte, stand die Sonne schon tief. Wenn er seine Mutter noch wach finden wollte, mußte er sich beeilen. Er schlug einen Seitenweg ein, der durch ein Kiefern- und Birkenwäldchen führte.

Aus demselben tönte ihm der Gesang von mehreren Frauenstimmen entgegen, die bald einander abwechselten, bald sich zur Wiederholung der Schlußverse vereinigten. Es war ein Spottlied auf die Männer und wurde wahrscheinlich von den lustigen Litauerinnen improvisiert. Mancher nicht sehr zarte Scherz schien ihnen selbst so gelungen, daß sie hell auflachten. Als Jurrey auf dem gewundenen Pfade um ein Gebüsch bog, sah er die vier Sängerinnen auf sich zukommen. Sie gingen in einer Reihe und hatten einander bei den Händen gefaßt. Sie stutzten, und der Gesang verstummte plötzlich. Dann aber jauchzte die eine laut auf, löste sich von den anderen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. „Du bist mein allerschönster Schatz,“ rief sie und küßte ihn lachend auf den Mund, indem sie ihn zugleich ein paarmal auf der Stelle herumkreiselte.

„Mare —!“ sagte er, als sie ihn losgelassen hatte. „Bist du's wirklich? Und was treibst du für Possen!“

„Er kennt mich doch noch,“ bemerkte sie, zu den anderen Mädchen gewandt, die ihr nachgekommen waren. „Das ist hübsch von ihm. Ich nehme alles zurück, was ich auf ihn gesungen habe. Seht einmal, wie vergnügt er über meine Possen ist.“

Sie küßte ihn wieder und er ließ sich's wirklich ohne Widerstreben gefallen. „Wie kommst du hierher?“ fragte er.

„Ich muß doch einmal nachsehen, wie deine Mutter meinen Jungen hält,“ antwortete sie. „Die Leute sagen sonst, daß ich mich um mein Fleisch und Blut nicht

Digitized by Google

kümmere. Wenn ich die Szelagene geworden wäre, könnt ich ihn bei mir haben, und es sollte ihm wahrhaftig an nichts fehlen. Aber auch so bin ich ihm deinetwegen gut."

„Es hat nicht sein können, Mare," sagte er seufzend, „und wär doch viel besser gewesen."

„Ja, was kannst du dafür, daß ich arm bin," entschuldigte sie offenbar ganz ernstgemeint. „Aber dein Sohn bleibt der Junge doch."

„Jawohl," bestätigte er, „und ich wünschte ..." Er brach ab und sah ihr zärtlich in die blitzenden braunen Augen. „Hexe du!"

„Das darfst du nicht sagen," schalt sie und hob dabei drohend die Hand. „Wenn ich dich hätte behexen wollen, wärst du jetzt nicht der Wirt."

Er pfiff durch die Zähne. „Das ist auch was Rechtes! Nicht über einen Groschen habe ich freie Verfügung."

„Hält die Edme dich so gut in Zucht? Ha, ha, ha!" Sie zog eine Flasche aus ihrer Rocktasche und reichte sie ihm. „Trink aus — es ist noch etwas darin."

Das ließ er sich nicht zweimal sagen. „Wohin gehst du?" erkundigte er sich.

„Nach Hause. Ich diene nicht weit von der Stadt beim Anskis Rayschus. Die Mädchen geben mir das Geleit bis zur Landstraße. Und du? Du gehst wohl zu deiner Mutter?"

„Das wollt ich. Aber es ist doch umsonst. Sie wird mir nicht helfen können."

„Bist du in Not?"

„Na ...!" Er schnippte mit den Fingern. „Ich könnt eine andere Frau brauchen."

Mare lachte, daß die perlweißen Zähne sichtbar wurden. „Dazu wird sie dir schwerlich helfen. Aber komm mit mir, ich will dich zu trösten suchen."

Er besann sich eine kleine Weile. „Das ist auch das Beste," meinte er. „Du kannst mir vielleicht einen guten Rat geben. Klug genug bist du dazu. Komm! Du gefällst mir noch immer."

Mare hing sich an seinen Arm und sang nach der früheren Melodie:

„Wenn zwei sich von Herzen sind gut gewesen,
Leicht mögen sie sich trennen, doch schwer vergessen."

Die Mädchen kamen noch bis zum Ausgang des Wäldchens mit und kehrten dann um. „Sagt meiner Mutter nichts davon, daß ihr mich hier getroffen habt," rief er ihnen nach. „Wozu braucht sie's zu wissen?"

Er war sehr lustig geworden und schäkerte mit Mare, während sie unter den Pappelbäumen die Landstraße entlang gingen, als ob's unter ihnen noch ganz beim alten wäre. Die untersinkende Sonne streifte ihr rundes Gesicht und das rötlich blonde Haar, das sich in zwei dichtgeflochtenen Zöpfen um den Kopf legte und über der niedrigen Stirn ein wenig krauste. Sie sah sehr schmuck aus in der blauen Tuchwiste und dem schneeweißen Oberhemde mit gestickten Achselklappen. Und sie lachte immer, auch wenn er etwas ganz Ernstes erzählte, und drückte seinen Arm an ihre Brust. Das war viel vergnüglicher, als der Edme die schlechte Laune verscheuchen.

Nachdem sie so eine Stunde spaziert waren und er ihr mitgeteilt hatte, was ihn drückte, fragte sie: „Willst du in der Nacht wieder zurück?"

„Daran hab ich noch nicht gedacht," antwortete er.

„Nach der Stadt hast du's jetzt schon näher."

„Was soll ich da?"

„Ich weiß nicht, aber ich dachte, weil du mich doch begleitest —"

„Kann ich die Nacht bei deinem Wirt, dem Rayschus, bleiben?"

„Bis wir nach Hause kommen, wird er schon schlafen gegangen sein. Die Rayschene treibt ihn immer früh zu Bett. Aber wenn du auf dem Heuboden vorlieb nehmen willst ..."

„Wo schläfst du?"

„In der Kammer mit der Busze Pardenings zusammen — sonst wollt ich dir mein Bett abtreten."

„Aber auf dem Heuboden, denk ich, ist gut für zwei Platz. Ich habe Nachmittag ein paar Stunden geschlafen und bin nicht

Digitized by Google

müde. Wenn du noch ein Weilchen plaudern willst ..."

Sie gab ihm einen Schlag auf die Backe.

„Meinetwegen schon," schmunzelte sie. „Aber es ist für dich besser, du findest allein die Leiter hinauf."

„Wer weiß? Ich graue mich da im Dunklen, wenn ich nicht schlafen kann." Er wendete ihr das Gesicht zu und gab ihr einen Kuß.

Als sie an das Gehöft kamen, schlugen die Hunde an. Mare beruhigte sie durch Liebkosungen und freundliche Worte. Sie führte Jurrey durch das Gärtchen nach der hinteren Seite der Klete. Dort war eine Leiter an die offene Luke gelehnt. „Zeige mir den Weg," bat er.

Mare kicherte leise und ging voran.

Am anderen Morgen sagte Jurrey: „Mir hat etwas recht Dummes geträumt."

„Was ist das?" fragte sie.

„Du wärst meine Frau —"

„Ach —!"

„— und wir gingen zusammen aufs Gericht und ließen dem Herrn Reichelt die zehn Morgen verschreiben. Du thätest das gewiß, Mare."

„Warum nicht. Wenn sie mir gehörten —! Für dich thät ich alles."

„Ja, du hast mich lieb," sagte er.

Nach einer kleinen Weile nahm er das Gespräch wieder auf. „Mir fällt etwas ein, Mare. Es ist doch so gut, als ob du meine Frau wärst. Willst du ihren Namen schreiben?"

Sie sah ihn fragend an. „Wie meinst du das?"

„Du kannst doch schreiben?"

„Es wird wohl noch gehen. In der Schule war ich recht geübt."

„Das vergißt sich nicht so bald. Du kannst's auch vorher noch auf einem Blatt Papier versuchen. Wenn du Edme Szelags unterschreibst, so ist mir geholfen."

„Wo soll ich unterschreiben?"

„Bei einem Notar in der Stadt. Der Herr Richter sagt, das ist genug."

„Sagt er das?"

„Jawohl. Wenn die Frau dem Mann eine Vollmacht giebt, so ist das genug. Dann kann er das Land verkaufen."

Sie blinzelte listig mit den Augen. „Ja, wenn die Frau dem Mann eine Vollmacht giebt —"

„Das sag ich eben. Der Notar kennt meine Frau doch nicht — wenn du ihren Namen schreibst, bist du meine Frau."

„Er wird mir nicht glauben."

„Wenn ich es ihm sage, muß er's doch glauben."

„Kennt er dich denn?"

Jurrey nickte. „Es ist da einer, der einen Schreiber hat, mit dem ich in die Schule gegangen bin. Ich hab ihn früher schon einmal besucht und gesehen, daß er für seinen Herrn alle die Schriften macht, bei denen wir Litauer beteiligt sind. Denn der Herr kann nicht litauisch und muß sich auf ihn verlassen. Sag ich dem Martin Buddrus, du bist meine Frau, so bist du's. Ich brauch's nicht einmal zu sagen. Wenn wir zusammen kommen, so sieht er's so an."

„Aber die Edme wird hinterher schreien."

„Mag sie doch! Was geht es dich an? Und ich werde schon mit ihr fertig werden. Ist das Land einmal verkauft, so mag sie schreien. Na — willst du?" Er stieß sie mit dem Ellbogen vertraulich an.

„Ihren Namen zu schreiben, ist mir keine schwere Sache," sagte Mare, doch bedenklich. „Und wenn es sie ärgert, daß eine andere für sie geschrieben hat, so soll mir's lieb sein. Warum hat sie dich mir fortgenommen? Es geschieht mir auch nichts ..."

„Gar nichts," versicherte er. „Niemand soll erfahren, daß du es gewesen bist."

Mare lachte. „Und dann mögen sie mich suchen!" Sie umarmte und küßte ihn. „Soll's bald sein?"

„Heute noch."

„Aber wie kann ich? Der Rayschus hat mir schon gestern Erlaubnis gegeben fortzugehen. Heut kann ich ihn doch nicht wieder bitten."

„Das ist schlimm."

Sie überlegte ein Weilchen. „Weißt

Digitized by Google

du, das Beste ist, ich lasse mich gar nicht vor ihm sehen und gehe gleich mit dir. Dann denkt er, ich sei über nacht fortgeblieben, und nachher kann ich ihm sagen, das Kind wäre krank gewesen und ich hätte mich länger verweilen müssen. Das Kind war auch krank; deine Mutter hat ihm zu viel Brot eingestopft."

„Das hast du dir gut ausgedacht," lobte er. „Mich selbst darf auch keiner hier bemerken, sonst haben sie die Spur. Komm, ehe es ganz Tag wird."

Sie stiegen die Leiter hinab und schlichen um die Hecke. Es war noch alles still auf dem Hofe. „Aber da ist noch eins zu bedenken," sagte er, als sie in den Wiesengrund unweit des Hauses gelangt waren, durch den sich ein Bächlein schlängelte, das den Fußpfad zur Seite hatte. „Der Notar thut's nicht umsonst und der Schreiber auch nicht. Hast du Geld, Mare?"

„Wie viel?"

„Na — einige Thaler wird's kosten."

Sie antwortete nicht sogleich.

„Du sollst alles zurückerhalten, was du mir giebst," fuhr er fort. „Und mehr als das. Wenn der Krüger das Land gekauft hat, kann ich jederzeit die Taschen voll haben."

„Ich bin deshalb nicht in Sorge," sagte sie stehen bleibend. „Der Rayschus ist mir noch Lohn schuldig. Aber wenn ich ihn darum anspreche ..."

„Wie sollen wir's aber machen?"

Sie faßte seine Hand und zog ihn fort. „Komm nur! Es trifft sich gut, daß ich vom Kaufmann in der Stadt noch nicht das Geld für meinen Flachs erhalten habe. Das muß er jetzt zahlen. Es ist gewiß mehr, als du brauchst, und wir können noch den Tag über vergnügt davon leben. Du bist doch mein allerbester Schatz!"

Nun wurde Jurrey ganz lustig. Auf dem Wege trieben sie allerhand Possen und setzten sich mehr als einmal in den Chausseegraben, miteinander verliebt zu tändeln. Bis man nach der Stadt gelangte, war's doch noch nicht die rechte Zeit, den Kaufmann aufzusuchen; sie brauchten sich nicht zu beeilen.

Es gelang alles nach Wunsch. Der Kaufmann zog freilich von dem bedungenen Preise noch etwas ab, da er merkte, daß Mare es mit der Bezahlung eilig hätte. Sie ärgerte sich darüber, meinte aber, das nächste Mal würde sie's ihm schon aufschlagen. Zu Martin Buddrus sagte Jurrey: „Meine Frau will mir Vollmacht geben, daß ich einen Plan von zehn Morgen von unserem Grundstück verkaufen kann. Sie will nicht aufs Gericht deshalb gehen, weil sie sich in der Wirtschaft versäumt." Er sagte nicht ausdrücklich, daß Mare seine Frau sei, aber es verstand sich so von selbst.

„Aufs Gericht hat sie's doch näher, als nach der Stadt," meinte der Schreiber.

„Ja, sie hat hier Flachs verkauft," erklärte Szelags und dachte dabei wieder an Mare, „so ist's doch nur e i n Gang."

Das leuchtete Buddrus durchaus ein. Er fragte nicht weiter, sondern erkundigte sich nur nach dem Ruf- und Vaternamen seiner Frau, schrieb die Vollmacht deutsch und litauisch nieder und führte dann erst die beiden in das Zimmer des Notars, der gerade mit einer anderen Verhandlung beschäftigt war, las die Urkunde vor und legte sie auf den Tisch. Der Notar, dem Buddrus gesagt hatte, er kenne den Mann, äußerte kein Bedenken, sondern winkte Mare heran und gab ihr die Feder in die Hand. Jurrey trat hinter sie und flüsterte ihr zu: „Schreibe nur richtig." Sie malte langsam die Buchstaben hin: E—d—m—e und dann Szelagene. Es schien ihr viel Spaß zu machen, denn sie setzte ein paarmal ab und beugte den Kopf nach rechts und links, die Schrift zu besehen. Und da stand nun der Name unter der Vollmacht ganz fehlerfrei. Jurrey klopfte ihr vergnügt auf die Schulter.

Die Gebühren hatte er schon vorher bezahlen müssen. Jetzt drückte er auch noch dem Schreiber ein Geldstück in die Hand und sagte: „Es wird wohl einige Tage dauern, bis das Dokument fertig ist. Schicke es lieber gleich an den Krüger Reichelt, der will kaufen."

Digitized by Google

„Wie du willst.“

„Jetzt ist alles in Ordnung,“ meinte Jurrey, als sie wieder auf der Straße standen. „Ich bin recht hungrig und durstig. Komm, wir wollen irgendwo einkehren. Ich hätte gern auch den Martin Buddrus mitgenommen. Aber wer weiß, man verspricht sich am Ende.“

Sie gingen nach der Libauer Vorstadt hinaus und setzten sich dort in einem Wirtshaus fest. Alle beide hatten sie zu viel getrunken, als sie gegen Mittag den Heimweg antraten. Auf der Chaussee hielten sie sich umarmt, sangen und juchsten. Wer an ihnen vorbeikam, freute sich über das lustige Paar. Wo der Weg abbog, trennten sie sich mit vielen Küssen. „Komm bald wieder,“ sagte Mare.

„Das will ich,“ antwortete er. „Nun ist's doch schon einerlei.“

Als er sich dem Marktflecken näherte, war er ziemlich ausgenüchtert. Er beschloß, dem Krüger lieber nicht heute schon von der Vollmacht etwas zu sagen. Daß der nicht erfahren dürfte, wie sie zu stande gekommen sei, leuchtete ihm ein. Er hätte ihm etwas vorlügen müssen, und das ließ sich vielleicht vermeiden. So beherrschte er sich denn auch und trat gar nicht bei ihm ein. Zu Hause hatte er einen schlechten Empfang. Mit seinem Herumtreiben werde es immer toller, schrie Edme ihn an. Ob er sich denn nicht vor den Leuten schäme. Er war sehr kleinlaut und gab ihr gute Worte. Aber sie warf ihm eine Hacke vor die Füße, mit der sie eben die Kartoffeln behäufelt hatte, und rief: „An die Arbeit, du Taugenichts! Meinst du, daß ich dich auf dem Grundstück umsonst füttere? Wenn ich das vorausgewußt hätte, daß ich mir solche Schande ins Haus heiraten würde —! Geh und laß mich in Frieden.“

Eine Woche hielt er sich ordentlich, dann ging er doch wieder nach dem Marktflecken, zu hören, ob die Vollmacht schon angekommen sei. Es war so. Reichelt fing selbst davon an. „Was ist das?“ fragte er. „Deine Frau hat dir zum Verkauf Vollmacht gegeben?“

„Hast du die Schrift bekommen?“ fragte Szelags zurück, um nicht geradeaus antworten zu dürfen.

„Und in Memel! Warum denn das?“

„Es muß ihr wohl so besser gepaßt haben. Die Weiber sind wunderlich.“

„Mir kann's ja gleich sein,“ meinte Reichelt. „Vielleicht hat sie gewünscht, daß hier kein Gerede sein sollte, bis die Sache abgemacht wäre.“

„Das kann wohl sein,“ bestätigte der Litauer.

„Wir können also denn aufs Gericht gehen.“

„Ja, aber so billig bekommst du das Land nicht. Ich habe mir's überlegt.“

„Was — was? Es war doch alles verabredet.“

„Das muß noch einmal verabredet werden.“

Und nun ging's an ein scharfes Verhandeln, bis beide einig wurden. Szelags hatte für sich noch einige kleine Vorteile herausgequetscht. „Du bist ein Feiner!“ sagte der Krüger zuletzt schon ganz ärgerlich.

„Ich weiß ja, mit wem ich's zu thun habe,“ antwortete der Litauer, geschmeichelt lächelnd und zugleich die Schmeichelei zurückgebend.

Der Vertrag wurde geschlossen, das Stück Land im Grundbuch abgeschrieben. Bis zum Herbst ereignete sich nun nichts, was Edme hätte stutzig machen können. Da aber, als anfangs November schon Frost eintrat, ließ Reichelt Bauholz anfahren und auf dem Plan abladen. „Was soll das?“ fragte sie verwundert. Da Jurrey nicht mit der Sprache heraus wollte, lief sie selbst nach dem Platze und fragte die Fuhrleute aus. Es sei ihnen von Herrn Reichelt so befohlen, versicherten sie. Er wolle ja hier an der Minge einen Krug bauen. „So,“ rief sie, feuerrot. „Er will hier bauen — auf meinem Lande? Sagt ihm, daß ich das nicht leide. Und auf der Stelle schafft ihr das Holz wieder fort, oder ihr sollt's mit der Polizei zu thun haben. Die Fuhrleute wollten sich aber auf keine Verhandlung

Digitized by Google

einlassen und verwiesen sie an den Krüger. Nachmittags brachten sie auch eine neue Ladung an. Herr Reichelt hätte gesagt, das sei sein Plan, und darauf könne er bauen, so viel ihm beliebe.

Nun wurde Edme fuchswild. „Ich will wissen, was das zu bedeuten hat," fuhr sie ihren Mann heftig an, der bemüht gewesen war, sich in einer gewissen Entfernung von ihr zu halten. „Wie kann Herr Reichelt sagen, das sei sein Plan? Er ist ein Unverschämter!"

Jurrey merkte, daß ihr auszuweichen nicht weiter möglich sei, und beschloß, etwas ganz Dreistes zu wagen. „Du hast ihm ja aber den Plan verkauft," sagte er.

„Ich?"

„Ja, ich weiß es nicht anders."

„Bist du betrunken?"

„Wovon? du hältst ja die Flasche verschlossen."

„Rede dich nicht aus. Ich will wissen, was du meinst. Nicht ein Sandkorn hab ich verkauft."

Er that sehr verwundert. „Ja, dann verstehe ich nicht. Herr Reichelt hat mir eine Vollmacht gezeigt, die ihm von einem Notar in der Stadt zugeschickt ist. Darin stand, daß du mir den Auftrag erteiltest, den Plan zu verkaufen."

„Ich hätte —? Das ist nicht wahr. Ich bin gar nicht in der Stadt gewesen."

„Aber Herr Reichelt hat das Dokument zugeschickt bekommen, und es war dein Name ganz richtig angegeben, auch das Siegel aufgedrückt. Ich hab's doch mit eigenen Augen gesehen."

„Ich sage dir, das ist unmöglich!"

Jurrey zuckte die Achseln. „Der Herr Richter hat auch die Vollmacht für ganz richtig erklärt."

Sie packte ihn an der Brust. „Wie, du bist damit auf dem Gericht gewesen?"

„Natürlich! Was sollt ich denn thun?"

„Ohne mir von der Schlechtigkeit ein Wort zu sagen?"

„Von einer Schlechtigkeit ist mir nichts bekannt."

„Jurrey —!" Sie schüttelte ihn derb. „Du hast ihm das Land verkauft?"

„Ja, es war doch dein Wille."

„Lüge nicht!"

Er machte sich los und stieß sie zurück. „Ich dachte, du hättest dich besonnen."

„Das gilt nichts!" schrie sie. „Das ist eine Teufelei! Ich sehe wohl, du bist mit ihm im Bunde. Aber es gilt nichts — das Land bleibt mein Land."

Er lachte höhnisch. „Wenn er es gekauft hat, wird es wohl sein Land sein. So dumm ist er doch nicht, bauen zu wollen, wenn ihm nicht das Land gehört."

Edme warf ihm einen verächtlichen Blick zu. „Ich merke," sagte sie ruhiger, „ihr wollt mich auf solche Art überlisten. Liegt da erst das Holz, so werd ich wohl auch den Bau erlauben, und steht erst das Haus, so muß ich ja auch das Land abtreten. Aber da irrt ihr. Ich lasse mir an das Grundstück nicht kommen."

Sie lief zu den Nachbarn, erhob ein großes Geschrei und bewog einige Knechte, ihr gegen guten Lohn beizustehen, das Holz vom Plan fortzuschaffen. Bis in die halbe Nacht hinein wurde daran gearbeitet. Edme ruhte nicht eher, bis auch das letzte Stück fortgetragen und auf dem Wege niedergelegt war. Jurrey schlief indessen den Schlaf des Gerechten und wachte nicht einmal auf, als sie ihn unsanft zur Seite schob.

Am nächsten Tage kam der Krüger, dem das Geschehene berichtet wurde, selbst angefahren und schlug Lärm. „Was soll das, Frau?" sagte er. „Dein Mann hat mir den Plan verkauft, wie er nicht leugnen wird, und du hast ihm die Vollmacht dazu gegeben."

„Nein," zischte sie, „ich weiß von keiner Vollmacht."

„Die liegt ja auf dem Gericht. Laß die Thorheiten! Es mag dir jetzt wieder leid geworden sein, aber das kann dir doch nichts helfen."

„Nichts ist mir wieder leid geworden — ich weiß von nichts. Das Land behalt ich, du magst dich auf den Kopf stellen."

„Das wollen wir doch sehen! Wo ist der Jurrey? Es scheint, daß du mich um

Digitized by Google

das Geld betrügen willst, das ich ihm schon gegeben habe. Jurrey! Wo steckt der Jurrey?"

Aber Jurrey antwortete nicht. Er hatte sich heimlich aus dem Staube gemacht, als er den Krüger ankommen sah.

Edme ließ anspannen und fuhr nach dem Marktflecken aufs Gericht. Dort fand sich auch Herr Reichelt ein. Der alte Sekretär bestätigte, daß der Vertrag ordnungsmäßig geschlossen, auch jede Formalität erfüllt sei. Er schlug die Akten auf und zeigte auf ein Blatt: „Da ist deine Vollmacht."

Er mußte sie ihr zweimal lesen. „Das habe ich nicht unterschrieben!" rief sie.

„Du hast unterschrieben. Hier steht dein Name."

Sie sah auf das Blatt. „Es ist gelogen — so schreibe ich nicht."

„Ganz richtig, so schreibst du nicht. Das hier hat auch der Schreiber geschrieben. Aber der Notar bezeugt die Übereinstimmung mit dem Original."

„Mit was für einem Ding?"

„Mit deiner richtigen Schrift. Sie liegt in seinen Akten. Dein Mann ist ja auch zugegen gewesen. Hier steht's."

„Die Schrift will ich sehen," schrie sie, „es ist eine Spitzbüberei!"

„Nimm deine Zunge in acht," riet der Sekretär. „Und wenn du hier lärmst, wirst du vom Boten herausgebracht."

Edme fuhr auf der Stelle weiter nach Memel. Sie hatte sich den Namen des Notars gemerkt, ließ sich bei ihm melden und trug ihre Beschwerde vor. „Bin ich bei dir gewesen?" fragte sie.

„Ich kann es nicht mehr wissen," antwortete der alte Herr, sie aufmerksam betrachtend. „Es kommen viele Leute zu mir. Ich erinnere mich aber nicht, dich schon einmal gesehen zu haben. Deshalb kannst du doch bei mir gewesen sein." Er zeigte ihr das Protokoll und die Unterschrift. „Hast du das geschrieben?"

Sie prüfte den Namenszug genau. „Nein! Das kann ich auf der schwarzen Decke bei brennenden Lichten beschwören."

„Sonderbar," sagte der Notar kopfwiegend. „Herr Buddrus!" rief er in das andere Zimmer hinein.

Der Schreiber erschien. „Ist dies die Frau Edme Szelags, die diese Vollmacht verlautbart hat?"

Buddrus faßte sie scharf ins Auge. „Nein," sagte er nach einer kleinen Weile, „— ich glaube nicht." Und nach erneuter Prüfung: „Jedenfalls nicht. Sie war kleiner und hatte blondes Haar."

„Und der Wirt Jurrey Szelags war dabei?"

„Sicher."

„Sie kannten ihn?"

„Genau. Ich bin mit ihm zusammen in die Schule gegangen. Darüber kann gar kein Zweifel sein."

„Seine Frau kannten Sie nicht?"

„Allerdings nicht. Aber wenn der Mann selbst ..."

„Es ist gut," sagte der alte Herr und winkte ihm zu gehen. „Ich kann im Augenblick nicht mehr ermitteln als dies," wandte er sich zu der Frau. „Es scheint da irgend ein Irrtum obzuwalten, wenn nicht ... Ich muß mich aller Vermutungen enthalten. Es thut mir leid, daß du deinen Mann nicht mitgebracht hast. Ich würde dann feststellen können, ob er wirklich derselbe ist, der mit meinem Schreiber verhandelt hat. Wäre das der Fall, so bliebe freilich nichts übrig, als anzunehmen, daß er eine andere Person für seine Frau ausgegeben hat. Das ist doch aber nicht recht glaublich."

Edme war's, als ob ihr das Herz still stände. Und dann schoß ihr plötzlich das Blut ins Gesicht.

„Und wenn er das gethan hätte?" fragte sie gepreßt.

„Dann hätte er sich sehr strafbar gemacht," antwortete der Notar.

„Er müßte ins Gefängnis?"

„Gewiß. Aber eine solche Thorheit kann er ja nicht begangen haben."

„Und die Verschreibung würde nichts gelten?" fragte sie weiter, ohne darauf etwas zu entgegnen.

„Sicher nicht. Die Vollmacht wäre ja gefälscht."

Digitized by Google

„Und Herr Reichelt müßte also das Land zurückgeben?“

„Ich glaube doch. Wenn er freilich selbst in gutem Glauben wäre —“

„Was dann?“

„Nun — dann müßte er zurückerhalten, was er etwa schon gezahlt oder gegeben hätte.“

„Aber das Land müßte er herausgeben?“ Sie wiederholte die Frage in noch dringenderem Ton.

„Es würde nicht ohne einen Prozeß zum Ende zu kommen sein,“ sagte der Alte und nahm darauf sehr umständlich eine Prise. „Ein Prozeß aber — ist im voraus — unberechenbar. Hast du schon — Kegel spielen gesehen? Es setzt einer seine Kugel ganz richtig auf, und sie fliegt auch eine Strecke ganz gerade aus. Da liegt — — Hapschie! da liegt ein Sandkorn, oder eine Tannennadel, oder sonst ein unscheinbares Ding im Wege und lenkt sie ein ganz klein wenig ab. Nun schwankt sie, geht über das Mittelbrett hinaus, verliert die sichere Richtung völlig und taumelt nun so in die Kegel hinein oder schießt als Rehbock an ihnen vorbei. Es kann sein, daß sie einen Haufen Kegel umwirft, es können auch nur ein paar schlechte fallen. Und im Prozeß, wo zwei gegeneinander schieben und sich die Kegel umzuwerfen trachten, verdoppeln sich die Unberechenbarkeiten mit den möglichen Fehlern und Hindernissen. Zuletzt kommt die Gerichtskasse und fordert die Kosten ein, die Anwälte liquidieren ihre Gebühren — da geht oft das ganze Objekt drauf. Wenn ich dir raten kann —“

Edme hörte aber schon lange gar nicht mehr zu. Es war ihr, als ob in ihrem Kopf Kegel geschoben würden und die Kugeln das Leitbrett hinabpolterten. Sie hatte in diesem Lärm nur den einen Gedanken: der Vertrag gelte nichts und das Land müsse wieder zurückgegeben werden. „Ich danke schön für alles,“ sagte sie und verließ eilig das Zimmer, als könnte der Zeitverlust einer Minute entscheidend sein.

Sie fuhr nach Hause und kam erst in der Nacht an. Jurrey schlief schon und ließ sich nicht erwecken. Sie warf ein Stück Bett auf die Erde und legte sich in Kleidern darauf. Als Jurrey am Morgen aufstand, war sie schon wach und ließ ihn nicht zur Thür hinaus. „Jetzt wirst du mir Rede stehen,“ rief sie und stellte sich dicht vor ihn hin.

Er hatte sich's schon überlegt, wie er verfahren müßte, und hob nun trotzig den Kopf. „Was heißt das?“

„Das heißt, daß ich hinter deine Schändlichkeit gekommen bin.“

„Was für eine Schändlichkeit?“

„Du hast die Vollmacht von einer anderen Person mit meinem Namen unterschreiben lassen.“

„Von was für einer anderen Person?“

„Das kann ich nicht wissen.“

Er grinste spöttisch. „Was willst du also?“

Edme war einen Augenblick aus der Fassung gebracht. „Ich werde schon dahinter kommen,“ sagte sie weniger sicher.

„So versuch's doch,“ höhnte er, „mich aber laß in Frieden.“

Er wollte an ihr vorübergehen, aber sie stieß ihn mit der Hand zurück. „Es ist auch gleichgültig, wer's gewesen ist. Ich habe nicht geschrieben.“

„Das wird wohl so sein, wenn du es sagst.“

„Ich zerreiße die Vollmacht.“

„Das geht nicht so leicht.“

„Du hast den Notar betrogen.“

„Und wenn —?“ Er sah sie herausfordernd an.

„Wenn ich's anzeige, kommst du ins Gefängnis.“

„Deshalb wirst du's nicht anzeigen.“

Sie stieß einen Laut halb des Unwillens, halb der Überraschung aus und preßte gleich darauf, den Blick senkend, die Lippen zusammen. Nach einer Weile sagte sie: „Anders kommt's doch nicht in Ordnung.“

„Nein,“ bestätigte er, „und deshalb kann's überhaupt nicht mehr in Ordnung kommen, wie du's meinst. Es ist einmal geschehen.“

Digitized by Google

„Das muß zurück," rief sie, wieder heftiger.

„Es kann nicht."

„Es muß! Der Krüger muß das Land zurückgeben."

„Daß er ein Narr wäre! Er thut's nicht freiwillig."

„So muß er's gezwungen thun."

„Das heißt — — du bringst deinen Mann ins Gefängnis."

„Meinen Mann ..."

„Ja, ich bin doch dein Mann."

Edme seufzte mit einem ausklingenden Ton, der sich wie ein schmerzliches Ächzen anhörte. „Aber das Grundstück ..."

„Da hast du nun selbst schuld," nahm er wieder das Wort, während sie den Daumen der linken Hand gegen die Zähne drückte und vor sich hinstarrte. „Wenn man einen Mann genommen hat, muß man ihn auch wie einen Mann behandeln. Ich aber habe hier nicht einmal so viel Freiheit gehabt wie ein Knecht. Weil du das Grundstück eingebracht hast, deshalb hast du mich nicht als den Wirt geachtet, und weil ich nicht alle Tage Streit anfangen wollte, deshalb bin ich lieber fortgegangen. Was hilft mir eine tüchtige Frau, wenn sie immer unfreundlich ist und mir überall in den Weg tritt. Daß ich gern einmal einen Schluck trinke, das bestreite ich nicht. Aber anderen geht's ebenso, und es ist nichts Böses. Mein Geld hast du verbraucht, und keinen Pfennig giebst du mir gutwillig heraus. Soll ich mich auslachen lassen? Oder willst du, daß ich verklagt werde, und der Exekutor hier auf dem Grundstück pfändet? Das paßt mir schlecht. Da muß ich denn zusehen, wie ich dich auf andere Weise zwinge."

„Du zwingst mich nicht," preßte sie zwischen den Zähnen vor.

„Na —" sagte er und zog die Schultern auf, „es ist nun doch so. Das Land ist verkauft, und ins Gefängnis wirst du mich nicht bringen wollen. Oder willst du? Auf andere Weise geht's nicht zurück."

„Wer hat meinen Namen geschrieben?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Das sag ich nicht."

Da sie eine Weile schwieg, trat er näher zu ihr heran, legte den Arm um ihren Hals und zog sie an sich, obschon sie widerstrebte. „Sei verständig, Edme," redete er freundlich zu, „und nimm's, wie es ist. Das geschieht nicht wieder — es ist mir leid, daß es hat geschehen müssen. Ich will dir Gutes thun, aber du darfst nicht vergessen, daß ich dein Mann bin. Wie du den behandelst, so wirst du ihn haben."

Sie antwortete darauf nicht, sondern machte sich mit Gewalt los und ging hinaus. Den ganzen Tag sprach sie kein Wort weiter mit ihm. Er meinte, sie würde sich wohl beruhigen, und unterließ es, sie zu reizen. Aber er kannte sie doch schlecht. Gerade weil er's so dreist heraus gesagt hatte, daß er sie habe zwingen wollen, widerstrebte sie jeder Anwandlung von Versöhnlichkeit. Nun gewiß nicht! Und immer tiefer bohrte sich der einzige Gedanke ein, der ihr auch jetzt volle Klarheit hatte: das Grundstück muß bleiben, wie es war. Und wenn's nun wirklich auf andere Weise nicht geht ... Da lag ein Stein im Wege, ein schwerer Stein. Ihren Mann wegen Betrugs ins Gefängnis bringen ... ihn unehrlich machen ... sich selbst ... Sie stöhnte vor Schmerz. Aber der Stein mußte fortgerollt werden, es war doch nicht anders.

Das Grundstück oder der Mann! Sie war Jurrey wirklich gut gewesen — so gut sie einem Menschen sein konnte. Aber das Grundstück hatte ältere Rechte an ihr Herz. Und warum hatte er so schuftig an ihr gehandelt?

Und dann immer zwischenein die Frage: Was ist das für eine Person gewesen, die ihm den Gefallen gethan hat? So um nichts ist keine dafür zu haben. Er muß sich auf sie verlassen können. Eine gewisse Vermutung drängte sich immer mehr auf — ein Gefühl von Eifersucht fing sich zu regen an und verschärfte noch ihren Groll.

Edme wollte doch kein Mittel unver-

sucht lassen, einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen. Sie begab sich zu Reichelt und forderte ein Gespräch unter vier Augen. Sie sagte ihm alles und verlangte Aufhebung des Vertrages. Er lachte sie aus. „Was geht mich das an?" fragte er. „Hab ich's der Vollmacht ansehen können, daß sie gefälscht ist? Oder meinst du, dein Mann wird so dumm gewesen sein, mir's zu sagen? Beweise mir's doch, daß ich darum gewußt habe! Das wird dir nicht gelingen. Und so bin ich in meinem guten Recht. Daß du aber deinen eigenen Mann wirst bestrafen lassen, glaube ich nicht. Es ist eine ganz unnütze Drohung."

Da hörte sie's nun wieder. Darauf also war gerechnet: weil ihr Mann unrecht gethan hatte, sollte sie unrecht leiden müssen. Dagegen sträubte sich ihr Gefühl, und ihr Eigensinn wurde gestachelt, nicht nachzugeben. Am nächsten Sonntag ging sie in die Kirche und sang die Lieder auffallend laut mit. Auf die Predigt aber: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie sollen Gott schauen," achtete sie wenig. Der Herr Pfarrer hat gut reden, dachte sie bei sich, dem ist nicht geschehen, was mir geschehen ist.

Als sie hinausging, traf sie mit einer Frau zusammen, die jenseit des Marktfleckens wohnte und ihr von Jugend auf befreundet war. „Kürzlich bin ich in der Stadt gewesen," erzählte ihr dieselbe, „und rate einmal, wem ich auf der Chaussee begegnet bin."

„Wem?"

„Ja wem? Deinem Mann."

„Der geht, wo er will."

„Aber mit wem er ging! Und ganz freundschaftlich umgefaßt! Das muß man dir doch sagen."

Edme biß die Lippe. „So sag's."

„Mit der Mare Admoneit. Du weißt doch —"

„Ich weiß. Das Kind ist bei seiner Mutter."

„Ja, und die Mare Admoneit dient jetzt beim Wirt Rayschus, und sie bogen auch in den Weg ein, der zu seinem Hof führt, und als ich mich noch einmal umsah, waren sie schon nahe dem Birkenwäldchen. Das giebt nichts Gutes. Du mußt deinen Mann besser beaufsichtigen."

Edme war die Kehle wie zugekrampft. Sie entgegnete nichts, sondern verabschiedete sich mit einem Kopfnicken gleich hinter der Mauerpforte des Kirchhofs. Und nun war's gewiß: die Mare hatte ihren Namen geschrieben.

In demselben Augenblick war aber auch ihr Entschluß gefaßt. Sie ließ die Altsitzerin allein nach Hause fahren und begab sich zu Davids Petrusch, der einige Schritte vom Ort in einem Ausbau wohnte. Sie fand ihn trotz des Sonntags bei seinen Schreibereien, die große Brille auf der blauroten, von Pockennarben zerrissenen Nase. „Du sollst für mich etwas schreiben," sagte sie zu ihm und legte ein Geldstück auf den Tisch.

„An wen?"

„An den Herrn Staatsanwalt."

„Ah! Wen willst du anzeigen?"

„Meinen Mann."

Dem Schreiber glitt die Feder aus der Hand. „Das ist nicht gut."

„Nein, aber es muß sein. Ich will das Land wiederhaben."

„So, so —! Ich weiß — der Krüger —"

Sie setzte sich und trug den Fall mit allen Einzelheiten vor.

Petrusch kratzte sich hinterm Ohr. „Wenn ich das schreibe, kommt dein Mann ins Gefängnis."

„Aber der Krüger muß das Land herausgeben. Schreibe!"

„Bedenke es noch drei Tage."

„Es ist bedacht."

„Vierundzwanzig Stunden!"

„Wenn du nicht willst, geh ich zu einem anderen."

„Dann kann ich's auch." Er nahm einen Bogen Papier, schrieb die Anzeige und las sie ihr litauisch vor. Sie setzte deutlich ihren Namen darunter, wartete ab, bis der Brief geschlossen war, und brachte ihn dann selbst zur Post. Es schien ihr nicht mehr das mindeste Be-

Digitized by Google

denken, wie sie zu handeln hätte. Darauf begab sie sich nach Hause.

Das Schreiben hatte natürlich den erwarteten Erfolg. Der Staatsanwalt leitete die Untersuchung ein und ließ Jurrey Szelags gerichtlich vernehmen. Er legte sich aufs Leugnen: es sei seine Meinung gewesen, daß Edme ihm die Vollmacht erteilt habe. Möglich wäre das doch! Hätte er sich geirrt, so wisse er doch nicht, wer sich bei dem Notar für sie ausgegeben und wer dort ihren Mann gespielt habe. Er selbst sei ganz unschuldig. Es war sein Wunsch, Mare zu schonen; er wußte nicht, daß Edme sie schon in ihrer Anzeige als verdächtig benannt hatte. Sie war nach Memel vorgeladen und, da sie bestritt, dem Schreiber Buddrus gegenübergestellt worden, der sie sofort wiedererkannte. Nun wurde ihm auch Szelags vorgeführt, und er bezeugte, daß dieser selbst Mare für seine Frau ausgegeben habe. „Das lügst du,“ sagte der ihm aber dreist ins Gesicht.

„Wie?“ rief Buddrus, „du willst in Abrede stellen, daß du mit der Person da bei mir gewesen bist?“

„Das will ich nicht bestreiten,“ antwortete Szelags. „Wir sind beide zugleich in deiner Schreibstube gewesen. Aber hab ich dir gesagt, Mare sei meine Frau? Hast du mich danach gefragt? Das lügst du.“

„Mit solchen Kniffen kommst du nicht durch,“ bedeutete ihn der Untersuchungsrichter.

Es war auch so. Nach der öffentlichen Verhandlung wurde er verurteilt und Mare mit ihm. Der Gerichtshof sah das Vergehen nicht leicht an und belegte beide mit sehr empfindlichen Gefängnisstrafen. Edme war als Zeugin gegen ihren Mann aufgetreten. Sie hatte ein schwarzes Kopftuch umgelegt und zeigte ein finsteres Gesicht, sprach auch mit rauher Stimme. „Ein liebes Weibchen,“ flüsterte gelegentlich der vorsitzende Richter seinem Nachbar zu. Mare Admoneit war auf der Anklagebank neben Jurrey Szelags ganz vergnügt. Es machte ihr offenbar Spaß, zu erzählen, wie sie seine Frau gespielt hätte. Der Richter mußte sie ein paarmal berufen, ernst zu bleiben. „Er ist ja auch mein Mann,“ sagte sie und warf dabei Edme einen herausfordernden Blick zu. „Soll ich ins Gefängnis, weil ich ihm habe helfen wollen, so wird mich das nicht kränken; und mit der da, die ihn hineingebracht hat, möcht ich noch lange nicht tauschen, obschon sie die Wirtin ist.“

Als alles vorüber war, trat Edme an Jurrey heran und bot ihm die Hand. „Es thut mir leid,“ sagte sie, „daß es so hat kommen müssen. Aber jeder Vernünftige sieht ein, daß ich doch nichts anderes thun konnte. Das wirst du auch einsehen.“

Jurrey wendete sich ab. „Das Land ist dir lieber gewesen als ich,“ sagte er im Ton des Vorwurfs.

„Ich behalte dich doch,“ meinte sie, „und das Land geht nicht verloren. Die Strafe hast du verdient, und sie wird dich hoffentlich bessern. Nimm sie hin für das, was du mir sonst durch die Mare angethan hast.“

Er schwieg.

„Wenn ich diesmal still gewesen wäre,“ fuhr sie fort, „du hättest dich damit nicht begnügt und mir bald das Dach über dem Kopf forttragen lassen. Was willst du? Soll ich mit meinen Kindern betteln gehen? Das nützt dir auch nichts. Du wirst mir noch danken, daß ich das Grundstück nicht habe angreifen lassen.“

„Es kann ja sein,“ antwortete er sehr kühl. „Wenn ich sitzen muß, so ist es mir schon ganz recht, daß der Krüger auch nicht zum Ziel kommt, und verliert er, was ich ihm schuldig bin, soll's mich nicht beschweren. Aber sieh dich vor! Der ist schlau.“

Da Reichelt sich im Guten zu nichts verstehen wollte und darauf trotzte, daß er die Vollmacht für echt gehalten habe, mindestens auch große Gegenforderungen haben wollte, die Edme wieder nicht anerkannte, so war es sicher, daß es zum Prozeß kommen mußte. Sie verhandelte darüber viel mit Davids Petrusch, so zu-

Digitized by Google

wider er ihr sonst war, in seinem einsamen Häuschen. Er hatte so eine besondere Art, nicht recht Ja und nicht recht Nein zu sagen und mit den Augen zu blinzeln, als ob immer noch etwas im Rückhalt wäre. Eines Tages äußerte er sich: „Weißt du, daß es dir recht übel ergehen kann?"

„Was meinst du damit?" fragte sie erschreckt.

Er zwinkerte mit den Nasenflügeln. „Ich habe mich erkundigt," versicherte er. „Das Gericht thut nichts umsonst. In der Untersuchungssache gegen deinen Mann sind große Kosten entstanden, und die Sitzgebühren treten noch hinzu."

„Mag er sie bezahlen," rief Edme, „er hat's verschuldet."

„Ja ... Das ist dem Gericht ganz gleich. Es greift zu."

Die Frau wurde aschbleich. „Es greift zu. Er hat aber nichts."

„Er hat, was du hast."

„Was ich ..."

„Jawohl. Die Kosten und Gebühren werden aufs Grundstück eingetragen. Da hilft kein Widerspruch. Auch die Sitzkosten für die Mare."

Sie sank vor Schreck auf den Stuhl nieder.

„Und das ist noch nicht alles. Es kann sein, daß Herr Reichelt den Prozeß in der Hauptsache verliert, aber dann wird ihm vermutlich doch zugesprochen werden, was er deinem Mann auf das Land gegeben hat, und das ist wahrscheinlich mehr, als Jurrey eingestehen will. Das wird er dann auch aufs Grundstück eintragen lassen, und wenn du nicht bezahlst, wird er's subhastieren lassen und vielleicht selbst hinterher billig kaufen. Dazu die Prozeßkosten, die auf deinen Teil fallen ... Man kann doch nicht wissen, wie der Hase läuft."

Edme brach in Thränen aus. „Aber ist denn da nicht zu helfen?" rief sie ganz verzweifelt. „Hilf mir, Davids, es soll dein Schade nicht sein."

Er kniff das linke Auge zu und schob die Brille auf die runzelige Stirn hinauf. „Ich wüßte schon, wie man ihnen ein Schnippchen schlagen könnte. Aber das Mittel wird dir zu gewagt scheinen."

„Nenne es," bat sie dringend.

„Hast du Vertrauen zu mir?" fragte er.

„Volles Vertrauen." Das war mehr, als sie vor sich verantworten konnte, aber sie durfte ihn doch nicht vor den Kopf stoßen.

„Daß ich ein ehrlicher Mann bin —"

„Gewiß."

„Dann ließe sich's machen. Du mußt mir das Grundstück verkaufen."

„Wa—a—as? Dir verkaufen?"

„Verstehe mich recht: nur zum Schein natürlich. Aber auf dem Papier und im Grundbuch muß alles in Ordnung sein. Sie können an das Grundstück nur heran, solange es auf deinen und deines Mannes Namen steht. Bin ich eingetragen, so ist's, als ob vor die Thür ein starker Riegel geschoben ist."

„Aber ich selbst bin ausgesperrt."

„Glaube das nicht. Statt des Kaufpreises verschreiben wir für dich und deinen Mann ein Ausgedinge, das ungefähr dem Ertrag des Grundstückes gleichkommt, und ihr verpflichtet euch, für mich die Wirtschaft zu führen, wofür ich euch jährlich so und so viel bares Geld als Lohn gebe. Verstehst du? Als Lohn. Dann bleibt in Wirklichkeit alles beim alten. Und sobald du willst, verkaufe ich euch das Grundstück wieder zurück."

„Ja, wenn du ehrlich bist —"

„Natürlich, wenn ich ehrlich bin. Davon willst du doch überzeugt sein."

Sie fingerte unruhig über ihre Unterlippe hin. „Allerdings ..."

„Aber wenn du mir nicht traust, laß es doch bleiben," bemerkte er anscheinend ganz gleichgültig. „Ich habe ja nichts davon als Unannehmlichkeiten und allenfalls eine Kleinigkeit, die du mir freiwillig für den guten Rat giebst. Thu, was du willst."

Sie atmete hastig. „Und das — könnten wir beide — untereinander abmachen?" fragte sie, schon halb gewonnen.

„Nein," entgegnete er, „dein Mann muß dabei sein."

Digitized by Google

„Dann ist's nichts."

„Wer weiß? Es liegt ihm so viel daran als dir, daß das Grundstück nicht angegriffen wird. Aber ich rede gar nicht zu. Ohne Vertrauen geht's überhaupt nicht. Soll's halten, so müssen wir vor Zeugen bestätigen, daß es uns mit dem Geschäft ganz ernst ist, und es muß uns wirklich so weit ganz ernst sein, daß wir's im Notfall beschwören können."

Das machte sie gerade nicht bedenklicher. Sie wollte sich's überlegen, sagte sie, und mit ihrem Mann besprechen. Das that sie auch.

Jurrey war nicht sogleich ins Gefängnis abgeführt; er sollte eine Ladung abwarten. Er befand sich in gedrückter Stimmung. Es ärgerte ihn jetzt, daß er die Thorheit begangen. Reichelt hatte ihm erzürnt die Thür gewiesen, als er sich im Kruge blicken ließ; mit Mare konnte er nicht leicht zusammentreffen, da seine Frau ihm scharf aufpaßte. Allerhand üble Folgen sah er selbst voraus. Er hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß Edme sich von ihm werde scheiden lassen wollen. Dann stand er auf der Straße und hatte weniger als vor seiner Heirat. Er wünschte sie zu versöhnen und billigte daher alles, was sie vorschlug. Sie sollte ihm nur versprechen, daß sie ihm das Geschehene verzeihen wolle. „Das soll verziehen sein," sagte sie, „wenn du dich jetzt ordentlich führst und mir hilfst, das Grundstück frei zu halten."

Und so begaben sich denn schon nach wenigen Tagen Mann und Frau mit zwei Nachbarn aufs Gericht, trafen dort mit Davids Petrusch zusammen und spielten beim Vertragsabschluß ihre Komödie so gut, daß selbst der alte Sekretär, der doch sonst seine Leute kannte, ganz stutzig wurde.

Dann wanderte Jurrey Szelags ins Gefängnis, nachdem er von seiner Frau einen ganz freundlichen Abschied genommen hatte. Unterwegs fiel ihm wohl ein, daß er erst einmal bei Rayschus nachfragen könne, ob Mare auch schon aufgefordert sei; aber er bezwang sich und meldete sich sogleich. Was soll dabei auch herauskommen? dachte er.

Als Edme nun wieder allein wirtschaftete, fand sich Davids Petrusch öfters auf dem Grundstück ein. Er hatte immer eine spaßhafte Redensart bei der Hand, mit der er sich einführte. Er müsse doch einmal nach dem Rechten sehen kommen, oder: er möchte doch wissen, wie es eigentlich bei ihm aussehe, ob seine Pferdchen hübsch munter seien und die Kühe gut Milch gäben und die Altsitzerin zufrieden sei. Oder er sagte: „Es ist doch nett, wenn man Haus und Hof hat," und steckte dabei den Daumen in die schmierige Westentasche und drückte protzig den Bauch heraus. „Es ist ein altes Haus, aber das gefällt mir gut. Solche Häuser werden immer seltener; wer so eins hat, kann sich was drauf einbilden. Bilde mir auch was drauf ein — ja! Hehe! Mein Großvater hat auch in so einem gewohnt — du weißt ja, in Petruschkehmen." Edme ging auf den Spaß ein und that ihm den Gefallen, über seine Witze zu lachen; nicht laut und munter — das lag nicht in ihrer Art —, aber doch so, daß er merken konnte, sie habe ihn verstanden.

Er that wohl auch so, als ob er zu kommandieren habe, klopfte mit dem Stock auf den Tisch in der großen Wohnstube und rief: „Na, wie steht's? Ist für den Wirt nichts zu essen und zu trinken da? Ich habe einen Wolfshunger und eine verstaubte Kehle." Er lenkte dann selbst wieder bescheiden ein, indem er einem der Kinder die Backe streichelte und ihm zublinzelnd sagte: „Frage doch einmal die Mutter, ob sie nicht für den Onkel ein Schnäpschen hat; vielleicht ist auch ein Stückchen Brot dabei." Er blieb anfangs immer eine kurze Zeit, bald aber auch zu den Mahlzeiten, ging auf dem Hof und in den Ställen herum, als ob er etwas zu revidieren hätte, und schmunzelte zuletzt: „Laß mein Fuhrwerk anspannen, Edme; ich fahre lieber, als ich gehe, und — na, man hat's ja dazu, hehe!"

Er stattete ihr Bericht ab über den Prozeß mit dem Krüger, der einen „kahl-

Digitized by Google

köpfigen" Rechtsanwalt angenommen hätte. „Er hat aber Haare auf den Zähnen," fügte er hinzu, „man muß aufpassen wie ein Luchs. Es soll dem Reichelt doch nichts helfen, das Land muß er herausgeben, und was Jurrey bei ihm vertrunken und verjubelt hat, darf er nicht anrechnen." Ein andermal meinte er: „Es ist eigentlich ein schlauer Gedanke, da ein Haus zu bauen und einen Schank hineinzunehmen. Man muß sich das merken: was er kann, das können wir am Ende auch."

Mit der Zeit wurde er immer dreister, und es klang gar nicht mehr so spaßhaft, was er sagte. Edme paßte auf. „Werde nur nicht gar zu stolz," dämpfte sie gelegentlich seinen Übermut, „wir beide wissen ja doch, wie wir miteinander stehen." Darauf entgegnete er nichts, streichelte ihr aber die Schulter, wie sie zu begütigen.

Ein besonderes Vergnügen schien es ihm zu bereiten, sie gegen ihren Mann aufhetzen zu können. Er hatte immer etwas zu erzählen, wie er's im Kruge getrieben und nicht nur für sich, sondern auch für gute Freunde habe ankreiden lassen. „So ein Bruder Leichtsinn," rief er, „das Geld hat für ihn gar keinen Wert! Er verdient's ja auch nicht. Wenn der zehn Grundstücke hätte, er würde sie allmählich alle einwechseln. Es liegt so in ihm. Glaube doch nur nicht, daß er sich ändern wird, wenn er aus dem Gefängnis kommt. Wie er gewesen ist, so wird er immer sein. Es thut mir um dich und deine Kinder leid."

Edme stimmte nicht zu, aber innerlich gab sie ihm doch recht. Es war ihm nicht entgangen, daß sie jedesmal aufgeregt wurde, wenn das Gespräch auf Mare Admoneit kam. Was sie früher mit Jurrey vorgehabt hatte, war ihr sehr gleichgültig gewesen: sie würde mit ihr und ihrem Kinde in einem Hause haben leben können, ohne ihnen irgendwie Abneigung zu beweisen. Sie selbst hatte ja vorher einen Mann gehabt und brachte Kinder in die Ehe; daß Jurrey mit Mare nicht kirchlich getraut war, machte für ihr Empfinden kaum einen Unterschied. Aber das sollte ein Ende gehabt haben; es verstand sich ganz von selbst für sie, daß es auch ein Ende ohne jede Nachwirkung haben konnte. Nun hatte sie sich getäuscht, und so oft sie sich daran erinnerte, wurde sie von einem eifersüchtigen Gefühl gequält, das ihr etwas Unheimliches hatte, weil es sich nicht unter die Dinge einordnen ließ, die ihrem Verstande faßlich waren. Sie konnte an Mare nicht denken, ohne daß ihr das Blut in die Wangen stieg.

Davids Petrusch faßte sie bei dieser Schwäche. Er spionierte herum, ob er etwas darüber erfahren könnte, wie Jurrey mit Mare wieder in Verbindung gekommen war, und was geschah, nachdem sie für ihn die Vollmacht unterschrieben hatte. Was er hörte, erzählte er Edme umständlich wieder. „Du hast vielleicht geglaubt," sagte er, „daß Jurrey sich damit begnügte, von seinem früheren Schätzchen die Unterschrift zu verlangen, die ihm doch keine andere gegeben hätte. Weit gefehlt! Er hat sie ihr auf solche Weise gedankt, daß es eine Schande ist zu sagen. Sie selbst hat sich dessen gerühmt. Frage nur Rayschus und seine Frau und die zweite Magd, die ihnen sogar öfters die Kammer eingeräumt hat. Sie haben sich, nachdem die Schändlichkeit beim Notar ausgeführt war, nicht einmal, sondern zehn- und zwanzigmal im Wäldchen getroffen und offenen Verkehr miteinander gehabt. Wenn du willst, kann ich dir dafür die Zeugen stellen."

„Was soll ich mit den Zeugen?" fragte sie ärgerlich.

„Hm —!" machte er. „Ich meinte nur, wenn du etwa auf Scheidung klagen wolltest ..."

Sie biß die Lippe. „Daran hab ich noch nicht gedacht."

„Es kann wohl sein. Obgleich —"

„Und ich hab ihm auch verziehen. Dafür hat er den Kontrakt unterschrieben."

„Was hast du ihm verziehen? Daß er die Mare für seine Frau ausgegeben und die falsche Vollmacht erwirkt hat?"

„Ja, das."

Digitized by Google

„Aber daß er mit der Mare auch verkehrt hat wie mit seiner Frau —"

„Das wußt ich damals noch nicht so sicher."

„Siehst du? Wie hast du ihm das denn verzeihen können?"

Sie setzte trotzig den Ellbogen auf den Tisch. „Ich hab's ihm auch nicht verziehen und verzeih's ihm nimmermehr! Es geht aber niemand etwas an."

„Natürlich! Ich sag's auch nur, damit du weißt, daß du einen Scheidungsgrund hast, wenn du etwa frei sein wolltest. Denn daß er im Gefängnis gesessen hat, zieht nicht. Die Strafe ist nicht schwer genug. Angenehm ist's ja freilich nicht, einen Mann zu haben, der im Gefängnis gesessen hat."

Edme stand auf und machte sich in der Wirtschaft zu thun. Wenn sie ehrlich bei der Wahrheit bleiben wollte, hätte sie sich bekennen müssen, daß Petrusch ihr gar nichts Neues sagte: keinen Augenblick hatte sie an Jurreys Schuld gezweifelt. Aber es paßte ihr nun, sich einreden zu lassen, daß sie noch in anderer Weise betrogen sei und abzurechnen habe. Und doch ärgerte sie sich wieder, daß ihr's so nahe gelegt wurde, so zum Zugreifen nahe. Sie hätte den Kummer, den Jurrey ihr gemacht, überwinden können — geschieden jedenfalls wollte sie nicht sein. Was hatte der lahme Winkelschreiber eigentlich für Absichten? Warum mischte er sich in diese Dinge, die ihn doch gewiß nichts angingen? Es war ihr lieb, daß sie ihm das gesagt hatte.

Aber Petrusch hatte noch nicht das letzte Pferd vor den Wagen gespannt. Nach einigen Tagen äußerte er: „Du wirst wegen des Grundstücks noch viel Ungelegenheiten haben. Jurrey ist ein schlechter Wirt."

„Ich wirtschafte selbst," antwortete Edme.

„Ja, soviel das eine Frau kann," meinte er, „die einen liederlichen Mann hat. Sobald das Grundstück wieder in eurem Besitz ist, werden auch die Gläubiger wieder da sein. Und vielleicht melden sie sich schon früher. Denn man will es nicht für wahr halten, daß unser Vertrag im Ernst geschlossen ist."

„Er ist ja auch nicht im Ernst geschlossen," bemerkte sie nachdenklich.

„Doch, doch!" antwortete er. „Ich habe dir ja gesagt, daß er im Ernst geschlossen sein muß, wenn er halten soll."

„Ach —!" Sie schlug mit der Hand in die Luft.

„Jedenfalls geschah's doch allein zu deinem Besten," fuhr er fort, „daß ich mir das Grundstück verschreiben ließ. Mit Jurrey hab ich ungern zu schaffen. Wenn du von ihm geschieden wärst — wir beide würden bald einig werden. Ich könnte dann das Grundstück an dich zurückverkaufen, ohne daß seine Gläubiger jemals Hand darauf legen dürften. Aber wenn er uns wieder hereinzureden hätte ..." Er zuckte die Achseln.

Sie horchte auf. „Ist das wirklich so?"

„Wie ich dir sage. Und glaubst du denn, er wird von der Mare lassen? Sie ist für ihn ins Gefängnis gegangen, das vergißt er ihr nicht, und daran wird sie ihn allezeit erinnern, wenn er's auch vergessen wollte. Er kommt nicht mehr los von ihr. Und das bilde dir doch nur nicht ein, daß er dir die Anzeige beim Staatsanwalt jemals verzeihen kann. Du bist ihm verhaßt, solange du lebst, und er wird sich kein Gewissen daraus machen, sich an dir zu rächen, wie er sich am empfindlichsten zu rächen vermag."

Das waren Gründe, für die Edme ein volles Verständnis hatte. Ja, das Grundstück war mehr in Gefahr als je. Und sie konnte diese Gefahr durch eine Scheidung abwenden! Wie sollte sie da noch zögern? Sie trug sich mit dem Gedanken denn auch wirklich nur noch wenige Tage. Als er ganz ausgereift war, besuchte sie Jurrey im Gefängnis. Es war der erste Besuch, den sie ihm dort abstattete, und er hatte schwerlich überhaupt auf einen gerechnet, denn er zeigte ihr ein sehr verwundertes und dazu mißtrauisch gespanntes Gesicht. Um sich zu erkundigen, wie es ihm gehe, kam sie sicher nicht.

Digitized by Google

Sie reichte ihm aber nicht nur die Hand, sondern gab ihm auch einen Kuß, allerdings ohne merkliche Gemütsbewegung. Er sah auf seine Gefangenenkleidung hinab und verzog den Mund zum Lachen; sie verstand ihn und lächelte auch.

Dann kam sie schnell zur Sache. „Ich habe mir's überlegt, Jurrey," sagte sie, „daß es das Beste für uns ist, wenn wir uns scheiden lassen."

„Du wolltest ja nicht," antwortete er, nun doch ein wenig überrascht.

„Das ist wahr," gab sie zu, „aber man kommt auf andere Gedanken. Wir haben jetzt auch einen guten Grund, weil du dich so weit mit der Mare eingelassen hast —"

„Das ist verziehen."

„Nein, das nicht. Ich hab's damals so nicht gewußt. Und warum willst du's auch vorbringen? Wir können ja doch nicht weiter zusammen wirtschaften. Soll das Grundstück wieder in meine Hand zurückkommen, so darfst du nicht mein Mann sein; sie nehmen es uns sonst wegen deiner Schulden, und wir sind Bettler."

„Da denkst du, es ist genug, wenn ich ein Bettler bin."

„Das ist doch auch so. Weshalb willst du mich und meine Kinder mitreißen? Aber es ist nicht nötig, daß du ein Bettler wirst. Wenn ich das Grundstück frei habe, kann ich dir Gutes thun, und ich verspreche dir, daß du zu leben haben sollst. Was ich dir gebe, können wir auf dein Geld abrechnen, und wenn es aufgezehrt ist, werde ich dich doch nicht verlassen. Wir müssen uns so vergleichen, daß das Gericht nicht herankann." Sie setzte ihm das näher auseinander, wie sie es von Petrusch gehört hatte.

Er zeigte ihr ein recht verdrießliches Gesicht. „Darüber läßt sich ja reden," sagte er, „aber ich weiß nicht, ob ich dir trauen kann. Sind wir erst geschieden, so wirst du nicht Wort halten."

„Du kannst dich besser auf mich verlassen," meinte sie, „als auf dich selbst. Es ist ja mein Vorteil, daß alles wieder in die richtige Ordnung zurückgeht. Je eher, je lieber! Dem Davids Petrusch möcht ich nicht unrecht thun, aber so recht trauen kann man ihm doch nicht. Er wird manchmal schon unverschämt und hat sich, als ob ihm das Grundstück wirklich gehörte."

„Und die Wirtin auch," setzte Jurrey hinzu. „Hm?"

„Was meinst du damit?" fragte sie überrascht aufmerkend.

„Na ... Die Frau kann ihm doch gefallen."

„Dem —!" rief sie. Es klang deutlich aus dem einen Wort ein Mischgefühl von Verachtung und Spott. „Dem Schreiber! Was mache ich mir daraus?"

Jurrey hob die Hand zu einer Bewegung, die etwa so viel sagte als: es mag so sein. Er hatte seiner Frau den Holzschemel angeboten, der neben dem Tisch stand, und sich gegenüber auf das Bett gesetzt. In der engen Zelle war der Raum zwischen ihnen schmal. Er griff hinüber nach der Wasserkanne und trank einen Schluck; die Kehle schien ihm trocken geworden zu sein. Dann stützte er die Ellbogen auf die Knie und nahm seinen Kopf in die Hände. Nach einer Weile knurrte er von unten her: „Ihr wollt mich austreiben."

„Nein," entgegnete sie, „du kannst auf dem Grundstück bleiben, wenn du willst."

Wieder schwieg er ein paar Minuten. Dann stand er auf und sagte: „Willst du dich scheiden lassen — dagegen kann ich nichts thun, aber mit meinem Willen geschieht's nicht. Gieb mir mein Geld heraus und lege das Doppelte zu, dann läßt sich davon reden. Wegnehmen soll man mir's nicht. Ich gehe über die Grenze."

„Mit der Mare —"

„Vielleicht auch mit der Mare. Wenn wir geschieden sind, was geht es dich an?"

Edme stand auf und schritt der offengebliebenen Thür zu. „Du wirst den Lohn für deine Undankbarkeit ernten," sagte sie.

„Ich soll dir wohl danken für das Gefängnis," rief er ihr nach.

Digitized by Google

Sie war schon in den Gang hinausgetreten und winkte dem Aufseher, der dort hin und her schritt, sie zu entlassen. Sie besuchte gleich darauf Davids Petrusch, mit ihm zu beraten, was weiter zu thun sei.

Er setzte eine wichtige Miene auf. „Du mußt ihm zeigen, daß es dein Ernst ist," ließ er sich vernehmen, „daran glaubt er offenbar noch nicht. Er möchte dich schrauben, das merkst du wohl. Hat er erst die Klage, so wird vernünftiger mit ihm zu reden sein."

„Mache mir die Klage," sagte sie nach kurzem Besinnen. „Es geht nicht anders."

Petrusch war eifrig dabei. Er betrieb den Scheidungsprozeß durch einen Anwalt, den er mit Beweismaterial versah, und der Fall lag ja auch so klar, daß Einwendungen kaum möglich waren. Freilich konnten noch Monate vergehen, bis die Zeugen vernommen waren und das Urteil gesprochen wurde.

Indessen hatte Jurrey seine Strafe verbüßt. Eines Tages kam er nach Hause zurück, sagte „guten Tag", als ob er einen Besuch in der Nachbarschaft gemacht hätte, ließ sich etwas zu essen und zu trinken auftragen und begab sich an seine gewohnte Arbeit. Dem Knecht und der Magd gegenüber benahm er sich ganz wie der Herr. „Hier habe ich zu befehlen," sagte er, als ihm einmal auf Anordnung der Frau widersprochen wurde, so laut, daß Edme es über den Hof hin hören konnte, und als Davids Petrusch sich nach seinem Geschmack zu oft einfand, schnaubte er ihn an: „Was willst du hier alle Tage? Hast du nichts Besseres zu thun, als die Leute gegen mich aufzuwiegeln? Ich leide diese Durchsteckereien mit meiner Frau nicht weiter."

„Hoho!" rief Petrusch, „du vergißt, daß ich hier in meinem Hause bin."

„In deinem Hause?"

„Du hast es mir ja selbst verschrieben."

„Lächerlich!"

„Dem Gericht erscheint's nicht so lächerlich. Frage doch nach, wem das Grundstück gehört."

„Ja, auf dem Papier!"

„Das ist ganz genug. Was auf dem Papier steht, wird auch von der Polizei respektiert. Es ist ganz in mein Belieben gestellt, ob ich dich hier leiden will."

„Immer toller!"

„Und wenn ich dich nicht länger leiden will, darf ich nur dem Herrn Wachtmeister ein Wörtchen sagen —"

„Versuch's doch! Ich aber brauche den Herrn Wachtmeister gar nicht, sondern fasse dich am Kragen, wenn du noch viel muckst, und setze dich auf die Straße. Mit so einem werde ich noch allein fertig." Er pfiff durch die Zähne.

„Das werden wir ja sehen," eiferte der Schreiber. Er beschwerte sich bei Edme. „Laß ihn jetzt noch in Ruhe," sagte sie, „ich will keinen Lärm haben. Wenn wir geschieden sind, muß er ja doch abziehen, falls ich es verlange. Er will sich nicht vergleichen, nun wird er gar nichts haben. Für jetzt aber ist er noch immer mein Mann."

Petrusch schwieg. Es schien ihm noch nicht an der Zeit, den letzten Trumpf auszuspielen. Als dann aber die Scheidung ausgesprochen war und Jurrey gleichwohl that, als ob sich nichts verändert hätte, nahm er eines Sonntags nach der Kirche Edme beiseite und fragte sie, was denn nun geschehen solle. „Ich will mit ihm sprechen," antwortete sie, „er wird ja doch einsehen, daß er nicht mit dem Kopf durch die Wand kann."

Aber das sah er nicht ein. „Eheleute sind wir freilich nicht mehr," sagte er sehr ruhig, „aber das Grundstück gehört uns noch gemeinsam, und bevor wir bei Gericht auseinander gerechnet haben, steht mir daran ebensoviel Recht zu als dir."

Sie erschrak. „Das glaubst du doch selbst nicht."

„Das ist meine Meinung, und du wirst von jedermann hören, daß sie die richtige ist, außer vielleicht von dem lahmen Hund, dem Petrusch, der dich gegen mich aufhetzt."

„So geh doch aufs Gericht," rief sie feuerrot, „und bringe deine Klage an."

Digitized by Google

„Geh du," entgegnete er, „mir eilt's nicht so, auseinander zu kommen. Es gefällt mir hier ganz gut und meinetwegen kann's so bleiben bis an den jüngsten Tag." Er wendete sich ab und ließ sie stehen.

Nun lief sie zu Petrusch und klagte ihm ihre Not. „Hilf mir, daß ich ihn los werde!"

„Da siehst du nun selbst," sagte er, „daß man gegen ihn Gewalt brauchen muß. Er ist ein unverschämter Mensch. Du freilich kannst gegen ihn nichts ausrichten, aber ich habe gottlob die Mittel, ihn dir vom Halse zu schaffen. Ich will sie anwenden, nur darfst du mir dann auch keinen Einspruch thun. Wir beide sind wie eins. Das darfst du nicht vergessen, was auch geschehe. Sonst zwingen wir ihn nicht."

Bald darauf kam er denn auch wirklich mit dem Wachtmeister angefahren. „Meine Geduld ist zu Ende," sagte er in dessen Gegenwart zu Szelags. „Ich habe dich im guten aufgefordert, mein Grundstück zu verlassen, aber du rührst dich nicht. Nun sollst du sehen, daß ich keinen Spaß treibe. Packe deine Sachen zusammen und mach fort." Er zog die Ausfertigung des Kontrakts aus der Tasche, hielt sie ihm vors Gesicht und zeigte mit dem Finger auf das Siegel.

Jurrey schlug ihm das Papier aus der Hand, so daß es zur Erde fiel. „Mache dich doch nicht selbst zum Narren," riet er ihm. „Was willst du damit?"

„Herr Wachtmeister, Herr Wachtmeister!" rief der Schreiber, „Sie sind mein Zeuge! So behandelt er ein gerichtliches Dokument! Sie haben es selbst gelesen. Bin ich hier auf meinem Eigentum oder nicht?"

„Seid verständig, Szelags," mahnte der Gendarm. „Was da geschrieben steht, ist ja doch nicht wegzuleugnen. Petrusch hat das Grundstück gekauft."

„Das ist nicht wahr," rief Jurrey. „Es sieht wohl so aus; aber sobald ich will, muß er's zurückgeben."

„Du?" schrie Petrusch ihn an.

„Ich und Edme."

„Da kann ich nichts thun," meinte der Gendarm, indem er sich zu Petrusch wendete. „Wenn Szelags nicht freiwillig räumen will, so muß das Gericht ihn dazu anhalten. Die Polizei mischt sich da vorläufig nicht ein. Ich merke wohl so ungefähr, wie's steht, aber das geht mich nichts an. Vernünftig zu reden ist ja doch mit euch nicht. Ihr haltet nicht eher Ruhe, bis keiner mehr etwas hat."

„Wenn ich mein Geld herausbekomme," sagte Jurrey so über die Schultern hin, „so will ich gehen."

„Wo ist das Geld, das dir der Krüger gegeben hat?" rief die Frau.

Jurrey lachte. „Das liegt vergraben unter dem sechsundzwanzigsten Chausseestein, von links an der Ecke angefangen, wo die drei Grashalme stehen — ha, ha, ha! Geh hin und such es." —

„Es ist alles Schein," behauptete Szelags vor dem Richter.

Der Schreiber bestritt eifrig. Beim Hinausgehen stieß er ihn an. „Siehst du denn nicht, daß du alles verlierst, wenn du den Prozeß gegen mich gewinnst?" fragte er ihn.

„Das ist mir nun schon ganz gleich," entgegnete Jurrey. „Verliere ich, so sollen andere auch verlieren."

Er sollte Beweise dafür beibringen, daß der Kaufvertrag nur zum Schein geschlossen sei. „Ja —" sagte er, „als wir das besprochen haben, ist natürlich niemand sonst zugegen gewesen."

„So wird Petrusch schwören müssen," meinte der Advokat.

Jurrey schüttelte den Kopf. „Der schwört falsch. Aber die Edme will ich als Zeugin berufen. Sie wird nicht gegen sich selbst aussagen."

Die Edme! Das war ein Zug, auf dessen Schlauheit er sich etwas einbildete. In diesem Netz fing er Petrusch und sie zugleich.

Als die Vorladung an Edme kam, geriet sie in große Unruhe. „Was soll ich denn nun aussagen?" fragte sie Petrusch. „Es ist doch wahr."

Digitized by Google

„Was ist wahr?“ fragte er zurück.

„Daß du nur zum Schein gekauft hast.“

„Ich? Da bist du im Irrtum. Ich habe in wahrer Absicht gekauft.“

Edme sah ihn verwundert an. „Das magst du einem sagen, der es nicht besser weiß. Ich erinnere mich ganz gut, was gesprochen ist.“

„Es ist gesprochen, daß du und dein Mann ganz ernstlich verkaufen müßtet, sonst könnte der Vertrag nicht halten.“

Ein stechender Blick aus ihren grauen Augen schien ihn ausforschen zu wollen. „Jawohl,“ antwortete sie, „aber wir wußten auch, wie es gemeint sein sollte.“

„Wie sollte es gemeint sein?“ fragte er dreist zurück. „Was willst du denn? Wenn ich den Prozeß verliere, ist es doch vornehmlich dein Schade. Dann wirst du dich mit ihm auseinandersetzen müssen, und du merkst ja, worauf er abzielt. Alle meine Bemühungen für dich sind umsonst gewesen.“

„Für mich?“ fragte sie mit scharfer Betonung.

„Für wen sonst? Für Jurrey hätt ich nicht die Hand gerührt. Aber weil ich dir und deinen Kindern nützlich sein wollte, nahm ich das Grundstück an.“

„Und mir willst du's hinterher zurückgeben?“ fragte sie gespannt.

Petrusch krümmte sich, als ob er Leibschneiden hätte, legte den Kopf auf die rechte und auf die linke Schulter hinüber, schnalzte mit der Zunge und zeigte die schwarzen Zahnstummel. „Was du neugierig bist!“ sagte er. „Laß doch jedem Tag seine Sorge! Bin ich dir etwas schuldig, so braucht das nicht bestärkt zu werden. Ich hoffe, du vertraust mir heute wie gestern. Was geschehen ist und was künftig geschieht, das sind zwei besondere Dinge. Ich habe ganz ernstlich das Grundstück gekauft. Ob ich's behalte, ist eine ganz andere Frage, die den Richter nicht kümmert. Ich meine, du kannst den Eid mit gutem Gewissen leisten.“

Das leuchtete Edme keineswegs ein. Aber da er mit den Augen blinzelte und ihr so zu verstehen gab, daß es nicht gut sei, über diesen Gegenstand weiter zu sprechen, schwieg sie und reichte ihm nur die Hand zu, die er ebenso schweigend schüttelte. Sie meinte, recht gut zu begreifen, was er im Sinn hatte. Wenn er ehrlich ... Hm! Und sie hatte doch nur zwischen ihm und Jurrey die Wahl, auf den nun schon gar kein Verlaß war. Leistete sie den Eid nach der Wahrheit, so hatte er sie ganz in seiner Gewalt. Und wer wollte ihr denn nachweisen, daß sie ihn nicht nach der Wahrheit geleistet hätte? Es sah doch niemand in sie hinein, was sie damals eigentlich in Gedanken gehabt.

So handelte es sich bei diesen quälenden Erregungen für sie viel mehr um die Frage der Nützlichkeit als der Gewissenhaftigkeit. Einmal auf diesem abschüssigen Wege, war nun kein Halten mehr. Als sie aufs Gericht ging, war ihr Entschluß gefaßt. Sie gab ihre Aussage mit aller Sicherheit dahin ab, sie wüßte von solchen Verabredungen nichts, wie sie Jurrey behauptet hätte. Um seine Gläubiger auszuschließen, sei das Grundstück ganz ernstlich an Petrusch verkauft, der ihr und ihren Kindern den Unterhalt sicherte. Sie wären sonst Bettler geworden. Was verschrieben sei, habe gerade so auch verschrieben werden sollen. Gerade so.

Jurrey war ganz starr vor Staunen. „Und es ist nicht verabredet,“ fragte er, „daß das Grundstück an uns zurückverkauft werden sollte?“

„Nein,“ antwortete sie. „Es ist wohl davon gesprochen, daß so etwas künftig einmal geschehen könnte, aber es ist nichts festgemacht.“

„Und das willst du beschwören, Edme?“

„Das will ich beschwören.“

„Sie leistet einen falschen Eid, Herr Richter,“ rief Jurrey.

„Sie ist deine eigene Zeugin,“ ließ dieser ihm durch den Dolmetscher sagen. „Willst du auf ihr Zeugnis verzichten?“

„Nein, sie soll schwören,“ antwortete Jurrey, die Faust ballend. „Sie soll ihre Seele dem Teufel verschwören, wenn sie

Digitized by Google

vor Gott keine Furcht hat. Aber sie soll den Eid leisten vor dem großen Kruzifix und auf der schwarzen Decke und bei offenem Fenster. Ich hoffe, sie besinnt sich dann noch."

Der Richter führte sie in das Schwurzimmer, vermahnte sie nochmals, die Wahrheit zu sagen, und hielt ihr eindringlich die Strafen vor, die der Meineidige hier und im Jenseits zu erwarten habe. Der Sekretär mußte seine Worte litauisch wiederholen, und er übersetzte sie ihr in so kernigen Ausdrücken, daß ihr an der Bedeutung kein Zweifel bleiben konnte. „Hast du verstanden?" fragte er noch ausdrücklich.

„Ich habe verstanden," antwortete sie leise, aber bestimmt.

„Und du willst schwören?"

Ein kalter Schauer überlief sie und ihre Lippen wurden bleich. Sie sah flüchtig zu Petrusch hinüber, der in der Ecke stand und gar nicht mitgesprochen hatte. Kaum merklich nickte er mit dem Kopf. „Ja," sagte sie, „ich will schwören."

„So leg die rechte Hand aufs Herz und sprich mir nach —"

Jurrey trat auf sie zu. „Edme, bedenke —"

„Nun ist's genug," wehrte der Richter ab. „Die Zeugin darf nicht belästigt werden."

„Ich schwöre — bei Gott dem allmächtigen — und allwissenden — daß ich ..."

Der Litauer sprang ans Fenster und stieß es auf. Edme stockte einen Augenblick. Sie wußte, daß er dem Teufel leichteren Eintritt verschaffen wollte. „Daß ich," stotterte sie, „nach bestem Wissen — die reine Wahrheit gesagt ..." Dann aber faßte sie sich und sprach die Formel des Eides bis zum „Amen" mit fester Stimme.

„Du siehst," flüsterte Petrusch beim Hinausgehen Szelags in spöttischem Ton zu, „der Teufel hat ihre Seele nicht gegriffen."

„Er hat sie schon," antwortete Jurrey verbissen, „verlasse dich darauf! Und die deinige fliegt mit ins höllische Feuer."

„Da wird sie im Winter nicht frieren," spottete der Schreiber.

Der Prozeß war für Szelags verloren. Er mußte das Grundstück verlassen und wartete nun nicht erst ab, bis der Exekutor kam. „O, wie dumm du gewesen bist," rief er Edme beim Abschied zu. „Das Grundstück hast du dir abgeschworen. Gieb acht! Der Petrusch sitzt schon darauf."

Er hing sein Bündel auf den Stock, legte ihn über die Schulter und ging pfeifend fort. Er schritt am Marktflecken vorüber und nach dem Hofe des Rayschus. Dort rief er Mare heraus. „Ich bin jetzt wieder ein Losmann," sagte er, „und habe keine Lust, mich als Knecht zu verdingen, da ich doch einmal Wirt gewesen bin. Kommst du mit mir?"

„Wohin gehst du?" fragte sie, indem sie den Arm um seinen Hals legte.

„Nach der Grenze. Da giebt's für Leute zu thun, die reiten können und Mut haben und ihr Leben für nichts achten."

„Du willst für die russischen Juden schmuggeln, Jurrey?"

„Ja, und meinetwegen auch für die christlichen Kaufleute in Memel. Wer am besten bezahlt, hat mich."

„Sie werden dich fangen, Jurrey, und nach Sibirien schleppen. Es ist ein neuer Oberst angekommen, der soll sehr streng sein. Du kennst auch noch nicht die geheimen Wege und Stege drüben."

„Es will alles erlernt sein," sagte er leichthin. „Fürchte übrigens nicht, daß sie mich fangen. Ehe ich mich so einem Hunde von Kosaken ergebe, schieße ich mich lieber selbst vom Pferde. Willst du meine Wirtin sein, Mare?"

„Warum nicht?" antwortete sie, ihn küssend. „Es ist da viel Geld zu verdienen, und wer Geld hat und frei ist, kann lustig leben. Wir wollen lustig leben — wir sind noch jung — was die Leute von uns sagen, kümmert uns nicht. Bei Rayschus hätt ich doch nicht bleiben können. Deine Mutter will das Kind nicht länger behalten, weil die Edme dich doch

Digitized by Google

hat laufen lassen. Nun ist sie ihr nicht mehr verpflichtet, Wort zu halten, und meinetwegen hat sie sich mit dem Jungen nicht gequält. Der Rayschus kann eine Magd mit dem Kinde nicht brauchen. Wenn ich zu dir komme — kann ich den Ansas mitnehmen?"

„Wir wollen erst sehen, wie wir uns einrichten," meinte er, „späterhin kannst du ihn abholen. Was will meine Mutter thun? Auf die Landstraße darf sie das Kind doch nicht legen."

„Wirst du mit dem Rayschus sprechen?"

„Das soll sogleich geschehen." Sie gingen hinein. —

Kurze Zeit, nachdem vom Gericht das Erkenntnis ausgefertigt war, ließ Davids Petrusch Edme sagen, sie möchte ihm das Fuhrwerk schicken; seinem lahmen Beine werde der Weg zu schwer.

Sie meinte, er wolle noch etwas mit ihr besprechen, und ließ anspannen. Nicht wenig verwundert war sie aber, als er gegen Abend nicht nur selbst kam, sondern auch den Wagen mit seinen Sachen beladen hatte, so daß die Pferde schwer durch den Sand keuchten. „Was bringst du mir da?" fragte sie wenig freundlich.

„Mein Mobiliar," antwortete er. „Wozu soll ich länger noch zur Miete wohnen, wenn ich doch ein Grundstück habe?"

Das konnte wieder scherzhaft gemeint sein, aber es klang Edme doch nicht so. „Wie soll ich das verstehen?" erkundigte sie sich daher, während er mit seinem lahmen Fuß langsam hinabkletterte.

„Gerade wie es gesagt ist," entgegnete er. „Ich habe beschlossen, hierher zu ziehen."

„Aber wie kommst du darauf? Es ist kein Platz für dich."

„Für den Wirt muß doch wohl immer Platz sein — he, he, he!"

„Für den Wirt?"

„Gewiß. Du weißt ja doch, wem das Grundstück gehört."

„Laß die schlechten Späße, Davids," mahnte sie ernst und ein wenig ärgerlich. „Bei mir sind sie schlecht angebracht."

„Aber von schlechten Späßen ist gar nicht die Rede. Ich ziehe hier an." Er knotete den Strick auf, der die Bettstelle, den Tisch, den Stuhl, das Bücherregal, einen alten Kasten und einen geflickten Sack überspannte.

„So zieh nur gleich wieder ab," rief Edme. „Ich habe dir schon gesagt: hier ist für dich kein Platz."

„Dann wird er wohl geschafft werden müssen," antwortete er ganz ruhig und ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. „Meine Ansprüche sind übrigens bescheiden. Ich sehe wohl ein, daß du mich nicht in der Stube schlafen lassen kannst, aber mein Tisch und Stuhl werden am Fenster stehen können, und das Bücherbrett findet leicht einen Nagel in der Wand. Zur Nacht will ich vorläufig gern mit der Kammer vorlieb nehmen, in der Jurrey bisher geschlafen hat. Mein Bett bringe ich mit."

„Das ist aber doch zu toll," schalt sie. „Du kommst ungebeten und fragst nicht einmal, ob du mir genehm bist."

Er lud die Sachen Stück nach Stück ab. „Wozu habe ich das nötig? Wer viel fragt, bekommt viel Antwort, und sie paßt ihm vielleicht nicht. Willst du mir helfen das da hineinbringen?"

„Es bleibt draußen!"

„Nein, es kommt hinein, mein Täubchen." Er rief die Magd herbei und gab ihr seine Anweisungen.

Edme war so verdutzt, daß sie keinen weiteren Einspruch erhob. Erst in der Stube, wo er seinen Tisch herumrückte, um ihm das beste Fensterlicht zukommen zu lassen, fuhr sie ihn zornig an: „Jetzt will ich aber wissen, woran ich mit dir bin! Was willst du hier?"

„Von meinem Grundstück Besitz nehmen," entgegnete er mit ungewöhnlich scharfem und festem Ton.

„Du bist ein Unverschämter!" rief sie. „Ich denke, du weißt recht gut, was wir verabredet haben. Mit mir sollst du nicht so umspringen wie mit Jurrey."

„Aber weshalb ereiferst du dich? Die Sache ist ja doch jetzt ganz klar. Ich habe das Grundstück gekauft und es gehört mir."

Digitized by Google

„Das ist eine nichtswürdige Lüge!“

„Du hast es ja selbst gesagt und beschworen,“ grinste er.

Edme wurde blaurot im Gesicht. „Ja — weil — auf deinen Rat ...“ stammelte sie.

„Gleichviel.“

„Ich gehe morgen aufs Gericht und klage gegen dich.“

Er knipste mit den Fingern in die Luft. „Das wirst du bleiben lassen, mein Herzchen. Was du ausgesagt hast, steht in den Akten, und du hast einen Eid darauf geschworen. Willst du nun behaupten, daß es die Unwahrheit war, so wird man dir nicht glauben. Wenn man dir aber glaubt, so hast du einen Meineid geleistet und kommst ins Zuchthaus.“

„Betrüger!“ knirschte sie.

„Für mich hast du die Wahrheit gesagt,“ versicherte er, „die reine Wahrheit. Ich muß dir auch in aller Freundschaft raten, dabei zu bleiben. Denn der Herr Staatsanwalt hat ein feines Ohr und es würde mir unlieb sein, wenn er etwas hörte, wovon er nichts wissen darf. Gieb dich zur Ruhe — es ist einmal nicht anders. Ich bin dein guter Freund nach wie vor, und ich hoffe, wir werden uns recht gut vertragen.“

Edme wälzte sich die ganze Nacht ohne Schlaf auf ihrem Lager herum. Sie kam sich wie an Händen und Füßen gefesselt vor und zog die Stricke doch nur fester an, je ungeduldiger sie sich befreien wollte. Nun war es sicher: Petrusch hatte mit ihr falsches Spiel gespielt. Auf das Grundstück war's abgesehen! Mit ihrer Hilfe hatte er Jurrey abgeschoben, und Jurrey konnte ihr jetzt nicht mehr helfen, dem Betrüger seine Beute zu entreißen. Er hatte recht: sie mußte sich selbst meineidig machen, wenn sie den Richter gegen ihn anrufen wollte. Im eigenen Netz hatte sie sich gefangen.

Sie ging am anderen Tage nicht aufs Gericht, und auch am dritten nicht, und überhaupt nicht. Davids Petrusch wurde ihr aber stündlich verhaßter. Sie konnte nicht an ihm vorübergehen, ohne ihm wütende Blicke zuzuwerfen oder vor ihm auszuspeien. Sie nannte ihn einen Schuft und Lügner; am liebsten hätte sie ihm die Augen ausgekratzt, die immer so listig blinzelten. Es gab auf der ganzen Welt keinen Menschen, den sie mehr verachtete. Er schien das gar nicht zu merken, lachte sie aus, wenn sie zornig wurde, gab ihr allerhand Schmeichelnamen, suchte die Kinder an sich heranzuziehen und erzählte den Nachbarn, daß es ihm durchaus wohlergehe.

Edme marterte ihren Kopf mit Gedanken, wie sie sich gegen ihn Recht schaffen könne. Zähneknirschend mußte sie doch schweigen. Das Grundstück gehörte ihr in der That nicht mehr. Der Eid — der Eid! Nun fing er ihr erst an aufs Gewissen zu fallen. Wie dumm, wie furchtbar dumm war sie gewesen! Und wie schlecht! Sich in eines solchen Menschen Gewalt zu geben und gegen Gottt zu versündigen!

Es fraß ihr an der Leber. Sie wurde gelb im Gesicht und magerte ab. Jeden Sonntag fuhr sie zur Kirche. Petrusch saß neben ihr auf dem Wagen und sie mußte ihn dulden, da er ihr sonst kein Fuhrwerk gab. Bald besuchte sie auch noch in der Woche ein- oder zweimal die Versammlungen eines Stundenhalters, der in dem Geruch großer Frömmigkeit stand und die Bibel besser auslegte als der Herr Pfarrer. Sie fand doch keine Ruhe — Gott wollte sich ihre Sünde nicht abbitten lassen. Und wie dumm war sie gewesen!

Eines Nachmittags, als sie im Garten die Kürbisse aufband, trat Petrusch, auf seinen Stock gestützt, zu ihr und sah ihr auf die Hand. „Du sorgst für alles,“ sagte er, „und ich muß dir dankbar sein.“

„Es geschieht wahrlich nicht für dich,“ antwortete sie, den Kopf abwendend.

„Ich denke doch,“ meinte er; „es geschieht für das Grundstück.“

„Ja,“ sagte sie.

Nach einer Weile begann er wieder: „Du weißt, daß ich volle Macht darüber habe. Ich kann es jederzeit verkaufen,

Digitized by Google

wenn ich will. Ich will aber nicht. Es könnte leicht alles nach deinen Wünschen gehen — unter einer Bedingung."

Sie sah auf. „Unter welcher Bedingung?"

„Hm!" machte er, „daß du mich heiratest."

Die Wirkung dieser Worte war ihm vielleicht doch unerwartet. Edme lachte nämlich hell auf, stützte die Hände in die Hüften, betrachtete ihn mit spöttischen Blicken und lachte wieder.

„Du bist ja recht lustig," sagte er.

„Ja, das ist lustig," rief sie. „Ich so einen alten lahmen Hund heiraten!" Und sie schüttelte sich wieder vor Lachen.

„Der alte lahme Hund bringt dir aber das Grundstück mit," bemerkte er.

Nun brach das Lachen plötzlich ab. „Das also hast du dir ausgedacht, du Schuft," sagte sie giftig. „Ich soll durch dich zum Gespött der Leute werden. Nicht die geringste Magd hat dich nehmen wollen, und jetzt bin ich gerade noch gut für dich." Sie spie aus. „Pfui!"

„Du weißt ja, was das Grundstück wert ist," antwortete er unbeirrt. „Heut kann ich überall freien gehen, und selbst einer jungen werd ich nicht zu alt sein. Wir beide aber sind in den Jahren so ziemlich passend. Und wenn ich um so viel früher sterbe, als ich dir voraus bin, kannst du ja froh sein — he, he, he!"

„So eine häßliche Kröte soll mich nicht anrühren," zischte sie.

„Du wirst es dir ja überlegen," sagte Petrusch, den dünnen Hals aus dem Tuche herausdrehend. „Kein Mensch wird mir's verdenken, wenn ich als Wirt eine Frau nehme. Wie du dich mit der verträgst ..." Er zuckte die Achseln.

Da Edme ihre Arbeit fortsetzte, trat er hinter sie und klopfte ihr mit den krummen Fingern auf die Schulter. „Die Heirat macht alles gut," sagte er. „Bist du meine Frau, so gehört dir wieder das Grundstück, und ich will deine Kinder zu Erben einsetzen auf meinen Teil. Es ist zu bedenken. Drei Tage will ich dir Zeit lassen. Bin ich dann für dich noch immer der alte lahme Hund und die häßliche Kröte, so weiß ich, daß ich dir zu nichts mehr verpflichtet bin."

Sie schob mit der Schulter unwillig seine Hand fort. Als er sich entfernt hatte, sank sie am Zaun zusammen und stöhnte jämmerlich. Ihr war zum Sterben elend zu Mut. Das durfte er ihr bieten! Und sie war machtlos gegen ihn. Der Eid — der Eid! Gott hatte ihn gehört und strafte sie für die Lästerung seines Namens. Er überlieferte sie dem Teufel, und es war kein Entrinnen mehr. Sie wußte jetzt, wie er aussah. Eben hinkte Petrusch der Hausthür zu; zwischen den Zaunlatten hindurch konnte sie ihm mit den Blicken folgen. Sie meinte zu bemerken, daß ihm Hörner aus der Stirn gewachsen waren. Ja! Seine Gestalt hatte der Teufel angenommen.

Seitdem sah sie ihn überall. Als sie abends die Kühe melken ging, huschte er um die Weidenbäume herum. Aus dem dichten Ellerngebüsch am Graben leuchteten feurig seine Augen wie die eines Tieres. Sie sprang entsetzt zur Seite und verschüttete einen Teil der Milch. Dann nahm sie die Eimer und schritt den Pfad am Ufer hinab, aus dem Fluß Wasser zu schöpfen — da saß er auf dem Steg und schaukelte sich. Als sie näher kam, war er in der Dämmerung verschwunden. Aber steckte er nicht den Kopf aus dem Boot hervor, das da angekettet lag? Schweißbedeckt schleppte sie die Eimer hinauf, und wie sie nicht weit vom Hause in die Höhe sah, saß er dort oben rittlings zwischen den beiden Pferdeköpfen und grinste sie an. Es war kein Entrinnen.

Der Eid — der Eid! Wie dumm war sie gewesen!

Edme erinnerte sich, einmal von einer Frau aus dem grenznachbarlichen Szamaiten gehört zu haben, die katholischen Priester könnten Sünden vergeben. Sie hatte ihr's damals abgestritten, aber jetzt kam es ihr wieder in den Sinn. Es wäre doch möglich. Und wenn sie sich erst ihrer Sünde entledigt hätte, müßte ja ganz von

selbst ihr Geschick eine andere Wendung nehmen. Der Teufel könnte keine Gewalt mehr über sie haben und Petrusch mußte das unrechte Gut herausgeben. Der nächste Tag war ein Sonntag. Trotzdem der Himmel mit Regen drohte und ein scharfer Wind pfiff, zog sie ihre besten Kleider an und machte sich schon früh morgens heraus, ehe Petrusch noch aufgestanden war. Sie ging am Marktflecken vorbei und hielt sich dann rechts in der Richtung auf die Grenze. Es gelang ihr, dieselbe unbemerkt von den russischen Posten zu überschreiten. Der Weg bis zur nächsten katholischen Kirche war noch recht weit und sie verirrte sich mehrmals. Einen Szamaiten, der Vieh hütete, fragte sie aus, wie man sich bei der Beichte zu verhalten habe. Er schien zu glauben, daß sie nicht richtig im Kopf sei, bekreuzte sich und gab nur halbe Antworten. Eine alte Frau, die ebenfalls nach der Kirche ging, war willfähriger und nannte ihr die Formeln, die sie zu sprechen hätte, nachdem sie am Beichtstuhl niedergekniet. „Es wird dir aber nichts nützen,“ sagte sie, „wenn du nicht unseren Glauben hast.“

In der Kirche benahm Edme sich so auffallend, daß der Geistliche Verdacht schöpfte und sie vom Beichtstuhl zurückwies. „Nicht der Glaube führt dich hierher,“ bedeutete er sie, „sondern der Aberglaube. Wie hoffst du da deiner Sünden vor Gott frei zu werden? In seinem Namen kann ich sie nur dem vergeben, der aufrichtig Buße thut. Du aber willst dir seine Gnade erschleichen. Geh! er wendet sein Angesicht von dir.“ Sie blieb nun den ganzen Tag in der Kirche, fastete, kniete vor den Altären, rutschte in den Gängen herum, besprengte sich mit Weihwasser und gelobte dem Heiligen zwei große Wachslichte, wenn er ihr helfe zu ihrem Recht zu kommen. Das hatte ihr die alte Frau geraten.

Es dunkelte schon, als sie sich auf den Heimweg begab. Das Wetter war recht unfreundlich geworden, der Westwind trieb die Seenebel weit ins Land hinein; sie hingen sich an die einzeln stehenden Bauerkaten und an die Bäume, verdichteten sich nach dem Erdboden zu und schleppten wie die langen Gewänder unheimlicher Nachtgestalten über denselben hin. Edme verließ in einiger Entfernung von der Grenze den Weg, um dem Kordonhause auszuweichen, und gelangte auf eine von Steinen übersäete und mit Wacholder oder niedrigem Birkengebüsch bewachsene Heide. Auf preußischer Seite setzte dieselbe sich fort. Es fehlte ihr jedes Merkzeichen dafür, wo sie sich befand, und sie konnte nicht einmal versichert sein, die Richtung einzuhalten, da sie sich die Kreuz und Quer einen gangbaren Pfad suchen mußte. Ihre Phantasie war erhitzt; oft glaubte sie aus dem Nebel etwas Gespenstisches auftauchen zu sehen, das sie erschreckte. Sie meinte vor Müdigkeit hinsinken zu müssen und wurde doch durch die Angst immer wieder aufgetrieben. Endlich schien es ihr, als ob ein brandiger Dunst wie von schwelendem Torf an ihr vorbeizog. Vielleicht war ein Hirtenfeuer in der Nähe. Sie beschloß, dieser Spur nachzugehen.

Nach einigen Hundert Schritten zeichnete sich auf der Nebelwand eine dachartige Figur ab. Der Rauch wurde dichter und drang aus einer Vertiefung vor derselben oder durch die Fugen von aufgeschichteten Feldsteinen. Ein flackernder Lichtschein, bald stärker, bald schwächer, tanzte darüber hin. Nun hörte sie auch das Prasseln des Wacholders. Erst als sie aber ganz nahe gekommen war, sah sie, daß sie eine Hütte vor sich hatte, die nur aus zwei schräg gegeneinander gestellten Strauchwänden bestand, und daß sich auf der dem Winde abgekehrten Seite zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, um ein Feuer bemühten, über das ein eisernes Kochgefäß an einer bogig zu beiden Seiten in die Erde gesteckten jungen Birke gehängt war.

Edme stutzte. Sie hatte Jurrey und Mare erkannt. Ehe sie aber überlegen konnte, ob sie lieber vorbeigehen solle, war sie schon bemerkt worden. „Edme —!“

Digitized by Google

rief er, sich auf den Knien in die Höhe richtend, „bist du's wirklich? Was thust du hier auf der Heide, und zu so später Zeit?"

„Sie macht uns einen Sonntagsbesuch," spottete Mare lachend, „das ist hübsch von der großen Wirtin."

„Du aber — du ..." stammelte Edme, noch immer ganz Verwunderung. „Daß ich dich hier finde, Jurrey ..."

„Das ist am Ende nicht so wunderbar," sagte er. „Ich wohne hier, und wer vorübergeht, muß mich wohl treffen."

„Du wohnst hier —"

Er zeigte auf das Strauchdach. „Das ist unser Haus — nicht sehr geräumig, aber für zwei allenfalls groß genug, wenn's ihnen nur auf einen Schutz gegen Regen und Wind ankommt. Die Thür ist niedrig — man muß hineinkriechen, einer hinter dem anderen her. Auf dem weichen Moos schläft sich's doch gut, wenn man zum Schlafen Zeit hat. Oft wird von hier aus über die Grenze geritten. Sie kommen dann aus den Dörfern mit den Pferden, und die Juden bringen die Waren, die aufgebunden werden sollen. Manchmal liegen die auch hier im Keller unter den Steinen, bis die günstige Gelegenheit abgepaßt werden kann. Es ist ein lustiges Leben, und der Verdienst nicht schlecht — man erspart etwas für den Winter. Dies hier ist unsere Küche. Das Feuer brennt sonst munterer; heut kämpft es mit dem Nebel." Er warf einen Wacholderast hinein und wühlte mit einem Stock in den Kohlen. „Das Essen aber ist bald fertig. Du willst doch unser Gast sein?"

„Wo kommst du her?" fragte Mare.

„Aus Rußland."

„Wo warst du da?"

„In der szamaitischen Kirche."

„Was wolltest du dort?"

„Den lahmen Hund, den Petrusch, totbeten!"

„Ah —!"

„Er hat mir das Grundstück fortgestohlen."

Edme zischte diese Worte durch die Zähne. Das volle Haßgefühl, das sie gegen diesen widerwärtigen Menschen empfand, sprach sich darin aus.

„Jetzt siehst du's also ein, daß du dumm gewesen bist, so einem zu trauen," sagte Jurrey.

„Dumm — ach, so dumm!" rief sie, sich mit der Faust gegen die Stirn schlagend. Sie erzählte, was er von ihr verlangte.

„Da bekommst du einen hübschen dritten Mann," spottete Mare.

„Ich will ihn nicht," stieß Edme ächzend vor.

„Wirst ihn aber doch nehmen müssen," meinte Jurrey. „Das Grundstück ist anders nicht zu haben, nachdem du dafür deine Seele verschworen hast. Am Grundstück hängt ja doch dein Herz, daran allein — ich hab's erfahren."

„Du aber bist schuld, daß ich meine Seele verschwören mußte! Und du selbst hast den Teufel gegen mich angerufen."

„Das will ich gern zurücknehmen. Der Zorn ist längst verraucht, und ich weiß auch, daß ich dich schwer gekränkt habe. Die Menschen sind nicht gleich. Mein Herz hängt an so etwas nicht; ich hätt wissen können, daß ich zum Wirt nicht passe. Frei muß ich sein und lustig leben können. Da gefällt mir's hier besser auf der Heide, wo die Vögel ihr Quartier haben. So hat die Welt ausgesehen, als der liebe Herrgott sie geschaffen hat. Wem der Grund und Boden gehört, das kümmert mich nicht, und so ein Haus ist so schnell gebaut als abgebrochen. Haben wir heut satt zu essen, so fragen wir nicht, wo's morgen herkommen soll, und hin und wieder ein Fasttag ist mir lieber als die stete Sorge um den Vorrat. Es hat mich geärgert, daß du dem spitzbübischen Schreiber zum Munde sprachst, darum ließ ich den Teufel ein, aber hinterher bin ich sehr froh gewesen, daß ich das Grundstück auf so gute Art los geworden war und keine Scherorei weiter bei Gericht hatte. Es ist nichts für mich."

Edme sah ihn, während er so sprach, mit verglasten Augen an. Er war ihr

ganz unverständlich. Nur in dem einen begriff sie seine Meinung, daß ihr am Ende nichts übrig bleiben werde, als Petrusch zu heiraten. Sie schüttelte sich bei dem Gedanken. Aber sollte sie ihm lieber das Grundstück lassen?

Nach einer Minute sagte sie: „Wie komme ich auf den Weg?"

„Warte noch," antwortete Mare. „Die Kartoffeln kochen schon. Du bist unser Gast. Im Keller liegt auch noch ein Stück Speck, das teilen wir. Du kannst es holen gehen, Jurrey, und zugleich auch die Schüssel und die Blechbüchse mit dem Salz mitbringen."

Edme setzte sich, ohne etwas zu erwidern, auf den nächsten Stein. Sie war hungrig und fragte nicht danach, wer ihr zu essen anbot.

Mare riß indessen zwei Stücke Rasen aus der Erde, faßte damit den glühenden Kochtopf, zog ihn vom Feuer fort und goß das Wasser ab; es floß zischend und dampfend ins Feuer. Den vom Haken befreiten Topf stellte sie dann auf einen platten Stein, der auch weiter als Tisch dienen konnte, zum Auslüften, bis Jurrey die irdene Schüssel brachte. Ein Messer hatte jeder in der Tasche. Der Speck wurde in Streifen geschnitten und leicht auf den Kohlen geröstet. Die ihr zugeteilten Kartoffeln nahm Edme in den Schoß, die Hände daran zu wärmen.

Das Salz war feucht und zerfloß in dem Blechlöffel, in den es aus der Büchse geschüttet wurde, bei der nebeligen Luft bald vollständig.

Während des Essens wurde das Gespräch nur in abgerissenen Sätzen fortgeführt. Jurrey erkundigte sich nach den Rindern, nach den Pferden, nach den Kühen und Schweinen, nach dem Hunde, der gerade von einem Nachbarköter gebissen war, als er wegging. „Ich hatte geglaubt," sagte er, „der käme mit mir, da wir immer gute Freunde gewesen sind. Aber er begleitete mich nur bis zur Grenze, blieb da stehen und bellte mir zum Abschied nach. Er war mir gut, aber vom Grundstück konnt er sich nicht trennen."

Dann ging eine Branntweinflasche rundum, und selbst Edme nahm einen tiefen Zug, da der naßkalte Nebel sie durch und durch erkältet hatte. Er strich noch immer in breiten und dichten Schleiern vorüber, im Augenblick selbst die nächsten Gegenstände weißgrau umhüllend, und ebenso rasch wieder forteilend über die Steine, Wacholdergesträuche und Mooskampe der Heide. Mitunter wurde die Mondsichel bemerkbar; es war, als ob der Nebel an den Spitzen hängen blieb und in Fetzen abriß, bis immer dichtere Massen das Licht bewältigten.

Mare trank wiederholt. Sie wurde lustig und sang Schelmenlieder, die in keinem Buch hätten gedruckt werden können. Jurrey unterhielt sich gut dabei und lachte viel. Auch Edme spürte die Wirkung des scharfen Getränks und lachte mit, ohne doch so recht zuzuhören. Es kam ihr so vor, als ob zehn Schritte von der Feuerstelle, auf der jetzt die Kohlen erloschen, etwas Schwarzes in sonderbar wechselnder Gestalt um die großen Steine herumsprang oder über sie hinweghüpfte. Mehrmals sagte sie: „Da — da!" und zeigte mit dem Finger darauf. Und dann war es wieder fort. Einmal fragte sie, sich zu Jurrey kehrend: „Meinst du, daß man den Teufel heiraten kann?"

„Ich glaube nicht, daß er in die Kirche geht," antwortete er, „aber mit Liebschaften soll er sich gern befassen, und es kann ja sein, daß er auch einmal einen Dummen findet, der für ihn den Segen holt."

Edme stand auf und sagte, sie müsse nun gehen. „Es ist besser, du bleibst hier zur Nacht," meinte Mare, „den Weg wirst du doch nicht finden. Unsere Kammer ist zwar enge, aber für drei wird Platz sein, wenn sie sich dicht aneinander halten. Morgen früh begleite ich dich ein Stück über die Heide." Sie kicherte schelmisch und küßte Jurrey. „Ich bin nicht eifersüchtig."

„Der Schwarze wird mich auch nicht vorbeilassen," sagte Edme halblaut. „Gut — ich will bleiben."

Digitized by Google

„So bücke dich und krieche hinein."

Es geschah. Jurrey folgte und dann Mare. Sie schob sich an seine andere Seite.

Bald schliefen diese drei Menschen, die einander so viel Leid zugefügt hatten, friedlich unter dem Strauchdach.

Am anderen Morgen hielt Mare ihr Versprechen. „Wirst du den Davids heiraten?" fragte sie unterwegs.

„Ich muß," antwortete die Frau. „Der Teufel läßt mir keine Ruhe. Und das Grundstück muß ich doch für meine Kinder zurückhaben."

„Du denkst nur immer an das Grundstück."

„Ja."

Mare zeigte geradeaus auf einen schmalen Plan, zu dessen beiden Seiten die Erde mit der Pflugschar aufgerissen war. „Dort ist die Viehtrift. Gehst du auf der weiter, so kommst du auf den Weg."

Nach einigen Schritten blieb sie stehen. „Der Petrusch kann noch lange leben," sagte sie, „du wirst viel Ärger mit ihm haben — das thut mir leid."

Edme drückte ihr die Hand und biß die Zähne zusammen.

„Wenn es dir zu lang dauern sollte ..." fuhr Mare fort, indem sie in die Tasche griff. „Hier hast du etwas, woran auch der Teufel glauben muß." Sie schob ihr ein Papiersäckchen in die Hand.

Edme hob den Kopf und sah sie prüfend an. Plötzlich blitzte es in ihren grauen Augen auf. „Ich danke dir," rief sie, nahm ihr hastig die Gabe ab, ließ sie hinter den rasch aufgerissenen Haken ihrer Wiste verschwinden und eilte fort.

Zu Hause angelangt, sagte sie zu Petrusch, der sie spöttisch fragte, ob sie sich nachts auf dem Kreuzwege guten Rat erholt habe, mit einem Blick tödlichen Hasses: „Du kannst das Aufgebot bestellen, nachdem du Testament gemacht hast, wie du versprochen."

„Fahren wir gleich morgen aufs Gericht," antwortete er erfreut, „du sollst zuhören, was ich verschreiben lasse. Ei, ei, ei! die Leute werden mich beneiden um so eine Frau. Gleich morgen, mein Täubchen."

Sie weiß nicht, daß so ein Testament jederzeit zurückgenommen werden kann, grinste er in sich hinein.

Vier Wochen darauf war die Hochzeit „des Lahmen mit der Geschiedenen", wie es in der Nachbarschaft hieß. Der Hochzeitsbitter mußte auch zu Jurrey Szelags und Mare Admoneit reiten, aber er fand sie in der Strauchhütte auf der Heide nicht. Im Grenzdorf hieß es, sie seien eine Nacht mit Seidenzeugen nach Rußland gegangen und nicht wiedergekommen. „Von denen erfährt kein Mensch mehr etwas, sie mögen tot oder gefangen sein."

Vierzehn Tage nach der lustigen Hochzeit war die Edme Petruschene zum zweitenmal Witwe.

Die Leute flüsterten einander dies und das ins Ohr, was nicht laut gesagt werden durfte. Man zuckte die Achseln: „Die Frau ist ja nicht richtig im Kopf — laßt sie in Ruhe."

Man wollte sie nachts, mit einer langen Stange bewaffnet, um das Haus gehen gesehen haben. Sie müsse den Teufel von ihrem Grundstück fortjagen, hatte sie geheimnisvoll versichert. „Da, da —! hinter den Steinen am Graben sitzt er — aber er kann nicht hinüber. Das Grundstück gehört mir." Und sie hatte mit der Stange zugeschlagen und hell aufgelacht.

„Sie ist nicht richtig im Kopf — laßt sie in Ruhe!"



Digitized by Google



Gasthäuser im Altertume.

Von

Hanns Bohatta.



Das erste, das ein Fremder heutzutage aufsucht, sobald er in eine Ortschaft kommt, ist das Einkehrgasthaus oder Hotel, oder wie es sonst genannt werden mag, woselbst er Unterkunft und Verpflegung findet. Das Gasthauswesen hat in unserer Zeit, in der Zeit des Dampfes und der Elektricität, einen ungeahnten Aufschwung genommen. In dem kleinsten Dorfe, wo wir früher nur auf Gastfreundschaft angewiesen waren, steht heute ein schön gebautes Haus, welches bereit ist, dem hungrigen und müden Wanderer seine Vorräte zu bieten und ihn schützend unter sein Dach aufzunehmen; auf den höchsten Bergen, wo wir einst froh sein mußten, wenn ein Senner oder eine Sennerin uns Brot und Milch gab und sich herbeiließ, das Thor der Heuhütte aufzuthun, damit wir unseren müden Gliedern die ersehnte Ruhe gönnen könnten, finden wir jetzt ein Hotel, in welchem uns alle Bequemlichkeiten zu Gebote stehen und wo wir unser gewohntes weiches Lager nicht vermissen.

Denn mit der Güte der Straßen und der Leichtigkeit des Fortkommens nimmt auch der Verkehr zu, mit diesem aber hält der menschliche Spekulationsgeist, der aus den Bedürfnissen der Menschen eigenen Vorteil zu schöpfen sucht, stets gleichen Schritt. Dieser Satz gilt nicht nur heute, sondern hatte schon im Altertume seine volle Geltung.

Auch die Alten hatten ihre Gasthäuser, wenn auch die Benutzung derselben nicht so allgemein war wie heutzutage. Denn der vornehme Grieche oder Römer zog es jederzeit vor, bei Bekannten einzukehren oder von einem Empfehlungsschreiben seiner Freunde an reiche Bürger Gebrauch zu machen, um sich nicht unter die meist niedere Gesellschaft der Einkehrgasthäuser mischen zu müssen.

Ein zuverlässiger Geschichtschreiber, Herodot, berichtet uns von der Straße, welche die zwei größten Städte Persiens, Sardes und Susa, miteinander verband. Dieselbe war 450 persische Parasangen (= ca. 270 geographische Meilen, neunzig Tagereisen) lang und hatte hundertelf Rasten oder Stationen, an denen die Reisenden ausruhen, übernachten und auch mit der Kochkunst der Wirtin nähere Bekanntschaft machen konnten. Doch war dies keineswegs die einzige derartige Straße im persischen Reiche, sondern nur die ausgedehnteste und wichtigste, deren Großartigkeit und treffliche Einrichtung Herodot eben aufgefallen war; gewiß war die Hauptstadt des Reiches auch mit allen anderen Provinzen in gleicher oder doch ähnlicher Weise verbunden.

Daß auch in Griechenland Gasthäuser bestanden, ist nicht nur aus dem zahlreichen Besuch der Wallfahrts- und Festorte, wie Delphi, Olympia, Delos und anderer, leicht zu schließen — zählten doch die Besucher nach vielen Tausenden und

Digitized by Google

konnten jedenfalls nicht alle in Privatwohnungen untergebracht werden —, sondern ist auch litterarisch bezeugt und durch Ausgrabungen bestätigt. So berichtet z. B. der Redner Äschines, daß die athenischen Gesandten, welche an König Philipp von Macedonien abgeschickt wurden, unterwegs in Pandokeia, das ist Gasthäusern, abgestiegen seien. Überdies aber hat man in Olympia, dem großen südgriechischen Festorte, ein Haus ausgegraben, welches den Namen Leonidaion, Haus des Leonidas, führt; dasselbe war ein Staatsgebäude und zur Aufnahme von Fürsten und Abgesandten befreundeter Völker griechischen Stammes bestimmt, welche von allen Seiten herbeiströmten, um dem Feste so recht den Stempel eines nationalen aufzudrücken.

Außer diesen Hotels ersten Ranges gab es natürlich auch Wirtshäuser minderer Sorte, wo Leute aus dem Volke Unterkommen und Verpflegung fanden.

Am besten sind wir über das Hotelwesen der Römer unterrichtet, bei denen es auch einen bedeutenden Aufschwung nahm. Diese Entwickelung hängt aber mit zwei Errungenschaften des römischen Geistes zusammen, welche wir hier nicht übergehen können.

Die eine ist die Ausbildung der Straßenbaukunst, die jede Schwierigkeit des Terrains überwand und sich weder durch Hügel und Berge, noch durch Sümpfe und Moräste oder durch Flüsse und Gießbäche beirren ließ, sondern sicher und mit Aufwand aller Mittel dem vorgesteckten Ziele zustrebte. Welche Prachtstraßen sind da entstanden — Straßen, die sich durch Jahrtausende erhalten haben und noch in unserer Zeit Laien und Fachleuten einen Ausruf des Erstaunens abnötigen!

Sobald die Römer einen Landstrich unterworfen hatten, war es immer ihre erste Sorge, befestigte Plätze anzulegen, die mit römischen Bürgern besiedelt und durch gute Straßen mit der Centrale verbunden wurden. So wurde zunächst Italien von Heeresstraßen durchzogen, die sich nach allen Richtungen hin verzweigten. Dann aber kamen die umliegenden Länder an die Reihe, welche nach und nach sich unter das Joch der stolzen Roma beugen mußten, Sicilien, Spanien, Macedonien, Griechenland und so fort, bis beinahe die ganze damals bekannte Welt römisch war.

Doch auch dann blieb man dem alten Princip treu und sorgte vor allem für gute und kurze Verkehrswege, welche von der Hauptstadt nach den einzelnen Städten der Provinzen führten.

So sieht denn eine Karte des alten römischen Reiches aus wie ein Spinnengewebe, dessen Fäden sich nach allen Himmelsrichtungen hin erstrecken und in dessen Mitte die große Spinne, Rom genannt, lauert, um hervorzuspringen, wenn sich irgendwo eine Erschütterung fühlbar macht, und das arme Mücklein ohne Gnade zu erdrücken.

Die Straßen dienten aber nicht nur Kriegszwecken, sondern wurden auch zu Geschäfts- und Vergnügungsreisen, und das recht häufig, benutzt.

Die zweite Errungenschaft des eminent praktischen Sinnes der Römer ist die Einrichtung der Post.

Für Rom war der Postdienst eine Notwendigkeit, und Augustus hat diesem Bedürfnis abgeholfen. Er verteilte, wie Sueton berichtet, an den Straßen in bestimmten Entfernungen Leute und Wagen zur Depeschenbeförderung. Ob die sogenannte evectio, das ist die Beförderung von Personen und deren Gepäck auf Grund eines vom Kaiser ausgestellten Scheines (diploma), bereits von Augustus eingeführt wurde, ist noch zweifelhaft; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß dies erst später unter einem seiner Nachfolger geschah.

Die Posten hatten den Zweck, ihnen zukommende Briefschaften zu übernehmen und mit den ihnen zur Verfügung stehenden Reit- und Zugtieren und Wagen weiterzubringen. Fuhrwerk und Bespannung wurden aber nicht vom Ärar beigestellt, sondern aus den umliegenden Ortschaften requiriert, was für diese eine große und höchst unbequeme Last wurde.

Digitized by Google

Später, als auch Personen per Post befördert wurden, kam noch die Aufgabe hinzu, diese sowie ihr Gepäck zu transportieren und die Reisenden mit allem Nötigen zu versorgen und zu verpflegen; auch dies geschah auf Kosten der Gemeinden.

Die Entfernungen der einzelnen Stationen voneinander waren nicht immer gleich; so waren auf der 43,5 geogr. Meilen langen Straße von Rom bis Ariminum 18, auf der 313 Meilen langen von Aquileja nach Konstantinopel nur 48 Poststationen.

In der späteren Zeit machte die bereits erwähnte evectio den wichtigsten Teil der Obliegenheiten der Post aus. Jeder, der einen vom Kaiser ausgestellten Erlaubnisschein vorweisen konnte, hatte das Recht, auf der in demselben bezeichneten Strecke für sich, seine Familie (und sein Gepäck) freie Beförderung sowie freie Verpflegung zu fordern.

Von dieser Art zu reisen machte zunächst immer der Kaiser Gebrauch, in der Regel aber wurde sie auch den von Rom abreisenden oder dahin zurückkehrenden kaiserlichen Beamten und Gesandten bewilligt, in selteneren Fällen, als hohe Auszeichnung, auch Privatpersonen zugestanden.*

Bedenkt man, daß der Postverkehr mit der Zeit immer reger wurde, und rechnet man hierzu noch die große Zahl von reichen Leuten, die ihre Vergnügungs- oder Geschäftsreisen in eigenem Wagen oder zu Pferde machten und oft ebenfalls gezwungen waren, in Gasthäusern, die an der Straße lagen, einzukehren, zählt man ferner die Menge der Fußgänger hinzu, Landleute, die in die Stadt gingen, ihr Obst, Gemüse und dergleichen an den Mann zu bringen, Kaufleute, die ihr Vermögen in Ware umgesetzt hatten und in die Fremde zogen, um aus der Kauflust der Provinzialen Gewinn zu ziehen u. s. w., bringt man all dies in Anschlag: so erscheint es begreiflich, daß die Anlage von Einkehrgasthäusern und Schenken an den Landstraßen eine äußerste Notwendigkeit war.

Allmählich wurde auch die Einrichtung der Gasthäuser eine bessere und damit ihr Besuch ein stärkerer; fanden sich doch selbst Kaiser hier ein, wenn sie auf Reisen waren. Ja, Vitellius pflegte, wie überliefert wird, mit Vorliebe Schenken zu besuchen, um sich durch leutseliges Gespräch mit Männern der unteren Volksschichten populär zu machen.

Diese an der Straße und in der Nähe von Poststationen gelegenen Gasthäuser waren größtenteils Einkehrhäuser, also zur Aufnahme von Passagieren und ihren Reit- oder Zugtieren bestimmt, und führten den Namen stabula.

Daneben gab es auch Wirtshäuser, in denen man Speisen und Getränke erhielt, jedoch nicht übernachten konnte (cauponæ); sie entsprachen also unseren „Wirtshäusern", „Restaurationen", „Bierhallen", „Weinschenken" und dergleichen. Sie waren natürlich meist in Städten anzutreffen, wurden aber von vornehmen Personen noch mehr gemieden als die Einkehrgasthäuser, denn hier kam in der Regel allerlei Gesindel zusammen, um sein letztes Geld zu vertrinken, zu verspielen oder es sonstwie in leichtfertiger Gesellschaft loszuwerden. Die Gilde der Kuppler war gerade unter den Schenkwirten ganz stattlich vertreten. Allerdings verirrten sich mitunter auch leichtsinnige Söhne aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft in derartige Schenken, um sich ihrem tollen Treiben ungestört hingeben zu können. Martial verspottet einen gewissen Syriscus, der in diesen Lokalen ein Vermögen von etwa einer Million Gulden durchgebracht hatte.

* Was das Personal der Post betrifft, so war auf jeder Station ein Postmeister mit einigen Postillonen und Hilfspersonal (Professionisten), welcher dem Postdirektor, dem præfectus vehiculorum, untergeordnet war; der letztere wurde anfangs aus den Freigelassenen, später aus Angehörigen des Ritterstandes ernannt und mit einem Gehalte von ca. 13500 bis 45000 Mk. jährlich angestellt. Seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert blieb dieses Amt einem ausgedienten Kavallerieoffizier (præfectus alæ) vorbehalten. Außerdem gab es noch Postinspektoren, welche die Kontrolle übten, damit Übergriffe von seiten der Reisenden verhütet und eventuelle Übelstände sofort beseitigt werden könnten.

Digitized by Google

Zwei Scenen, welche in einem solchen Gasthause sich abspielen, sehen wir auf einem Wandgemälde in Pompeji dargestellt: links eine Gruppe von zwei Würfelspielern, die wegen eines Wurfes in Streit geraten sind; rechts zwei Männer, welche einander beschimpfen, während der Wirt, an der Stelle des heute stereotyp gewordenen Hausknechtes, eben im Begriff ist, beide hinauszuwerfen. Wäre diese seine Absicht auch nicht schon an seiner unzweideutigen Haltung auf dem Bilde erkennbar, so würde sie doch durch die beigefügten Worte ausgedrückt; denn wir lesen da: „Itis, foris rixatis“, zu deutsch: „Packt euch, draußen könnt ihr weiter zanken.“

Andere Arten von Gasthäusern, von denen wir nur wenig mehr als den Namen kennen, waren:

1) popinæ, Speisehäuser, welche man vielleicht mit unseren Delikatessenhändlern vergleichen könnte; es wurden hier nämlich bereits zubereitete Speisen, daneben allerdings auch Wein verkauft; ähnlich, wie heute noch, wurden einige Schaustücke in die Auslagefenster gelegt, um dadurch Kunden anzulocken;

2) tabernæ, Weinschenken, den noch heutzutage in Österreich üblichen Heurigenschenken vergleichbar; Besitzer von Weingärten pflegten nämlich in solchen Schenken ihre Fechsung an den Mann zu bringen;

3) thermopolia. Hier wurden warme Getränke verkauft, ähnlich wie in unseren Kaffeehäusern.

Der Vollständigkeit wegen seien noch kurz erwähnt

4) œnopolia, Weinschenken, und

5) ganeæ, Gasthäuser der niedrigsten Art.

Denken wir uns einige Momente in die Lage eines angesehenen Römers versetzt, der auf seiner Vergnügungsreise Pompeji berührt, hier aber durchaus keinen Bekannten hat, bei dem er vorsprechen könnte.

Auf unserer Fahrt durch die Stadt fällt uns eine Ankündigung ins Auge: „Besuche des Lianus Gasthaus rechts (an der und der Straße)“ (vergl. Overbeck, Pompeji). Wir sind im Zweifel, ob wir nicht dieses Wirtshaus aufsuchen sollen. Doch nein, ein Freund hat uns ja erst vor einigen Tagen gerade vor diesem gewarnt, weil sich dort nicht eben die beste Gesellschaft zusammenfinde.

Wir rufen also einen Vorübergehenden an, fragen nach einem Hotel ersten Ranges und werden nach dem Gasthof „Zum Elefanten“ gewiesen.

Dort angekommen, fällt uns zunächst die Firma auf. Oberhalb des Thores ist das Schild angebracht, das uns den Namen des Hotels angiebt.* Darunter preist eine Aufschrift auf dem Schilde die Vorzüge des Hauses an; wir lesen die Worte: Hospitium hic locatur | triclinium cum tribus lectis | et com[modis omnibus], zu deutsch: „Gasthaus. Hier vermietet man ein Speisezimmer mit drei Lagern und allen Bequemlichkeiten“ (vgl. Overbeck, Pompeji).

Sobald wir eintreten, empfängt uns der Wirt, ein Mann, aus dessen schlauem, verschmitztem Gesicht wir sein Metier sofort erkennen;** er macht ein tiefes Kompliment vor uns und hebt die Güte seines Gasthofes und seiner Küche mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit hervor. Während ein Sklave unseren Wagen und die Pferde besorgt und in den Ställen unterbringt, führt uns der Gastwirt in den Speisesaal, wo wir uns auf Ruhebetten niederlassen.

Unsere Mahlzeit ist bestellt, und wir haben, während sie bereitet wird, Muße, den Raum, in welchem wir uns befinden, genauer anzusehen. Derselbe ist etwas düster und nicht allzu reinlich; auch Tische,

* Viele der alten Gasthausnamen sind noch heute gebräuchlich, so der erwähnte „Zum Elefanten“, dann „Zum Kamel“, „Zum Hahn“, „Zu den Schlangen“, „Zum großen Adler“, „Zur Birne“; andere Hotels hießen: „Zum großen Kranich“, „Zur Pinie“, eins auch „Zu den vier Schwestern“ („ad sorores IIII“; die dazugehörige Abbildung zeigt die Gestalten der drei Grazien in der bekannten wechselseitigen Umschlingung und eine rechts neben ihnen sitzende Matrone).

** Bei Horaz in den Satiren u. a. werden die römischen Gastwirte arg hergenommen.

Digitized by Google

Bänke und Stühle* sind von zweifelhafter Farbe, an der Wand sind hölzerne Rechen angebracht, an denen Würste, Käse und andere Eßwaren hängen. Aus dem Nebenzimmer dringt wüster Lärm an unser Ohr, und durch die halbgeöffnete Thür sehen wir einige Würfelspieler um einen niedrigen Tisch sitzen; sie sind in Streit geraten, weil der eine im Besitze von falschen Würfeln ertappt wurde.

Doch die Speisen sind fertig und werden von zwei Sklaven herbeigebracht, die auch zur ferneren Bedienung in unserer Nähe bleiben.

Nachdem das Essen verzehrt und der leidlich gute Wein getrunken ist, wollen wir uns zur Ruhe begeben; die Sklaven leuchten voran und geleiten uns in den ersten Stock, wo uns ein Lager bereitet ist.

Eben im Begriffe, uns auskleiden zu lassen, fällt unser Blick auf eine Wand des Zimmers, auf welcher wir Zeichen eingekratzt sehen; neugierig treten wir näher und sehen, daß es Namen von Reisenden sind, welche gleich uns hier übernachtet haben. Und siehe da, auch die Namen von dreien unserer Freunde, mit witzigen Verschen darunter, finden sich in diesem noch von keiner Polizei revidierten Fremdenbuche.

* Stühle dienten nur zum Gebrauch für Leute der niederen Volksklassen; der Römer von Stande hätte es als Beleidigung angesehen, wenn man ihm einen Stuhl angeboten hätte.

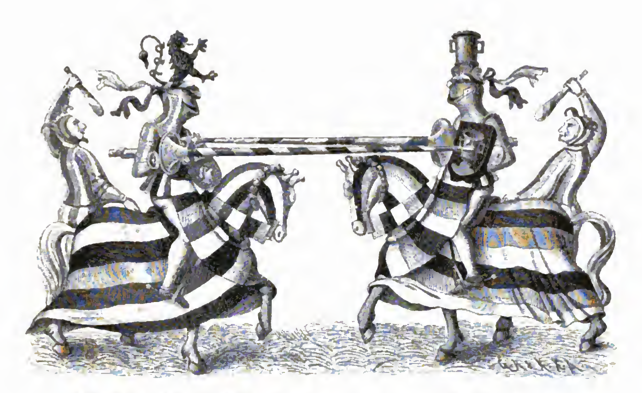
Nachdem wir alle die Namen gelesen und auch unseren daruntergesetzt, begeben wir uns zur Ruhe; denn morgen wollen wir in aller Frühe aufstehen, um, wenn wir mit der Wirtin abgerechnet, unsere Reise fortzusetzen.

Trotz aller Fortschritte, die das Wirtshauswesen bei den Römern machte, blieben die Gasthäuser für Edelgeborene immer nur ein Notbehelf, dem sie womöglich auszuweichen suchten. Denn bei dem stark ausgebildeten Kastengeist der Römer, die das Menschentum in der That erst beim Adel beginnen ließen, wurde es als geradezu erniedrigend angesehen, sich ohne äußeren Zwang oder gar mit Vorliebe unter das gewöhnliche Gasthauspublikum zu mischen.

Allerdings war in dieser Beziehung noch ein anderer Grund mitbestimmend, nämlich die berüchtigte Unreinlichkeit der Wirtshäuser. Gewohnt, im eigenen Hause alles spiegelblank zu sehen, konnte das Auge eines Reichen an dem Schmutz und der Unsauberkeit der meisten Wirtshäuser durchaus kein Gefallen finden. Von der Unreinlichkeit der römischen Schenken kann man sich aber nur dann einen ungefähren Begriff machen, wenn man die niedrigsten Spelunken des heutigen Italiens damit vergleicht. Und auch die Hotels ersten Ranges reichten keineswegs an einen besseren Gasthof unserer Zeit heran.



Digitized by Google



Gemeines Deutschgestech. Die Gäule sind getört und geblendet und tragen Stechsäcke.

Das Turnier.

Von

August v. Heyden.

II.



So ausgerüstet und begleitet von ihren ebenfalls geharnischten Knappen, ritten hinter ihren Führern die Turnierer paarweise in die sich gegenüberliegenden Thore der Schranken ein, jeder Ritter sein flatterndes Banner hinter sich, und sammelten sich beiderseits längs der Seile. (Abbild. S. 842.) Die Begleiter, deren ein Fürst vier, ein Graf drei, ein Ritter zwei, ein Ecuyer (ritterbürtiger Mann, der noch nicht die Ritterwürde erreicht, aber turnierfähig war) nur einen haben durfte, waren nur zur Hilfeleistung bei eventuellem Sturze oder zur Darreichung der Waffe, falls diese verloren wurde, in der Schranke, durften sich aber absolut nicht am Kampfe beteiligen. Kipperei war also ausgeschlossen.

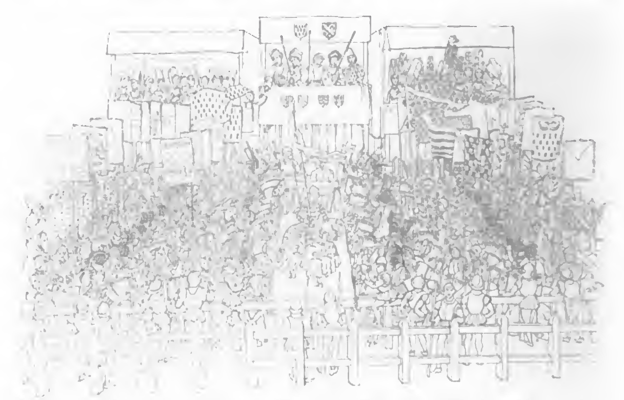
Gegen ein Uhr mittag gaben schmetternde Fanfaren das Zeichen zum Kappen der Seile. Jeder Ritter sammelte sich, setzte die Sporen ein, und so wie die Seile fielen, setzten beide Scharen unter wildem Geschrei ihrer jederseitigen Kampfrufe gegeneinander, und nun begann ein wüstes Dreinschlagen mit Schwert und Kolben (Abbild. S. 842), und nur die unnachsichtliche Strenge, mit welcher die Richter über die Einhaltung der Turniergesetze wachten, hielt dieses überaus rohe Waffenspiel in Zaum. Der Zweck dieser Prügelei war, einander die Kleinode von den Helmen zu schlagen oder den anderen aus den Schranken zu drängen.

Wenn die Richter meinten, daß die Holzerei lange genug gedauert, ließen sie durch ihre Trompeter das Zeichen zur Beendigung des Kampfes geben. Beide

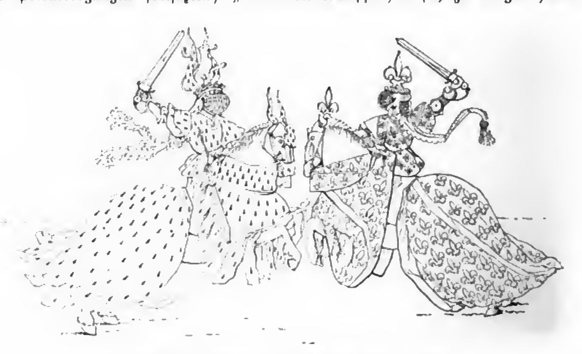
Digitized by Google

Parteien zogen sich dann mit ihren Bannern durch ihre Pforten zurück. Meist aber blieben einige Unermüdliche auf dem Platze, welche das Herumschlagen als Privatvergnügen fortsetzten; „dont sont plus à reprendre, que à louer, car apres les bannieres retraictes on y peult bien perdre et riens gaigner“, bemerkt über solche tadelnd der Wappenkönig Antoine de la Salle.

Am Bankett des Abends fand bereits die Verteilung der Preise statt, über welche die Kampfrichter sich zu einigen hinreichend Zeit gehabt hatten. Entweder erhielt der Tapferste der siegenden Partei oder der Tapferste jeder Partei einen solchen.



Aufstellung der Turnierer vor Kappung der Seile innerhalb der Turnierschranke; zwischen den Seilen hält der Damenritter. (Nach König Renés Turnierbuch.)



Zwei kämpfende Turnierer. (Nach König Renés Turnierbuch.)

Digitized by Google

Der Schleier von der Lanze des Ehrenritters der Damen war dazu bestimmt, das Preiskleinod einzuhüllen. Die vornehmste und schönste Dame, begleitet von zwei anderen Schönen, welche die Zipfel des Schleiers trugen, erwartete, daß der zu belohnende Sieger durch die Herolde ihr zugeführt werde. Während die Herolde den Ruf des Ritters erhoben, beugte dieser das Knie und empfing aus der Hand der Dame nunmehr das aufgedeckte Kleinod, dankte durch einen Kuß und führte sie zum Ehrentanze. (Abbild. S. 843.) Das eigentliche Turnier war nun beendet, die Herolde verkündeten aber nun, daß, wer den anderen Tag tjostieren wollte („qui voudront jouter“, jouster), drei Preise erwerben könne, einen für den, der den besten Stich thue, den zweiten für den, welcher die meisten Lanzen breche, und den dritten für den, welcher am längsten im Sattel bleibe, doch weder König René noch Antoine de la Salle in seiner Schrift „Des anciens tournois et faietz d'armes“ geht auf diesen „jouste“ näher ein. Es scheint aber, daß die Franzosen und Burgunder zuerst die Schranke, den Zaun zwischen den Rennern errichteten, wovon später zu reden sein wird.



Erteilung des Dankes. Die Dame erwartet mit dem Kleinod die Zuführung des Tapfersten.

In Deutschland waren die Turniergebräuche ähnlicher Art, nur geschah alles weniger förmlich. Vor allem gab man dem alten Tjost, dem Gestech, den Vorzug vor dem Kolbenturniere, das aber ebenfalls fleißig geübt wurde.

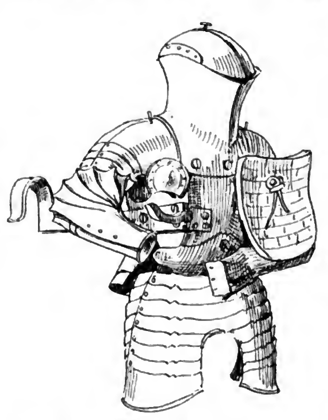
Eigenartig aber waren hier durch politische Verhältnisse eingeführte, ein für allemal festgeschlossene Verbände, die Rit-

Digitized by Google

terschaften der Vierlande, der Bayern, Schwaben, Franken und bei Rhein, welche nun Turniere ausschrieben und geschlossen nebeneinander oder gegeneinander standen. Innerhalb dieser großen Verbände bildeten sich kleinere, sogenannte Turniergesellschaften. So hatte Schwaben seine Gesellschaft im Bracken, im Falken, im Fisch, in der Krone. Franken hatte die im Bären, im Einhorn, bei Rhein besaß die Gesellschaft im Wolf, im Steinbock, im Wind, im Esel. Weiter gab es die Gesellschaft Alt-Limburg* im Psittich, im Stern, im Fürspang und endlich noch die berühmte große St. Georgsritterschaft. Jede dieser Gesellschaften ritt vor ihrem großen Verbindungsbanner in die Schranken.

Als Graf Eberhard von Würtemberg und Graf Albrecht Hohenlohe auf dem Turnier von Trier 1473 bei Gelegenheit der Belehnung Karls des Kühnen die Bewunderung der burgundischen Ritter durch ihre Turnierthaten erregten, „verachteten sie dennoch ihren schlechten Aufzug“. Das kann nun bei dem geradezu unsinnigen Luxus, den Karl der Kühne und seine Ritterschaft trieben, weder Wunder nehmen, noch den tapferen deutschen Rittern in der Meinung der Nachwelt schaden. Die Deutschen waren weniger prunkvoll, aber schwerer und solider gerüstet, und dies schon darum, weil im Gegensatze zu Frankreich auch bis in die letzten Zeiten des Turniers dem ritterlichen Tjost in seiner verschiedenen späteren Form die hauptsächlichste Bedeutung gegeben wurde.

Dem Gestech eine Menge neuer Formen gegeben und dadurch dem ganzen Turnierwesen, dessen Bedeutung als Kriegs- und Waffenübung durch die Einführung der Schußwaffen gefährdet schien, neues Leben eingehaucht zu haben, ist vor allem das Verdienst zweier ritterlicher Fürsten. Der erste ist ein Hohenzoller, Kurfürst Albrecht Achill, der andere der ritterliche Erzherzog Max, der spätere Kaiser. Es ist schwer festzustellen, wer von beiden zuerst den nunmehr auftretenden Unterschied zwischen Rennen und Stechen eingeführt. Böheim nimmt das Erscheinen des Rennens mit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts an. Der Hofmeister Albrechts, Ludwig v. Erb, sagt von ihm: er hat herfürbracht und geöffnet das Rennen mit dem Spieß, denn das vor ihm selten gebraucht was u. s. w. Er rühmt ihm ferner wesentliche Veränderungen und Verbesserungen des Harnisches nach. Maximilian aber sagt selbst in einem Brief an seinen Freund Pruschenk (14. Januar 1478): „Ich hab viel seltsam Ritterspiel erdacht, nach dem ich die wallisch Hofweis auch gesehen hab und wart nur damit auf Euch.“ Namentlich wird dem jungen deutschen Fürsten das aus Italien stammende Welschgestech über den Dill (Palge, pallia), was in Deutschland wahrscheinlich noch fremd



Deutsches Stechzeug mit Helm, Rast- und Rüsthaken, Tartsche und Henze an der linken Hand.

* Die Gesellschaft Alt-Limburg besteht noch als eine reiche, sehr wohlthätige Familienstiftung mit Sitz und Stift in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

war, am Hofe seiner Gemahlin aufgefallen sein. Welchen wesentlichen Anteil an der Vervollkommnung und Ausbildung der zeitgemäßen Waffen und namentlich des Harnisches Maximilian genommen, ist bekannt. Wie in solchen Fällen oft, wird freilich dieser Einfluß in vielen Stücken überschätzt. Jedenfalls aber zeugen seine Briefe, in denen der Verkehr mit seinen Plattnern und Waffenschmieden offen liegt, von außerordentlicher Fachkenntnis und besonders erfinderischer Intelligenz.

Wir haben zunächst zwei Formen des Tjostes zu unterscheiden: 1) das Gestech (Stechen), 2) das Rennen; an diese schloß sich als drittes und viertes das Freiturnier zu Roß und das Fußturnier an. Das Kolbenturnier tritt dagegen wesentlich in den Hintergrund, wenn es auch nicht völlig verschwindet.

Bei Nr. 1, 2 und 3 kommt es sowohl darauf an, die Lanzen zu brechen oder den Gegner aus dem Sattel (zu ledigem Falle) zu bringen. Es ist dies aber beim Rennen nicht ausschließlicher Zweck. Vielmehr soll hier der Schild, die Tartsche, in besonders vorgeschriebener Weise getroffen, in einzelnen Fällen sogar vom Gegner abgelöst werden. Nach der Art, wie dies erreicht wurde und in welcher Maximilian ungemeine Mannigfaltigkeit erfand, richten sich die Namen der einzelnen Waffengänge.

Für alle diese Übungen hatte der alte Feldharnisch wesentliche Abänderungen zu erfahren. Der Schutz von Kopf, Brust und Armen mußte teilweise vermehrt, der der Beine konnte fast ganz außer acht gelassen werden. Es würde zu weit führen, die überaus komplizierten und geistvollen Konstruktionen auseinander zu setzen, welche ersonnen wurden, um einerseits das Gewicht des besonders schweren Harnisches auf das Roß zu übertragen, andererseits, um bei dem Sturze den Mann selbst nicht dem Verderben preiszugeben, abgesehen von jenen Vorrichtungen, welche den Stoß der schweren Turnierstangen aufzuhalten haben.* Das Wesentlichste ist eine Abänderung des schweren Brustharnisches, welcher in fast gleicher Weise beim deutschen Gestech und beim Rennen auf der rechten Seite abgeplattet ist und hier, fest verschraubt, eine schwach nach unten gerichtete Eisenschiene trägt, welche an ihrem hinteren hervorragenden Ende in einen von oben nach unten gebogenen Haken ausläuft, den Rasthaken, während vorn auf der Brustplatte der Rüsthaken sitzt. Beide sind besonders solid und stark und haben den Zweck, die Turnierstange, die Lanze aufzunehmen, „in die Wage zu legen", so daß der Arm sie nicht mehr trägt, sondern sie durch die Hand nur ihre Richtung erhält. (Abbild. S. 844.) Nur beim Welschgestech hatte das italienische Stechzeug keine Abplattung des Harnisches, infolge davon auch keinen Rasthaken, sondern nur den Rüsthaken an der Brust, weil man hier sich viel leichterer Stangen bediente.

Rennzeug mit Rennhut, Rast- und Rüsthaken.

Dasjenige, welches am meisten in Bezug auf Unterscheidung des Stech- und Rennzeuges in die Augen springt, ist der

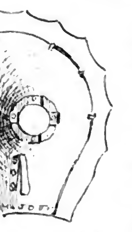
* Wir verweisen hier auf die vortreffliche Darstellung in Quirin Leitners Einleitung zum Freidal und auf Wendelin Böheims überaus klare lehrreiche Abhandlung des Turniers in seinem Handbuch der Waffenkunde (Leipzig, Seemann, 1890).

Digitized by Google

Helm. Der Stechhelm ist eine Umbildung des alten Topfhelmes, der eine breite flache Schale erhalten hat, sich gegen den Hals ein wenig einzieht und auf Brust und Rücken durch das breite Halsstück mit Schrauben und Bolzen befestigt wird. Dabei ist der Gesichtsteil mit scharfem Grade vorgezogen und läßt unter der Schale die breiten Augenschlitze frei. Beim italienischen Stechhelme findet sich seitwärts eine zu öffnende Luftklappe. Im Gegensatze zu dieser Form hat sich der Helm für das Rennen, den deutschen Ursprung dieser Übung bekundend, aus den deutschen Schallern gebildet. Er ist nur etwas kugeliger geworden und hat kein bewegliches Visier, aber einen in den Gesichtsteil eingeschnittenen Sehspalt. Außerdem ist der Stirnteil durch zwei Platten verstärkt. Um den unteren Teil des Gesichtes zu schützen, dient ein an der Brustplatte angeschraubter Bart, auf welchem wiederum die Renntartsche mit Schrauben befestigt ist.

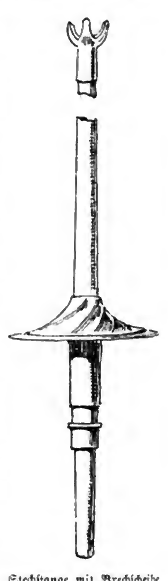


Rennstange mit Brechschild (Gerbeisen) und scharfer Spitze.



Innere Ansicht des Gerbeisens der Rennstange, mit dem Handhaken, durch welchen der Turnierer die in der Wage liegende Stange richtet.

(Abbild. S. 845.) Da beim Rennen die Arme fast immer nur mit dick gepolsterten Ärmeln geschützt sind, hat der Harnisch tiefe Armausschnitte, daß der Rücken nur wie ein kreuzweise gelegter breiter eiserner Hosenträger aussieht, was sein Gewicht vermindert. Aber ebenso wie das Stechzeug, hat das Rennzeug das Schwänzel, welches sich auf den Sattel aufsetzt, das Gewicht des Harnisches auf diesen abladet und beim Sturze die Verletzung des Rückgrates hindert. Dagegen sind die Schossen, welche die Schenkel schützen, beim Rennzeuge länger, fast das Knie erreichend, weil hier die Beine, die beim Stechen durch den Sattel gedeckt werden, eines größeren Schutzes bedürfen. Die kurzen Schossen beim Welschgestech sind oft ungleich, die rechte länger als die linke. Diesen Schutz vermehren noch die sogenannten Dilgen, zwei nach der Form des gebogenen Beines ausgearbeitete rundliche Schilder, welche über die Knie gelegt, aber am Sattel befestigt das Bein vom Schenkel fast bis zur Mitte der Wade decken. Wir finden daher bei einzelnen Stechen wie bei den meisten Rennen das Bein ungerüstet, nur mit einem dicken Rennschuh versehen. Falls es harnaschiert ist, so trägt es die Beinröhren des Feldharnisches.



Stechstange mit Brechscheibe und Krönelspitze.

Digitized by Google

Die Arme sind dagegen am Stechzeuge sehr schwer armiert. Die Schultern haben zwar vorn keine Flüge, hier ist die Achselhöhle durch Schwebscheiben geschützt, um so größer sind die Flüge auf dem Rücken. Der rechte Arm hat ein massives Unterarmstück, welches gleichzeitig die Ellbogenbiege deckt, die linke Zügelhand, über der sich ein seltenes Exemplar mit Elfenbeinbekleidung. Über diese Sicherung gegen das Brechen der Tartsche unter dem Stoße wird zunächst ein derber Lederbelag und dann die Prachtdecke gelegt, welche letztere mit der Pferdedecke übereinstimmt. (Abbild. S. 850 u. 853.) Unter den beschriebenen Harnischen wer-



Welsches Gestech über den Zaun. (Nach Freidal.)

die Stechtartsche angebunden ist, schützt der feste Handschuh ohne Gliederung (die Heuze). Auf der linken Hälfte des Bruststückes am Stechzeuge wird durch Schnüre von Seide oder Hanf die Tartsche befestigt, welche oben gerade abgeschnitten, unten abgerundet die Höhe von Achselhöhle zum Ellbogen bei cirka fünfunddreißig bis achtunddreißig Centimetern Breite besitzt. Sie ist von hartem Holze und mit Platten von Hirschhorn bekleidet. Im Artilleriemuseum zu Paris befindet den gleichfalls noch allerlei gepolsterte Schutzkleider getragen, namentlich wird der Kopf unter Helm oder Rennhut durch die dick gepolsterte Harnischkappe bekleidet. Dieselbe wird durch einen Teil der an den betreffenden Helmen mit Messing ausgefütterten Löcher auch an dem Helm, am Halse und der Stirn des Turnierers durch Schnallenriemen befestigt. Andere Löcher an den Helmen, namentlich an der Schale, dienen zur Befestigung der Helmzierden.

Digitized by Google

Wie die Ausrüstung für Gestech und Rennen unterscheidet sich auch die Waffe. In beiden Fällen ist die Stange von Tannenholz durchschnittlich 3,70 Meter lang bei einer Dicke von 6 bis 10 Centimetern; die Rennstange ist im allgemeinen schwächer, die schwächsten Stangen braucht man beim „neuen Welschgestech" (Realgestech) und dem Feldrennen. Die Rennstange hatte scharfe Eisen und ein einseitig gerade abgeschnittenes konisches Brechschild zum Schutze der Hand (Abbild. S. 846), wogegen die starke Stechstange eine runde, ebenfalls sich konisch an die Stange legende Brechscheibe und die stumpfe Kröuleinspitze zeigte. (Abbild. S. 846.)



Prunkharnisch zum Feldturnier und Realgestech des Königs Christian von Dänemark. Zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. (Historisches Museum zu Dresden.)

Sehr wesentlich für den guten Erfolg jedes Turniers war die Zuverlässigkeit der für dieselben verwendeten Hengste, welche daher in besonderen Ställen gehalten und der sorgfältigsten Dressur unterworfen wurden. Bei dem Waffengange selbst waren sie meist geblendet und getört, d. h. ihre Augen wurden ganz oder teilweise durch die stählerne Roßstirn und die Decke verhüllt und der Hals mit laut rasselnden Schellen versehen, so daß sie

Digitized by Google

dadurch jedem sie irgend störenden Einflusse von außen unzugänglich wurden. Sie waren durch die Parse geschützt, über welche sich, auch den Kopf einhüllend, die prächtige Roßdecke legte, auf den Viergliedern die mit Zimier und Tartschendem Helm, an dessen Haspelhörnern je ein M (Maria) sich befindet. Ein anderes Mal trägt er einen Rosenstock, dann ein Damhirschgeweih, eine Sonne u. s. w. Es erinnert das wieder an den Frauenkultus der höfischen Zeit, denn in den mei-



Rückseite des in Dresden befindlichen Prachtharnisches König Christians von Dänemark.

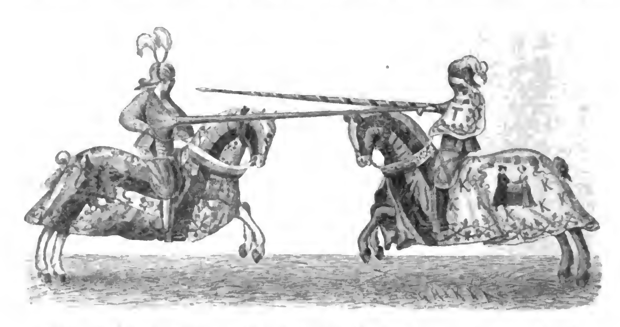
decke übereinstimmenden Symbole ihres Herrn tragend. Man bediente sich vom fünfzehnten Jahrhundert an zu diesem Schmucke selten des Wappens, sondern zog es vor, allerlei selbstgewählte Symbole anzuwenden und durch Sinnsprüche zu kennzeichnen. So trägt Erzherzog Max einmal das Bild eines Ziehbrunnens auf

sten Fällen standen diese Zeichen in irgend einer Beziehung zu dem Verkehr mit den Damen. Den Kopf des Hengstes schützte die stählerne Roßstirn, unter der die stark gebogenen Stangen des schweren Gebisses hervorsahen. Mitunter legte man, namentlich beim Feldrennen, keine Decke über die Parse, die dann reich gemalt

Digitized by Google

und vergoldet war; dann war auch die Roßstirn mit einem, den Hals des Gaules schützenden Gelieger von Stahlplatten oder Kettengeflecht verbunden.

Der Sattel war entweder beim Rennen und beim Feldturnier der Rennsattel, kaum mehr als ein kleiner Bock ohne Zwiesel, oder der Feldsattel, der Kürißsattel. oder den Gegner in den Sand zu setzen. (Abbild. S. 841.) Beim welschen Gestech trennt die Gegner der Zaun, eine Bohlenwand (Dill), sonst ist der Effekt derselbe.* Die Stecher sitzen im Hochzeugsattel. Die Pferde sind nicht immer geblendet, sondern die Augenlöcher der Roßstirn sind nur oben geschlossen oder



Rennen; die Knie der Renner sind durch Dilgen geschützt; die Gäule sind getört und geblendet. (Nach Hefner-Alteneck: Trachten des christlichen Mittelalters.)

Beim Stechen bediente man sich des Stechsattels, der einen hohen Vorderteil hatte, während die Brust des Pferdes und gleichzeitig die Beine des Stechers durch den großen Stechsack geschützt waren. Es ist das ein dick gepolstertes hufeisenförmiges Kissen von dicker Leinwand, welches unter der Decke über den Hals und die Brust des Hengstes gelegt wird. Die Waffensammlung des österreichischen Kaiserhauses bewahrt das einzige noch vorhandene Exemplar eines solchen Ausrüstungsstückes. Bei dem sogenannten Gestech in hohem Zeuge entspricht der Sattel genau der Form, wie sie beim Kolbenturniere gebräuchlich war. Der Stecher steht in dem Sattel, der ebenfalls seine Beine deckt.

Die einfachere, dem alten Tjoste am nächsten stehende Übung ist das Gestech. Beim „gemeinen Gestech“ und dem „in Beinharnisches“ galt es nur die Tartsche zu treffen und dabei die Stange zu brechen gar nur vergittert. Bei dem „neuen Gestech“, dem Realgestech, welches aus Italien übernommen wurde und ebenfalls über den Dill geschah, war der Harnisch viel leichter, oft nur ein mit Verstärkungsstücken versehener Feldharnisch. (Abbild. S. 847.) Aber gerade für diese Übung wurden jene herrlichen Prunkharnische gefertigt, in denen die deutsche Plattnerkunst ihre höchsten Triumphe feierte und sie den besten italienischen und spanischen Arbeiten ebenbürtig machte. (Abbild. S. 848 u. 849.) Diese Übung kam erst in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf. Die kunstvollere Waffenübung ist unzweifelhaft das Rennen, bei dem es weniger auf Speerbrechen und Aus-dem-Sattel-werfen, als auf kunstgerechtes Treffen der Tartsche ankam.

---

* Erzherzog Max schreibt am 4. Februar 1478 an Praschenk: „Ich hab wohl gestochen, aber den Zaun auf wallisch, ich hab das vest gethan, wann ich hab VIII Stechholz zerstoßen.“

Digitized by Google

(Abbild. S. 850 u. 851.) Diese erfährt daher eine kunstvolle Armatur, sie bekommt eine sogenannte Schiftung, d. h. einen Belag von Metallplatten, die keilförmig geformt sich auf der Mitte der Tartsche vereinigten und hier durch einen federnden Mechanismus gehalten wurden. Wurde dieser an einem Knopf von dem Eisen der Stange getroffen, so löste er andere Federn aus, welche die einzelnen Teile der Schiftung über den Kopf des Renners warfen. Dies geschah beim Geschiftscheibenrennen.

Beim Geschifttartschenrennen war die Tartsche selbst aus derartigen keilförmigen Teilen zusammengesetzt und der Federmechanismus auf der Brustplatte angebracht, so daß bei richtigem Stoß die ganze Tartsche sich in ihre Teile lösend über den Kopf sprang.

Beim Scharf- und Schweifrennen fliegt die Tartsche, welche nicht Schiftung hat, über den Kopf, wobei der Gegner zu Falle gebracht werden soll. Einmal zeigt der Freidal ein Scharfrennen, in dem sowohl Max wie sein Gegner stürzen. Es ist das hier wohl ein wirklicher Fall, kein devotes Höflichkeits-Absitzen des Gegners, wie dieses Friedrich von Seckendorf in dem Turnier gegen Albrecht Achill und Ritter von Glauberg dem Herzog von Braunschweig gegenüber für nötig fanden, als ihre fürstlichen Gegner vor ihren Lanzen den Sattel geräumt hatten. Ganz alleiniger Zweck des „Anzogen Rennens“ war es, den Gegner abzuwerfen, weil hier die Tartsche „anzogen“, d. h. auf der Brust festgeschraubt war; und „lustig zu sehen aber sorglich zu thun“ schildert Max das Bundrennen. Hier trug der Renner keinen den Hals schützenden Bart, die Tartsche hing in zwei Krappen am Rennhute und mußte bei richtigem Stoße an diesen über den Kopf des Renners fliegen, der ja natürlich bei dem Mangel des Hals- und Untergesichtsschutzes, die nur von der Harnischkappe gedeckt waren, leicht verwundet werden konnte. Noch gefährlicher war das Wulstrennen ohne jeden Helm, nur mit gepolsterter Wulst auf dem Kopf, und das Pfannenrennen nur mit dem Bruststück des Feldharnisches ohne Arm- und Beinschutz, selbst ohne Helm. (Abbild. S. 852.) Auf der Brust hing eine vergitterte Platte an Ketten kreuzweis befestigt, welche das Ziel der Lanze war, dessen Fehlen aber die höchste Gefahr



Ritter im Rennzeuge mit Rennhut, Bart, Dilgen und Beinharnisch; die Rennstange mit dem Gerbeisen liegt in der Wage, wohl zum Anzogenrennen. Original in Dresden. (Nach Hefner-Alteneck: Trachten des christlichen Mittelalters.)

Digitized by Google

für den Renner brachte. Die beiden letzteren Arten des Rennens finden sich nur in dem Turnierbuche Maximilians I., das, lange nach dessen Tode angefertigt, von dem jüngeren H. Burgmayer vielleicht etwas phantasievoll behandelt ist. Das Krönelrennen war eine Sporterfindung des Kaisers Max, worin der eine im Stech-, der andere im Rennzeuge erschien, ebenso das Feldrennen im Er war eben ein Turniersportsmann und hatte diese Neigung seiner ritterlichen Gesellschaft mitzuteilen verstanden. Oft warf man sich nach dem Mittagessen, wo wir uns bei einem Glase Pschorr und einer guten Havana von den ausgestandenen Mühen erholen, in das Stech- oder Rennzeug, um mit den Tafelgenossen ein paar Stangen zu brechen, oder um sich gegenseitig in den zur Milderung eines even-



Ein Turnierer im Zeuge zum Pfannenrennen, ohne Helm, Arm- und Beinharnisch, mit der gegitterten Pfanne auf dem Brustharnisch.
a Spitze der Rennstange mit Eichenblattschmuck.

Feldharnische und Kürißsattel. Kaiser Max hat noch manche kleine Variante erfunden, der wir hier nicht folgen können. tuellen Sturzes hoch aufgefahrenen Mist zu setzen. Denn gefahrlos war ein solcher Fall immerhin nicht. Oft wird der harte

Digitized by Google

Sturz erwähnt „so daß man ihm helfen mußt“. Solches passierte z. B. König Ferdinand bei seiner Belehnungsfeier in Augsburg 1530, wo er beim Feldturnier so hart stürzte, daß der Kurfürst von



Herzog Wilhelm von Bayern, von seinem Bruder Herzog Ludwig abgerannt; die Dilgen und das Gerbeisen seiner Stange liegen am Boden. (Nach Hefner-Alteneck: Trachten des christlichen Mittelalters.)

Brandenburg ihm beistehen mußte. Freilich gebrauchte man jede Vorsicht. Die gebrochene Stange wurde sofort aus den Haken (der Wage) geworfen, damit der Stumpf den Gegner nicht verletzen möge. Nur das Unterlassen oder die ungeschickte Ausführung dieser Vorsicht konnte durch einen Splitter von dem Stumpfe der Stechstange des jungen Montgomery die verhängnisvolle Verwundung König Heinrichs II. herbeiführen. Im übrigen waren auch die Hengste darauf dressiert, nach dem Stoße sofort zu stehen, wenn sie anders nicht selbst stürzten, damit der gefallene, meist nicht ganz bügellos gewordene Ritter nicht geschleift werde. (Abbild. S. 853.) Leider kam das dennoch oft genug vor, weil die Tiere schließlich selbst so aufgeregt wurden, daß ihre Dressur versagte.

Ganz dem alten Turnier entsprechend war das Feldturnier, wo ebenfalls wie früher in ganzen Rotten gegeneinander geritten wurde. Die Herren erschienen im gewöhnlichen Feldharnisch auf gepanzerten, mit dem Kürißsattel gezäumten Hengsten mit dem leichten Reißspieß. Wenn alle Speere gebrochen waren, griff man zu den Schwertern, wenn es nicht etwa bloß auf Speerbrechen abgesehen war. Selten bediente man sich der Kolben, aber z. B. auf dem bereits erwähnten Turniere zu Augsburg bei Belehnung König Ferdinands führte man schwere, leicht gekrümmte Säbel.

Der Kampf zu Fuß ist eine alte deutsche Sitte. In den entscheidenden Momenten der Kämpfe der Germanen gegen die Römer, z. B. bei Straßburg, sprangen die berittenen Edlen von den Gäulen und führten den Vorkampf zu Fuß. Daher ist in Deutschland der Fußkampf immer hoch gehalten und geübt worden.

Der Fußkampf der Gottesgerichte und die zunftmäßige Fußfechterei der Mar-

Digitized by Google

kusbrüder hat ebenfalls wesentlich zur Schätzung und Erhaltung des Fußkampfes beigetragen, und der Fußsoldat der Renaissance, der Landsknecht, ist deutsche Erfindung. Man kämpfte im Mittelalter in leichter Bewaffnung, fast nur das Faustschild als Schutzwaffe gebrauchend. Aber im fünfzehnten Jahrhundert entwickelte sich ein für das Fußturnier speciell hergerichteter Harnisch. Das Charakteristische desselben ist einmal der weitkugelige Helm mit aufschlägigem Visiere, einen Teil zum Ausheben hatte. Im Zeughause zu Berlin ist ein solcher Harnisch auf den Gaul gesetzt. In solchem Falle ersetzt der kleidsame Burgunderhelm den schweren Kampfhelm.

Der Kampf selbst scheint, nachdem man die Ceremonie der Fechtschulen beiseite gelassen, die ja in voller Ausdehnung nur von diesen geübt wurden, ein ziemlich roher gewesen zu sein. In früher Zeit kämpfte man mit dem Schwert oder einem kurzen, mit Faustscheibe versehenen Ahl-



Kaiser Max im Fußkampfe mit Helmbarten. (Nach Freidal.)

der wie der Helm des Kolbenturnieres den Kopf nicht berühren darf (eine Harnischkappe darunter ist selbstverständlich), dann die vielfach geschobenen Achseln, die dadurch größere Beweglichkeit des Armes ermöglichen, und endlich der Kampfschurz, ein aus geschobenen Platten zusammengesetzter Stahlrock, welcher bis auf den halben Schenkel reicht. Der Helm hat natürlich Vorrichtung, ein Zimier anzubringen. Der Harnisch mit seinem großen Schurz hat an sich schon etwas Pomphaftes. In prachtvoller Ausführung wurde er namentlich in späterer Zeit bei festlichen Gelegenheiten auch zu Roß getragen, weshalb der Schurz vorn und hinten spieß. Im Freidal aber finden wir Kaiser Max und seine Gegner mit allem Erdenklichen bewaffnet: mit Schwertern, Säbeln, Ahlspießen, Streithämmern, Kusen, Helmbarten (Abbild. S. 854), sogar mit Dreschflegeln. Wenn man auf den Bildern der Turnierbücher, namentlich in dem erwähnten Freidal, die brutale Art, aufeinander loszuhauen, das Stürzen beim Rennen und Stechen sieht, so begreift man kaum die Möglichkeit, daß die Herren aus solchen Lagen ohne die schwersten Verwundungen hervorgehen konnten. Man versteht aber andererseits den hohen Wert, den man gut konstruierten, zuverlässigen Harnischen bei-

Digitized by Google

maß. Denn es kam ja auch vor, daß der Harnisch nicht seine Pflicht that. So wurde 1554 Graf Mansfeld so gewaltig herabgestochen, „daß sein Zeug brach", nachdem er in demselben Jahre einmal unter der Last seines Harnisches bei großer Hitze ohnmächtig geworden war.* Der Ruf guter Plattner, wie die Misaglia Seusenhofer, Peter von Speier, Kolomann Helmschmid, Rosenberger, Negroli und vieler anderer, war sehr groß. Namentlich hatte, wie Cornelius Gurlitt nachweist, der sächsische Hof im sechzehnten Jahrhundert eine ganze Anzahl vortrefflicher Plattner. Aber gute Rüstungen waren teuer, und so kam es, daß selbst hohe Herren sich als besonders gut gekannte Renn- und Stechzeuge entliehen. Da diese weit, den Körper möglichst wenig berührend, waren, so konnten sie von jedem, dessen allgemeine Körperproportionen denen der Rüstung entsprachen, getragen werden, was beim Feldharnisch nicht möglich war, der immer auf den Mann angepaßt, geschlagen wurde. Die Turnierfreudigkeit im sechzehnten Jahrhundert bis über dessen Mitte hinaus war so groß, daß gute Stechzeuge, in Fässer verpackt, von einem zum anderen wanderten. Namentlich zeigte sich der kursächsische Hof sehr gefällig im Verleihen.*

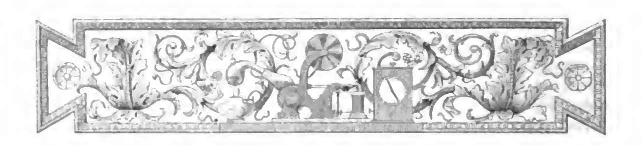
Von einem Ceremoniell bei den Turnieren in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war keine Rede mehr. Man stach und rannte, wo sich Gelegenheit dazu gab, die bei den vielen kleinen Höfen nie fehlte. Auch der Dank war nicht mehr kostbar, häufig nur ein mäßiges Geldgeschenk, wie z. B. Jakob von Landow am 13. Mai 1500 nur zwanzig Gulden erhält, „die er und Königliche Majestät gegen Herzogen Jörgen von Bayern und Markgrafen von Brandenburg verrennet".

Die Einladungen zu den größeren Turnieren im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert sind unsagbar langatmig und schwülstig. Wir wollen den Leser nicht mit einer Probe solchen Briefes langweilen. Wo ein feierliches Turnier in Aussicht stand, forderte man auch später noch Ausschmückung der Stadt durch die Bürger, begnügte sich aber meist mit Kränzen und Laubgewinden und verkündete das Turnier durch Anblasen auf den vier Ecken des Marktes. Mummenschanz, Tanz und Schmauserei folgten auch im sechzehnten Jahrhundert den Mühen des Tages, man versäumte nicht leicht die Gelegenheit zu dergleichen.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bemerkt man bereits den Verfall des maximilianischen Turnierwesens. Jene sogenannten ungarischen Turniere, die nach 1550 Kurfürst August und Erzherzog Ferdinand veranstalteten, eine Verbindung von Turnier und Mummerei, sind bereits ein Zeichen des Verfalls, obwohl August einer der passioniertesten Turnierer war und bis zu seinem vierzigsten Jahre fünfundfünfzig feierliche Stechen und Rennen gethan hatte. Aber schon 1585 war man so weit, daß der Hof von Weimar durch ein Bauerngestech das ganze Turnierwesen auf das derbste verhöhnen konnte. Auch die Nürnberger Plattnerstechen, deren letztes 1579 stattfand, war eine Parodie des Turnieres. Die unter Ludwig XV. am französischen Hofe gemachten Versuche, wieder die ernsten Formen des Turniers aufzunehmen, blieben ohne Nachfolge. Die adelige Gesellschaft begnügte sich mit Karussells, Ringelstechen und Quadrillen zu Pferde, wo in Nachahmung der Höfe von Madrid, Paris und Florenz ein Aufwand von phantastischer Pracht möglich war, wie das alte Turnier ihn nie hatte bieten können, und wobei noch dazu jede Gefährdung der Beteiligten ausgeschlossen war.

* Cornelius Gurlitt: Das Turnier.

Digitized by Google



Einiges über die Luft.

Von

Willi Luzi.

ie Erkenntnis, daß es verschiedene Gase giebt, und die Erforschung der chemischen Zusammensetzung der Luft, welche zeigte, daß die Luft im wesentlichen ein Gemenge zweier Gase, nämlich ein Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff ist, haben die jetzige Periode der so hoch entwickelten chemischen Wissenschaft eingeleitet. Der Anfang der modernen Chemie liegt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, er ist bezeichnet durch die richtige Erklärung der Verbrennungserscheinungen durch den französischen Chemiker Lavoisier, welcher zeigte, daß eine jede Verbrennung eine Verbindung des verbrennenden Körpers mit dem einen Bestandteil der Luft, dem Sauerstoff, ist. Seit jener Zeit nun ist die Luft, und zwar hauptsächlich ihre chemische Beschaffenheit, fortgesetzt ein Gegenstand eifriger Untersuchungen gewesen.

Außer den schon angegebenen Hauptbestandteilen Sauerstoff und Stickstoff enthält die Luft stets noch eine Anzahl anderer Körper, und zwar hauptsächlich etwas Wasserdampf, Kohlensäure und Ammoniak, beigemengt. Der Sauerstoff ist der für das tierische Leben unentbehrliche Bestandteil der Luft, verdünnt mit dem Stickstoff wird er von den Lungen aufgenommen und dient im Organismus zur Verbrennung der aufgenommenen Nahrungsmittel.

Wie aus genauen Untersuchungen hervorgegangen ist, sind Sauerstoff und Stickstoff in der Luft stets in fast genau dem gleichen Mengenverhältnis vorhanden; wenn man von den Beigemengen an Wasserdampf, Kohlensäure u. s. w. absieht, bestehen 100 Gewichtsteile Luft aus 23 Gewichtsteilen Sauerstoff und aus 77 Gewichtsteilen Stickstoff. Aus dieser Gewichtszusammensetzung der Luft berechnet sich ihre Volumzusammensetzung in runden Zahlen zu 21 Volumen Sauerstoff und 79 Volumen Stickstoff.

Zahlreiche, mit größter Genauigkeit ausgeführte Untersuchungen von Physikern und Chemikern haben ergeben, daß diese Zusammensetzung der Luft überall, auf der ganzen Erdoberfläche, im wesentlichen dieselbe ist. Eine große Anzahl auf diesen Gegenstand bezüglicher Versuche machte zum erstenmal der englische Chemiker Cavendish in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Cavendish ist überhaupt derjenige, welchem wir die Feststellung des Verhältnisses zwischen Sauerstoff und Stickstoff in der Luft verdanken. Sechzig Tage lang führte er täglich sieben oder acht Luftanalysen aus, um festzustellen, ob der Gehalt der Luft an Sauerstoff und Stickstoff ein konstanter sei oder ob hier Schwankungen vorkämen. Obgleich nun, wie er sagt, Wind und Wetter an diesen Tagen sehr verschieden, einige sehr schön und klar, andere sehr naß und nebelig waren, so konnte er doch einen Unterschied in der

Digitized by Google

Zusammensetzung der Luft nicht finden. Ferner untersuchte Cavendish, ob die Atmosphäre in einer großen Stadt anders zusammengesetzt sei als auf dem Lande. Er analysierte zu diesem Zweck Luft in London und Landluft; es ergab sich für beide Luftproben die gleiche Zusammensetzung, in 100 Volumen Luft waren stets 20,8 Volume Sauerstoff.

Später waren einige Chemiker der Ansicht, daß, wenn auch die Luft überall auf der Erdoberfläche gleich zusammengesetzt sei, sie doch in den oberen Schichten der Atmosphäre eine andere Zusammensetzung habe. Um diese Anschauung auf ihre Haltbarkeit zu prüfen, holten die berühmten französischen Physiker und Chemiker Gay-Lussac und Théuard mit Hilfe eines Luftballons Luft aus der ungeheuren Höhe von 7000 Metern herab und analysierten sie. Es ergab sich, daß diese, aus einer so gewaltigen Höhe stammende Luft genau so viel Volume Sauerstoff enthielt wie z. B. die Luft in Paris. Diese Untersuchungen der beiden französischen Forscher wurden später von anderen bestätigt; so hat man z. B. die Luft von der Spitze des Montblanc und vom Faulhorn untersucht und gefunden, daß diese „freie" Bergluft in genau demselben Verhältnis aus Sauerstoff und Stickstoff besteht wie die Atmosphäre an irgend einem anderen Punkt der Erdoberfläche.

Mit dem Fortschritt der Chemie im allgemeinen wurden auch die Methoden, welche zur Ermittelung der Zusammensetzung der Luft angewandt wurden, fortwährend exakter. Auf Grund zahlreicher derartiger Untersuchungen, bei welchen man sehr gute und genaue Methoden anwandte und zu welchen man das Material in verschiedenen Jahreszeiten und an den verschiedensten Orten, auf dem Meere, auf Bergen, auf Heiden, in Städten 2c., sammelte, kam man zu folgenden Resultaten.

100 Analysen, welche mit Luft von Paris ausgeführt wurden, ergaben einen Minimalgehalt von 20,913 und einen Maximalgehalt von 20,999 Volumen Sauerstoff in 100 Volumen Luft; Berliner Luft ergab einen Gehalt an Sauerstoff, welcher zwischen 20,908 und 20,998 Volumprozenten schwankte, Luft vom Atlantischen Ocean enthielt zwischen 20,918 und 20,965, solche aus der Südpolarsee 20,860 und 20,940, und schließlich Luft vom Gipfel des Pichincha 20,949 bis 20,988 Volumprozent Sauerstoff. Die Unterschiede im Sauerstoffgehalt der Luft, welche man gefunden hatte, waren zwar, wie ja aus obigen Zahlen hervorgeht, äußerst gering, aber man sah sich doch dadurch zu der Annahme gezwungen, daß normalerweise in der Zusammensetzung der Luft Abweichungen von einem zehntel Procent vorkommen.

Die neuesten, sehr zahlreichen und mit größter Sorgfalt ausgeführten Untersuchungen haben jedoch mit Sicherheit ergeben, daß solche Abweichungen in der Zusammensetzung der Luft nicht existieren und daß die geringen Verschiedenheiten von ein zehntel Volumprozent, welche man gefunden hatte, auf nicht ganz fehlerfreien Bestimmungen beruhten. Die Zusammensetzung der Luft ist nach diesen neuesten Untersuchungen zwar ebenfalls nicht vollkommen konstant, allein die Schwankungen im Sauerstoffgehalte betragen doch nur einige hundertstel Prozent, indem 100 Volume Luft stets 20,91 bis 20,93 Volume Sauerstoff enthalten.

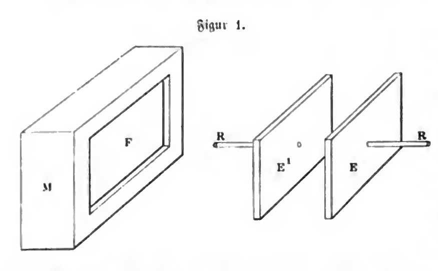
Die zahllosen Untersuchungen über die Zusammensetzung der Luft, welche nun seit über hundert Jahren von den geschicktesten Chemikern und Physikern mit all den jeweilig vorhandenen experimentellen Hilfsmitteln der hoch entwickelten analytischen Chemie fortwährend ausgeführt wurden, zeigen so recht deutlich, welcher Fleiß und welche Mühe und Arbeit der Forscher dazu gehört, um die Lösung auch nur einer naturwissenschaftlichen Frage zu erzielen.

Die Verschiedenheiten, welche sich an der Luft bemerkbar machen, beruhen also nicht auf Schwankungen in dem Mengenverhältnis der beiden wesentlichen Bestandteile der Luft, nämlich des Sauer-

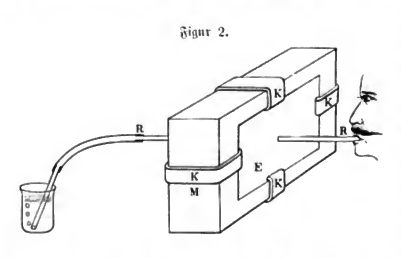
Digitized by Google

stoffs und des Stickstoffs, sondern sie rühren von mehr oder minder wechselnden Beimengungen anderer Stoffe her. Die Luft enthält stets etwas Kohlensäure, Wasserdampf und salpetrigsaures Ammonium beigemengt. Der Kohlensäuregehalt beträgt durchschnittlich 0,04 Volumprozent, der Wasserdampf ist in außerordentlich wechselnden Mengen vorhanden, und von salpetrigsaurem Ammonium sind immer nur Spuren anwesend. Schließlich finden sich stets geringe Mengen von Kochsalz und anderen Salzen in der Luft; das Kochsalz rührt von der Zerstäubung des Meerwassers durch Winde her. Auch Staub, welcher immer tierische und pflanzliche Sporen &c. enthält, ist ein ständiger Gemengteil der Luft. Derlei Beimengungen sind es also, welche die Güte, den Wert einer Luft für den Organismus bedingen.

Figur 1.



Figur 2.



Die für den Menschen gefährlichsten Beimengungen der Luft sind der organische Staub und organische Zersetzungsprodukte. Der organische Staub besteht zum Teil aus zahllosen, mikroskopisch kleinen Keimen der niedrigsten Tiere und Pflanzen. Wie der französische Chemiker Pasteur nachgewiesen hat, sind diese in der Luft schwebenden Keime die Erreger von Gärung und Fäulnis; Fleisch, Milch oder dergleichen gehen in Fäulnis über, wenn derlei Keime darauf gelangen und sich entwickeln. Pasteur bewies durch sinnreiche Experimente, daß Gärungserscheinungen nicht in einer Luft eintreten können, welche vorher durch glühende Röhren gegangen ist, oder welche durch eine Röhre ging, in welcher ein Baumwollenpfropfen saß. Im ersten Falle werden die in der Luft schwebenden Organismen durch die hohe Temperatur, welche in der glühenden Röhre herrscht, getötet, im zweiten Falle bleiben sie an und zwischen den feinen Fäserchen der Baumwolle haften. Als Pasteur Luft anstatt durch gewöhnliche Baumwolle durch Schießbaumwolle (welche in einigen Flüssigkeiten löslich ist) hindurchstreichen ließ, die Schießbaumwolle dann in Äther auflöste und den Rückstand unter dem Mikroskop untersuchte, fand er in diesem Rückstande die verschiedensten niedrigen Organismen. Natürlich waren sie durch die Behandlung mit Äther abgetötet worden. Solche in der Luft vorhandene Organismen und Organismenkeime sind in vielen Fällen als Krankheitserreger erkannt worden.

Als ebenfalls sehr schädlich für die Gesundheit des Menschen sind in der Luft vorhandene organische Zersetzungsprodukte zu betrachten, wie solche namentlich in der Atmosphäre sumpfiger Gegenden vor-

Digitized by Google

kommen. — Wenn sich viele Menschen in einem ungenügend ventilierten Zimmer befinden, so nimmt nach und nach die Luft eine schlechte, geradezu giftige Beschaffenheit an. Man bemerkt dies an einem eigentümlichen Geruch und einem dumpfen Gefühl, das allmählich eintritt. Diese Symptome werden durch flüchtige, sich in der Luft verbreitende organische Zersetzungsprodukte hervorgerufen, welche durch die Menschen beim Ausatmen in die Atmosphäre gebracht werden. An die von uns zum Atmen benutzte Luft müssen wir vor allem die Bedingung stellen, daß sie möglichst frei sei von eben diesen organischen Zersetzungsprodukten. Diese Bedingung wird nun am besten durch fortwährende Erneuerung der durch uns verschlechterten Luft, d. h. durch genügende Ventilation, erfüllt.

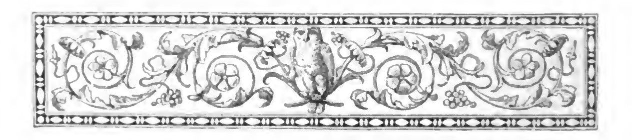
Ein Luftwechsel findet in unseren Wohnungen fortwährend statt, und zwar einesteils durch Ritzen der Fenster und Thüren, anderenteils aber in viel ausgedehnterem Maße durch die Mauern. Professor Pettenkofer hat durch sinnreiche Experimente gezeigt, daß Mauern aus Ziegelsteinen oder Sandstein vollkommen luftdurchlässig sind. Er machte z. B. folgende Versuche.

M (Figur 1) ist ein Stück einer Ziegelsteinmauer oder ein Sandstein; in den beiden Längsseiten sind Füllungen F eingemeißelt. In diese Füllungen passen genau hinein zwei Eisenplatten E und E[1]. Jede Eisenplatte ist durchbohrt und in die Bohrungen sind luftdicht die Röhren R eingesetzt. Um die Versuche auszuführen, setzt man die Eisenplatten E und E[1] so, wie es in Figur 2 ersichtlich ist, in die beiderseitigen Füllungen F und preßt sie durch Klammern K fest. Das ganze Mauerstück mitsamt den Eisenplatten wird dann mit einem Lack oder dergleichen luftdicht überstrichen. Setzt man nun an die Röhren R Gummischläuche an und taucht den einen in ein Gefäß mit Wasser, während man in den anderen Luft einbläst, so sieht man dieselbe durch das Wasser in Blasen entweichen. Auf diese Weise kann man auch, wenn man auf der einen Seite kräftig in den Gummischlauch bläst, ein vor den anderen Schlauch gehaltenes Licht auslöschen, und wenn man die eine Röhre R mit einem Gashahn verbindet, so kann man das durch den Stein hindurchgegangene und aus der anderen Röhre R ausströmende Gas anzünden. Läßt man die Steine dadurch, daß man den einen Gummischlauch in Wasser taucht und an dem anderen saugt, sich voll Wasser ziehen, so kann man dann nicht mehr hindurchblasen. Bekanntlich sind feuchte Wohnungen für die Gesundheit ihrer Bewohner sehr nachteilig; die Ursache davon liegt, wie aus dem letzten Experiment hervorgeht, wenigstens zum Teil darin, daß das Mauerwerk, welches sich mit Feuchtigkeit vollgesaugt hat, der Luft keinen Durchgang mehr gestattet, wodurch die Ventilation der Wohnung zum größten Teil aufgehoben wird.

Diese Porosität der Mauern ist somit für die Ventilation unserer Wohnräume von größtem Nutzen, unter Umständen kann sie aber auch höchst unangenehm werden. So gut wie die Mauern Luft durchlassen, so gut lassen sie auch, wie ja obiger Versuch mit dem Leuchtgase bewies, andere Gase hindurch. Wenn also z. B. bei einer Straßenleitung ein Bruch einer Gasröhre erfolgt, so sind die Mauern nicht im stande, uns vor dem ausströmenden Gase zu schützen. Dieses verbreitet sich durch den Boden in der Umgebung der Bruchstelle, durchdringt die Mauern der Häuser und gelangt so in die Wohnräume. Man kennt mehrere Todesfälle, welche dadurch hervorgerufen wurden, daß Gas aus undicht gewordenen, im Boden liegenden Leitungen ausströmte, auf die angegebene Weise in Wohnungen gelangte und schlafende Bewohner tötete.



Digitized by Google



Litterarische Notizen.



Es scheint, daß jene mächtige Bewegung, welche durch das Auftreten von Zola, Tolstoi und Ibsen bei uns veranlaßt wurde, allmählich in eine Bahn auslauten wird, deren Berechtigung nur veraltete Voreingenommenheit bestreiten kann: die Zeichen des Neuen, auch Berechtigten, einer neuen Art zu sehen und darzustellen, sind wahrnehmbar; was freilich gewisse unserer sogenannten Jüngsten bieten, kann als mißverstandene Nachahmung nur mitleidiges Lächeln erregen; allein auf dem Gebiete der Erzählungskunst liegen doch schon Versuche vor, die durchaus eigenartig sind und Aufmerksamkeit verdienen. Wer den neuesten Roman von Theodor Fontane, **Quitt** (Berlin, Wilhelm Hertz), liest, wird kaum glauben, daß der Verfasser ein siebzigjähriger Dichter ist; wer indessen Fontanes lyrische Poesien kennt, weiß, daß der hier gebotene urkräftige, gesunde Realismus nur eine Ausbildung künstlerischer Anlagen ist. Die Fabel der vorliegenden Geschichte ist eine höchst einfache: es handelt sich um einen Mord, welcher durch ein späteres arbeits- und entsagungsvolles Leben in Amerika gesühnt wird. Obadja Hornbostel, der Mennonitenprediger, in seinem Schreiben an den Kirchenvorstand zu Wolfsau meint es wenigstens: „Ich hoffe quitt" — eine Ansicht, die freilich der Geheimrat Esche nicht so im allgemeinen gelten lassen will. Das Leben in Schlesien schildert der Verfasser aus eigener Beobachtung poetisch anschaulich; all diese schlichten Menschen sind keine Ideenschemen; auch das amerikanische Bild, der zweite Teil des Romans, ist wohlgelungen. Das Ganze macht den Eindruck einer echt künstlerischen Arbeit; wer freilich vom Roman in erster Reihe eine groß angelegte, spannende Handlung verlangt, nach wohlbekannten Rezepten, der dürfte hier nicht seine Rechnung finden; doch die Vertreter dieser Ansicht sind ja wohl im Aussterben begriffen.

Noch kecker greift mitten ins Leben hinein, ein niemals abstoßendes Bild voll drastischer Naturwahrheit bietend, Karl v. Perfall mit seiner neuesten Erzählung: **Natürliche Liebe.** (Düsseldorf, Felix Bagel.) Dieser wilden Posthalterstochter, der Emerenz, die schließlich einen starken jungen Postillon heiratet, wird auch der Leser „gut sein", wie ihr die Personen des Romanes mit wenigen Ausnahmen alles verzeihen, weil sie eben etwas unerklärbar Anziehendes besitzt, obwohl sie, oder gerade weil sie — daher der Titel — in ihrem Wesen etwas zu eigen hat, was sie dem Begriffe Mensch nicht ähnlich macht vom ideal sittlichen, sondern einfach naturwissenschaftlichen Standpunkt aus.

Dürfte schon dieses fesselnde Werk bei sogenannten prüden Lesern Bedenken, aber unberechtigte, erregen, so gilt dies noch mehr von dem Erstlingsromane eines jüngeren Autors: Heinz Tovote, **Im Liebesrausch.** Berliner Roman. Zweite, durchgearbeitete und mit einem Vorwort versehene Auflage. (Berlin, Ad. Zoberbier.) Ist auch der Schluß nach alter, verwerflicher Schablone gearbeitet, so sind doch die einzelnen Figuren und Situationen so stimmungsvoll und zugleich plastisch hervorgehoben, daß man dem Dichter einzelne Überschwenglichkeiten zu gute halten muß. Jedenfalls besitzt Heinz Tovote die erste Anforderung an einen echten Erzähler in reichlichstem Maße: Kraft der stimmungsvollen Darstellungsgabe und ein „uninteressiertes Wohlgefallen" an Erscheinungen des Lebens.

Wer diesen Fundamentalunterschied zwischen echter Dichtung und von einer aus leeren Abstraktionen herstammenden sentimentalen Rhetorik im Bilde anschaulich vor sich haben will, der greife zu einem anderen Romane eines anderen „Mitstrebenden": **Der neue Gott,** Roman aus der Gegenwart von Hans Land. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Dieser Held des Romans ist der echte Phantasiegraf, der nur dem Papier sein Dasein verdankt. Dieser Graf, der ein Gutes in des Verfassers Augen thut, daß er ein Bündel socialistischer Papiere

Digitized by Google

an sich nimmt und damit unter dem krachenden Eise den Tod findet, kann nicht in das Heiligtum des neuen Gottes gelangen: weshalb? Eigentlich bleibt Land die Antwort für seinen nur aus der Idee geborenen Helden schuldig. Der wahre neue Gott, an den doch nicht bloß ein paar Straßenschreier glauben, dürfte wohl auch für echte Aristokraten noch einen Sitzplatz in seiner Kirche haben. Überhaupt merkt man, daß der Verfasser, eine kritische, negierende Natur, weniger nach dem Leben und seinen Erfahrungen geschildert hat, als sich vielmehr zu der prächtigen Idee seines neuen Gottes ein paar Schemen gesucht hat, welche die Zukunftsabsichten des Erzählers selber gehörig ins Licht setzen sollen. Dieser Roman, weit entfernt, die Spuren des neuesten Realismus zu wandeln, ist nur eine übertünchte Kopie nach Mustern aus vergangener Zeit; ein redefertiger Parlamentarier könnte ihn auch geschrieben haben.

Wenn auch der sogenannte kulturhistorische Roman von den Aposteln des neuesten Naturalismus in Acht und Bann erklärt worden ist, wobei vergessen wird, daß z. B. für einen Nichtberliner die Darstellung eines gewissen Kreises daselbst auch schon ein sittengeschichtliches Interesse voraussetzt, so kümmern sich jene Poeten, die es vor allem aufs Fabulieren, auf rein künstlerische Wirkungen abgesehen haben, um diese in ihrer Allgemeinheit falsche Regel gar nicht; der historische Roman treibt seine Blüten: neben vielen schlechten bessere und vorzügliche, wie eben die anderen Gattungen des Pseudo-Epos gleichfalls. Zu diesen besseren in ihrer Art gehört: **Gertrud von Soden**, eine Erzählung aus der Schwedenzeit von C. Quandt. (Braunschweig, Benno Goeritz.) Der Roman spielt in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges in Hinterpommern. Die einfache Handlung — es dreht sich um angeblichen Verwandtenmord, welcher einer Verbindung zwischen zwei Wesen hindernd im Wege steht — ist durch eine Fülle von lebendig geschauten Nebenpersonen zu einem harmonischen Ganzen vereinigt; das sittengeschichtliche Element tritt niemals mit störender Gelehrsamkeit zu Tage. Freilich wäre zu wünschen gewesen, daß die abschreckende Roheit dieser Zeit hier und da in Episoden mehr beleuchtet worden wäre.

Poetisch noch wertvoller ist die Leistung eines österreichischen Dichters: **Die beiden Fiedler**, Roman aus der Zeit des Bauernkrieges von Peter Philipp. (Wien, Carl Konegen.) Es war vor dreizehn Jahren, als der Verfasser mit seiner „Versinkenden Welt" berechtigtes Aufsehen erregte und große Hoffnungen erweckte; hatte ihm doch sebst der Dichter des „Königs von Sion" eine glänzende litterarische Zukunft prophezeit. 1881 erschien „Im Strome der Zeit"; und nun nach zehn Jahren das vorliegende Werk. Man sieht, der Dichter ließ und läßt sich Zeit, unberührt von der modernen Schreibehast, um seine Ideen ausreifen zu lassen. Die Dichtung behandelt die Lebensschicksale zweier junger Fiedler aus der Zeit des Bauernaufstandes; während der eine, Felix, am häuslichen Herde sein sonniges Leben als Burgvogt beschließen kann, findet der andere, eine düster angelegte Natur, seinen Tod, im Herzen mit sich begrabend die erwiderte Neigung zu seiner hochgeborenen Edith. Etwas von dem modernen Geiste des Socialdemokraten lebt in diesem Arnold, der nicht bloß einen Vater rächen will, sondern auch die Sache der armen Bauern für eine heilige hält — einen Standpunkt, den Peter Philipp selber vertritt. Der Stil ist ohne Manier, schlicht nnd einfach; nur hätten hier und da nach dem Vorbilde des „Götz" stärkere Töne können aufgetragen werden.

Eine Geschichte voll Edelmut und Selbstentsagung, wie sie leider im Leben gleich dem weißen Raben nur selten vorkommt, behandelt Frida Storck in ihrem Romane **Heinz Wolfram**. (Berlin, Otto Janke.) Unser von zwei edlen Schwestern, wie man sagt, bemutterter Held, jüngerer Bruder und Lehrer lernt ein junges Mädchen kennen und will sie heiraten. Er verzichtet, als er entdeckt, daß sie einen anderen liebt, den sie dann auch bekommt. Das edle Geschwistertrifolium setzt obendrein die Überglückliche zur Universalerbin ein. Das Ganze ist liebenswürdig vorgetragen; und nach der Lektüre des Buches wird sicherlich in mancher Leserbrust der Wunsch rege werden, mit solchen braven, seltenen Wundermenschen einmal persönlich verkehren zu dürfen.

Den Freunden des leider jüngst verstorbenen ausgezeichneten Romanerzählers und anmutigen Novellisten August Becker sei sein letztes Werk empfohlen, der Roman **Die graue Jette**. (Jena, Hermann Costenoble.) Das Werk vereinigt alle Vorzüge der früheren Arbeiten des Dichters von „Jungfriedel". Mag manchmal die Form der Darstellung nicht mehr recht zeitgemäß erscheinen, zu wenig dramatisch, zu sehr episch: wer weiß, ob nicht nach ein paar Jahren dieses für die Romantechnik künstlerisch wertvollere und allein berechtigte Princip wieder die Oberhand gewinnt.

Im Reich der Töne. Musikalische Novellen von Leopold v. Sacher-Masoch. (Mannheim, J. Bensheimer.) — Der Dichter, der nun seit Jahren uns vergeblich warten läßt auf Fortführung und Beendigung seines genialen Novellencyklus „Das Vermächtnis Kains", bietet hier anspruchslosen Lesern eine Reihe von kleinen Geschichten aus dem Leben großer Musiker, oder Novelletten, die sich mehr oder minder lustig mit Musikdilettanten beschäftigen.

Digitized by Google

Poesievoll sind die drei Wünsche, eine Episode aus Chopins Leben mit gar merkwürdigen Kapitelüberschriften; der „neue Hut“ über Bellini zeigt aber, daß der Verfasser allzu frei mit historischen Stoffen umspringt; immerhin ist das Ganze eine amüsante Lektüre.

Bedeutend höher an Kunstwert, Größe des Problems steht Hans Hoffmanns neueste, ernst-humoristische Novelle **Ruhm.** (Berlin, Gebr. Paetel.) Abgesehen von dem irreführenden Titel, der Größenwahn lauten müßte, zeigt uns hier Hans Hoffmann in einem Intermezzo, das den Kern bildet, das allmähliche, von mütterlicher Eitelkeit genährte Wachsen dieser unheimlichen Krankheit eines pommerschen Zeichenlehrers. Daß dieser noch gesunden wird, stellt unser optimistischer Poet in tröstliche Aussicht. Das Ganze umrankt eine humoristisch angehauchte Liebesgeschichte, die ohne künstlerischen Mißklang realistisch-natürlich mit jener Familientragödie verknüpft ist; man kann die wirklich poesievolle Novelle mit einem der wenigen, sonnig heiteren Notturnos Chopins vergleichen, worin nur der Mittelsatz düstere Tragik atmet; vielleicht hat auch unbewußt diese musikalische Technik dem Verfasser vorgeschwebt, jedenfalls ist der Kunstgriff vortrefflich gelungen.

Der neueste Roman von Hermann Heiberg, oder vielmehr, wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, der zweitvorletzte, betitelt sich **Ein Mann.** (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Es kam dem Verfasser diesmal wohl vor allem darauf an, uns in seinem Richard Tromholt gewissermaßen eine Fleisch und Blut gewordene Personifizierung des Kantschen kategorischen Imperativs zu zeichnen. Sind einzelne Nebenfiguren aus früheren Werken desselben Verfassers hinreichend bekannt, so entschädigen dafür die herrlichen Schilderungen von Heide und Moor, knapp und mit wenigen Strichen die rechte Stimmung im Leser erweckend: in diesem Punkte, der berechtigten Schilderung in der Erzählung, die niemals die ihr einmal immanenten Gesetze verletzt und mit der Technik des Malers oder Bildhauers konkurrieren will, steht Heiberg unter den neuen Erzählern einzig da; um dessenwillen verzeiht man ihm sogar einige Stilflüchtigkeiten, die sich leider bei der modernen, notwendig gewordenen Fapresto-Arbeit eines Schriftstellers kaum vermeiden lassen.

Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewsky, übersetzt von Wilhelm Henkel. Dritte verbesserte Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) -- Dieses Hauptwerk des großen russischen Naturalisten hat bekanntlich neben Zolas Germinal das Stichwort für die deutsche gleichartige Bewegung abgegeben. Daß auch das große deutsche gebildete Publikum nicht fremd für die Vorzüge und Eigenarten dieser specifisch slavischen Geistesschöpfung geblieben ist, beweist das Erscheinen einer dritten Auflage der Übersetzung des Originales. Meisterhaft ist die psychologische Durchführung des Haupthelden: ein armer Student spielt mit dem Gedanken, daß man jemanden, der von seinem Gelde keinen rechten Gebrauch mache, getrost morden könne, rücksichtslos wie die Natur selber. Dieser Gedanke wird seiner Herr, und Raskolnikow zum Mörder. Und nun? Nun fühlt er, was auf ihm lastet, schlimmer als Wahnsinn: schließlich folgt er dem Rat eines hingebenden Wesens, bekennt seine Schuld und geht mit ihr nach Sibirien, um hier ein neuer Mensch mit der alten Religion zu werden. Dies das Gerippe der Handlung, deren Idee für die alles nivellierende Gegenwart voll halbgebildeter Menschen von großer symbolischer Bedeutsamkeit ist. Dazu kommt eine Fülle scharf gezeichneter männlicher und weiblicher Personen, dem Leben abgelauscht, wahr vom Scheitel bis zur Zehe. In diesem Werke haben wir es mit einem wirklichen russischen Sittengemälde zu thun, bei dessen Betrachtung die üblichen Schlagworte wie Naturalismus und Pessimismus übrigens rasch ihren Wert verlieren. Aus einer poetischen Grundstimmung heraus ist das Ganze geschaffen und wirkt harmonisch.

Tilemann vom Wege. Historischer Roman von Ernst Wichert. (Leipzig, Carl Reißner.) — Der unermüdliche Erzähler bietet hiermit den Freunden und Freundinnen seiner Muse einen neuen Roman, welcher das Lieblings- und Heimatsland des Verfassers, die Provinz Preußen, zum Hintergrunde hat. Da bei derartigen Erzählungen, deren Reiz in der spannenden, mit Episoden geschickt durchflochtenen Handlung besteht, zu viel verraten würde, sollte der Gang dieser Geschichte genauer angeführt werden, so sei nur so viel gesagt: Tilemann vom Wege schließt sich an „Heinrich von Plauen“, den bekannten Roman desselben Verfassers, und behandelt den Kampf des deutschen Ordens gegen die Städte des Weichsellandes, die sich mit Polen verbündet haben. Wenn mancher auch hier und da ein wenig mehr Farbenauftrag gewünscht hätte — die Ritter und das Volk in ihren Kostümen stehen nicht so lebendig vor unserer Phantasie wie etwa die Menschen in der Flaubertschen Salambô —, so wird dieser Mangel doch vollauf ersetzt durch die innere Wahrhaftigkeit und so zu sagen Zeittreue der dargestellten Charaktere. Jedenfalls bietet das Werk auch Männern beim Lesen einen hohen Genuß, was man bekanntlich nicht von vielen Romanen der Gegenwart sagen kann.

Heroica. Von Karl Bleibtreu. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Unter diesem Titel,

Digitized by Google

bei dessen Niederschreiben der Verfasser wohl kaum an die nur mit einem großen dramatischen oder epischen Werke vergleichbare dritte Symphonie Beethovens gedacht hat, sind eine Reihe von meist kurz ausgeführten Schlachtenbildern vereinigt. Die Eigenart dieser Bleibtreuschen Domäne ist bekannt. Mit ähnlichen größeren Arbeiten desselben Verfassers halten sie keine Vergleichung aus, schon ihrer Kürze wegen; aber sie bringen doch den Namen Bleibtreus in angenehme Erinnerung; und dies war wohl auch der Zweck ihrer Zusammenstellung. Originell ist und besonders hervorhebenswert die „Barbarenschlacht“, die „Schlacht bei Plewna“ mit dem Nationalhelden Skobeleff schildernd, sowie das Charaktersituationsbild „Der letzte Puritaner“, Gordons Tod zu Chartum.

Eine Versuchung. Roman von Sophie Junghans. (Dresden, Verlag des Universum.) — Die Verfasserin hat es verstanden, immer spannend, oft ergreifend, manchmal nervenerregend zu schreiben. Dies gilt auch von dem vorliegenden Werke. Ob indessen der Hauptheld eine psychologisch mögliche Figur ist, dürfte stark bezweifelt werden. Auch sonst enthält der Roman vieles, was ihn eben zu einer angenehmen Unterhaltungslektüre stempelt, ihm aber nicht besonderen litterarischen Wert verleiht — frühere Werke derselben Verfasserin sind jedenfalls ihrem Thema und der Behandlung nach bedeutender gewesen.

Der Bauer auf dem Kreuzhofe. Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav v. Prielmayer, Freiherrn von Priel. (Leipzig, Joh. Ambr. Barth.) — Die Erzählung beruht zwar auf einer sehr gewagten Voraussetzung für moderne standesamtliche Verhältnisse, nämlich auf einer Kindervertauschung — aber im Laufe der Geschichte vergißt man dieses strafwürdige Vergehen und sieht vorahnungsvoll dem Schlusse entgegen, in welchem das vertauschte reiche, scheinbar arme Mädchen ihren anders ausgestatteten Geliebten zum Gemahl erhält; daneben tritt noch eine Reihe anderer Personen auf, mit frisch erzählten Episoden; auch die Schilderungen, ohne unkünstlerisch die Handlung wie Schlinggestrüppe zu umranken, verraten den Kenner und Beobachter dieser Lande; und so darf diese Bauerngeschichte getrost eine Vergleichung aushalten mit ähnlichen Erzählungen, die nur eine der großen Menge geläufigere Etikette tragen.

In der Festung. Roman von Marie von Mayerssy. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Die vorliegende Erzählung, trotz ihres Umfanges auf keiner Seite langweilig, kann unserer jungen Mädchenwelt aufs wärmste empfohlen werden: es handelt sich da um eine junge, bildhübsche Bettelbaronesse, eine arme Adlige, die nach mancherlei Irr- und Wirrsalen ihren reichen Majoratsherrn bekommt, indessen ein junger Privatsekretär zurückstehen muß und auf andere Weise sein Glück findet. Das Ganze ist voll harmlos liebenswürdiger Anmut und beweist doch zugleich, daß die Verfasserin nach lebenden Vorbildern gearbeitet hat.

Jal Mawel. Schatten des Todes. Zwei Geschichten aus dem Osten des Deutschen Reiches von Erich Fließ. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Zwei Posener Novellen, welche genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse dieser Provinz mit gemischter Bevölkerung bekunden. Die Technik der Erzählungskunst und die just nicht neuen Motive fesseln weniger als vielmehr die lebenswahre Darstellung gewisser Kreise und Gesellschaftsschichten; man empfindet es unwillkürlich, daß der bekannte Geist Polens in der Provinz noch immer umgeht. Gerade dieser Reiz des Fremdartigen macht auch die beiden Novellen lesenswert und drängt gewiß manchem Beobachtungen auf, die ans Polnische streifen und darum hier kaum am Platze sind.

Neu-Berlin. Erzählungen von Paul von Szczepanski. (Leipzig, Carl Reißner.) — Der Verfasser, dessen „Falzgräfin“ ein unverfälschtes Bild echten Berliner Lebens bot, ohne allzu grelle naturalistische Beigaben, hat in diesem Bande sechs Genrebilder vereinigt, die gleichfalls intimste Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse bekunden, ohne den Leser, dessen Phantasie nur poetisch gefesselt sein will, irgendwie zu beleidigen. Wie anmutend und rührend wirkt Wilhelm Recknagels Lebensgeschichte, der schließlich Fuhrherr wird und die Witwe seines Brotgebers heiratet! Wie drastisch und lebenswahr der Hausbesitzer Kuhnicke, der weiß, daß er in die Gesellschaften seines Schwiegersohnes, des Assessors, als ehemaliger Budiker nicht hineingehört!

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Th. Justus. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Der zierliche Band umfaßt sechs Geschichten, die in verschiedenen Gegenden und Zeiten des alten Deutschen Reiches römischer Nation spielen. „Von stolzer Höhe“ hat bekannte Vorgänge aus dem Ordensleben der Marienburg zum Vorwurf; „Unehrliche Leute“ bietet ein anmutiges Bild aus dem Spielmannsleben während der Herrschaft des münsterischen Bischofs Bernhard von Galen. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die glückliche Sprachbehandlung, die den Eindruck des Archaistischen treffend wiedergiebt, ohne unnatürlich zu werden.

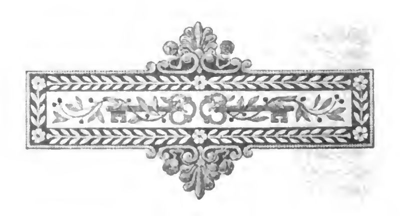
* * *

Unter den epischen Werken ausländischer Zunge, deren Bekanntschaft sich für jeden Gebildeten lohnt, ist in erster Linie zu nennen:

Digitized by Google

Die Schöpfung, von J. J. L. Ten Kate, aus dem Holländischen ins Deutsche übertragen durch Victor Zimmermann. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) — Ten Kate gehört zu den wenigen Dichtern, auf welche die Holländer mit Recht stolz sind; auch in dem vorliegenden Gedichte, das vor sechsundzwanzig Jahren vollendet wurde, treten die Eigentümlichkeiten des uns stammverwandten Wesens deutlich zu Tage; wird der Dichter in seiner Darstellungsweise hin und wieder ein wenig nüchtern, so liegt das eben in seinem Drange, wissenschaftlich begründete Wahrheit zu sagen. Die Schöpfung ist gleichsam eine naturwissenschaftliche Vision voll oft erhabener Schilderungen; wir sehen Moses in der Einsamkeit von „Midians Wüsteneien“; vor seinen Seheraugen entrollt sich in sieben grandiosen Bildern das Entstehen der Welt, wobei — und das ist das Eigentümliche der Auffassung Ten Kates — versucht wird, die neuesten Ergebnisse der einschlagenden Wissenschaften mit den Lapidarworten der Genesis in harmonievolle Übereinstimmung zu bringen. In gewissem Sinne könnte man diese phantasieprächtigen Bilder mit jenen machtvoll rauschenden Paraphrasen vergleichen, durch welche Virtuosen wie Liszt und andere irgend einer schlichten Melodie erst Leben, modern durchgeistigtes Leben verliehen haben. Nur die „Hymnen“ als Intermezzi dieser farbenvollen Fresken fallen gegen das übrige etwas ab durch die allzu nüchterne Behandlung der Sprache, die manchmal an bekannte, öde Gesangbuchsreimereien erinnert; hier wäre der echte Hymnenschwung am Platze, der uns Deutschen seit Klopstock so wohl vertraut ist. Was die Übersetzung anlangt, so ist die Arbeit Zimmermanns im allgemeinen zu loben; daß einzelne Härten, Ungelenkigkeiten und undeutsche Wendungen vorkommen, soll nicht verschwiegen werden, aber derartige Verstöße, die hier weniger Flüchtigkeiten zu sein scheinen als die Folge langjährigen Aufenthaltes in der Fremde, lassen sich bei einer zweiten Auflage leicht beseitigen. Jedenfalls verdient Ten Kates „Schöpfung“ die Beachtung aller Deutschen und kann denen, die des Holländischen nicht mächtig sind, in der vorliegenden Übertragung aufs wärmste empfohlen werden.

Bunte Blüten. Gedichte von Rudolf von Gottschall. (Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender.) — Nachdem erst im vorigen Jahre desselben Dichters echt modernes Poem „Merlins Wanderungen“ berechtigte Teilnahme bei allen Litteraturfreunden gefunden hat, überrascht uns der unermüdlich auf allen Gebieten Schaffende mit einem Bändchen Gedichte, deren jedes die Eigenart des phantasievollen und sprachgewaltigen Lyrikers zur Schau trägt. Ein Zug weltmüder Resignation macht sich in gewissen kleinen Liedercyklen bemerkbar, die doch trotz aller Objektivierung immer die geheimsten Seelenregungen des Poeten selber verraten. In den balladenartigen Dichtungen wie Ovid, Aspasia, Wera, Gordon, Christopher Marlow vereinigt sich Schwung der Diktion mit tiefer Auffassung und Durchdringung des Gegenstandes. Kann man die Bunten Blüten als Nachlese ansehen zu der früheren Lyrik Gottschalls, zumal zu jenen lange nicht genug gewürdigten Gedichten früherer Zeit, so ist diese Nachlese doch so gehalten, daß sie nichts Gemachtes, sondern nur Kraftvolles und Formvollendetes enthält.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Einbanddecken

zu den vollendeten Bänden

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte

in dunkelgrüner englischer Leinwand mit Goldpressung
auf Rücken und Decke

sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von — 1 Mk. 20 Pf. — zu beziehen; und zwar in zwei Ausgaben, nämlich

1) mit fortlaufender **Bandzahl.**

2) mit fortlaufender **Jahreszahl.**

Vollständiges

Inhalts-Verzeichniß

zu

Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften.

Enthaltend:

Autorenregister, Sachregister u. Illustrationsverzeichniß
des ersten bis fünfzigsten Bandes.

Format der Monatshefte. Preis geheftet 2 Mk. 40 Pf.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH

Alle Aufträge von M. 20.— an werden portofrei ausgeführt.

Königlich Sächs. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz.

Nichtgefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Abtheilung: Herren-Confection.



Havelock.

Havelocks.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 650. **Havelock** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel, aus **halbschwerem, reinwollenen Cheviot-Loden.** Sehr feiner Mantel. Vorräthig: **dunkelgrau** und **braun.**
M. 22,50.

Nr. 652. **Havelock** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel, aus **feinem Zwirn-Cheviot.** Sehr haltbares Kleidungsstück. Vorräthig: **grau** und **modefarben.**
M. 25,50.

Nr. 653. **Havelock** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine, ohne Aermel, aus **solidem, dunkelgemusterten Buckskin.** Pelerine in den Vordertheilen mit Zanella gefüttert. Vorräthig in **zwei Dessins.**
M. 30,—.

Nr. 420. **Havelock** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine aus **braunem, reinwollenen Diagonal-Cheviot,** ohne Aermel, Pelerine mit Wollatlas gefüttert; Steinnussknöpfe. Zum Reise- und Stadtgebrauch gleich empfehlenswerth.
M. 28,—.

Nr. 423. **Havelock** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine aus **gutem, dunkelbraun carrirten Cheviot,** ohne Aermel. Sehr praktisches Kleidungsstück, für jedes Wetter passend.
M. 29,25.

Schuwaloff.

Nr. 660. **Havelock** aus **schwarzem, reinwollenen Cheviot,** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel und Futter. Sehr praktisch und modern.
M. 31,50.

Schuwaloffs.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 634. **Schuwaloff,** einreihiger langer Paletot aus **feinem dauerhaften Diagonal-Cheviot,** mit gutem Wollatlas gefüttert. Eleganter Promenaden- und Reisepaletot. Knopfreihe sichtbar. Vorräthig: **modefarben u. braun.**
M. 34,—.

Nr. 636. **Schuwaloff,** einreihiger langer Paletot aus **gutem, eleganten Cheviot,** mit feinem Wollatlas gefüttert. Elegantes Kleidungsstück für jeden Gebrauch. Knopfreihe sichtbar. Vorräthig: **graublaumelirt u. modemelirt.**
M. 37,50.

Nr. 638. **Schuwaloff,** feiner einreihiger langer Paletot aus **modernem, carrirten Sommerstoff,** mit Serge gefüttert. Knopfreihe sichtbar. Sehr moderner Paletot. **Vorräthig in zwei Dessins.**
M. 40,—.

Nr. 639. **Schuwaloff,** eleganter langer Paletot aus **reinwollenem Cheviot mit Mohair-Effecten.** Mit wollenem Zanella gefüttert, in der Taille glatt gearbeitet. Sehr modern, für feineren Gebrauch passend. Vorräthig: **brauncarrirt** und **modecarrirt.**
M. 41,—.

Mäntel aus wasserdicht präparirten Stoffen.

Vorräthig in 7 Grössen.

Nr. 646. **Kaisermantel,** zweireihig, aus **halbschwerem, grauen Diagonal-Loden,** wasserdicht präparirt. Nur in den Aermeln gefüttert. Eleganter, haltbarer Jagd- und Reisemantel.
M. 38,—.

Nr. 640. **Havelock** mit halber (bis an die Schulter reichender) Pelerine, ohne Aermel, **aus couleurtem schweren Sommer-Melton;** porös wasserdicht präparirt und wetterfest. Elegantes und sehr praktisches Kleidungsstück für Reise und Promenade. Vorräthig: **grau, modebraun** und **marengo.**
M. 27,50.

Nr. 641. **Havelock** mit voller (ringsherum reichender) Pelerine, ohne Aermel, von **halbschwerem, bräunlichen Diagonal-Loden,** wasserdicht präparirt. Pelerine in den Vordertheilen gefüttert. Höchst praktisches, elegantes Kleidungsstück.
M. 37,—.

Unseren ungemein reichhaltigen **Special-Catalog** über **Herren-Confection** versenden wir **unberechnet** und **portofrei.**

Muster aller Stoffe versenden wir **unberechnet** und **portofrei.**



DEC 28 35

1941

Digitized by Google


Widener Library
3 2044 098 613 573
Digitized by Google